# Die Grenzboten

0902
.407

Library of

Princeton University.

nied Printed in Germany.

Digitized by Google

Inventarisirt im Bücherkatalog
d. Bibliothek d. M. Stat. Intendantur
unter: IV No 218
IV No. 218.

Die

# Grenzboten

## Zeitschrift

für

## Politik, Litteratur und Kunst

---

56. Jahrgang

Erstes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1897

ARCHIVA

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.407
Jahrs. 56
pt. 1
1997

Digitized by Google

# Inhaltsverzeichnis

## Jahrgang 1897. Erstes Vierteljahr


### Politik und Volkswirtschaft, Rechtspflege, Heer und Marine, Unterrichtswesen

Innere Politik oder äußere? S. 1.
Der juristische Zopf. S. 9. 67.
Der Ausstand in Hamburg. S. 42.
Unsre Postdampferlinien. Von Franz Horstmann. S. 57. 109.
Die Sonntagsruhe der Postbeamten. S. 75.
England in Ägypten. S. 105.
Dunkler Drang nach einem guten Rechtsweg. Von Richard Goldschmidt. 3. S. 119.
Die Arbeitsverhältnisse in der Konfektionsindustrie. S. 132.
Unser Offiziererſatz. S. 153.
Die Verkehrsmittel in Deutsch-Ostafrika. Von H. Wagner. S. 157.
Die Pflicht der Einzelnen. S. 183.
Die Geldsammlungen für den Hamburger Ausstand. S. 191.
Kleinstaaterei und Sondergeist im Reichslande. Von E. Kühn. S. 209.
Der Ausstand als Waffe im Lohnkampf. S. 216.
Die Ernennung der Mitglieder des Reichsgerichts. Gegenbemerkungen. S. 222.
Der Friede von Adis Abeba und seine Folgen. Von Karl von Bruchhausen. S. 265.
Zur Kritik des Marxismus. Von Carl Jentsch. S. 281. 335.
Ein sozialpolitischer Rückblick. S. 291.
Antiker und moderner Militarismus. S. 321.
Zoll- und handelspolitische Aussichten. S. 330.
Kreta. S. 369.
Der Diktaturparagraph und das Sozialistengesetz. Von Emil Kühn. S. 373.
Englische Offenherzigkeiten. S. 417.
Die Nachwuchs der ländlichen Arbeiter. S. 419.
Griechenland und Kreta. S. 465.
Zur Einkommensteuerveranlagung in Preußen. S. 471.
Der Nebenverdienst des höhern Lehrerstandes. S. 478.
Kaiser Wilhelm der Siegreiche. S. 513.
Die moderne tribunitia potestas. S. 516.
Griechenland und die Großmächte. S. 542.
Der Zusammenhang von äußerer und innerer Politik. S. 561. 623.
Zu der Frage des Wahlrechts. Von Emil Kühn. S. 570.
Der Katholizismus im Staatsdienst. S 617.

### Litteratur und Kunst

Die Berliner Schillerpreisdramen. S. 24.
Essays. S. 33.
Der Verfall des historischen Romans. S. 83.
Die sterbende Dichtkunst. Von A. Bartels. S. 171. 228.
Das schlimme Karlchen. S. 297.
John Gabriel Borkman. S. 347.
Der Kunstgenuß des Laien. Von Wolfgang von Oettingen. S. 393.
Goethes Lieder in den Kompositionen seiner Zeitgenossen. Von G. Wustmann. S. 431.
Gottfried Keller und seine Novellen. Von Karl Kinzel. S. 444. 488. 526.
Pan in Dresden und München. S. 452.
Eine Geschichte von Florenz. S. 576. 632.
Neue Novellen. S. 585.
Reiseschilderungen. S. 643.

### Verschiednes

Naturforschung und Weltanschauung. Von A. Landerer. S. 17.
Von der Schriftstellerei. Von Th. Brix. S. 138.
Zur mittelalterlichen Wirtschaftsgeschichte. S. 164.
Jenseits der Mainlinie. Von Carl Jentsch. S. 235. 384.
Die Abschaffung des Adels. S. 247.
Die Entstehung des Staatsschuldenwesens und der Börsen. S. 274.
Skizzen aus unserm heutigen Volksleben. Von Fritz Anders. Neue Folge. 4. Ein Ehrenhandel. S. 303. 5. Was der Herr Konsistorialrat für Erfahrungen machte. S. 591.
Die Feme Von Julius Franz. S. 354.
Karl V. und die Fugger. S. 520.
Zur Naturgeschichte der Maler. S. 648.

### Maßgebliches und Unmaßgebliches

Europa wird klerikal. S. 48. — Der Reichstag und die Flotte. S. 50. — Das Leipziger Meßjubiläum. S. 53. — In exitu Israel ex Aegypto. S. 91. — Die Arbeitsverhältnisse in der Konfektionsindustrie. S. 93. — Deutsche und Engländer in Samoa. S. 95. — Goethes Königsleutnant. S. 97. — Morituri. S. 100. — Ziergläser. S. 101. — Nationaler Egoismus in verschiednen Gestalten. S. 147. — Das Überspannen des Bogens. S. 149. — Brennende Fragen. S. 195. — Der neueste Kurs. S. 198. — Die Erhöhung der Offiziergehalte. S. 202. — Oberlehrer, Richter und Offiziere. S. 204. — Verlagsmißbräuche. S. 205. — Von der Unfallversicherung. S. 252. — Aus der Kommission für Arbeiterstatistik. S. 256. — Schattenseiten in der Justiz. S. 259. — Die Juden als Soldaten. S. 260. — Agrarier-, Arbeiter- und Händlersorgen. S. 315. — Ein deutsches Arbeitsamt. S. 318. — Vom europäischen Konzert. S. 364. — High-life. S. 366. — Europa und Asien. S. 402. — Die Lehren des Hamburger Ausstands. S. 404. — Die


611995

Digitized by Google

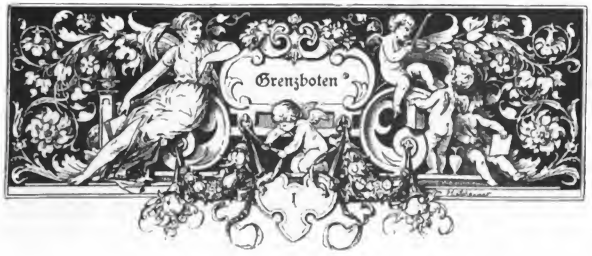
deutschen Agrarier in ungarischer Beleuchtung. S. 408. — Vaterländische Kriegsandenken. S. 411. — Königl. Fachingen. S. 413. — Europa hat Ruh. S. 459. — Zur Frage über den Zeichenunterricht. S. 461. — Geplänkel. S. 496. — Gegen den Umsturz. S. 501. — Sozialwissenschaftliche Studien. S. 503. — Ein neuer Nekrolog der Deutschen. S. 506. — Clara Schumann bei Goethe. S. 508. — Die österreichischen Wahlen. S. 546. — Militarismus und Reserveoffizier. S. 549. — Noch eine Schattenseite in der Justiz. S. 561. — Theodor von Bernhardis Lebenserinnerungen. S. 552. — Von der schönen kapitalistischen Gesellschaftsordnung. S. 599. — Zum Gesetzentwurf über das Auswanderungswesen. S. 601. — National-sozial und sozialdemokratisch. S. 604. — Der Gefechtswert der Kriegsflotten. S. 607. — Handelsstand und Kriegsmarine. S. 611. — Völker und Parlamente. S. 653. — Die freiwilligen Zwangsinnungen. S. 656. — Tendenziöser Unterricht. S. 659. — Die Agrarier und die Wissenschaft. S. 662.

## Besprochne Bücher

E. von Wildenbruch, Heinrich und Heinrichs Geschlecht. S. 24.
G. Hauptmann, Die versunkne Glocke. S. 24.
K. Th. Heigel, Geschichtliche Bilder. S. 34.
A. von Berger, Studien und Kritiken. S. 36.
K. Fischer, Hamlet. S. 37.
J. Schipper, Der Bacon-Bacillus. S. 37.
O. Gildemeister, Essays. S. 37.
M. Ferdinand, Manidis. S. 55.
G. A. Müller, Aus dem Goethekreise. S. 56.
F. A. Louvier, Chiffre und Kabbala in Goethes Faust. S. 56.
O. Mysing, Nach der Sündflut. S. 84.
H. van Horst, Die Apostelfürsten. S. 86.
A. Kleedahn, Der Zauber des Südens. S. 87.
G. Weber, Corisande von Mauléon. S. 87.
A. Ohorn, Um Glauben und Glück. S. 88.
W. Jensen, Der Hohenstaufen Ausgang. S. 88.
M. Schubart, Goethes Königsleutnant. S. 98.
H. Sudermann, Morituri. S. 100.
Hand- u Lehrbuch d. Staatswissensch. S. 102.
J. W. Grosse, Ursachen und Wirkungen. S. 103.
H. Haas u. a., Schleswig-Holstein. S. 151.
H. Schröder, Oberlehrer, Richter und Offiziere. S. 204.
K. von Reinhardstöttner, Vom Baierwalde. S. 262.
H. Schaumberger, Im Hirtenhaus. S. 262.
L. Helvesi, Die Althofleute. S. 263.
L. Lauff, Herodias. S. 263.
J. V. Widmann, Maikäferkomödie. S. 264.
R. Waldmüller, Liebesstürme. S. 264.
R. Ehrenberg, Das Zeitalter der Fugger. S. 275. 521.
M. Lorenz, Die marxistische Sozialdemokratie. S. 281.
W. Sombart, Sozialismus und soziale Bewegung. S. 281.
A. von Wenckstern, Marx. S. 281.
A. Held, Sozialismus, Sozialdemokratie und Sozialpolitik. S. 292.
La vie d'un homme. S. 300.
H. Ibsen, John Gabriel Borkman. S. 347.
Ungarische Agrarpolitik. S. 408.
H. Freese, Fabrikantensorgen. S. 414.
H. von Meyerinck, Praktische Maßregeln zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit. S. 415.
von der Goltz, Die Zukunft der Landbevölkerung. S. 416.
M. Friedländer, Gedichte von Goethe in Kompositionen seiner Zeitgenossen. S. 435.
J. Baechtold, Gottfried Kellers Leben. S. 445. 488. 526.
L. Guthart, Pastor Hammer. S. 464.
G. Ebe, Deutsche Eigenart in der bildenden Kunst. S. 509.
F. W. Schubart, Die Glocken im Herzogtum Anhalt. S. 510.
A. Matthias, Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin? S. 510.
G. Lothholz, Pädagogik der Neuzeit. S. 510.
M. Nordau, Entartung. S. 511.
A. Baissermann, Dantes Spuren in Italien. S. 312.
Th. von Bernhardi, Tagebuchblätter. S. 552.
K. Baedeker, Ägypten. S. 558.
K. Baedeker, Spanien und Portugal. S. 558.
H. Kufahl, Duellbuch. S. 560.
R. Davidsohn, Geschichte von Florenz. S. 576.
A. Achleitner, Grenzerleut. S. 587.
J. Syrutschek, Dorffrieden und Alpenwildnis. S. 587.
O. Ernst, Kartäusergeschichten. S. 587.
E. von Schönaich-Carolath, Drei Novellen. S. 587.
G. und L. von Buchwald, Villa Möhl. S. 588.
W. Immisch, Hochflut der Liebe. S. 588.
G. Klitscher, An Weibes Herzen. S. 588.
S. Kohn, Alte und neue Erzählungen. S. 588.
G. Meinecke, Aus dem Kreoleulande. S. 589.
G. Meinecke, Texanisches und Kreolisches. S. 589.
R. Lindau, Türkische Geschichten. S. 589.
K. Pröll, Am Seelentelephon. S. 590.
E. Pollo, Verwehte und frische Spuren. S. 590.
E. Felsen, Höhere Töchter. S. 590.
F. Lotheißen, Geschichte der französischen Litteratur. S. 615.
W. Liebknecht, Karl Marx zum Gedächtnis. S. 616.
Charles S. Devas, Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. S. 664.
Richard Fick, Die soziale Gliederung. S. 665.
Otto Harnack, Deutsches Kunstleben. S. 667.
E. Belschner, Im Kampf des Lebens. S. 668.

Digitized by Google

d. Bibliothek d. Kl. Stat. Intend.
unter:




# Innere Politik oder äußere?

Wir jungen Deutschen von heute sind die Söhne unsrer Väter auch in politischer Beziehung, aber solche, denen es im Vaterhause zu eng geworden ist. Aus jeder der alten Parteien sind Abteilungen ausgezogen, haben sich zusammengethan und bilden die kampfbereite Jugend, ein ver sacrum, das bereit ist aufzubrechen, um sich in der fremden Zukunft neue eigne Feinde und eigne Arbeit zu suchen. Was uns allen gemein ist, das ist eigentlich nur die Unzufriedenheit mit der Gegenwart und die Hoffnung auf die Zukunft, Eigenschaften, die nun einmal von den Fehlern und Vorzügen der Jugend untrennbar sind. Aber in einem Punkte denkt wohl die große Mehrzahl gleich. Das Wort „Sozialisten“ hat für uns den gehässigen Klang verloren, den es von 1878 her hatte; im Gegenteil, wir lieben das Wort, wir spielen damit wie Knaben mit Früchten, die eben noch verboten waren. Einige von uns nennen sich christlich-sozial, andre deutsch-sozial, noch andre national-sozial, ja manche scheuen sich sogar nicht, sich als Demokraten zu bekennen. Somit wären sie denn Sozialdemokraten. Und dennoch trennt uns ein Schlachtfeld von der Partei, die eigentlich diesen Namen führt.

Ein Wort ist es, das uns grundsätzlich und immer von jenen Sozialdemokraten scheiden wird, das Wort „Revolution.“ Wir lächeln über die, die glauben, die Sicherheit und das Glück der Ärmsten mit einem Putsch, einem Kladderadatsch, einer Revolution zu erreichen. Wir können die wirtschaftliche Kultur von oben her beobachten. Wir wissen, wie verletzlich, wie zart der Organismus einer Wirtschaft von fünfzig Millionen Menschen ist. Jede plötzliche Störung muß Schaden bringen. Sowie eine Revolution auch nur geahnt wird, stehen hunderte von Betrieben still, sind tausende von



Digitized by Google

Menschen brotlos. Die Folge einer Revolution kann niemals das Glück der Ärmsten, sondern nur Hunger und Elend sein. Die Sozialisten sagen: Das wirtschaftliche System von heute, das auf dem engen Boden Deutschlands fünfzig Millionen Menschen ernährt, ist plump, unsicher, fehlerhaft. Mag sein. Aber wenn es verbessert werden soll, so kann das nur durch anhaltende, mühevolle Kulturarbeit geschehen, nicht durch eine Revolution. So denken wir.

Noch ein zweites Wort ist es, das die sozialdemokratischen Köpfe heiß macht: das Wort „Kapitalismus," oder, schärfer zu bestimmen, was gemeint ist: Privatkapital. Auch dieses Wort sollte eine Losung sein, die jene alten Sozialdemokraten und uns scheidet wie zwei feindliche Heere. Aber es will uns scheinen, als ob viele von uns Jungen nicht ganz frei wären von jenem echt sozialdemokratischen Haß gegen das Privatkapital. Von solchen wird der Großbesitzer abgemalt als ein verstockter Sünder, der zwar die Macht hätte, allen Menschen zur Glückseligkeit zu verhelfen, aber aus Bosheit vorzieht, alle im Elend zu halten. Es wäre ein Unglück für das deutsche Volk, wenn die Führer der neuesten sozialen Bewegung blind würden gegen die Grenzen des Möglichen und wie die Sozialdemokraten mehr versprächen, als sie halten können. Wer sich zum Volkstribunen macht, der muß genau das Gefühl der Verantwortlichkeit für die Erfüllbarkeit seiner Versprechungen haben, wie ein Minister auch, sonst gehört er nicht unter die Regierer, sondern unter die Verführer des Volks. Will die neue Partei ebenso wie die alte ihre Kessel mit dem Neid und der Begehrlichkeit der Kleinen heizen, so werden ihr freilich die Kohlen nicht ausgehen, aber sie wird eine wilde Fahrt machen.

Da nun alle Tage reichlich von Sozialisten aller Art gegen das Privatkapital geschrieben wird und ihm seine Sünden vorgehalten werden, so wollen wir einmal von unserm Standpunkt aus für das Privatkapital schreiben und sowohl seine Verdienste als auch seine Ohnmacht dagegen halten. Von unserm Standpunkt aus; das soll heißen: von dem Standpunkte des wissenschaftlichen Sozialismus aus, der sagt: Bloß die Arbeit ist es, die Werte schafft. Aber sie erhält nur einen kleinen Teil des Geschaffnen, sagen die Gegner, das übrige zahlt sie als Tribut an die, die durch allerlei Rechtstitel im Besitze der Arbeitsmittel oder, allgemeiner gesprochen, der Arbeitsgelegenheit sind. Zugegeben, aber nun kommt der Sprung aus der Wissenschaft in die Politik, aus den Thatsachen in die Utopie. Der Agitator fährt fort: Wenn dieser Tribut nicht wäre, so brauchtet ihr nicht so furchtbar zu arbeiten, ihr brauchtet nicht zu hungern, ihr würdet nicht krank werden, ihr könntet eure Kinder ehrlich erziehen, euer Elend wäre vorbei. Liegt es nicht nahe, erst einmal die Höhe jenes Tributs an die Kapitalisten zu überschlagen, ehe man es unternimmt, daraus die Kosten der allgemeinen Glückseligkeit zu bestreiten?

In der „Zeit," dem Organ der neuesten sozialistischen Bewegung, lesen wir: 75 Prozent aller erwerbsfähigen Deutschen haben ein Einkommen unter

Digitized by Google

neunhundert Mark, 99 Prozent haben ein Einkommen unter sechstausend Mark. Der Mitarbeiter der „Zeit“ schließt daraus auf eine soziale Krankheit. Eine andre Folgerung dürfte näher liegen: nämlich daß die Hilfe recht ohnmächtig sein würde, die aus einer andern Verteilung der nationalen Reichtümer kommen soll. Für uns ist das Überraschende an diesen Zahlen immer die Thatsache gewesen, daß die Zahl der bedrückten Lohnarbeiter so groß und die Kopfzahl der „Schmarotzer“ so über Erwarten klein ist. Die Basis der Pyramide ist breit, und es sieht nicht so aus, als ob es ihr sehr sauer werden könnte, die kleine Spitze zu tragen.

Der Neid der Ärmern wird natürlich alle Einkommen über zweitausend Mark für Luxus und darum für verteilungsfähig erklären. Darin irrt er aber. Nach Marx muß der Lohn mindestens die Reproduktionskosten des Arbeiters betragen. Wir glauben nicht, daß die Reproduktionskosten des Standes der Richter, des Standes der Ärzte, der Kaufleute, der Betriebsleiter einen geringeren Gehalt erlauben, als heute meist gezahlt wird, vielmehr wird im sozialistischen Staate ein höherer Gesamtgehalt an die Beamtenklasse nötig werden, da in manchem Beruf heutzutage die Reproduktion der Arbeiter nur mit Zuschuß möglich ist. In den mittlern Einkommen sind also nicht die Schätze zu finden, die nur gehoben zu werden brauchen, um alle Welt glücklich zu machen. Wir müssen uns zu den reichsten wenden.

Man weiß ja heute von der preußischen Einkommensteuer her, wie die irdischen Glücksgüter verteilt sind. Wie groß mag die Summe aller großen Einkommen bei uns sein, die achttausend Mark übersteigen? Es wäre von hohem Interesse, diesen Tribut, den die Arbeit an die Besitzer zahlt, jenem andern Tribut gegenüberzustellen, den die Arbeit auf Grund der Reichsversicherungsgesetze an die Unterstützungsbedürftigen zahlt, und der in einigen Jahren, wie man sagt, die Höhe einer halben Milliarde jährlich erreichen wird. Man beklagt oft, daß diese Unterstützungen so gering seien, obwohl sie doch nur an einen Teil der Volksgenossen verteilt würden. Sollte aber das Gesamteinkommen der Reichen wirklich zehnmal oder zwanzigmal größer sein, so würde es doch, wenn es an alle verteilt würde, eine ebenso geringe Hilfe bilden.

Nun könnte man einwenden: Das sind die Einkommen, aber wo bleiben die Riesenvermögen? An der angeführten Stelle in der „Zeit“ kommt erst noch der Haupttrumpf für die Beweisführung der sozialen Krankheit: 14,05 Prozent des steuerfähigen Vermögens sind in den Händen von 0,016 Prozent der Bevölkerung! Das heißt ins Deutsche übersetzt: Auf sechstausend Menschen kommt erst einer, der ein wirklich großes Vermögen hat. Wie reich muß er also sein, um jenen sechstausend aus seinem Überfluß zu helfen?

Die modernen Vermögen bestehen aber nicht in Gold oder Rinderherden, sondern in Papier. Diese Millionen sind nur Fiktionen, die ihren Wert verlieren in dem Augenblick, wo die dazu gehörigen Rechtsverhältnisse nicht mehr

Digitized by Google

gelten, die schon unwahr werden, wenn ein Krieg oder eine Revolution den ruhigen Gang der Geschäfte stört. Diese Aktien und Hypotheken gelten eigentlich nur für einen Augenblick wirklich so viel in Gold oder Lebensmitteln, als sie anzeigen, nämlich dann, wenn sie von einem Kapitalisten an den andern verkauft werden. Beschlössen aber alle Kapitalisten, ihre Papiere zu verkaufen, so würden diese Papiere eben nur Papier sein, weil niemand dawäre, der „Realitäten" dafür geben könnte. Und so würde es auch den Proletariern gehen, wenn sie die Vermögen der Reichen teilen wollten. Sie würden von allen Millionen Rothschilds nur Papier übrig behalten und das Anrecht auf Rente aus diesem Landgut oder jener Fabrik, vorausgesetzt, daß beide noch gut im Stande wären und mit Erfolg wirtschafteten.

Wie groß ist also der Fonds, aus dem die Kurkosten des allgemeinen Elends bestritten werden sollen? Das ist eine Frage der Zahlen, die das Einkommen der Reichsten im Volke angeben. Ob sich damit viel Thränen werden trocknen lassen? In der „Zeit" sind zuweilen adhortationes ad populum zu lesen, z. B. „Ihr Postillone, ihr bekommt nur 1,50 täglich Lohn! Das ist zu wenig. In Frankfurt am Main kann man damit nicht leben!" Ei, es müssen tausende damit in Frankfurt leben und hunderttausende im ganzen Reiche. Dieser Lohn liegt eher über dem Durchschnitt, weil er keinen Tag im Jahre ausfällt. Ist es denn wirklich nur eine Sache des guten Willens, hunderttausenden ihren Lohn auch nur um einen Groschen täglich zu erhöhen? Und wenn sie diesen Groschen haben, bekommen sie dafür auch ein Stück Brot mehr?

Das Privatkapital erfüllt zur Zeit einige wichtige Aufgaben, die auch in einem sozialistisch geordneten Staate nicht vernachlässigt werden dürfen. Ein großer Teil des Tributs, den die Arbeit an die Besitzer der Arbeitsgelegenheit zahlt, wird von diesen nicht verbraucht, sondern aufgespeichert und benutzt zur Erweiterung der Produktion, das heißt dazu, immer größere Menschenmassen gewinnbringend zu beschäftigen, eine sehr gemeinnützige Aufgabe, der sich auch eine sozialistische Gesellschaft nicht wird entziehen können gegenüber der Thatsache, daß es das Volk liebt, zu wachsen, die aber in jener neuen Welt riesengroß werden könnte, wenn nicht Heiratsbeschränkungen eingeführt werden. Es genügt nicht, daß man zu denen, die als Volkszuwachs ins Leben treten, sagt: Arbeitet! Damit ist die Existenzfrage noch nicht gelöst. Denn in der sozialistischen Bibel von Karl Marx steht wohl: „Nur die Arbeit schafft Werte," aber nicht „jede Arbeit schafft Werte."

Wieviel mag wohl heute das Privatkapital für diese Zwecke von seinem Einkommen abgeben? Wer da weiß, was bei heutigem Zinsfuß dazu gehört, aus einem Einkommen ein Vermögen zu sparen, der wird es nicht gering anschlagen. Der Stolz der reichen Leute dieser Zeit ist nicht der Luxus, sondern die Vermehrung ihres Vermögens. Viele von ihnen arbeiten wie die Pferde an der Erweiterung der Produktion und dienen dabei dem Gemein-

Digitized by Google

wohl. Ob die Büreaukraten des sozialistischen Staates ebenso übereifrig sein werden? Büreaukraten pflegen mit ihrer Arbeitskraft nicht verschwenderisch umzugehen.

Das Privatkapital trägt auch zum größten Teil das Risiko der Produktion. Der Arbeiter denkt, Kapitalisten könnten nur gewinnen. Sie können aber auch verlieren. Die Betriebe, die dankbar sind und Rente tragen, sind überall zu sehen, die aber, die bankerott geworden sind und Vermögen verschluckt haben, sind nicht zu sehen, weil sie verschwunden sind. Aus diesen Betrieben ging der Arbeiter nach Hause mit Lohn für eine Arbeit, die keinen Mehrwert geschaffen, ja überhaupt keinen entsprechenden Wert geschaffen hat, weil sie aus irgend einem unvorhergesehenen Grunde nicht der gesellschaftlichen Durchschnittsarbeit entsprach. Der Unternehmer hatte sich eben verrechnet. Werden sich die zukünftigen Direktoren der sozialistischen Produktion nicht verrechnen? Wenn unter der feudalen Wirtschaft Mißernten vorkamen, so litten unter ihnen hauptsächlich die kleinen Frohnleute; ihre Entbehrungen mußten den Ausfall decken. Der Lohnarbeiter von heute hat keine solchen Sorgen. Er bekommt seinen Lohn, ob der Herr viel oder wenig erntet oder auch gar nicht auf seine Kosten kommt. Verluste durch schlechte Ernten ohne Teuerung, durch Überschwemmung von Bergwerken, durch Verminderung der Rentabilität ganzer Betriebsarten, z. B. der Landwirtschaft, werden heute in erster Linie vom Privatkapital getragen. Würde es ein Fortschritt sein, wenn man die arbeitende Klasse wieder am Gewinn und Verlust beteiligen wollte? Auch im sozialistischen Staate wird es eine Profitrate geben müssen, einen Zins, der erstens aufgespeichert wird für die beständige Erweiterung der Produktion, zweitens bestimmt ist, das Risiko zu decken. Da man nun heute die auffallende Beobachtung macht, daß alle staatlichen Versicherungen teurer wirtschaften als private, so ist anzunehmen, daß auch die Direktoren der sozialistischen Arbeit teurer wirtschaften werden als die Unternehmer von heute.

Nach Abzug dieser gemeinnützigen Ausgaben des Kapitels bleibt der Teil des Einkommens übrig, der für den Luxus verbraucht, für schöne Kleider, Häuser, Equipagen, Champagner und Austern, Kunstwerke und ästhetische Genüsse aller Art ausgegeben wird. Doch wollen wir nicht vergessen, daß sich auch hierunter noch öffentliche Ausgaben des Privatkapitals verstecken. Kunst und Wissenschaft, Kunsthandwerk, Pferdezucht, Gartenzucht und allerlei andrer nützlicher Sport haben ihre Existenzmittel bisher nur zum kleinsten Teile vom Staat erhalten oder aus dem Geschäft gezogen. Verbieten wir den Privatreichtum, so werden nicht nur die notwendigen Beamten, Lehrer, Erfinder, Nationalökonomen fehlen, denen bisher ihre gemeinnützige Arbeit nur mit Zuschuß von eignem oder fremdem Priatvermögen möglich war, sondern wir ermorden auch im Mutterleibe die zukünftigen Raphael und Mozart. Denn zu den Künsten gehört Muße. In jener Zukunft aber wird nicht nur jedermann

Digitized by Google

arbeiten, sondern jedermann wird arbeiten müssen. Der sozialistische Staat wird Mittel zu finden haben, dieser Verarmung unsrer Kultur vorzubeugen.

Nachdem auch diese Abzüge gemacht sind, bleibt endlich der Teil des Tributs der Arbeit übrig (nach dem Urteil derer, die keinen Anteil daran haben, ein recht großer Teil), der von dem Privatbesitz für „wirklichen Luxus" verbraucht wird, schönen und unschönen, anständigen und unanständigen, bescheidnen und unbescheidnen, und mit diesem Überfluß der Reichen soll dem Elend der Armen geholfen werden. Jedermann aber wird einsehen, daß man auch diesen Goldstrom nicht leichtsinnig durch andre Taschen leiten darf. Man läuft sonst Gefahr, ebensoviel zu schaden als zu nützen. Verbietet ihr den Reichen ihren Luxus in schönen Wagen, um damit Arbeitslose zu füttern, so werden bald ebensoviel hungrige Wagenarbeiter vor euern Thüren stehen, die Arbeit und Brot verlangen. Die Reichen verschlucken ja nicht das Geld, das ihnen ihre Arbeiter verdient haben, sondern sie geben es wieder aus als Arbeitslöhne, und zwar alles ohne Abzug. Trinkt ein Gutsbesitzer eine Flasche feinen Rheinwein, so zahlt er darin Arbeitslöhne für Transport und Winzerarbeit, freilich auch noch einen Beitrag für Bodenrente an den Besitzer des Weingutes. Aber der ist ja auch Kapitalist, das Geld ist also vorläufig noch in der Kapitalistenklasse geblieben, der eine hat dem andern einen Teil des von ihm eroberten Mehrwertes abgegeben. Aber schließlich kehrt auch dieser Teil als Arbeitslohn an die Arbeiter zurück. Bloß die ins Ausland gehenden Summen sind zu beklagen. Aber unsre Arbeiter denken ja international, vielleicht mit Recht, denn auch diese Summen kommen wieder.

Worin besteht also der Reichtum der Reichen? Nicht darin, daß sie den Armen das Brot vom Munde wegnehmen. Um ihretwillen braucht in Deutschland keiner zu hungern. Es können sich mit ihnen so viel Menschen in unserm Vaterlande durchschlagen, wie ohne sie! Ihr Reichtum besteht in ihrer Macht; darin, daß sie den einen Teil der Arbeiter länger arbeiten lassen, damit ein andrer Teil Zeit hat, für den Luxus der Herren zu sorgen. Die große Masse schafft Brot, Kleider, Häuser, Bier und Cigarren für sich selbst und noch ein wenig mehr, und diesen Überschuß geben die Herren an eine andre Truppe, die sich dafür mit Luxusgütern erkenntlich zeigt.

Man könnte ja nun die Herren der Arbeit übergehen und den Mehrwert unmittelbar an die ehemaligen Luxusarbeiter zahlen. Man würde dann die Erfahrung machen, daß gar keine Glücksgüter übrig wären, außer der freien Zeit dieser Arbeiterklasse, die nun in der Lage wäre, den andern einen Teil ihres Tagewerks abzunehmen oder bei gleichbleibender Arbeitszeit für einen bescheidnen Überfluß und Komfort aller zu arbeiten. Wieviel das abwerfen würde, hängt von dem Zahlenverhältnis der Luxusarbeiter zu den Gesamtarbeitern ab, aber nur derer, die für den Staat der Reichen, nicht auch derer, die für den Flitter der Armen arbeiten, worüber es nicht schwer sein kann

Digitized by Google

eine Anschauung zu gewinnen. Aus diesem Zahlenverhältnis kann man denn auch schließen auf die Masse des Mehrwertes, die durch die Hände der Herren an ihre Diener kommt, und die die Größe des Reichtums der Reichen zuverlässig angiebt.

Luxussteuern sind von jeher nur wenig ergiebig gewesen. Es will uns darum scheinen, als ob der Luxus nur einen kleinen Teil der nationalen Arbeit in Anspruch nehmen könnte, und als ob für die Armen nicht viel gewonnen werden würde, wenn ihre Herren in der Versenkung verschwänden. Wir für unsre Person sind außerdem altmodisch genug, noch an den alten Malthus zu glauben, der behauptet, daß jede Erleichterung ihres Loses von den untern Klassen mit einer Vermehrung des Kindersegens beantwortet wird — denn das ist der Luxus, auf den sie Wert legen —, es sei denn, daß jene langsame Steigerung der Bedürfnisse, in der sich die fortschreitende Kultur der untern Klassen anzeigt, wirksam entgegenarbeitet.

Eins nur würde mit Sicherheit bei solcher Ausschaltung der Herren erreicht werden: es würde vieles von dem erfrieren, was wir bisher als die Blüten unsrer Kultur geliebt haben. „Keine Kultur, sagt Friedrich Nietzsche irgendwo, ohne Sklaverei, und wo eine feinere Kultur gegründet werden soll, da handelt es sich immer nur um eine feinere, versteckte Art von Sklaverei.“ Der antike Herr ließ einen Teil seiner Sklaven das Notwendige hervorbringen, andre dienten seinem Wohlleben. Ebenso ist es noch heute. Hier sind die Lohnarbeiter, die das Notwendige hervorbringen, dort die, die die Luxusgüter schaffen, und zwar für die, die nach dem Ausdruck der Engländer das command of labour haben, für die Herren der Arbeit. Wer dem Volke vorredet, es könnte seine Herren loswerden, verspricht ihm zu viel. Ja, diese Herren wohl, aber es bekommt andre dafür, und zwar rohere, rücksichtslosere, Leute, die noch nicht ganz das Gewissen von Herren haben, Leute seinesgleichen. Regiert muß werden. Darum wird auch im sozialistischen Staate die Menge ihre Herren finden: Herren, die im Besitze der Arbeitsgelegenheit sind, die das Kommando über die Arbeit haben, Arbeitgeber, die die Macht haben und dementsprechend angesehen werden wollen. Einen Unterschied nur wird es geben. Es kann jeder bei Gelegenheit einmal Herr werden, aber leider nicht alle, nur jeder. Nun, geht denn das heute nicht auch schon?

Aber wenn auch nicht die Herren, den Luxus der Herren wird man dann doch los sein? Vielleicht. Aber ist denn der Luxus heute so groß? Wo sind denn die Reichen, die wochenlang offne Tafel halten können, wie die Fürsten des Mittelalters? Oder steht die heutige Verschwendung zur Lebenshaltung des Volkes in dem Gegensatze, wie die Pracht des sächsischen Hofes im vorigen Jahrhundert zur Armut des Landvolkes? Wieviel Herren sind denn heute noch in der Lage, sich einen persönlichen Diener halten zu können, was doch vor hundert Jahren allgemein war? Der Stolz der Herren dieses Zeitalters

Digitized by Google

ist Arbeit, viel Arbeit. Ja man hat die heutige Vergröberung des Geschmacks und der Sitten darauf zurückgeführt, daß die Reichen zuviel Arbeits- und Erwerbssinn haben, aber sehr wenig Sinn für vornehmen Luxus.

Sollten aber die zukünftigen Herren gar keinen Sinn für Luxus haben, so würde auch das dem Volke nicht recht sein. Panem et circenses — das Volk will nicht nur Brot, sondern auch Spiele. Die Schauspieler aber, die es am meisten liebt, sind seine Großen, seine Fürsten, seine Edeln. Die sollen ihm allerlei rührsame Stücke von Vaterlandsliebe, Todesverachtung, Sittenreinheit und Weisheit aufführen, und wehe ihnen, wenn sie wie kleine Leute denken und sich verstecken. Sie müssen sich in ihrem Glanze zeigen und weltbewegende Thaten thun. Sonst wird das Publikum ungeduldig und verlangt andre. Sparsamkeit und Bescheidenheit sind kleinbürgerliche Tugenden, die dem nicht anstehen, der über Großes befiehlt. So denkt das Volk.

Wo bleibt aber noch Sozialismus bei solchen Anschauungen? Der den Schulzwang einführte, das war der erste praktische Sozialist. Daß jedermann bei uns lesen kann, das giebt der Bewegung des vierten Standes ihre innere Berechtigung. Der ihm das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht gab, das war der zweite Sozialist. Denn nachdem man die Menge bewaffnet hat, kann man nicht umhin, dafür zu sorgen, daß sie nicht durch Hunger gefährlich werde. Bei diesen beiden mögen sich die Leute beklagen, denen die wirtschaftliche und politische Befreiung der Arbeiter unbequem ist. Uns aber ist diese Straße gerade recht, wir wollen auf diesem Wege weiter. Der vierte Stand ist nunmehr als politische Macht in die Welt gesetzt. Was einmal lebendig ist, kann man nicht anders wieder wegbringen als durch Mord und Totschlag. Wer möchte es wohl ernstlich unternehmen, den vierten Stand in seiner Kultur um ein Jahrhundert wieder zurückzubringen? Mag sein, daß das deutsche Volk, als es am frühesten unter den großen Völkern der europäischen Kultur jenes höchst freisinnige Wahlrecht erhielt, etwas zu früh mündig gesprochen ist. Aber seit Jahrhunderten schon war es für die Demokratie vorbereitet worden. Nun kann es bloß noch regiert werden mit einer Politik, die bei allem auch das Wohlbefinden des vierten Standes berücksichtigt. Wer aber die Troika hat leiten können, der wird auch noch vierspännig fahren lernen. Es gilt über dem unvermeidlichen Ausschuß, dem Pöbel, den die europäischen Kulturvölker wohl nie ganz los werden können, einen Arbeiterstand zu schaffen, der in einiger Sicherheit und Behaglichkeit nicht bloß von der Hand in den Mund lebt. Mit ein bischen Besitz und ein bischen Behagen stellen sich auch die weitern Tugenden der Kleinbürgerlichkeit ein: der kleine Hochmut des Besitzes, die friedfertige Bequemlichkeit, das Mißbehagen an der brotlosen Kunst der Politik.

Gerade ein solcher vierter Stand bildet den eigentlichen Reichtum einer Nation, nicht die papiernen Kapitalien, und erst mit solchen Leuten können

Digitized by Google

die blutigen und unblutigen Schlachten der Zukunft geschlagen werden. Jedermann, auch der geringste, der den deutschen Namen trägt, soll dieses Namens wert sein. Das ist das Ideal unsers nationalen Sozialismus.

Wir wollen kein „Proletariat" — das ist zugleich das dritte Wort, das uns von der zünftigen Sozialdemokratie scheidet, die doch erst durchs Elend alle Menschen ins irdische Himmelreich führen will.

Wenn nun im Volke selbst nicht genug vorhanden ist, alle Kinder glücklich zu machen, sollte man da die Reichtümer nicht jenseits der Grenzen suchen? Möge die äußere Politik so glücklich sein, sie zu finden! Sie ist mächtiger als ihre Schwester, die innere, die Politik der Verteilung.

## Der juristische Zopf

Der allseitige Widerspruch, den die von der preußischen Justizverwaltung in Aussicht genommene Auswahl unter den Gerichtsassessoren gefunden hat, gründete sich, wie noch in frischer Erinnerung steht, auf das Mißtrauen gegen die Grundsätze, von denen, wie man befürchtete, diese Auswahl in Wirklichkeit geleitet sein würde. Man nahm allgemein an, es würden dabei nicht sowohl die fähigsten, gescheitesten und charaktervollsten Männer den Vorzug erhalten, sondern auch ohne es geradezu zu beabsichtigen, werde es sich ganz von selbst ergeben, daß die Streber, die Geschmeidigen, die sich den Launen und Schwächen der Vorgesetzten geschickt anpassen, den Mitbewerbern den Rang ablaufen würden, und das Ende werde eine Verminderung der Unabhängigkeit des Richterstandes sein, die doch mit Recht für eine der wesentlichsten Bürgschaften eines gesunden öffentlichen Lebens gilt.

So berechtigt auch diese in juristischen wie in Laienkreisen so lebhaft hervorgetretene Strömung gewesen ist, so läßt sich doch nicht verkennen, daß dabei eine ganz bestimmte, sehr wesentliche Seite der Frage nicht die ihr gebührende Beachtung gefunden hat. Wir geben zu, daß eine bestimmte Absicht über die Art, wie die Ergänzung des Richterstandes in Zukunft vorgenommen werden sollte, von vornherein in den maßgebenden Kreisen bestanden hat. Gewisse Bemerkungen über Mangel an gesellschaftlicher Vornehmheit, wie sie bei den parlamentarischen Verhandlungen und in einigen Zeitungen laut wurden, ferner die Äußerung des Justizministers über die zulässige Zahl der jüdischen Richter geben ja ungefähr einen Anhalt dafür, wie sich die Freunde



Digitized by Google

der beabsichtigten Einrichtung deren Verwirklichung gedacht haben. Auch daß manche Leute dabei die Hoffnung gehegt haben, Männer von unabhängiger politischer Gesinnung aus dem Richterstande möglichst auszuschließen, wird nicht gut in Abrede zu stellen sein. Aber den eigentlichen Kern der ganzen Sache trifft das alles nicht, der wahre Grund für die geplante Neuerung ist an andrer Stelle zu suchen.

Wer viel mit Juristen verkehrt, der konnte schon lange ein in den Richterkreisen allgemein verbreitetes, sehr lebhaftes Mißvergnügen darüber bemerken, daß die besten und begabtesten Leute unter dem jungen Nachwuchs der eigentlichen Richterlaufbahn vielfach verloren gingen. Sie gingen zur allgemeinen Staatsverwaltung, in den Gemeindedienst, zur Eisenbahnverwaltung, in das landwirtschaftliche und das Kultusministerium über, ganz zu schweigen von einer Reihe besondrer ihnen ebenfalls offenstehender Stellen in andern Zweigen des Staatsdienstes. Überall öffnete sich ihnen eine verhältnismäßig raschere, an äußern Ehren und zum Teil auch nach der Art der auszuübenden Thätigkeit bevorzugte Laufbahn. Da aber alle diese Verwaltungszweige nur eine ganz bestimmte Zahl von Bewerbern annehmen und demgemäß die Auswahl haben, so war das Ergebnis im allgemeinen das, daß die begabtern unter den Assessoren in jene begünstigten Laufbahnen übertraten, und für die Erneuerung des Richterstands im allgemeinen die weniger begabten übrig blieben. Daß dabei auch noch andre Umstände mitspielen, daß insbesondre bei der Annahme der Bewerber für die allgemeine Verwaltung, die in der Regel schon nach zweijähriger Dienstzeit als Referendar erfolgt, die gesellschaftlichen Eigenschaften sehr ins Gewicht fallen, soll keineswegs verkannt werden. Aber im ganzen liegt die Sache so, wie ich es eben angegeben habe, oder — was auf dasselbe hinauskommt — in den Richterkreisen herrscht die Meinung, daß die Sache so liege, und die Frage, wie dieser Zustand zu bessern sei, ist in diesen Kreisen schon längst aufs eifrigste erörtert worden.

Eine gewisse Abhilfe scheint ja nun dadurch versucht worden zu sein, daß die Assessoren, die im Examen mit „gut" bestanden hatten, die „Prädikatsassessoren," bei der Meldung zur ersten Anstellung bevorzugt wurden. Aber wie es scheint, ist dieses Mittel nur in geringem Umfange angewandt worden, jedenfalls hat es keine große Wirkung gehabt. Die vielbesprochne, oben erwähnte Regierungsvorlage hatte jedenfalls zum guten Teile den Zweck, ein wirksameres Mittel zu schaffen, die begabten Kräfte für die Richterlaufbahn zu erhalten. Läge die Auswahl, um die es sich dabei handelt, überall in der Hand einsichtiger, vorurteilsloser und charaktervoller Männer, so ließe sich auch gegen die beabsichtigte Einrichtung nichts einwenden. Da aber überall gegen diese Einsicht ein starkes und, wie man nicht leugnen kann, auch berechtigtes Mißtrauen besteht, so wird an einen Erfolg auf diesem Wege im Ernst nicht zu denken sein.

Digitized by Google

Es giebt aber ein andres Mittel, ein Mittel, zu dessen Anwendung man sich früher oder später umso mehr wird entschließen müssen, weil es geeignet erscheint, zugleich viel größere Übelstände in unserm öffentlichen Leben zu beseitigen.

Wenn so viele gute Kräfte der Richterlaufbahn verloren gehen, so ist das, wie gesagt, die Folge davon, daß diesen guten Kräften so viele andre, glänzendere Laufbahnen offen stehen. Man geht nicht fehl, wenn man annimmt, daß sehr viele Juristen, die nach dem Examen aus dem eigentlichen Rechtsdienst ausscheiden, von vornherein gar nicht die Absicht gehabt haben, den Richterberuf zu ergreifen. Aber auch unter denen, die nachher in die Richterlaufbahn eintreten, sind ohne Zweifel nicht wenige, die eigentlich andre Absichten hatten und nur, weil sie an der Verwirklichung dieser Absichten durch die Bevorzugung befähigterer Bewerber gehindert werden, in der Richterlaufbahn verbleiben. Das Studium der Rechte wird eben von viel mehr jungen Leuten ergriffen, als es bei normalen Zuständen der Fall sein sollte. Der Grund für diesen Zudrang liegt auf der Hand, es ist die Vielseitigkeit der Verwendung, die den Juristen in unserm Staatswesen beschieden ist. Das Zeugnis über die juristische Vorbildung öffnet die Thür zu einer großen Zahl von Berufen, und zwar auch gerade zu den glänzendsten und angesehensten Stellungen, die unser öffentliches Leben überhaupt zu vergeben hat. Da kann man wohl mit Recht fragen, ob denn dieser Zustand gesund, ob wirklich für so viele Zweige die juristische Vorbildung die einzige zweckmäßige oder wenigstens die geeignetste Vorbildung sei. Eine Antwort auf diese Frage wird am sichersten gewonnen werden, wenn man eine Reihe besonders bezeichnender Beispiele einer nähern Betrachtung unterwirft.

Beginnen wir mit dem Kaiserlichen Patentamt, bei dem die Stelle des Präsidenten wie die sämtlichen Stellen der Vorstände für die einzelnen Abteilungen in den Händen von Männern mit juristischer Vorbildung sind. Dabei ist noch zu bemerken, daß der Präsident bei jeder der drei bisher vorgekommnen Stellenbesetzungen aus einer dem Patentwesen völlig fremden Sphäre heraus zur Leitung des Patentamts berufen worden ist. Der erste Inhaber der Stelle war vorher Generalkonsul, der zweite Mitglied des Reichsbankdirektoriums, der dritte (gegenwärtige) vortragender Rat im Reichsamt des Innern gewesen.

Fragen wir: welche besondre Anforderungen an die Rechtskenntnis stellt die Thätigkeit im Patentamt? so ist die Antwort sehr einfach. Man braucht genau so viel Verstandesschärfe und allgemeine Denkkraft, als zum Verständnis und zur richtigen Anwendung des Patentgesetzes nötig ist, von positiven Gesetzkenntnissen ist nur die Vertrautheit mit einigen besondern, im Patentgesetz ausdrücklich angeführten Bestimmungen formeller Art erforderlich, die sich jeder, der gesunden Menschenverstand hat, in einer Stunde aneignen kann. Alle übrige juristische Ausbildung ist völlig, aber auch völlig überflüssig, ja man

Digitized by Google

kann vielleicht sagen, sie ist sogar schädlich, weil sie geeignet ist, den Blick auf das Äußerliche und Nebensächliche zu lenken. Die Schwierigkeit in der dem Patentamt obliegenden Urteilsfindung liegt ja durchaus nicht in der Form, hinsichtlich deren das Patentgesetz ganz klare, von einem Kinde zu begreifende Vorschriften giebt, sie liegt jedesmal in der rein sachlichen Prüfung, inwieweit die vorliegende Patentanmeldung als wirklich neu anerkannt werden kann. Für diese sachliche Prüfung nützt die juristische Vorbildung nicht das geringste, daher liegt diese Prüfung auch wesentlich in den Händen der technischen Mitglieder des Patentamts.

Nun wird man vielleicht einwenden, daß die ganz besondre Art der Thätigkeit, der sich der Techniker vielfach hingiebt, geeignet sei, den Blick zu verengen, die allgemein logischen Gesichtspunkte in den Hintergrund zu drängen und so zu schiefen und einseitigen Urteilen zu verleiten. Dieser Einwand ist auch nicht unberechtigt, es ist eine an sich ganz glückliche Einrichtung, daß das Schlußurteil der über eine Anmeldung entscheidenden Abteilung von einem Kollegium gefaßt wird, in dem zwar die technischen Mitglieder die Mehrheit haben, dem aber auch ein nichttechnisches angehören muß (in der Berufungsinstanz ist die Beteiligung zwei solcher Mitglieder an der Urteilsfällung erforderlich). Warum aber diese nichttechnischen Mitglieder gerade Juristen sein müssen, ist durchaus nicht einzusehen. Die Aufgabe solcher Mitglieder kann doch nur die sein, der Einseitigkeit der Techniker entgegenzutreten, die unabweisliche Berücksichtigung der allgemeinen Gesichtspunkte zu sichern. Dazu ist erforderlich, daß man sich von den spezifischen, rein gewohnheitsmäßigen Anschauungen freihält, in die sich der Fachtechniker unter Umständen leicht verrennt, aber vor allem ist dazu doch ein gewisses Maß von Fachkenntnis erfordetlich. Wer gar nichts von der Technik, von der der Technik zu Grunde liegenden Naturwissenschaft versteht, wie soll ein solcher Mann der sachtechnischen Einseitigkeit wirksam entgegentreten können, woher soll er die Fähigkeit schöpfen, in dem Streite zwischen den Vertretern verschiedner Einseitigkeiten seine Stimme sachgemäß zu Gunsten der besser begründeten Meinung in die Wagschale zu werfen?

Das verstehen denn auch in der That die juristischen Mitglieder des Patentamts recht wenig. Damit sie aber nun doch das Bewußtsein einer nützlichen Thätigkeit haben, achten sie mit großer Sorgfalt auf die Erfüllung der formellen Bestimmungen, auf das Einhalten der Fristen, auf die büreaumäßige Erledigung der Eingänge, sie helfen dazu, dem ganzen Geschäftsgange des Patentamts den büreaukratischen Charakter zu geben, von dem die Interessenten im allgemeinen recht wenig erbaut sind.

Der Fanatiker des Juristenprivilegiums ist nun freilich schnell mit der Behauptung bei der Hand, daß das juristische Studium den Verstand mehr schärfe als irgend ein andres; er schlägt den Vorsprung, den diese angebliche

Digitized by Google

Verstandesschärfung gewährt, so hoch an, daß er ihn als ausreichenden Ersatz für den Mangel an Fachkenntnis ansieht. Aber im Publikum schätzt man die Verstandesschärfe der Juristen schon seit langer Zeit weit niedriger. Es sind in neuerer Zeit zu viel Urteile und Urteilsbegründungen der wunderbarsten Art, selbst bei höhern Gerichtshöfen, vorgekommen, die das Vertrauen zu der Schärfe des juristischen Denkens mächtig erschüttert haben.

Und ist es denn in der That so, daß der Stoff, an dem der Jurist seine Denkkraft übt, alle andern Stoffe durch den Zwang zu scharfer Auffassung so wesentlich übertreffe? Bieten nicht die Naturwissenschaften dafür einen ebenso guten, ja in vieler Hinsicht bessern Anlaß? In Wahrheit muß man sagen, daß nirgends höhere Anforderungen an die Klarheit und Schärfe des Denkens gestellt werden, als in der gegenwärtigen Naturforschung, insbesondre in ihren exakten Zweigen.

Man stelle also getrost an die Spitze des Patentamts überhaupt, wie an die Spitze der einzelnen Abteilungen geeignete Vertreter der Naturwissenschaft, Männer, die durch ihre Ausbildung mit den Grundlagen der Technik genügend vertraut und durch die ganze Art ihres Studiums vor der fachtechnischen Einseitigkeit genügend geschützt sind, um bei den einzelnen vom Patentamt zu erledigenden Fragen im Streite der Techniker eine wirklich sachgemäße Entscheidung fällen zu können. Die formelle Gewandtheit in der äußerlichen Erledigung der Geschäfte werden sich solche Männer ebenso gut aneignen können wie die Juristen; besteht doch die Anforderung zur Entfaltung solcher Gewandtheit auch außerhalb der juristischen Kreise in sehr viel Beamten- wie bürgerlichen Stellungen, und lehrt doch die Erfahrung, daß dieser Anforderung fast immer entsprochen wird. Für die Erledigung der rein rechtlichen Fragen, die beim Patentamt neben der eigentlichen Berufsthätigkeit etwa noch auftauchen könnten, mögen ein oder zwei Syndici sorgen.

Als zweites Beispiel haben wir die Eisenbahnverwaltung gewählt, wo der „Assessorismus“ besonders üppige Blüten treibt. Nach der gegenwärtigen Organisation des preußischen Staatseisenbahnbetriebes giebt es zwanzig Eisenbahndirektionen. Von den zwanzig Präsidenten dieser Direktionen sind siebzehn Juristen, drei Techniker; der dem Ressort vorgesetzte „Minister der öffentlichen Arbeiten“ ist selbst Jurist. In jeder Eisenbahndirektion wirken unter dem Präsidenten ein technischer Oberbaurat und ein juristischer Oberregierungsrat, das weitere Personal an höhern Beamten besteht aus technischen Bau- und Maschineninspektoren, sowie aus juristischen Regierungsräten und Regierungsassessoren.

Während in der Besetzung der Präsidentenstellen die Bevorzugung der Juristen schon in der Zahl schlagend hervortritt, findet sie in den untern Stellen dadurch ihren Ausdruck, daß die Juristen weit früher in den Rang des Regierungsrats einrücken als die Techniker, die Bau- und Maschineninspektoren; diese

Digitized by Google

erhalten im allgemeinen erst in einem um zehn Jahre höhern Lebensalter den Rang eines Regierungs- und Baurats.

Die Klagen über diese Zustände sind so bekannt und so alt, daß über den thatsächlichen Sachverhalt kurz hinweggegangen werden kann. Um so notwendiger ist eine Beleuchtung der Gründe, mit denen seinerzeit der Minister der öffentlichen Arbeiten im Abgeordnetenhause diese Zustände zu rechtfertigen versucht hat. Er sagte, die Bevorzugung von juristisch gebildeten Beamten in den leitenden Stellungen sei deshalb nötig, weil dort der technische Betrieb verhältnismäßig zurücktrete, und die rechtlichen und volkswirtschaftlichen Seiten des Eisenbahnwesens die Hauptrolle spielten. Wenn aber der Minister damit Recht hätte, daß für die Beurteilung der Fragen, die in dem Geschäftsbetrieb der Eisenbahndirektionen die Hauptrolle spielen, die juristische Vorbildung notwendig sei, so dürften doch an dieser Stelle nur Juristen verwendet werden, und es wäre auch für die drei Techniker, die jetzt als Eisenbahndirektionspräsidenten angestellt sind, kein Raum. Wenn es thatsächlich doch möglich ist, daß diese Stellen von nicht juristisch gebildeten Fachmännern sachgemäß verwaltet werden, dann fällt der Beweisgrund des Ministers von selbst in sich zusammen.

Aber die Sache ist damit durchaus nicht erledigt. Es muß unter allen Umständen dagegen Verwahrung eingelegt werden, daß die rechtliche und die volkswirtschaftliche Seite des Eisenbahnbetriebs als mit einander zusammenhängend hingestellt werden. Rechtsfragen werden ja im Eisenbahnwesen stets auftreten, namentlich bei neuen Anlagen, wo es sich um Landerwerbungen u. dgl. handelt, aber kein Mensch kann doch behaupten, daß diese Rechtsfragen den Kern des Eisenbahnwesens bildeten. Zu ihrer Bearbeitung mögen rechtsverständige Syndici in geeigneter Anzahl angestellt werden; es wird sich das umso mehr empfehlen, als die im Eisenbahndienst angestellten Juristen aus den Richterkreisen, aus denen sie stammen, fast durchgängig viel zu lange herausgetreten sind, als daß sie über die Rechtsfragen noch mit vollkommener Sicherheit urteilen könnten. Thatsächlich wird auch bei jeder irgendwie verwickelten Frage das Gutachten eines noch wirklich im Rechtsleben stehenden Juristen, eines Rechtsanwalts oder Richters, eingeholt. Was aber die volkswirtschaftliche Befähigung anlangt, so kann man hier wirklich sagen: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. In Wahrheit darf man fragen: Welchen Vorteil in volkswirtschaftlicher Hinsicht hat denn der Eisenbahnassessorismus unserm Verkehrswesen bisher gebracht? Haben wir nicht im Personenverkehr den alten Postkutschentarif noch heute? Ist nicht im Güterverkehr die einzige von weiterm Blick zeigende Maßregel, die Einführung der Staffeltarife, schleunigst wieder rückgängig gemacht werden? Wo ist der wirklich von hohen Gesichtspunkten urteilende Nationalökonom, der in das verwickelte, aus tausend Zufälligkeiten systemlos herausgewachsene Gewirr unsrer Tarifbestimmungen

Digitized by Google

eine einheitliche Ordnung brächte, dieses Sammelsurium von Gelegenheits- und Verlegenheitsbestimmungen zu einem vernünftigen System umarbeitete? Diogenes, stecke deine Laterne an und suche unter unsern juristischen Eisenbahnbeamten, ob du diesen Mann finden kannst! Was haben wir dagegen erlebt! Einführung von allerhand Erschwerungen des Verkehrs, die Bahnsteigsperre, das nie zu kontrollirende, zweifellos immer wieder übertretene Verbot der Übertragung der Rückfahrkarten, die zum Teil geradezu erheiternd wirkende Buntheit in der Einzelgestaltung der Rundreise- und Sommerfahrkarten, über die ab und zu von der Presse unter der Rubrik „Tarifkuriosa der Eisenbahnverwaltung" berichtet wird, den unverständlichen Widerstand gegen die Einführung der in Süddeutschland längst bestehenden längern Giltigkeit für die Rückfahrkarten usw., lauter Maßregeln, die durchaus nicht von volkswirtschaftlicher Einsicht, wohl aber von einer sehr starken Ausprägung der Ansicht Zeugnis ablegen, daß das Eisenbahnwesen ein dankbares Gebiet für den Erlaß von allerhand die Bewegungsfreiheit einschränkenden Verordnungen bilde, das die Büreaukratie des grünen Tisches sich schlechterdings nicht entgehen lassen dürfe.

Das alles ist ja aber nur natürlich. Wer dem Kreise, in dem er zu thun hat, innerlich fern steht, der hält sich an die Äußerlichkeiten. Das ist die eigentliche Signatur unsrer Eisenbahnbüreaukratie. Sie verfällt um so eher auf die Ausbrütung solcher verkehrshindernder „Reglements," als der laufende Geschäftsbetrieb hinsichtlich des Verkehrs ja nur dem Namen nach in den Händen der juristischen Regierungsräte, in Wahrheit in den Händen der Eisenbahnsekretäre ruht; diese verrichten — das ist ein öffentliches Geheimnis — die laufende Arbeit thatsächlich fast ganz selbständig.

Gewiß ist es richtig, daß auch hier der rein technische Betrieb, wie jeder einseitige Betrieb, die Gefahr in sich birgt, den Blick zu verengen. Ebenso ist es zweifellos, daß die Bedürfnisse des technischen Betriebs nur die eine Seite des Eisenbahnwesens bilden, und daß eine entscheidende Bedeutung darin die kaufmännisch-volkswirtschaftliche Seite hat. Aber eine juristische Seite läßt sich dem Eisenbahnbetrieb eigentlich nirgends abgewinnen, auf keinen Fall spielt das Recht darin eine Hauptrolle.

Was ist die natürliche Folgerung aus diesem Sachverhalt? Doch nur die, daß die Eisenbahnbehörden aus Männern von betriebstechnischer und von kaufmännisch-volkswirtschaftlicher Vorbildung zusammengesetzt sein, daß in die leitenden Stellen Männer berufen werden müßten, die, aus der einen dieser beiden Klassen hervorgegangen, doch auch für die andre Seite sich den nötigen freien Blick bewahrt haben. Diese volkswirtschaftlich-kaufmännische Vorbildung aber wäre jedenfalls andrer Art, als die, über die unsre Eisenbahnassessoren zur Zeit verfügen. Es würde zweckmäßigerweise eine halb akademische, halb aus der Kenntnis des praktischen Lebens hervorgegangne Bildung sein müssen,

Digitized by Google

etwa von der Art, wie sie in der Regel von dem Sekretär einer größern Handelskammer erfordert wird.

Was soeben über die unberechtigte Bevorzugung der Juristen im Eisenbahndienst gesagt worden ist, gilt mit sinngemäßen Abänderungen noch von einer ganzen Reihe andrer Ressorts im Staatsdienste. Eine ganze Reihe von Dienstzweigen leidet unter dem Vorurteil, daß der — mit der Materie selbst meist nicht genügend bekannte — Jurist sich eben durch seine von dieser Fachfärbung freigebliebne juristische Ausbildung den weitern Blick bewahrt habe, der zur gehörigen Ausfüllung der leitenden Stellungen erforderlich sei. Man kann sagen: es ist nur die Postverwaltung, die sich von diesem Eindringen der Juristen freigehalten hat; geschadet hat das der Entwicklung unsers Postwesens sicherlich nicht.

Von den mannichfachen Beispielen, die man für die Herrschaft dieses Vorurteils noch anführen könnte, wollen wir als eines der bezeichnendsten nur noch das Gebiet der Unterrichtsverwaltung anführen, in dem nicht nur der Minister, der Unterstaatssekretär und die Direktoren der beiden Schulabteilungen Juristen sind, sondern auch unter den zweiundzwanzig vortragenden Räten beider Abteilungen sich nur sechs von nichtjuristischer Bildung befinden. Entsprechend sind die Provinzialschulkollegien zusammengesetzt, wo auf vier juristisch vorgebildete Mitglieder (Oberpräsident, Regierungspräsident, Justitiar und Verwaltungsrat) zwei bis drei schulmännisch vorgebildete Provinzialschulräte kommen. Daß bei solcher Zusammensetzung der Schulbehörden, bei der die eigentlichen Sachverständigen nach ihrer Zahl und dem ihnen eingeräumten Range durchaus im Hintertreffen stehen, die ganze Behandlung der Schulverhältnisse einen viel zu büreaukratisch äußerlichen Charakter tragen muß, liegt auf der Hand. Wieviel dabei teils an unzweckmäßigen, teils an vollkommen überflüssigen, im wirklichen Schulleben einfach unbeachtet bleibenden Verfügungen zu stande kommt, davon kann man von Lehrern der höhern Schulen, wenn sie einmal ihrem Herzen Luft machen, die ergötzlichsten Dinge erzählen hören. Soweit auch die Ansichten dieser Lehrer hinsichtlich der Schulorganisationsfragen auseinandergehen, in einem Punkte herrscht zwischen den ausgeprägten Anhängern des alten Gymnasialunterrichts und den lebhaftesten Verfechtern der Schulreform eine auffallende Übereinstimmung, nämlich in dem Urteil über die Weisheit der Schulbehörden.

Es giebt kaum ein Gebiet unsers öffentlichen Lebens, auf dem ein so starkes Verlangen nach zeitgemäßen Reformen vorhanden wäre, wie das des Schulwesens. Diesem Verlangen gegenüber eine entschiedne Stellung einzunehmen, den berechtigten Forderungen der Neuerer rechtzeitig entgegenzukommen, um zu verhindern, daß durch eine überstürzte Reform auch das Bewahrenswerte in den bisherigen Verhältnissen mit weggeschwemmt werde, das wäre eine Aufgabe, würdig des Chefs der Unterrichtsverwaltung in einem

Digitized by Google

Staate, der sich so, wie der preußische, seiner Fürsorge für die Bildung zu rühmen pflegt. In Schweden, in Norwegen hat man Schulmänner zu Ministern gemacht, unter den deutschen Schulmännern giebt es gewiß eine ganze Reihe von Männern, die alle persönlichen und sachlichen Eigenschaften haben, um den an einen Unterrichtsminister zu stellenden Anforderungen gerecht zu werden. Statt diese geeigneten Kräfte an die Stelle zu berufen, besetzt man die obersten Posten mit ehemaligen Verwaltungsbeamten, wie den Herren v. Puttkamer und v. Goßler, oder Männern, die in der eigentlichen Rechtssphäre zu Hause sind, wie den Herren Falk und Bosse. Wenn dann ein Minister öffentlich im Abgeordnetenhause erklärt, die Zeit zu Reformen auf dem Gebiete des höhern Schulwesens sei noch nicht gekommen, weil dreihundert bis vierhundert Reformvorschläge einander gegenüberstünden, zwischen denen zu wählen unmöglich sei, so ist eine solche Hilflosigkeit gegenüber den dringenden Forderungen der Zeit nicht verwunderlich. Auch das ist nicht verwunderlich, wenn dann, als auf einen Anstoß von mächtigerer Seite her die Schulreform doch in Angriff genommen wird, der Minister in seiner Unkenntnis der Verhältnisse zur Durchführung dieser Schulreform gerade die Männer wählt, denen diese Durchführung nie hätte übertragen werden dürfen, weil sie jeder Schulreform von vornherein feindlich gegenüberstanden, und wenn dann dabei ein Werk zu stande kommt, das von vornherein den Stempel der Halbheit an sich trägt.

(Schluß folgt)

# Naturforschung und Weltanschauung

Von A. Landerer (in Stuttgart)

Seit einem Vierteljahrhundert lauscht die Menschheit den Botschaften der Naturwissenschaft mit einem Glaubenseifer, wie er kaum einer geoffenbarten Religion entgegengebracht worden ist. Ein Zweifel an der Wahrheit naturwissenschaftlicher Enthüllungen ist für den Menschen von heute einfach undenkbar. Dreht er seinen Gashahn auf, legt er den Schallbecher des Telephons ans Ohr, steigt er in die Eisenbahn, in jedem Augenblick tritt ihm der Erfolg der Naturwissenschaften, die Wahrheit ihrer Lehrsätze mit erneuter Beweiskraft entgegen. Ohne Zögern überträgt man den unerschütterlichen Glauben an die Naturwissenschaften auf die Schlüsse, die für Weltanschauung und Philosophie aus



Digitized by Google

den Naturwissenschaften gezogen worden sind. Sie finden denselben dankbaren, fast kindlichen Glauben, wie die Erfolge der naturwissenschaftlichen Technik. Dieser durch nichts zu erschütternde, für unsre Zeit bezeichnende Glaube an die Naturwissenschaften ist der letzte Grund des raschen, durchschlagenden Erfolgs der darwinistisch-materialistischen Weltanschauung.

Diese aus dem Darwinismus entwickelte rein materialistische Weltanschauung herrscht nun in Deutschland ein Vierteljahrhundert fast unbestritten. Lange genug, um beurteilen zu können, was sie für das allgemeine Wohl geleistet hat, und was von ihr noch weiter zu erwarten ist.

Daß man sich heutzutage besonders wohl fühle, möchte wohl niemand behaupten. Fast jedermann hat das Gefühl, daß es irgendwo fehle. Nun liegt es uns fern, alle offenkundigen Schäden der heutigen Zeit den materialistischen Anschauungen aufzubürden. Aber es ist gewiß ebenso verfehlt, wie es von gewisser Seite geschieht, den äußern Umständen, der Übervölkerung, Störungen des Erwerbslebens, alles das zuzuschreiben, was uns heute drückt. Daß es dem Menschen heute materiell nicht schlechter geht als vor dreißig Jahren, ist keine Frage. Die Löhne steigen, jedenfalls sinken sie nicht, die Getreidepreise, die Preise der Kleidung, der Gegenstände des täglichen Bedarfs sind beispiellos niedrig; Bier- und Tabakverbrauch steigen — auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet — rasch, in manchen Gegenden beängstigend hoch; die Sterblichkeitszahl fällt. Für die Linderung von Krankheit und Invalidität werden hunderte von Millionen jährlich willig hingegeben. Und doch findet man keinen zufriednen, glücklichen Menschen, im Mittelstande nicht, bei den Arbeitern nicht und am allerwenigsten bei den Millionären.

Was wir sind, das sehen wir am besten in dem Spiegel, den uns unsre Litteratur vorhält. Schwächliche Streber, halb oder ganz gefallene Weiber, erblich mit Rückenmarkskrankheiten oder interessanten geistigen Anomalien belastete Abnormitäten schleichen mit Ehebruch und Kassendefekten garnirt über die Bretter. So erscheinen wir heute im Auge unsrer „Dichter." Die Mehrzahl fühlt es deutlich, daß das heutige Geschlecht nur aus Epigonen großer Väter und Ahnen besteht. Wenn die Arbeiterpresse dem Mittelstande zuruft, er sei nur wert, daß er zu Grunde gehe, so hat er dafür nur ein schwächliches Lächeln; im Grunde seiner Seele glaubt er es selbst, und das ist gerade seine Schwäche.

Wenn man beabsichtigt hätte, in einem großen planmäßigen Versuche festzustellen, was die Wegnahme aller idealen Gedanken, die Beschränkung auf rein selbstsüchtige, grob materielle und sinnliche Ziele aus einem körperlich und geistig normalen, wohlbegabten Volke machen kann, das Ergebnis könnte nicht klarer und eindeutiger sein, als wenn man die Deutschen von 1896 und 1848 bis 1870 mit einander vergleicht. Eine Ahnung dieser Wirkung ist auch den Vertretern des Materialismus aufgegangen, und so hat man rasch die Theorie

Digitized by Google

der körperlichen Degeneration der heutigen Kulturmenschheit aufgestellt. Aber die wenigsten Ärzte haben sich davon überzeugen können. Die Tuberkulose, diese Massenkrankheit, die gerade die schwächsten Leute befällt, ist im Gegenteil in langsamem, aber gleichmäßigem Rückgang begriffen. Selbst ein Teil der Nervenärzte leugnet eine Zunahme der Nerven- und Geisteskrankheiten und führt die scheinbare Vermehrung auf größere Genauigkeit der Diagnose und Ausdehnung der Anstaltsbehandlung zurück. Jedenfalls haben nur solche Krankheiten zugenommen, die durch Vorstellungen hervorgerufen oder verschlimmert werden, Nerven- und Geisteskrankheiten, bei denen man früher den Einfluß geistiger Zustände auf den Körper anerkannt hat. Man leugnet einen solchen Einfluß, wo irgend möglich, führt aber die psychischen Einflüsse als Krankheitserreger durch das Hinterpförtchen der Autosuggestion unter andrer Firma wieder ein. Daß ein gefährdeter Mensch leichter niederbricht, wenn ihm von allen Seiten bewiesen wird, daß der Mensch doch keinen Zweck, kein Ziel habe, daß er ein Produkt des Zufalls, der schlechte Witz unbekannter Ursachen sei, das ist selbstverständlich.

Die Krankheit der Zeit — die Willensschwäche, die innere Leerheit und Hohlheit, die geringe Widerstandsfähigkeit gegen Beeinflussung (Suggestibilität), die rasche Ermüdung, das rasche Aufflammen und noch schnellere Zusammenklappen, die „reizbare Schwäche" hat ihre Ursachen nicht in körperlicher Entartung. Ihre Hauptursache ist die ungenügende Befriedigung des Geistes und Gemüts, die die heutige Weltanschauung dem Menschen bietet, der Mangel jeder Spur von positiver und idealer Weltanschauung. Es ist — das kann man jetzt nach zwanzigjährigem vergeblichem Warten wohl sagen — nicht gelungen, aus der Evolutionslehre auch nur die dürftigsten Ergebnisse für Moral und Leben herauszupressen. Wer derb und ungenirt zufaßt, der liest sich nur die Notwendigkeit des „Kampfes ums Dasein" heraus. So haben sich die Sozialdemokraten den rohen Bau ihrer Weltanschauung, die „wissenschaftlichen" Grundlagen ihres Systems zurechtgezimmert. Daraus haben sie — mit kecken logischen Sprüngen, die die große Masse nicht merkt — die philosophische Berechtigung des Rechts der Masse, des Rechts des Stärkern abgeleitet, des Rechts zu allem, was man will und kann. Es ist eine eigne Ironie der Geschichte, daß dieselbe geistige Bewegung dem Gebildeten den innern Halt, Mut und Kraft genommen hat, während die große Masse einen vorübergehenden Inhalt gewonnen hat, wenn es auch nur das Ideal ist, berufen zu sein, das Bestehende zu zerstören.

Es ist kein Zufall, daß mit der Mitte der siebziger Jahre, wo der Darwinismus populärisirt wurde, auch der enorme Aufschwung der Sozialdemokratie begann. Es ist ein gutes Zeichen für den feinen Spürsinn der sozialdemokratischen Führer und für das Sinken der materialistischen Anschauungen, daß man in sozialdemokratischen Versammlungen in neuerer Zeit nicht mehr so

Digitized by Google

regelmäßig auf die Notwendigkeit des Materialismus und des Atheismus zurückkommt. Die Beweisführung, daß die materialistische Weltanschauung notwendig mit der sozialdemokratischen Gesinnung verbunden sein müsse, daß die sozialdemokratische Lebensauffassung die einzig „wissenschaftlich" erwiesene sei, die einzige, die mit der „modernen Wissenschaft" im Einklang stehe, wird immer seltner gehört. Treten die materiellen Interessen mehr in den Vordergrund? Braucht man die Theorie nicht mehr, oder zieht sie nicht mehr so recht? Bisher war sie die große Sandgrube, aus der man dem denkenden Zeitgenossen in jeder Versammlung, in jedem Debattirklub die nötige Menge billigen Sandes in die Augen streuen konnte.

Der Gebildete ist noch viel weniger auf seine Kosten gekommen. Die wesentlichste Forderung der Entwicklungslehre ist, daß der Mensch für Erhaltung, Entwicklung und Verbesserung seiner Art einzutreten habe. Wie? dabei fangen schon die Meinungsverschiedenheiten an. Welche Zuchtrichtung ist die richtige? Soll man besonders schwere Schläge anstreben, soll man starke Männer züchten, oder soll man die Brautleute vor der Hochzeit ein wissenschaftliches Examen machen lassen? Oder soll man bei der sozialen Auslese auf die bewährten Rezepte der Spartaner zurückgreifen und alles, was dem ärztlichen Beschauer zweifelhaft erscheint, gleich bei der Geburt vernichten? Soll man die gebornen Verbrecher und gebornen Entarteten gleich zu Anfang entfernen, auf die Gefahr hin, die nach der Theorie Lombrosos verwandten Genies gleich mit wegzuwerfen? Genug Fragen, des Schweißes der Edeln Wert! Vielleicht hätte uns Immermann helfen können. Leider kommt er in seinem Münchhausen nicht dazu, die Ideen seines Semilasso über seinen Lieblingsplan einer Mustermenschenzuchtanstalt unter den Kassuben in praktisch verwertbarer Breite zu entwickeln. Daß es keine Sozialdemokraten werden würden, sondern Sozialaristokraten, die aus dem planmäßigen Ausbau der Entwicklungslehre hervorgehen würden, dieser kleine logische Unterschied hat die Sozialdemokratie nie gehindert, aus ihr das zu nehmen, was für ihre Zwecke brauchbar war.

Auch der Übermensch Nietzsches tritt uns menschlich näher. Dieses blendende pathologische Genie, dem die Theorie Lombrosos, daß Genie Entartung sei, auf den Leib erfunden zu sein scheint, hat hier seine Verneigung vor der Evolutionslehre gemacht: aus dem Affen der Mensch, aus dem Menschen der Übermensch. Schade, daß uns noch keiner unsrer Künstler Böcklinscher oder Stuckscher Richtung oder wenigstens ein Illustrator der „Jugend" statt Meerjungfern und Pferdemenschen das „blonde Ungeheuer" auf die Leinwand gezaubert hat. Wir wüßten dann wenigstens, wohin wir uns zu entwickeln hätten. Oder sind vielleicht die die Luft durchfurchenden Schraubenfüßler Jules Vernes unser Entwicklungsziel? Dann müßten wir bei der Züchtung mehr das andre Ende unsrer Wirbelsäule berücksichtigen.

Digitized by Google

Unter Verwertung bekannter Beispiele hat man dann zur Erhaltung der Art die Elternliebe bis zum Äußersten, die Aufopferung für die Brut als sittliche Pflicht hingestellt. Eine erfreuliche Perspektive für unsre Herren Söhne, ein erquickender Ausblick in das Erziehungswesen der Zukunft. Man hat sich ferner an das Studium des Bienenstaats, des Ameisenstaats usw. gehalten. Leider kommt man dabei in Nöte. Die einen sind monarchisch, die andern aristokratisch, andre wieder demokratisch eingerichtet. Und da es auch an Sklavenhaltern unter den Tieren nicht fehlt, so ist es nicht ganz leicht, das Richtige zu finden. Vielleicht kommt man noch am weitesten, wenn man sich an die alten Bibelsprüche hält, die uns die Tugenden der Ameise usw. als Beispiel vorhalten.

Es ist die Selbstvernichtung der Entwicklungslehre, wenn der Mensch, das Endziel und die Krone in der körperlichen Entwicklung der Tierreihe, für die Orientirung seiner geistigen und moralischen Führung Umschau bei den untern Stufen hält und bei den überwundnen Tierformen Anleihen macht. Ob man so die „natürliche Moral" finden wird? Die einfachste und klarste Formel wäre jedenfalls bei der Amöbe zu finden, die frißt, ausscheidet und sich teilt. Wie viel läßt sich aus dieser Amöbenmoral herausdisteln!

Daß die darwinistisch-materialistische Weltanschauung zusehends im Kurse sinkt, daran ist mancherlei schuld. Die Trugschlüsse und Unzulänglichkeiten, bei denen man sich früher nicht lange aufgehalten hat, lassen sich auf die Dauer nicht mehr verdecken und beschönigen.

Zunächst ist die Entwicklungslehre eigentlich nur eine Forschungsmethode, die auf dem Gebiete der Zoologie und der vergleichenden Anatomie von Darwin entdeckt und ins einzelne ausgebaut wurde. An sich hat sie noch keinen Inhalt; sie gewinnt ihn erst bei der Anwendung auf bestimmte Disziplinen. Es ist ein ungeheurer Fortschritt für die Erkenntnis, verwickelte Erscheinungen nicht nur so zu betrachten, wie sie sich zunächst geben, sondern, wenn möglich, die Entwicklung aus einfachern, leichter verständlichen Formen zu studiren. Wenn man durch diese Forschungsmethode auf den verschiedensten Gebieten zum Teil geradezu überraschende Erfolge erreicht hat, überschätzen darf man deshalb Methode und Ergebnisse nicht. Gerade Darwin hat in diesem Punkte stets eine weise Vorsicht bewahrt und sich vor einer Verallgemeinerung seiner Ergebnisse gehütet.

Wenn man auch heute weiß, daß sich der menschliche Körper aus einfachern Formen entwickelt hat, so ist doch damit seine ganze Entstehung nicht erkannt; wir wissen nicht, über welche uns unbekannten Abgründe wir hinwegzuschauen glauben, ohne sie zu sehen oder nur zu ahnen. Die Verquickung der Darwinschen Forschungen mit der materialistischen Weltanschauung ist schon oft als unberechtigt hingestellt worden. Sie ist Darwin nicht zur Last zu legen. An sich ließe sich die Entwicklungstheorie höchstens mit dem ersten

Digitized by Google

Kapitel des ersten Buchs Mosis nicht buchstäblich in Übereinstimmung bringen. Im übrigen hätte sie Raum in jeder geoffenbarten Religion. Die Wahrheit Darwinscher Forschungen läßt sich also nicht als Beweismittel für den Materialismus verwerten.

Ebenso erborgt ist der Kredit, den die materialistische Theorie aus dem berechtigten Ansehen der Naturwissenschaften zu ziehen versucht. Die Naturwissenschaft verlangt von ihrem Jünger, daß er nichts als bestehend glaube, was er nicht beweisen kann. Das ist aber kein Satz, den man ohne weiteres umkehren kann, wie es der Materialismus thut, wenn er sagt: Was man nicht beweisen kann, das giebt es nicht. Die Geschichte der Naturwissenschaften lehrt das gerade Gegenteil. Es ist fast kein technischer Fortschritt gemacht worden, ohne daß seine Unmöglichkeit vorher bewiesen worden wäre. Das Dampfschiff und der Dampfwagen sollten nicht vom Flecke können, und sie haben sich nachher doch bewegt. Daß es sehr reale Erscheinungen giebt, von denen man sich vor ihrer Entdeckung nichts hat träumen lassen, hat die jüngste Vergangenheit gezeigt.

Der größte Fehler der an die Entwicklungslehre angeklebten materialistischen Weltanschauung ist ein andrer. Vergleichende Anatomie und Zoologie sind eine zu schmale und zu schwache Grundlage, um darauf eine Weltanschauung zu gründen. Man kann nur den Mut derer bewundern, die es versucht haben. Wundern darf man sich aber nicht, wenn ein Gebäude, dessen Grundstein ein Häufchen Protoplasma ist, anfängt nachzugeben. Man kann sich höchstens wundern, daß ein so luftiges Gebäude so lange gehalten hat. Man muß sich ebenso verwundert fragen, was die großen Massen so lange an dieser Lehre festgehalten hat, was ihr eine Macht verliehen hat, daß sich selbst die berufnen Vertreter positiver Anschauungen nicht mehr über eine schüchterne Defensive hinauswagten. Neben dem geborgten Schild naturwissenschaftlicher Exaktheit, den die Materialisten vor sich hielten, war es vielleicht die Bequemlichkeit, nichts zu glauben und nur sich selbst zu vergöttern. Was heute noch die große Masse daran festhält, ist das Gesetz der Trägheit. Schließlich ist die materialistische Weltanschauung auch noch eine tüchtige Waffe, mit der große Parteien — nicht bloß die sozialdemokratische — und große Interessengruppen erfolgreich operiren. Schon aus diesem Grunde muß sie erhalten bleiben und von Zeit zu Zeit frisch aufgebügelt und in neuer, hochmoderner Façon wieder zum Gimpelfang vorgerichtet werden.

Wie schmal und schwach die Grundlage der auf der Entwicklungstheorie aufgebauten materialistischen Weltanschauung ist, die von einer kleinen Gruppe organischer Wesen aus die ganze Welt überschauen und erklären zu können glaubt, sieht der am besten, dem die Entwicklung andrer Disziplinen der heutigen Naturwissenschaften nicht fremd geblieben ist. Die Ergebnisse der Zoologie und der vergleichenden Anatomie sind geradezu dürftig zu nennen im

Digitized by Google

Vergleich mit den riesigen Fortschritten, den wunderbaren Aufschlüssen der großen naturwissenschaftlichen Hauptfächer, der Physik und der physikalischen Chemie. Noch nie sind in der kurzen Spanne von etwa fünfzig Jahren unsre Kenntnisse über das Wesen der Dinge so gründlich vertieft und erweitert worden wie hier. Wir haben gelernt, daß Kraft und Stoff unveränderlich und ewig sich selbst gleich bleiben, daß uns nur ein stetiger Wechsel der äußern Erscheinungsform blendet. Alle verschiednen Kräfte sind eins, denn sie lassen sich ohne Verlust und ohne Zuwachs nach beständigen Gesetzen in einander überführen.

Die Chemiker neigen immer mehr der Ansicht zu, daß auch der immerhin beschränkten Zahl der sogenannten Elemente nur eine kleine Anzahl, vielleicht sogar nur ein einziger Stoff zu Grunde liege. Die Spektralanalyse hat uns gelehrt, daß die fernen Weltkörper aus denselben Stoffen bestehen, wie die von uns bewohnte Erde. Die Astrophysik zeigt, daß diese riesigen Weltkörper in Millionen von Meilen Entfernung von denselben Kräften bewegt werden, daß sie denselben Gesetzen folgen, wie die kleinsten Teile, die wir mit dem stärksten Mikroskop erkennen. Also ein Stoff, eine Kraft, ein Gesetz — überall, wohin wir blicken, im Weltall! Der vergängliche Mensch steht hier an der Schwelle des Ewigen, des Unvergänglichen, des Unendlichen. Er vermag sogar die einzelnen Erscheinungen dieser erhabnen Vorgänge zu erkennen, zu begreifen und mit Zahlen zu berechnen. Ein Wesen, dem die Kraft verliehen ist, so Großes zu schauen, bis an die Grenzen des Unendlichen und Ewigen vorzudringen, wird sich nur schwer mit dem Gedanken vertraut machen können, daß es zu nichts anderm bestimmt sein soll, als ein flüchtiger, zufälliger, thatenloser Zuschauer des Unendlichen zu sein und nach zwecklosem Dasein zwecklos und spurlos im Nichts zu vergehen.

Auf der bewußten Anschauung und Kenntnis der ganzen uns erreichbaren Welt baut sich eine neue Naturanschauung auf, unendlich erhabner, aber auch unendlich bescheidner als die der Materialisten, die, nachdem sie einen winzigen Bruchteil der Erscheinungen erklärt haben, glauben, alles zu wissen, alles zu können, alles zu sein. Diese Weltanschauung kann nicht mehr, wie es die letzte Folgerung des Materialismus ist, den Menschen als Mittelpunkt der Welt ansehen. Er ist nur der demütige Zuschauer, vielleicht ein kleinster mitarbeitender Teil eines unendlichen Ganzen, dessen wunderbare Größe und Gesetzmäßigkeit jeden Gedanken an Zufälligkeit ausschließt. Gewürdigt zu sein, all dies Große bewußt zu schauen und zu erkennen, ist schon Zweck, hoher Zweck genug.

Die Vertreter der großen naturwissenschaftlichen Fächer mögen ihre Stellung zu den letzten Fragen nehmen, wie sie wollen. Als Vorspann für eine materialistische Weltanschauung können diese Disziplinen nicht gebraucht werden. Wohin diese Forschung, diese Bewegung führt, wissen wir nicht. Wir wissen nur, daß die Tage der materialistischen Weltanschauung gezählt sind.

Digitized by Google

Das zwanzigste Jahrhundert wird eine Zeit ſehen, wo der lange Krieg zwiſchen Naturwiſſenſchaft und poſitiver Weltanſchauung zu Ende iſt. Der Jünger poſitiver Ideen wird nicht mehr jede neue Großthat der Naturwiſſenſchaft als einen gegen ihn gerichteten Schlag empfinden. Er wird ſich nicht mehr verſucht fühlen — wie bisher leider ſo oft —, der fortſchreitenden Naturwiſſenſchaft in den Arm zu fallen. Wer nicht geneigt iſt, ſich ſelbſt bloß als ein Konglomerat aus Atomen von C, H, O, N, S anzuſehen, wird deshalb noch nicht als unheilbar bornirt beiſeite geſchoben werden. Und eben ſo wenig wird die grundſätzliche Verneinung alles Unbewieſenen als eine notwendige Eigenſchaft des Gebildeten gefordert werden. Eine mit der Naturwiſſenſchaft verſöhnte, breit auf ihren Ergebniſſen ruhende poſitive Weltanſchauung wird der Glaube der Zukunft ſein. Weg mit der Mutloſigkeit der Anhänger poſitiver Weltanſchauung, ihr iſt die Zukunft!

Möge der Friedensſchluß zwiſchen Naturwiſſenſchaft und poſitiver Weltanſchauung nicht ſo lange Zeit brauchen, wie der Krieg gewährt hat, mögen ſich die Kräfte, die ſich jetzt bekämpfen und zerſplittern, bald zur Erreichung gemeinſamer Ziele vereinigen. Mögen die dazu helfen, die es angeht!

## Die Berliner Schillerpreisdramen

Die frommen und gläubigen Chroniſten der Kreuzzüge und des Mittelalters überhaupt wiſſen von großen Mirakeljahren zu erzählen, in denen der gewöhnliche Verlauf aller Begebenheiten und Menſchenſchickſale durch offenbare Wunder in Schwung oder gewaltige Umkehr gekommen war. Als annus mirabilis dieſer Art ſcheint das Jahr 1896 in den Annalen der deutſchen Litteratur oder vielmehr in den Annalen des Litteratur- und Bühnentreibens der deutſchen Reichshauptſtadt gebucht werden zu ſollen. Unter weithinſchallendem Getöſe und den Schlachtrufen „Hie alte, hie neue Kunſt!“ werden von Berlin aus zwei „Preisdramen“ auf den Schild gehoben, mit klirrenden Schwertern begrüßt und mit einem Poſaunenſchall verkündet, daß man meinen möchte, die deutſche Litteratur müſſe entweder von der Preiskrönung des Doppeldramas Heinrich und Heinrichs Geſchlecht von Ernſt von Wildenbruch oder von der Nichtkrönung des Märchenſchauſpiels Die verſunkne Glocke von Gerhart Hauptmann den Beginn ihres dritten goldnen Zeitalters datiren. Jeder beſcheidne Einwand gegen die Dekrete des einen oder des andern der in Berlin tagenden

Digitized by Google

ästhetischen Konvente wird als strafwürdiges Verbrechen bezeichnet. Da man Gegner, Verächter und Zweifler an der „einen, unteilbaren Kunst“ (so wird das ästhetische Koterieideal auf beiden Seiten genannt) einstweilen leider noch nicht guillotiniren oder ächten kann, so schiebt man sie massenhaft an und unter einen Pranger, zu dessen Häupten ein Eselskopf oder, wenn man besonders geistreich sein will, ein Bildnis des hoch- und wohlseligen Herrn Buchhändlers Christoph Friedrich Nicolai prangt. Nicolai war zwar auch ein Berliner, aber er gehörte einer Zeit an, wo man sich in Berlin noch irrte, was jetzt bekanntlich nicht mehr vorkommen kann.

Die äußern Vorgänge, die zu dem wunderbaren Schauspiel, mit dem nicht zum erstenmal die Wiener „Hetz“ nach Berlin verpflanzt worden ist, die Beweggründe geliefert haben, sind ziemlich bekannt geworden. Ernst von Wildenbruch hat schon im vorigen Jahre die beiden Dramen, „König Heinrich,“ (mit dem Vorspiel „Kind Heinrich“) und „Kaiser Heinrich“ als Tragödie in zwei Abenden veröffentlicht. Das erste der beiden Dramen „König Heinrich“ kam dann um dieselbe Zeit mit rauschendem Erfolg zur Aufführung, wo Gerhart Hauptmanns „Florian Geyer,“ der mit allen Mitteln der Reklame im voraus auf schwindelnde Höhe gehoben und als Wiedergeburt großer historischer Kunst auf der Basis des Naturalismus gepriesen worden war, eine empfindliche (übrigens nach unserm Dafürhalten bis zu einem gewissen Grade ungerechtfertigte) Niederlage erlebte. Der gekränkte Dichter that, was eines Dichters vollkommen würdig ist: er suchte sich durch eine Schöpfung von der Qual dieses Erlebnisses und Eindrucks zu befreien und schrieb das Märchenschauspiel „Die versunkne Glocke.“ Bei der diesjährigen Erteilung des von Kaiser Wilhelm I. (durch Patent vom 9. November 1859) gestifteten Schillerpreises für ein hervorragendes Werk der deutschen poetischen Litteratur, in erster Reihe der dramatischen Dichtung, bei der der ursprüngliche Preis von eintausend Thalern Gold zweimal zu vergeben war, soll die zur Prüfung der Werke niedergesetzte Kommission die Erteilung des einen Preises an Ernst von Wildenbruch, des andern an Gerhart Hauptmann beantragt haben. Der Kaiser, der von jeher für Wildenbruchs dramatische Poesie besonders lebhafte Teilnahme gehegt hat, und dem vielleicht nahe gelegt wurde, daß nicht sowohl die in ihrer dramatischen Wirkung noch völlig unerprobte „Versunkne Glocke“ als vielmehr das Drama „Die Weber“ preisgekrönt werden sollte, an dessen „starken Wirkungen“ und Hungererlebnissen sich seit zwei Jahren die satte Plutokratie der Reichshauptstadt weidlich ergötzt hatte, versagte die Bestätigung des Preises für Gerhart Hauptmann und erteilte beide vorhandnen Preise an Wildenbruch. Darauf schied Professor Erich Schmidt aus der Preiskommission aus. Wildenbruch spendete die eine Hälfte des empfangnen Doppelpreises an die „Deutsche Schillerstiftung.“ Und die immer rege Oppositionslust des Berliner Fortschritts aller Farben entlud sich in einem Sturm voraus entschiednen Beifalls und Entzückens bei der ersten Auf-



Digitized by Google

führung der „Versunknen Glocke.“ Wenn dem Dichter wirklich mehr an seinem „Florian Geyer“ als an dem dramatischen Märchen gelegen war, so konnte er aufrichtig bedauern, daß sich die Versagung des Schillerpreises nicht etliche Monate früher begeben hatte, der Erfolg des großen Stückes aus dem Bauernkriege wäre dann, ganz abgesehen von seinem künstlerischen Wert oder Unwert, ein völlig andrer gewesen. So ließ sich auf den Ritter unter dem Bundschuhbanner nicht zurückkommen, und man mußte sich damit begnügen, den sensationellen Erfolg für Hauptmanns neuestes Stück in Szene zu setzen, das Roma locuta est auf Berlin und das Premierenpublikum des Deutschen Theaters zu übertragen, anzudeuten, daß Berlin verständlich genug den Schillerpreis an Hauptmann erteilt habe, und der Welt zu erklären, daß am Abend der ersten Aufführung der „Versunknen Glocke“ das deutsche Volk die Empfindung gehabt habe, „an der Wiege eines Genius zu stehen.“ Ziemlich gleichzeitig wurde dann auch der zweite Teil der Wildenbruchschen Doppeltragödie „Kaiser Heinrich“ aufgeführt, und da sich die Verehrer Wildenbruchs nicht werfen lassen wollten, und die Devise „Viel hilft viel!“ einmal an der Tagesordnung war, so fabelten sie von dem „gewaltigsten Szenenerschütterer“ und von „Shakespeares würdigen Wirkungen.“

Kurz und einfach, wie sich dieser Verlauf der Dinge ausnimmt, schließt er doch für den Klarblickenden eine ungeheure Menge von Nebendingen mit ein: widerwärtiges Parteigetriebe, Mitwirkung hundert außerhalb aller Litteratur und Kunst vor sich gehender Verzwistungen und Verbrüderungen, unwägbare Stimmungen, Einfluß der Klub- und Kneipenatmosphäre, Sensations- und Konkurrenzneid der zahlreichen Berliner Theater und der zahllosen Berliner Zeitungen, Neuigkeitshunger und Klatschsucht eines Weltstadtpublikums. Wenn es auch leider unvermeidlich ist, daß all diese Imponderabilien bei der Teilnahme für einen Dichter, bei der Bewunderung oder Verurteilung eines künstlerischen Werkes mitwirken, so bleibt es doch die unabweisbare Pflicht der Kritik, unbekümmert um sie, alles unberechtigte Dreinsprechen eines Publikums, das nicht als empfängliches und genießendes Publikum der Kunst, sondern als politisch erregte, als gewerblich interessirte, als gesellig verknüpfte Masse oder Rotte die letzten Entscheidungen über Fragen der Kunst und Litteratur treffen will, scharf zurückzuweisen. Geradezu unerhört aber ist es, die völlig unberechtigten und verwirrenden Stimmen gerade der Kreise, denen die deutsche Litteratur und ihr Gedeihen oder ihr Verfall vollkommen gleichgiltig ist, förmlich zur Entscheidung aufzurufen, die urteilslose Menge, die das glaubt, was ihr in ihrer Zeitung hundertmal vorgesagt wird, das deutsche Volk zu nennen, alle Maßstäbe zu zerbrechen, die an eine dichterische Schöpfung zu legen sind, und darnach doch Urteile abzugeben, die in die Litteratur- und Kunstgeschichte übergehen sollen. Oder auch nicht sollen, denn das Geschlecht der Ästhetiker, die hier am Werke sind, ist so kurzatmig wie kurzlebig, es weiß

Digitized by Google

in der Regel in dem nächsten Lustrum schon nicht mehr, was es im vorhergehenden als höchste Weisheit verkündet hat. Überall handelt es sich nur darum, vor dem Demos die andern zu überschreien. Heute den lärmendsten Beifall, das vollste Haus, die größte Tantieme, die massenhafteste Auflage, das ungemessenste Lob zu gewinnen und das Morgen den Schicksalsgöttern zu überlassen, das ist, was beiden Parteien gemein ist. Die Zukunft der Dichter selbst kommt dabei kaum noch in Frage; sie müßten wenigstens sehr befangen sein, wenn sie nicht merkten, daß sie im Kampf des Tages und für den Kampf des Tages verbraucht werden sollen.

Wir sagten, daß der Sieg von Wildenbruchs „König Heinrich" als ein Sieg der alten und von Hauptmanns „Versunkner Glocke" als ein Sieg der neuen Kunst ausgerufen werde. Wie nun, wenn weder das eine noch das andre wahr wäre? Wenn sich die Losungen von hüben und drüben als ganz sinnlos erwiesen? Wenn der unbefangnen Beurteilung die Dichtungen, mit deren einer oder andrer „eine Epoche anheben" soll, als talentvolle, durchaus nicht verwerfliche, aber keineswegs überwältigende, die höchsten Wirkungen dichterischer Kraft bewährende Schöpfungen erschienen? Wenn die einfache Frage aufgeworfen würde, wo und inwiefern denn ein Werk wie Wildenbruchs „König Heinrich" als das Drama angesehen werden dürfe, dessen Erfolg oder Nichterfolg über Wert und Zukunftsberechtigung der Kunst Shakespeares, Lessings, Goethes, Schillers, Kleists und Hebbels entscheiden soll? Wenn umgekehrt gefragt würde, wodurch denn das Märchen von der „Versunknen Glocke," mit all seinen Anklängen an die phantastische und idyllische Dichtung von Shakespeare bis zu den deutschen Romantikern, das Recht habe, als die neue Dichtung schlechthin, als Emanation des modernen Geistes, als einzig berechtigte Form der Zukunft gefeiert zu werden? Wie, wenn den Dichtern gar kein größeres Unrecht geschehen könnte, als daß ihre Dichtungen mit dem ungeheuern Gewicht einer historischen Stellung und Sendung beladen werden, unter dem sie notwendig zusammenknicken müßten? Die Maßlosigkeit der Zeit und die völlige Gleichgiltigkeit gegen alle Entwicklung zeigt sich deutlich in dem Bedürfnis, alle Jahre einen neuen Götzen zu schnitzen und auf schweren Triumphwagen durchs Land zu schicken. Wo der Wagen stecken bleibt oder umwirft, bleibt der Götze mit liegen, und die Triumphfabrikanten kümmern sich den Teufel darum, ob Gott und Wagen zu Feuerholz verbraucht werden. Sie sind längst bei neuer Schnitz- und Wagenbauarbeit.

Im Ernst, wie kommen wirkliche Dichter, wie kommen ehrlich ringende Talente dazu, heute als Welt und Litteratur umwälzende Genien vergöttert und morgen in natürlicher Auflehnung gegen die vorausgegangne Übertreibung verlacht und beiseite geworfen zu werden? Sollen wir wirklich glauben, daß, weil die Spekulation an dem ganzen modernen Litteratur- und Kunstleben einen so großen Anteil hat, sie damit zufrieden sind, zu Gegenständen der

Digitized by Google

Spekulation herabgewürdigt zu werden? Wie dem auch sei, der preisgekrönte wie der nicht preisgekrönte Dichter der neuesten Hetz — beide sind Talente, wenn auch Talente sehr verschiednen Gepräges, sie haben ein gutes Anrecht darauf, nach ihren künstlerischen Leistungen, nicht nach dem augenblicklichen Sensationsbedürfnis der Reichshauptstadt oder irgend einer andern Stadt geschätzt zu werden, sie dürfen um einen Platz in der Geschichte der deutschen Litteratur werben, nur daß es weder für den einen, noch für den andern der Platz sein kann, den ihnen falsche Propheten im Augenblick zusprechen.

Wildenbruchs Doppeldrama „Heinrich und Heinrichs Geschlecht" kann als ein neues, sehr interessantes Zeugnis der eigentümlichen Stärke und Schwäche des Dichters angesehen werden. Auf zwei besondern Eigenschaften und ihrer Mischung haben die frühern Erfolge der Wildenbruchschen Dramen beruht, und beide Eigenschaften kehren in „König Heinrich" und „Kaiser Heinrich" in einer gewissen Verstärkung und Verdichtung und diesmal in besonders charakteristischer Mischung wieder. Der Dichter ist von einem glühenden Nationalgefühl, das jedes andre Gefühl bei ihm überwiegt, von einem stolzen vaterländischen Pathos durchdrungen, das ihn überall Licht sehen läßt, wo deutsche Waffen, deutsches Wesen Siege erringen, überall Dunkel, wo irgend eine Macht der Welt die deutsche Macht gefährdet oder das deutsche Selbstbewußtsein demütigt. Es ist richtig, daß ihm im Verlauf der deutschen Dinge deutsch und preußisch in eins fallen, aber es ist nicht wahr, daß Wildenbruchs heiße und stellenweise gewaltsame Leidenschaft für Größe, Ehre und Würde der Nation mit dem armseligen Zeitungspathos und dem offiziellen Patriotismus identisch wäre. Gerade diese Heinrichtragödien zeigen, wie unbekümmert um alle äußerliche Gunst der Verhältnisse sich der Dichter dieser Strömung seines Blutes anvertraut, wie voll diese Saite in ihm weitertönt. Er empfindet, aller Beendigung des Kulturkampfes zum Trotz, die Tage von Canossa als eine Schmach, den Eingriff Gregors in das deutsche Leben als eine unerhörte Bedrängnis selbständiger Entwicklung, die Aufhetzung des Sohnes Heinrichs IV. gegen den Vater als ein unsühnbares Verbrechen und jauchzt bei der Rache auf, die dann Heinrich V. an Papst Paschalis und seiner Klerisei nimmt. Das alles ist echt aus dem Herzen geboren, gleichviel ob es den einen gefällt und den andern mißfällt. Neben dieser auch in den Heinrichdramen und ihren größten Szenen wirksamen Leidenschaft ist aber die Phantasie des Dichters von jeher stärker auf den theatralisch wirksamen, das Auge und die Sinne fesselnden szenischen Aufbau einer Handlung, als auf die logische und lebenswahre Entwicklung, Steigerung und Durchführung einer solchen, auf die warme und charakteristische Belebung der Menschengestalten gerichtet gewesen. Auch dieser Zug macht sich in der Doppeltragödie stärker fühlbar und geltend, als für ihren Wert gut ist. Heinrich IV. ist recht eigentlich ein Stoff, der nur in den kühnsten und größten Zügen verkörpert werden kann, der weltgeschicht-

Digitized by Google

liche Überreichtum der Vorgänge und die Wiederholungen der zu dieser Zeit miteinander ringenden Gegensätze fast in jedem Einzelleben fördern und hemmen zugleich die dramatische Gestaltung. Muß man auch Wildenbruchs Dichtung unbedingt zugestehen, daß sie das Haupterfordernis energischer Gedrängtheit im Auge hat und behält, so kann man doch starke Bedenken nicht unterdrücken gegen die wilden Sprünge, in denen die Handlung vorwärts eilt, um dafür gewisse große theatralische Bilder breit und farbensatt auszumalen. Wildenbruchs Talent, in mächtiger, kunstvoller Anlage den Anfängen seiner Dramen eine große, fesselnde Wirkung zu sichern, bethätigt sich sowohl im ersten Akt von „König Heinrich“ als namentlich in den in ihrer Art gewaltigen beiden ersten Akten von „Kaiser Heinrich.“ Hier ist Mannichfaltigkeit der szenischen Wirkung, die Kunst, die verschiedensten Töne anzuschlagen und in einen immer stärker anschwellenden Ton zusammenklingen zu lassen, hier sind Ausbrüche und Aufeinanderprall elementarer Leidenschaften, die immer erschütternd und fortreißend wirken. Ebenso aber treffen wir auch in diesen Dramen wieder auf den plötzlichen Tausch des großen und wahrhaft aus dem Innern der handelnden Gestalten wachsenden dramatischen Effekts mit dem malerisch arrangirten, dem rührseligen oder überhitzt rednerischen, auf die Unklarheit oder Unentwickeltheit zahlreicher Charaktere, die zu viel mithandeln, zu wuchtig und einschneidend sprechen, um als bloße Füllfiguren angesehen zu werden. An die Stelle der geistigen Spannung, die im Drama allein walten soll, tritt in ganz entscheidenden Szenen die materielle Spannung der Kulissentechnik, ein Verfahren, bei dem der Ausdruck des Bösen, des Furchtbaren gleichsam nicht durch die Mimik, die der Widerschein des seelischen Lebens ist, sondern durch grelle von der Seite her kommende Lichter erzielt wird. Wir würden weit ausholen und die Doppeltragödie Szene für Szene durchgehen müssen, um überall die Mischung des Echten, innerlich Gereiften und Nacherlebten und des theatralisch Äußerlichen nachzuweisen. Aber niemand, der die Tragödien sieht, und vollends niemand, der sie liest, kann sich über die Mängel täuschen; die Psyche vieler, namentlich der weiblichen Gestalten, bleibt völlig dunkel, eine Figur wie Praxedis erscheint rein auf den alten Köhlerglauben des deutschen Publikums gestellt, jede widerspruchsvolle und ihre Widersprüche stark posirende Erscheinung für eine dämonische zu halten. Freilich wird die Berechnung auf die szenische Wirkung den Dichter in den wenigsten Fällen getäuscht haben; er verfährt dabei mit so guter Kenntnis des Publikums, daß er, nach der Gegenüberstellung der beiden ringenden Mächte, des überreizten Königsbewußtseins in Heinrich IV. und des päpstlichen Weltbeherrschungsanspruchs in Gregor VII. (im ersten und zweiten Akt von „König Heinrich“) das dramatisch größte Ergebnis des Zusammenstoßes: die Wirkung des Bannfluchs auf König Heinrichs Volk, den Abfall der Fürsten, das Verzagen der Massen, die Zerrüttung der Gemüter hinter die

Digitized by Google

Szene zu legen und an ihre Stelle die Auseinandersetzung des Königs mit seinem ungeliebten und verkannten Weibe und die darauf folgende Rührszene der mit den Weihnachtsbäumchen aufziehenden Kinder von Worms zu setzen wagt, die aus Kotzebues Requisitenkammer („Die Hussiten vor Naumburg") zu stammen scheint.

Alle diese Bedenken müssen und noch viele andre im einzelnen können geltend gemacht werden. Dennoch sind die nicht zu beneiden, die in Wildenbruchs „Heinrich" nichts besseres zu sehen wissen, als eine mit Sprachglanz aufpolirte Birchpfeifferiade. Die Parteisucht, die aus solchen Mißurteilen spricht, ist zum großen Teil schuld daran, daß ein Dichter wie Wildenbruch darin bestärkt wird, sich bei dem allgemeinen Schiffbruch unsrer ästhetischen Überzeugungen an die greifbare und feste Planke des theatralisch Wirksamen, des schauspielerisch, wo nicht poetisch Überzeugenden zu klammern. Der Beschuldigung, deklamatorisch zu sein, sucht er sich durch die Prosaausführung der Heinrichdramen zu entwinden, wobei dann freilich zu Tage kommt, daß auch in dieser Prosa, obschon sie gelegentlich epigrammatisch zugespitzt wird, etwas stark Deklamatorisches steckt.

Auf alle Fälle aber haben wir in „König Heinrich" und „Kaiser Heinrich" Tragödien vor uns, die von einer großen Absicht erfüllt sind, in denen von weltgeschichtlichem, noch heute wehendem Odem eine Leidenschaftsflamme höher getrieben wird, in denen soviel Phantasie, Situationsmalerei und Lebensgefühl, soviel interessante Charakteristik wenigstens in einigen Hauptgestalten vorhanden ist, daß sie ernstliche Teilnahme beanspruchen können. Wir fechten auch die Erteilung des Schillerpreises an das Doppeldrama nicht an, wir protestiren nur dagegen, daß diese durch und durch dem Tage entstammten Dichtungen, die auf Grund einer modernen Neigung, das Situationsdrama an die Stelle des Charakterdramas zu setzen, aufgebaut und ausgeführt sind, als Typen und als Sündenböcke der alten Kunst gegenüber der neuen betrachtet werden. Ihre Vorzüge in allen Ehren; doch gerade ihre Mängel sind es, die keine Muster bei der alten Kunst finden. Ihr Mangel an Logik, ihr Mangel an innerm Gleichmaß der Ausgestaltung, ihr Mangel an edler Einfachheit, ihr nervöser, zuckender, übersteigerter Ausdruck entstammt keineswegs der alten Kunst; in diesem Sinne wären ganz moderne Dichtungen wie Hebbels „Gyges und sein Ring," Hebbels „Nibelungen" oder Ludwigs „Makkabäer" weit eher Zeugnisse der alten Kunst als Wildenbruchs Heinrichdramen. Wenn alles wahr wäre, was die Berliner naturalistisch-symbolistische Kritik gegen das preisgekrönte Werk vorgebracht hat (nicht die Hälfte davon ist wahr, und was allenfalls unwiderlegbar ist, wird in gehässiger Übertreibung ausgedrückt), so bewiese es nichts gegen die Kunstanschauung, die die Welt als das Gebiet des Dichters ansieht und ihm die Freiheit zuspricht, nach Maßgabe seines Naturells und seines innern Dranges sein Stück Welt darzustellen.

Digitized by Google

Kann es doch schließlich die gesamte Ästhetik und Kritik der „Moderne“ nicht vermeiden, sich auf dieses Recht der freien Entwicklung zu berufen, wenn sie uns begreiflich machen will, wie der Verfasser der „Einsamen Menschen,“ der „Weber“ und des „Florian Geyer,“ wie Gerhart Hauptmann zu dem Märchenschauspiel „Die versunkne Glocke“ gekommen ist. Der Wirklichkeit, und zwar nur der Wirklichkeit des Abnormen, des Häßlichen und Abschreckenden, war ein ganzes Jahrzehnt hindurch mit fanatischer Ausschließlichkeit allein das Recht auf Existenz zugesprochen, die poetische Verklärung und Versöhnung so rückhaltlos als eine Forderung der Gimpel und Simpel hingestellt, so zweifellos vorausgesetzt worden, daß jede wahrhaft schöpferische Kraft sich nur durch naturalistische Wiedergabe der Abgründe und Nachtseiten des modernen Lebens als lebendig erweisen könne, daß es schwer wurde, die Wendung Gerhart Hauptmanns zum chronikalischen Drama im „Florian Geyer,“ zum Märchendrama in der „Versunknen Glocke“ mit Hilfe von Sätzen zu preisen, auf die sich die verachteten Anwälte der Kunst vor der litterarischen Revolution von 1880 eben auch berufen hatten und immer wieder berufen können. Aber das berühmte „Ja Bauer, das ist ganz was anders!“ gilt ja nicht bloß im Dorfprozeß, sondern auch im litterarischen Parteikampf, und das Märchendrama, das Märchendrama in Versen, das abgelebt und kindisch zugleich genannt worden war, solange es sich um Dichter aus der vorigen Generation handelte, gedieh auf einmal zu neuem Ansehen, hieß ein frischer Waldquell und lebendiger Jungbrunnen ureigner Gesundheit, tiefer, echter Poesie und reiner Schöpferkraft, sobald sich ihm Gerhart Hauptmann zuwandte. Es bedurfte eben nur seines Entschlusses und der Ausführung eines symbolischen Werkes, bei dessen überirdischen Gestalten Arnold Böcklins Malerphantasie Pate gestanden hat, um den Anspruch zu erheben, daß die „Versunkne Glocke“ sofort durch Erteilung des Schillerpreises weithin sichtbar auszuzeichnen sei. Wäre das zufällig geschehen, so würde es nicht mehr bedeuten, als daß eine Dichtung, die ernstes, eigentümliches Talent zeigt und, trotz vieler Seltsamkeiten, voll lebendigen Naturgefühls und einzelner großer poetischer Schönheiten ist, vor andern bevorzugt worden sei. Die Versagung des Preises als eine Art von Frevel am Heiligsten hinzustellen, ist ein Ausfluß der neuesten litterarisch-artistischen Praxis, die Worte so schwer wie Felsblöcke um sich schleudert.

Man muß sich der Versuchung erwehren, dem Dichter Unrecht zu thun, er hat ein subjektives Erlebnis poetisch gestaltet und ihm dabei so viel Allgemeinbedeutung geliehen, daß sich niemand, der überhaupt für die phantastische Einkleidung eines Vorgangs empfänglich ist, dem Eindruck entziehen kann. Dieser schlesische Glockengießer Heinrich, der es nicht ertragen will, daß seine Glocken nur im Thale klingen, der darnach verlangt, daß sie auf den Bergen den Wiederhall der Gipfel aufwecken, der sich seiner Glocke nachwirft, die von der Höhe des Riesengebirges in den Bergsee stürzt, oder viel-

Digitized by Google

mehr von neidischen Naturgeistern gestürzt wird, und der auf dem Siechenbett lieber sterben als sich den heißen starken Trank des Lebens zur schalen Brühe „dünn, abgestanden, säuerlich und kalt" werden lassen will, ist kein übler Vertreter des trotzigen Höhenwahns des jungen Geschlechts, das ohne Flügel zur Sonne emporbringen will. Daß er nicht im Bergsee bei seiner Glocke unten liegt, dankt er dem Eingreifen eines „elbischen Wesens," Rautendelein, die an dem schönen, stolzen Menschenkinde Wohlgefallen gefunden hat. Sie folgt dem Errettetten und Zerschlagnen ins Dorf, flößt ihm mit ihren Tränken und Küssen Gesundheit und neues Lebensverlangen ein und lockt ihn zu sich empor auf den Grat der Berge, wo Heinrich mit gewaltiger Kraft ein neues, besseres Werk beginnt. Freilich hat er Weib und Kind verlassen müssen, aber er schafft bei seinem Feuer da oben ein Werk, wie er noch keines erdacht hat, ein Glockenspiel aus edelstem Metall, das aus sich selber, klingend, sich bewegt und beim Fest der „Urmutter Sonne" (der Heinrich einen Tempel bauen will) mit einer Kraft des Schalles, die an Urgewalt dem Frühlingsdonner gleich ist, aller Kirchen Glocken verstummen machen soll. Dem Pfarrer, der ihm ins Gebirge nachgestiegen ist, kann diese Zuversicht nur als Wahnsinn und die Liebe zu Rautendelein nur als Sünde erscheinen, er mahnt an die, die Heinrich unten verlassen hat, und empfängt die Übermenschenantwort, daß der, „der Falkenklauen statt Finger hat," nicht eines kranken Kindes feuchte Wangen streicheln könne. Nun aber geschieht, was geschehen muß: bei seinem Schaffen erscheinen ihm die Bilder seiner verlassenen Kinder und verkünden ihm, daß die verzweifelnde Mutter ihr Ende im See gesucht hat; er hört seine versunkne Glocke wie die Stimme des Gewissens aus der Tiefe klingen, stößt Rautendelein von sich, verflucht sie, sich selbst, sein Werk und alles, wird aber dann im fünften Akt doch wieder von tiefer Sehnsucht nach der Geliebten ergriffen und findet sie als des Nickelmanns Weib und in ihrer letzten Umarmung den ersehnten Tod. Um diesen Kern der Handlung spielt nun das Weben und Treiben der Berg- und Waldgeister, die in das Schicksal des Glockengießers verflochten sind und es bestimmen: neben Rautendelein deren Großmutter, die „alte Wittichen," eine Berghexe, die reinsten schlesischen Dialekt spricht, der Nickelmann, ein Wassergeist, der Waldschrat, ein faunischer Waldgeist, dazu Elfen, Zwerge, Holzmännchen und Holzweibchen, alle den Menschen feindlich, die alte Wittichen dazu von der Erkenntnis durchdrungen, daß Heinrich nicht der ganze Mann und Meister ist, der sich vom Irdischen zu lösen, über das Irdische emporzuschwingen vermag („du woarscht berufa, ok blus a Auserwählter woarschte nich!"). Wer kann zweifeln, daß wir damit mitten in die Romantik zurückversetzt werden? was wollen gegenüber dem romantisch-symbolischen Grundwesen und Grundton der Dichtung die vereinzelten Anklänge an moderne Kunst und Philosophie und die Ausbrüche einer Sehnsucht bedeuten, die über das Gegebne hinwegfliegen, die mit dem Vertropfen des eignen Herzblutes das unlösbare

Digitized by Google

Weltgeheimnis lösen will? Charakteristisch für den Helden ist es, daß uns weder seine Reue noch seine Rückkehr zu Rautendelein nahe geht, der Höhepunkt der Dichtung liegt in dem zweiten und dritten Akt, wo uns volles, warmes Leben umspielt und die Kraft in der Beschränkung wirkt, die Gerhart Hauptmanns beste Eigentümlichkeit ist. An Einzelschönheiten ist die „Versunkne Glocke" reich, aber schließlich doch nicht reicher als zahlreiche, längst für „überwunden" erklärte romantische Dichtungen vergangner Tage, vor denen sie höchstens die feste Beherrschung der Szene voraus hat.

Doch auf eine Würdigung dieser Einzelheiten, auf eine abschließende Studie über das Werk, auf Erörterung der Härten, ja Roheiten, die neben den Schönheiten zu Tage treten, ist es hier nicht abgesehen. Hier fragt es sich lediglich, ob eine Dichtung wie die „Versunkne Glocke" ein Recht hat, als eine für alle Zukunft maßgebende Wunderoffenbarung des Genius verkündet zu werden, ob das deutsche Volk seiner Litteratur gegenüber so gefühllos und urteilslos geworden ist, daß es in der Hand einer kleinen Sippe von „Machern" liegt, nach Belieben die Werte umzuwerten, Gold für Blei, ein Gemisch von Edelmetall und geringer Zuthat für wertvoller als Gold zu erklären. Wie weit sich Gerhart Hauptmanns Entwicklung noch erstrecken wird, soll niemand voreilig bestimmen; immerhin verspricht der eine Entwicklung, der von dem Drama „Vor Sonnenaufgang" bis zur „Versunknen Glocke" gelangt ist. Und auch das soll als löblich hervorgehoben werden, daß, während bei den ersten naturalistischen Anläufen des Dichters Goethe und Schiller als leblose akademische Gesellen weit übertroffen hießen, sie diesmal als Taufzeugen des Genius angerufen werden. Nur sei bescheiden bemerkt, daß, so unzweifelhaft „Werther" und die „Räuber" geniale Werke sind, wir in ihren Dichtern weder die hohen Genien, noch die führenden Heroen unsrer Litteratur verehren würden, wenn Goethe nur den „Werther" und Schiller nur die „Räuber" geschrieben hätte.

## Essays

Eine gutgeschriebne, allgemeinverständliche Abhandlung über einen wissenswerten Gegenstand nannte man schon vor Jahrhunderten in Frankreich essai, in Italien saggio, etwas später kam diese Form litterarischer Mitteilung als essay in England auf, und von da erst haben wir vor etwa dreißig Jahren nicht sowohl die Sache nach ihrem vollen Werte, als vielmehr den Ausdruck Essays bekommen. In England ist nämlich diese Art der Schriftstellerei zur höchsten



Digitized by Google

Vollkommenheit gebracht worden. Es giebt dort viele persönlich geistreiche Männer, die zugleich wissenschaftliche Kenner ihres Gegenstandes sind, und die sich nur in dieser Form einer an das große gebildete Publikum gerichteten Mitteilung zu äußern pflegen. Bei uns sind Essayisten dieses Ranges sehr selten — Gustav Freytag und Riehl waren solche —, statt dessen nennen die Fachgelehrten manchmal das, was sie nebenbei für ein größeres Publikum schreiben, Essay; sie sehen es aber vielfach selbst als etwas geringeres an im Verhältnis zu ihren Fachwerken, und dieselbe Vorstellung hat wohl gewöhnlich auch das Publikum. So kann es bei uns kommen, daß es ein namhafter Historiker förmlich übel nimmt, wenn er als Essayist bezeichnet wird. Diesem Umstande verdanken wir einen Band: Geschichtliche Bilder und Skizzen von K. Th. Heigel (München, Lehmann), in dessen Vorwort uns der bekannte Historiker mitteilt, ein weniger wohlwollender als witziger Berichterstatter auf einer der letzten Historikerversammlungen hätte ihn als den bekannten Essayisten vorgestellt und ihm gewiß nichts freundliches damit sagen wollen. Er selbst halte aber den Essay für etwas recht schönes, und neben den erforderlichen Formvorzügen, die er erstrebe, könne er außerdem selbständige Forschung verbürgen, und seine Leser dürften überzeugt sein, daß er sich nicht nur auf die Ziselirung beschränkt, sondern auch das Material selbst geschürft habe und wenigstens in den meisten Stücken wesentlich neues bieten könne. Das soll also der Inhalt dieses Bandes bekräftigen, und darnach hätten wir jenem Berichterstatter dankbar zu sein, ohne dessen Bosheit das Buch vielleicht nicht so schnell fertig geworden wäre.

Für unsern Geschmack ist zunächst der Inhalt des Bandes zu mannichfaltig. Hervorragende Künstler können es sich erlauben, weit abliegende Gegenstände in kleinen Ausschnitten zu zeigen, sie werden damit interessiren und in dem Leser den Wunsch nach mehr erwecken. Übrigens wird jeder im Interesse seiner Belehrung gewiß eine Sammlung von Essays vorziehen, die dem Stoffe nach enger zusammenhängen, als diese sechzehn, die nur zum Teil durch Beziehungen auf München oder auf die bairische Geschichte zusammengehalten werden. Sodann finden wir es für „Essays" entschieden unkünstlerisch, wenn die zufällige Form der ersten Erscheinung, ob Vortrag, ob Rezension, ob Gutachten oder was sonst, woran der Leser nicht das mindeste Interesse hat, bei der Sammlung beibehalten wird und auf diese Weise ein buntscheckiges Durcheinander entsteht. Und wenn jemand in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung ein paar Novitäten bespricht und die Verleger ihm gütigst den Wiederabdruck gestatten, so wird daraus nach unsrer Auffassung auch noch nicht jedesmal ein Essay. So geht z. B. „Die deutsche Politik während des Krimkrieges" in der Sache lange nicht tief genug und hat doch auch als schöngeistige Unterhaltung gar keinen Wert oder Reiz. Der Verfasser hat ferner nach dem Vorwort einen hohen Begriff von der formellen Eigenschaft eines

Digitized by Google

richtigen Essays, zerstört uns aber thatsächlich die Freude am Genuß seines Kunstwerks dadurch, daß er sich gern als „Dilettant" in dem betreffenden Gegenstande bezeichnet und dann einem sogenannten Fachmann das Wort giebt. Lese ich denn aber dazu Heigels Aufsatz über den französischen Historiker Taine, um plötzlich bei der Erwähnung eines philosophischen Buches zu hören: „Ich selbst habe dieses Werk als Dilettant in diesen Disziplinen gelesen, würde daher wie ein Dilettant darüber urteilen. Ein Berufner sagt von diesem Werke usw." Und nun wird das Urteil eines Professors der Philosophie angeführt. Ist denn jeder, der dem Fache, in dem ein Werk geschrieben ist, angehört, darum schon ein Berufner? Und kauft man sich dazu ein Buch von Heigel, um anstatt seiner an entscheidenden Stellen solche „Berufne" zu hören, und hätte er sich selbst nicht eher soweit über den Gegenstand unterrichten müssen, daß er sich in einem „gemeinverständlichen" Buche einwandfrei darüber aussprechen konnte, oder aber, wenn er daran verzweifelte, den Gegenstand besser ganz aus seinen Essays wegließ? In dem Aufsatze „Die französische Revolution und die bildende Kunst" bekommen wir diesem Grundsatze zuliebe ellenlange Zitate aus bekannten kunstgeschichtlichen Büchern zu lesen (Falke und Julius Meyer), an die wir uns ja dann, wenn wir konsequent sein wollten, ganz allein mit Umgehung des Essayisten hätten halten können. Eine gutgeschriebne Abhandlung muß eine viel größere Stileinheit haben, als daß sie solches Zusammenstoppeln vertrüge. Meint aber ein Schriftsteller dadurch an Vertrauen bei seinen Lesern zu gewinnen, daß er sich aller Augenblicke als „nicht zuständig" bekennt (der Verfasser macht bei dem Aufsatze „Ein Reich — ein Recht" sogar den Juristen zu Ehren ausdrücklich auf das „dilettantische Gepräge der Arbeit" aufmerksam), so ist das entweder falsche Bescheidenheit oder unrichtige Rechnung. Alle diese Dissonanzen und Zufälligkeiten, die die Art des Arbeitens mit sich bringt, müssen in dem Endergebnis, wenn es sich mit dem Namen Essay schmücken will, überwunden sein. Der Leser darf nur den Gegenstand, und was etwa diesen heben kann, zu fühlen bekommen. Treitschkes kleine Abhandlungen sind so vollendet in der Form wie seine Bücher. Unter denen Heigels ist keine einzige, die wir in der Form als ein kleines Kunstwerk bezeichnen könnten. Essays in dem Sinne, wie wir den Ausdruck verstehen, sind sie alle mit einander nicht.

Was die Sache betrifft, so kann bei der großen Kürze der einzelnen Aufsätze wohl nur schwer ein tieferes Interesse geweckt werden. „Ein deutscher Bericht über den Hof Peter(s!) des Großen," „Die Wittelsbacher Hausunion von 1724," „Der angebliche Mannheimer Verrat von 1791" usw. sind zu kleine Abschnitte, die in dieser Beschränkung auch bei tieferer „Schürfung" vielleicht keinen größern Ertrag gegeben hätten. Andres ist in dieser Vereinzelung wertlos, wie die wenig interessanten „Erinnerungen eines alten Soldaten von 1809 bis 1815," oder paßt nicht hierher, wie „Archivwesen

Digitized by Google

und Geschichtsforschung." Das interessanteste Stück schien uns dem Titel nach „Der geweihte Degen des Marschalls Daun" zu sein. Die Ultramontanen bestreiten bekanntlich, daß Klemens XIII. nach der Schlacht bei Hochkirch den Degen verliehen habe, und halten das Ganze für eine Erfindung des Königs. Aber der König war fest davon wie von einer Thatsache überzeugt. Der Verfasser erzählt uns alles einzelne recht hübsch; wenn er das nun aber eine „Untersuchung" nennt und nachträglich von einem „Ergebnis" spricht und die fragliche Ansicht als „Fabel" bezeichnet, so müssen wir dazu, ohne Historiker zu sein, doch unsre bescheidnen Fragezeichen setzen. Die Entscheidung soll nämlich abhängen von einer vertraulichen Erklärung des Nuntius in Warschau an den preußischen Gesandten aus dem Jahre 1764, die neuerdings bekannt geworden ist. Der Nuntius erklärt, die Sache sei erfunden, und sein Herr bedaure, daß die Meinung aufgekommen sei. Der König hat ihm nicht geglaubt, der erste Herausgeber des Aktenstücks ebensowenig. Dagegen sagt Heigel: „Solange dafür nicht ein ausreichender Gegenbeweis geführt werden kann, ziemt es sich, dem Worte des Papstes zu glauben." Da thun wir allerdings besser, wir schweigen still.

Studien und Kritiken heißt ein fein geschriebnes Buch von Alfred von Berger (Wien, Litterarische Gesellschaft). Es enthält größere und kleinere Aufsätze, die sich alle auf das Dramatische in der Litteratur und auf der Bühne beziehen, weil diesem das Interesse des Verfassers vorzugsweise zugewandt ist. Uns hat besonders eine Abhandlung über Dante gefallen, weil sie das, was einem Leser, der nicht Kenner sein will, eigentümlich erscheint und Bewunderung abnötigt, in ganz ausgezeichneter Weise darlegt. Ungewöhnlich und geistreich ist auch, was der Verfasser über Shakespeare sagt. Zutreffend ist z. B., was von den Shakespearepsychologen gewöhnlich übersehen wird, daß das Überzeugende bei ihm nicht sowohl auf der Kenntnis der menschlichen Seele oder der äußern Welt beruhe, als auf der meisterhaften Darstellung, also der Kenntnis des Bühnenwesens. Hübsch ist seine Charakterisirung des „jungen Engländers," aus der er über Shakespeares persönliche Art Aufschlüsse zu gewinnen sucht; seine Auffassung erinnert oft an Rümelin, den wir für den originellsten unter den ältern deutschen Shakespeareerklärern halten. Sehr geschmackvoll ist ferner eine Betrachtung über das Drama des Äschylus und originell eine Beurteilung Schillers im Vergleiche mit Otto Ludwig. Aber das Buch enthält noch viel mehr, und in jedem kleinen Beitrage stecken einige nette Beobachtungen. Der Verfasser ist ein vornehmer und geistvoller Unterhalter, aber in den Kreisen, für die er zunächst schreibt, liebt man es wahrscheinlich nicht, lange bei einem Gegenstande festgehalten zu werden. Ihm würden wir es schon zutrauen, daß er ein ganzes Buch über Dante und Shakespeare hätte schreiben können, aus dem wir noch sehr viel mehr hübsches gelernt hätten, und das wäre mehr nach unserm Sinne gewesen als dieses Vielerlei. Aber

Digitized by Google

dem Zwecke gegenüber, den er im Auge hatte, müssen wir zugeben: alles ist fein überlegt und vorzüglich ausgedrückt. Man fühlt sich wie in einer edeln Umgebung. Wir hätten gern mehr solche Bücher.

Kuno Fischers Art, über einzelne Schriften Shakespeares und Goethes in gutgeschriebnen kleinen Bänden zu sprechen, ist bekannt. Uns liegt ein Bändchen über Hamlet vor (Heidelberg, Winter). Der Verfasser beurteilt die frühern Auslegungen, giebt ihre Abwege an und entwickelt seine Auffassung. Man liest bei ihm immer angenehm und lernt auch etwas. Übrigens ist Deutschland nicht nur Hamlet, wie es im Eingang des bekannten Freiligrathschen Gedichts heißt, sondern es schreibt vor allem über Hamlet und wird auch wohl darüber schreiben, so lange es noch Feder und Tinte zu kaufen giebt. Berger, der in seinem Buche ebenfalls zwei Aufsätze über Hamlet hat, sagt über ihn: „Bei einem lebendigen Kunstwerke giebt es keine ausschließlich richtige authentische Auslegung. Streng eindeutig ist nur ein mathematischer Lehrsatz.“ Ob das für jedes „lebendige“ Kunstwerk zutrifft, ist uns fraglich, aber in Bezug auf den Hamlet ist es sicher richtig, und wir meinen, daß sich das heutige gebildete Publikum solche Dinge lieber in dem Tone Bergers vortragen läßt. Bei Fischer spürt es öfter, als ihm behaglich ist, jene Strenge, die von der „Eindeutigkeit“ kommt.

Fischer erwähnt auch Bacon, über den er, wie man weiß, sich eingehend ausgesprochen hat. Das bestimmte Wort des angesehnen Mannes wird gut thun. Wir persönlich möchten hier nicht die „Baconfrage“ streifen, da wir sie für uns längst abgethan haben und nicht einmal — historisch — zugeben können, daß die bekannte Theorie mit besonderm Scharfsinn eingeführt worden sei. Uns liegt eine neuere Beurteilung vor von einem Fachmanne: Der Bacon-Bacillus von J. Schipper (Wien und Leipzig, Braumüller), kurz, klar, gründlich, überzeugend. Nur eins haben wir vermißt: das Lachen des Humors. Wer polemisirt, darf sich nicht ärgern, vollends wenn er so unangreifbar dasteht, wie ein bewährter Gelehrter auf seinem Gebiete. Der Leser, auf den so etwas wirken soll, will vor allen Dingen ein gewisses geistiges Vergnügen dabei haben, und Witz ist auch ein ganz besondrer Saft. Ist denn z. B. der Titel so originell, daß er die lange Bemerkung über die Priorität des „Bacon-Bacillus“ S. 6 aushält? „So etwas sage ich täglich dreimal, pflegt ein wirklich geistreicher Mensch zu sagen, und wers brauchen kann, mag es nehmen.“

Wie ein guter deutscher Essay sein soll, und was er leisten kann, zeigt ein Buch, das uns gerade zu rechter Zeit noch zuletzt ein glücklicher Zufall auf den Tisch legte: Essays von Otto Gildemeister. Herausgegeben von Freunden, erster Band (Berlin, Hertz). Fragen des Lebens, die jeden interessiren, scheinbar ganz gewöhnliche Dinge, werden hier in überraschend interessanter Weise an uns vorübergeführt, weil der Verfasser, was Schopen-

Digitized by Google

hauer von dem guten Schriftsteller fordert, „mit gewöhnlichen Worten ungewöhnliche Dinge“ sagt, das heißt: in einer einfachen, sicher ihren Gegenstand treffenden Sprache eigne und neue Auffassung giebt. „Vom Reichtum“ ist schon oft geschrieben worden, aber wie anziehend schildert hier ein welterfahrner Mann, woher es kommt, daß man heute wirklich für Geld alles Vorhandne auch haben kann, während in frühern Zeiten die Güter nicht ausgenutzt werden konnten! Dabei bekommt man als Zugabe eine feine Psychologie des Geizes (ein Sieg des Gedankens über die Sinnlichkeit), und die herkömmliche Ehrfurcht vor dem Reichtum wird durch ein köstliches kleines Erlebnis geschildert: wie in einem wohlstehenden Frankfurter Hause, als die Mitglieder gerade beim Nachmittagskaffee sitzen, plötzlich Rothschild angemeldet und nun im Handumdrehen ihm zu Ehren die ganze äußere Erscheinung der aufgescheuchten Familie auf die höchste mögliche Stufe hinaufgeschraubt wird und sich in dem ungewohnten Glanze so ungewöhnlich vorkommt, daß schließlich der gefeierte vornehme Gast der einzige Unbefangne ist oder wenigstens so zu thun versteht, als ob ers wäre. Ein ähnliches Thema behandelt ein andrer Aufsatz. Der berühmte Sir John Lubbock hat eine Plauderei „Über die Freuden des Lebens“ geschrieben, sie kostet sieben Schilling und ist binnen drei Jahren in sechzigtausend Exemplaren verkauft worden, weil in England der hohe Adel und die hohe Finanz Bücher kaufen, auch ohne daran zu denken, sie zu lesen, während in Deutschland nur der wenig kaufkräftige gebildete Mittelstand Bücher anschafft. Das Büchlein ist nicht nur nicht ungewöhnlich, sondern sogar recht oberflächlich; der Verfasser dieser Zeilen kaufte es auch einmal, schenkte es aber dann jemandem, dessen Optimismus leichter aufzufärben war, als der seine. Gildemeister trifft den springenden Punkt mit der einen Bemerkung, er müsse immer denken: Wie viel kostet das jährlich, Sir Johns Freuden zu genießen? Mit andern Worten: wem so zu helfen ist, dem geht es schon recht gut, und nun bekommen wir wirkliche Beobachtungen über Genießen und dessen sachliche und persönliche Abstufungen, über Glück, und wie vielerlei man darunter versteht, und die Ideale des berühmten Naturforschers verflachen sich eins nach dem andern zu recht unwesentlichen Ornamenten. So zuletzt der Professorenhimmel Lubbocks, wo sich die Seligen an der Lösung ihrer hienieden ungelöst gebliebnen Probleme erfreuen, ohne sich zu quälen, denn sie kämpfen nicht ums Dasein, oder sich zu langweilen, denn sie beschäftigen sich ja, während sein schärfer denkender Beurteiler meint: entweder wir gelangen erst nach Ablauf der Ewigkeit, also niemals, zur Erkenntnis der vollen Wahrheit, dann sind wir nicht viel besser dran als hier, oder früher, dann wäre wieder nichts gewonnen, denn was dann bis in alle Ewigkeit? Lubbock meint: von vorn anfangen. Was mich hindert, sagt dagegen Gildemeister, an die Möglichkeit einer ewigen Seligkeit in den Naturwissenschaften zu glauben, das hindert mich auch, den Schulreformern Vertrauen zu schenken,

Digitized by Google

die mir versichern, daß für Knaben und Jünglinge die Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Dingen wertvoller sei, als die Beschäftigung mit den Schöpfungen des Geistes in der Sprache und der Kunst. Der intelligenteste Mann einer großen Handelsstadt stimmt also darin noch mit Sokrates überein, daß man von Bäumen nicht soviel lernen könne wie von Menschen, oder, wie es Samuel Johnson einmal ausdrückte, daß wir nicht dazu daseien, das Wachstum der Pflanzen oder die Bewegung der Sterne zu beobachten.

Eine Anzahl der Aufsätze Gildemeisters (wir können aus dem reichen Inhalte hier nur einzelne Vertreter der Gattung vorführen) bezieht sich auf Politik und soziale Fragen. Roschers letztes Werk, die „Politik," wird besprochen: dem Bleibenden und sich immer Wiederholenden gegenüber, worauf eine solche Darstellung des politischen Naturgrundes beruht, weist der Verfasser auf die unbeständigen Größen der mannichfach wechselnden Geschichte hin. Die Menschen thun sich etwas darauf zu gute, wenn sie zu wissen meinen, es sei alles schon einmal dagewesen, und doch sind ihre praktischen Nutzanwendungen so verkehrt wie möglich, z. B. Prophezeiungen aus der französischen Revolution auf das heute Bevorstehende. Der praktische Diplomat kann darum auch aus der Zusammenstellung der konstanten Erscheinungen nichts lernen, während die Kenntnis der sehr verschiednen Menschen seiner Zeit für ihn von Wichtigkeit ist. In der politischen Betrachtung ist die Gefahr, verschiedenartiges auszugleichen, größer als die, gleichmäßiges zu verkennen. Denn der Mensch verallgemeinert nur zu gern. Welchen Vorteil dennoch ein Buch wie das Roschersche hat, läßt man sich gern weiter von Gildemeister auseinandersetzen. Es wird z. B. der Fortschritt der Intelligenz erkannt aus den natürlichen Grundlagen der sich ändernden Geschichte. Roscher glaubt an diesen Fortschritt, andre thun es nur sehr bedingt, wie z. B. Ranke, der noch weniger dem „Moralischen Kapitel" Gildemeisters zustimmen würde. Aber das ist Sache der Weltanschauung. Gildemeister findet, daß zwar nicht die einzelnen Menschen moralisch besser geworden seien, wohl aber die öffentliche Anschauung in moralischen Dingen sich gehoben habe, er findet dafür auch bei Roscher Anhaltepunkte. Unsre persönliche Meinung darüber hat für den Leser keinen Wert; in methodischer Hinsicht möchten wir jedem einzelnen empfehlen, auch immer fein säuberlich zu unterscheiden zwischen Moral und äußerer Wohlanständigkeit.

In dem Aufsatze „Jargon" werden wir aufmerksam gemacht auf den Ausdruck „sittlich," der, in Bezug auf materielle und wirtschaftliche Dinge angewandt, meistens nichts andres sei, als was der Titel des Aufsatzes bedeutet. Vortrefflich! Nichts ist nämlich leichter, meint der Verfasser, indem er auf den Evangelisch-sozialen Kongreß hinweist, als die sozialen Fragen, denen wirtschaftlich schwer beizukommen ist, von dem Standpunkte der Sittlichkeit zu beleuchten. Der soziale Thatendrang sucht sich den leichtesten Ausweg und

Digitized by Google

gleitet, wie die Elektrizität, an der Stange des sittlichen Pathos bequem in den Erdboden. Es hat auch unsern vollen Beifall, wenn wir weiter hören, wie durch solche irreleitenden Phrasen dem Arbeiter in den Kopf gesetzt wird, seine Thätigkeit, die doch zuletzt auf dem berechtigten eignen Interesse beruht, sei etwas besonders würdiges und verdienstliches, woraus sich dann seine gesteigerten Ansprüche von selbst ergeben. Und die klassische Nationalökonomie Adam Smiths, die „trostlose Wissenschaft," wie sie vor fast fünfzig Jahren der einflußreiche Romantiker Ruskin nannte, weil sie ihn nicht zu erheitern vermochte, wie seine alten Bilder und Volkslieder, hat ohnehin zu viel Wert gelegt auf die grobe Handarbeit; wir erhalten bei diesem Anlaß einen Hinweis auf die Geschichte der entgegengesetzten Begriffe (geistige Arbeit, Unternehmergewinn usw.) in der Form der allerleichtesten Unterhaltung, und äußerlich wenigstens scheint plötzlich the dismal science verwandelt in la gaie science durch einen Künstler des Wortes.

Aber einstweilen mögen uns noch seine Gedanken ein wenig beschäftigen. Der Verfasser ist, was sich bei ihm von selbst versteht, Freihändler, und politisch sowohl wie kirchlich ist er sehr freisinnig. Zwei Aufsätze, „Praktisches Christentum" und „Christliches und Unchristliches," bringen viel interessantes über soziale Dinge. Der Verfasser ist gegen die Zwangseinrichtungen des Staats in Bezug auf Versicherung, er hält die freie Methode für richtig, obwohl er zugeben muß, daß sie langsam arbeitet. Das ist ja nun nicht neu, denn zahlreiche Menschen denken ebenso, aber doch wichtig, denn Gildemeister zählt für seine Person mehr als viele. Was unsre Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist seine Kritik der heutigen Bezeichnungen für derlei Sachen. Wenn wir in dem Aufsatze über den „Jargon" lesen, auf besagtem Kongreß habe ein Generalsuperintendent einen Antrag gestellt, dahin zu wirken, „daß die Arbeitgeber den sittlich ebenbürtigen Wert der Arbeit anerkennen, die Arbeiter aber in ihr einen sittlichen Beruf erblicken lernen," so denken wir uns sowohl dies wie den Herrn Generalsuperintendenten, so oft er vorkommt, mit einem feinen Lächeln, wenns möglich wäre, geschrieben. Etwas verdrießlicher klingt es, wenn es in einem der beiden andern Aufsätze beinahe als Unfug angesehen wird, daß man seit zehn Jahren die Arbeitergesetzgebung unter das „praktische Christentum" rechnet. Ja, meint Gildemeister, wenn das die Mittelparteien und Protestantenvereinler sagen, die sich das Christentum nach ihrem Bedarfe zurecht machen, so hat das etwas für sich. Aber die kirchliche Richtung, die Orthodoxen, für die es in Sachen des Glaubens heißt: was geschrieben ist, das ist geschrieben, die haben doch kein Recht, als Sozialpolitiker plötzlich Deutungen und Anpassungen an das geänderte praktische Leben vorzunehmen und zu behaupten, was der Staat thut und wozu er sie zwingt, sei in ihrem Sinne und sei praktisches Christentum. Die sollen auch praktisch Ernst machen und ihre Güter hergeben, wie es Christus vorschreibt usw.

Digitized by Google

Der Verfasser reiht nun eine scharfe und interessante Beobachtung an die andre. Er verlangt von seinem Leser gewissermaßen das Zugeständnis, daß er Recht habe. Wollten wir daraufhin sagen: ich begreife den Standpunkt bei dem „Milieu" des Verfassers, so könnte sich das einem so bedeutenden Manne gegenüber ausnehmen wie eine triviale Umgehung der Hauptsache, auf die er das Wort anwenden könnte, das er für die Orthodoxen bereit hat: „Mit dieser Entschuldigung lasse ich sie nicht passiren." Wir wollen darum von unsern persönlichen Bedürfnissen aus nur etwa folgendes anzuführen versuchen: die theologischen Mittelparteien und den Protestantenverein brauche ich das ganze Jahr nicht; so oft ich mich aber mit meinen Gedanken in das Übernatürliche begebe, scheint mir etwas Mystik oder, was der Verfasser Orthodoxie nennt, von nöten. Seine Methode ist gut und scharf, aber hier versagt sie, denn das menschliche Gemüt ist kein Präzisionsapparat. Und wenn sich Menschen, die sich sonst hassen und zanken, einmal in etwas praktischem vereinen, so freue ich mich, wenn ich auch vielleicht für ihren Verein noch einen passendern Namen wüßte.

Alle Aufsätze Gildemeisters handeln nebenher und zwei von ihnen ausdrücklich über die Sprache. Gildemeister ist bekannt als geschmackvoller und vielseitiger Übersetzer. Seine Übersetzung von Byrons Don Juan darf man ein kleines Wunderwerk der Übertragungskunst nennen. Als ich sie zum erstenmale las, war ich ganz überrascht von dem Eindruck; ich hätte nie vorher gedacht, daß so etwas eine Übersetzung leisten könnte. Wer so etwas fertig bringt, der ist ein Künstler in der Sprache. Gildemeisters Prosa scheint nach jenem Rezept Schopenhauers gemacht. Sie ist so einfach, und sein Ausdruck so treffend, daß man meint, man könnte sich gar nicht anders ausdrücken. Ja, aber! Darin liegt eben das Geheimnis der Kunst. Er hat auch gleich die Bedeutung des Wustmannschen Buches: „Allerhand Sprachdummheiten" erkannt und giebt uns dazu schöne Beiträge seiner eignen Art, die Sprache zu behandeln.

Gildemeister ist Politiker und Jurist, Mensch unter Menschen und ein Sprachkenner wie der beste Fachmann. Seine Essays enthalten einen Schatz von Weisheit und geben zugleich das Muster in Bezug auf die Form der Mitteilung. Er hat sein eignes selbständiges Sprachgefühl, das ihn auch bei besondern Wendungen richtig leitet. Wir haben nur einen einzigen Fehler bemerkt, den „ungefähren Sinn" (S. 224), was wir nur deswegen anführen, weil ausdrücklich dort über die Gattung des Fehlers gehandelt wird, man also sieht, wie tief dem Deutschen die Inkorrektheit im Blute liegt. Wir sehen erwartungsvoll den hoffentlich noch recht vielen folgenden Bänden entgegen.



Digitized by Google

# Der Ausstand in Hamburg

Der Ausstand der Hamburger Hafenarbeiter hat wochenlang die öffentliche Meinung lebhaft beschäftigt. Auch die Grenzboten haben einer Meinungsäußerung darüber Raum gewährt, und sie halten es für angebracht, durch Aufnahme nachstehender Besprechung nochmals auf die Sache zurückzukommen, um so mehr, als in dieser Frage in besonderm Grade die Gewinnung eines gerechten Urteils durch die im Parteikampf vielfach beliebte Entstellung der Wahrheit erschwert worden ist. Es ist sehr zu beklagen, daß nicht von vornherein von Staats wegen der Thatbestand, wie er bei Ausbruch des Streiks lag, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln festgestellt worden ist, daß wir vielmehr heute noch bezüglich der Arbeitsbedingungen und sonstigen Arbeitsverhältnisse vor dem Ausstande im wesentlichen auf die sich widersprechenden Behauptungen der beiden kämpfenden Lager angewiesen sind, Behauptungen, die wahrscheinlich auf beiden Seiten der Wahrheit nicht entsprechen.

Nach der von dem sozialdemokratischen Agitator A. von Elm in Nr. 11 der Sozialen Praxis gegebnen Darstellung war der Tagelohn der Schauerleute vor dem Streik auf 4 Mark 20 Pfennige bemessen, und die Stauer waren bereit, ihn auf 4 Mark 50 Pfennige zu erhöhen. Das war an sich zweifellos auch für Hamburg kein schlechter Lohnsatz, zumal wenn man bedenkt, daß es nur ein Minimallohnsatz war, über den die täglichen Akkordlöhne in der Regel und zwar zum Teil sehr erheblich hinausgingen. Ob Arbeiter in „Akkord“ oder „fest,“ d. h. in Tagelohn arbeiten, hängt, soweit wir unterrichtet sind, nicht von ihrer Tüchtigkeit ab, sondern von der Art der Schiffsladungen. Sogenannte „Bulkartikel,“ d. h. Ladungen, die meist lose in den Schiffsraum geschüttet und ebenso aus ihm herausgeschaufelt werden, wie Kohlen, Getreide, Salpeter, Reis, Guano, Erze usw., wurden immer in Akkord verladen und gelöscht, während die sogenannten „Stückgüter,“ d. h. in Fässern und Kisten verpackte Waren und dergleichen, immer im Tagelohn besorgt wurden. Waren viel Schiffe mit Bulkartikeln im Hafen, so wog die Akkordarbeit vor, im andern Falle die Tagelohnarbeit, und derselbe Schauermann, der heute bei einem Getreideschiff in Akkordlohn arbeitete, konnte morgen bei demselben

Digitized by Google

Reeder bei Stückgutladung in Tagelohn arbeiten. Das ist natürlich bei Berechnung des Jahresverdienstes der Arbeiter von maßgebender Bedeutung; auf den Tagelohn allein läßt sich diese Berechnung ohne weiteres durchaus nicht begründen. A. von Elm aber macht nun geltend, daß die große Mehrzahl der Schauerleute nur auf 250 Arbeitstage im Jahre rechnen könnte, nur wenige auf 320 Tage, aber daß ein Schauermann auch unter 250 Tagen häufig 150 Akkordarbeitstage mit einem Arbeitsverdienst von acht Mark und mehr hatte, daß er auch außerdem — wie uns versichert wird — für die Zeit, wo er nicht als Schauermann arbeitete, in Hamburg durchaus nicht immer müßig zu gehen brauchte, sondern häufig lohnende Arbeit verschiedner Art fand, davon sagt A. von Elm kein Wort. Man kann ja die Frage aufwerfen, ob nicht, wo immer sich in einem derartigen Arbeitszweige für eine Anzahl von Arbeitern nur mit Unterbrechungen ein guter Arbeitsverdienst findet, sodaß die Leute einen Teil des Jahres, des Monats oder der Woche zu andrer Arbeit Zeit übrig behalten, die Arbeitgeber in den einzelnen Arbeitszweigen trotzdem unter allen Umständen die Pflicht haben, den Arbeiter für das ganze Jahr mit auskömmlichem Tagelohn zu bezahlen. Aber wer kann diese Frage ohne weiteres mit ja beantworten, wenn er auch nur einige Kenntnis von den praktischen Anforderungen des Geschäftslebens hat? Jedenfalls ist A. von Elm den Beweis, daß die Schauerleute in Hamburg Hungerlöhne haben, oder daß sie auch nur durchschnittlich nicht mehr als 900 bis 1000 Mark im Jahre verdienen, schuldig geblieben, ja er hat uns eine ersichtlich falsche Rechnung als Beweis einreden wollen.

Aber, meint er, die Schauerleute wären ja auch mit den von den Arbeitgebern angebotnen 4 Mark 50 Pfennigen als Tagelohn zufrieden gewesen, wenn nur die Stauer „sich bereit erklärt hätten, bezüglich der übrigen Forderungen mit sich reden zu lassen.“ Was sind das aber — wieder nach Herrn A. von Elm selbst — für Forderungen gewesen? Zunächst nennt er die „gesundheitsschädlichen und besonders schweren“ Arbeiten, den Staub der Getreide- und Kohlenladungen, die Ausdünstungen des Schwefels und andrer giftigen Waren. Das ist doch in der That nur eine Verlegenheitsausrede. Gerade das sind die gutbezahlten Akkordarbeiten, und wenn man auch wünschen muß, daß dabei womöglich alle Menschenarbeit durch Maschinen überflüssig gemacht werden möchte, keinem Hamburger Schauermann wäre es jemals eingefallen, das als Grund für den Ausstand anzugeben. Hat die Hamburger Gewerbe- und Gesundheitspolizei nicht hinreichend ihres Amtes gewaltet, so ist darüber im Verlaufe des Streiks doch niemals besonders geklagt worden. Und nun kommt nach A. von Elm die sehr wichtige Forderung: „Alle Arbeit gilt von Stadt zu Stadt.“ Was heißt das? Nicht die Arbeitszeit von sechs bis sechs Uhr mit anderthalbstündiger Mittags- und halbstündiger Frühstückspause wollten die Arbeiter geändert haben, sondern diese Arbeitszeit sollte gelten von

Digitized by Google

dem Augenblick der Abfahrt des Arbeiters vom Lande bis zum Augenblick der Rückkehr ans Land. Es soll also die Fahrt vom Lande bis zur Arbeitsstelle, d. h. zu dem zu befrachtenden oder zu löschenden Schiffe, in die Arbeitszeit eingerechnet werden. Zehn der größten Stauer haben dies, wie A. von Elm mitteilt, schon „länger durchgeführt," sie haben „eigne Fährschiffe zur Verfügung, mit denen sie die Arbeiter vom Lande abholen und nach beendeter Arbeit auch wieder ans Land setzen." Bei den Stauern, die solche Schiffe nicht hätten, stünde „die Sache für die Arbeiter sehr ungünstig." Die Fährgelegenheit im Hafen sei sehr schlecht. Die Schiffe seien bei Ankunft an den Haltestellen voll besetzt, die Arbeiter müßten warten, „nachher mitunter an zwei Haltestellen wieder umsteigen," und es verginge eine bis anderthalbe Stunde, bis sie an Bord des Schiffes seien. „Der Stauer verlangt aber, daß sie bei Beginn der Arbeitszeit dort sind, auf Erklärungen läßt er sich nicht ein." Tolle Kerls, fürwahr, diese Stauer, so etwas zu verlangen! Es fällt doch in Berlin, Leipzig, München keinem Arbeitgeber ein, wenn die Arbeiter wegen ungünstiger Pferdebahnverbindung von ihrer Wohnung nach dem Geschäft täglich eine bis zwei Stunden zu spät kommen, eine Miene zu verziehen. In der That verdienen solche, im Vergleich mit dem Ausstand kleinliche und sichtlich bei den Haaren herbeigezogne Beschwerdepunkte — so sehr sich Hamburg über seine Fährgelegenheiten, wenn sie so sind, schämen müßte — nur Spott, ja es übersteigt eigentlich alles Maß von erträglicher Dreistigkeit, wenn eine Leuchte der Partei damit und nur damit einen Ausstand wie den, um den es sich hier handelt, rechtfertigen zu wollen wagen kann. Doch daß wir nichts verschweigen: Herr A. von Elm fügt noch etwas hinzu: „Bei der Lohnauszahlung wünschen die Arbeiter das Ticketsystem eingeführt, d. h. daß sie, sobald die Arbeit, wofür sie angenommen wurden, beendigt ist, auf Grund einer Lohnanweisung ihr Geld sofort ausgezahlt erhalten und nicht erst am Sonnabend in einer Wirtschaft. Am angenehmsten würde es ihnen sein, wenn sie sofort an Bord ihr Geld erhielten. Dieses System der Lohnauszahlung ist bei einigen Stauern schon eingeführt, ein Beweis dafür, daß es sich sehr gut durchführen läßt."

Und diese „Mißstände" — so will man uns glauben machen — haben die Hamburger Schauerleute und deren Gefolgschaft, alle die andern nicht einmal von diesen Mißständen berührten Hafenarbeiter, bestimmt, mit der provozirendsten Rücksichtslosigkeit den Arbeitgebern die Pistole auf die Brust zu setzen und, wenn die Forderungen in einer ganz unzureichend — nur auf Stunden — bemessenen Frist nicht vollständig bewilligt würden, mit sofortiger Arbeitseinstellung zu drohen und diese Drohung dann auch wirklich auszuführen! Muß man da nicht von vornherein, gerade bei voller Sympathie für die Arbeiter, auf den Verdacht kommen, daß hier fremde Einflüsse im Spiele, daß die Arbeiter selbst das Opfer fremder Interessen seien? War es zu verwundern, wenn die Arbeitgeber von vornherein, aber auch uns wohlbekannte, durchaus

Digitized by Google

unbefangne und unabhängige Leute, die sich an Ort und Stelle ein Urteil zu bilden versuchten, den ganzen Streik für eine „sozialdemokratische Mache" und zwar eine teilweise sehr geschickte, raffinirte Mache erklärten? Der Verlauf der Sache hat dieses Urteil in hohem Maße bestätigt und damit der genannten Partei einen Vorwurf angeheftet, so ungeheuerlich schwer, so infam, daß man in der That nur mit dem äußersten Widerstreben daran glauben kann.

Die sozialdemokratischen Parteiführer haben wiederholt öffentlich kund gegeben, daß sie von dem Ausstand abgeraten und nach seinem Ausbruch zur Annahme des bekannten Senatsvorschlags, d. h. zur Wiederaufnahme der Arbeit unter den alten Bedingungen, also zur Unterwerfung, ermahnt hätten. Kann man das glauben? Soll man auch das für Lug und Trug halten? Der Beweis dafür, daß sie die Wahrheit sagen, ist nirgends gebracht. Mit Recht wird im Gegenteil auf die hinreichend erprobte Macht der Führer über die Arbeitermassen hingewiesen, dann auf die Leichtigkeit des doppelten Spiels durch die wohlorganisirte mündliche Beeinflussung der Arbeiter mittels einer Schar blind ergebner, agitatorisch mustergiltig geschulter Genossen neben jenen öffentlichen, gleichsam offiziellen Kundgebungen. Vor allem aber muß stutzig machen das Verhalten der sozialdemokratischen Presse, die mit wahrer Virtuosität — immer neben den fast komisch davon abstechenden offiziellen Warnungen — alles aufbot, die Ausständigen und viele andre an das gute Recht, ja auch an die Aussichten auf Erfolg und reichliche Unterstützung glauben zu machen, mindestens aber an die heilige Pflicht, für die Sache des Ausstands sogar zu hungern. Man lese die führenden sozialdemokratischen Blätter der letzten Wochen unbefangen durch, kann man da im Ernst wohl glauben, daß die sozialdemokratische Partei nicht schuld an diesem Ausstand, nicht verantwortlich für seine Folgen sei? Und endlich nehme man noch einmal die geradezu klassischen Reden vor, die der sozialdemokratische Agitator Legien in Hamburg vor den Arbeitern gehalten haben soll, um sie angeblich zur Annahme des Senatsvorschlags zu bewegen. Wie die Presse sie mitgeteilt hat, und wie wir sie als bekannt voraussetzen, waren sie mustergiltig eingerichtet, das Gegenteil zu bewirken. Wenn in diesen „beruhigenden" Versammlungen die Arbeiter, wie erzählt wird, den Rednern zugerufen haben, die Reden seien unnötig, sie wüßten, daß sie auszuhalten hätten, so scheint damit die Lage vielleicht am richtigsten gekennzeichnet worden zu sein. Die Parole war ausgegeben, mochte offiziell geredet werden, was da wollte!

Verhält sich das alles so, dann haben wir ein Beispiel von Doppelzüngigkeit, Heuchelei, Lüge und Verrat an der Vertrauensseligkeit der Hamburger Arbeiter erlebt, wie wir es uns nicht trauriger denken können, einen Vorgang, der zum Gericht werden müßte an den Schuldigen, wenn im deutschen Volke noch ein Funke von Gefühl für Wahrheit und Gerechtigkeit lebt, und wenn die deutschen Arbeiter nicht die heillosesten Narren der Welt sind.

Digitized by Google

Doppelt traurig sind die Hamburger Vorgänge dadurch geworden, daß sich die National-Sozialen haben verleiten lassen, diese Gelegenheit zur Reklame ausnutzen zu wollen. Das lose Band, das diese wunderliche Gruppe verschiedenartigster Charaktere einige Wochen verknüpfte, wird nun wohl bald gelöst sein. Je eher, je besser für die guten Leute darunter. Ihnen mag die gelinde Scham über die Rolle, die ihnen die Sozialdemokratie mit der höhnenden Überlegenheit der Macht dabei zuwies, die verdiente Strafe des Fürwitzes sein, die andern werden wohl bald genug mit den sozialdemokratischen Volksbeglückern um die Palme der Virtuosität in jener Agitationstaktik ringen, die in den Hamburger Vorgängen so ausgiebig bethätigt worden zu sein scheint. Dahin mußte es kommen, wenn die grundsätzliche Einseitigkeit an Stelle der Nächstenliebe, der Gerechtigkeit und Wahrheit sogar von Vertretern der Wissenschaft und der Kirche auf den Thron gehoben wurde, und die klärende, schlichtende, versöhnende Rolle der Wissenschaft und der Religion im sozialen Leben in ihr Gegenteil verwandelt wurde.

Aber die „sozialdemokratische Mache," ja schon der Glaube an sie hat eine im besondern Sinne praktisch verhängnisvolle Wirkung. Sie macht sich bei den Arbeitgebern natürlich geltend. Lagen die Dinge bei dem Ausstande der Hafenarbeiter, und dann nicht nur bei diesem, so, wie es die Hamburger Vorgänge es leider wahrscheinlich gemacht haben, so ist die immer schroffere, rücksichtslosere Stellung der Arbeitgeber in Ausstandsfällen, ja überhaupt sozialen Reformen gegenüber, nur zu menschlich natürlich. Daß sie solchen „sozialdemokratischen Machern" nicht die Herrschaft über ihre Arbeiter, über Gedeihen oder Niederlage in ihrem Wirtschaftsbetriebe gefügig überlassen wollen, das ist ihr gutes Recht. Aber auch hier verdirbt die verhängnisvolle Einseitigkeit in der Regel alles. Wenn sich die Arbeitgeber verbinden zum Kampfe gegen solche Ausstände, wer kann ihnen das verdenken? Aber wenn sie, wie das in der Regel geschieht, dabei auch ihrerseits die Nächstenliebe, die Gerechtigkeit und Wahrheit mit manchesterlichem Hohn als alberne Sentimentalität beiseite schieben, wenn sie durch die bekannte Praxis der schwarzen Listen jeden, auch den jähzornigsten, rohesten, ungebildetsten Unternehmer zum allmächtigen Richter in eigner Sache machen, dann sinken sie herab auf den sittlichen Standpunkt jener sozialdemokratischen Macher, und damit ist dem sozialen Frieden ganz gewiß am wenigsten gedient.

Wie ist da zu helfen? Daß man zwei Raufbolde sich ab und zu braun und blau schlagen läßt, damit sie Frieden halten, solange der Rücken schmerzt, das kann doch für den deutschen Kulturstaat und sein wirtschaftliches Leben schwerlich das probate Rezept sein, auch wenn durch sogenannte Organisation beider Seiten die Sache zur Massenprügelei vielleicht mit etwas größern Intervallen wird. Im Interessenkampf ist der unparteiische Richter nun einmal nicht zu entbehren, auch in Ausstandsfällen. Wir wissen, wie eng begrenzt

Digitized by Google

die Möglichkeit gewaltsamen Eingreifens der Staatsgewalt im Wirtschaftsleben ist, aber schlagend, so meinen wir, hat der Hamburger Ausstand wenigstens nach einer Richtung gelehrt, daß es der Staat bei uns an etwas fehlen läßt, was er sicher leisten kann und leisten soll. Noch heute ist, wie wir schon sagten, nicht einmal der Thatbestand festgestellt, erst heute soll man, wie die Presse berichtet, dabei sein, von Staats wegen die Arbeitsbedingungen vor Ausbruch des Streiks, die Beschwerdepunkte und was damit zusammenhängt, zu „erheben." Als im Reichstage der Ausstand zur Sprache kam, da konnte die Regierung nur mit unbewiesenen einzelnen Behauptungen einer Seite aufwarten, die den Kampf anfachten, nicht dämpften. Ob man am Regierungstisch das Bedauerliche dieser Lage empfunden hat, wissen wir nicht. Wir haben es empfunden, und wir müßten es für einen unbegreiflichen Fehler halten, wenn nicht endlich dieser Ausstand die verbündeten Regierungen dazu veranlaßte, das dringend notwendige Arbeitsamt für Deutschland ins Leben zu rufen, dessen Aufgabe auch die unverzügliche Feststellung des Thatbestands in allen wichtigern Ausstandsfällen sein würde. Die französischen Einrichtungen geben dafür ungefähr einen Anhalt. Gerade der in Hamburg wahrscheinlich gewordnen „sozialdemokratischen Mache" gegenüber ist das das zunächst vorzuschlagende Mittel.

Man hat in neuester Zeit vielfach von einem „neuesten" Kurs geredet. Zum guten Teil beruht dieses Gerede auf einer mißverständlichen oder willkürlichen Deutung des „neuen" Kurses. Der „neue" Kurs hat niemals gewollt, was die deutschen Marxisten sozialdemokratischer und nationalsozialer Schattirung als Sozialreform wollen, und der „neueste" Kurs besteht nicht in der Rückkehr zum Manchestertum in der Sozialpolitik, mögen die um Bebel und Naumann wie die um den Freiherrn von Stumm auch noch so sehr, bewußt und unbewußt, darin wetteifern, dem deutschen Kaiser das Vertrauen der „armen Leute," der arbeitenden Masse zu rauben. Wir werden den „neuesten" Kurs, wenn schon ein solcher genannt werden soll, segnen, wenn er an Stelle der Unklarheit, Verwirrung und Zersplitterung auf dem Gebiete der sozialen Reformen Klarheit, Sicherheit und weitausblickende, zusammenfassende Planmäßigkeit schafft.

Digitized by Google

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Europa wird klerikal. Unter allen Wandlungen der letzten zwanzig Jahre ist keine auffälliger, als die der ecclesia pressa in eine ecclesia triumphans. Zwar so weit wie in Frankreich, wo die Revue des Deux Mondes den Bankrott der Wissenschaft und den Triumph des Glaubens verkündigt, sind wir wohl noch nicht; aber die deutsche Presse giebt wenigstens zu verstehen, daß ihr die brennenden Fragen der sechziger und siebziger Jahre gleichgiltig geworden sind; die Stadt des gottlosen Ulks, der Tingeltangel, der Karfreitags- und Bußtagsfeier auf dem Spandauer Bock ist die Stadt der Kirchen und der puritanischen Sonntagsfeier geworden, und gegen das vom Zentrum gestellte Reichstagspräsidium wagen die ehemaligen Kulturkämpfer kaum noch mit ein wenig harmlosem Spott aufzubegehren. Und da der Fürstbischof Kopp durch Verordnung vom 11. November vorigen Jahres „die Gründung von Bauernvereinen und Wirtschaftsgenossenschaften, besonders aber die Errichtung von Raiffeisenschen Darlehnskassenvereinen in den ländlichen Pfarreien" empfiehlt, so wird es übers Jahr kein schlesisches Dorf mit katholischer Bevölkerung mehr geben, das sich nicht landwirtschaftlicher Genossenschaften unter geistlicher Leitung erfreute; die übrigen deutschen Diözesen aber werden jedenfalls nachfolgen. Gegen das zuletzt angeführte haben wir natürlich nicht das mindeste einzuwenden; im Gegenteil! Wir sind, wie bekannt, leidenschaftliche Freunde des Dorflebens, des Bauernstands und der Landwirtschaft, und während wir dem Bunde der Landwirte, der den Bauernstand in falsche und verderbliche Bahnen zu treiben bemüht ist, vom ersten Augenblick an energisch entgegengetreten sind, haben wir zugleich niemals aufgehört, Mittel, die den Bauernstand fördern können, mit freudiger Anerkennung zu begrüßen, dahin rechnen wir aber vor allem die genossenschaftliche Selbsthilfe.

Wir haben also nur zur Kennzeichnung der Stellung des Klerus auf den Schritt des politischen Kardinals hingewiesen. Den Sieg des Glaubens über den Unglauben und die Wiederbelebung des christlichen Geistes sehen die einen in diesen Erscheinungen. Indes, da der Zweifel Friedrichs von Logau, wo das Christentum denn sei, für die Denkenden bis auf den heutigen Tag noch nicht gelöst ist, so wollen wir uns lieber an das unzweifelhafte halten und nur die Erfolge des Klerus anerkennen. In Deutschland giebt es eigentlich nur noch eine Stelle, wo von Zeit zu Zeit ein energischer Protest gegen diese Erfolge laut wird, die Hamburger Nachrichten, aber gerade diese Stelle ist aus zwei Gründen ganz ungeeignet für einen erfolgreichen Kampf gegen die klerikale Strömung. Jedes Wesen kann in dem Kampf ums Dasein nur mit den Mitteln siegen, in denen seine Stärke liegt. Die Stärke des Protestantismus liegt in der Freiheit, und seine Niederlage ist besiegelt, sobald er mit Rom in der Pflege der Autorität wetteifern will. Im Kulturkampfe hätte nur eine aufrichtig und rücksichtslos liberale Regierung siegen können; eine Regierung, die die Autorität der Bischöfe und des Papstes nicht vernichten, sondern für ihre Zwecke verwenden will, hat diesen Autoritäten gegenüber, die über tausend Jahre älter sind als der preußische Staat, von vornherein verspielt. Und dann hat das genannte Blatt die Unterdrückung der Arbeiterbewegung als Hauptziel im Auge. Dieses Ziel kann aber die Regierung nur mit Hilfe der Zentrumspartei erreichen. Am 23. Dezember brachte die Germania einen Leitartikel über den Hamburger Ausstand, um den sie von den Hamburger Nachrichten beneidet worden sein mag. Nur ein paar Sätze hätte dieses Blatt streichen müssen, um ihn zu dem seinigen machen zu können, Sätze, die den Preis des großen west-

Digitized by Google

fälischen Kohlengräberausstandes sangen. Dieser Ausstand war natürlich berechtigt, denn er stand ja unter dem Schutze der Kapläne und war geeignet, den nationalliberalen Gegner zu schwächen. In seiner gegenwärtigen Lage hat das Zentrum keinen Arbeiterausstand für diesen Zweck mehr nötig. Aber sobald ihm die Regierung den Krieg erklärt, verwandelt es sich aus einer „eminent staatserhaltenden" Partei in die Partei „für Freiheit und Recht," in die Beschützerin aller Bedrängten und namentlich aller streikenden Arbeiter zurück. Die Kartellparteien haben also bloß die Wahl, ob sie die Arbeiterbewegung mit Hilfe des Zentrums darniederhalten oder dem Zentrum aufs neue den Krieg erklären und damit die für den andern Zweck notwendige Mehrheit verlieren wollen. Eine das Zentrum überflüssig machende Kartellmehrheit erstreben ohne Beseitigung des bestehenden Reichstagswahlrechts, ohne Staatsstreich, das heißt, wie wir oft dargelegt haben, Politik treiben wider das Einmaleins.

In Österreich, wo der Protestantismus gar keine Rolle spielt, ist man uns in der Klerikalisirung des öffentlichen Lebens noch um einige Schritte voraus. Daß Österreich nicht allein klerikalisirt, sondern zugleich auch polonisirt wird, und daß unsre reichsdeutschen Katholiken- und Polenfeinde kein Wort der Entrüstung über diesen Vorgang haben, ja überhaupt nichts darüber zu berichten wissen, das ist, wie wir seit anderthalb Jahren von Zeit zu Zeit hervorheben, das allermerkwürdigste an der Sache. Ende Dezember atmete unsre patriotische Presse einmal erleichtert auf, da sie ihr diplomatisches Stillschweigen, das ihr natürlich lästig fällt, einen Augenblick unterbrechen konnte, aber sie ist dabei elend hineingefallen. Sie begrüßte es nämlich als eine deutschfreundliche und polenfeindliche Maßregel, daß der Kardinal Kopp den österreichisch-schlesischen Geistlichen, die sich an dem arbeiterfreundlichen Blatte Gwiazdka Cieszynska beteiligen, aus dem „Katholischen Preßverein" auszutreten befohlen hat. Der Kardinal ist allerdings deswegen von polnischen Blättern angegriffen worden, aber, schließt die Zentrumskorrespondenz ihren Bericht über die Angelegenheit, „daß es sich hier um eine polenfeindliche Aktion Seiner Eminenz handle, das kann doch niemand behaupten. Der Kuryer Poznanski, der doch gewiß polenfreundlich ist, tritt denn auch aufs entschiedenste für den Fürstbischof Kopp ein." In der That, die Nationalitätenfrage hat mit der Angelegenheit gar nichts zu schaffen. Der Fürstbischof hatte nach Karwin, wo die Arbeiter seit dem großen Grubenunglück noch nicht zur Ruhe gekommen sind, Jesuiten und Schulschwestern hingeschickt, die Gwiazdka Cieszynska hatte diese Art Arbeiterberuhigung verhöhnt, und der Hauptzweck der fürstbischöflichen Maßregel war nach der erwähnten Zentrumskorrespondenz, „die von dem Gifte des P. Stojalowski affizirte Gemeinde zu heilen." Mit den fürstbischöflichen Maßregeln ist also lediglich den Grubenbesitzern und ihren Verbündeten, den galizischen Schlachzizen, die sich in der ihnen zugedachten Rolle von Beförderern des Deutschtums komisch genug vorkommen mögen, ein Dienst erwiesen worden. Stojalowski ist kein Sozialdemokrat, sondern ein frommer Priester, der in seinem einfältigen Sinn, ähnlich wie Tolstoi, die Bergpredigt ernst nimmt und den elenden galizischen Bauern helfen will, die gottlose Sozialdemokratie aber verabscheut. Stojalowski ist vielmal ohne gesetzlichen Grund, namentlich unmittelbar vor Wahlen, eingesperrt worden, die galizischen Bischöfe haben ihn exkommunizirt, und als er trotzdem — in einem Wirtshaus — Messe las, so wurde er am 14. November „wegen des Verbrechens der Religionsstörung" aufs neue verhaftet; am 15. November war nämlich sein Namenstag, für den die Bauern eine Ovation vorbereitet hatten: sie wollten ihm ein goldnes Kreuz überreichen. Wir wissen nicht, ob er entlassen worden oder entkommen ist; Ende



Digitized by Google

Dezember las man, daß er in Budapest verhaftet worden sei, wohin er wahrscheinlich auf der Reise nach Antivari zu seinem Bischof, der ihn nicht exkommunizirt hat, geraten ist. Die galizische Opposition gegen die zur Zeit Österreich beherrschende Schlachta scheint zur Zeit in drei einander bekämpfende Gruppen zu zerfallen: die Sozialdemokraten, den Anhang des P. Stojalowski und die Ruthenen, deren talentvollster publizistischer Vertreter, der Dichter Dr. Iwan Franko, seinerzeit über die galizischen Wahlskandale berichtet und jetzt wiederum in Nr. 115 der Wiener „Zeit" beschrieben hat, mit welchen gesetzwidrigen Mitteln die verzweifelten Bauern am Auswandern gehindert werden. Wie weit die Macht der Schlachta in Österreich geht, das beweisen tägliche Vorfälle, von denen folgender vielleicht der merkwürdigste ist. In einem volkswirtschaftlichen Verein hielt ein Bankbeamter einen Vortrag, worin er u. a. sagte, die preußischen Polen griffen die Reichsbank an, weil diese von ihren Schuldnern verlange, daß sie ihre Schulden bezahlten, Schuldenbezahlen aber nicht zu den polnischen Nationaltugenden gehöre. Der Vorsitzende der Versammlung, der berühmte Professor und Sektionschef Inama-Sternegg, hat sich nun genötigt gesehen, sich beim Polenklub zu entschuldigen, daß er jene Äußerung des Vortragenden nicht gerügt habe.

Die Frankfurter Zeitung bemerkt ganz richtig, daß der ehedem in Österreich so beliebte Krieg gegen die „Pfaffen" heute von niemand mehr geführt werde als von den Sozialdemokraten. Diese haben neuerdings eine Art der Kriegführung ausgeheckt, die den Wienern Pfarrern ans Herz und an den Magen geht. Sie haben die Stolataxordnung studirt und weisen ihre Genossen an, die zuviel erhobnen Summen zurückzufordern, was diese haufenweise thun. Der Abgeordnete Dr. Scheicher, der selbst Kooperator gewesen ist, hat im Abgeordnetenhause das unwürdige Gebahren vieler Kooperatoren mit ihrer elenden Besoldung entschuldigt. Aber wenn, wie die Arbeiterzeitung mitteilt, ein Kooperator nicht eher taufen will, bis er sein „Trinkgeld" bekommen hat, so hat er sich damit der gröbsten, mit den schwersten kirchlichen Strafen bedrohten Simonie schuldig gemacht, und von den Stolgebühren bekommen die Kooperatoren überhaupt nichts, sondern die fließen ausschließlich den Pfarrern zu, die sich bei hohen Stolgebühren in den Riesenpfarreien der Millionenstadt sicherlich auf 10000 bis 20000 Gulden stehen. Religion ist das nicht, wogegen die Wiener Sozialdemokraten in diesem Falle kämpfen, sondern Pfafferei. Es wäre ungerecht, wenn man behaupten wollte, die Pfafferei habe in der katholischen Kirche die Alleinherrschaft erlangt, aber es liegt in der Natur der Sache, daß bei äußern Erfolgen der Kirche, bei Erfolgen auf dem Gebiete der politischen Macht für die materiellen Interessen des Klerus mehr abfällt als für die Religion, und wo der Klerus, wie auf den Philippinen, geradezu die politische Herrschaft ausübt, da kann von Religion überhaupt nicht mehr die Rede sein.

Der Reichstag und die Flotte. Das Dezemberheft der Marinerundschau bringt eine sehr warm gehaltne, anerkennende Besprechung des in dem Verlage dieser Blätter soeben erschienenen Werkes von Georg Wislicenus: „Deutschlands Seemacht sonst und jetzt." Die Besprechung beginnt mit folgenden Worten: „So jung unsre Marine ist, so viel ist schon über sie geschrieben worden; seit Werners Buch von der deutschen Flotte hat manch stattlicher Band die Marinelitteratur bereichert. Und dennoch begegnet man in Wahlreden wie in manchen Erzeugnissen der Presse häufig einer derartigen Unkenntnis der einfachsten Marineverhältnisse, einem so gänzlichen Unvermögen, sich in das Sein und die Zweckbestimmung unsrer

Digitized by Google

Flotte hineinzuversetzen, daß wohl noch manches Buch geschrieben werden muß, ehe auch nur die oberflächlichste Kenntnis unsrer Wehrmacht zur See zum Gemeingut des Volks geworden sein wird." Ach, wie wahr ist diese Klage! Es sind aber nicht bloß Wahlreden und Preßerzeugnisse, es sind vor allem auch die Parlamentsreden, die Reden der Vertrauensmänner des deutschen Volks im deutschen Reichstage, in denen diese Unwissenheit zu Tage tritt. Das zeigte wieder einmal mit erschreckender Deutlichkeit die jüngstverflossene erste Lesung des Etats. Im Mittelpunkte der Erörterungen standen die Marineforderungen, aber mit Entschiedenheit und Schärfe wiesen Deutschlands sachkundige Volksvertreter die ungeheuerlichen Ansprüche der Marineverwaltung zurück. Wie ein Schüler, den nachsichtige Behandlung üppig gemacht hat, sodaß er nun über den Strang schlägt, von einem klugen Pädagogen mit heilsamer Strenge behandelt wird, so wurde der Staatssekretär Hollmann vom Zentrums-Fritzen bedeutet, daß der Marineverwaltung, die durch das Entgegenkommen des Reichstags im vergangnen Jahre verwöhnt worden sei, ein energisches Halt zugerufen werden müsse. Auch die marinefreundliche Minderheit sprach von sorgfältiger Prüfung in der Kommission und von möglichen Abstrichen, wenn auch vielleicht nur mit kluger Rücksicht auf die Haltung des Zentrums und der Konservativen. Aber nirgends freudige, vorbehaltlose Zustimmung!

Und welches sind denn nun die ungeheuern Forderungen, die das entrüstete Erstaunen des hohen Hauses hervorgerufen haben? Der „weit ausschauende Plan einer besondern Marinevorlage" ist von der Marineverwaltung fallen gelassen worden, wie der Reichsanzeiger am 12. September meldete. Ist das nicht schon ein Entgegenkommen der Regierung, eine weitgehende Rücksicht auf die einem solchen Flottenvermehrungsplane abgeneigte Haltung der Mehrheitsparteien? Und was wird nun statt dessen gefordert für die Flottenvermehrung? Die zweiten und dritten Raten für die schon bewilligten Schiffe und die ersten Raten für vier(!) Ersatz- und Neubauten!*) Freilich machen die verlangten Gelder zusammen eine stattliche Summe aus, eine höhere als in frühern Jahren, aber das ist doch nicht zu verwundern. Die zweiten und dritten Raten sind immer beträchtlich höher als die für das erste Baujahr geforderten, das wußte doch auch der Reichstag bei der Bewilligung der ersten Raten. Er wußte auch, daß die Schiffe in einer bestimmten Zeit vollendet werden sollten, vollendet werden mußten, um dem dringendsten Bedürfnis abzuhelfen; er wußte schließlich auch von Anfang an, was die Schiffe kosten sollten. Die Forderungen mußten also jetzt kommen, wenn überhaupt die Fahrzeuge zu der bestimmten Zeit fertig sein sollten. Und nun diese Empörung darüber! Der ganz besondre Zorn unsrer schwarzen und roten Marinefreunde richtet sich aber nun gegen die verlangten vier Neubauten. Und doch wird nur ebenso viel — ebenso wenig möchten wir lieber sagen — gefordert wie im vergangnen Jahre: ein Panzer erster Klasse als Ersatz für den noch zur Zeit des norddeutschen Bundes gebauten „König Wilhelm," zwei Kreuzer zweiter Klasse, die noch auf Grund der Denkschrift vom Jahre 1889/90 zu fordern sind, und ein Aviso (im vorigen Jahre ein Kreuzer vierter Klasse). Es sind demnach in den letzten drei Jahren im ganzen, außer einer Anzahl kleinerer Fahrzeuge, zwei Schlachtschiffe und acht große Kreuzer (ein erster, sieben zweiter Klasse) gefordert worden, die diesjährige Forderung mit inbegriffen. Wem das viel erscheinen mag, der bedenke, daß es sich ja nicht um stetigen Ersatz allmählich veraltender Flotten-

*) Die außerdem geforderten kleinen Kanonenboote und Torpedofahrzeuge berücksichtigen wir hier weiter nicht, da es sich dabei um verhältnismäßig geringe Summen handelt.

Digitized by Google

materials handelt, sondern darum, die schweren Versäumnisse einer vergangnen Zeit möglichst rasch wieder gutzumachen. Weil der Reichstag jahrelang seine Pflicht nicht gethan hat, ist unsre Marine noch heute und noch mindestens ein Jahr lang — dann mögen die ersten der neuen Kreuzer fertig sein — auf vier geschützte Kreuzer angewiesen. Diese vier Schiffe sollen in einem ausbrechenden Kriege mit unsrer Schlachtflotte zusammenwirken, die sie nicht entbehren kann, und nebenbei unsern Seehandel behüten! Nur darum kann es sich zunächst handeln, unsre Marine auf den Stand zu bringen, wie er in den verschiednen Flottengründungsplänen der letzten Jahrzehnte vorgesehen war; von einer Rivalität mit den großen Marinen ist sie noch weit, weit entfernt! Wer da aber glaubt, daß die sogenannten Flottenenthusiasten, unser Kaiser an der Spitze, auf dem besten Wege seien, einer Vergrößerung unsrer Flotte bis zum Umfange der englischen nachzustreben, dem wollen wir immer und immer wieder die Zahlen vorführen. Wenn im Jahre 1898 unser Panzer „Kaiser Friedrich III.“ wirklich fertig sein sollte, würden wir mit den vier Schiffen der Brandenburgklasse über fünf moderne Schlachtschiffe erster Klasse verfügen; 1898 aber und wohl noch eher wird die englische Flotte 34 solcher Schlachtschiffe haben, darunter 33, die größer, meist bedeutend größer und mächtiger sind als die Panzer unsrer Brandenburgklasse. Und nun die Kreuzer! Ende dieses Jahrhunderts würden wir, wenn der Reichstag die jetzt verlangten zwei Kreuzer bewilligte, zwölf Kreuzer erster bis dritter Klasse haben.

England baute in den achtziger Jahren 24 größere Kreuzer moderner Art, erster bis dritter Klasse; als man sich aber Ende der achtziger Jahre entschloß, eine Flottenvermehrung in großartigem Maßstabe eintreten zu lassen, wurden 42 neue Kreuzer zugleich auf Stapel gesetzt. Seitdem sind weitere 34 Kreuzer in Bau gegeben worden. Das macht gerade 100 Kreuzer! Die zahlreichen kleinern Fahrzeuge dieser Art sind dabei, ebenso wie oben die ungeschützten deutschen Kolonialkreuzer (Kreuzer vierter Klasse), nicht berücksichtigt. Mit der Nebenbuhlerschaft gegenüber England hat es also noch gute Wege! Außerdem ist es ganz zweifellos, daß England in den nächsten Jahren, noch in diesem Jahrhundert, seine Kreuzerflotte noch weiter vermehren wird.

Aber unsre weisen Volksfreunde, die die deutsche Nation vor überflüssigen Marineausgaben bewahren wollen, sind um Gründe nie verlegen. Stockt in einem Lande, dessen maritime Entwicklung Deutschland aufmerksamen Auges verfolgen muß, der Kriegsschiffbau, dann heißt es: Unsre Nachbarn bauen keine Schiffe, also brauchen wir es auch nicht! Herrscht aber Thätigkeit, dann sagen sie: Wozu sollen wir erst anfangen, wir können ja doch auf die Dauer nicht mitkommen, unsre Anstrengungen spornen den Gegner nur zu vermehrter Bauthätigkeit an!

Aber der Einwand, daß eine schwächere Flotte der übermächtigen englischen gegenüber im Kriege von vornherein zur Ohnmacht verdammt sei, ist durchaus nicht zutreffend. So groß auch Englands Kreuzerflotte sein mag, noch unendlich viel größer ist die Zahl seiner Handelsschiffe, und niemals werden britische Kreuzer dem britischen Seehandel im Kriege absolute Sicherheit gewähren können. Mit einem Dutzend schneller Kreuzer, etwa von der Art der „Kaiserin Augusta,“ könnte Deutschland dem englischen Handel unberechenbaren Schaden zufügen. Überdies würde jedes deutsche Kriegsschiff, das in der Nähe eines vielbefahrnen Seeweges auftaucht, sofort ein ganzes Rudel englischer Kreuzer auf sich ziehen, und diese Engländer würden, solange sie den deutschen jagen, daran gehindert sein, deutsche Kauffahrer aufzubringen.

Als sich die Vereinigten Staaten mit sehr zweifelhafter Berechtigung in den

Digitized by Google

Venezuelastreit einmischten, waren unsre englischen Vettern sehr friedlich und nachgiebig gestimmt. Warum? Sie fürchteten die neuerstandne amerikanische Kreuzerflotte. Als zu Anfang dieses Jahres der Transvaalstreit ausbrach, kannte ihre Feindseligkeit und ihr Übermut gegenüber Deutschland keine Grenzen. Unsre paar Schiffe konnten ihnen eben keinen Respekt einflößen. Englands Anmaßung gegenüber einer Nation steht in umgekehrtem Verhältnis zu der Zahl der Kreuzer, über die die betreffende Nation verfügt.

Doch genug davon. Möge sich die Einsicht von der Notwendigkeit einer ausreichenden Kriegsflotte in unserm Volke immer mehr verbreiten und sich bald auch den Volksvertretern mitteilen, damit der beklagenswerte Zustand aufhört, daß, während in Frankreich und England Parlament und öffentliche Meinung die Regierung zur Verstärkung der schon starken Marine drängen, bei uns die Regierung nur mit Mühe dem Reichstage das Allernotwendigste abringen kann. Unaufhaltsam vollzieht sich die Umwandlung Deutschlands zu einem Industrie- und Handelsstaat; mag im Osten unsers Vaterlandes noch Platz für viele bäuerliche Existenzen sein, bald kommt die Zeit, wo das letzte Fleckchen brauchbaren Bodens in intensive Kultur genommen sein wird, und der Überschuß der Bevölkerung sich der Industrie, dem Handel und der Schiffahrt zuwenden muß oder in überseeischen deutschen Kolonien, mögen sie politisch mit Deutschland zusammenhängen oder nicht, ein Unterkommen suchen wird. Man mag diese Entwicklung beklagen, aufhalten kann man sie nicht, und zum Unsegen des Vaterlandes braucht sie nicht auszuschlagen. Aber freilich, je mehr deutsches Gut auf der See schwimmt, je mächtiger die deutschen Interessen jenseits der See emporwachsen, desto leistungsfähiger muß Deutschlands Marine gemacht werden, um jene Güter und jene Interessen zu schützen. Die Geschicke Hollands im siebzehnten Jahrhundert mögen uns eine Mahnung sein. Der niederländische Seehandel war der blühendste der Welt, aber die kurzsichtige Sparsamkeit der regierenden Kaufleute ließ die Kriegsflotte verfallen, trotz alles Warnens der großen Admirale. Die Folgen zeigten sich bald. Cromwell erkannte die Schwäche der niederländischen Seemacht und benutzte die günstige Gelegenheit, um mit seinen starken, vorzüglich gerüsteten Flotten über die Republik herzufallen, ihrer verwahrlosten Marine schwere Niederlagen, ihrem Seehandel vernichtende Schläge beizubringen. Der Schaden, den die Holländer erlitten, war unendlich viel größer, als die Opfer betragen hätten, die die Unterhaltung der kostspieligsten Kriegsflotte ihrem Wohlstande auferlegt hätte. Sie sahen dann ihre Thorheit ein; sie schufen sich eine tüchtige Marine, und an ihrer Spitze widerstand Admiral Ruyter der vereinigten Macht Ludwigs XIV. und der Engländer, rettete sein Vaterland vor feindlicher Invasion und wußte während des Krieges die Handelsflotte vor empfindlichen Verlusten zu bewahren.

Das Leipziger Meßjubiläum. Es giebt ein hübsches Buch von Hertslet: Der Treppenwitz der Weltgeschichte. Darin ist eine große Anzahl von landläufigen Geschichten und Geschichtchen aus der Geschichte gesammelt — meist sind es solche, die sich die Leute am besten zu merken pflegen — und nachgewiesen, daß es lauter Fabeln und Erfindungen sind, die oft erst lange Zeit nach den Ereignissen, auf die sie sich beziehen, zum erstenmal in der geschichtlichen Litteratur auftauchen. Das Buch befriedigt ein Bedürfnis, denn der Sinn für geschichtliche Wahrheit, das Bestreben, die Geschichte von Fabeln zu säubern, ist wohl jetzt in sehr weiten Kreisen lebendig. Überall bemühen sich lokale Geschichts- und Altertumsvereine, die Behandlung und Darstellung der Geschichte ihrer Stadt über die Stufe der alten fabulirenden „Chroniken“ zu erheben, Zeitschriften und Zeitungen bringen gern

Digitized by Google

auch geschichtliche Aufsätze, in denen bekannte geschichtliche Vorgänge — meist auf Grund neu erschienener fachwissenschaftlicher Werke — genauer und richtiger erzählt werden als bisher, und selbst die Schuljugend wird nicht mehr mit Fabeln abgespeist: höchstens dem Sextaner und Quintaner bietet man sie noch, dem Quartaner wagt man nicht bloß, sondern hält es schon fast für Pflicht zu sagen: So und so wird zwar gewöhnlich erzählt, aber gewesen ist es so und so.

Um so auffälliger ist es, wenn einmal das Gegenteil geschieht, wenn mitten in einer Zeit, die so viel Gewicht darauf legt, überall reinlich die geschichtliche Wahrheit festzustellen, eine Fabel geradezu künstlich erzeugt wird, an die bisher kein Mensch gedacht hat. Das geschieht aber, wenn man von einem im Jahre 1897 bevorstehenden Leipziger Meßjubiläum spricht und schreibt.

Man trifft in Leipzig die Vorbereitungen zu einer im Frühjahr zu eröffnenden sächsisch-thüringischen Industrieausstellung. Daß es auch dieser Ausstellung wie allen ihren letzten Vorgängerinnen nicht an allerhand „historischem" (ortsgeschichtlichem und kulturgeschichtlichem) Aufputz fehlen wird, wobei man es mit der geschichtlichen Treue nicht gar zu genau nimmt, ist selbstverständlich. Man hat aber diese Ausstellung auch, anfangs schüchtern und leise, in den letzten Wochen aber immer lauter, mit immer vollern Backen und immer größern Buchstaben, als Jubelfeier eines wichtigen Ereignisses aus der deutschen Handelsgeschichte hingestellt, nämlich als das vierhundertjährige Jubiläum der Leipziger Messen. Schon rüsten sich illustrirte Familienjournale zu den unvermeidlichen Jubelartikeln, schon sahnden ihre Redaktionen auf Leipziger Stadtansichten, sächsische Fürsten- und Leipziger Ratsherrenporträts, Meßbilder und Meßschilderungen aus dem Jahre 1497, lauter Dinge, die es natürlich gar nicht giebt, und suchen den geeigneten Mann, der ihnen zu all diesen schönen Dingen mit der üblichen, von Sachkenntnis nicht gelähmten Fixigkeit einen schönen Text schreiben soll. Nur schade, daß die Leipziger Messen oder Märkte (denn das Wort Messe kommt neben Markt erst im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts auf) mindestens doppelt so alt sind als vierhundert Jahre, und daß in der Geschichte dieser Märkte das Jahr 1497 weiter keine Bedeutung hat, als daß sie in diesem Jahre zum erstenmal durch ein kaiserliches Privilegium bestätigt worden sind.

Wie alle großen Märkte, so sind auch die Leipziger Messen nicht zu irgend einer bestimmten Zeit gemacht oder „gegründet" worden, sondern sie sind ganz allmählich aus kleinen Anfängen entstanden und im Laufe der Jahrhunderte zu immer größerm Umfang und immer größerer Bedeutung gediehen. Urkundlich fest steht, daß Leipzig schon vor 1170 seine regelmäßigen Märkte gehabt hat. Schon 1268 verspricht Markgraf Dietrich von Landsberg urkundlich den nach Leipzig kommenden fremden Kaufleuten unbedingte Sicherheit für ihre Person und ihre Güter, selbst für den Fall, daß er mit ihren Landesherren in Fehde liegen sollte. Die Märkte, die in diesen ältesten Zeiten in Leipzig bestanden, sind dieselben beiden, die bis in unsre Zeit herein die beiden Hauptmessen geblieben sind: die Frühjahrsmesse und die Herbstmesse. Aber auch die dritte, die Neujahrsmesse, die zu keiner Zeit die Bedeutung der beiden andern erlangt hat — sehr bezeichnenderweise, denn sie war wirklich eine künstliche Schöpfung! —, wurde schon im Jahre 1458 von Kurfürst Friedrich der Stadt verliehen. Diese junge Neujahrsmesse war es dann, die 1466 auf Bitten der sächsischen Herzöge Ernst und Albrecht von Kaiser Friedrich III. zuerst durch ein kaiserliches Privileg bestätigt wurde, wiederum bezeichnenderweise, denn sie war die einzige, die des Schutzes und der Förderung noch bedurfte, die beiden andern nicht. Nach Kaiser Friedrichs III. Tode erneuerte

Digitized by Google

dann Kaiser Maximilian 1497 auf Bitten Herzog Albrechts das Leipziger Meßprivileg, und bei dieser Erneuerung (datirt: Worms, den 20. Juli 1497) sind auch die beiden ältern Messen mit genannt und bestätigt worden. Das sind die Thatsachen, auf die das angebliche vierhundertjährige Leipziger Meßjubiläum zusammenschrumpft.

Daß es sich 1497 in der That nicht um ein großes handelsgeschichtliches Ereignis, sondern um eine einfache Privilegbestätigung gehandelt hat, wie sie sich von da an bei jedem Regierungswechsel des Kaisers und des Landesherrn wiederholte, zeigen schon die bescheidnen Kosten, die die Sache verursachte, und ihr einfacher Hergang. Um das neue Privileg zu holen, schickte der Leipziger Rat zwei Ratsherren, Cunz Kroll und noch einen andern, an den kaiserlichen Hof. Die Ausführung des Auftrags scheint sich für sie zu einer angenehmen Sommerfrische gestaltet zu haben, denn sie waren ziemlich ein Vierteljahr außen und saßen behaglich in Innsbruck, während die Ausfertigung des Privilegs in Worms geschah. Die Leipziger Stadtrechnungen von 1497 verzeichnen nun davon folgende Kosten: „Sabato Calixti [14. Okt.] vor das konigliche privileigiumb und bestetigung der merkt in die konigliche Canzlei, als Cunz Kral von Rats wegen ausgegebn hat, 70 gulden, und in die Canzlei den gesellen in sunderheit zu vortrinken, 10 gulden, facit 80 gulden. Item Kunz Krall, als der uf die Reise in koniglichen hoef ist gefertigt worden, selb ander vorzert und sust ausgegeben nach besagung seiner hantschrift 78 gulden. Uf dornstag nach Estomihi [1. März 1498] Cunzen Krall im koniglichen hofe zu Ißbrug $11^1/_2$ wache aussen gewest, die Confirmacion ubir die drei Jarmarkt ausgericht vor sein vorseumpnes, Muhe und arbeit uf beslis des Rats geben 20 gulden." Die ganze Sache kostete also den Rat 178 Gulden, eine auch für jene Zeit sehr bescheidne Kanzleigebühren- und Auslagenrechnung.

Die sächsisch-thüringische Industrieausstellung ist nach allem, was man bis jetzt von ihr gehört und gesehen hat, ein so gediegnes Unternehmen, daß sie nicht nötig hat, sich ein „historisches" Mäntelchen von zweifelhafter Echtheit umhängen zu lassen. Im Interesse der geschichtlichen Wahrheit wäre daher wenigstens etwas größere Vorsicht und Genauigkeit im Ausdruck zu wünschen. Wenn ein Jahr lang tausend und abertausendmal in der Tagespresse von dem „vierhundertjährigen Jubiläum der Leipziger Messe" die Rede ist, so muß sich unausbleiblich die Vorstellung festsetzen, als ob die Leipziger Messen im Jahre 1497 entstanden wären. Das wäre aber ein ebenso verspäteter wie überflüssiger Beitrag zum „Treppenwitz der Weltgeschichte."

# Litteratur

„Wanidis." Der Triumph des Wahnes. Drei Werke von Maximilian Ferdinand. III. Band. Dis. Die arische Sexualreligion. Als Volksveredelung in Zeugen, Leben und Sterben. Bilder von Fidus. Mit einem Anhang über Menschenzüchtung von Freiherr Dr. Carl du Prel. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1897

Armer Jüngling, der du, angelockt durch den schönen Titel, die schönen gotischen Buchstaben und die schönen symbolistischen Zeichnungen, heißhungrig über dieses Buch herfällst! Bald werden dir hundert Mühlräder im Kopf herumgehen, dein Hunger aber wird ungestillt bleiben. Nordischer Ursprung der Arier, Jesus

Digitized by Google

der Arier, Hygiene und Naturheilkunde, Römisches Recht, Freiland, Vivisektion, Hypnotismus, Nirwana, Nietzsche, Egidy, Madame Blavatsky, Hans nicht Johannes, sondern der Asengott Ans, analytische Organprojektion, Steinmehldüngung, immanente Logosgesetze, Sexualmagie, denaturirter Spiritus, Amortisirung aller Schulden, Verstaatlichung des Geldes, Gebetsheilungen, Fakire, Telephonanschluß ans Absolute, Quellensucher, Röntgenstrahlen, Pentagramm, goldner Schnitt, πέντε = πάντα, Satanas = Sanatas = sanitas = Saturnus = Säming (wovon Semnonen, Samland und Sauerland), das sind so einige von den tausend Dingen, die hier unter einander wirbeln, und wenn du, lieber Jüngling, auf S. 473 liesest: 's ist zum Katholischwerden! so wirst du wahrscheinlich aus Verzweiflung in den Ruf einstimmen. Der Weisheit Schluß freilich auf S. 501 wird dir gar nicht übel vorkommen, besonders Nummer 2 und 3: „Im polaren Diesseits sei egoistischer Dualist; in der Jugend genieße, in der Reife zeuge gesunde Kinder, im Alter aber steige auf zur Ahnung, daß ein transegoistischer Monismus verborgen ruht im apolaren Jenseits!" Dagegen wird dir von dem Zuruf auf S. 500: „Werdet Druiden, ihr Arier, und säet den wahren Samen und wartet der Keime!", so dumm geworden sein, daß du am Ende vergißt, bis auf die letzte Seite zu lesen. Das Buch enthält viel wahre und schöne Aussprüche; wie könnte es auch anders sein, da ein paar hundert Autoren angeführt werden, darunter die Größen der Weltlitteratur! Auch der Verfasser scheint so manche verständige und richtige Ansicht zu haben; aber wenn er uns die beibringen will, muß er schon etwas deutlicher reden und vor allem nicht hunderterlei Dinge und Meinungen von ein paar hundert verschiednen Leuten unter einander mischen. Will er z. B., was ihm sehr am Herzen zu liegen scheint, die Abschnitte des bürgerlichen Gesetzbuchs über Ehe und Familie ändern, um die Stellung der Frauen zu verbessern, so muß er schon eine Schrift über diesen Gegenstand allein abfassen, denn ein Buch zu lesen, das mit der Urheimat der Arier anhebt, und dessen Kapitel Überschriften tragen wie: Gerware, die Ich-Entwicklung; Albrun, Alleswisser und Nichtskönner, ein solches Buch zu lesen haben die Herren Juristen keine Zeit, am wenigsten, wenn sie in einer Parlamentskommission sitzen.

Ungedrucktes aus dem Goethekreise. Von Gustav Adolf Müller. München, Seitz und Schauer

Chiffre und Kabbala in Goethes Faust. Von F. A. Louvier. Dresden, Henkler

Einige Briefe Goethes, Meisterwerke in der Kunst, nichts zu sagen, mit der der hohe Herr bekanntlich oft einen Briefbogen ausgefüllt hat, übrigens aber Briefe, die mit dem, was den meisten Menschen Goethe ist, nicht mehr zusammenhängen; manchmal kommt sogar nur das Wort Goethe darin vor. Der Herausgeber nennt das „überall Goetheluft!" Wir können das, was wir darunter verstehen, in dieser Verdünnung oder Versetzung nicht mehr wahrnehmen. Übrigens wollen wir niemandem die Freude an solchen Erinnerungen mißgönnen, wenn wir auch nicht begreifen, wie dergleichen der Herausgeber „viel neues für den Wissenden, viel interessantes für den tiefer Forschenden, viel belehrendes für den Laien" nennen kann.

Über F. A. Louviers Schrift wissen wir nichts zu sagen. Wir würden so etwas (da diese Art von Komposita jetzt einmal Mode ist) „Goetheblech" nennen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# Unſre Poſtdampferlinien

Von Franz Horſtmann (in Kiel)

Bis zu Anfang des vorigen Jahrzehnts hatte ſich die Thätigkeit der Reichsregierung zur Erfüllung der Aufgaben, die ihr durch die Artikel 4 und 54 der Reichsverfaſſungsurkunde im Intereſſe der Seeſchiffahrt zugewieſen ſind, auf ſolche Maßregeln beſchränkt, die geeignet waren, Ordnung im Schiffergewerbe zu ſchaffen und alle der Entfaltung der Schiffahrt entgegentretenden Hinderniſſe zu beſeitigen. Eine unmittelbare Förderung der Seeſchiffahrt hatte ſie bis dahin nicht in den Bereich ihres Wirkens gezogen. Von dem Reichskanzler Fürſt Bismarck war jedoch die Frage, ob es nicht notwendig wäre, die deutſche Handelsmarine aus Reichsmitteln zu unterſtützen, ſchon ſeit der Mitte der ſiebziger Jahre ins Auge gefaßt worden. Nachdem dann im März 1881 auf ſeine Veranlaſſung die Errichtung ſtaatlich unterſtützter Dampferlinien nach außereuropäiſchen Ländern in der offiziöſen Preſſe erörtert worden war, überreichte er am 6. April 1881 dem Reichstag eine Denkſchrift über das franzöſiſche Geſetz vom 29. Januar 1881, betreffend die Handelsmarine. Darin war zunächſt ausgeführt, das franzöſiſche Geſetz gipfele in der Beſtimmung über die Schiffbau- und Schiffahrtprämien; daran knüpften ſich Erörterungen über die Wirkungen des Geſetzes in internationaler Beziehung, über die Poſtſubventionen und die einſchlägigen Verhältniſſe in England, den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Öſterreich-Ungarn, Belgien, den Niederlanden und Deutſchland, und ſie ſchloß mit den Worten: „Ob unter den gegebnen Verhältniſſen Deutſchlands Schiffahrt und Deutſchlands Handel gegenüber der durch ſtaatliche Mittel begünſtigten Mitbewerbung andrer Nationen in gedeihlicher Weiſe ſich wird forteutwickeln können, verdient ernſte Erwägung."



Digitized by Google

Am 27. Mai 1881 richtete Fürst Bismarck an den Reichstag ein Schreiben, betreffend die Hebung des Ausfuhrhandels nach Ostasien und Australien und der Südsee, worin auch das Erfordernis der Herstellung einer regelmäßigen, vom Reiche unterstützten Dampferverbindung mit China, Australien und den Südseeinseln hervorgehoben war. Greifbare Gestalt erhielt jedoch der Plan, deutsche Postdampferlinien nach jenen Erdteilen herzustellen, erst 1884. Einige Zeit vorher hatte der Staatssekretär des Reichspostamts Dr. Stephan in einer dem Reichskanzler vorgelegten Denkschrift die Notwendigkeit begründet, deutsche Reedereien durch Gewährung jährlicher Beihilfen zur Einrichtung und Unterhaltung von Postdampferlinien nach Asien und Australien zu veranlassen. Das Ergebnis der Ausführungen des Staatssekretärs war ein dem Reichstage am 23. Mai 1884 vorgelegter Gesetzentwurf, betreffend die Verwendung von Geldmitteln aus Reichsfonds zur Einrichtung und Unterhaltung von Postdampfschiffverbindungen mit überseeischen Ländern. Nach diesem Entwurf, der nur zwei Paragraphen umfaßte, sollte der Reichskanzler ermächtigt werden, für die Unterhaltung von Postdampferlinien zwischen Hamburg oder Bremerhaven einerseits, Ostasien und Australien andrerseits auf eine Dauer bis zu fünfzehn Jahren an geeignete Privatunternehmungen jährliche Beihilfen von 4000000 Mark zu bewilligen. Dem Entwurfe war eine Denkschrift beigefügt, worin der Plan, die deutsche Seeschiffahrt durch Gewährung reichlicher Beihilfen auf eine der Macht und dem Ansehen des deutschen Reichs entsprechende Höhe zu heben, eingehend begründet war. Die Denkschrift wies darauf hin, daß von den zahlreichen, im Weltverkehr thätigen, regelmäßigen Dampferverbindungen nur zehn von deutschen Reedereien unterhalten würden, wogegen England und Frankreich mit achtunddreißig und einundzwanzig Dampferlinien am Weltverkehr beteiligt seien. England wende für den Seepostdienst jährlich 13 Millionen, Frankreich 20, Österreich 4, Italien 7 Millionen und selbst Belgien 650000 Mark auf, wogegen die deutsche Reichspostverwaltung für die Beförderung der Post nach überseeischen Ländern nur die bescheidne Summe von 300000 Mark jährlich zahle. Da regelmäßige deutsche Dampferlinien nach Ostasien, Australien und Afrika nicht vorhanden seien, so müsse die deutsche Post nach diesen Erdteilen Dampfern fremder Nationalität anvertraut werden. Der Mangel an deutschen Dampferlinien nach Ostasien und Australien mache sich um so empfindlicher fühlbar, als der Postverkehr Deutschlands dorthin schon sehr umfangreich und in fortgesetztem schnellem Steigen begriffen sei. Der Umfang des Postverkehrs bilde auch bei den internationalen Beziehungen einen Maßstab für die Bedeutung des zwischen den betreffenden Ländern bestehenden allgemeinen Geschäftsverkehrs. Der unmittelbare Handel Deutschlands mit Ostasien und Australien gewinne nun zwar stetig an Ausdehnung; er habe jedoch noch nicht den zwanzigsten Teil des englischen Handels mit jenen Ländern erreicht. Die Herstellung unmittel-

Digitized by Google

barer Dampferlinien nach China, Japan und Australien werde zur wesentlichen Erweiterung des Absatzmarktes für deutsche Erzeugnisse in diesen Ländern führen. Darüber hinaus würden die Dampferlinien die Träger der sichern und regelmäßigen Verbindungen sein, die deutschem Gewerbfleiß, deutschem Einfluß und deutscher Gesittung auch jenseits der Meere weite Gebiete erschlössen. Der Vorsprung, den andre Nationen im Dampfschiffwesen erlangt hätten, lasse sich durch Anwendung der auch von ihnen zur Hebung der Seeschiffahrt gebrauchten Mittel wieder einholen. Zweifellos seien die Vorteile, die die englischen und französischen Dampfschiffunternehmungen dem heimischen Handel und Gewerbe zugeführt hätten, ohne staatliche Beihilfe nicht erreichbar gewesen. Neben der postalischen und handelspolitischen Seite des Gegenstands dürfe auch seine Bedeutung für die Kriegsmarine nicht außer Acht gelassen werden. Es entspreche nicht den Interessen des deutschen Reichs, daß die Verbindung der im Auslande stationirten Kriegsschiffe mit der Heimat durch die Postdampfer andrer Staaten unterhalten werde. Die hierin liegenden Mißstände würden bei Einrichtung deutscher Postdampferlinien, denen auch die Beförderung des zum Ersatz bestimmten Marinematerials und der Ablösungsmannschaften übertragen werden könne, wegfallen. Überdies würden die deutschen Postdampfer eine Pflanzstätte bilden, der Kriegsmarine bewährte Schiffsmannschaften zuzuführen; auch könnten sie im Falle eines Krieges die Kriegsmarine als Kreuzer oder Avisos wirksam unterstützen. Endlich sei von der Erbauung der für die Postdampferlinien notwendigen Schiffe eine kräftige Anregung der deutschen Schiffbauthätigkeit zu erwarten. An diese Ausführungen schlossen sich noch die Angabe der von den Postdampfern anzulaufenden Seehäfen, eine Berechnung der geforderten Summe von 4000000 Mark und die Bestimmungen, die in die mit den Unternehmern abzuschließenden Verträge aufzunehmen sein würden.

Wohl selten hat eine rein wirtschaftliche Gesetzesvorlage das Interesse der Öffentlichkeit in gleichem Maße erregt, wie der Entwurf dieses Dampfersubventionsgesetzes. In der Presse wurde die Sache aufs eingehendste erörtert, und zwar meist in beifälligem Sinne; dem Reichskanzler gingen fortwährend Zustimmungserklärungen zu, darunter sogar solche von der hessischen Fortschrittspartei in Darmstadt und der deutsch-freisinnigen Partei in Würzburg. Selbst Zeitungen, die glaubten, auf Grund politischer Doktrinen die unmittelbare Förderung von Privatunternehmungen durch den Staat verwerfen zu müssen, konnten ihren Widerspruch auf die Dauer nicht aufrecht erhalten und beschränkten sich schließlich darauf, die geforderte Summe als unzureichend zu bezeichnen. Dennoch war der Reichskanzler der Ansicht, daß die Vorlage bei dem damaligen Reichstage nicht durchzusetzen sein würde; es ergiebt sich das aus einem von ihm an den Vorsitzenden des deutschen Kolonialvereins, den Fürsten Hohenlohe-Langenburg, unter dem 4. Mai 1884 gerichteten Schreiben,

Digitized by Google

worin es unter anderm heißt: „Wenn ich auch im Rückblick auf die Samoafrage und in Erwägung der im Reichstage vorherrschenden Tendenzen auf einen unmittelbaren Erfolg des gestellten Antrags kaum rechne, so halte ich es doch für Pflicht der verbündeten Regierungen, sich von der Anregung solcher Einrichtungen, von denen sie eine Förderung nationaler Wohlfahrt erwarten, durch Unwahrscheinlichkeit der Zustimmung des jeweiligen Reichstags nicht abhalten zu lassen."

Der Reichskanzler hatte sich nicht getäuscht. Es wurde über die Vorlage in der Sitzung des Reichstags vom 14. Juni 1884 verhandelt. Ihre Vertretung hatten der Reichskanzler und der Staatssekretär des Reichspostamts übernommen. Beide legten in längern Reden die wirtschaftliche und nationale Bedeutung der Sache dar; aber die Reichstagsmehrheit unter Führung Bambergers und Richters verhielt sich kühl ablehnend. Die Ausführungen, mit denen namentlich Bamberger die Vorlage bekämpfte, erreichten ihren Höhepunkt in der Bemerkung, der deutsche Handel mit Ostasien und Australien sei nicht bedeutend genug, den Postdampfern für die Hin- und Rückfahrt ausreichende Ladung zu liefern; man möge doch an die Schwierigkeiten denken, die von Hamburg abgehenden Frachtdampfer zu füllen. Die gegenwärtigen Gesellschaften seien gern bereit, aller vierzehn Tage Schiffe abzusenden, wenn sie Ladung hätten, aber ohne Ladung zu fahren, sei doch ein Vergnügen, daß man sich nur auf Kosten der Steuerzahler gestatten könne. Dagegen bemerkte der Staatssekretär des Reichspostamts: „Ich bin fest überzeugt, daß wir in zehn Jahren schon so bedeutende Ergebnisse erzielt haben werden, daß man dann gar nicht begreifen wird, wie es überhaupt möglich gewesen ist, daß sich eine Stimme gegen diesen Vorschlag hat erheben können."

Der Gesetzentwurf wurde darauf der Budgetkommission überwiesen. Aber obgleich Fürst Bismarck auch hier persönlich für die Vorlage eintrat, wobei er sich in Bezug auf den Nutzen der Postdampferlinien auf das Zeugnis des französischen Postministers Cochery berief und es als eine Überhebung bezeichnete, wenn wir Deutschen behaupten wollten, daß alles das, was andern Nationen fromme, für uns nichts tauge, blieb der Gesetzentwurf in der Kommission unerledigt liegen. Die Beratungen sind übrigens insofern besonders denkwürdig, als der Reichskanzler in der letzten Sitzung der Kommission am Abend des 23. Juni die bekannten wichtigen Erklärungen über den Beginn einer aktiven Kolonialpolitik des deutschen Reichs abgab.

Durch seinen Mißerfolg ließ sich jedoch Fürst Bismarck nicht abhalten, bei dem Reichstag am 20. November 1884 eine zweite Dampfervorlage einzubringen. Der Reichstag bot nach der Neuwahl, die inzwischen stattgefunden hatte, ein wesentlich andres Bild, da sich die in dem größten Teile der Nation entstandne Erregung über die Verschleppung der ersten Dampfervorlage nicht bloß in Zustimmungsadressen an den Reichskanzler, sondern auch durch

Digitized by Google

lebhaftere Beteiligung an den Wahlen zu Gunsten regierungsfreundlicher Abgeordneten bethätigt hatte. In der Zwischenzeit hatte das deutsche Reich auch die ersten erfolgreichen Schritte zur Gründung von Kolonien auf afrikanischem Boden gethan. Durch Erlaß des Reichskanzlers vom 19. April 1884 war der Afrikareisende Dr. Nachtigal beauftragt worden, „den Küstenstrich zwischen dem Nigerdelta und Gabun, insbesondre die Strecke gegenüber der Insel Fernando Po in der Bai von Biafra, möglichst westlich von der Kamerunmündung bis zum Kap St. John unter deutschen Schutz zu stellen." Vor Ausführung dieses Auftrags sah sich Nachtigal durch die gefährdete Lage der deutschen Faktoreien in Lome und Bageida genötigt, am 5. Juli im Togogebiet die deutsche Flagge zu hissen. Am 14. August geschah dann die Besitzergreifung des Kamerungebietes. In demselben Monat war auch in Lüderitzland die Reichsflagge gehißt und dadurch das Land vom Oranjefluß bis zum 26. Breitengrad unter deutschen Schutz gestellt worden; anfang September hatte das Kanonenboot „Wolf" das Land nördlich vom 26. Grade bis zum Kap Frio, mit Ausnahme der Walfischbai, der deutschen Oberhoheit unterworfen. Um das wirtschaftliche Gedeihen dieser Kolonien zu fördern und ihre Zugehörigkeit zum deutschen Reiche kräftig zu betonen, erachtete es die Reichsregierung für notwendig, zwischen Deutschland und der westafrikanischen Küste eine regelmäßige Dampferverbindung einzurichten. Der dem Reichstag am 20. November 1884 vorgelegte Gesetzentwurf unterschied sich daher von dem frühern hauptsächlich dadurch, daß in ihm neben der asiatischen und australischen eine Verbindung nach Afrika beabsichtigt war. Nach den dem Entwurf beigegebnen Erläuterungen waren folgende Dampferlinien in Aussicht genommen: 1. Für den Verkehr mit Ostasien: a) eine Hauptlinie von der deutschen Küste nach Hongkong über Rotterdam oder Antwerpen, Suez, Colombo (auf Ceylon) und Singapore; b) eine entweder von Triest (oder Venedig) über Brindisi, oder von Genua über Neapel führende Zweiglinie nach Alexandrien, die zugleich als Zugangslinie für die australische Hauptlinie dienen sollte; c) eine Zweiglinie zwischen Hongkong und Yokohama über Shanghai, Nagasaki und einen noch zu bestimmenden Hafen in Korea. 2. Für den Verkehr mit Australien: a) eine Hauptlinie von der deutschen Küste nach Sydney über Rotterdam oder Antwerpen, Suez, Adelaide und Melbourne; b) eine Zweiglinie von Sydney nach den Tonga- und Samoainseln und zurück nach Sydney. 3. Für den Verkehr mit West- und Ostafrika: eine Hauptlinie von der deutschen Küste nach Sansibar über Rotterdam (oder Antwerpen), Havre (oder Cherbourg), Goré, Angra-Pequena, Kapstadt, Natal, die Delagoabai und Mozambique. Die zu zahlende Beihilfe war auf 5 400 000 Mark bemessen. Die Erläuterungen schlossen sich zwar in ihrem Gedankengange eng an die frühere Denkschrift an, sie stellten jedoch die postalischen Interessen nicht in den Vordergrund, sondern legten das Hauptgewicht „auf die handels- und kolonialpolitischen Interessen, auf die Förderung des deutschen Handels, der

Digitized by Google

deutschen Industrie, der deutschen Reederei, auf die Steigerung unsrer Exportfähigkeit durch Erweiterung des Absatzgebiets, durch Herstellung näherer Berührungen mit den Produktionsländern und den Ursprungsmärkten der Rohstoffe" (Rede des Staatssekretärs des Reichspostamts vom 1. Dezember 1884); sie enthielten außerdem eine umfangreiche Übersicht über den Handel Deutschlands mit Ostasien und Australien.

Bei der ersten Lesung am 1. Dezember 1884 wurde das Gesetz von den Konservativen und Nationalliberalen, dem Elsässer Grad und von den Sozialdemokraten — von diesen jedoch nur bezüglich der asiatischen und australischen Linie — warm befürwortet, dagegen von den Mitgliedern des Zentrums und den Deutschfreisinnigen mehr oder weniger heftig bekämpft. Schließlich wurde es einer besondern Kommission von einundzwanzig Mitgliedern überwiesen. Aber obgleich die Kommissionsberatungen nicht weniger als dreizehn Sitzungen in Anspruch nahmen, blieben sie doch ergebnislos. Die bei den verschiednen Lesungen gefaßten Beschlüsse widersprachen einander derart, daß der Kommission nichts weiter übrig blieb, als sich in dem an den Reichstag erstatteten Berichte jedes bestimmten Antrags zu enthalten. Glücklicherweise führte die zweite und dritte Lesung des Gesetzes im Plenum des Reichstags — in den Tagen vom 12. bis zum 17. und am 23. März 1885 — zu einem bessern Ergebnis. Nach drei aus der Mitte der Parteien gestellten Verbesserungsanträgen wurde übereinstimmend verlangt, in einer dem Gesetze beizufügenden Anlage die Bedingungen anzugeben, unter denen die Errichtung der unterstützten Linien den Unternehmern zu übertragen sein würde. Auch diese Bedingungen selbst wichen in den drei Anträgen wenig von einander ab. Sie bezogen sich auf folgende Punkte: Häufigkeit der Fahrten, Bau und Einrichtung der Dampfer, Fahrgeschwindigkeit, Anlaufen eines belgischen oder holländischen Zwischenhafens, Ausdehnung der Mittelmeerlinie Alexandrien-Brindisi bis Triest, sofortige oder allmähliche Einstellung neuer und auf deutschen Werften erbauter Dampfer, Prüfung der Tauglichkeit dieser Dampfer, Kürzung der Beihilfe im Fall ungerechtfertigter Verzögerung, Führung der deutschen Postflagge, Beförderung der Post ohne besondre Bezahlung, Zeitpunkt des Beginns der Fahrten, Kaution der Unternehmer, Auferlegung größerer Leistungen, z. B. schnellerer oder vermehrter Fahrten, bei Erzielung eines dauernd größern Gewinns. Daß es notwendig sein würde, zur Aufnahme der Güter, die auf dem Rhein und auf den ihn begleitenden Bahnen aus Süd- und Westdeutschland nach der Meeresküste geschafft würden, oder zur Abgabe der in umgekehrter Richtung zu befördernden Güter einen Seehafen des Rheindeltas zu berühren, war schon in den Erläuterungen des Gesetzes angedeutet und wurde auch im Reichstage ohne großen Widerspruch anerkannt. Dagegen entspann sich eine längere Debatte darüber, ob dieser Hafen in der dem Gesetze beizufügenden Anlage bestimmt bezeichnet werden sollte oder nicht. Nachdem jedoch der Staatssekretär des Reichspostamts nachgewiesen hatte, daß es zweckmäßig wäre, in

Digitized by Google

dieser Beziehung der Regierung freie Hand zu lassen, ließ der Reichstag die Forderung auf namentliche Bezeichnung des Anlaufhafens fallen. Bei der weitern Debatte wurden zwei Anträge, die Unternehmer zu verpflichten, die Mittelmeerlinie Alexandrien-Brindisi bis Triest auszudehnen, wenn die Beihilfe ausreichen sollte, und die Dampfer, soweit sie neu eingestellt würden, auf deutschen Werften erbauen zu lassen, angenommen.

Einen höhern Schwung erhielt die Debatte, als das eigentliche Gesetz zur Beratung kam, und zwar hauptsächlich durch das Eingreifen des Fürsten Bismarck. Er hatte am 2. März 1885 bei der Beratung des Kolonialetats die denkwürdige Rede gehalten, in der es hieß: „Es liegt eine eigentümliche prophetische Voraussicht in unserm alten nationalen Mythus, daß sich, so oft es den Deutschen gut geht, wenn ein deutscher Völkerfrühling wieder anbricht, daß dann auch stets der Loki nicht fehlt, der seinen Hödur findet, einen blöden, dämlichen Menschen, den er mit Geschick veranlaßt, den deutschen Völkerfrühling zu erschlagen oder niederzustimmen.“ An diese Rede knüpfte der Abgeordnete Rintelen am 13. März bei der Beratung des Dampfergesetzes an, indem er bemerkte: es frage sich, was der Reichskanzler unter dem Völkerfrühling verstanden habe; solle etwa eine allgemeine Begeisterung für die Kolonialpolitik der Völkerfrühling sein? Die Zentrumspartei werde gegen die Vorlage stimmen, soweit sie der Kolonialpolitik zu dienen habe. Hierauf bemerkte Fürst Bismarck, daß die Ablehnung der Vorlage die Entmutigung der Regierung auf dem Wege der Kolonialpolitik zur Folge haben werde, und daß ohne die Dampferunterstützung keine Aussicht auf eine Kolonialpolitik vorhanden sei. Nachdem er sodann auf den Wert, den jede Kolonie für das Mutterland habe, hingewiesen hatte, schloß er seine Rede mit den Worten: „Ich habe mir neulich gestattet, eine Analogie aus der altgermanischen Mythologie zu zitiren, bei der ich das Wort »Völkerfrühling« gebrauchte, auf das der Vorredner zurückkam. Ich fürchte, daß ich dabei dunkler geblieben bin, als ich zu sein wünschte, und daß ich nicht deutlich ausgedrückt habe, was ich meinte; aber es liegt nicht in meiner Gewohnheit, mythologische Anspielungen weit auszuspinnen. Es war nur etwas, was — ich kann es nicht leugnen — mich in den letzten zwanzig Jahren ununterbrochen gequält und beunruhigt hat, diese Analogie unsrer deutschen Geschichte mit unsrer deutschen Göttersage. Ich habe unter dem Begriff »Völkerfrühling« mehr verstanden als die Kolonialpolitik, ich habe meine Auffassung, ich will nicht sagen, so niedrig, aber so kurz in Zeit und Raum nicht gegriffen. Ich habe unter dem Frühling, der uns Deutschen geblüht hat, die ganze Zeit verstanden, in der sich — ich kann wohl sagen — Gottes Segen über Deutschlands Politik seit 1866 ausgeschüttet hat, eine Periode, die begann mit einem bedauerlichen Bürgerkriege, der zur Lösung eines verschürzten gordischen Knotens unabweisbar und unentbehrlich war, der überstanden wurde, und zwar ohne die Nachwehen, die man davon zu befürchten hatte. Die Begeisterung für den nationalen Gedanken war im Süden

Digitized by Google

wie im Norden so groß, daß die Überzeugung, daß diese — ich möchte sagen — »chirurgische Operation« zur Heilung der alten deutschen Erbkrankheiten notwendig war; sobald sie sich Bahn brach, war auch aller Groll vergessen, und wir konnten schon im Jahre 1870 uns überzeugen, daß das Gefühl der nationalen Einheit durch das Andenken dieses Bürgerkrieges nicht gestört war, und daß wir alle als »ein einig Volk von Brüdern" den Angriffen des Auslandes entgegentreten konnten. Das schwebte mir als »Völkerfrühling« vor; daß wir darauf die alten deutschen Grenzländer wiedergewonnen, die nationale Einheit des Volkes begründeten, einen deutschen Reichstag um uns versammelt sahen, den deutschen Kaiser wieder erstehen sahen, das alles schwebte mir als »Völkerfrühling« vor, nicht die heutige Kolonialpolitik, die bloß eine Episode bildet in dem Rückgange, den wir seitdem gemacht haben. Dieser Völkerfrühling hielt nur wenige Jahre nach dem großen Siege vor. Ich weiß nicht, ob der Milliardensegen schon erstickend auf ihn gewirkt hat. Aber dann kam, was ich unter dem Begriffe »Loki« verstand: der alte deutsche Parteifeind, der Parteihader, der in dynastischen und in konfessionellen, in Stammesverschiedenheiten und in den Fraktionskämpfen seine Nahrung findet; der übertrug sich auf unser öffentliches Leben, auf unsre Parlamente, und wir sind angekommen in einem Zustande unsers öffentlichen Lebens, wo die Regierungen zwar treu zusammenhalten, im deutschen Reichstage aber der Hort der Einheit, den ich darin gesucht und gehofft hatte, nicht zu finden ist, sondern der Parteigeist überwuchert uns. Und der Parteigeist, wenn er mit seiner Lokistimme den Urwähler Hödur, der die Tragweite der Dinge nicht beurteilen kann, verleitet, daß er das eigne Vaterland erschlage, der ist es, den ich anklage vor Gott und der Geschichte, wenn das ganze herrliche Werk unsrer Nation von 1866 und 1870 wieder in Verfall gerät und durch die Feder hier verdorben wird, nachdem es durch das Schwert geschaffen wurde."

Der tiefe Eindruck, den diese Rede auf die Anwesenden gemacht hatte, äußerte sich in einem Beifallsjubel, wie er seit den Tagen der höchsten nationalen Begeisterung im Juli 1870 im Reichstage nicht mehr gehört worden war. In der weitern Debatte, die noch zu scharfen Auseinandersetzungen zwischen dem Reichskanzler und den Führern der Oppositionsparteien Veranlassung gab, traten die Fragen der allgemeinen und der Kolonialpolitik in den Vordergrund. Schließlich wurde die Verbindung nach Ostasien und Australien genehmigt, die nach Afrika dagegen gestrichen. Der Betrag der zur Unterhaltung der bewilligten Linien zu zahlenden Beihilfe wurde für einen Zeitraum von fünfzehn Jahren auf vier Millionen Mark und der für die Mittelmeerlinie auf 200000 Mark jährlich festgesetzt. Bei der dritten Lesung des Gesetzes, am 23. März 1885, erhöhte der Reichstag die letztere Summe auf 400000 Mark und knüpfte daran die Bedingung, daß die Mittelmeerlinie bis Triest ausgedehnt würde. Als Durchschnittsgeschwindigkeit der Dampfer wurden in der dem Gesetze beigefügten Anlage $11\frac{1}{2}$ Knoten gefordert. Das diesen Beschlüssen ent-

Digitized by Google

sprechende Gesetz wurde am 6. April 1885 von Kaiser Wilhelm I. unter der Gegenzeichnung des Fürsten Bismarck vollzogen.

In dem Verdingungsverfahren, das nun vom Reichskanzler unter einer Anzahl leistungsfähiger Reedereien ausgeschrieben wurde, trug der Norddeutsche Lloyd in Bremen, dessen Angebot das günstigste war, den Sieg davon. Auf Grund dieses Angebots wurde zwischen dem Reichskanzler und dem Vorsitzenden des Verwaltungsrates des Norddeutschen Lloyds, Konsul H. H. Meyer in Bremen, am 3. und 4. Juli 1885 ein Vertrag abgeschlossen, dessen wichtigste Bestimmungen folgende sind. Auf den Hauptlinien, sowie auf der japanischen und australischen Zweiglinie haben die Fahrten in Zeitabständen von je vier Wochen stattzufinden. Der Fahrplan ist vom Reichskanzler zu genehmigen. Die Dampfer haben die Post an den fahrplanmäßig hierzu zu bestimmenden Häfen aufzunehmen und abzuliefern. Von den Schiffen sind bestimmte Fahrgeschwindigkeiten einzuhalten. Für die ostasiatische und australische Hauptlinie sind mindestens je fünf Dampfer einzustellen. Die Schiffe dürfen in ihrer Bauart und Einrichtung denen andrer Nationen nicht nachstehen. Sie müssen auf deutschen Werften und möglichst aus deutschem Material gebaut werden. Die Post ist unentgeltlich zu befördern. Die Fracht- und Personentarife unterliegen der Genehmigung des Reichskanzlers. Die Schiffsmannschaften müssen deutsche Reichsangehörige sein. Im Falle einer Mobilmachung der Marine steht es dem Reichskanzler frei, die Dampfer gegen Erstattung ihres vollen Werts anzukaufen oder gegen Vergütung sonst in Anspruch zu nehmen; ein Verkauf oder eine Vermietung an eine fremde Macht darf nur mit Genehmigung des Reichskanzlers geschehen. Die regelmäßigen Fahrten müssen innerhalb von zwölf Monaten nach Vollziehung des Vertrages beginnen. Dieser erstreckt sich auf fünfzehn Jahre, vom Tage des Antritts der ersten Fahrt ab gerechnet. Die dem Norddeutschen Lloyd zustehende Vergütung beträgt jährlich 4400000 Mark.

So hatte denn das große Werk seine gesetz- und vertragsmäßige Grundlage erlangt; nun konnte zu seiner Ausführung geschritten werden.

Von vornherein trat die wirtschaftliche Bedeutung der Sache klar zu Tage. Der Norddeutsche Lloyd sah sich veranlaßt, zur Bestreitung der durch das neue Unternehmen erwachsenden Kosten sein Grundkapital um 10 Millionen Mark zu vergrößern und außerdem eine vierprozentige Anleihe in gleicher Höhe aufzunehmen. Dann ließ er sofort bei dem „Vulkan" in Stettin sechs Dampfer erbauen, von denen drei für die Hauptlinien und drei für die Anschlußlinien bestimmt waren. Bis dahin waren Dampfer solcher Größe auf deutschen Werften noch nie gebaut worden; nur englische Werften waren imstande gewesen, derartige Dampfer herzustellen. Vom Jahre 1885 ab nahm Deutschland auch auf dem Gebiete des Schiffbauwesens den Wettbewerb mit England und zwar mit solchem Erfolg auf, daß im Frühjahre 1896 von den berufensten Kritikern auf diesem Gebiete, von den Mitgliedern der Institution



Digitized by Google

of naval architects, dem deutschen Schiffbau das Zeugnis ausgestellt wurde, daß seine Leistungen mit denen der englischen Werften völlig gleichwertig seien.

Am 30. Juni 1886 ging der erste Reichspostdampfer, die „Oder," von Bremerhaven nach Ostasien ab. Aus der Rede, mit der der Staatssekretär des Reichspostamts Dr. Stephan dieses Ereignis feierte, heben wir nur folgende Stelle hervor: „Wir alle haben das Bewußtsein, daß der heutige Tag ein für das Vaterland bedeutungsvoller ist; ein historisches Ereignis ist es, daß das erste Schiff, das dazu berufen ist, an seinem Topp die Reichspostflagge zu hissen und in die fernsten Weltgegenden deutsche Produkte, aber auch deutsche Sympathien und Grüße hinauszutragen, heute in See geht. Auch bei diesem neuen Unternehmen, das mit Hilfe des Reichs ins Leben tritt, zeigt sich die gewaltige Macht des heutigen Verkehrs. Der Verkehr ist in unserm Zeitalter das herrschende Prinzip, wie es zu den Zeiten der Hellenen die schönen Künste und Wissenschaften, der Römer das Staats- und Rechtsleben, zur Zeit der arabischen Herrschaft der religiöse Fanatismus, im Mittelalter die religiöse Vertiefung war, die sich mit romantischen Ideen verknüpfte, endlich in der zunächst hinter uns liegenden Zeit die humanistischen und philanthropischen Ideen. Heute ist der Verkehr die beherrschende Macht. Keineswegs etwa ist ein solches Wort gleichbedeutend mit Herrschaft des Materialismus. Fördert der Verkehr doch nicht bloß den Austausch der Güter, sondern auch den der Ideen, Gefühle und Empfindungen, wie die Ergebnisse der geistigen Forschung und vereinigt so die ideelle und reale Seite des Lebens."

Der Fahrplan der Dampferlinien war folgendermaßen festgestellt worden. Beide Hauptlinien entsprangen in Bremerhaven. Die Dampfer der ostasiatischen Linie berührten Antwerpen, Port Said, Suez, Aden, Colombo, Singapore und Hongkong und endeten in Shanghai; die der australischen Linie hielten bis Aden die gleiche Straße ein, bogen aber von dort nach Südosten ab, berührten die Tschagos-Inseln, Adelaide und Melbourne und endeten in Sydney. Auf dem Rückwege wurden dieselben Häfen berührt. Da die Dampfer der beiden Hauptlinien in Zeitabständen von je vier Wochen fuhren, so stellten sie auf der gemeinsamen Strecke Bremerhaven-Aden eine vierzehntägige Verbindung her. An die asiatische Hauptlinie schloß sich in Hongkong eine Dampferrundfahrt über Yokohama, Hiogo und Nagasaki an. In Sydney entsprangen Anschlußdampfer nach den Tonga- und Samoainseln. Auf der Mittelmeerlinie Triest-Brindisi-Alexandrien wurden die Dampfer in vierzehntägigen Zwischenräumen abgefertigt, um denen der Hauptlinien unter Benutzung der Eisenbahn Alexandrien-Suez die Reisenden und die Postsendungen zuzuführen und die von Ostasien und Australien eingetroffnen Reisenden und Posten nach Brindisi und Triest zu schaffen.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

# Der juriſtiſche Zopf

(Schluß)

Eine beſondre Beleuchtung verdient neben den verſchiednen Zweigen des Staatsdienſtes, in denen die Juriſten für die gebornen Leiter gelten, das weite Gebiet der Kommunalverwaltung. Hier wird ganz regelmäßig für die Berufung in das Bürgermeiſteramt einer größern Gemeinde erfordert, daß der Betreffende die zweite Prüfung im Richter- oder Verwaltungsdienſt beſtanden hat. Nur kleinere Gemeinden erheben dieſe Forderung nicht, ſie nehmen Subalternbeamte, ehemalige Offiziere, auch Leute von noch andrer Vorbildung.

Nun geſtehen wir ohne weiteres zu, daß die in ſolchen Stellen, an der Spitze größerer Gemeindeverwaltungen ſtehenden Männer mit juriſtiſcher Vorbildung in der großen Mehrzahl durch Tüchtigkeit hervorragen. Ob aber die tüchtigen Leiſtungen dieſer Männer die Folge ihres juriſtiſchen Bildungsganges ſind, ob nicht Männer von nichtjuriſtiſcher Vorbildung an dieſen Stellen ebenfalls Tüchtiges leiſten könnten, dieſe Frage darf man doch wohl aufwerfen, und zu ihrer Beantwortung wird man am beſten einen Vergleich anſtellen zwiſchen den größern Stadtgemeinden, die von Juriſten regiert werden, und den kleinern, die von ihren Oberhäuptern keinen juriſtiſchen Bildungsgang verlangen.

Da kann man ſich denn bei näherm Zuſehen nicht verhehlen: die allgemeinen Rechtsverhältniſſe, die ſich im Gemeindeleben geltend machen, haben für die kleinen Gemeinden dieſelbe Bedeutung wie für die großen, zu ihrer ſachgemäßen Beurteilung iſt in den kleinen Gemeinden ebenſoviel Rechtskenntnis und namentlich ebenſoviel geſunder Menſchenverſtand erforderlich wie in den größern. Dabei iſt aber die Forderung des geſunden Menſchenverſtandes bei weitem weſentlicher als die der beſondern Rechtskenntnis. Soweit dieſe Rechtskenntnis für das öffentliche Leben erforderlich iſt, kann ſie ſich ein Mann von offnem Kopf und guter Allgemeinbildung verhältnismäßig leicht aneignen, namentlich eben dann, wenn er über den geſunden Menſchenverſtand verfügt, den ſich der, dem er fehlt, nicht hinterher erwerben kann. In der That lehrt das Beiſpiel einer großen Zahl von Männern des praktiſchen Lebens, Induſtriellen und Gewerbtreibenden aller Art, daß man eine für die meiſten Fälle

Digitized by Google

vollkommen ausreichende Sicherheit in der Beurteilung der rechtlichen Verhältnisse durch thätige Teilnahme an dem praktischen Leben mit seinen mannichfachen Bedürfnissen ganz von selbst gewinnt.

Was die großen Gemeinden über die kleinen hinaushebt, das ist also die Zahl der Fälle, wo es auf klare und sichre Beurteilung der Rechtsverhältnisse ankommt. Aber dieser Umstand wird immer dadurch genügende Berücksichtigung finden können, daß eine große Gemeinde einen oder mehrere Fachmänner anstellt, denen sie die besondre Bearbeitung solcher Fragen überträgt, geradeso wie große Gemeinden ihre besondern Schulräte und Bauräte haben, während doch Schulsachen und Bausachen fortwährend auch in den kleinsten Gemeinden eine Rolle spielen, ohne daß dafür besondre Techniker in der Stadtverwaltung angestellt wären. Gerade für eine sachgemäße Beurteilung der Schul- und Bauverhältnisse aber ist meist ein viel größeres Maß von besondrer Sachkenntnis erforderlich, als für die richtige Beurteilung der Rechtsverhältnisse, bei denen der gesunde Menschenverstand stets die Hauptrolle spielt oder wenigstens — spielen sollte. Daß die juristische Auffassung der Dinge nicht immer den Forderungen des gesunden Menschenverstands entspricht, ist aber auch eine Folge der herrschenden Überschätzung der — vielfach rein formalistischen — juristischen Bildung.

Also die Berücksichtigung der wirklichen Rechtsfragen, die ohne besondre juristische Fachkenntnisse nicht genügend erledigt werden können, erfordert nicht, daß die oberste Leitung der Stadtverwaltung einem Juristen übertragen wird. Größere Verwaltungen werden überhaupt eine dem Bedürfnis entsprechende Anzahl von rechtskundigen Ratsmitgliedern anstellen, kleinere die Erledigung von Rechtssachen in jedem einzelnen Falle einem rechtskundigen Vertreter übertragen, wie es ja auch jetzt schon selbst da geschieht, wo das Stadtoberhaupt ein ehemaliger Assessor ist — denn die besondre Rechtskenntnis verblaßt immer auch an solchen Stellen unter dem natürlichen Einfluß der Beschäftigung mit den praktischen Aufgaben des Stadtregiments. Im übrigen wird gegen jede Versäumnis in dieser Richtung auch dadurch immer ein Schutz geboten werden, daß in jeder Stadt, die ein Amtsgericht hat, also schon in verhältnismäßig recht kleinen Städten, einer oder mehrere der dort ansässigen Rechtsanwälte den Stadtverordnetenversammlungen anzugehören pflegen.

Der wichtigste Unterschied aber zwischen den größern und den kleinern Gemeinden liegt in der Größe der Aufgaben, die im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt zu lösen sind. Da handelt es sich um hygienische Veranstaltungen aller Art, um Krankenhausbauten, Schlachthausbauten, Kanalisation, Wasserleitung u. dgl., um Schulfragen der mannichfachsten Art, um zahlreiche Bauprojekte im Hochbau wie im Tiefbau, um Erfüllung der jetzt so in den Vordergrund tretenden Forderungen auf sozialem Gebiete — lauter Dinge, zu deren sachgemäßer Förderung neben der allgemeinen Klarheit des Urteils noch einige

Digitized by Google

andre Eigenschaften erfordert werden, die verhältnismäßig weniger häufig sind. Es sind das: ein weiter Blick, hohe Gesichtspunkte, eine gewisse schöpferische Initiative, Ruhe und Selbstbeherrschung, die auch in dem harten Kampfe, der sich öfter in den Rathaussälen abspielt, nicht versagt, eine überzeugende Redegabe — lauter Eigenschaften, die sich in ein Wort zusammenfassen lassen: das Oberhaupt einer großen Gemeinde muß eine „Persönlichkeit" sein, ein Mann, der die Verhältnisse eines großen Verwaltungsgebiets zu übersehen und die Männer, auf deren Mitwirkung er angewiesen ist, durch die ganze Art seines Auftretens und durch eine Leitung, die jeder tüchtigen Kraft die nötige Selbständigkeit und den nötigen Spielraum läßt und doch im rechten Augenblick die Zügel straff hält, zu bereitwilligen Mitarbeitern zu gewinnen weiß. Das sind aber ganz persönliche Eigenschaften, die von der Art des Bildungsganges durchaus unabhängig sind. Daß sie auch bei Männern juristischer Bildung nicht notwendig vorhanden zu sein brauchen, lehrt u. a. das Beispiel solcher Gemeinden, wo in gewissen Zeiten außergewöhnliche Aufgaben ihrer Lösung harren, z. B. die Einverleibung von Vororten. Solchen Aufgaben gegenüber genügt keine noch so tüchtige Kenntnis des Rechts und der Verwaltungspraxis, solche Aufgaben befriedigend zu lösen ist nur eine bedeutende Persönlichkeit imstande.

Ich verweile bei diesem Gegenstande noch einen Augenblick mit Rücksicht auf die interessanten Ausführungen des in Nr. 39 des vorigen Jahrgangs veröffentlichten Aufsatzes „Zur Frage der Vorbildung der höhern Verwaltungsbeamten in Preußen." Der Verfasser dieses Aufsatzes, der augenscheinlich selbst in dem Getriebe der höhern Verwaltung steht, verlangt zur Beseitigung der von ihm selbst hervorgehobnen Mängel, die bei den Trägern der innern Verwaltung zur Zeit vielfach beobachtet werden, namentlich auch eine gründlichere Ausbildung der Beamten für den höhern Verwaltungsdienst schon auf der Universität; er wendet sich ausdrücklich gegen die nach seiner Ansicht geradezu „verderbliche" Meinung, daß es in der Praxis mehr auf den gesunden Menschenverstand als auf theoretisches Wissen ankomme. Hiermit scheinen die eben dargelegten Gedanken in Widerspruch zu stehen. Daß das aber nur so scheint, wird schon klar, wenn man erwägt, daß die Träger der höhern Verwaltung in unserm Staatswesen, deren Verhältnisse und Bedürfnisse in dem erwähnten Aufsatz erörtert werden, doch wesentlich andre Aufgaben zu lösen haben, als sie an den Leiter eines größern städtischen Gemeinwesens herantreten. Die höhern Verwaltungsbehörden haben im wesentlichen eine beaufsichtigende Thätigkeit auszuüben, dafür zu sorgen, daß in ihrem Verwaltungsbereich die allgemeinen und grundsätzlichen Forderungen jedes geordneten Staatswesens zur Geltung kommen, der Zusammenhang und das angemessene Verhältnis aller Seiten des Lebens gehörig berücksichtigt werden. Da unterliegt es keinem Zweifel, daß eine der wichtigsten Vorbedingungen für die ersprießliche Lösung

Digitized by Google

dieser Aufgabe die „wissenschaftliche Durchdringung des Rechtszustands, der geschichtlich begründeten öffentlich-rechtlichen Beziehungen der Einzelnen und der Berufskreise, der Gemeinden und des Staats als solchen" bildet. Eine schöpferische Initiative wird von den Trägern der höhern Verwaltung im allgemeinen nicht gefordert, eine solche ist sogar zum guten Teile dadurch unmöglich gemacht, daß die Thätigkeit der Verwaltung an ganz bestimmte Vorschriften und Regeln gebunden ist, die den zu wandelnden Weg im allgemeinen vorzeichnen. Damit soll natürlich nicht in Abrede gestellt werden, daß es nicht weniger als gleichgiltig ist, wer diese Vorschriften und Regeln zur Anwendung zu bringen hat, ob die damit betrauten Männer am Buchstaben kleben, oder ob sie den Geist dieser Vorschriften erfaßt haben, um die Anwendung innerhalb des vom Gesetzgeber selbst gelassenen Spielraums den Bedürfnissen des einzelnen Falles nach Möglichkeit anzupassen, und daß die beste Gewähr hierfür eben die mit Recht geforderte wissenschaftliche Durchdringung des öffentlichen Rechts bildet. Bei der Gemeindeverwaltung dagegen liegt das Schwergewicht unbedingt auf der schöpferischen Initiative; hier erwachsen fortwährend neue Aufgaben, für deren Bewältigung es keine Vorschrift über den einzuschlagenden Weg giebt. Ob ein Schlachthaus gebaut werden soll oder nicht, ob die Straßenbeleuchtung von der Gemeinde selbst in die Hand genommen oder einer Privatgesellschaft überlassen werden soll, für die Lösung dieser und ähnlicher Fragen giebt es keinerlei Anhalt in bestehenden Vorschriften, sie müssen völlig frei unter Berücksichtigung der Verhältnisse entschieden werden, die in jedem einzelnen Orte wieder ganz besonders liegen, so daß selbst Erfahrungen, die in andern Städten gemacht worden sind, nur mit großer Vorsicht benutzt werden können. Gewiß ist es für den zur Erledigung solcher Aufgaben berufnen Mann kein Fehler, wenn er eine wissenschaftliche Durchdringung der geschichtlichen Entwicklung des öffentlichen Rechtes mit in sein Amt bringt. Aber als die erste Forderung, die an ihn zu stellen ist, kann diese Ausbildung nicht betrachtet werden. Unter Umständen schließt ihre allzustarke Betonung sogar die Gefahr ein, daß dadurch die freie Empfänglichkeit für die Bedürfnisse der Gegenwart beeinträchtigt wird. Das wird noch deutlicher, wenn man die einzige von staatlichen Verwaltungsbeamten ausgeübte Thätigkeit zum Vergleich heranzieht, die überhaupt mit der Thätigkeit des Leiters einer Gemeinde einen gewissen Vergleich zuläßt, nämlich die des Kreislandrats. Der Vergleich ist ja nur mit Einschränkungen möglich, teils weil auch der Landrat vor allem Staatsbeamter ist und daher die für eine schöpferische Wohlfahrtsthätigkeit erforderliche Freiheit der Bewegung bei weitem nicht in dem Grade hat wie ein Oberbürgermeister, teils weil ein Kreis einen Verwaltungsbereich von viel loserem Zusammenhange bildet als ein städtisches Gemeinwesen, sodaß die Thätigkeit des Landrats zum guten Teil eben auch nur Aufsichtsthätigkeit ist.

Immerhin besteht doch eine gewisse Ähnlichkeit. Und da ist es denn recht

Digitized by Google

bemerkenswert, daß bis auf die neueste Zeit, wo sich der Landrat fast ausschließlich aus den Kreisen der Regierungsassessoren ergänzt, die juristische Vorbildung keineswegs für ein unumgängliches Erfordernis zur Bekleidung des Landratpostens angesehen worden ist, sondern daß viele der tüchtigsten Landräte ältern Schlags unmittelbar aus dem praktischen Leben heraus zu ihrem Amte berufen worden sind. Der jetzt herrschende Zustand ist ja auch besonders dadurch begünstigt worden, daß die gegenwärtige Kreisordnung dem landrätlichen Amte in viel schärferer Weise als früher den Charakter der Aufsichtsbehörde aufgeprägt hat.

Ein Oberbürgermeister ist nicht bloß das Organ einer höhern Behörde, er ist selbst Verwaltungsoberhaupt, sein Amt läßt darum auch in gewissem Sinne einen Vergleich mit dem Amt eines Oberpräsidenten oder eines Ministers zu, d. h. mit Ämtern, für die aus gutem Grunde die Bestimmung besteht, daß der Monarch dazu berufen kann, wen er will, ohne an bestehende Forderungen hinsichtlich der Vorbildung gebunden zu sein.*)

Man kann auch darauf hinweisen, daß sich unter den Bürgermeistern der größern Städte eine ganze Zahl findet, die nicht aus den Kreisen der juristischen Verwaltungsbeamten, sondern aus denen der Gerichtsassessoren, Richter und Rechtsanwälte hervorgegangen sind; zu ihnen gehören gerade verschiedne Männer, die allgemein als hervorragende Vertreter der Gemeindeverwaltung gelten. In dem angeführten Aufsatz wird mit Recht die rein richterliche Thätigkeit für keine genügende Vorbildung zum Verwaltungsdienst erklärt. Daß aber diese für die künftigen Mitglieder der staatlichen Verwaltungsbehörden zutreffende Bemerkung keine Giltigkeit für die in den Gemeindedienst tretenden Männer hat, wird durch die eben erwähnte Erfahrung genügend bewiesen.

Wenn also die richterliche Schulung die Tauglichkeit für den Gemeindedienst nicht verbürgt und die Unentbehrlichkeit der für den staatlichen Verwaltungsbeamten notwendigen wissenschaftlichen und praktischen Schulung in den verschiednen Verwaltungsfächern durch das Beispiel der aus dem Richterstande hervorgegangnen hervorragenden Bürgermeister widerlegt wird, so ist es klar, daß die Befähigung zur Ausfüllung des Postens als Gemeindeoberhaupt im wesentlichen an andre Bedingungen geknüpft sein muß.

Immerhin liegt in der angeführten Bemerkung, daß es gefährlich sei, bei der praktischen Thätigkeit die Bedeutung des theoretischen Wissens zu unterschätzen, ein Kern von Wahrheit. D. h. es kommt nicht sowohl auf das theoretische Wissen, als vielmehr auf die Gewohnheit klaren Denkens, auf die durch den Bildungsgang gewonnene Leichtigkeit in der logischen Verknüpfung

*) Es wäre leicht, eine Reihe von Namen zu nennen, die das Segensreiche dieser Bestimmung augenfällig beweisen.

Digitized by Google

der Wahrnehmungen und der aus ihnen gezognen Schlüsse an. Diese Gewohnheit des wissenschaftlichen Denkens ist aber die von selbst sich ergebende Frucht jeder richtig betriebnen geistigen Thätigkeit, keineswegs das ausschließliche Besitztum der Männer von juristischer Bildung.

Und um solche Männer, um Männer, die sich auf irgend einem Wege, durch irgend welches Hochschulstudium, vielleicht auch noch auf andre Art diese Gewohnheit des wissenschaftlichen Denkens angeeignet haben, würde es sich in dem Falle, wo man die Forderung der juristischen Vorbildung für den Leiter eines größern Gemeinwesens aufgiebt, natürlich allein handeln. Solche Männer werden für den Posten eines Stadtoberhauptes aber auch nur unter der zweiten Bedingung in Frage kommen können, daß sie der praktischen Kenntnis der Verwaltung, die sie zu leiten haben würden, nicht völlig entbehren. Daß aber diese praktische Kenntnis durch die ehrenamtliche Mitarbeit an der Gemeindeverwaltung, als Stadtverordneter oder unbesoldeter Stadtrat in ausgezeichneter Weise gewonnen werden kann, wird niemand, der in Gemeindeangelegenheiten einigermaßen Bescheid weiß, in Abrede stellen. In der That giebt es kein Gebiet der städtischen Verwaltung, von dem nicht ein Mitglied der städtischen Verwaltung jederzeit eine so eingehende Kenntnis erlangen könnte, als es nur irgend will. Es giebt auch in vielen Stadtverordnetenversammlungen einzelne Leute, die aus Ehrgeiz oder, wenn man so sagen will, des Sports wegen sich eine so genaue Kenntnis des laufenden Geschäftsbetriebs in der Stadtverwaltung erworben haben, daß sie es mit jedem gewiegten Ratsmitglied oder Beamten aufnehmen können.

An Kräften, die in den besoldeten Gemeindedienst treten und nötigenfalls eine Stadtgemeinde vorzüglich leiten könnten, auch ohne daß sie die bisher geforderte juristische Bildung haben, an solchen Kräften kann es nicht wohl fehlen, es ist auch nicht zu bezweifeln, daß die Überzeugung davon in weiten Kreisen schon jetzt besteht. Wenn trotzdem die Forderung solcher Bildung gleichsam als die Grundlage für alles andre immer von neuem erhoben wird, so ist das nicht schwer zu erklären: der Hauptgrund, die Ausschließung nicht juristisch gebildeter Männer von den wichtigern Bürgermeisterstellen aufrecht zu erhalten, ist kein andrer als die Besorgnis, daß andernfalls das Ansehen der Stellung nicht gesichert sei.

Solche Besorgnis macht sich ja nicht allein in diesem Falle geltend; überall in unserm öffentlichen Leben übt die Rücksicht auf gewisse, vermeintlich für das äußere Ansehen des Standes unentbehrliche Äußerlichkeiten eine verhängnisvolle Wirkung. Bei einer großen Reihe von Berufsarten hat die für den Eintritt geforderte Befähigung eine lediglich formelle Bedeutung, die sachliche Befähigung für den Beruf wird dadurch gar nicht berührt. Aber es ist für den Subalternbeamten, der die Reife für Prima nachweisen kann, ein wonniges Gefühl, sich für etwas besseres halten zu können als den Kollegen,

Digitized by Google

der zwar ganz dieselbe Thätigkeit verrichtet, aber nur mit dem Einjährigenzeugnis zu prunken in der Lage ist. Dieser durch und durch subalterne Geist, das Bedürfnis nach einer Beglaubigung des Anspruchs, auf der allgemeinen Stufenleiter eine Sprosse höher zu stehen als andre Leute, dieser Geist übt seine verhängnisvolle Macht überall, auch unter den Vertretern der höhern Berufsklassen.

Dieser übertriebne Sinn für die Standesrücksichten ist z. B. bei einer großen Menge von Ärzten der eigentliche Grund, weshalb sie die Zulassung der Realschulabiturienten zum medizinischen Studium bekämpfen. Ob diese Zulassung sachlich wünschenswert ist oder nicht, sei hier ganz dahingestellt; daß aber viele Ärzte sie nur deshalb ablehnen, weil sie nicht zugleich für die juristische Laufbahn gefordert wird und sie darum eine Beeinträchtigung des Standesansehens gegenüber den Juristen fürchten, steht außer jedem Zweifel. Dieser Geist erfüllt den, der auf ein Universitätsstudium zurückblicken kann, mit einer bisweilen geradezu spaßhaft wirkenden Geringschätzung der auf der technischen Hochschule zu erwerbenden Bildung, dieser Geist äußert sich auch in der Überhebung, mit der sich die Juristen von vornherein für die gebornen Dirigenten aller fachtechnischen Ressorts ansehen.

Dieser Geist ist aber ein Unglück für unser öffentliches Leben, und ihn zu bekämpfen ist eine der wichtigsten Aufgaben der Gegenwart. Allerdings wird viel dazu gehören, ihn auszutreiben; eines der wichtigsten Mittel, vielleicht das wichtigste wäre eine zeitgemäße Schulreform, die es einem jeden ermöglichte, von vornherein die für seine Anlagen geeignetste Bildungsanstalt aufzusuchen. Denn das Großwerden auf einer Schule, für die die persönliche Anlage nun einmal nicht vorhanden ist, hilft mehr als alles andre, den äußerlichen Standeshochmut zu züchten, mit dem man den Mangel der innern Tüchtigkeit zu verdecken sucht.

Freilich, mit einer vernünftigen Schulreform hat es gute Wege; darum soll man auch andre Mittel nicht verschmähen. Eines der besten wäre es, von der Tradition abzugehen, daß die leitenden Stellen in allen Ressorts den Juristen zukommen, für alle Talente die freie Bahn zu eröffnen. Eine Fülle tüchtiger Kräfte liegt bei uns brach, weil ihnen der amtliche Stempel für ihre Verwendbarkeit fehlt; es gilt diese Kräfte da zu verwenden, wo sie dem Gemeinwohl den größten Nutzen stiften können.

Den Vorteil von der Durchbrechung des Juristenprivilegiums hätte unser ganzes Staatsleben, in dem zur Zeit die Mittelmäßigkeit dominirt. Wie selten sind in den leitenden Stellungen Männer von schöpferischen Ideen, Männer, die den Zug der Zeit erkennen und raschen Blicks die Mittel herauszufinden wissen, die ihr Ressort den Zeitforderungen anzupassen geeignet sind. Diese Männer sind so selten, daß ihr Auftreten jedesmal ein allgemeines Staunen hervorruft. Ein Minister, der mehr als ein bloßer Geschäftsminister ist, ein



Digitized by Google

Minister mit Gedanken, mit Plänen, mit einer Auffassung seiner Berufsaufgabe in großem Stil wird wie ein weißer Rabe bewundert.

Wie könnte es aber anders sein! Es ist ja ganz natürlich, daß die Chefs der verschiednen Verwaltungen nichts als Weiterführer der Geschäfte, Expedienten in vornehmerer Ausgabe sind, wenn die erste Forderung an die Berufung zur leitenden Stellung nicht sowohl die sachliche Beherrschung des zu verwaltenden Gebietes, als die ganz allgemeine rein formelle Befähigung ist, die sich auf die allen Ressorts gemeinsamen Äußerlichkeiten bezieht. Unser Staatsleben ist in der Gefahr, immer mehr in büreaukratischer Äußerlichkeit zu verknöchern. Es wird verfügt, berichtet, es sammeln sich Aktenstöße an; eine Menge von hochbetitelten, durch eine lange Vorbereitungszeit scheinbar zum Regieren ganz besonders fähig gemachten Männern arbeitet mit Bienenfleiß, und die meisten bilden sich auch gewiß ein, durch ihre Arbeit großen Nutzen zu stiften. Aber für die wirkliche Förderung der allgemeinen Wohlfahrt ist diese Überproduktion an Arbeit zum großen Teil wertlos. Schließlich wird regiert um — des Regierens willen.

Den Vorteil von der Beseitigung dieses Zustandes hätte unser ganzes öffentliches Leben, insofern eine Menge tüchtiger Kräfte nicht mehr in solchem Umfange für eine in der Hauptsache inhaltleere Thätigkeit verbraucht werden würde. Den Vorteil hätte aber auch jeder einzelne Dienstzweig, jedes einzelne Gebiet des Staatslebens. Nicht zum wenigsten würde das Ressort des Justizministeriums den Vorteil davon spüren, wenn durch den Bruch des Juristenprivilegiums die Bahn zu allen leitenden Stellungen den dazu innerlich berufnen Männern ohne Rücksicht auf ihre besondre Vorbildung freigegeben würde. Denn, um auf die Umstände zurückzukommen, von denen die hier gemachten Ausführungen ihren Ausgang nahmen, es würde dann der ungesunde Zudrang zu dem Eintritt in die juristische Laufbahn ganz unausbleiblich eine große Einschränkung erfahren, es würden in diese Laufbahn im wesentlichen nur solche junge Leute eintreten, die zur Mitwirkung bei der Rechtsprechung als Richter, Staatsanwälte und Rechtsanwälte auch wirklich den Beruf in sich fühlen, es wäre nicht mehr zu besorgen, daß der juristischen Thätigkeit im engsten Sinne die besten Kräfte durch die Vorteile des Übertritts in die nur formell die juristische Befähigung erfordernden Berufszweige weggelockt würden. Im Interesse des juristischen Berufs selbst müßte man die Forderung unterstützen, die im Interesse einer gesunden Weiterentwicklung unsers öffentlichen Lebens überhaupt nachdrücklich erhoben werden muß: Fort mit dem juristischen Zopf!

Digitized by Google

# Die sogenannte Sonntagsruhe der Postbeamten

Seit dem Jahre 1878 nehmen bei der Beratung des Etats der Reichspost- und Telegraphenverwaltung die Verhandlungen über die Sonntagsruhe einen breiten Raum ein. Dem Abgeordneten Dr. Lingens gebührt das Verdienst, diese Angelegenheit zuerst angeregt und von Jahr zu Jahr mit unermüdlichem Eifer verfolgt zu haben. Aber auch zahlreiche Abgeordnete aus andern Parteien sind bestrebt gewesen, der Arbeitsüberbürdung der Postbeamten zu steuern und ihnen Sonntagsruhe zu verschaffen.

Inzwischen sind achtzehn Jahre vergangen. Die Postverwaltung betrachtet, wie der Staatssekretär Dr. von Stephan in der Reichstagssitzung vom 12. Februar 1894 erklärte, die Maßnahmen zur Durchführung der Sonntagsruhe für abgeschlossen, weil nun das gesamte Personal in dem vorgeschriebnen Umfange vom Sonntagsdienst befreit sei.

Es dürfte deshalb an der Zeit sein, einen Rückblick auf das bisher Erreichte zu werfen und zu prüfen, ob die Dienstbefreiung, die den Postbeamten gegenwärtig an den Sonntagen gewährt wird, auch wirklich den Namen der Sonntagsruhe verdient, und ob diese Sonntagsruhe als ausreichend anzusehen ist.

Leider muß diese Frage verneint werden. Die Ruhe, die die Beamten an den Sonntagen genießen, ist nur eine scheinbare, künstlich hergestellte, und zwar deshalb, weil sie durch vermehrte Arbeitsleistung an den Wochentagen erkauft werden muß. Eine wirkliche Sonntagsruhe besteht nur für die Beamten in den Büreaus des Reichspostamts zu Berlin, die an Wochentagen von neun bis drei Uhr arbeiten, und für die in den Büreaus der Oberpostdirektionen und Oberpostkassen beschäftigten Beamten, deren Dienststunden an den Wochentagen auf die Zeit von acht bis ein Uhr vormittags und vier bis sieben Uhr nachmittags festgesetzt sind. Sonntags sind diese Beamten bis auf einige Vormittagsstunden, zu denen sie sich abwechselnd, also etwa an jedem dritten oder vierten Sonntag, in den Geschäftsräumen zur Erledigung eiliger Sachen einzufinden haben, dienstfrei. Die Zahl der vorbezeichneten Beamten und Unterbeamten beträgt nach dem Etat für 1896/97 427 und 2383, während die Statistik der Reichspost- und Telegraphenverwaltung für das Jahr 1894 ins-

Digitized by Google

gesamt 143472 Beamte und Unterbeamte aufzählt (Posthalter und Postillone nicht mitgerechnet). Also haben 2810 Postbeamte eine wirkliche Sonntagsruhe, 140662 dagegen nicht; für diese besteht die Woche nach wie vor aus sieben Arbeitstagen.

Die Zahl der Dienststunden ist von der obersten Postbehörde auf mindestens acht täglich für die Beamten und zehn täglich für die Unterbeamten festgesetzt worden, beträgt also bei sieben Arbeitstagen 56 und 70 Stunden in der Woche. In dem Umfange der Arbeitszeit — und das ist doch, wie nicht oft und laut genug betont werden kann, der Kern der Sache — ist innerhalb der letzten achtzehn Jahre nicht die mindeste Erleichterung eingetreten. Man darf also von einer wirklichen Sonntagsruhe gar nicht sprechen, ohne sich einer mißbräuchlichen Anwendung dieses Ausdrucks schuldig zu machen. Eine wirkliche Sonntagsruhe besteht doch nur dann, wenn an den Sonntagen planmäßig ein geringeres Maß von Leistungen verlangt wird als an den Wochentagen, wie es bei allen andern Staatsverwaltungen der Fall ist, bei der Post aber nur für die Beamten der Zentral- und Provinzialbehörden zutrifft. Wir wollen gar nicht so weit gehen und beanspruchen, daß das Gebot des alten jüdischen Gesetzgebers: Sechs Tage sollst du arbeiten, und am siebenten sollst du ruhen! wörtlich verwirklicht werde. Aber man hätte doch erwarten dürfen, daß Herr von Stephan, wenn er ernstlich beabsichtigte, seinen Beamten wenigstens ein bescheidnes Maß von Sonntagsruhe zu gewähren, das Arbeitspensum für die Sonntage etwas ermäßigen und die Dienststunden etwa auf die Hälfte des Normalsatzes herabsetzen würde. Eine solche Ermäßigung würde aber eine Vermehrung des Personals, diese wieder nicht unbedeutende Mehrausgaben und eine Verringerung der Überschüsse zur Folge gehabt haben. Dazu konnte sich Herr von Stephan nicht entschließen. Da aber doch irgend etwas geschehen mußte, um den unablässig drängenden Reichstag zufrieden zu stellen, so versuchte man, das durch die Einrichtung einer künstlichen, scheinbaren Sonntagsruhe zu erreichen.

Die Amtsvorsteher erhielten also den Auftrag, die dienstfreie Zeit fortan so zu verteilen, daß jeder Beamte und Unterbeamte innerhalb eines Zeitraums von drei Wochen entweder an einem Sonntage ganz oder an zwei Sonntagen je einen halben Tag vom Dienst freibliebe. Dann sollten Nachweisungen vorgelegt werden, aus denen ersichtlich wäre, welchen Anteil jeder Beamte und Unterbeamte an der Sonntagsruhe habe. Bis dahin hatte man sich nämlich nicht darum gekümmert, ob die freie Zeit eines Beamten auf einen Wochentag oder einen Sonntag fiel. In der Regel arbeiten zwei, drei, vier und mehr Beamte in einem gemeinschaftlichen Wechsel, und da fällt der freie Tag dann von selbst bald auf diesen oder jenen Wochentag und im Verlauf von zwei, drei usw. Wochen auch einmal auf einen Sonntag. Nur benannte man früher die auf den Sonntag fallende, durch vorhergegangne angestrengte Arbeit ver-

Digitized by Google

diente freie Zeit nicht noch besonders mit der Bezeichnung „Sonntagsruhe." Das ist der einzige Unterschied gegen früher. Bemerkt muß noch werden, daß ganz freie Tage in der Regel nur auf einen vollen Nachtdienst folgen und halb freie Tage durch eine vorhergegangne oder nachfolgende Arbeitszeit von sieben- bis achtstündiger Dauer erkauft werden müssen.

Die Amtsvorsteher vertieften sich also in die Umarbeitung der Stundenpläne, ein Geschäft, das um so mühseliger und zeitraubender ist, je mehr Beamte und Unterbeamte einer Postanstalt zugeteilt sind. Aber es stellte sich bald heraus, daß die von hoher Stelle ausgegangne Anordnung vielfach nicht durchführbar war. Das gesamte Personal abwechselnd an den Sonntagen dienstfrei zu machen, ist eben nur dann möglich, wenn von den feststehenden Leistungen infolge der eintretenden Verkehrsbeschränkungen möglichst viele wegfallen. Das ist leider nicht der Fall. Die Postschalter werden zwar in der Zeit von neun Uhr vormittags bis fünf Uhr nachmittags mit Unterbrechung einer für die Annahme von Telegrammen bestimmten Stunde geschlossen, die Brief- und Paketbestellung wird auf die Vormittage beschränkt, aber im Innern der Posthäuser und auf den Bahnhöfen hastet der Betrieb weiter. Bei Postanstalten geringern Geschäftsumfangs läßt sich daher an den Sonntagen nur selten eine Ersparnis an Arbeitskräften erreichen, dagegen kann bei Postanstalten mit bedeutenderm Verkehr, bei denen Wochentags an ein und derselben Dienststelle mehrere Beamte gleichzeitig arbeiten, hie und da Sonntags eine Kraft eingezogen werden. Namentlich im Unterbeamtendienst fallen, wenn wir vom Bestellpersonal absehen, Sonntags verhältnismäßig wenig feststehende Leistungen weg, sodaß sich die Unterbeamten auch nicht annähernd in dem bestimmten Umfange dienstfrei machen ließen. Das ungünstige Ergebnis mußte natürlich in den einzureichenden Nachweisungen zum Ausdruck gebracht werden.

Nun entspann sich ein endloser Schriftwechsel zwischen den Oberpostdirektionen und den Ortspostanstalten. Mit mehr oder minder deutlich und freundlich abgefaßten Begleitschreiben gelangten die Nachweisungen zum zweiten und drittenmal an die Postanstalten zurück, die Dienstpläne wurden nochmals und abermals durchgearbeitet, die Amtsvorsteher änderten, besserten und künstelten in den Nachweisungen, soweit sie es mit ihrem Gewissen vereinbaren konnten. Aber wenn sich auch das Ergebnis — ob in Wirklichkeit oder nur scheinbar, bleibe dahingestellt — etwas gebessert hatte, in vollem Umfange war die Dienstbefreiung für die Sonntage immer noch nicht durchgeführt. Darauf erhielt der Bezirkspostinspektor den Auftrag, die Sachlage zu prüfen, und erst nachdem dieser bestätigt hatte, daß die Angaben der Amtsvorsteher zutreffend seien, wurde die Einstellung eines oder mehrerer Aushelfer für die Sonntage genehmigt.

Leute, die sich der Postverwaltung nur für diesen Tag der Woche gegen das übliche Entgelt von zwei Mark zur Verfügung stellen, sind im allgemeinen

Digitized by Google

sehr schwer, in manchen Orten überhaupt nicht zu finden; auch halten diese Leute selten lange aus, weil ihnen die niedrige Vergütung auf die Dauer keinen hinlänglichen Ersatz für die Einbuße bietet, die sie selbst an ihrer Sonntagsfreiheit erleiden. So fällt aus Mangel an geeigneten Vertretern die Dienstbefreiung an den Sonntagen für die Unterbeamten vielfach aus; in den Nachweisungen, die dem Reichspostamt vorgelegt werden, steht davon natürlich nichts. Die Ordnung im Dienstbetrieb wird durch die Einstellung von Personen, die im Postdienst nicht ausgebildet sind, selbstverständlich gestört, die Interessen des Publikums werden geschädigt, eine Beschwerde jagt die andre, aber es bleibt alles beim alten; denn Aushelfer sind billiger zu unterhalten als etatsmäßige Unterbeamte.

Herr von Stephan erklärte in der bereits erwähnten Reichstagssitzung vom 12. Februar 1894: „Wenn wir dem Antrage, die Paketbestellung an den Sonntagen aufzuheben, Folge geben, dann wäre es unmöglich, den Dienst am Montag prompt und ordnungsmäßig auszuführen. Mit der Einstellung von Aushelfern ist nichts zu machen; denn es müssen gelernte und geübte Leute sein.“ Wie reimt sich das zusammen? Weshalb sollten die Aushelfer am Montag nicht ebensogut zu verwenden sein wie am Sonntag? Allerdings hat Herr von Stephan in dem Punkte Recht, daß Aushelfer ein elender Notbehelf sind. Also schaffe man die Aushelfer ab und stelle bei jeder Postanstalt so viel Unterbeamte an, wie für die Durchführung der Sonntagsruhe erforderlich sind.

Hier muß noch eine Einrichtung erwähnt werden, die einzeln stehenden Postverwaltern Gelegenheit zum Kirchenbesuch und zur selbständigen Verfügung über einen dienstfreien Sonntag geben soll. Zu diesem Zweck werden benachbarte Postanstalten beauftragt, Sonntags in bestimmten Zwischenräumen einen jüngern Beamten nach dem Stationsort des Postverwalters, der abgelöst werden soll, zu entsenden. Leider verliert diese zum Besten der Postverwalter getroffne Maßnahme dadurch an Wert, daß sie auf Kosten einer andern Beamtenklasse durchgeführt wird. Die zur Vertretung entsandten jüngern Beamten, die diese Reisen doch nicht aus freien Stücken, sondern auf Anordnung ihrer Vorgesetzten ausführen, büßen nämlich nicht nur die ihnen selbst zustehende freie Zeit ein, sondern müssen sich auch an Stelle der ordnungsmäßigen Tagegelder und Fuhrkosten mit einer Vergütung von drei Mark begnügen, die in vielen Fällen nicht einmal zur Bestreitung der entstehenden Kosten ausreicht.

Die Veranstaltungen, die die Postverwaltung seither zur Durchführung der Sonntagsruhe getroffen hat, beschränken sich also auf die Vertretung der einzeln stehenden Postverwalter und auf die Einstellung von Aushelfern für die Unterbeamten. Die Höhe des Betrages, der zu diesem Zweck aufgewendet wird, ist nicht bekannt; bedeutend wird die Summe nicht sein, sonst hätte man sicher schon wiederholt durch Nennung der Zahlen zu glänzen gesucht.

Digitized by Google

Aber es muß immer von neuem hervorgehoben werden, daß weder durch die Aufstellung künstlicher Stundenpläne, noch durch die Heranziehung von Aushelfern etwas wesentliches erreicht worden ist, und daß für die Betriebsbeamten der Postverwaltung auch heute noch nur eine scheinbare, sogenannte Sonntagsruhe besteht. Klingt es doch fast wie Hohn, daß ein durch zwölf- bis vierzehnstündige Nachtarbeit erkaufter freier Tag, daß ein freier Nachmittag, der auf einen achtstündigen Früh- und Vormittagsdienst folgt, oder ein freier Vormittag, der achtstündiger Arbeit am Nachmittag vorangeht, als „Sonntagsruhe" bezeichnet wird.

Doch selbst diese scheinbare Sonntagsruhe besteht noch lange nicht für das gesamte Personal. Herr von Stephan hat zwar im Reichstag behauptet, daß am 31. März 1892 die Sonntagsruhe erreicht gewesen sei für $99^{80}/_{100}$ Prozent, ein Jahr später für $99^{99}/_{100}$ Prozent und 1894 für sämtliche Betriebsbeamten. So steht es auch sicherlich in den Nachweisungen, die die Oberpostdirektionen dem Reichspostamt vorgelegt haben. Doch dürfte es dem Herrn Staatssekretär nicht unbekannt sein, mit wie feinem Geschick man es in seinem Ressort versteht, Nachweisungen eine Färbung zu geben, die oben gefällt; wir erinnern nur an die halbjährlichen Briefstatistiken. In Postbeamtenkreisen ist man der Ansicht, daß sich die in den Nachweisungen über die Sonntagsruhe enthaltnen Zahlen nicht mit den Thatsachen decken, und daß sich bei einer Prüfung der Sachlage durch Unparteiische ein ganz andres Ergebnis herausstellen würde, als das von Herrn von Stephan mit soviel Selbstzufriedenheit vorgetragne. Ein Beweis dafür sind die zahlreichen Klagen, die den Abgeordneten aus den verschiednen Gegenden des Reichs zugehen, die aber nur einen geringen Bruchteil der Beschwerden bilden, die berechtigterweise vorgebracht werden könnten. Denn die Mehrzahl der Beamten ist sich bereits völlig klar darüber, daß es ganz zwecklos ist, den Reichstag mit Klagen zu behelligen, weil das Vorhandensein der zur Sprache gebrachten Übelstände meist mit einer verblüffenden Gleichgiltigkeit um die Wirklichkeit bestritten wird.

Wie wenig Wert den in den Nachweisungen enthaltnen Zahlenangaben beizumessen ist, dürfte am deutlichsten aus folgendem Beispiel hervorgehen. Bekanntlich soll die Sonntagsruhe nicht nur Erholungszwecken dienen, sondern den Postbeamten auch die Möglichkeit zum Kirchenbesuch bieten. Um nun zu ermitteln, inwieweit diese Gelegenheit vorhanden ist, hat man eine Spalte der Nachweisung mit der Überschrift versehen: „Von der Zahl der Beamten, bez.(!) Unterbeamten sind durch den Dienst nicht verhindert, den Gottesdienst im Stationsort oder in benachbarten Orten zu besuchen?" Der Ton ist auf das Wort „verhindert" zu legen. Beamte, die um acht Uhr morgens aus dem Nachtdienst heimgekehrt sind, werden durch den Dienst natürlich nicht verhindert, um neun Uhr den Weg zur Kirche anzutreten; andre können nach Beendigung des Vormittagsdienstes sofort den Nachmittagsgottesdienst besuchen oder aus

Digitized by Google

dem Abendgottesdienst unmittelbar zum Nachtdienst nach dem Postamt gehen; „verhindert" werden sie durch den Dienst nicht.

Mehrfach hat man im Reichstag den Versuch gemacht, durch Stellung von Anträgen, die auf eine Beschränkung des Sonntagsverkehrs in Handel, Industrie und Gewerbe abzielen, eine hinreichende Sonntagsruhe für die Postbeamten zu ermöglichen. Erwähnt sei nur der Antrag des Abgeordneten Dr. Lingens, wonach Warenproben, Drucksachen, Pakete, Geld- und Wertsendungen Sonntags nur dann angenommen, befördert und bestellt werden sollen, wenn sie als durch Eilboten zu bestellende bezeichnet wären. Erwähnt sei ferner die 1894 mit großer Mehrheit gefaßte Resolution, „den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, veranlassen zu wollen, daß die Annahme und Bestellung gewöhnlicher Pakete an Sonn- und Feiertagen mit Ausnahme der Weihnachtszeit auf Eilsendungen beschränkt werde."

Es soll hier nicht näher erörtert werden, ob diese Anträge vom fachmännischen Standpunkt aus betrachtet überhaupt durchführbar sind oder nicht, selbst wenn die Postverwaltung geneigt wäre, sich über die zweifellos zu erwartenden Klagen des Publikums hinwegzusetzen. Keinesfalls aber würde durch die Ausführung der Anträge der vom Reichstag erstrebte Zweck, den Postbeamten Entlastung und vermehrte Sonntagsruhe zu verschaffen, erreicht werden, weil die des Sonntags aus Anlaß der Verkehrsbeschränkungen wegfallenden Dienststunden nach den bestehenden Grundsätzen nicht — wie die Antragsteller jedenfalls glauben — den Beamten, sondern der Postverwaltung zu gute kommen. Um die Richtigkeit dieser Behauptung zu beweisen, muß durch ein Beispiel veranschaulicht werden, auf welche Weise der Bedarf an Beamten und Unterbeamten für eine Verkehrsanstalt festgestellt wird.

Zu diesem Zweck berechnet man zunächst die Zahl der Arbeitsstunden, die bei den einzelnen Dienststellen zur Erledigung der Geschäfte in der Regel erforderlich sind. So sind z. B. für den Unterbeamtendienst bei dem Postamt in A. zu veranschlagen:

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1. | im Annahmedienst | täglich | 14 | Stunden, | davon | Sonntags | ausfallend: | 8 | Stunden |
| 2. | im Abfertigungsdienst | „ | 18 | „ | „ | „ | „ | — | „ |
| 3. | im Entkartungsdienst | „ | 16 | „ | „ | „ | „ | — | „ |
| 4. | im Bahnhofsdienst | „ | 20 | „ | „ | „ | „ | 6 | „ |
| 5. | im Briefbestelldienst | „ | 72 | „ | „ | „ | „ | 36 | „ |
| 6. | im Paketbestelldienst | „ | 24 | „ | „ | „ | „ | 12 | „ |
| 7. | im Telegrammbestelldienst | „ | 28 | „ | „ | „ | „ | 10 | „ |

also täglich 192 Stunden, davon Sonntags ausfallend: 72 Stunden,

das sind wöchentlich 1344 Stunden. Werden davon 72 Stunden abgerechnet, so verbleiben 1272 Stunden, sodaß bei einem wöchentlichen Normalleistungsmaß von 70 Stunden 18 Unterbeamte erforderlich sind. Der Überschuß von 12 Stunden wöchentlich fällt selbstverständlich dem Personal zur Last. Würden

Digitized by Google

die 72 Stunden, die aus Anlaß von Verkehrsbeschränkungen an den Sonntagen wegfallen, nicht der Verwaltung, sondern, wie es doch in der Billigkeit läge, den Unterbeamten zu gute gerechnet, so müßten statt achtzehn Arbeitskräften deren neunzehn eingestellt werden; es fiele dann ganz von selbst auf jeden Unterbeamten eine Sonntagserleichterung von 4 Stunden. Selbstverständlich könnte, wenn diese Berechnungsweise ganz allgemein eingeführt würde, auch mit der Einrichtung der Aushelfer gebrochen werden.

Aus diesen Ausführungen dürfte hervorgehen, daß die Bestrebungen des Reichstags, den Postbeamten durch Verkehrsbeschränkungen Sonntagsruhe zu verschaffen, völlig zwecklos sind. Dieser Weg muß also, wenn die Lösung der Frage nicht noch weiter hinausgeschoben werden soll, verlassen werden, schon um Herrn von Stephan nicht immer von neuem Gelegenheit zu geben, den Kern der Sache zu umgehen und den Anwalt des kleinen Mannes zu spielen, der seine Postsachen durchaus am Sonntag Nachmittag auf die Post bringen muß.

Will der Reichstag dagegen ernstlich einen Schritt vorwärts thun und der Einführung einer wirklichen Sonntagsruhe die Wege ebnen, so muß er vor allen Dingen darauf dringen, daß die Arbeitszeit der Postbeamten entsprechend ermäßigt werde. Das zur Zeit bestehende niedrigste Maß von 56 Dienststunden wöchentlich für die Beamten und 70 Dienststunden für die Unterbeamten ist schon deshalb zu hoch bemessen, weil bei der Berechnung des Bedarfs an Beamten und Unterbeamten nur die regelmäßigen, feststehenden Leistungen in Anschlag gebracht werden. Außergewöhnliche, von dem Personal gewissermaßen als Zugabe zu verrichtende Arbeiten sind aber nirgends häufiger, als bei der Post. Wir gedenken zunächst des gesteigerten Paket- und Briefverkehrs in der Weihnachts- und Neujahrszeit, der alle Arbeitskräfte derart in Anspruch nimmt, daß mindestens vierzehn Tage lang jede sonst dienstfreie Stunde geopfert werden muß. Die Oster- und Pfingstzeit bringt gleichfalls Mehrarbeit; Ausstellungen, Messen, Manöver, kurz alle Veranstaltungen, die Menschen zu Geschäfts- oder Erholungszwecken zusammenführen, bilden für den Postbeamten eine Quelle außergewöhnlicher Arbeit. In Erkrankungsfällen müssen die Geschäfte des erkrankten Beamten bis zum Eintreffen eines erst bei der Oberpostdirektion zu beantragenden Stellvertreters tagelang von dem übrigen Personal mitversehen werden; herrscht aber gerade Mangel an Stellvertretern, so kann die Übertragung der Geschäfte wochenlang dauern, wie dies während der Durchführung des Erholungsurlaubs häufig der Fall ist. Die erwähnten und noch eine ganze Reihe andrer Mehrleistungen werden, wie gesagt, bei der Berechnung des Bedarfs an Beamten und Unterbeamten nicht mit veranschlagt, sodaß die wirkliche Zahl der Dienststunden das niedrigste Maß von 56 und 70 Stunden überall überschreitet. Hierzu kommt noch, daß bei vielen Postanstalten schon zu gewöhnlichen Zeiten höhere Anforderungen an das Personal gestellt werden, weil die oberste Postbehörde die Ausführung der bezüglich des



Digitized by Google

Arbeitsmaßes getroffnen Bestimmungen nicht mit demselben Nachdruck überwacht, wie sie es sonst auch bei weniger wichtigen Dingen zu thun pflegt. Die Oberpostdirektionen wissen dies sehr wohl und setzen daher der Vermehrung der Arbeitskräfte einen mindestens passiven Widerstand entgegen, während die Amtsvorsteher, deren Hauptpflicht es sein sollte, das ihnen untergebne Personal vor Überlastung zu schützen, leider oft in dem Bewußtsein, daß Anträge auf Personalvermehrung oben nicht gern gesehen werden, diese so lange als möglich hinzuhalten pflegen.

Verkürzung der Normalarbeitszeit auf 52 Stunden wöchentlich für die Beamten und 65 für die Unterbeamten, das ist eine mäßige Forderung, deren Erfüllung auch die Durchführung der Sonntagsruhe in bescheidnen Grenzen ermöglichen würde. Natürlich kann dieses Ziel nur durch eine mit nicht unbedeutenden Kosten verknüpfte Personalvermehrung erreicht werden. Aber sollte sich hierfür nicht eine Million aus den reichen Überschüssen flüssig machen lassen, die nach dem vom Staatssekretär des Reichspostamts erstatteten Verwaltungsbericht in dem Zeitraume von 1891 bis 1895 95¼ Millionen betragen haben?

Achtzehn Jahre sind vergangen, seitdem die Sonntagsruhe der Postbeamten zum erstenmal im Reichstage zu Erörterungen Anlaß gab. Viele Reden sind gehalten, viele Anträge gestellt, unzählige Verfügungen erlassen und Berichte erstattet worden, viele Arbeitsstunden mußten zwecklosерweise zur Aufstellung neuer Stundenpläne und Anfertigung von Nachweisungen verwendet worden — aber erreicht worden ist bis jetzt so gut wie nichts. Das unwürdige Spiel mit der scheinbaren, sogenannten Sonntagsruhe wird fortgesetzt.

Der Abgeordnete Hüpeden durfte deshalb in der Reichstagssitzung vom 24. März vorigen Jahres mit Recht sagen: „Man soll nicht fortwährend thun, als wenn alles Erforderliche schon geschehen wäre, während es in Wahrheit nicht geschehen ist; dadurch wird der wirkliche Sachverhalt nur verschleiert und verdunkelt: es wird Unzufriedenheit und Verbitterung erzeugt. Ich wiederhole darum, mein dringender Wunsch ist: mehr Licht in die Sache."

Vielleicht tragen diese Zeilen etwas dazu bei, das Dunkel aufzuhellen.

Digitized by Google

# Der Verfall des historischen Romans

Den reinen Typus des „verlornen Sohnes“ kennen wir von Jugend auf aus der biblischen Parabel, den des „verstoßenen Sohnes“ hat Shakespeare in der Gestalt des jungen Edgar Gloster im „König Lear“ ergreifend dargestellt. Leider bringt es das Wesen der Welt mit sich, daß beide Typen selten ganz rein, dagegen unzähligemal gemischt erscheinen. Wenn auf litterarischem Gebiete mit kühner Personifikation der historische Roman bald der verlorne Sohn, bald der verstoßene Sohn der deutschen Dichtung der Gegenwart genannt wird, so fürchten wir, daß er in wunderbarer und wechselnder Mischung beide Söhne vorstellen kann. So wahr es sein mag, daß die launenvolle Ästhetik der „Moderne“ den historischen Roman auf Gründe hin verstößt, die ungefähr so vollwichtig sind wie der gefälschte Brief, den der Bastard Edmund dem alten Gloster unterbreitet, und auf den hin Edgar ins Elend gejagt wird, so ist es doch nicht minder wahr, daß der historische Roman zuvor sinnlos ausgezogen ist, um sein Erbteil zu verschlemmen. Ob der neuere historische Roman mehr verdorbner und verlorner oder mehr verstoßener Sohn sei, ist schwer zu entscheiden. Aber in dem einen wie in dem andern Falle ist er darum noch nicht tot, der verlorne kann sich heimfinden, der verstoßene wieder zu Gnaden angenommen werden. Nur darf er, obwohl ihm Unrecht geschehen ist, seine eignen Sünden nicht beschönigen, und noch weniger darf es gerade die Kritik, die die Vorurteile der Mode nicht teilt, die den Verfall des historischen Romans beklagt, aber freilich durch die Thatsache allein, daß er noch zerlumpt im Lande umherzieht, nicht zu Freudenthränen bewegt werden kann.

Daß weniger historische Romane in Deutschland geschrieben werden als vor einem Jahrzehnt, wird kein Verständiger als ein Unglück beklagen. Wenn noch viel, viel weniger geschrieben würden, aber die wenigen gut, wenn die Dilettanten, Halbdilettanten und braven Schulmeister, die um die Wette diese lebensvolle, eigenartige, wirkungsreiche poetische Form mißverstehen, endlich einmal die Voraussetzungen und Forderungen des wahrhaft dichterischen historischen Romans begriffen, wenn sie begriffen, daß die Schöpfung eines echten historischen Romans eine der schwierigsten Aufgaben ist, und die Hand aus dem Spiel ließen, so wäre das ein wahres Glück. Zunächst geschieht das

Digitized by Google

Gegenteil. Der historische Roman erfüllt keine einzige der Bedingungen, ohne deren Erfüllung er ein wertloses Zwitterding bleibt, und wird nach wie vor, ja ausschließlicher denn je von untergeordneten Fähigkeiten für untergeordnete Zwecke benutzt. Bald dient er unausgegohrnen Tendenzen, bald unlebendiger Gelehrsamkeit zur Schale, bald muß er den anspruchsvollen Aufputz biedrer Alltagsgeschichten abgeben, in denen die Engel hergebrachtermaßen weiß und die Teufel schwarz sind, bald wird er als Maske für schwindsüchtige Spät- und Nachromantik benutzt. Alles das ist Verfall der Gattung, aber noch nicht der schlimmste. Denn peinlicher als die bezeichneten Entartungen wirkt die Erscheinung, daß auch wahrhafte und berufne Talente, weil sie das Ringen mit der Größe eines Stoffes scheuen, weil sie daran verzagen, kühne und große Umrisse einer bedeutenden Erfindung von innen heraus zu beleben, oder — wie es wohl meist sein wird — weil sie dem Kitzel nicht widerstehen können, den Kreis ihrer Erfindung weit über die Grenzen ihrer Belebungskraft hinauszuspannen, tief unter dem bleiben, was man von ihnen verlangen und erwarten darf. Die letzten Monate haben uns Proben von jedem dieser verschiednen Anzeichen eines unerfreulichen Niedergangs der ganzen Gattung gebracht.

Da ist zuerst der historische Tendenzroman, der lediglich geschrieben wird, um eine der Gegenwart angehörige Tendenz in geschichtliches Kostüm zu kleiden. Eine echte Probe davon erhalten wir in dem dreibändigen Roman von 1795 Nach der Sündflut von Oskar Mysing (Berlin, Otto Janke, 1896). Die geschichtlichen Vorgänge und Zustände, die ihm zum Hintergrunde dienen, werden nicht zum erstenmal in einer Erzählung dargestellt. Es handelt sich um die Zeit nach dem neunten Thermidor, dem Sturz Robespierres, um das erste Wiederaufleben der Hoffnung, der Sicherheit und menschenwürdiger Zustände in dem revolutionären Paris. In dem Sichaufrichten aus tiefster Verzweiflung, in dem Erwachen der zertretnen Lebenslust, der plötzlichen Rettung vieler zum Tode bestimmter Tausende lagen für die Erzähler so viele grundeinfache poetische Motive, daß nicht leicht jemand auf die entgegengesetzte Auffassung verfallen konnte, die Herrlichkeit des verschwundnen Schreckens zu beklagen und durch poetische Darstellung Sympathie für die Besiegten vom Thermidor zu erwecken. Am allerwenigsten schien dazu die Verschwörung des Gracchus Babeuf geeignet, deren brutaler Fanatismus nur durch die kindische Armseligkeit der Vorbereitung und Ausführung gemildert erscheint. Gleichwohl fühlt sich Oskar Mysing (Otto Mora), ein Schriftsteller, der nicht ohne Erzählertalent ist, und der trotz der äußerlich romanhaften, flüchtigen Komposition und des gelegentlichen Plakatstils stimmungsvolle Szenen und charakteristische Züge bietet, gedrungen, die verächtlichen Versuche, den toten Schrecken neu zu beleben, mit einem poetischen Heiligenschein zu verzieren. Die Hauptgestalten seines Romans sind noch berauscht von dem Blutgeruch der verflossenen

Digitized by Google

Schreckensjahre, der Gedanke, daß die Revolution zu Ende gehen soll, ist ihnen unerträglich. Der eigentliche Held, André Theurille, der zu Anfang beim Zusammentreffen mit seiner spätern Geliebten die Stirn zu der Frage hat: „Ihr sprecht von dem Blut, das vergossen ist. Ich frage euch: sind jene Toten schuldlos gestorben?“ handelt in diesem Sinne weiter, schließt sich der Verschwörung Babeufs an und würde die Republik in seinem Sinne herstellen und eine dauernde Herrschaft der Guillotine aufrichten, wenn nicht Frankreich todmüde wäre, wenn nicht der Schuß, den der exaltirte Jakobiner auf den General Bonaparte abfeuert, zufällig fehl ginge, wenn ihn nicht zuletzt das Weib, das sich für ihn geopfert, für ihn entwürdigt hat, in einem Irrtum der Eifersucht verriete. Zu Zeiten kommt dem energischen Blutmann freilich gegenüber dem Menschenkehricht, mit dem er zu thun hat, ein Gefühl verächtlicher Ernüchterung. Aber er tröstet sich mit dem Gedanken, daß Babeufs Ideen ungefähr mit denen des ehernen St. Just zusammenstimmen. Und noch in seiner Todesstunde, als er sich angesichts des Zusammenbruchs der jakobinisch-kommunistischen Verschwörung und der ersten italienischen Siege und Triumphe des verhaßten Bonaparte erschießt, durchwogen ihn wilde Zweifel und Zukunftsgedanken: „Wußte er wirklich, ob Gracchus Babeuf ein Narr oder ein Prophet gewesen war? Ob er nicht vielmehr der Märtyrer eines dunkeln, geheimnisvollen Evangeliums war, das noch niemand verstand, für das er sterben mußte, weil er es ausgesprochen hatte? War dies vielleicht nicht der richtige Moment gewesen? Oder er hatte nicht die richtigen Helfer gefunden?“ Denn freilich um das Evangelium der Abschaffung des individuellen Vermögens durchzuführen, „mußte man von neuem die Gesellschaft umpflügen mit Schwert und Feuer. Um diesen Bau aufzuführen, mußte man den tausenden von Köpfen, die schon gefallen waren, neue tausende hinzufügen. Und daran war Babeuf gescheitert. Niemand, auch er selbst nicht, hatte mehr die Energie, den letzten, den furchtbarsten Schritt der Revolution zu thun.“

Man sieht leicht, daß es diese wüsten Zukunftsphantasien sind, denen der ganze Roman gilt, die widrige Gestalt des Pariser Tribunen gehört schon seit langer Zeit zu den Heiligenbildern des sozialdemokratischen Bekenntnisses. Und so entspricht es den Lieblingsphantasien einer großen Partei der Gegenwart, Gracchus Babeuf und seine Genossen als Vorläufer einer künftigen Welterlösung zu feiern. Um dies auf dem Hintergrunde der Geschichte der Jahre 1795 und 1796 zu ermöglichen, muß die uralte Praxis der Tendenzdichtung wieder ausgeübt werden, laut deren man von der Weltkugel den Nord- und Südpol abschneidet und diese gegeneinander preßt, nachdem man alles, was in der Mitte lag, weggeworfen hat. So ist es spottleicht, den Schwelgereien und dem gewissenlosen Leichtsinn der Thermidorianer und Direktorialgrößen die rauhe Energie und Robespierresche Tugend der letzten Jakobiner gegenüberzustellen. Daß ganz Frankreich, das Leid und Elend von Millionen dazwischen liegt, daß

Digitized by Google

Bonaparte mit all seinem Egoismus und seinem kriegerischen Genie nichts erreicht haben würde, wenn er nicht zufällig begriffen hätte, daß die französische Nation um jeden, auch um den teuersten Preis von der Blutherrschaft der Schreckensmänner befreit sein wollte, braucht nur nebenhin, wie etwas zufälliges, unwesentliches angedeutet zu werden. Einmal sagt freilich der Schauspieler Talma: „Begreift doch, daß alle diese Menschen einen wahnsinnigen Durst haben zu genießen — daß sie sich wie vom Tode auferstanden fühlen. Denn wer das durchgemacht hat, was wir gelitten haben in den letzten Jahren, für den kann die Hölle nichts neues mehr bieten! Man hat uns ja alles genommen, erst den Gott und den König, dann das Leben, die Sonne, die Heiterkeit selbst. Und nun ist das wie ein allgemeiner Schrei nach diesem Leben, nach Farben, nach Musik!" Doch in Wahrheit verlangten viele hunderttausende nicht einmal nach Farben und Musik, sondern — kläglich genug — nur nach der Möglichkeit, vom Henker unbedroht zu leben und zu arbeiten, zu freien und sich freien zu lassen. Und dieser Hintergrund, der in einem Roman von 1795, wenn er ein wirkliches Zeit- und Lebensbild und nicht eine Paraphrase der abgeleierten Melodie von der Herrlichkeit des Schreckens sein will, unentbehrlich ist, fehlt hier, fehlt zu Gunsten einer ganz äußerlichen abenteuerlichen Spannung und wahrscheinlich in majorem gloriam künftiger Umpflügung mit Feuer und Schwert und des Falls von hunderttausenden von Köpfen.

Voll historischen Wissens und ungenügend verarbeiteten Materials stellt sich der historische Roman: Die Apostelfürsten von Henning van Horst (Wismar, Hinstorff, 1896) dar. Die Anlage ist nicht unbedeutend, und einer Schilderung des großen Doppelkampfes, der auf gegenwärtig deutschem Boden, von der Elbe bis zur Oder, zwischen Germanentum und Slawentum, zwischen Heidentum und Christentum im elften Jahrhundert stattfand, würde es nicht an innerer Größe fehlen, wenn sie Poesie, das heißt lebendige, fesselnde, überzeugende Wirklichkeit oder auch nur ein glänzendes, anziehendes Phantasiebild werden könnte. Die historischen Grundlinien zu diesem Roman, der die Schicksale des ehrgeizigen Erzbischofs Adalbert von Hamburg und Bremen und eines ihm im Kloster zum Freunde gewordnen Wendenfürsten Gottschalck in den Mittelpunkt rückt, finden sich im dritten Bande von Giesebrechts „Geschichte der deutschen Kaiserzeit." Einem aufmerksamen Leser dieser aus Chroniken und Urkunden geschöpften Berichte über das Scheitern der Pläne des Apostelfürsten Adalbert wird es nicht entgehen, daß die Zeichnung hier kaum über die flüchtigsten Umrisse hinauskommt und keine Farbe gewinnt. Wir wissen etwas von den wechselvollen Vorgängen des langen Kampfes wider das slawische Heidentum, wir kennen den Boden, auf dem es gestritten hat und überwunden worden ist. Aber wir wissen nichts oder so gut wie nichts (und alle Ausgrabungen alter Schmuckstücke, Waffen und Töpfe ändern hieran wenig) von dem Leben, dem Kulturstand, der Volksnatur der altslawischen Stämme, wir vermögen uns kein

Digitized by Google

deutliches Bild von den Zuständen zu machen, gegen die die deutsche Eroberung und die christliche Mission unablässig vorrückten. Die Aufgabe des Dichters wäre es, dies deutliche lebendige Bild aus den spärlichen Überlieferungen zu gewinnen, es würde so viel Arbeit kosten und von so zweifelhafter Echtheit werden, als z. B. in Flauberts karthagischem Roman „Salambo" aufgewandt und erreicht ist. Aber hätte der Dichter das Zeug dazu gehabt, so wollten wir um die Ursprungsnachweise nicht rechten — es wäre doch ein Bild, es belebte doch ein Stück der Vergangenheit, das für uns völlig im Nebel liegt. Davon ist aber in den „Apostelfürsten" nichts zu spüren. Die erzählten Vorgänge sind bunt, der geschichtliche Hintergrund ist mächtig genug; aber die Gestalten bleiben entweder undeutlich, oder es ist ihnen ein Seelenleben, eine Anschauung geliehen, die viel spätern Zeiten angehören, die Schilderungen sind ganz uncharakteristisch, und zwar treten uns die germanischen Sachsen kaum viel näher als die Wenden. Das Ganze ist fleißig, sorgfältig, ohne Lücken und Sprünge, aber auch ohne plastische Gestaltungskraft, ohne Frische der Phantasie ausgeführt, es will seiner Intention nach besseres sein als ein archäologischer Roman und ist nicht einmal ein solcher. Der Stil ist bis zum Unglaublichen abstrakt und uncharakteristisch, zwischen Erzbischof Adalbert und dem Wendenfürsten Godschalk giebt es „Differenzpunkte der Ansichten" und hundert ähnliche Dinge.

Etwas frischer und belebter im Vortrag mutet uns der historische Roman: Der Zauber des Südens von A. Kleedehn an (Cöthen in Anhalt, 1897, Schriftenniederlage des evangelischen Vereinshauses), der — auch ein Stück Kaisergeschichte — in den Tagen Ottos des Großen spielt und die Werbung dieses Kaisers um die schöne Königin Adelheid und die Empörung seines Sohnes Liudolf zum Stoff hat. Im Grunde liegt der Vorzug dieses Versuchs vor den „Apostelfürsten" lediglich in dem zartern lyrischen Schmelz des Gefühlsausdrucks und in der klugen Beschränkung, die auf eine Einzelausführung aller Szenen Verzicht leistet und zwischen den ausgeführten vieles inzwischen Geschehene schlicht erzählt. In das Leben der geschilderten Zeit und in die Seelen der in Stolz und Zorn leidenschaftlich bewegten Menschen, die das Stück Geschichte spielen, das uns hier vorgeführt wird, sieht der Verfasser nicht viel tiefer hinein. Daß eine Schilderung dieser Zeit, ihre Belebung durch Motive, die eingehender auch uns verständlich sind, möglich ist, hat Scheffels „Ekkehard" bewiesen. Wir sagen nicht, daß gerade der Pfad betreten werden müsse, der ihn zum Ziele geführt hat. Aber die Forderung einer stärkern und deutlichern Anschauung der Menschen, der Sitten, der Zustände bleibt bestehen.

Der kulturgeschichtliche Roman Corisande von Mauléon von Gertrud Weber (Cöthen, 1897, Schriftenniederlage des evangelischen Vereinshauses) ist nur eine „freie Bearbeitung" nach einem französischen Original des Grafen

Digitized by Google

A. H. Salvandy. Es wäre nicht nötig gewesen, dies Stück Romantik aus dem Weltwinkel von Béarn und Navarra, aus dem man ehedem mit Vorliebe die Operntexte wählte, für deutsche Leser aufzufrischen. Wenn wir nur ahnen und vielleicht lernen sollen, „welche ungeahnten Wonnen großangelegte Seelen in dem Kampfe gegen widrige Schicksalswendungen und bei der Entdeckung über den Umfang ihrer Kräfte und die Macht ihres Willens empfinden," so giebt es geschichtliche Stoffe und Schicksale genug, die uns näher liegen und uns lebendiger ergreifen, als die Grandezza, der Hidalgostolz und das aufgebauschte Gefühl der Schwestern von Mauléon und ihrer spanisch-baskisch-französischen Kavaliere.

Daß es freilich der heimatliche Boden und die Zeit allein nicht thun, zeigt der historische Roman aus der Reformationszeit: Um Glauben und Glück von Anton Ohorn (Chemnitz, 1896, L. Richters Verlag). Der Verfasser macht einen ehrlichen und wohlgemeinten Versuch, die chronikalischen Berichte über die späte Reformation in der Stadt Chemnitz und in dem herzoglichen Sachsen überhaupt mit einer Erfindung zu verbinden, die uns auf dem lokalen Boden seiner Erzählung und in den Sitten und Empfindungen der Lebenskreise heimisch machen soll, in denen die Geschichte vor sich geht. Die Handlung selbst hat einen ziemlich einfachen Verlauf, was kein Vorwurf wäre, wenn der rechte warme Odem einer Zeit voll heißer Kämpfe, schwerer Zweifel, gewaltigen Glaubens und kühner Thatkraft hindurchwehte, wenn die Charaktere von dem großen Zuge der Zeit erfaßt und getrieben wären. Wohl ist es wahr, daß auch solche Zeit die nüchternen Naturen nur mäßig ergreift und bewegt, und daß das Alltagsleben seinen Gang weiter geht; aber durch die Wiedergabe des schon unzähligemal Geschilderten, die Erneuerung von Figuren, die fast Typen geworden sind, wie die der italienischen Maskenkomödie, wird kein historischer Roman von wirklich dichterischem Gehalt hervorgebracht. Es sind hübsche Ansätze in Ohorns Erzählung, so der Charakter des Leinewebers Niklas Schmidt, den es unter die Prädikanten treibt, die Erzählung von der Aufführung des geistlichen Spiels „Der Sünder in Nöten," der letzte Kampf um das Fortbestehen oder die Aufhebung des Barfüßerklosters in Chemnitz und manches andre, aber daneben läuft, bis auf die üblichen Landsknechte, den überlieferten Mordbrenner, den Fahrenden und andre Füllfiguren, viel zu viel Konventionelles und Unbelebtes mit unter, die Rückwirkung der Reformation auf Leben und Wesen aller Einzelnen erreicht nicht entfernt die Unmittelbarkeit und Überzeugungskraft von Freytags „Markus König," der dem Verfasser wohl vorgeschwebt hat.

Mit ganz andern Ansprüchen als die bisher genannten Bücher tritt das jüngste Werk Wilhelm Jensens: Der Hohenstaufen Ausgang, Geschichte und Dichtung (Dresden und Leipzig, Carl Reißner, 1896) auf. Ja wir müssen fast um Verzeihung bitten, daß diese ernste und ernstgemeinte Dichtung, soweit

Digitized by Google

sie denn Dichtung ist, in der Reihe der hier aufgezählten mehr oder minder verfehlten Anläufe auch nur genannt wird. Daß es dem Dichter nicht an belebender, namentlich nicht an malerischer Phantasie fehlt, daß er sich in vergangne Tage zurückzuversetzen und ihnen das abzugewinnen versteht, was auch für uns noch Leben ist, das hat er wiederholt erwiesen, und wir haben es gebührend anerkannt. Auch wird kein Leser dieser „Hohenstaufen," der sich etwa nur den prächtigen, gefühls- und farbenfrischen Anfang des Buches, den Eintritt Manfreds von Temringen in Frankfurt, seine Erlebnisse im Hause zum Kranich und seine Verlobung mit Eckwinde Hartmuot und dann die letzte Szene der Heimkehr des fahrenden Ritters, nachdem alle Staufer dahingegangen sind, oder auch manche andre Episode vor Augen ruft, an der Möglichkeit zweifeln, daß der Dichter aus jedem Hauptteile seines aus Dichtung und Geschichte zusammen gewobnen Buches einen wirklichen historischen Roman hätte schaffen können. Auch die Möglichkeit, den weitgespannten Rahmen, der vom Tode Kaiser Friedrichs II. bis zur Hinrichtung Konradins reicht, mit vollem ausgereiften poetischem Leben zu erfüllen, läßt sich nicht in Abrede stellen. Aber Jensen hat eben eine Zwitterform, die er Dichtung und Geschichte nennt, und in der die lebendige Darstellung nur die eine Hälfte bildet, der wirklichen Ausgestaltung seiner Erfindung zu einem großen epischen Werke vorgezogen. Der Grund hierfür liegt doch wohl darin, daß ein Roman, der über die Zeiten Konrads IV., Manfreds und Konradins hinweg spielt, die Geschicke König Enzios mit einschließt, dem Verfasser zu riesenhaft und allzusehr an „Amadis von Gaula" oder den „Großen Cyrus" erinnernd erschienen ist. Auch hat er vielleicht gemeint, die verbindenden historischen Relationen würden in dieser Knappheit und Schlichtheit eindringlicher wirken als ihre romanhafte Einkleidung. Wie sich aber seine „Hohenstaufen" darstellen, hinterlassen sie den Eindruck, als ob der Verfasser ein geplantes großes episches Gedicht statt in Oktaven in Prosa ausgeführt hätte. Der historische Roman ist wieder um eine Zwittergattung reicher. Allerdings ist die Einschaltung bloß berichtender Teile eine alte Unart der historischen Romanschreiber. Aber zu einem Prinzip, zu einer besondern Abart ist die Mischung poetisch ausgeführter Teile und historischer Abrisse doch noch nicht erhoben worden. Auch beginnt die Gefahr nicht da, wo der Stümper, dem der poetische Atem ausgeht, in den Stil des Chronisten verfällt, sondern wo der Meister die geschlossene Form, die lebendige Verkörperung aufgiebt und als berechtigt, ja vielleicht gar als einen Fortschritt erachtet. Und doch können Jensens „Hohenstaufen" wie alle halb ausgereiften Kunstwerke lediglich skizzenhaft anregend wirken. Das Beste an einer Skizze ist, daß sie über sich hinausweist und das Bild, das in ihr verborgen ist, ahnen läßt. Ähnlich empfinden wir gewissen Partien des Jensenschen Werks gegenüber. Es ist völlig in die Hand des Dichters, des Künstlers überhaupt gegeben, wie weit er seinen Entwurf ausdehnen, wie eng er ihn zusammen-



Digitized by Google

ziehen will. Aber was im Umriß vorgezeichnet ist, ist seiner Willkür entrückt, verlangt Leben, muß zum Bilde werden, wenn wir nicht in die Barbarei einer aus lauter Fragmenten bestehenden Kunst zurückfallen sollen und wollen.

Auch auf den Stil des Buches hat der Wechsel von Geschichte und Dichtung den ungünstigsten Einfluß gehabt. Die Schreibweise Jensens neigt ohnehin zum Manierismus, geht aller schlichten Bestimmtheit des Ausdrucks aus dem Wege; hier wird durch das Bestreben, die Nüchternheit der Berichterstattung zu erhöhen, eine geschwollne und pretiöse poetisirende Prosa gezeitigt. Eine Probe für hundert: „Vom Sturm lag der hundertjährige Riesenbaum zerschmettert und entwurzelt. Den Epigonen der »Sieben gegen Theben« war es einst gelungen, während den Ruhm ihrer Väter neu zu beleben, doch den Nachgebornen der großen schwäbischen Kaiser hatte ihr Ringen um die Märchenkrone der Schlange des Südens den Untergang gebracht. Richard von Cornwallis auch jetzt zu den Toten legend, gebar zugleich die Zeit neues aus ihrem Schoß. Ein Kanonikus in Lyon, Tebaldo di Visconti, ward zum Papst erhoben, setzte sich die weiße Tiara aufs Haupt, den Namen jenes Gregors annehmend, der einst hohnvoll vom Söller zu Canossa auf den drunten im Büßerhemd von Schnee umstarrten deutschen Kaiser Heinrich den Vierten hinabgeblickt hatte. Doch nicht allein den Namen trug Gregor der Zehnte, auch das oberste Lebenswerk jenes Verwesers auf dem heiligen Stuhl, die Lähmung und Ertötung deutscher Geisteskraft nahm er schleunig wieder in Angriff. Nur verfluchte er keinen Kaiser, sondern segnete einen.“ Mit dem Auge läßt sich ja über dergleichen hingleiten; aber man versuche einmal in diesem Tone laut zu erzählen. Und Erzählung sollen doch Geschichte wie Dichtung, soll wenigstens der historische Roman bleiben.

Gewiß, der historische Roman ist auf dem besten oder vielmehr schlimmsten Wege, sein unverdientes Schicksal in ein verdientes zu wandeln. Wir vergessen nicht, daß, von manchem andern zu schweigen, erst vor ein paar Jahren Hans Hofmann den trefflichen Roman „Wider den Kurfürsten“ geschrieben hat, wissen auch recht gut, daß Unkraut und Ähren aus verschiednen Wurzeln wachsen. Wenn aber das Unkraut so lustig und so wohlgepflegt wuchert, kommen die Ähren doch in Gefahr, zu verkümmern. Heute gilt wirklich vom historischen Roman Uhlands Kehrreim:

Raben, Ruß, vor allem aber
Schwindelhaber, Dippelhaber!

Digitized by Google

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

In exitu Israel ex Aegypto, domus Jacob de populo barbaro. Dem Vorwärts gebührt das Verdienst, den Vergleich der Übersiedlung der Börsenleute in den Feenpalast mit dem Auszuge der Kinder Israels durchgeführt zu haben, und die Witzblattschreiber beider Völker, der Israeliten wie der germanischen Barbaren, müßten sehr eingefroren oder sehr unbewandert in der Bibel sein, wenn ihnen nicht eine Menge zur Verspottung der Gegner geeignete Ähnlichkeiten einfielen. Unser Geschäft ist das nun nicht, und ebensowenig haben wir zu untersuchen, was eine Börse sei, ob die Zusammenkünfte der Getreidehändler in den Feensälen eine Börse bilden, ob die Regierung berechtigt oder sogar durch das neue Börsengesetz verpflichtet sei, diese Zusammenkünfte zu verbieten, was ein Termingeschäft sei, und unter welchen Umständen sich ein Getreidehändler des neuen Verbrechens, Termingeschäfte zu betreiben, schuldig mache. Die Entscheidung dieser schwierigen Fragen überlassen wir den Herren Juristen, die sich ohne Zweifel schon vor Vergnügen die Hände reiben bei dem Gedanken an die tausend Gelegenheiten zur Bewährung ihres Scharfsinns, die sich ihnen bald darbieten werden. Wir unbeteiligten akademischen Zuschauer der Weltbegebenheiten haben weiter nichts zu thun, als uns zu vergegenwärtigen, um was es sich bei der Sache handelt, damit wir die Bedeutung dessen, was sich weiter begeben wird, richtig verstehen.

Es handelt sich um ein Experiment, an dessen Gelingen oder teilweisem oder gänzlichem Mißlingen offenbar werden muß, wie weit die Berechnungen der praktischen und der theoretischen Agrarier richtig gewesen sind. Praktische Agrarier nennen wir die Herren, die ein ganz klares, einfaches Ziel: die Erhöhung der Getreidepreise, verfolgen, und für die alle volkswirtschaftlichen und sozialen Theorien, die in ihrer Presse und in ihren Agitationsversammlungen ausgesponnen zu werden pflegen, weiter nichts sind als eine an sich höchst gleichgiltige und überflüssige, aber des lieben Publikums wegen notwendige Umhüllung des Zieles. Diese Herren haben nun vollkommen Recht, wenn sie gegen die Börse den Vorwurf erheben, daß sie den Preis drücke. Wie unberechtigt die Form ist, in der dieser Vorwurf erhoben wird, daß es nicht der „Papierweizen“ ist, der den Druck ausübt, sondern der wirklich in überseeischen Ländern vorhandne und auf dem großen Wasser heranschwimmende, daß die Differenzspieler nicht den Konsumenten und den Produzenten, sondern nur einander gegenseitig ausrauben, das alles haben wir schon zu oft auseinandergesetzt, als daß wir uns erlauben dürften, es noch einmal breitzutreten. Aber der Vorwurf an sich, der freilich uns Konsumenten als das Gegenteil eines Vorwurfs gilt, ist begründet, und wenn es den Agrariern gelingt, den börsenmäßigen Getreidehandel zu zerstören oder — in ihre Gewalt zu bekommen, so können sie damit eine dauernde Erhöhung der Getreidepreise erreichen. Gelingt es, alle Termingeschäfte und Blankoverkäufe zu verhindern, so würde das die Zerstörung des börsenmäßigen Handels bedeuten. Denn dessen Wesen besteht ja eben darin, daß von einer großen Anzahl von Geschäftsleuten eines weiten Gebiets über gewisse Mengen oder Stückzahlen einer vertretbaren Ware abgeschlossen wird, die körperlich nicht gegenwärtig zu sein braucht, und daß daher jeder Verkäufer Abnehmer und jeder Käufer Ware findet. Soll in Zukunft weiter nichts erlaubt sein, als daß der Getreidehändler A vom Gutsbesitzer B diesen bestimmten, nachweislich in des B Scheuer liegenden Weizen kauft und an den Müller C weiter verkauft, so ist das keine Börse mehr, sondern nur noch ein gewöhnlicher Markt mit allen

Digitized by Google

Vorzügen, aber auch mit allen Unvollkommenheiten eines gewöhnlichen Marktes. In die Berechnungen und Geschäfte eines solchen Marktes das überseeische und das schwimmende Getreide einzubeziehen, wird seine Schwierigkeiten haben, und diese Schwierigkeiten können die Einfuhr selbst erschweren, was natürlich den Preis des inländischen Getreides heben würde. Aber ganz sicher ist dieser Erfolg noch nicht, und deshalb müssen die Agrarier darnach streben, daß sie die Einfuhr selbst, samt der Macht, die Einfuhr zu sperren, also den mehr oder weniger börsenmäßig zu gestaltenden Getreidehandel in die Hände bekommen, und daher dürfen sie vom Antrag Kaniß oder, genauer gesagt, vom Monopol des Getreidehandels nicht ablassen. Haben sie beides: das Monopol und die Marktleitung in ihrer Hand, dann können sie allerdings den Preis beliebig hoch schrauben. Bis dahin wird wohl die Aufhebung oder Störung der ausgleichenden Zentralmärkte teils starke Preisschwankungen, teils größere Ungleichheit der Preise in den verschiednen Gegenden des Reichs zur Folge haben.

Für die theoretischen Agrarier, die mit den Antisemiten, Zünftlern, Genossenschaftsschwärmern, Bodenbesitzreformern und verwandten Gruppen zusammen die große, aber nicht als Partei organisirte Abteilung der Mittelstandspolitiker ausmachen, handelt es sich um größeres als um den Getreidepreis. Sie wollen die Erzeugung, die Verteilung und den Umlauf der Güter in der Weise organisiren, daß einerseits alles Schmarotzertum, wozu sie den Zwischenhandel rechnen, vom Genuß der erzeugten Güter ausgeschlossen wird, und daß andrerseits jeder Arbeiter den verdienten Lohn erhält, der selbstverständlich erst nach der vollen Deckung der Produktionskosten anfängt. Nun will das freilich jedermann, es kommt nur darauf an, auf welchen Wegen das Ziel erstrebt wird, und was im einzelnen als überflüssige Kosten, als Produktionskosten, als gerechter Lohn herausgerechnet wird. Unsre von den einen geschmähte und von den andern gepriesene Produktions- und Wirtschaftsordnung ist von Rechts wegen die des manchesterlichen Liberalismus und hat das nicht aufgehört zu sein, obgleich die Konservativen, die Nationalliberalen und das Zentrum behaupten, sie hätten sich seit 1878 bekehrt, und auch der Staat habe sich bekehrt, jene schlechte Ordnung gelte nicht mehr. Sie gilt aber. Mit Ausnahme der Beamten, für die der Staat oder die Gemeinde von dem Augenblicke an sorgt, wo sie in den öffentlichen Dienst treten, wird jedem andern zugemutet, daß er seines Glücks Schmied sei, und ganz allgemein heißt es: sehe jeder, wie ers treibe, sehe jeder, wo er bleibe, und wer steht, daß er nicht falle! Das Gesetz gestattet jedem, jeden beliebigen Erwerb zu ergreifen, auf seine eigne Verantwortung, und kümmert sich nicht darum, wenn er dabei nicht seine Rechnung findet. Das Gesetz schreibt keine Regelung der Produktion und des Güteraustausches vor; es überläßt es dem freien Spiel der Kräfte, unnütze Geldverdiener auszuschalten (z. B. dadurch, daß die überflüssigen Händler Bankrott machen, oder daß ihnen Konsumvereine die Kundschaft entziehen), und überläßt es jedem einzelnen, sich durch eigne Anstrengung oder durch freie Vereinigung mit Genossen seinen gerechten Arbeitslohn zu erringen; es bekennt sich also zu dem manchesterlichen Grundsatze, die vernünftige Organisation des Wirtschaftslebens und die gerechte Güterverteilung sei nicht Sache der Obrigkeit, sondern habe, so weit sie möglich ist, daraus zu entspringen, daß jeder einzelne seinen eignen Nutzen sucht und dadurch unbewußt und ohne es zu wollen den allgemeinen Nutzen fördert. Diesen gesetzlich anerkannten Boden verlassen noch nicht die Bauernvereine, wenn sie Kornhäuser gründen, ohne für sie Staatszuschüsse und Privilegien zu fordern. So z. B. hat der Freiherr von Huene am 26. November v. J. in Frankenstein eine Versammlung des schlesischen

Digitized by Google

Bauernvereins abgehalten, die er mit der Bemerkung eröffnete, im Bauernverein würde die Zeit nicht mit großen Reden über die Not der Landwirtschaft verschwendet, sondern es würden nur praktische Fragen erörtert; diesmal handle es sich um die Errichtung eines Kornlagerhauses für Frankenstein und Umgegend. Der Landtagsabgeordnete Pfarrer Langer erklärte den Zweck des Unternehmens ohne jede Überschwänglichkeit. Der Getreidehändler müsse das Getreide bei den Bauern sammeln, dann reinigen, lagern, mischen und sonst bearbeiten, und dafür müsse er sich natürlich bezahlen lassen, er könne daher dem Bauer nicht den Börsenpreis zahlen, sondern müsse ihm etwas abdrücken; wenn die Bauern die Arbeit des Getreidehändlers selbst in die Hand nähmen, so könnten sie sie vielleicht billiger besorgen, sodaß ihnen beim Verkauf an den Müller oder den Großhändler der volle Börsenpreis zu teil würde. Das Ergebnis der Verhandlung war, daß ein schon bestehender Ausschuß beauftragt wurde, die Sache weiter zu fördern. Schon bedenklicher — nicht an sich, sondern nur vom Standpunkte unsrer gesetzlichen Wirtschaftsordnung aus bedenklich*) — ist die Bitte der deutschen Mühlenbesitzer an den Reichstag, den Großbetrieb der Müllerei durch höhere Besteuerung, später vielleicht auch durch Einführung des Bedürfnisnachweises zu erschweren, weil die meist an schiffbaren Strömen und an Häfen gelegnen Großmühlen die kleinen binnenländischen Mühlen vernichteten und durch Bevorzugung des ausländischen Getreides die heimische Landwirtschaft schädigten. Die Mühlenbesitzer können sich freilich darauf berufen, daß der gesetzliche Boden durch vielfache Eingriffe des Staats in das Erwerbsleben, durch Begünstigung der einen, Hemmung andrer Berufsarten, Überwachung und vielfache Reglementirung aller schon längst durchlöchert ist. Wenn nun noch durch die Verstaatlichung des Getreidehandels ein so gewaltig großes Loch hineingeschlagen wird, dann wird jedermann fragen, ob es noch die Mühe lohne, die Reste der Individualwirtschaft gegen den Sozialismus zu verteidigen, und ob sich die Verwandlung aller Erwerbthätigen ohne Ausnahme in Staatsbeamte noch hindern lasse. Sehr lebhaft sprechen sich die rheinischen Bauernvereine gegen alle Monopolpläne aus, denn sie haben vom ersten Anfange klar erkannt, daß die Verstaatlichung der Getreideeinfuhr nicht möglich ist ohne die Verstaatlichung des Handels mit inländischem Getreide, der verstaatlichte Handel aber, wenn er seinen Zweck: Beseitigung der Preisschwankungen, erreichen soll, die Kontingentirung des Getreidebaues und die Sorge für den Anbau gangbarer Sorten voraussetzt, d. h. den freien Wirtschaftsbetrieb aufhebt.

Die Arbeitsverhältnisse in der Konfektionsindustrie. Als „Drucksache der Kommission für Arbeiterstatistik“ (Erhebungen Nr. 10. Verlag von Carl Heymann in Berlin) ist jetzt eine „Zusammenstellung der Ergebnisse der Ermittlungen über die Arbeitsverhältnisse in der Kleider- und Wäschekonfektion, bearbeitet im Kaiserlichen Statistischen Amt,“ erschienen. Das Werk leidet ersichtlich an den Folgen seiner büreaukratischen Erzeugung und mahnt insofern dringend, die Einrichtungen zur Pflege der Arbeiterstatistik im deutschen Reiche vernünftiger zu gestalten. Namentlich sollte dem Statistischen Amte nicht lediglich die Zusammenstellung von Materialien — s. v. v. —, die andre Leute mangelhaft beschafft haben,

*) Bedenklich im angegebnen Sinne ist überhaupt nur die für später angestrebte „durchgreifende Besserung“ durch Beschränkung der Gewerbefreiheit. Eine höhere Besteuerung der großen Mühlen würde in keinem Sinne bedenklich sein, da, wie die Bittschrift ausführt, die jetzige Besteuerungsart geradezu eine ungerechte Begünstigung der Großbetriebe darstellt.

Digitized by Google

zugemutet, sondern ihm die Vollmacht und die Aufgabe übertragen werden, unter eigner Verantwortung für die Ergänzung der Lücken, für die Aufklärung der Unklarheiten und die Berichtigung der Irrtümer zu sorgen. So, wie sie ausgeführt ist und nach den Einrichtungen nur ausgeführt werden konnte, muß die Arbeit als etwas unfertiges bezeichnet werden, das weder wissenschaftlich noch praktisch seinen Zweck ganz erfüllt. Aber auch so, wie es ist, bietet das Werk sehr viel Interessantes. Die Grenzboten haben vor kurzem die Mißstände in der Kleider- und Wäschekonfektion an der Hand der schon früher veröffentlichten Protokolle über die Vernehmungen von Auskunftspersonen vor der Kommission für Arbeiterstatistik besprochen, und diese Besprechung ist, wie zu erwarten war, in der sozialdemokratischen Presse sehr abfällig beurteilt worden. Doppelt interessirt es uns nun, aus der amtlichen Zusammenstellung der Ergebnisse nicht nur dieser mündlichen Vernehmungen, sondern namentlich auch der gleichzeitig eingeforderten Berichte von Behörden zu ersehen, daß darnach nicht in einem Punkte die in den Grenzboten zum Ausdruck gebrachte Auffassung der Thatsachen als irrig nachgewiesen werden kann. Betrachtet man die Veröffentlichung als Unterlage für gesetzgeberische Reformen, so kann darnach weder von einem Verbot des sogenannten Zwischenmeisterbetriebs noch von einem Verbot des Heimbetriebs die Rede sein. Auch zur Begründung des Verlangens nach besonderm gesetzlichem Schutz für die Sittlichkeit der Konfektionsarbeiterinnen und nach Verschärfung der Truckverbote ist nichts durch die Erhebungen beigebracht worden. So überaus mild auch die amtliche Arbeit in der Form gehalten ist, so ist sie doch in der Sache eine sehr scharfe Zurückweisung der gestissentlichen Übertreibungen und Verallgemeinerungen, wie sie unter den Kampfmitteln der Sozialdemokratie eine charakteristische Rolle spielen. Es ist deshalb wohl anzunehmen, daß die Sozialdemokratie wenig günstig über das Werk urteilen wird, wenn auch die sehr rücksichtsvolle amtliche Behandlung der persönlichen Geschäftsmoral der Arbeitgeber, die in den Grenzboten unhöflicher als eine wesentliche Ursache der Mißstände bezeichnet worden war, auf die Kritiker versöhnend einwirken dürfte, da ja die Arbeitgeber fast ausschließlich Juden sind, und die herrschende Mißwirtschaft von den Arbeitern selbst treffend als Judenwirtschaft bezeichnet wird. Obwohl es gerade Freiherr von Berlepsch in der Reichstagssitzung vom 12. Februar 1896 ausgesprochen hat, daß durch staatliche Eingriffe auf diesem Gebiete wenig zu helfen sein werde, so wird die Agitation doch wohl auch hier wieder den mit dieses Ministers Weggang angeblich inszenirten „neuesten“ Kurs breittreten, wenn, was natürlich gar nicht ausbleiben kann, die von der Regierung vorgeschlagnen Reformen nicht allen verantwortungslos formulirten Forderungen der bekannten Rufer im Streit gegen den Sweater entsprechen. Auch die „National-Sozialen“ werden wohl in dieser Taktik mit den Sozialdemokraten nochmals eifrig konkurriren. Zu beklagen ist dabei am meisten, daß den Vertretern der einseitigen Arbeitgeberinteressen damit der größte Gefalle erwiesen wird. Es gehört, wie die Verhältnisse unter Menschen nun einmal liegen, heute in der That eine große Objektivität und Selbstverleugnung dazu, wenn die Regierung dem Schwindel der Sozialdemokraten und den Anmaßungen der Herren Naumann und Genossen gegenüber unbeirrt auf dem Wege der Sozialreformen fortschreiten soll. Und doch ist das unerläßlich, gerade auf dem Gebiete der Konfektionsindustrie, der ganzen Hausindustrie überhaupt. Es sind in dem erwähnten Aufsatz in den Grenzboten die Punkte bezeichnet worden, wo gesetzliche oder doch staatliche Maßnahmen dazu nötig und möglich erscheinen — eine recht stattliche Reihe, die durchzusetzen wahrscheinlich um so schwerer fallen wird, je maßloser die sich überbietende Agitation

Digitized by Google

den Mund aufmacht. Aber der Kampf ist durchzuführen nach links und nach rechts, bis das gebildete Deutschland wieder aufwacht aus den krankhaften Delirien, in denen das Extremste nicht extrem, das Absonderliche nicht absonderlich, das Verrückteste nicht verrückt genug erscheint und die reale Wirklichkeit wesenlosen Phantasiebildern den Platz räumt gerade in der Volkswirtschaft und Sozialpolitik.

Unter den in den Grenzboten als nötig bezeichneten Reformen war auch die Garantie der Kranken- und Invaliditäts- und Altersversicherung für die Heimarbeiter, soweit diese zur Zeit als selbständige Hausgewerbetreibende behandelt werden. Leider ist der Stand dieser Frage in der amtlichen Zusammenstellung nicht dargelegt, doch ist wohl zu hoffen, daß die bereits für die Tabak- und Textilindustrie wenigstens zum Teil erfolgreich durchgeführte Ausdehnung des Versicherungszwangs auf die Hausindustrie auch für die Konfektion verfügt werden wird. Verlangt wurde ferner in dem erwähnten Aufsatz die Ausdehnung der bisher nur für die Fabriken geltenden Bestimmungen über die tägliche Arbeitszeit und die Arbeitspausen der „jugendlichen" und „weiblichen" Arbeiter (§ 135 bis 139a der Gewerbeordnung) durch kaiserliche Verordnung auf alle Werkstätten und Arbeitsstuben der Konfektion, in denen überhaupt fremde Lohnarbeiterinnen oder Lehrlinge beschäftigt werden. Ganz besonders wurde die Sicherung ausreichender Pausen für die Näherinnen, namentlich die Maschinennäherinnen in den Werkstätten und Fabriken verlangt, ja auch für die männlichen Arbeiter schien eine Schutzbestimmung in dieser Beziehung am Platze, sodaß die bezeichneten Paragraphen der Gewerbeordnung eine Ergänzung erfahren müßten. Ferner wurde gefordert die energische Durchführung der in § 120a der Gewerbeordnung schon für alle Werkstätten vorhandnen Schutzbestimmungen, die nur auf dem Papier gestanden haben. Unerläßlich erschien sodann die Verpflichtung aller Arbeitgeber zur Anzeige und Listenführung über alle von ihnen beschäftigten Heimarbeiter, weiter der Zwang zum Erlaß von Arbeitsordnungen für alle Betriebe, und ordnungsmäßige Lohnbücher für alle Heimarbeiter; endlich die grundsätzlich und praktisch wirksam auszugestaltende Ausdehnung der besondern Gewerbeaufsicht auf die gesamte gewerbliche Arbeit. Durch die jetzt vollständig vorliegenden Erhebungen ist nichts festgestellt worden, was den für diese Forderungen seinerzeit vorgetragnen Gründen widersprüche, vielmehr muß man erwarten, daß Herr von Boetticher jetzt ungesäumt daran gehen wird, die von ihm am 12. Februar 1896 im Namen der verbündeten Regierungen gegebnen Zusagen wahr zu machen. So entschieden wir die maßlosen, unklaren und meist tendenziös gestellten unerfüllbaren Forderungen der sozialdemokratischen Agitation bekämpfen, so bestimmt müssen wir für diese maßvollen, meist schon hinreichend erprobten Reformen eintreten.

**Deutsche und Engländer in Samoa.** Kürzlich wurde in der Presse darauf hingewiesen, daß das wirtschaftliche Übergewicht, das die Deutschen in Samoa haben, eine allmähliche Verschiebung nach der angelsächsischen Seite hin zeigt, wie das z. B. aus dem Umstande ersichtlich ist, daß die Deutschen früher annähernd zwei Drittel aller Steuern und Zölle auf Samoa zahlten, während sie jetzt nur noch etwa die Hälfte tragen. Das ist eine sehr unerfreuliche Erscheinung. Auch begnügen sich die Engländer nicht damit, durch Wettbewerb auf wirtschaftlichem Gebiete das Übergewicht der Deutschen zu verringern, sie setzen auch nach andern Richtungen hin Hebel an, um das Ansehen der deutschen Ansiedler zu beeinträchtigen und die Eingebornen gänzlich unter den englischen Einfluß zu bringen. Diese Hebel schaffen sie sich dadurch, daß sie erstens die Vorurteile schüren, die

Digitized by Google

die Samoaner gegen die Deutschen hegen, und zweitens die Kontrolle, die sie über die Erziehung der Eingebornen ausüben, im politischen Interesse ausnutzen.

Daß die Deutschen bei den Samoanern unbeliebt sind, ist nicht in irgend einem Verschulden der Deutschen, sondern in einer besondern Charaktereigentümlichkeit der Samoaner begründet. Die Samoaner sind sehr träge und sehen es für unter ihrer Würde an, sich mit Regelmäßigkeit zu Plantagenarbeiten herzugeben. Sich von morgens bis abends zu plagen, erscheint ihnen als Sklaverei und stimmt nicht zu ihren Begriffen von Freiheit und Unabhängigkeit. Die Folge ist, daß die deutsche Plantagengesellschaft gezwungen ist, Arbeitskräfte von den Salomons, den Neuen Hebriden und andern Inselgruppen herbeizuziehen, was, nebenbei bemerkt, den Plantagenbetrieb kostspieliger macht. Die Samoaner aber haben deshalb nur einen um so größern Abscheu vor der Arbeit auf deutschen Plantagen, denn sie hassen die schwarzen Eindringlinge, die sich für geringen Lohn von früh bis spät unter den Kokospalmen und in den Kopraschuppen plagen. Die Deutschen sind die einzigen unter den dort vertretenen Nationalitäten, die die Kultivirung des Bodens in großem Maßstabe betreiben; aber Kultur und Fortschritt verlangt Arbeit, und so haben sich die Eingebornen gesagt oder haben sich von andern sagen lassen, daß die Deutschen, wenn sie je die alleinige Kontrolle über die Inseln ausüben würden, sie zur Kultivirung des fruchtbaren und bisher nur mangelhaft ausgenutzten Landes anhalten, d. h. sie zu harter Arbeit zwingen würden. Nach ihrer Meinung bedeutet also ein von den Deutschen allein beherrschtes kultivirtes Samoa ein Samoa voller Plantagen und voller Arbeit. So kommt es, daß die Eingebornen auf die Deutschen mit Argwohn und Mißvergnügen blicken, und es ist selbstverständlich, daß die Engländer — obwohl ihnen ja selbst an der Kultivirung der Samoainseln gelegen ist — diese Mißstimmung sorgfältig nähren.

Das Zivilisationswerk, das die englischen Missionsgesellschaften unter den Eingebornen vollbringen, hat gleichfalls das englische Interesse im Auge. Es ist mehr als sechzig Jahre her, seit die Londoner Missionsgesellschaft ihre Thätigkeit in Samoa begann. Heute aber ist es keine Bekehrungsarbeit mehr, die die Gesellschaft verrichtet, heute beschäftigt sie sich ausschließlich mit dem Unterricht und der Erziehung des Volks. In jeder Siedlung wohnt ein Pastor, der geborner Samoaner ist, und diesem liegt es ob, den Jungen Erziehung und den Alten religiösen Trost zuteil werden zu lassen. Die Londoner Missionsgesellschaft hat ein ausgezeichnetes Seminar für die Ausbildung dieser Pastoren in Malua, einem an der Küste von Upola malerisch gelegnen Dorfe. Dort befinden sich über hundert Zöglinge, die einen vierjährigen Kursus nicht allein in der Theologie, sondern in allgemein wissenschaftlichen Gegenständen durchmachen, denn der Geistliche ist, wie gesagt, nicht allein der Seelsorger, sondern auch der Schulmeister seiner Gemeinde und muß daher in den Elementarunterrichtsgegenständen wohl bewandert sein. Außerdem unterhält die Missionsgesellschaft eine höhere Knabenschule in Leulumoenga und eine höhere Mädchenschule in Papoonla nicht weit von Apia. Das ganze Erziehungswesen auf den Samoainseln liegt also in den Händen der Missionsgesellschaft. Die unfähige und mittellose samoanische Regierung trägt keinen Pfennig zur Unterhaltung der Schulen bei. Englisches Geld und englische Thätigkeit stehen auf diesem Gebiet im Vordergrunde. Wie die Londoner Missionsgesellschaft zuerst auf dem Plane erschienen ist, so hat sie auch den Löwenanteil an dem Erfolg aufzuweisen. Man nimmt an, daß die Inselgruppe von ungefähr 35—37000 Eingebornen bewohnt ist, davon kommen auf die Londoner Missionsgesellschaft 25000,

Digitized by Google

auf eine andre englische Mission, die Wesleyanische, etwa 5000 und auf die französische katholische Mission ungefähr ebenso viele Anhänger. Da also Seelsorge und Erziehung fast gänzlich unter englischem Einflusse sind, so stehen die Anschauungen, die in den Eingebornen groß gezogen werden, den Engländern und einer etwaigen englischen Annexion freundlich, den Deutschen und einer etwaigen deutschen Annexion feindlich gegenüber. Der englische Missionar unterscheidet sich eben dadurch von dem deutschen, daß er nicht allein das religiöse, sondern auch das Reichsinteresse im Auge hat. In der von der Londoner Missionsgesellschaft herausgegebnen Zeitung Le Sulu und der von einem Kolonialengländer veröffentlichten O le La Samoa, sowie in den zwei in englischer Sprache erscheinenden Blättern werden natürlich die Weltereignisse zur Erbauung der Eingebornen alle von dem Gesichtspunkte des „großen Herrschervolkes“ aus beleuchtet, die Deutschen dabei in wegwerfender und gehässiger Weise als ein ganz unansehnliches Volk dargestellt und die Gemüter der Eingebornen so bearbeitet, daß ihnen eine englische Annexion als wünschenswert, eine deutsche als widerwärtig erscheinen muß. Daß sich auf allen im Umlauf befindlichen Münzen der Kopf der Königin Viktoria geprägt findet, verfehlt natürlich seinen Eindruck nicht, und wenn man noch hinzurechnet, daß sich die Deutschen im Umgang mit den Eingebornen sowie im Geschäftsverkehr der englischen Sprache bedienen müssen,*) so kann man sich wirklich kaum wundern, wenn sich die Engländer rühmen, daß mit dem Augenblicke, wo es ihnen gelänge, die der deutschen Plantagengesellschaft gehörigen Ländereien anzukaufen, es mit einemmale in allen Richtungen mit dem deutschen Einflusse vorbei sein würde.

Wir haben hier auf den Einfluß, den die Engländer auf erzieherischem Gebiete ausüben, besonders hingewiesen, um in den Kreisen, die sich mit der Vertretung deutscher Interessen in den Samoainseln beschäftigen, die Frage anzuregen, ob sich nicht gerade dieser Art von englischem Einfluß, der den Deutschen sozusagen den Boden unter den Füßen wegzuziehen droht, in geeigneter Weise entgegenarbeiten ließe. G. K.

**Goethes Königsleutnant.** In dem angenehmen Bewußtsein ihrer formalen Grazie nennen die Landsleute des Grafen Thorane die weniger geistsprühenden Nationen mit Vorliebe Barbaren, und uns Deutsche, denen sie doch, allerdings vielleicht halb mit Erbarmen, den Vorzug soliden Denkens zugestehen, bezeichnen sie noch dazu als schwerfällig und pedantisch. Sie treffen damit in der That unsre verwundbare Stelle: im allgemeinen entbehren wir wirklich der Fähigkeit, uns mit blendenden Darstellungen nicht ganz vollgiltiger Gedanken, nicht ganz durchdrungner Materien abfinden zu lassen und unsrerseits dergleichen zu produziren, wenn es sich um ernsthafte Dinge handelt. Das ist gewiß ein Mangel; denn eine geschmackvoll geleitete Bildung und ein wahrhaft gebildeter Geschmack dürften sich jenen Vergnügungen des Witzes und Verstandes getrost hingeben, tragen sie doch die Gewähr in sich, daß sie sich über das Unzulängliche der Gedanken nicht täuschen und dem Ernste der Dinge durch eigne Arbeit und also auf ihre Weise gerecht werden können. Aber mag uns dieser Mangel auch zunächst um manchen Genuß bringen, wir werden ihn doch schwerlich um den Preis unsrer Gewissenhaftigkeit tilgen wollen. Im Gegenteil, unsre gesunde Leidenschaft, immer den festen Boden zu suchen, auf den sich der Fuß sicher und zweckmäßig aufstemmt,

*) Es ist eine auffallende Thatsache, daß die deutsche Plantagengesellschaft, obwohl ihre Beamten alle Deutsche sind, ihre Bücher doch englisch führt.



Digitized by Google

unser Drang, die Wahrheit bis zu der Grenze des Ignorabimus zu erkennen (mag uns auch der Teufel manchmal einblasen, die gute Erkenntnis für uns zu behalten und die Nebenmenschen mit irgend einem Surrogat zu bedienen), dieser Trieb nach der Tiefe der Wesen schließt doch keineswegs aus, daß wir, mehrseitig interessirt, auch den andern, den Trieb nach ihrer Oberfläche, pflegen und entwickeln. Muß ein grundgelehrter Mann seiner Karrikatur in den Fliegenden Blättern gleichen? Und sollte nicht unsre Gelehrsamkeit, die seit dem siebzehnten Jahrhundert doch manchen Überfluß an schweren Rüstungsstücken abgelegt hat, allmählich dazu gelangen, wie eine Athene ohne Waffen Strenge und Anmut in ihrer Erscheinung zu vereinigen?

Die Anläufe zu einer solchen Metamorphose mehren sich übrigens auch bei uns sichtlich. Philosophie und Naturwissenschaften erachten es nicht als ihrer unwürdig, sich gelegentlich in schwungvollen Reden, in anregend stilisirten Essais zu äußern; geschichtliche Untersuchungen kleiden ihre Ergebnisse immer seltener in die öde Form von Regesten, sondern wenden sich, da sie die souveräne Stoffbeherrschung eines Julius Cäsar und die aus ihr folgende klassische Objektivität doch selten erreichen können, einem subjektiven, künstlerisch freieren Stile zu. Allenthalben wächst aufs erfreulichste das Bestreben, alles zu Überliefernde mit einer lebensfähigen Form auszustatten, nicht nur um ein Publikum dafür zu gewinnen, sondern auch aus Liebe zur Schönheit an sich. Selbst Nebensachen, Einzelheiten von ziemlich speziellem Interesse werden durch eine solche Darstellung bedeutend, denn man wird ihren Wert nicht künstlich aufgebauscht nennen, wenn man sie aus ihren bloßgelegten Beziehungen gleichsam organisch hervorwachsen sieht.

Die hier entwickelte Gedankenreihe ist durch ein soeben erschienenes Buch angeregt worden, und es fügt sich artig, daß den Franzosen, die uns Feinheit und Geschmack nicht gern zuerkennen, gerade an einem sie selbst angehenden Gegenstande bewiesen wird, wie meisterhaft sich deutsche Gründlichkeit als liebenswürdige Unterhalterin einzuführen und zu behaupten weiß. Unter dem Titel: François de Théas comte de Thorane, Goethes Königsleutnant, Dichtung und Wahrheit, drittes Buch hat Martin Schubart eine Anzahl von Mitteilungen und Beiträgen herausgegeben, die sich auf die Person jenes französischen Edelmanns und auf die in Frankfurt von ihm bestellten Gemälde beziehen. Das Buch zählt 183 Seiten in ansehnlichem Oktav, ist mit Schwabacher Lettern auf prächtiges Papier fehlerlos gedruckt und mit einer Reihe von Photogravüren und Lichtdrucken, sogar mit einer Chromolithographie ausgestattet. Die Verlagsanstalt von F. Bruckmann in München, die das Werk verlegt und in allen seinen Teilen hergestellt hat, hat sich durch diese Leistung einen neuen und schönen Ruhmestitel erworben, aber noch wärmeren Dank verdient der Verfasser, der das vornehme Äußere des Buches durch die Natur seiner Arbeit veranlaßte. Handelt es sich doch hier nicht um ein Prachtwerk, bei dem der Text Nebensache ist, sondern um eine wertvolle Studie, die ein nachlässigeres Gewand schlechterdings nicht vertragen haben würde.

Nicht blindlings hat sich Gutzkow seinerzeit des Königsleutnants in „Dichtung und Wahrheit" bemächtigt, um ihn zum melodramatischen Helden seines (durch und durch unwahren) Schauspiels zu machen: ihm war das Sympathische und Eigentümliche in der Erscheinung des provenzalischen Grafen nicht entgangen. Auch heute noch fällt die Gestalt des Thorane jedem Leser von „Dichtung und Wahrheit" auf, und wer Goethe versteht, spürt deutlich die Neigung, mit der der Dichter selbst den strengen und doch milden Mann aus seinen Erinnerungen hervorhob, um ihn in die Darstellung sowohl seiner künstlerischen Knabenfreuden als der heimatlichen Ver-

Digitized by Google

hältnisse zu verweben. So nimmt es uns denn nicht Wunder, daß ein Freund und Kenner der bildenden Künste und der Dichtkunst wie Martin Schubart, durch einen Zufall auf verheißungsvolle Spuren geleitet, der geschichtlichen Persönlichkeit des Grafen nachgeht. Auch daß er das Studium der Reliquien Thorancs zwanzig Jahre hindurch nicht aus dem Auge läßt, um uns endlich durch eine Fülle von Funden und interessanten Darlegungen zu überraschen, kommt uns nicht unerhört vor: das ist eben echt deutsche Gründlichkeit, die wie jede positive Leistung schließlich nicht ohne Erfolg bleibt, und das ist der Deutschen Idealismus, der um der Aufklärung eines litterarischen Motivs willen Schwierigkeiten auch der verzweifeltsten Art zu überwinden weiß. Dagegen ist selten und staunenswert die Frische und Geschicklichkeit, mit der ein zerstücktes Material hier zu einem lesbaren Buche zusammengefügt wurde. Spannend wie ein Roman entwickeln sich die ersten Abschnitte, in denen Wolf von Goethe der Enkel in seiner Abneigung gegen die Goetheforschung ein und gerecht charakterisirt und die Entdeckung der Frankfurter Bilder in Grasse und Mouans berichtet wird. Dann folgen sehr sorgfältige Untersuchungen, hauptsächlich auf Grund von Thorancs Nachlaß und des Familienarchivs seiner Nachkommen; aus ihnen geht zunächst hervor, daß Goethes Schreibweise „Thorane" irrig und daß „Thoranc" die korrekte Fassung des Namens ist. Wichtiger als dieses immerhin festzustellende Adiaphoron scheint uns die klare Schilderung der Frankfurter Zustände zur Zeit der Statthalterschaft Thorancs (1759 bis 1763), der Schlacht bei Bergen und seiner persönlichen Stellung in allen diesen verwickelten Angelegenheiten: überall tritt der Graf als ein nobler, unzweideutiger Mann von Energie und Gemeinsinn hervor, als ein Mann, der aus Pflichtgefühl eine anstrengende Rolle spielt, während mancher geheime Kummer seine Kräfte untergräbt. Melancholisch klingen auch die Philosopheme der intimen Aufzeichnungen Thorancs, seines Journal pour moy, wie denn sein nicht recht aufgeklärtes Ende im Jahre 1794, in den Stürmen der Revolution, einen nicht minder elegischen Schatten auf die merkwürdige Persönlichkeit wirft. Das Mäcenatentum des Grafen, seine verschiedenartigen Bestellungen bei den Malern Fiedler, Seekatz, Junker, Hirth, Nothnagel, Schütz und Trautmann werden eingehend behandelt; wir erfahren, wie die Gemälde dieser mehr oder weniger bedeutenden Meister sich wirklich an den Wänden des Salons in Grasse zu einer Art von Tapetendekoration zusammenschlossen oder dort sonstwie angebracht hingen; ja wir lernen eine Anzahl von ihnen, die der Verfasser erwerben konnte, durch vorzügliche Nachbildungen selbst kennen. Ergiebt sich auch bei ihrer Besprechung für die Kunstgeschichte nicht viel wesentliches und neues, so müssen wir doch jede gesicherte Einzelheit mit Dank annehmen. Es kommt hinzu, daß diese Mitteilungen alle die Erzählung Goethes aufs beste ergänzen und trotz einiger Abweichungen glänzend bestätigen, daß unser aller Meister die richtigen Züge ahnte und empfand, selbst wenn ihn das Gedächtnis hie und da im Stiche ließ.

Es würde zu weit führen, wollten wir den Inhalt des Buches noch genauer andeuten. Aber auf seine wohlthuende Sprache sei noch einmal aufmerksam gemacht. Mit Behagen, doch seines Taktes immer gewiß, verbreitet sich der Verfasser über die Gegenstände, er faßt sie voll Wärme auf und trägt sie vor in dem Tone einer persönlichen, lebhaften Unterhaltung, die bei vollkommner Beherrschung ihres Themas und bei vollkommner Wissenschaftlichkeit im einzelnen den Blick auf manche weitere Beziehungen zu richten weiß. Eben diese Freiheit der Darstellung ist es, die wir in der deutschen Wissenschaft immer zunehmen sehen möchten.

Düsseldorf Wolfgang von Oettingen

Digitized by Google

Morituri. Und abermals nahm, diesmal in einer Berliner Weinstube, Graf Trast, zu seinem geistigen Erzeuger gewandt, das Wort und sprach bedeutsam: Sieh mal, mein lieber Morituri, du hast doch wohl das letzte mal nicht genügend aufgepaßt. Ich hatte mir zwar erlaubt, dich auf Felix Dahns Kampf um Rom aufmerksam zu machen, aber ich wollte dich nur auf den famosen Cethegus, diese ff. Mischgestalt, wie sie so leicht kein deutscher Professor wieder findet, hinweisen; es ist mir aber beileibe nicht eingefallen, dir den großartigen Verzweiflungskampf der tapfern Goten zur Ausschlachtung zu empfehlen. Da hast du denn ganz nach Berliner Art die schöne Geschichte zur Anekdote gemacht. So ein Berliner kriegt es schließlich fertig, aus der ganzen Weltgeschichte den Sinn herauszufinden und ihn als Witz für fünf Mark den Fliegenden Blättern einzusenden. So hatte ichs doch nicht gemeint! Du hast auch hier freilich wieder dein virtuoses Talent bewährt, selbst am Fuße des Vesuvs angesichts des Untergangs eines edeln Volks Gartenlaubenmotive ausfindig zu machen. Ich will nun nicht so grob sein, zu sagen, daß der Stoff für dies dein Talent doch zu schade sei, wir wollen uns dahin vergleichen, daß ich sage: es ist schade um dein Talent. Du hast näher liegende Gebiete, auf denen du etwas leisten kannst, was dich befriedigt. Überlaß Wildenbruch die Bearbeitung der Geschichte, und übernimm du die Gegenwart. Teilung der Arbeit ist das große Gesetz unsrer Zeit. Sieh, Wildenbruch hat nun einmal die Requisiten, die Kostüme, den Apparat, kurz die Produktionsmittel; warum willst du dich unnütz in die Kosten der Anschaffung stürzen und ihm aussichtslos Konkurrenz machen? Nicht einmal die Rokokokostüme würde ich mir anschaffen und den Skandierapparat. Geh lieber spazieren, oder kaufe dir für die Tage schlechten Wetters eine Zimmerturnvorrichtung. Hast du jemals von den Marschällen Vendôme, Villars, Tallard, und wie sie alle heißen, gehört? Glaubst du im Ernst, daß diese Herren nach deiner Weise mit dem Maler umgehen würden? Da regt sich denn doch in mir mein blaues Blut, wenn ich diese Affaire, dieses Benehmen eines Standesgenossen, der sich vielleicht mit einem meiner Vorfahren irgendwo gemessen haben mag, mit ansehen muß. Ich war zufällig im Theater, als die Karrikatur — verzeihe das harte Wort — zum erstenmale gegeben wurde. Ja Kind Gottes, hast du denn dieses ganze Bild von einem Hofe vielleicht aus einer Aufführung des Misanthropen gewonnen? Ich würde ja alle diese Ausstellungen nicht machen, wenn du nicht wieder ganz aus dem Rahmen gefallen wärest und deinen Maler mit seinen vertrackten selbstherrlichen Theorien eingeführt hättest. Aber ich sehe, ich bewege mich im Kreise. Um zu gefallen, wolltest du wieder einen modernen Lieblingsgedanken breitschlagen, aber du bist mit deinem Maler so sehr aus der Voraussetzung gefallen, daß es nicht mehr viel verschlagen haben würde, wenn er auch noch mit einemmale von Brüsewitz und dem Freiherrn von Kotze zu reden angefangen hätte. Mensch, Mensch, laß dir raten! bleibe von der Geschichte weg und laß die Verse! Daß du der geborne Milieuschilderer bist, beweist doch zur Genüge dein Mittelstück, der Fritz. Das kannst du wirklich brillant, solche ostpreußische Gutsbesitzerfamilien darstellen. Und man merkt immer, was ich dir schon einmal gesagt habe, daß du dich nicht ungern dazu rechnen möchtest. Es hat ja freilich nicht viel Zweck, dies Variiren des Themas, vor allem nicht, wenn der eigentliche Vorgang, das Drama, vor dem Vorhang liegen geblieben ist, aber es ist doch ganz nett und wird gern gelesen und auch gekauft. Wenn das Gotenstück nicht wäre und die Rokokoaffaire, würde ich sagen, Morituri sollte auf keinem Weihnachtstische fehlen. — Ach so, du willst das Rokokostück gar nicht in einem bestimmten Zeitgeschmack genommen wissen, es soll einen mehr zeitlosen, märchenhaften Charakter

Digitized by Google

haben. Ja glaubst du denn, daß du dann weniger richtig zu charakterisiren brauchst, daß du einen alten Haudegen, der für das Königtum geblutet hat und überdies in die schöne Königin verliebt ist, zu einem haltlosen mannequin umarbeiten darfst? Wenn du nicht einmal eine Art historischen Hintergrund zur Unterstützung und als Hilfsvorstellung annehmen willst, so mußt du noch feiner und richtiger sehen und sehen lassen, weil es sich nun um die allgemein giltigen Formen menschlichen Lebens handeln soll. Und der Ruf nach dem Lakaien fällt doch gewiß aus jeder Märchenstimmung arg hinaus, wie schwach sie auch angedeutet sein mag; der war doch wohl auf einen ganz bestimmten Teil der Theaterstammgäste berechnet. — Sag einmal, wie hoch stellen sich wohl deine Einnahmen? Könntest du dich nicht am Ende vom Geschäft zurückziehen? Ach so, du hast noch litterarischen Ehrgeiz! Ja, das ist allerdings was andres. Dann mußt du aber bei der Stange bleiben. Unter keinen Umständen darfst du wieder solche Experimente machen. Junge Leute, die erst suchen wollen, was ihnen liegt, können das, ja sie sollen es vielleicht sogar. Du aber mit deiner auskömmlichen Domäne mußt dich ausschließlich auf deine Wirtschaft beschränken und bei dem einmal erprobten Rezept bleiben. Machst du noch einmal Seitensprünge, die dich und mich kompromittiren, so sage ich mich ausdrücklich, nötigenfalls durch die Zeitungen, von dir los, und dann magst du sehen, was aus dir wird. Die Mehrzahl der Verständigen und Gebildeten hält es, darauf kannst du dich verlassen, mit dem Grafen Trast und seinesgleichen.

Ziergläser. Die Kunstspielerei und die Originalitätssucht unsrer Tage treiben wunderliche Blüten. Eine der wunderlichsten sind die sogenannten „Ziergläser," die neuerdings der als Radirer hoch angesehene Berliner Professor Köpping erdacht, geblasen und in den Kunstgewerbemuseen der größern deutschen Städte zur Schau gestellt hat. Auch im Leipziger Grassimuseum ist neulich von dem Herrn Professor eine Anzahl dieser Gläser ausgestellt und dazu ein erklärender Vortrag gehalten worden, über den die Tagesblätter eingehend berichtet haben.

Es muß als ein beschämendes Zeichen teils der Gedankenlosigkeit, teils der Geschmacksverbildung unsrer Tageskritik angesehen werden, daß diese Berichte durchweg lobend, ja begeistert von diesen „Ziergläsern" sprechen, während der unbefangne Blick des Laien sogleich den blauen Dunst erkennt, mit dem hier wieder einmal — wie so oft — ein Dilettant (denn das ist Herr Professor Köpping auf diesem Gebiete) seinen kindlichen Versuch so geschickt zu umhüllen weiß, daß ihn die kritiklose Kritik und das nachschwätzende Publikum für eine künstlerische That ansieht und als solche mit vollen Backen ausposaunt.

In Wahrheit sind diese im verwegensten Sinne „langstieligen" Köppingschen Ziergläser greuliche Zwitterbildungen, nicht Fisch, nicht Vogel, weder Gläser noch Zierstücke: keine Gläser, d. h. Gefäße aus Glas (als die sie sich durch Fuß, Stiel und Kelch offenbar geben), weil sie bei dem ersten Versuch, sie als solche zu gebrauchen, zerbrechen würden; keine Zierstücke, weil selbst ein künstlerisch ganz anspruchsloser Mensch diese ärmlichen, steifen Blumenkarrikaturen nicht als Zierde empfinden dürfte. Sie sind also gar nichts und können gegen die wundervollen venetianischen, ja selbst gegen unsre böhmischen und schlesischen Gläser überhaupt nicht in Betracht kommen.

Dennoch hat sie die Presse allerorten als bewundernswert hingestellt und den Umstand, daß sie offenbar nicht zu benutzen sind, als etwas nebensächliches bezeichnet. Der Kunstkritiker eines Leipziger Blattes wirft sogar den „Nützlichkeitsphilistern" höhnend die Frage zu: „Müssen denn alle Gläser benutzt werden

Digitized by Google

können?“ Als Antwort scheint mir die meines Jungen auf die Frage seiner Mutter: „Müssen denn alle Tage Schneeballschlachten sein?“ auch hier passend zu sein: „Ja, sie müssen.“ Denn welchen Sinn hätte es, ein Trinkgefäß zu gestalten, in der Voraussicht, daß es nie benutzt werden kann? Etwa, um sich des harmonischen Spiels der Linien zu erfreuen? Ist denn dazu die Form eines Gefäßes von nöten? Bildet diese nicht vielmehr ein Hindernis — hier ein ganz unnötiges — für die Entfaltung einer freiern Linien- und Formengebung?

Wenn Herrn Professor Köpping die Herstellung gläserner Blumen so wünschenswert erscheint (uns nicht!), warum legt er sich den Zwang auf, sie als Gefäße zu gestalten, da er sie doch als solche eingestandnermaßen gar nicht benutzen will? Warum treibt er die Nachahmung der natürlichen Blume, an der ihm so viel gelegen ist, daß er ihr die Zweckmäßigkeit des Gefäßes opfert, nicht weiter, nicht zur möglichsten Vollendung? Warum läßt er sich all die reizvollen Einzelheiten entgehen, die die Technik durchaus gestattet, und die sich auf vielen venetianischen Gläsern in entzückender Naturtreue finden, ohne daß dadurch deren Verwendbarkeit beeinträchtigt wäre?

Wenn der Herr Professor das alles nicht thut, so beweist er damit keineswegs „ein weises Maßhalten,“ „einen feinen Sinn für die Grenzlinie des Naturalistischen und Idealistischen,“ und wie die schönen Redensarten lauten, sondern eine großartige Verständnislosigkeit für das, was man unter Stil versteht. Wir sind gern gewillt anzunehmen, daß er im besten Glauben an die Unwiderstehlichkeit seiner Kinder diese Wechselbälge bei Museen und Publikum unterzubringen sucht. Aber nicht minder fest steht uns der Glaube, daß, wenn der Künstler nicht eine so angesehene Stellung einnähme, die Kritik minder gedankenlos zustimmend verfahren sein würde.

Dem schon erwähnten Kritiker des Leipziger Blattes, der die Forderung: „Erst vernünftig, dann schön“ als Nützlichkeitsfanatismus betrachtet, möchte ich als nachträgliches Neujahrsgeschenk ein Paar schöne Stiefel, die nicht anzuziehen, und einen schönen Hut, der nicht aufzusetzen ist, wünschen. Er könnte sie auf ein Bord seines Zimmers zu den Köppingschen „Ziergläsern“ stellen und darunter seine geistvolle Bemerkung setzen: „Wird einer von den Blumen verlangen, daß sie gegessen werden können?“ Ich glaube, daß er an dem Anblick dieser Zierstücke in acht Tagen genug haben würde.

Leipzig Georg Böttticher

# Litteratur

Hand- und Lehrbuch der Staatswissenschaften in selbständigen Bänden, herausgegeben von Kuno Frankenstein. II. Abteilung: Finanzwissenschaft. 2. Band: Die Steuern; allgemeiner Teil von Dr. Albert Schäffle, k. k. Minister a. D. Leipzig, C. L. Hirschfeld, 1895

Der vorliegende Band des von uns wiederholt empfohlnen Werkes gehört zu denen, die einen unmittelbar praktischen Wert haben. Schäffle ist nicht der Ansicht, daß sich die Staatswissenschaften auf jener Höhe der reinen Theorie zu halten hätten, wohin kein Parteikampf reicht; er greift ins Leben frisch hinein, ohne

Digitized by Google

Rücksicht auf die Empfindlichkeiten der obern wie der untern Schichten. Während er einerseits alle sozialistischen, bodenreformerischen und ultrademokratischen Steuerpläne entschieden abweist, unterwirft er andrerseits die Steuerfreiheiten, die für die untern Schichten drückenden Verbrauchssteuern, die Agrarzölle, die Quittungssteuern einer scharfen Kritik und schließt mit einer scharfen Polemik gegen ein Besteuerungssystem, das er als einen „Vernichtungskampf des Staates gegen die Steuerträger" charakterisirt. Deutschland ist damit nicht gemeint, denn auch er bestätigt mit seinen statistischen Nachweisen die wohl allgemein anerkannte Thatsache, daß wir Deutschen uns über Steuerdruck weniger zu beklagen haben als irgend eine andre Nation des europäischen Festlandes. Als Ziel für die Ordnung unsrer Reichsfinanzen stellt er „eine allgemeine Reichs-Personaleinkommensteuer auf [der] Basis der gleichmäßig reformirten direkten Landessteuern" hin. Bei der Verflechtung des Steuerwesens mit den übrigen Zweigen der Staatsverwaltung und Staatswirtschaft haben sich Abschweifungen in die Nationalökonomie und in die allgemeine Lehre vom Staat nicht vermeiden lassen; sie sind, wie sich von dem berühmten Soziologen erwarten ließ, allesamt bedeutend ausgefallen. Über seine Stellung zur einschlagenden Litteratur bemerkt er im Vorwort: „Um dem Zweck des großen Hand- und Lehrbuchs zu entsprechen, welchem »die Steuern« mit zwei Bänden angehören, war ich vor allem bestrebt, [mich] mit dem dermaligen Stand der Wissenschaft vollständig bekannt zu machen. Deshalb habe ich zumeist mit jenem Werke über den Gegenstand, welches die lückenloseste Behandlung giebt und am meisten Verbreitung hat, mit der »Finanzwissenschaft« meines hochverehrten Freundes Ad. Wagner engere Fühlung genommen. Diese Anbequemung hat jedoch der völligen Selbständigkeit der Auffassung keinen Abbruch gethan. Wie selten ich auch in der Lage war, zu den vielen neuern und neuesten »Fortbildungen« der Steuerlehre mich zustimmend zu verhalten, glaube ich doch im ganzen und im einzelnen selbst manches auf schlichte Weise weiter geführt zu haben."

Ursachen und Wirkungen. Lebenserinnerungen von Julius Waldemar Grosse. Braunschweig, George Westermann, 1896

Die vorliegende, sehr ausführliche und eben so gestalten- wie farbenreiche Selbstbiographie eines vielgenannten Dichters und Erzählers erweist sich als ein höchst beachtens- und lesenswertes Buch, dem die Bedeutung einer Quelle für zahlreiche Einzelheiten der neuern deutschen Kunst- und Litteraturgeschichte, einer willkommnen Vermehrung der anschaulichen Schilderungen aus deutschen bürgerlichen Lebenskreisen und aus der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts zuzusprechen ist. Julius Grosse, von Geburt Erfurter, als Gymnasiast in Magdeburg, als Student in Halle, als Kunstschüler und angehender Schriftsteller in München heimisch, hat in einem eindrucks- und wechselreichen Jugendleben so grundverschiedne Zustände, so zahlreiche namhafte Persönlichkeiten kennen gelernt, während seiner litterarischen Entwicklung, zwischen 1852 und 1870, so mannichfachen Anteil an dem Kunst- und Litteraturtreiben Münchens unter König Maximilian II. und in den Anfängen Ludwigs II. genommen, daß das Buch, trotz seiner 440 Seiten, zum größern Teil die Dinge und Menschen knapp und kurz schildert und nur bei einigen, dem Verfasser stark am Herzen liegenden, etwas romanhaften Erlebnissen gelegentlich einmal zu breit wird. So weit wir Grosses Erinnerungen an andern Aufzeichnungen aus gleicher Zeit prüfen können, sind sie nicht nur vollkommen ehrlich, sondern auch zuverlässig; daß einzelne unwesentliche thatsächliche Irrtümer unterlaufen, ist nur natürlich, sie

Digitized by Google

sind leicht zu berichtigen. Irrtümer der Auffassung und des Urteils werden ja bei ausführlichen Würdigungen dieser Autobiographie gleichfalls zur Sprache kommen. Die Hauptsache ist, daß sich ein außergewöhnlich bewegtes Dasein eines geistig hochstrebenden Menschen in den wechselvollen Erzählungen und Charakterskizzen Grosses spiegelt. Zwischen den Gymnasialjahren und den spätern Rechtsstudien in Halle lag bei dem Verfasser der „Ursachen und Wirkungen“ noch eine Episode als Feldmesser, auch dies Stück buntfarbigen, praktischen Lebens, dem Grosse trotz alles Gegensatzes zu seinen Naturanlagen und Neigungen große Wirkung für seine Entwicklung zuspricht („dort in der Taufrische des Frühlings, auf fruchtschwerem Ackerboden, in der brustweitenden Landluft bin ich in einem halben Jahre ein andrer Mensch geworden, ledig alles Schulstaubes für immer, die Muskeln schwollen, und alle unterdrückte Jugendkraft schoß auf einmal in die Blüte; wenn ich vom zwanzigsten bis zum dreiundfünfzigsten Jahre mich einer eisernen Gesundheit erfreute, so verdanke ich jenem einen Sommer meine körperliche und geistige Neugeburt“), wird mit lebendigem Anteil und dem vollen Behagen an einer tüchtigen Vergangenheit heraufbeschworen, die das Buch überhaupt durchziehen. Die beiden Höhepunkte liegen in den Hallischen und den ersten Münchner Jahren. Die Studentenjahre in Halle stellen uns lebendig vor Augen, wie stark, trotz aller Politik und Revolution, noch bis in die ersten fünfziger Jahre hinein die Nachwirkungen der Romantik in unserm geselligen und geistigen Leben waren, die Münchner Maler- und Dichterjahre (Grosse war von 1852 an Schüler der Münchner Kunstakademie und verfaßte zugleich seine ersten Dramen und Erzählungen) verdeutlichen, den Kampf zwischen dem bairischen Autochthonentum und der norddeutschen Einwandrung unter König Max in eigentümlicher Beleuchtung und mit einer Menge lebendiger, bisher gänzlich unbekannter Züge. Die kleine Welt, in der der Verfasser heimisch ist, und mit der er uns vertraut macht, hat fast immer einen größern Hintergrund, bedeutende Ausblicke; wenn die Erlebnisse Grosses natürlich im Vordergrunde stehen, so treten sie doch vielfach mit Schicksalen weiterer Kreise in Verbindung. Auch dem rein Persönlichen fehlt es nicht an lebendigem Reiz: in der Jugend nicht an den Pfarrhaus- und Landgutsidyllen, im Mannesalter nicht an den Fahrten ins Weite, die auf jede deutsche Natur unwiderstehlich wirken. Verschollene Namen und Schicksale, Gestalten wunderlicher Gesellen und rätselhafter Frauen, mancherlei Episoden in Erfolg und Mißerfolg eigner künstlerischer Bestrebungen, Anekdoten aller Art tauchen im Verlauf der Darstellung auf. Daß es die Erinnerungen eines überwiegend phantasievollen Mannes sind, läßt sich fast auf jeder Seite des Buches spüren und verrät sich auch darin, daß, wo der Verfasser einmal sich oder seine Leser irreführt, immer eine Neigung zum Ungewöhnlichen, ein liebenswürdiger Zug zur gläubigen Annahme von wunderlichen Vorkommnissen und abenteuerlichen Zusammenhängen im Spiele ist. Im ganzen tritt uns die Persönlichkeit des Verfassers aus dem Buche so gewinnend entgegen, als sich die Menschen und Zustände, die er schildert, anziehend und fesselnd erweisen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# England in Ägypten

Kairo, im Dezember 1896

Deshalb werden wir — schrieb kürzlich die Times —, wenn dieser Urteilsspruch in Kraft tritt, in der Lage sein, ein gutes Stück afrikanischen Gebietes erworben zu haben auf unsre eignen Kosten und auf unsre Rechnung. England beabsichtigte das nicht, als der Sudanzug begonnen wurde; wenn aber der Spruch des Appellgerichtshofes rechtskräftig wird, so können wir uns nicht helfen(!). In diesem Falle und besonders bis die ägyptische Staatsschuldenkasse zu einer einmütigen Entscheidung gelangt, uns auszuzahlen, wird die Räumung Ägyptens unmöglicher werden als je.

Armer John Bull! Wir können uns nicht helfen! Wie könnte er sich auch der Gelegenheit entziehen, dem verurteilten ägyptischen Staate die halbe Million Pfund Sterling zu leihen, damit er nachher einen Grund habe zu sagen: erst das Geld wieder, und dann gehe ich. Und dafür, daß das Geld nicht wieder gezahlt werden kann, dafür laßt nur John Bull sorgen, so etwas besorgt er fein. Aber davon, daß die 520000 Pfund Sterling, die der Feldzug in Dongola verschlungen hat, von einem englischen General ausgegeben wurden, daß sie vor allem den Bedürfnissen englischer Soldaten geopfert wurden, Leuten, die keine Spur von Recht haben, in Ägypten Feldzüge zu unternehmen, sei es gegen, sei es mit dem erzwungnen Willen des Khedifs, davon sagt die Times nichts. Und daß der ganze Sudan, soweit er Ägypten angeht, nur durch die Schuld, durch die Machenschaften der englischen Diplomatie Ägypten und damit der Kultur verloren gegangen ist, davon weiß die Times auch nichts. Wenn also das Blatt und mit ihm der ganze Troß der englischen Rufer im Streit von Erwerbung auf „eigne Kosten“ redet, nachdem die



Digitized by Google

Engländer das unglückliche Ägypten in den Sumpf geritten haben und es durch die seit 1882 betriebne planmäßige Aussaugung in möglichst knappen Geldverhältnissen zu erhalten bemüht gewesen sind, so ist das eine schamlose Heuchelei und eine der englischen Unverfrorenheiten, wie sie sich die europäische Welt seit einer Reihe von Jahren von der gallant nation mit beispiellosem Langmut bieten läßt.

Am 25. Juni 1882 unterschrieb der englische Gesandte Dufferin gleich den Vertretern der übrigen Großmächte in Therapia das sogenannte Self-Denying Protocol. Darin heißt es: „Die durch die Unterzeichneten vertretenen Regierungen verpflichten sich, in keinem Arrangement, wie es sich infolge ihres vereinigten Vorgehens in der Regelung der ägyptischen Angelegenheiten entwickeln könnte, weder irgend einen territorialen Vorteil, noch die Bewilligung eines andern ausschließlichen Vorrechts, noch irgend einen kommerziellen Vorteil für ihre Unterthanen zu suchen als den, den nicht auch jede andre Nation in gleicher Weise erlangen könnte."

Etwa vierzehn Tage später (11. Juli) schoß der englische Admiral Seymour ohne die geringste Veranlassung, soweit sie nicht von englischer Seite erfabelt war, Alexandria in Trümmer, wobei hunderte von Ahnungslosen getötet wurden. Und seitdem lastet die englische Okkupation auf dem Nilthale wie ein riesenhafter Polyp, der seine Fangarme immer weiter ausstreckt. Derselbe Staat, der in feierlicher Urkunde mit den andern Großmächten vereint jeder selbstsüchtigen Absicht fernzustehen erklärte, hat sich durch zahllose Intriguen — bei denen entstellte Zeitungsnachrichten, die auf dem Kontinent gläubig nachgedruckt werden, die Hauptrolle spielen — in den Besitz fast aller wichtigern Ämter gesetzt. Kein Ägypter kann in der ägyptischen Armee mehr als Hauptmann werden, die Minister, die nicht nach der Flöte der englischen Räte und Unterstaatssekretäre tanzen, werden wegintriguirt. Dabei beziehen alle Engländer märchenhaften Gehalt, natürlich zur Wohlfahrt des Landes und der ägyptischen Rasse. 20 bis 30000 Mark das Jahr ist nichts außergewöhnliches; ein simpler Leutnant hat etwa 10000 Mark (440 ägyptische Pfund), der Generalissimus Kitchener Pascha erfreut sich eines Gehalts von über 50000 Mark. Die in denselben Chargen stehenden Ägypter bekommen weniger, angeblich weil sie mit weniger auskommen; warum aber auch ein deutscher Polizeihauptmann mit weniger fertig werden soll als ein englischer, dürfte schwieriger nachzuweisen sein.

Und warum hält England Ägypten besetzt? Angeblich um die dortigen Europäer vor dem beständig drohenden Fanatismus der Bevölkerung zu schützen, bis ruhigere Zustände eingetreten sein würden. Das ist aber schon längst der Fall. Kein Volk ist geduldiger und ruhiger in sozialem Sinne als der Ägypter. Die niedern Klassen, die Fellachen, arbeiten wie die Tiere. Und wer Gelegenheit hat, mit Ägyptern der höhern Stände zusammenzukommen, der lernt in vielen

Digitized by Google

von ihnen Männer von achtunggebietender Bildung und von schätzenswertem Charakter kennen. Das Land ist durchaus reif, sich selbst zu regieren. Die Unruhen im Sudan, das Herausharken der Mahdia ist Englands Schuld. Gordon ging mit seiner Schar unter, weil er die englische Politik nicht verstand, als Ehrenmann nicht verstehen wollte. Seine Tagebücher sind eine furchtbare Anklage gegen „Ihrer Majestät Regierung."

Während die „milden" Christen in die wehrlose Bevölkerung von Alexandrien hineinbombardirten, alles Recht und Gefühl mit Füßen traten, hätte man zugleich von der „fanatischen und rohen" Heidenbande erwarten können, daß sie allen Europäern, wenigstens allen Engländern, die Hälse abgeschnitten hätte. Man hätte ihnen das nicht verübeln können, lernen wir doch im Geschichtsunterrichte die Brandenburger Bauern als Patrioten preisen, die zu des großen Kurfürsten Zeiten die versprengten und ermatteten Schweden mit Knütteln und Flegeln niederschlugen. Aber was thaten die „Barbaren"? In Kairo wurde kein Europäer angerührt. Der ägyptische Gouverneur lieferte zur Ernährung mittelloser Europäer täglich 300 Portionen, und die Barmherzigen Schwestern bekamen 4100 Mark angewiesen. Ich entnehme diese Angaben dem trotz mancher weniger ansprechenden Stellen sehr lesenswerten und in Deutschland leider viel zu wenig bekannten Buche von H. Resener: „Ägypten unter englischer Okkupation," das zur Zeit ins Arabische übersetzt wird. Resener weist mit Recht darauf hin, daß die Kulturmission der Engländer in Ägypten in einem sehr bedenklichen Lichte erscheint, wenn man erwägt, daß sie zahlreiche Schulen geschlossen haben, daß sie, um Ägypten zu schwächen und sich den Sudan gleichsam im Urzustand für spätere günstigere Zeiten zu sichern, das in hoher Blüte stehende ägyptische Sudanland durch Zerlegung in kleine Staaten in einen beständigen Kriegszustand versetzt haben. Dadurch wurden zahlreiche Missionsgebiete den Räuberscharen des Mahdi preisgegeben, und auf den Fluren, über die früher die reichen Handelskarawanen zogen, über deren Wege sich ein Telegraphennetz spann, brennen jetzt die Lagerfeuer der Horden des Khalifa.

Das wäre Grund genug, das Vorgehen der Engländer zu verurteilen, aber die Tonart in dem oben angeführten Artikel der Times giebt zu denken, sie fordert mehr als bloße Verurteilung: wenn es England gelingt, sich durch ähnliche Finanzoperationen gleichsam zum Hypothekargläubiger Ägyptens und zwar zum alleinigen zu machen, so ist Ägypten England verfallen. Und das wäre ein furchtbarer Schlag für den europäischen, namentlich für den deutschen Handel! Denn mit Ägypten nimmt England auch den Suezkanal. Nicht mit Gewalt, bewahre! Das würde Aufsehen, Entrüstung und Intervention zur Folge haben, und das haßt John Bull. Er würde zunächst, von der häßlichen Kontrolle der Großmächte befreit, möglichst viel Kriegsmaterial im Lande festlegen zur Erhöhung des Nachdrucks. Dann würde er als Herr des Landes

Digitized by Google

der Compagnie universelle du Canal maritime de Suez durch Plackereien und Ränke das Leben so sauer machen, daß diese froh wäre, wenn John Bull mit verbindlichem We cannot help us die Angelegenheit auf seine so müden Schultern nähme. Eine um so näher liegende Möglichkeit, als sich jetzt schon die Mehrzahl der Aktien in den Händen von Engländern, 177000 Stück seit 1875 in denen der englischen Regierung befinden. Was aber der Verlust des internationalen Charakters des Suezkanals für den Handel bedeutet, werden am besten einige Zahlen lehren. England brauchte den Kanal keinem zu verbieten, auch keine besondern Erhöhungen des Durchgangzolls für konkurrirende Nationen vorzunehmen; das wären alles überflüssige Gewaltmaßregeln. Es brauchte nur — und niemand könnte ihm darüber Vorwürfe machen — seinen Schiffen den Durchgang freizugeben, und der englische Frachtverkehr wäre hors de concours. Trotz eines solchen Nachlasses würde sich der Kanalbetrieb immer noch zu etwa vier Prozent rentiren. Das Gesamtkapital beträgt einschließlich der Immobilien 12800000 + 3000000 = 15800000 Pfund Sterling = 316000000 Mark. Eine Verzinsung zu vier Prozent erfordert 12640000 Mark. Die Nettoeinnahme (1890) betrug 53780000 Mark. In diesem Jahre passirten 5331094 englische Tonnen. Die Abgabe für die Tonne beträgt 10 Franks = 8 Mark, das macht 42648752 Mark. Es verbleiben also noch 11131248 Mark. England könnte also seinen Schiffen den Durchgang unentgeltlich gestatten und würde dabei immer noch eine Verzinsung des Kapitals zu dreiunddeinhalb bis vier Prozent haben. Was das für die übrige Handelswelt bedeutet, kann man daraus ersehen, daß z. B. der Lloyddampfer „Friedrich der Große" 70000 Mark Kanalgebühr zu zahlen hatte. 1890 passirten 275 deutsche Schiffe den Kanal, die für 490586 Tonnen — knapp gerechnet — 3924688 Mark zahlten, also durchschnittlich 14271 Mark für das Schiff. Inzwischen hat sich nicht nur die Zahl, sondern auch der Tonnengehalt der deutschen Schiffe bedeutend vermehrt. Den von der Kompagnie mir freundlichst zugestellten Angaben entnehme ich, daß 1895 314 deutsche Fahrzeuge den Kanal benutzten, mit einem Nettotonnengehalt von 693645 Tonnen. Die Tonne zu 8 Mark gerechnet — es kommen mit allem, was dazu gehört, gewöhnlich gegen 10 Mark heraus —, wären also im vorigen Jahre gezahlt worden 6549160 Mark, für das Schiff also durchschnittlich 20857 Mark. Bei solchen Mehrkosten wäre die deutsche Schiffahrt ohnmächtig gegenüber der englischen Konkurrenz. Der Frachtverkehr der indisch-australischen Linie ginge zum größten Teil in die Hände der Engländer über. Es wäre eine Erhöhung der Frachtsätze zu erwarten, die, ohne den Vorsprung vor der Konkurrenz wett zu machen, doch eine fühlbare Verschiebung der Preise mit sich bringen würde. Gerade die täglichen Gebrauchserzeugnisse: Kaffee, Thee, Zucker, Baumwolle usw. würden davon getroffen werden, bis tief ins Binnenland hinein würde der Wellenschlag dieser Bewegung dringen. Nicht nur unsre Handelsinteressen, die Interessen unsers

Digitized by Google

ganzen Volkes stehen auf dem Spiel. Und wenn England gar den Durchgangspreis erhöhte!

Genug: England darf um keinen Preis Herr Ägyptens und damit Herr des Suezkanals werden. Noch ist es Zeit. Noch hat der Ägypter nicht das Gefühl für seine Unabhängigkeit verloren, noch hat England nicht festen Fuß im Sudan gefaßt, noch hat es keine auf bedeutende pekuniäre Leistungen gestützten Rechtsansprüche auf das von ihm besetzte Ägypten — alles Gründe, die einem gemeinsamen Vorgehen der europäischen Mächte den Erfolg sichern werden. Aber es muß bald geschehen. Die armenischen Greuel haben den Brennpunkt der orientalischen Frage von Ägypten abgelenkt. John Bull benutzt das, um im Stillen zu arbeiten. Mit welchem Erfolg, liest man aus dem verhaltnen Triumph der Times heraus. m—

# Unsre Postdampferlinien

Von Franz Horstmann (in Kiel)

(Schluß)

Die geschilderten Einrichtungen erfuhren im Laufe der Jahre folgende Änderungen. Im Jahre 1886 wurde es dem Norddeutschen Lloyd vom Reichskanzler gestattet, von den Dampfern der Hauptlinien auf der Hin- und der Rückreise Southampton anlaufen zu lassen, um einen Teil des Reise- und Frachtverkehrs zwischen England und den in Betracht kommenden überseeischen Ländern für die deutschen Postdampfer zu gewinnen. Ferner berühren die Dampfer der australischen Linie, ebenfalls mit Genehmigung des Reichskanzlers, vom Februar 1887 ab nicht mehr die Tschagosinseln, sondern Colombo. Zur Durchführung zweier weitern, in den Jahren 1887 und 1893 vorgenommnen Änderungen bedurfte es förmlicher Gesetze. In das Gesetz vom 6. April 1885 war die Bestimmung aufgenommen worden, daß sich die Mittelmeerlinie von Triest über Brindisi nach Alexandrien zu erstrecken hätte. Diese Festlegung des Kurses erwies sich bald als unhaltbar; namentlich mußte infolge der durch das Auftreten der Cholera im südlichen Europa von der ägyptischen Regierung getroffnen Quarantänemaßregeln die Fahrt der Mittelmeerlinie vorübergehend statt nach Alexandrien nach Port Said gerichtet werden. Eine alljährliche Wiederkehr

Digitized by Google

der Quarantänemaßregeln war nicht ausgeschlossen. Ferner hatten sich die an die Strecke Triest-Brindisi geknüpften Erwartungen nicht erfüllt, weil der Verkehr auf ihr sehr gering gewesen war. Diese Umstände veranlaßten den Unternehmer zu der Bitte, ihn von der Verpflichtung zur Ausführung der Fahrten auf dieser Strecke zu befreien und den Kurs der Dampfer so zu ändern, daß die der Hauptlinien den Hafen von Genua zu berühren, und daß die Mittelmeerdampfer dauernd statt nach Alexandrien nach Port Said zu fahren hätten. Dabei war hervorgehoben, daß Genua infolge der durch die Gotthardbahn gebotnen bequemen Verbindung zum südlichen Teile Deutschlands unzweifelhaft günstiger als Triest liege. Da die Regierung diese Anträge des Norddeutschen Lloyd als berechtigt anerkannte, legte sie dem Reichstag im Mai 1887 einen Gesetzentwurf vor, wonach für den Reichskanzler die Ermächtigung verlangt wurde, den Kurs der Mittelmeerlinie abweichend von dem § 2 des Gesetzes vom 6. April 1885 zu ordnen. In der dem Entwurfe beigegebnen Begründung war bemerkt, daß von einer Kürzung der für die Mittelmeerlinie bewilligten Beihilfe abzusehen sein möchte, weil sich die Hauptlinien durch das Anlaufen Genuas um eine größere Strecke, als die wegfallende Triest-Brindisi, verlängern würden. Nachdem das Gesetz vom Reichstage unverändert angenommen und dann vom Kaiser am 27. Juni 1887 vollzogen worden war, wurde der Kurs der Dampfer den Anträgen des Norddeutschen Lloyd entsprechend geändert.

Zu Anfang des Jahres 1893 schlug die Reichsregierung den gesetzgebenden Körperschaften wieder eine Änderung der Postdampfergesetze vom 6. April 1885 und vom 27. Juni 1887 vor, und zwar wurde geplant, die Mittelmeerlinie Brindisi-Port Said und die dafür ausgesetzte Beihilfe von 400000 Mark jährlich wegfallen zu lassen und dagegen dem Unternehmer für das Anlaufen eines südeuropäischen Hafens eine Beihilfe bis zum Betrage von 100000 Mark jährlich zu bewilligen. Da die Gesetzesvorlage auch die Herstellung einer Postdampferverbindung zwischen Singapore und Neuguinea bezweckte, so müssen wir kurz die Ereignisse anführen, die zur Unterwerfung Neuguineas und seiner Nachbarinseln unter die deutsche Herrschaft geführt haben. In einer vom 11. November 1880 datirten Denkschrift hatte der Vorsitzende des Verwaltungsrats der „Deutschen Seehandelsgesellschaft," Hansemann, dem Reichskanzler mitgeteilt, daß von der Gesellschaft beabsichtigt würde, an der Nordküste von Neuguinea, und zwar von der Ostspitze bis zum 141. Grad östlicher Länge, eine Anzahl Handelsniederlassungen einzurichten. Hieran war die Bitte um Bewilligung einer Reichsunterstützung zu den Kosten der herzustellenden Dampferlinie geknüpft. Fürst Bismarck hatte jedoch Hansemann mündlich dahin beschieden, „daß es nach Ablehnung der Samoavorlage für ihn unthunlich sei, eine kräftige Initiative in einer Richtung zu nehmen, wie sie die Eingabe bezwecke." Im Jahre 1884 regten aber Hansemann und Bleichröder die Sache

Digitized by Google

von neuem an. Da England kurz vorher Miene gemacht hatte, sich Neuguinea, soweit es nicht Holland gehörte, nebst seinen Nachbarinseln anzueignen, so ließ Fürst Bismarck am 17. Dezember 1884 die deutsche Flagge über dem ganzen Neubritannia-Archipel und über der Nordostküste Neuguineas hissen. Durch den der Neuguineagesellschaft erteilten kaiserlichen Schutzbrief vom 17. Mai 1885 wurde dann bestimmt, daß der deutsche Teil der Hauptinsel fortan Kaiser Wilhelmland und die davor liegenden Inseln nebst denen des Neubritannia-Archipels Bismarck-Archipel heißen sollten. Der erwähnte Gesetzentwurf war nun folgendermaßen begründet: Obwohl die Herstellung der Postdampferlinien einen bedeutenden Aufschwung des Güteraustauschs zwischen Deutschland einerseits, Ostasien und Australien andrerseits zur Folge gehabt habe, seien doch die finanziellen Ergebnisse für den Unternehmer hinter den gehegten Erwartungen zurückgeblieben. Namentlich erfordere die Unterhaltung der Mittelmeerlinie und der australischen Zweiglinie einen Kostenaufwand, der zu dem wirtschaftlichen Erfolg nicht in dem richtigen Verhältnis stehe. Nachdem die Mittelmeerlinie auf die Strecke Brindisi-Port Said beschränkt worden sei, diene sie fast nur noch zur Beförderung der Post, ihr Fracht- und Reiseverkehr sei ganz unbedeutend. Ebensowenig aber habe sich die australische Zweiglinie (Südseelinie) als wirtschaftlich lebensfähig erwiesen; für die Post komme sie nicht mehr in Betracht, seitdem die Schiffe der Postdampferlinie Sydney-Auckland-San Francisco, die der Oceanic Steamship Company in San Francisco und der Union Steam Ship Company of New Zealand gehören, die Samoainseln anliefen. Bei den unter Berücksichtigung dieser Verhältnisse mit dem Norddeutschen Lloyd geführten Verhandlungen sei nun folgendes vereinbart worden: 1. Die Mittelmeerlinie und die dafür gewährte Beihilfe von 400000 Mark jährlich fällt weg; die Dampfer der Hauptlinien laufen in Zukunft zur Aufnahme und Abgabe der Post außer Genua Neapel an; als Ersatz für die hierdurch entstehenden Hafenkosten erhält der Unternehmer eine jährliche Entschädigung von höchstens 100000 Mark. 2. Die Südseelinie wird aufgehoben und durch eine an die ostasiatische Hauptlinie sich anschließende Zweiglinie von Singapore nach Niederländisch-Ostindien und Neuguinea ersetzt. Durch diese Linie werde einerseits das deutsche Schutzgebiet auf Neuguinea in eine regelmäßige und sichere Verbindung mit dem Mutterlande gebracht werden, andrerseits der ostasiatischen Hauptlinie in verstärktem Maße der Verkehr nach und von Niederländisch-Ostindien zugeführt werden. Für die neue Linie genüge eine Dampfergeschwindigkeit von weniger als $11\frac{1}{2}$ Knoten.

Bei der Beratung des Gesetzes im Reichstage hielten die Abgeordneten Bamberger und Barth den grundsätzlich ablehnenden Standpunkt aufrecht, den die deutsch-freisinnige Partei gegenüber der Unterstützung der deutschen Postdampfer bis dahin eingenommen hatte. Durch einen Antrag Barths wurde der Reichskanzler aufgefordert, mit dem Norddeutschen Lloyd über Wegfall der

Digitized by Google

Südseelinie und entsprechende Kürzung der Beihilfe zu verhandeln. Wie sich aus der Begründung ergab, zielte der Antrag auch auf die Ablehnung der von der Regierung in Aussicht genommnen Linie Sunda-Neuguinea ab. Nachdem aber der Staatssekretär des Reichspostamts in mehreren Reden die wirtschaftliche Bedeutung der geplanten Linie dargelegt und auf die aussichtsreiche Zukunft Neuguineas hingewiesen hatte, wurde die Vorlage vom Reichstage unverändert angenommen.

Auf Grund des am 20. März 1893 vom Kaiser vollzognen Gesetzes schloß dann der Reichskanzler mit dem Norddeutschen Lloyd am 10. und 15. Mai 1893 ein Nachtragsabkommen zu dem ursprünglichen Vertrage ab. Von den Bestimmungen dieses Abkommens gehen uns hier nur die über die dem Unternehmer bewilligte Beihilfe und über den Fahrplan der Sunda-Neuguinealinie an. Die dem Norddeutschen Lloyd für die gesamten Verbindlichkeiten zustehende Vergütung wurde auf 4090000 Mark vereinbart, und zwar mit der Bestimmung, daß diese Vergütung um den Betrag von 5,55 Mark für die Seemeile erhöht oder gekürzt werden sollte, wenn der Reichskanzler das Anlaufen andrer als der in dem Abkommen bezeichneten Häfen verlange und dadurch eine Verlängerung oder Verkürzung des Kurses (Hin- und Rückreise zusammengenommen) um mehr als 250 Seemeilen herbeigeführt werde. Ein geringerer Unterschied sollte eine Änderung der Vergütung nicht zur Folge haben. Der von den Dampfern der neuen Linie einzuhaltende Fahrplan wurde folgendermaßen festgesetzt: Die Fahrten finden in Zeitabständen von je acht Wochen statt. Die Dampfer haben auf der in Singapore entspringenden und endigenden Fahrt Batavia und sonstige Häfen des Sundaarchipels, ferner die wichtigsten Häfen Neuguineas, nämlich Friedrich-Wilhelmshafen, Stephansort und Finschhafen, sowie Herbertshöh auf der zum Bismarckarchipel gehörenden Insel Neupommern anzulaufen. Diese Vertragsbestimmungen sind noch heute in Kraft; auch sind weitere Änderungen in den für die verschiednen Linien vereinbarten Fahrplänen bisher nicht vorgenommen worden.

Wie wir gesehen haben, war die Besitzergreifung mehrerer Gebiete an der Westküste Afrikas der Grund gewesen, in dem Gesetzentwurfe, der dem Reichstage am 20. November 1884 vorgelegt worden war, auch für eine Beihilfe zur Unterhaltung einer Dampferlinie nach Westafrika zu sorgen; die Erwerbung von Kolonien an der Ostküste Afrikas veranlaßte fünf Jahre später die Reichsregierung, mit dem Plane der Unterstützung einer Dampferlinie nach den Hafenplätzen der Ostküste hervorzutreten. Auf einem kühnen Zuge, den Dr. Peters, Jühlke und Graf Pfeil im Auftrage der „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“ im November 1884 von Sansibar aus unternahmen, um in Ostafrika Land zu erwerben, schlossen sie mit den Sultanen der Bergländer Useguha, Nguru, Ussagara und Ukami Schutzverträge ab; schon am 27. Februar 1885 wurde der erwerbenden Gesellschaft, die sich nun „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft“

Digitized by Google

nannte, ein kaiserlicher Schutzbrief erteilt, durch den die Gebiete unter den Schutz des deutschen Reichs gestellt wurden. Dasselbe Jahr brachte eine bedeutende Erweiterung dieses Besitzes; Graf Pfeil, Jühlke, Hörnecke, Weiß und andre erwarben 1885 das gewaltige Gebiet, das jene Landschaften umschließt und sich nördlich bis zur Straße von Aden, südlich bis zum Rovuma und westlich bis zum Nyassa, Tanganjika- und Ukerewesee erstreckt, zusammen eine Ländermasse von etwa 30000 deutschen Quadratmeilen. Durch das deutsch-englische Abkommen vom 29. Oktober 1886 über die Abgrenzung des Sultanats von Sansibar und der beiderseitigen Interessensphären wurde freilich der deutsche Besitz wieder wesentlich eingeschränkt. Der Sultan erhielt eine Küstenlinie von zehn Seemeilen Tiefe landeinwärts; als Nordgrenze des deutschen Gebiets nahmen die vertragschließenden Mächte die Linie an, die noch heute den deutschen vom britischen Besitz in Ostafrika scheidet. Durch einen besondern Vertrag mit Portugal wurde der Rovuma zur Südgrenze Deutsch-Ostafrikas bestimmt. Und da der Küstenstreifen, der im Besitz des Sultans von Sansibar gelassen worden war, das deutsche Gebiet von der Küste abschnitt, was den Verkehr mit diesem Gebiete sehr erschwerte, so war Deutschland darauf bedacht, auch den Küstenstreifen zu erwerben. Dies geschah durch die im September 1887 und im April 1888 mit dem Sultan abgeschlossenen Verträge.

Es ergab sich nun die Notwendigkeit, zur Hebung des deutschen Handels mit den ostafrikanischen Gebieten, sowie zur Herstellung einer gesicherten und regelmäßigen Verbindung der Schutzgebiete mit Deutschland eine eigne deutsche Dampferlinie nach Ostafrika zu schaffen. Am 5. Januar 1890 wurde daher dem Reichstage der Entwurf eines Gesetzes vorgelegt, betreffend die Verwendung von Geldmitteln aus Reichsfonds zur Einrichtung und Unterhaltung einer Postdampfschiffverbindung zwischen Deutschland und Ostafrika. Darnach sollte der Reichskanzler ermächtigt werden, die Einrichtung und Unterhaltung einer regelmäßigen Postdampfschiffverbindung zwischen Deutschland und Ostafrika auf eine Dauer bis zu zehn Jahren an geeignete deutsche Unternehmer zu verdingen und in dem darüber abzuschließenden Vertrage eine Beihilfe bis zum Betrage von 900000 Mark jährlich zu bewilligen. Der Entwurf war im wesentlichen folgendermaßen begründet. Die an der Ostküste Afrikas sich hinziehende regelmäßige Dampfschiffverbindung von Aden über Mozambique und einige andre Küstenplätze bis Kapstadt befinde sich in britischem Besitz und werde von England und Portugal unterstützt; sie diene daher vorzugsweise den Interessen dieser beiden Länder. Es bestehe zwar zwischen ihr und den Reichspostdampferlinien nach Ostasien und Australien ein Übergangsverkehr in Aden; dieser sei aber deshalb unzulänglich, weil bei Raummangel auf den britischen Schiffen stets die deutschen Waren zurückgestellt würden und dann oft wochen-, ja selbst monatelangen Verzögerungen ausgesetzt seien. Der den Umweg über England nehmende deutsch-afrikanische Verkehr leide durch den



Digitized by Google

damit verbundnen Zeitverlust, durch die Frachtverteuerung, die Zollförmlichkeiten und sonstige Weiterungen. Auch würden die Güter durch das öftere Umladen verschlechtert. Es sei auch zu befürchten, daß die Fähigkeit des deutschen Handels zum Wettbewerb und der Antrieb zur Anknüpfung neuer Handelsbeziehungen hierdurch geschwächt werden würden. Der unbefriedigende Zustand der britischen Verbindung mit der Ostküste Afrikas habe die französische Regierung veranlaßt, seit dem Juli 1888 eine Dampferlinie von Marseille über Sansibar nach Madagaskar und den Maskarenen zu unterhalten, und zwar in der offenkundigen Absicht, mit dem englischen und deutschen Handel in Ostafrika in Wettbewerb zu treten. Von der französischen Linie sei daher eher eine Beeinträchtigung als eine Förderung des deutschen Handels zu erwarten. Wenn sich also Deutschland nicht überflügeln lassen wolle, dürfe es nicht länger mit der Einrichtung einer eignen Dampferlinie nach den ostafrikanischen Küstenländern säumen. An der Entwicklungsfähigkeit der ausgedehnten Küstengebiete und ihrer Hinterländer sei nicht zu zweifeln. Die vorhandne, monatlich einmalige Postverbindung sei ungenügend; die Vermehrung der Verbindungen durch Einrichtung einer deutschen Postdampferlinie werde einem vielfach empfundnen Bedürfnisse entsprechen. Der deutschen Reederei würden die Mittel zufließen, die der deutsche Handel und Verkehr jetzt zur Unterhaltung fremder Dampferlinien beisteuerten. Das Ansehen der deutschen Schiffahrt und überhaupt das deutsche Ansehen werde durch das Bestehen einer deutschen Dampferlinie gehoben werden. Der Schutz der deutschen Handels- und Kolonialunternehmungen in Ostafrika erheische das Vorhandensein sicherer, von fremden Mächten unabhängiger Postverbindungen und einer regelmäßigen Zuführungsgelegenheit für militärische Bedarfsgegenstände, Ablösungen usw. Um das Umladen und Zurückbleiben von Gütern unterwegs zu verhüten, müsse die Fahrt der Dampfer vom deutschen Ausgangshafen bis zum ostafrikanischen Endpunkt durchgehen. Als Anfangspunkt der neuen Linie sei Hamburg, der Hauptsitz der ostafrikanischen Handelsbeziehungen in Deutschland, als Endpunkt die Delagoabai anzunehmen; unter Umständen könne die Fahrt bis Port Natal ausgedehnt werden. Die Zwischenhäfen seien vom Reichskanzler zu bestimmen; es empfehle sich, einen belgischen oder niederländischen Hafen, sowie Lissabon anzulaufen. In Port Said werde die europäische Post zu- und abzugehen haben. Dem Bedürfnis des deutschen Handels würden vierwöchentliche Fahrten entsprechen. Der in Aussicht genommne Reichszuschuß von 900000 Mark betrage 4,16 Mark auf die Seemeile.

Der Reichstag, der über die neue Dampfervorlage zu beschließen hatte, war aus den Wahlen vom 21. Februar 1887 hervorgegangen; diese hatten unter der Erregung stattgefunden, die durch die Opposition gegen die Kolonialpolitik und durch die Versagung der Mittel zur Verstärkung der deutschen Wehrkraft hervorgerufen worden war. Da überdies von den Konservativen

Digitized by Google

und den Nationalliberalen für ganz Deutschland das sogenannte Wahlkartell geschlossen war, so erlangten am 21. Februar die regierungsfreundlichen Parteien die Reichstagsmehrheit. Die Aussichten für das Zustandekommen des Postdampfergesetzes waren also günstig. Zwar betonte Bamberger bei der Beratung des Gesetzes im Reichstage auch gegenüber der neuen Vorlage seinen ablehnenden Standpunkt; er stellte aber gleichzeitig anheim, zu prüfen, ob es nicht zweckmäßiger und wohlfeiler wäre, anstatt der direkten Linie von Hamburg eine Verbindung von Aden nach Ostafrika als Zweiglinie der asiatischen und australischen Dampferlinien einzurichten. Virchow glaubte die Vorlage nicht unbedingt verwerfen zu dürfen. Eine ähnliche Stellung nahm Windthorst der Sache gegenüber ein. Völlig ablehnend verhielten sich nur die Sozialdemokraten. Die Konservativen und Nationalliberalen erklärten sich für das Gesetz. Der Vorschlag Bambergers wurde nicht weiter verfolgt, nachdem seine Unzweckmäßigkeit von dem Staatssekretär des Reichspostamts überzeugend nachgewiesen worden war. So wurde denn das Gesetz vom Reichstage am 21. Januar 1890 endgiltig angenommen und vom Kaiser am 1. Februar vollzogen.

Der Reichskanzler ersuchte nun eine Anzahl von Reedereien, Angebote auf die Übernahme der neuen Linie einzureichen. Von den eingesandten Angeboten war das einer Anzahl Hamburger Reeder und Handelsfirmen das vorteilhafteste und wurde angenommen. Darauf gründeten diese zur Einrichtung und zum Betriebe der neuen Dampferlinie eine Aktiengesellschaft mit der Firma „Deutsche Ostafrika-Linie." Der mit dieser Gesellschaft am 5. und 9. Mai 1890 abgeschlossene, vom Reichskanzler von Caprivi und von den Vertretern der Gesellschaft, Bohlen und Ed. Woermann, unterzeichnete Vertrag bestimmt, daß von der Gesellschaft eine Hauptlininie von Hamburg nach der Delagoabai und zwei Zweiglinien an der ostafrikanischen Küste einzurichten seien. Auf der Hauptlinie und der südlichen Zweiglinie sollen jährlich dreizehn Fahrten in Zeitabständen von je vier Wochen, auf der nördlichen Zweiglinie jährlich wenigstens sechsundzwanzig Fahrten in Zeitabständen von je vierzehn Tagen ausgeführt werden. Die der Unternehmerin zu gewährende Vergütung wurde auf 900000 Mark jährlich und die bei Kursänderungen vorzunehmende Erhöhung oder Verminderung der Gesamtvergütung auf 3,80 Mark für die Seemeile der Hauptlinie und auf 1,25 Mark für die Seemeile der Küstenlinien vereinbart. Die Änderung der Vergütung sollte auch hier nur dann eintreten, wenn die Verlängerung oder Verkürzung der Kurse mindestens 250 Seemeilen betrüge. Auch im übrigen stimmte der Vertrag fast wörtlich mit dem überein, der 1885 mit dem Norddeutschen Lloyd abgeschlossen worden war. Als Zeitpunkt des Beginns der Fahrten war der März 1891 in Aussicht genommen worden. Um aber dem deutschen Handel und Verkehr die Vorteile einer direkten deutschen Verbindung mit Ostafrika möglichst früh zu gewähren, wurde mit der Unternehmerin verabredet, daß auf der Hauptlinie schon vor dem bezeichneten Zeitpunkte drei

Digitized by Google

oder vier Fahrten stattzufinden hätten. Der erste Dampfer der neuen Linie, der „Reichstag," verließ dann Hamburg am 23. Juli 1890, und zwar mit voller Ladung und einer großen Anzahl von Reisenden.

Gegenwärtig halten die Dampfer der Ostafrikalinie und der beiden Zweiglinien folgende Kurse ein. Die von Hamburg abgehenden Schiffe der Hauptlinie berühren auf der Fahrt nach Afrika: Amsterdam, Lissabon, Neapel, Port-Said, Suez, Aden, Tanga (nördlichster Hafenplatz in Deutsch-Ostafrika), Dar-es-Salaam, Sansibar, Mozambique, Beira (Portugiesisch-Ostafrika), die Delagoabai und Port Natal; auf der Heimreise laufen sie auch Marseille und statt Amsterdam Vlissingen und Rotterdam an. Die nördliche Zweiglinie entspringt in Tanga, berührt die Hafenplätze Pangani, Saadani, Bagamoyo, Dar-es-Salaam, Sansibar, Kilwa, Lindi, Mikindani, die mit Ausnahme von Sansibar sämtlich zu Deutsch-Ostafrika gehören, endet in dem zum portugiesischen Besitz gehörenden Hafen Ibo und geht von dort nach Tanga zurück. Die südliche Zweiglinie schließt sich in Beira an die Hauptlinie an und berührt ausschließlich Hafenplätze der portugiesischen Besitzungen, nämlich: Chinde, Quelimane, Parapat, Mozambique und Inhambane.

Sehen wir nun, welchen Einfluß die Reichspostdampferlinien auf die Entwicklung unsers Handels gehabt haben. Wir wollen zunächst die ostasiatische und australische Hauptlinie und, um die Erörterung nicht zu weit auszudehnen, hierbei lediglich den Handelsverkehr Deutschlands mit China, Japan und Australien ins Auge fassen. Nach der „Statistik des deutschen Reiches" hat sich der Handelsverkehr des deutschen Zollgebiets mit diesen drei Ländern seit 1881 wie folgt gestaltet (in sämtlichen Angaben ist der Wert der ein- und ausgeführten Edelmetalle nicht mit enthalten):

1. Warenverkehr mit China

| Jahr | Einfuhr aus China | | Ausfuhr nach China | |
|---|---|---|---|---|
| 1881 | 531000 | Mark | 9168000 | Mark |
| 1882 | 427000 | „ | 8543000 | „ |
| 1883 | 306000 | „ | 9504000 | „ |
| 1884 | 497000 | „ | 11181000 | „ |
| 1885 | 949000 | „ | 16699000 | „ |
| 1886 | 2079000 | „ | 12453000 | „ |
| 1887 | 1812000 | „ | 14311000 | „ |
| 1888 | 2163000 | „ | 16087000 | „ |
| 1889 | 7443000 | „ | 24239000 | „ |
| 1890 | 7770000 | „ | 29863000 | „ |
| 1891 | 12069000 | „ | 32914000 | „ |
| 1892 | 11509000 | „ | 29980000 | „ |
| 1893 | 14065000 | „ | 33268000 | „ |
| 1894 | 18647000 | „ | 28155000 | „ |
| 1895 | 18493000 | „ | 35412000 | „ |

2. Warenverkehr mit Japan

| Jahr | Einfuhr aus Japan | | Ausfuhr nach Japan | |
|---|---|---|---|---|
| 1881 | 48000 | Mark | 1508000 | Mark |
| 1882 | 112000 | „ | 1037000 | „ |
| 1883 | 89000 | „ | 2207000 | „ |
| 1884 | 119000 | „ | 4218000 | „ |
| 1885 | 214000 | „ | 4570000 | „ |
| 1886 | 338000 | „ | 4125000 | „ |
| 1887 | 815000 | „ | 6393000 | „ |
| 1888 | 1629000 | „ | 5243000 | „ |
| 1889 | 3460000 | „ | 18529000 | „ |
| 1890 | 4680000 | „ | 18481000 | „ |
| 1891 | 7254000 | „ | 14309000 | „ |
| 1892 | 7848000 | „ | 17108000 | „ |
| 1893 | 7427000 | „ | 18578000 | „ |
| 1894 | 6537000 | „ | 17073000 | „ |
| 1895 | 7792000 | „ | 26077000 | „ |

Digitized by Google

3. Warenverkehr mit Australien (Festland und Inseln)

| Jahr | Einfuhr aus Australien | Ausfuhr nach Australien |
|---|---|---|
| 1881 | 5681000 Mark | 3147000 Mark |
| 1882 | 3567000 „ | 6783000 „ |
| 1883 | 4961000 „ | 5286006 „ |
| 1884 | 5811000 „ | 5926000 „ |
| 1885 | 9188000 „ | 7907000 „ |
| 1886 | 10021000 „ | 7152000 „ |
| 1887 | 14667000 „ | 7470000 „ |
| 1888 | 20495000 „ | 12022000 „ |
| 1889 | 35063000 „ | 23522000 „ |
| 1890 | 51310000 „ | 23298000 „ |
| 1891 | 40221000 „ | 30371000 „ |
| 1892 | 86677000 „ | 21092000 „ |
| 1893 | 96990000 „ | 18468000 „ |
| 1894 | 98914000 „ | 21272000 „ |
| 1895 | 118498000 „ | 23362000 „ |

Diese Zahlen stellen nur den unmittelbaren Handelsverkehr Deutschlands mit den bezeichneten Gebieten dar. In Wirklichkeit ist der Absatz deutscher Erzeugnisse in China, Japan und Australien und die Ausfuhr dortiger Erzeugnisse nach Deutschland bedeutend größer. Ein Teil des deutschen Handels mit diesen Gebieten wird nämlich durch Handelshäuser Englands und Belgiens vermittelt und erscheint daher in der Statistik als Eigenhandel dieser Länder. Ferner sind bis zum Jahre 1888 die Zahlen zu klein, weil ein wesentlicher Teil der Güter vor dem zum 15. Oktober 1888 vollzognen Zollanschluß Hamburgs und Bremens zunächst im Zollausschlußgebiet gelagert und in der Zollstatistik als Ein- und Ausfuhr aus und nach den Zollausschlüssen geführt wurde.

Über den Handelsverkehr Deutsch-Ostafrikas enthält die Begründung des Gesetzentwurfs, der dem Reichstage am 5. Januar 1890 vorgelegt wurde, und das deutsche Handelsarchiv folgende Angaben (auch für 1888/89 ohne Sansibar):

| Jahr | Einfuhr nach Deutsch-Ostafrika | Ausfuhr aus Deutsch-Ostafrika |
|---|---|---|
| 1888/89 (18. August bis 18. August) | 2478388 Mark | 4388199 Mark |
| 1893 | 7712823 „ | 5580740 „ |
| 1894 | 12559314 „ | 12325542 „ |

In welchem Umfange der deutsche Handel hieran beteiligt ist, geht aus den angeführten Quellen nicht hervor.

Es würde ja fehlerhaft sein, diese Verkehrszunahme einzig und allein als eine Wirkung der Dampferfahrten anzusehen. Sie ist das Ergebnis einer ganzen Reihe fördernder (auch hemmender) Umstände natürlicher, politischer und wirtschaftlicher Art. Unzweifelhaft haben aber die Dampferlinien

Digitized by Google

einen ganz wesentlichen Anteil daran; leugnen könnte man das nur, wenn man die Erfahrungen, die über den Einfluß der Verkehrsmittel auf die Entwicklung des Verkehrs tausendfach gemacht worden sind, gänzlich außer Acht ließe. Ganz besonders entwicklungsfähig und vielversprechend ist der Handel Deutschlands mit China; die Voraussetzungen eines lebhaften Verkehrs zwischen beiden Ländern sind in hohem Maße vorhanden: beide Länder haben eine große Volkszahl, die Erzeugnisse Deutschlands und Chinas sind wesentlich von einander verschieden, und die Bevölkerung jedes der beiden Länder ist in hohem Grade aufnahmefähig für die Erzeugnisse des andern Landes. Von der deutschen Ausfuhr fielen im Jahre 1894 65,9 Prozent auf Fabrikate, namentlich Zucker, wollene und baumwollene Gewebe, Maschinen und Farben. In demselben Jahre belief sich die Einfuhr Chinas an Fabrikaten auf 44,1 Prozent seiner gesamten Einfuhr. Unter diesen Fabrikaten befanden sich bedeutende Mengen wollener und baumwollener Gewebe, Zucker, Eisenwaren und Anilin. Die Rohstoffe umfaßten 44 Prozent der chinesischen Ausfuhr und 54,7 Prozent der deutschen Einfuhr; unter der letztern waren allein für 111,5 Millionen Mark Rohseide, die wieder den wichtigsten Ausfuhrgegenstand Chinas bildet. Unzweifelhaft wird also die Vermehrung und Verbesserung der Verkehrsmittel zwischen beiden Ländern eine Hebung des Güteraustausches zur Folge haben.

Die deutsche Postdampferlinie nach Ostasien steht hinter den staatlich unterstützten französischen und englischen Linien deshalb zurück, weil auf diesen die Dampfer doppelt so oft verkehren, und weil außerdem die deutschen Schiffe langsamer fahren als die französischen und englischen. Um nun einerseits für den deutsch-chinesischen Handel häufigere und schnellere Dampferfahrten zu schaffen, andrerseits dem Wettbewerb Frankreichs und Englands zu begegnen, hat die Reichsregierung jetzt beim Reichstage einen Gesetzentwurf eingebracht, wonach der Norddeutsche Lloyd zur Ausführung vierzehntäglicher Fahrten nach China und zur Einstellung schnellerer Dampfer veranlaßt werden soll gegen Erhöhung der Reichsbeihilfe um $1^1/_2$ Millionen Mark.

Möge die Vorlage eine Erledigung finden, durch die das Wohl des Vaterlandes gefördert wird!

Digitized by Google

# Dunkler Drang nach einem guten Rechtsweg

Von Richard Goldschmidt

3

Bei Entscheidung der Frage, ob Laien- oder Gelehrtenspruch vorzuziehen sei, ist es gewiß sehr hoch anzuschlagen, daß der Laie dem Fachmann in der Beweiswürdigung ebenbürtig ist; außerdem fällt aber zu Gunsten des Laienspruchs ins Gewicht, daß in einer Zeit der Parlamente und der Selbstverwaltung eine fachmännisch betriebne Rechtspflege nicht wie eine unsern angebornen Rechtsanschauungen entsprechende Einrichtung, sondern wie eine sich ewig forterbende Krankheit empfunden werden muß. Wenn nicht schon länger, so doch spätestens seit der großen französischen Revolution herrscht die Ansicht, daß auch das Recht nicht Selbstzweck, sondern der Menschen wegen da sei. Daraus ergiebt sich, daß die Strafen nicht zu Ehren einer ausgeklügelten, folgerichtigen Wissenschaft verhängt werden dürfen, sondern dem Bewußtsein der einfach denkenden Menschen entsprechen müssen, daß das Strafrecht keine Geheimwissenschaft sein darf, sondern in allen seinen Folgerungen dem allgemeinen Verständnis offen stehen muß. Schon Savigny sagt: „Das Recht hat kein Dasein für sich, sein Wesen ist vielmehr das Leben der Menschen selbst, von einer besondern Seite angesehen." Das ist ein einleuchtender Gedanke, der es uns erklärlich macht, daß es einerseits mit der Rechtswissenschaft etwas andres ist, als mit den andern Wissenschaften, daß sie mitten im Leben des Volkes stehen muß, wenn sie kein bloßes Scheinleben führen soll, das sich in Einseitigkeit mühsam hinschleppt und am Buchstaben klebt, und daß es andrerseits ein unveräußerliches Recht des Volkes ist, in seinem Rechtsleben urteilsfähig zu bleiben, damit ihm nicht die Rechtssprüche wie ein unter einem undurchdringlichen Dunkel von Gründen versteckter Orakel erscheinen. Von den Zeiten des großen Friedrich an bis auf den heutigen Tag hat man sich bemüht, die Gesetze in einer allgemein verständlichen Sprache abzufassen. Es ist aber immer ein vergebliches Bemühen gewesen und mußte auch vergeblich bleiben, denn die Rechtssprache kann nicht volkstümlich werden, wenn es nicht das Recht selbst ist. Das Strafrecht insbesondre verliert, soweit es nicht auf Rechtsüberzeugung des Volks beruht,

Digitized by Google

neben seiner Volkstümlichkeit auch seine sittliche Berechtigung. Es ist recht übel, wenn durch die Gelehrtensprache mit ihren verallgemeinernden und dem Uneingeweihten unverständlichen Gesetzesausdruck das Wesen der Sache so wenig getroffen wird, daß gemeingefährliche Thaten straflos ausgehen müssen, aber noch viel schlimmer ist es, wenn sich Thaten, die der Uneingeweihte für ganz harmlos halten muß, als große Vergehungen gegen das Strafgesetz herausstellen. Unkenntnis des Strafgesetzes schützt nicht vor Strafe; soll sich aber der Uneingeweihte etwa dadurch vor Strafe schützen, daß er auf Schritt und Tritt einen Rechtsanwalt mit sich herumführt? Selbst das würde ihm nicht immer nützen, denn wir sind mit Strafgesetzen so gesegnet, daß auch der Rechtsanwalt häufig erst in seinen Büchern nachsehen muß, ob eine Handlung als „Strafthat" gebrandmarkt ist, und daß auch der Rechtsanwalt mitunter eine Strafvorschrift übersieht oder nicht richtig auslegt. Die braven Bürger, die meinen, der ordentliche, anständige Mann brauche nur seiner Gesinnung treu zu handeln, um frei und unbeläßtigt seines Weges gehen zu können, sind sehr im Irrtum, denn unser Strafrecht hat oft seine eignen Wege, die man kennen muß, um sich zurecht zu finden.

Wer z. B. eine Anklageschrift zugeschickt bekommt und sich im Geiste wegen der ihm zur Last gelegten That an den Pranger gestellt sieht, der wird wohl kaum auf den Gedanken kommen, wenn er nicht zufällig die einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen kennt, daß ihm gewissermaßen ein Amtsgeheimnis anvertraut ist. Ohne besondre Belehrung kann es ihm nicht in den Sinn kommen, daß er durch Veröffentlichung der Anklage in einer Zeitschrift vor Ablauf der öffentlichen Verhandlung oder vor Schluß des Verfahrens nach §§ 17 und 18 des Preßgesetzes einer Gefängnisstrafe bis zu sechs Monaten ausgesetzt ist, und wenn er zur Veröffentlichung mehrere Zeitschriften oder Zeitungen wählt, die Strafe auch noch höher ausfallen kann.

Wer von seinem Lehrling bestohlen worden ist, denkt sich gewiß nichts böses dabei, wenn er Gnade für Recht ergehen lassen will, falls ihm der Vater des Lehrlings seinen Schaden wenigstens teilweise ersetzt. Der Vater des Lehrlings ist vielleicht reicher als er, der Vater hat doch auch nach allen Naturgesetzen für den Jungen, der durch eine schwache Erziehung zum Spitzbuben wurde und das gestohlne Gut verprasste, eher einzustehen als der Lehrherr; fällt doch auch durch eine gerichtliche Strafe des Jungen nur auf den Vater, nicht auf den Lehrherrn die Empfindung der Schande. Der Lehrherr entschließt sich zu dem Vorschlage, daß ihm der Vater die Hälfte des gestohlnen Gutes ersetzen solle, und erklärt sich für diesen Fall bereit, von einer Anzeige Abstand zu nehmen. Auf Grund dieses Vorschlags kommt eine Einigung zu stande. In den Augen der Welt hat der Lehrherr gewiß anständig gehandelt, anständiger als der Vater, dessen Ehrenpflicht es gewesen wäre, den vollen Schaden zu ersetzen. Nach dem Buchstaben des Strafgesetzes und der üblichen

Digitized by Google

Rechtsprechung aber ist der Lehrherr wegen Erpressung mit Gefängnis nicht unter einem Monat zu bestrafen.

Im Handelsgesetzbuch ist dem Kaufmann die Verpflichtung auferlegt, ordnungsmäßige Handelsbücher zu führen und alljährlich die Bilanz seines Vermögens zu ziehen. Wenn er es aber nicht thut, weil er es nicht mag oder nicht versteht, weil er seine Verpflichtung nicht kennt, oder auch weil die Erfüllung der Verpflichtung von den dazu besonders angestellten Personen versäumt worden ist, so hat er die ihm daraus erwachsenden Nachteile zu tragen, ohne sich strafbar zu machen. Die an sich straflose Unterlassung wird aber nachträglich strafbar, sobald über das Vermögen eines Kaufmanns, der die vorerwähnten Verpflichtungen nicht erfüllt hat, der Konkurs ausbricht. Ein solcher Kaufmann kann sich nicht mit Unkenntnis oder Unfähigkeit entschuldigen, es hilft ihm auch der Nachweis nichts, daß seine mangelhafte Buchführung mit dem Zusammenbruch seines Vermögens nicht in dem geringsten Zusammenhange steht, daß er unverschuldet durch Diebstahl oder durch Konkurse andrer in Vermögensverfall geraten ist, er muß ins Gefängnis. Es ist kaum anzunehmen, daß sich der Gesetzgeber mit der irrigen Hoffnung getragen haben sollte, durch die geschilderte Strafbestimmung eine Verminderung der Konkurse zu erreichen, es ist aber auch sonst nicht abzusehen, welchen Zweck die Strafe bei einem Menschen verfolgen soll, der sich, unterstützt durch günstige Verhältnisse, mit Geschick zum Kaufmannsstande emporgearbeitet hat, ohne daß ihn jemand über seine kaufmännischen Verpflichtungen belehrt hat, der aber sodann infolge von Unglück in Vermögensverfall geraten ist. In unserm Konkursrecht stehen aber leider Satzungen nicht vereinzelt da, die eigentlich ungerecht und dabei unzweckmäßig sind. Sie können auch den ahnungslosen Gläubiger treffen. Zu ihm kommt vielleicht der in Konkurs geratne Gemeinschuldner, der einen gerichtlichen Vergleich auf Grund der mit Bürgschaft sicherzustellenden Zahlungsverpflichtung von sechzig Prozent aller festgestellten Schulden schließen möchte. Der Gläubiger steht außerhalb der Kaufmannswelt, ist mit dem Schuldner weder verwandt, noch befreundet, hat von der Geschäftsverbindung niemals sonderliche Vorteile gehabt, sieht seine Lage für viel schlimmer an, als die der übrigen Gläubiger, und befürchtet durch den Verlust eines so großen Teils seiner Forderung seinen Lebensabend in Elend verbringen zu müssen. Er will dem Vergleich nur zustimmen, wenn ihm gegenüber die besondre Verpflichtung übernommen wird, daß der Gemeinschuldner, sobald er in bessere Verhältnisse gelangt, spätestens aber binnen zehn Jahren die nachgelassenen vierzig Prozent nachzahlt. Das Abkommen wird schriftlich getroffen, und der gerichtliche Vergleich kommt zu stande. Der Gläubiger hat bei diesem Vorgange gewiß kein Schuldbewußtsein, er schreitet ruhig zur gerichtlichen Klage, wenn es sein Schuldner unterläßt, die in dem ausgestellten Schein übernommnen Verpflichtungen zu erfüllen. Nach § 213 der Konkursordnung hat aber der Gläubiger durch das getroffne



Digitized by Google

Abkommen eine Strafe bis zu einem Jahr Gefängnis verwirkt, eine Strafvorschrift, die dem Rechtsgefühl so wenig entspricht, daß sie auch von dem den Gläubiger vertretenden Anwalt bisweilen übersehen wird.

Bei der Auswahl dieser Beispiele kam es nur darauf an, daß sie ohne nähere Erklärung leicht verständlich sind. Sie haben sämtlich mit den bei uns in übermäßiger Zahl vorhandnen Polizeivorschriften das gemein, daß sie Strafen für an sich sittlich vorwurfsfreie Handlungen verhängen. Derartige Strafvorschriften lassen es beinahe glaubhaft erscheinen, daß man sich unter den reichsgerichtlichen Worten der subjektiven Verschuldung etwas denken könne, während doch eigentlich jede Verschuldung subjektiv sein muß, es eine bloß objektive Verschuldung gar nicht geben darf und man ein Unheil wohl ohne Schuld verursachen, aber nicht verschulden kann. Wenn jedoch das Gesetz in vielen Fällen ohne Verschulden begangne Handlungen zu „Strafthaten" stempelt, als ob es eine bloß objektive Verschuldung geben könnte, dann läßt sich freilich mit einem Anschein von logischer Berechtigung bei Thaten, die zu ihrer Begehung den bösen Willen des Thäters, also ein Verschulden erfordern, von einem subjektiven Verschulden reden. Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, daß die Gnade des Monarchen dazu da sei, unverschuldete Vergehen von den Strafen zu befreien. Die Gnade soll „für Recht ergehen"; wo es aber Recht sein müßte, daß eine Handlung straffrei ist, da bietet die Gnade einen unzulänglichen Ersatz. Es bleiben andre Fälle genug für Gnade übrig. Wer gepeinigt von den unsäglichen Leiden seines geliebten Weibes, das einer tückischen Krankheit erliegen muß, den Bitten der Unglücklichen nicht zu widerstehn vermag und sie tötet, der weiß, daß er Unrecht thut, und ladet eine Schuld auf sich. Ihm gegenüber mag auch schon die irdische Gnade angebracht sein; führt doch das Leben durch widerstreitende Pflichten so oft in Versuchung und Schuld. In solchen Fällen kann es uns offenbar werden, daß neben der Gerechtigkeit auch die Gnade bestehen kann und die Gnade häufig gerechter ist als die Gerechtigkeit. Aber eine vorwurfsfreie, arglos begangne Handlung sollte der Gnade nicht bedürfen.

Schon Savigny hat darauf hingewiesen, daß es Leute giebt, die glauben, jedes Übel warte nur auf ein abhelfendes Gesetz, um auf der Stelle zu verschwinden. Diese von des Gedankens Blässe angekränkelten Leute haben offenbar einen entscheidenden Einfluß auf die Strafgesetzgebung gewonnen und sie in falsche Bahnen gedrängt.

Neben die ziemlich zahlreichen Vergehen ohne Verschulden treten noch solche, die zwar nicht vorwurfsfrei genannt werden können, die aber dennoch zu Unrecht und nur zu Ehren der Scheinheiligkeit für strafbar erklärt sind. So mag man in dem Duell etwas vom Standpunkt der Religion und der Sittlichkeit verwerfliches finden, es bleibt doch immer eine widersinnige Scheinheiligkeit, unter den Verhältnissen, wie sie bei uns liegen, den Duellanten, auch

Digitized by Google

in dem Falle, wo er ganz unverschuldet in den Streit, der zum Zweikampf geführt hat, hineingezogen worden ist, zu bestrafen. Wir wissen, daß ein Offizier, der sich dem Zweikampf grundsätzlich entziehen wollte, bei uns nicht bestehen kann, wir wissen ferner, daß durch die für die Offiziere maßgebenden Anschauungen auch die sogenannten obern Schichten der bürgerlichen Gesellschaft gebunden sind. Ob es wünschenswert sei, daß die Verhältnisse bei uns anders lägen, ob die Aufklärung unsers Zeitalters dahin führen könne oder müsse, das Duell als etwas vernunftwidriges in Verruf zu bringen und auch bei uns zu beseitigen, das sind Fragen, die mit der Strafbarkeit nicht im Zusammenhang stehen. So lange ein Duellzwang thatsächlich noch vorhanden ist, sollte auch der Duellant, dem keine Ungebührlichkeiten zur Last fallen, nicht bestraft werden dürfen. Seine Strafbarkeit kann, worüber er sich selbst wohl in den seltensten Fällen klar geworden sein mag, sein wirtschaftliches Dasein vernichten, ohne daß die Gnade des Fürsten hieran etwas zu ändern vermag, denn durch die Strafbarkeit wird seine Handlung zu einer auch nach bürgerlichem Recht unerlaubten und widerrechtlichen gestempelt. Das preußische Allgemeine Landrecht bestimmt in den §§ 98, 99 und 100, Titel 6, Teil I: „Wer widerrechtlich einen Menschen ums Leben bringt, muß in allen Fällen der hinterlassenen Frau und den Kindern des Entleibten die Kosten der etwaigen Kur, ingleichen die Begräbnis- und Trauerkosten ersetzen. Außerdem ist, wenn die Entleibung aus Vorsatz oder grobem Versehen erfolgt, der Beschädiger verbunden, der Witwe und den Kindern des Entleibten standesmäßigen Unterhalt, auch den letztern dergleichen Erziehung und Ausstattung, als sie von dem Vater nach dessen Stand und Vermögen erwarten konnten, zu gewähren. Dabei wird auf das von dem Entleibten hinterlassene Vermögen, ingleichen auf die Unterstützungen, die der Witwe und den Kindern von dem Staate oder anders woher angedeihen, keine Rücksicht genommen." Ferner heißt es in den §§ 115 und 116 desselben Titels: „Ist durch die zugefügte Verletzung der Beschädigte sein Amt oder Gewerbe auf die bisherige Art zu betreiben gänzlich außer Stand gesetzt worden, so haftet der Beschädiger für diejenigen Vorteile, deren fortgesetzter Genuß dem Beschädigten dadurch entzogen wird. Ist die Beschädigung aus Vorsatz oder grobem Versehen zugefügt worden, so müssen dem Beschädigten auch künftige Vorteile vergütet werden, deren Erlangung derselbe, nach dem natürlichen und gewöhnlichen Lauf der Dinge, vernünftigerweise erwarten konnte." Waren die Beschädigungen in dem Zweikampf wechselseitig, so würde, wenigstens nach dem preußischen allgemeinen Landrecht, keine Aufhebung der Ersatzpflicht eintreten, sondern jeder dem andern für den verursachten Schaden volle Genugthuung leisten müssen. Ein Mann, der auch auf die Erfüllung seiner bürgerlichen Verpflichtungen etwas hält, müßte sich also in sehr guter Vermögenslage befinden, um einen Zweikampf gegen einen Familienvater wagen zu können. Es ist aber ein

Digitized by Google

eigentümlicher Spott des Schicksals, daß gerade Offiziere und höhere Beamte, die dem Duellzwang hauptsächlich unterworfen sind, mit Glücksgütern nicht besonders gesegnet zu sein pflegen. Die Bekanntschaft mit den vermögensrechtlichen Folgen des Zweikampfs und ihre Geltendmachung würde zu seiner Einschränkung vielleicht mehr beitragen, als die Bekämpfung der gesellschaftlichen Vorurteile.

Auch in andern modernen Staaten wird es als ein Gebot des Anstands und der sittlichen Pflicht erachtet, gegenüber der Bethätigung der sinnlichen Liebe eine gewisse Scheinheiligkeit zur Schau zu tragen, wohl nirgends aber in dem Maße, mit gleichem Ungeschick und gleicher Launenhaftigkeit wie bei uns. Wir können es selbstverständlich nicht verbieten und nicht hindern, daß es Dirnen giebt, die sich unter polizeilicher Aufsicht der gewerbsmäßigen freien Liebe ergeben. Da das so ist, so müssen jene unglücklichen Geschöpfe zur Ausübung ihres jämmerlichen Gewerbes ein Unterkommen haben. Wer ihnen das aber gewährt, ist nach der Laune des Strafgesetzes wegen Kuppelei strafbar. Als Folge dieser Strafbarkeit wird etwas gewiß nicht erstrebenswertes gezeitigt, nämlich daß sich die Vermieter die Gefahr, der sie ausgesetzt sind, besonders vergüten lassen.

In den breiten Volksschichten ist der Einfluß der Eltern auf den Lebenswandel ihrer erwachsenen Töchter, die außerhalb des Hauses ihr Brot verdienen, sehr gering. Nehmen wir an, die Tochter einer verwitweten Mutter kommt zu Falle, sie hat sich einem Manne ergeben, der sie wohl gern heiraten möchte, aber noch nicht die Mittel zur Führung eines selbständigen Haushalts besitzt, oder der zu seiner Verheiratung noch die Zustimmung seines Vaters bedarf und diese nicht erlangen kann. Die Mutter nimmt aus Gutmütigkeit und aus wirtschaftlichen Rücksichten das Pärchen bei sich auf, fügt sich ins Unvermeidliche und läßt es unter ihren Augen in wilder Ehe leben. Die arme Mutter hat eine That begangen, die nach § 181 des Strafgesetzbuchs mindestens mit einem Jahre Zuchthaus bestraft werden muß. Wenn sie selbst durch eigne Unsittlichkeit ein schlechtes Beispiel gegeben hätte, wäre sie straffrei gewesen; sie hat aber ein Verbrechen begangen, weil sie der Unzucht ihrer eignen Tochter Vorschub geleistet hat, denn Unzucht sind nach unsern Gesetzen die Umarmungen der Tochter, nicht etwa weil ihnen die kirchliche Weihe und der priesterliche Segen fehlte, sondern weil kein schlichter bürgerlicher Vertrag vor dem Standesbeamten abgeschlossen worden ist. Die dargestellte Gesetzeslaune erscheint um so unerträglicher, als der Mutter keine Macht über die großjährige Tochter zusteht. Der Ehemann dagegen hat eine fast vormundschaftliche Gewalt über seine Frau, und dennoch lassen es unsre Gesetze frei, daß er sich ungestraft von der Unzucht seiner Frau ernährt. Die Strafe dort, die Straflosigkeit hier kann für das Ansehen der Gesetze nicht förderlich sein.

Die größte Schwierigkeit für jeden Fortschritt ist die Überwindung alther-

Digitized by Google

gebrachter Anschauungen, namentlich wenn sie sich als Vorurteile so eingenistet haben, daß man sie für selbstverständlich hält und ihre Tyrannei nicht anfeindet. Wir leben in einer Zeit, wo man vielfach mit dem Alten brechen will und sich doch nicht ganz zu dem Neuen zu entschließen vermag. Daher begegnen wir vielen Widersprüchen, allgemeiner Nörgelei und Unzufriedenheit und kleben trotz der vielen Klagen der Presse über das Justizelend an dem Hergebrachten, anstatt die Axt an die Wurzel des Übels zu legen. Diese ängstliche Unterordnung unter die drückende Gewalt des Ererbten in der Rechtspflege würde sich verteidigen lassen, wenn die Beseitigung der Rechtswissenschaft selbst, der mühevollen Errungenschaft menschlicher Geistesarbeit angestrebt würde. Aber nicht darum handelt es sich, sondern um die folgerichtige Durchführung des als unabwendbar notwendig bereits eingeführten. Die Rechtswissenschaft wird deshalb nicht leiden, sondern sie muß gewinnen, wenn die Berufsjustiz aufhört, auf eine nur ihr verständliche Weise Recht zu sprechen, wenn sie genötigt wird, und zwar vollständig und durchgängig, von dem Herrscherstuhle in die bescheidnere und schwierigere Stellung der überzeugenden Beraterin herabzusteigen. Ein Recht, das nicht nur nach den Formen seiner Entstehung, sondern auch nach seinem Inhalt, nicht nur dem Namen nach, sondern in Wahrheit Recht sein will, muß auf der Überzeugung der in Rechtsgemeinschaft lebenden Gesellschaft beruhen. Sind jene Strafen ohne zureichende Verschuldung entbehrlich, dann sind auch die Gesetze, die sie eingeführt haben, von den Juristen falsch ausgeklügelt; gehören aber jene Strafen zu den Lebensbedingungen unsrer hoch entwickelten Gesellschaft, dann erfordert schon die Gerechtigkeit, daß sie dem Laienurteil entspringen, damit sie von der allgemeinen Überzeugung ihrer Unentbehrlichkeit getragen werden. Wohin sich auch die Betrachtungen wenden, überall stößt man auf das Ergebnis, daß es mit der einseitigen Herrschaft der Berufsjustiz vorbei sei oder vielmehr vorbei sein sollte. Es ist ein leidiger Trost, daß sich die meisten andern großen Kulturvölker die Bevormundung der Berufsjustiz fast in gleichem Maße gefallen lassen. Die Stellung, die wir unter den Nationen einnehmen, legt uns auch Pflichten auf, denn auch unter den Völkern gilt das Noblesse oblige. Stein schrieb seinerzeit an Hardenberg: „Ich glaube, daß es richtig ist, die Fesseln zu brechen, wodurch die Büreaukratie den Aufschwung der menschlichen Fähigkeiten hindert. Die Nation muß daran gewöhnt werden, ihre eignen Geschäfte zu verwalten und aus diesem Zustande der Kindheit herauszutreten, worin eine dienstfertige Regierung die Menschheit halten möchte.“ Die Büreaukratie ist aber auf keinem andern Gebiete des öffentlichen Lebens so allmächtig geblieben, wie auf dem des Rechts, mit dessen Wesen sie am wenigsten vereinbar ist. Es ist doch nur immer wieder der „beschränkte Unterthanenverstand,“ der offen oder versteckt gegen Laienrecht und Laienspruch ins Feld geführt wird. Es ist aber nicht anzunehmen, daß der Laienverstand den Gründen der Rechtsgelehrten da,

Digitized by Google

wo sie das richtige treffen und es klar auszudrücken verstehen, unzugänglich bleiben werde. Gesetzt aber, er erfüllte nicht diese Voraussetzung, so würde auch dann die Ausantwortung der Rechtspflege an die Gelehrten nur zu verteidigen sein, wenn der Mensch des Rechts wegen und nicht das Recht des Menschen wegen da wäre. Ist nämlich das Recht des Menschen wegen da, so kommt es weit weniger darauf an, welche Rechtspflege die objektiv beste ist, als darauf, welche Rechtspflege ihn am meisten befriedigt. Das kann aber unmöglich die sein, die er nicht versteht, und deshalb würde eine gemeinverständliche Rechtsprechung selbst einer objektiv bessern gelehrten vorzuziehen sein. Einem solchen Grundsatze zu huldigen wird der deutschen Professorennatur nicht leicht fallen. Geben wir doch sogar der drückendsten Steuer, wenn sie nur theoretisch als die gerechteste ausgerechnet ist, den Vorzug vor mancher andern weniger empfindlichen. Eine kommende Zeit wird es aber für ein unlösbares Rätsel halten, daß in unsern Tagen die Nation auf ihr Rechtsgewissen zu Gunsten einer kleinen Zahl gelehrter Herren hat verzichten können.

Es ist ein leeres Gerede, daß sich unsre Schwurgerichte schlechter als die Strafkammern bewährt hätten, und es ist ganz unzulässig, ihre wirklichen oder angeblichen Mängel als Grund gegen die Tauglichkeit der Laienrechtsprechung verwerten zu wollen. Die Geschwornen treten nach einer geheimen, ohne juristische Unterstützung gepflognen Beratung nur mit ihrem Spruch in die Öffentlichkeit, die für den gefällten Spruch maßgebend gewesenen Gründe entziehen sich der Kenntnis, und daher ist eine rechtschaffne Kritik der Schwurgerichte nicht möglich. Aber selbst Mißgunst kann ihnen als gröbsten Fehler nur das vorwerfen, daß sie mehr nach dem Gefühle, als nach logischen Gründen zu urteilen geneigt sind. Diesem Fehler gegenüber, mag man ihn so hoch anschlagen, wie man will, muß aber nochmals darauf hingewiesen werden, daß eine Rechtspflege, die nicht im Volke lebt, stets der Versuchung ausgesetzt ist, zu überraschenden Folgerungen zu gelangen. Es ist für den Gelehrten verführerisch, die achtunggebietende Macht von Wissenschaft und Dialektik alle Welt fühlen zu lassen und durch sie Ergebnisse zu finden, auf die der einfach Denkende nicht verfallen kann.

Beispiele hierfür findet man häufig in Zeitungen und Zeitschriften, sie sind der Gegenstand vieler Einzelabhandlungen, und es fehlt auch nicht an solchen, in denen sich der Laie zu einem Notschrei gedrängt fühlt. Fast jeder Paragraph des Strafgesetzbuchs hat schon im Einzelfalle eine Auslegung gefunden, die mit dem Volksbewußtsein nicht im Einklang steht, und die ohne Beeinträchtigung der Wissenschaft ebenso gut anders hätte ausfallen können. Hierzu gleichfalls einige besonders einleuchtende Beispiele.

Für die Strafbarkeit der verbrecherischen Handlung ist auch das durch sie angerichtete Unheil von Einfluß. Eine einzige Handlung der Brandstiftung,

Digitized by Google

des Massenmordes und dergleichen vermag oft viel mehr Unheil anzurichten, als eine ganze Reihe einzelner auf die schwersten Verbrechen gerichtete Handlungen. Hiernach kann aus einer einzigen That ebensogut wie aus einer Reihe von Thaten eine Anzahl von Vergehungen, sei es gegen dasselbe Strafgesetz oder gegen verschiedne Strafgesetze hervorgehen. Unser Strafgesetzbuch unterscheidet jedoch in den §§ 73 und 74 bei mehrfachen Vergehungen, ob sie auf einunddersel ben Handlung oder auf mehreren selbständigen Handlungen beruhen. Bei mehreren selbständigen Handlungen werden die Einzelstrafen für jede That ausgeworfen, und es wird dann durch Erhöhung der verwirkten schwersten Strafe auf eine Gesamtstrafe erkannt. Wenn andrerseits nur eine einzige Handlung vorliegt, muß die Strafe lediglich dem Strafgesetzparagraphen entnommen werden, der für die That die schwerste Strafe androht, sodaß also auf keine Gesamtstrafe, sondern überhaupt nur auf eine einzige Strafe zu erkennen ist. Hat z. B. jemand einen andern durch dessen Kleider in die Seite gestochen, somit thatsächlich eine Sachbeschädigung und eine Körperverletzung begangen, so kommt das Strafgesetz für die Sachbeschädigung nicht in Anwendung, sondern das für die Körperverletzung, denn die Sachbeschädigung wird höchstens mit zwei Jahren Gefängnis bestraft, während das höchste Strafmaß für die gefährliche Körperverletzung nach § 223a des Strafgesetzbuchs fünf Jahre Gefängnis beträgt. Hiernach steht sich der Verbrecher, der mehrfach gegen das Strafgesetz verstoßen hat, besser, wenn die Verstöße auf einer einzigen Handlung und nicht auf mehreren selbständigen Handlungen beruhen. Es mag dahingestellt bleiben, ob das vom gesetzgeberischen Standpunkt immer zu billigen ist, jedenfalls sollten Begriffe wie einunddieselbe Handlung oder mehrere selbständige Handlungen niemals anders aufgefaßt und gedeutet werden, als wie man sie im gewöhnlichen Leben gebraucht.

Zu dem Sachverhalt, der auf Grund der mündlichen Verhandlung festzustellen ist, gehören auch Thatfragen, die keiner rechtlichen Beurteilung und keiner Rechtsbelehrung bedürfen. Die angeführten Begriffe müßten unter die einfachen, vielleicht unter die einfachsten Thatfragen gerechnet werden, bei denen jeder Rechtsirrtum und deshalb jede Nachprüfung des Revisionsgerichts ausgeschlossen ist. Das Reichsgericht ist aber andrer Ansicht und kommt dabei zu wunderlichen Ergebnissen. Nehmen wir an, daß ein Räuberhauptmann seiner Horde den Befehl zu einem Raubangriff erteilt, der auch ausgeführt wird, oder daß ein Mann eine Anzahl von Personen um sich versammelt und diesen erfolgreich Geschenke für einen von ihnen zu leistenden Meineid verspricht, dann hat nach der Rechtsprechung des Reichsgerichts der Räuberhauptmann nicht nur eine That begangen, sondern es fallen ihm so viel selbständige Handlungen der Anstiftung zur Last, als seine Horde Personen zählt; ebenso ist die Anzahl der geleisteten Meineide maßgebend für die Zahl der selbständigen Handlungen ihrer Anstiftung. Diese Theorie steht mit dem

Digitized by Google

natürlichen Begriff der selbständigen Handlung unbedingt im Widerspruch und gestattet, daß eine einzige Äußerung, die sich auf hundert Personen bezieht, als hundert selbständige Beleidigungen aufgefaßt wird. Wie aber hier einunddieselbe Handlung zu einer Reihe von selbständigen Handlungen auseinandergezerrt ist, so werden oft auch viele selbständige Handlungen durch die Rechtslogik in eine einzige verwandelt. Ein Gehilfe, der fast täglich während eines Jahres aus der Ladenkasse stiehlt, soll nur eine einzige Handlung begangen haben, ebenso der Mann, der mit der Frau seines Nächsten fortgesetzt Ehebruch treibt. Für dieses logische Kunststück wird als Erklärung ausgegeben, daß die mehreren Thaten durch die Einheitlichkeit des Entschlusses, der sich von Anfang an auf alle zukünftigen gleichartig ausgeführten Sünden erstreckte, als eine einzige zu betrachten seien. Mit Worten läßt sich trefflich streiten. Die angebliche Einheitlichkeit des Entschlusses kann doch nicht die Kraft haben, die Thatsachen zusammenzuschweißen, sie beseitigt auch gar nicht den besondern Entschluß bei jedem Einzelfall. Bei dem Räuberhauptmann, der seiner Horde den Befehl zum Angriff erteilt, und bei allen Thaten, die nach der natürlichen Logik nur einunddieselbe Handlung sind, liegt wirklich Einheitlichkeit des Entschlusses und Gleichartigkeit der Ausführung der That vor. Wenn nach der Rechtslogik Einheitlichkeit des Entschlusses und Gleichartigkeit der Ausführung der That sogar die Kraft haben, aus mehreren Handlungen eine einzige zu machen, so bleibt es unbegreiflich, daß eine einzige That als solche nicht gelten soll, obwohl sie nach Entschluß und Ausführung nicht anders als einheitlich geschehen kann. Daß die Geschwornen eine Rechtsbelehrung, die aus einer Handlung mehrere und aus mehreren Handlungen eine macht, nicht verstehen, darf ihnen nicht zum Vorwurf gereichen.

Es ist schon oben gesagt worden, daß man es bei einunderselben Handlung, die mehrere Strafgesetze verletzt, bei der Strafzumessung nur mit einer einzigen Strafbestimmung zu thun hat. Unter allen Strafgesetzen, gegen die verstoßen worden ist, kommt nur das in Anwendung, das in seinem Strafrahmen das höchste Strafmaß zuläßt, das aber freilich auch, da die Spannweite des Strafrahmens sehr verschieden ist, eine geringere Strafe zulassen kann, als einer der andern durch die That verletzten Paragraphen. Nehmen wir an, ein Bahnhofsvorsteher habe durch Vernachlässigung der ihm obliegenden Pflichten einen Eisenbahntransport gefährdet, indem er das Einfahrtssignal für einen ankommenden Zug habe geben lassen, obgleich das Einfahrtsgleis noch von einigen Wagen besetzt gewesen sei. Er hat durch eine solche Gefährdung, wenn auch kein Schaden entstand, und sein Versehen unter den obwaltenden Umständen aus verschiednen Gründen als sehr geringfügig anzusehen war, nach § 316 des Strafgesetzbuchs Gefängnisstrafe bis zu einem Jahre, mindestens aber einen Tag Gefängnis verwirkt. Nach der gleichen Vorschrift wird er bestraft, wenn es nicht bei der bloßen Gefährdung geblieben ist, sondern

Digitized by Google

ein Zusammenstoß mit Beschädigung von Betriebsmitteln und Gütern aber ohne Verletzung eines Menschen erfolgte. Ist jedoch durch den Zusammenstoß auch eine Körperverletzung eingetreten, so hat er sich durch einunddieselbe Nachlässigkeit bei der Ausübung seiner Berufspflichten sowohl der Gefährdung eines Eisenbahntransports, als auch der fahrlässigen Körperverletzung schuldig gemacht, und es ist dann für Bemessung seiner Strafe nur der § 230 des Strafgesetzbuchs maßgebend, wonach die fahrlässige Körperverletzung bis zu drei Jahren Gefängnis bestraft werden kann. Nun läßt aber dieser § 230 als mindeste Strafe nicht wie der § 316 einen Tag Gefängnis, sondern drei Mark Geldbuße zu. Es fragt sich nun, ob man bei folgerichtigem Denken von der gesetzlichen Befugnis, auf Geld- statt auf Freiheitsstrafe zu erkennen, Gebrauch machen darf, oder ob dies wider die gesunde Vernunft streitet. Kein Laie wird es für zulässig halten, bei dem vorgetragnen Vergehen auf drei Mark Geldbuße zu erkennen, denn er sagt sich schlicht und einfach, daß die Fahrlässigkeit nicht deshalb milder bestraft werden darf, weil sie ein größeres Unheil angerichtet hat. Die Berufsjustiz kommt zu einem andern Ergebnis, sie hat wiederholt in Fällen, deren Rechtslage dem geschilderten glich, auf eine geringfügige Geldstrafe erkannt, und auch das Reichsgericht hat die gesetzliche Zulässigkeit derartiger Strafen nicht beanstandet. Möge der Leser urteilen, ob solche Rechtsprechung nicht ein schätzenswerter Beweis dafür ist, daß sich die rechtsgelehrten Folgerungen in scholastischen Bahnen bewegen.

Ein Förster, der einem kranken Wild während dessen vorgeschriebner Schonzeit aus Mitleid den Fangschuß gegeben hatte, war von den Vorinstanzen freigesprochen worden, wurde aber vom Kammergericht endgiltig verurteilt. Er hatte den Buchstaben des Gesetzes verletzt, denn er hatte während der Schonzeit ein Wild getötet. Nach dem Buchstaben des Gesetzes begeht auch der Scharfrichter Reindel bei jeder Hinrichtung einen Mord, er erfüllt den Thatbestand des § 211 des Strafgesetzbuchs, denn er führt die Tötung eines Menschen vorsätzlich und mit Überlegung aus. Ihm steht lediglich ein ungeschriebner Schuldausschließungsgrund zur Seite, daß nämlich seine Handlung keine rechtswidrige ist. Sollte dem Förster, der nicht jagen, sondern eine arme Kreatur von Qualen befreien wollte, nicht auch jener ungeschriebne Schuldausschließungsgrund zur Seite stehen, daß er nicht rechtswidrig gehandelt habe?

In neuester Zeit haben wir aus Zeitungsnachrichten erfahren, daß nach einem Urteil des Reichsgerichts die Entwendung elektrischer Energie kein Diebstahl sei und nach den bestehenden Gesetzen straflos bleiben müsse. Diebstahl begeht, wer eine fremde bewegliche Sache in der Absicht rechtswidriger Zueignung wegnimmt. Der elektrische Strom ist zwar beweglich, er soll aber keine Sache sein und deshalb an ihm nach der Begriffsbestimmung des Strafgesetzes auch kein Diebstahl begangen werden können. Der jedoch, dem die rechtmäßige ausschließliche Herrschaft an irgend welcher elektrischen Energie zu-



Digitized by Google

steht, wird diese Energie ganz richtig als einen Bestandteil seines Vermögens auffassen. Juristisch wird mit dem Begriff Sache häufig ein weiterer Sinn als der gewöhnliche verbunden. Im weitern Sinne wird jeder Vermögensbestandteil zu den Sachen gerechnet, also sogar ein Forderungsrecht, das in der Verpflichtung des Schuldners an den Gläubiger besteht und kein sinnlich greifbares, sondern ein rein geistiges Band der Verpflichtung zu seinem Inhalt hat. Das preußische Allgemeine Landrecht sagt im § 1 Titel 2 Teil I: Sache überhaupt heißt im Sinne des Gesetzes alles, was der Gegenstand eines Rechts oder einer Verbindlichkeit sein kann. Es ist wohl möglich, daß bei Abfassung des Strafgesetzbuchs an die elektrische Energie nicht gedacht worden ist und der Gesetzgeber den Begriff der Sache ursprünglich enger zu fassen beabsichtigte, sodaß sie ihm mit einem körperlichen Gegenstande gleichbedeutend war. Er hat aber doch den Ausdruck Sache gewählt, sodaß man sich nicht einmal mit dem Wortlaut des Gesetzes in Widerspruch setzt, wenn die rechtmäßige Herrschaft über die elektrische Energie unter den unentbehrlichen Eigentumsschutz gestellt und deren Entwendung als Diebstahl bestraft wird. Man mag es gegenüber der noch gänzlich unentschiednen Frage, was denn eigentlich Elektrizität sei, für wohlbegründet und sogar für recht geistreich halten, daß das Urteil des Reichsgerichts den elektrischen Strom, obwohl er sinnlich wahrnehmbar ist, nicht unter die körperlichen Gegenstände rechnet. Aber darauf kommt es doch juristisch weniger an, als auf die Vermeidung des überraschenden Ergebnisses, daß die Entwendung einer meßbaren Menge wirksamster wirtschaftlicher Kraft straflos sei.

Die Meinung, daß es mit unsrer Strafrechtspflege so nicht weiter gehen könne, hat sich selbst der verbündeten Regierungen bemächtigt. Es wurde eine Justiznovelle ausgearbeitet und dann zwei Jahre lang in der Reichstagskommission beraten. Schon bei der zweiten Lesung in dem schwach besetzten Hause schnitt die Regierung, wie wohl noch jedermann im Gedächtnis sein wird, mit ihren Vorschlägen recht schlecht ab. Die Juristen hatten es natürlich wieder unter sich abgemacht, was und wie geändert werden sollte. Die Regierung sprach nach ihrem ersten Mißerfolg in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung den Juristen die Befähigung zu einer praktisch brauchbaren gesetzgeberischen Arbeit ab. Sie hoffte in der dritten Lesung, wenn die Reichstagsboten zahlreicher erschienen sein und die Stimmen der Laien den Ausschlag geben würden, mehr Verständnis für ihre Vorlage zu finden. Diese gelegentliche Absage an die Juristen stimmt aber doch wohl kaum mit dem in diesem und den beiden vorhergehenden Aufsätzen vertretenen Grundsatz überein, sondern war eher etwas Spiegelfechterei. Die Novelle selbst ist von Berufsjuristen ausgearbeitet, ist nichts weiter als ein grundsatzloses Flickwerk, in dessen Einzelheiten sich überhaupt niemand anders als ein Berufsjurist zurechtfinden konnte. Die Novelle trägt kein Bedenken, die Urteilsfähigkeit der Schwurgerichte zu

Digitized by Google

verdächtigen und deshalb ihre Zuständigkeit einzuschränken, dabei hält sie aber eine Berufung gegen die Urteile der Strafkammern, nicht gegen den Spruch des Schwurgerichts für erforderlich. Die Strafkammern können zur Zeit keinen Angeklagten verurteilen, wenn ihn unter den fünf Richtern nicht wenigstens vier für schuldig befinden. Wenn nun schon das Verhältnis von vier zu eins nicht immer eine ausreichende Bürgschaft für eine richtige Verurteilung ist, so muß die Absicht der Novelle, die Strafkammern künftig nur mit drei Richtern zu besetzen, als völlig verfehlt erachtet werden, da bei einer solchen Besetzung die Verurteilung mit zwei Stimmen gegen eine ausgesprochen werden könnte. Wie viel schlimmer jeder Angeklagte bei einer Herabsetzung der Mitgliederzahl der Strafkammern gefahren wäre, läßt sich nur bemessen, wenn man bedenkt, daß die dreigliedrige Kammer unzuverlässiger als ein Einzelrichter ist, und die erste Instanz, wenn dem Angeklagten das Rechtsmittel der Berufung zusteht, schon an sich leichter eine Verurteilung ausspricht, da diese der Kontrolle unterliegt. Die Entschädigung unschuldig Verurteilter ist eigentlich ein ganz selbstverständlicher Akt der Gerechtigkeit. Sie kann aber schädlich werden, wenn sie den Angeklagten verführt, nicht alles, was zu seiner Entlastung, zur Verminderung des gegen ihn vorliegenden Verdachts dienen könnte, geltend zu machen, um einen Kapitalgewinn zu erzielen. Die Novelle hatte ein durchgreifendes Mittel gefunden, die Entschädigungsforderungen so einzudämmen, daß die Kasse des Fiskus darunter nicht zu leiden brauchte. Sie wollte die Wiederaufnahme des Verfahrens annähernd unmöglich machen. Sie verlangte, daß der rechtskräftig Verurteilte seine völlige Unschuld beweise, widrigenfalls das Verfahren nicht wieder aufgenommen werden dürfe. Der einmal Verurteilte sollte sich mit seiner Strafe zufrieden geben, wenn auch nur ein leichter Verdacht gegen ihn bestehen blieb, wenn es ihm nicht gelang, nachzuweisen, daß die ihm zur Last gelegte That überhaupt nicht geschehen war, oder daß er sie nicht gethan haben konnte, weil er nicht gegenwärtig war, oder daß sie ein andrer gethan hatte, der gleichsam als Ersatzmann eintreten müßte. Unangreifbar sollte also die bloße Verdachtsstrafe bestehen bleiben. Das wäre für den davon Betroffnen nicht angenehm gewesen, hätte aber den großen Vorteil gehabt, daß wir fernerhin nur ganz ausnahmsweise von den so beunruhigend wirkenden Verurteilungen Unschuldiger zu hören brauchten, und die Weisheit einer kaum irrfähigen Justiz in viel helleres Licht gesetzt worden wäre.

Es war so schön, als unter den Schlagworten der Wiedereinführung der Berufung und der Entschädigung der unschuldig Verurteilten alles hoffnungsvoll in die Zukunft blickte. Unsre Laienwelt ist nicht verwöhnt, sie läßt sich durch Vertröstungen abspeisen, wenn sie ihr durch die Tagespresse mundrecht gemacht werden, und diese hatte sich mit begeistertem Eifer auf jene Schlagworte geworfen. Die Novelle war aber so beschaffen, daß sie auch nicht vorübergehend trügerische Hoffnungen zu erwecken vermochte. Deshalb ist uns

Digitized by Google

das Verhängnis einer Verschlimmerung unsrer nicht beneidenswerten Rechtszustände erspart geblieben, und es haben sich auch in dritter Lesung für die Regierungsvorlage noch weniger Stimmen zusammengefunden, als für das Umsturzgesetz seligen Angedenkens.

## Die Arbeitsverhältnisse in der Konfektionsindustrie

Nachdem in den ersten Tagen des neuen Jahres von dem kaiserlichen statistischen Amte ein Bericht über die Ergebnisse der im Laufe des Jahres 1896 angestellten Ermittlungen über die Arbeitsverhältnisse in der Kleider- und Wäschekonfektion veröffentlicht worden ist, und die Kommission für Arbeiterstatistik am 9. und 11. Januar auf Grund dieses Berichts über etwa vorzuschlagende staatliche Maßnahmen beraten hat, sei es erlaubt, hier nochmals auf den kürzlich in den Grenzboten ausführlich besprochnen Gegenstand zurückzukommen. Es wird sich dabei hauptsächlich um die bisher ersichtlich gewordne Stellung der Regierungskreise zu ihm handeln. Die sozialpolitische Bedeutung der Sache an sich ist wohl hinreichend oft und nachdrücklich betont worden, dies als gerechtfertigt erscheinen zu lassen.

Der Bericht des kaiserlichen statistischen Amts, der sich selbst nur als eine „Zusammenstellung der Ergebnisse der Ermittlungen über die Arbeitsverhältnisse in der Kleider- und Wäschekonfektion“ bezeichnet, verzichtet nach unserm Dafürhalten doch wohl zu leicht darauf, die Ergebnisse mit den Beschwerden und Behauptungen zu vergleichen, die Veranlassung zu den Ermittlungen gegeben haben. Nur in einer Frage, bei den in Abschnitt 10 des Berichts behandelten „sittlichen Zuständen in der Konfektion,“ hat das statistische Amt diesen Vergleich nicht gescheut, sondern in mustergiltiger Weise gezogen. Es hat dadurch selbst gezeigt, wie es auch bei den andern Fragen hätte verfahren können. Bei der ganz besondern Bedeutung, die zur Zeit gerade die Feststellung der amtlichen Auffassung der Verhältnisse gewinnt, und bei dem verdienten Ansehen, das der verantwortliche Berichterstatter, der Direktor des kaiserlichen statistischen Amts, Geheimrat Dr. von Scheel, als gewissenhafter Statistiker wie als wissenschaftliche Autorität unter den Sozialpolitikern genießt, möge der kurze Bericht über die „sittlichen Zustände“ hier zunächst Platz finden. Bemerkt sei dabei, daß in der Reichstagssitzung vom 12. Februar 1896 der Staatssekretär von Boetticher auch die Beschwerden über die sittlichen Zu-

Digitized by Google

stände in der Konfektion ausdrücklich als Grund und Gegenstand der zu veranstaltenden Erhebungen bezeichnet hatte. Der Bericht des statistischen Amts lautet wörtlich:

Die Erwägung, daß die schlechten Löhne und der vielfach unregelmäßige Verdienst der Konfektionsarbeiterinnen leicht dazu Anlaß geben können, daß sie durch Verwertung ihrer körperlichen Reize sich Verdienst suchen, auch dahin gehende Äußerungen in der Presse und insbesondre die auf Grund einzelner Fälle generalisirte Behauptung, daß die Mädchen vielfach von den Arbeitgebern zur Hingabe genötigt würden, legte es der Kommission nahe, auch über die sittlichen Zustände Nachforschungen zu veranlassen. Zunächst könnte man versuchen, auf Grund statistischer Angaben zu einem Urteil über die sittlichen Zustände zu kommen. Wenn sich ziffermäßig erweisen ließe, in welchem Maße die Prostituirten sich aus den Konfektionsarbeiterinnen rekrutiren, so würde dies einen ungefähren Anhalt dazu bieten. Einige statistische Angaben sind in dem vorliegenden Material enthalten. So wird aus Berlin mitgeteilt, daß sich unter 1427 Prostituirten, die vom 1. April 1894 bis 1. April 1895 neu eingeschrieben wurden, 232 „Näherinnen" befanden. In dem Bericht für München werden unter den 133 weiblichen Personen, die „gerichtlich abgewandelt" wurden, weil sie, ohne angemeldet zu sein, gewerbsmäßig Unzucht betrieben hatten, 15 „Näherinnen" gezählt. Außerdem ist zu erwähnen, daß in den 1887 im Reichsamt des Innern angestellten Ermittlungen über die Lohnverhältnisse der Arbeiterinnen in der Wäschefabrikation und Konfektionsbranche für Frankfurt a. M. berichtet wird, daß von den Ende März 1887 unter sittenpolizeilicher Kontrolle stehenden 226 Personen 98 teils in Wäsche-, teils in Konfektionsgeschäften thätig waren. Solche Angaben gestatten aber gar keine Schlüsse. Erstens sind die Berufsangaben an und für sich unsicher, zweitens ist „Näherinnen" nicht mit Konfektionsarbeiterinnen identisch, drittens kann man darnach nicht beurteilen, ob sich die „Näherinnen" in stärkerm Maße als die Personen aus andern Berufskreisen der Prostitution zuwenden; viertens beziehen sie sich nur auf die kontrollirte Prostitution, die bekanntlich nur einen Teil der wirklichen ausmacht. Wertvoller als diese Angaben sind einige Äußerungen der kompetenten Polizeibehörden über die sittlichen Zustände der Konfektionsarbeiterinnen nach ihren Beobachtungen. Es liegen solche vor über die Städte: Berlin, Breslau, Stettin, Erfurt, Köln, Herford, Bielefeld, Lübbecke, München, Nürnberg, Aschaffenburg, Aue i. S. und Stuttgart. Keine spricht sich dahin aus, daß unter den Konfektionsarbeiterinnen besonders ungünstige Zustände wahrzunehmen seien. Insbesondre wird bezüglich der Arbeiterinnen, die sich von vornherein gewerbsmäßig der Konfektion widmen und darin zu ausreichender Leistungsfähigkeit kommen, ausgesprochen, daß von besondrer Unsittlichkeit bei ihnen nicht die Rede sei und sie sich von gleichstehenden Genossinnen nicht ungünstig hervorheben. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß bezüglich Erfurts von dem dortigen Gewerberat ein von der Äußerung der Polizeibehörde abweichendes Urteil gefällt wird. Nach Lage der Verhältnisse liegt kein Grund zu der Annahme vor, daß die Konfektionsarbeiterinnen sich durch besondre Unsittlichkeit auszeichnen. Ein großer Teil derselben arbeitet in kleinen Werkstätten unter Aufsicht einer Meisterin, die regelmäßig auf Zucht und Ordnung halten wird; ein andrer großer Teil besteht aus verheirateten Heimarbeiterinnen; und für die übrigen widerspricht die Annahme, daß sie sich einen Teil des Jahres in übermäßig langer Arbeitszeit abquälen, in der ruhigern Zeit zu Prostituirten machen würden, der Natur der Dinge. Was dann die Behauptung

Digitized by Google

anbetrifft, daß es in dieser Branche vorzugsweise vorkomme, daß die Arbeiterinnen der Nötigung der Arbeitgeber zur geschlechtlichen Hingabe unterliegen, so hat dafür die Untersuchung keinerlei Material ergeben. Die Wahrscheinlichkeit spricht schon nicht dafür, weil die Arbeiterinnen in der Konfektion viel weniger als andre Kategorien von Arbeiterinnen — z. B. Ladenmädchen, Fabrikmädchen, Dienstmädchen — Gelegenheit haben, mit dem Arbeitgeber und seinen Angestellten in direkte Berührung zu kommen, die Zwischenmeisterwerkstätten aber regelmäßig von verheirateten Meistern oder deren Frauen gehalten werden, und es wird gerade diesen kleinern Werkstätten, im Gegensatz zur Fabrik, nachgerühmt, daß in ihnen gute Ordnung und Zucht auch in sittlicher Beziehung bestehen. Daß einzelne Fälle von Mißbrauch der Arbeitgeberstellung vorkommen, ist selbstverständlich — der Gewerberat für Erfurt führt dergleichen an, und in der Presse finden sich hie und da Berichte über solche Vorkommnisse, deren Wahrheit aber dahingestellt bleiben muß —, für den objektiven Beurteiler des zu Gebote stehenden Materials liegt aber auch in dieser Beziehung kein Grund vor, eine besondre Verbreitung dieses Übelstands in der Konfektion zu konstatiren. Was schließlich das Zusammenarbeiten von männlichen und weiblichen Arbeitern in demselben Raum und die etwa daraus sich ergebenden Gefahren für die Sittlichkeit anbetrifft, so kommt dasselbe im ganzen wenig vor; es ist überhaupt nicht üblich in Bielefeld, Köln, München und Nürnberg, fast gar nicht üblich in Herford; in Aue arbeitet nur die Meisterin mit männlichen Arbeitern zusammen. Auch in Berlin ist es in der Wäscheindustrie fast nie, in der Kleiderkonfektion selten zu finden, dagegen soll es in Stettin allgemein üblich sein und in Breslau die Regel bilden. Zu Bedenken in sittlicher Beziehung bietet es jedoch nirgends Anlaß.

So der Bericht des statistischen Amts über die „sittlichen Zustände.“ Über die zusammenfassende Beurteilung der Ergebnisse, die in der Sitzung der Kommission für Arbeiterstatistik am 9. und 11. Januar der, wie in den Zeitungen mitgeteilt worden ist, zum Referenten bestellte Direktor des kaiserlichen statistischen Amts doch zweifellos gegeben, und wie die Mehrheit der Kommission sich dazu gestellt hat, sind amtliche Mitteilungen bisher nicht veröffentlicht worden. Nach Lage der Verhältnisse darf man aber wohl mit Sicherheit annehmen, daß nachstehende, in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung veröffentlichte Auslassung den amtlichen Anschauungen ziemlich genau entspricht. Sie bildet jedenfalls eine höchst beachtenswerte Ergänzung vorstehender Mitteilungen aus dem Bericht des statistischen Amts selbst und lautet zur Sache selbst wörtlich:

Durch diese (die Zusammenstellung des statistischen Amts) und die davon ausgehenden Verhandlungen der Kommission ist die Grundlage für eine unbefangne Beurteilung der fraglichen Verhältnisse geschaffen, und es werden dadurch mancherlei irrige Vorstellungen berichtigt, die mangelhaft unterrichtete und nach Sensation haschende Schriftsteller und Schriftstellerinnen im Publikum verbreitet haben. Daß in der Konfektion bedeutende, leider größtenteils durch die Verwaltung und Gesetzgebung nicht zu beseitigende Mißstände bestehen, darüber ist keine Meinungsverschiedenheit. Aber unter dem Einfluß der englischen und amerikanischen Litteratur — es herrscht ja bei uns leider die Gepflogenheit, der Volkswirtschaft des Auslands ein gründlicheres Studium als der des Inlands zuzuwenden — glaubte man

Digitized by Google

nachweisen zu sollen, daß der Grundschaden der Konfektion auch bei uns das sweating system (Schwitzsystem, man adoptirte diesen geschmacklosen englischen Ausdruck mit Vergnügen) sei und dieses durch die „Zwischenmeister" herbeigeführt werde. Das hat sich als leeres Gerede erwiesen. Erstens ist das „Zwischenmeistersystem" bei uns keineswegs die vorherrschende Art der Arbeitsverfassung. Nur da, wo die Konfektion sehr ins große entwickelt ist, insbesondre in Berlin, giebt es Zwischenmeister, d. h. Personen, die zwischen dem Konfektionär und dem Arbeiter vermitteln und teils Werkstattarbeiter, teils Hausarbeiter beschäftigen. Zweitens hat sich nicht herausgestellt, daß die sogenannten Zwischenmeister einen besondern Druck auf ihre Arbeiter üben; ihr Verdienst ist durch ihre eigne Arbeitsleistung gerechtfertigt, sie sind — wo die Konfektion sich in Großbetrieben entwickelt hat — notwendige Vermittler zwischen Großkaufmann und Arbeiter. Wo die Zwischenmeister fehlen, sind die Arbeitslöhne nicht besser. Drittens ist festgestellt, daß die Arbeit in den Werkstätten der „Zwischenmeister" bessere Bedingungen bietet als die Hausarbeit und zum Teil auch als die Fabrikarbeit. Auch ist durch die Erhebungen die Fabel zerstört, daß die Konfektion besondre sittliche Übelstände fördere. Als besondre Übelstände der Konfektionsarbeit, namentlich soweit sie Hausindustrie ist, können bezeichnet werden: niedrige Löhne; zu große Willkür, die der Arbeitgeber überhaupt bei Festsetzung der Arbeitsbedingungen ausübt; mangelhafte Regelung der Arbeiterversicherung; Ungleichmäßigkeit der Beschäftigung (Saisonarbeit); überlange Arbeitsdauer während der Saison; Gefahren für die Gesundheit durch schlechte Arbeitsräume und andre Schädlichkeiten.

Die in diesen Veröffentlichungen ausgedrückte Auffassung der Regierung und der statistischen Zentralstelle des Reichs von den Ergebnissen der Ermittlungen muß natürlich Wasser auf die Mühle derer gießen, die es seit einiger Zeit für gut finden, alle Anhänger einer arbeiterfreundlichen Sozialpolitik durch die Behauptung aufzuregen, daß sich seit dem Rücktritt des preußischen Handelsministers Freiherrn von Berlepsch ein grundsätzlicher Bruch mit dieser Politik vollzogen habe. Hat doch auch unsre Besprechung der damals schon vorliegenden Vernehmungen von Auskunftspersonen vor der Kommission für Arbeiterstatistik im April 1896, wie im vorigen Heft bereits kurz erwähnt worden ist, eine auf die Sache gar nicht eingehende, aber um so gehässigere Kritik in der sozialdemokratischen Presse erfahren. Aber weder der lächerliche Vorwurf sozialdemokratischer Blätter, daß sich die Grenzboten zur Förderung jenes beweislos behaupteten arbeiterfeindlichen, von den Wortführern der Arbeitgeberinteressen gesteuerten neuesten Kurses hergeben könnten, noch etwa die gelegentliche Zustimmung der Hetzpresse andrer Richtung wird uns abhalten, unsre Genugthuung darüber auszusprechen, daß sich die mitgeteilte Auffassung in Regierungskreisen von den Arbeitsverhältnissen in der Konfektionsindustrie, wie sie jetzt auf Grund der amtlichen Ermittlungen zu Tage getreten ist, durchaus mit den seinerzeit hier dargelegten Ansichten deckt. Wir halten es für dringend nötig, daß die Untersuchung derartiger sozialer Mißstände und die Feststellung der geeigneten Mittel zu ihrer Beseitigung aus der verantwortungslosen Liebhaberarbeit unerfahrner und wenn

Digitized by Google

auch noch so wohlmeinender, doch häufig recht eitler und sensationsfreudiger Damen und junger Herren in die ernste Berufsarbeit wissenschaftlich und auch amtlich verantwortlicher reifer Männer übergehe. Wir können auch heute nur nachdrücklich das wiederholen, was wir schon im Juni 1896 in den Grenzboten ausgesprochen haben. Nicht Herr von Stumm, sondern Schäffle schrieb 1890: „Nicht weil der Sozialdemokratismus ein überlegnes Gesellschaftssystem vertritt, dem das Bestehende und Werdende in der Diskussion nicht Stand zu halten vermöchte, ist er gemeingefährlich; sondern darum ist er es, weil er, wissenschaftlich unhaltbar und praktisch undurchführbar, lediglich die radikalste Negation alles Bestehenden und der Grundgesetze geschichtlichen Werdens bildet und dennoch mit jenem Fanatismus der Sekten, der der Widerlegung ausweicht, als Volksaberglaube sich ausbreitet und das Proletariat für den radikalen Umsturz gewinnt, sammelt und organisirt." Prüft man von diesem Standpunkt aus das Verhalten so mancher volkswirtschaftlichen Forscher neuester Schule in Deutschland gegenüber der Sozialdemokratie, so wird man finden, daß, statt jenen „Volksaberglauben" mit allen Kräften, wie es die Pflicht der Wissenschaft ist, zu bekämpfen, seit Jahren immer mehr der Sozialdemokratie die Rolle eines schätzenswerten, verdienstvollen, unentbehrlichen Bundesgenossen eingeräumt wird, ihre „guten" Seiten gepriesen, ihre Fehler beschönigt werden, wie das solchen Bundesgenossen gegenüber üblich ist, und man sich so an der tiefen Korruption unsrer Arbeitermassen in unverantwortlicher Weise mitschuldig macht. Und was diese berufsmäßigen Forscher nicht unmittelbar verderben, das verderben sie mittelbar durch die Züchtung eines Heeres unberufner Forscher, jener sozialpolitischen Modeschriftsteller männlichen und weiblichen Geschlechts, die in der Schilderung alles möglichen „Elends" die einseitige Mache bis zum Virtuosentum treiben, ganz unbekümmert um die unausbleiblichen Wirkungen nach beiden Seiten, auf die „Elenden" wie auf die „Reichen." „Wahrhaftig — so sagten wir damals wörtlich —, es ist hohe Zeit, daß eine gründliche rechtswissenschaftliche Schulung das Bewußtsein der Verantwortlichkeit in der volkswirtschaftlichen Forschung wieder schärfe und der heillosen Einseitigkeit einen Damm ziehe, die den gesunden Fortgang der sozialen Reformen schon mehr zu gefährden anfängt, als ihn der Hochmut des Protzentums und die starre Orthodoxie des Manchesterleute noch zu gefährden vermag." Gerade auf dem Gebiete der Konfektionsfrage hat die „weibliche" und die „jugendliche Forschung," zum Teil unter der wissenschaftlich schwer zu verantwortenden Gevatterschaft akademischer Würdenträger, den Sozialdemokraten und ihrem „gemeingefährlichen" Wesen verhängnisvolle Handlangerdienste geleistet, ganz abgesehen von der bemitleidenswerten Rolle vieler „politischen Pastoren" schwarzer und roter Färbung. Nicht freudig genug kann man es deshalb begrüßen, daß durch die Arbeit des statistischen Amts diesem Treiben ein kräftiges Halt zugerufen worden ist, das freilich gegen den sich mit dem „Fanatismus der Sekten"

Digitized by Google

ausbreitenden „Volksaberglauben“ wieder wirkungslos verhallen wird, wenn nicht alle ehrlichen Freunde der Wahrheit, Gerechtigkeit und Nächstenliebe ihre Schuldigkeit thun.

Es ist zu wünschen, daß der schwerfällige Apparat der Kommission für Arbeiterstatistik die Ausarbeitung klar und bestimmt formulirter Vorschläge nicht allzusehr verlangsame, die die unerläßlichen staatlichen Maßnahmen zur Beseitigung der Mißstände in der Konfektionsindustrie anzubahnen haben. Wie die Verhältnisse liegen, ist kaum Monatsfrist dazu nötig, da, wie es scheint, auf weitere Erhebungen, die zur Vervollständigung des Materials an sich, wenigstens vom wissenschaftlichen Standpunkte aus, erwünscht wären, verzichtet worden ist. Sehr zu empfehlen wäre dabei auch die Veröffentlichung der Berichte der zuständigen Aufsichtsbehörden, die neben dem Vernehmungsprotokoll dem Bericht des statistischen Amts zu Grunde gelegen haben.

Die Verhandlungen des Reichstags in seiner Sitzung am 13. Januar über den Gehalt des Staatssekretärs des Innern haben es, soweit sie sich mit den Mißständen in der Konfektionsindustrie beschäftigten, als einen sehr störenden Mangel empfinden lassen, daß die Punkte, in denen sich die Kommission für Arbeiterstatistik grundsätzlich über gesetzliche oder doch staatliche Abhilfemaßregeln geeinigt hatte, auch nicht einmal am Bundesratstische bekannt waren. Daß das nicht anders hätte sein können, nachdem die Beratungen und Beschlußfassungen der genannten Kommission schon am 11. Januar zu Ende geführt worden waren, und zwar, so viel bekannt, im Reichsamt des Innern selbst unter der Teilnahme von Kommissarien dieses Amts, wird wohl niemand behaupten können. Wären die Ergebnisse dieser Kommissionsverhandlungen, ja überhaupt die Ergebnisse der Erhebungen am 13. Januar am Bundesratstische bekannt gewesen, so hätte unmöglich der Staatssekretär des Innern dem Abgeordneten Heyl zu Herrnsheim die Versicherung geben können, daß im allgemeinen die Vorschläge, die dieser Abgeordnete gemacht habe — er hatte ausdrücklich die Aufrechterhaltung des ganz verfehlten nationalliberalen Antrags vom 11. Februar 1896 erklärt —, „demnächst als solche anzusehen sein würden, die wir dem Bundesrat zu machen beabsichtigten.“ Nach dem veröffentlichten Bericht des statistischen Amts und nach dessen Ergänzung in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung paßt der Antrag des Freiherrn Heyl zu Herrnsheim und Genossen zu den Ergebnissen der amtlichen Ermittlungen wie die Faust aufs Auge. Dieser Antrag steht, wie wir seinerzeit bereits nachdrücklich betont haben, ganz und gar unter dem Bann der aus Amerika und England herübergeholten Weisheit ohne alle Rücksicht auf die in Deutschland ebenso wie in Frankreich ganz anders gestalteten Verhältnisse. Wir sehen hier wieder eine mangelhafte Orientirung am Bundesratstisch über brennende Fragen der sogenannten Arbeiterstatistik, wie wir sie bei den Verhandlungen über den hamburgischen Ausstand zu beklagen hatten. Sollte Herr von Bötticher jetzt nicht endlich einsehen, daß er



Digitized by Google

sich irrte, als er am 12. Februar 1896 die zweite Abteilung seines Reichsamts des Innern für ein ausreichendes Reichsarbeitsamt erklärte? Hoffentlich wird die Unzweckmäßigkeit und Zopfigkeit der bestehenden Einrichtungen, die auch in der Bearbeitung der Konfektionsfrage zu Tage getreten ist, zu vernünftigen Reformen führen. Wie die Rollen jetzt zwischen dem Reichsamt des Innern, der Kommission für Arbeiterstatistik und dem statistischem Amte verteilt sind, das widerspricht einfach dem gesunden Menschenverstande. Der Zopf muß fort!

# Von der Schriftstellerei

Von Th. Briz (in Berlin)

Ich weiß nicht, was ich schreiben soll — dieser Stoßseufzer entringt sich oft der Brust derer, die einen Pflichtbrief zu schreiben haben. Es ist hart, die Gedanken auf etwas richten zu müssen, was einem fern liegt und wofür das Interesse fehlt. Wo ein äußerer Zwang zum Schreiben vorliegt, stellt sich eine Schwierigkeit ein, die da nicht vorhanden ist, wo innere Neigung zum Schreiben antreibt. Die Gewohnheit, das Denken auf bestimmte Gegenstände zu richten, sich immerfort mit ihnen zu beschäftigen, zugleich diesen Gedanken die für die Veröffentlichung bestimmte Form zu geben, charakterisirt den berufsmäßigen Vielschreiber. Hat er diese Gabe nicht, so taugt er nicht zum Schriftsteller. Über die Entstehungsart schriftstellerischer Erzeugnisse aber herrschen vielfach unzutreffende Vorstellungen.

Mir hat vor einigen Jahren einmal ein Bekannter sein Erstaunen darüber ausgesprochen, daß ich immer etwas zu schreiben wisse. Ihm sei das ganz unbegreiflich; wenn er immer schreiben sollte, würde es ihm bald durchaus an Stoff fehlen. Ich stellte ihm, der ein sehr redseliger Herr war, die Frage, ob er sich denn nicht darüber wundre, daß es ihm in Freundeskreisen nie an Gesprächsstoff fehle. Er mußte mir zugeben, daß das Schreiben von dem Plaudern nicht so gar verschieden, daß es also nicht unerklärlich sei, wo der Schreibende den Stoff herbekomme. In der That ist ja das Vielschreiben nur das Vielschwatzen in einer andern Form, in einer strengern (so sollte es wenigstens sein), durchweg vornehmern Form, zu der sich von selbst und ungezwungen in dem Schriftsteller die Gedanken fügen. In dem einen wie in dem andern Falle aber ist das, was die Gedankenäußerungen hervortreibt, eine Gehirnthätigkeit, die durch die ganze Geistseseigentümlichkeit des Menschen bedingt ist, und die auszuüben ihm Bedürfnis ist. Der Drang zum Aussprechen dessen, was das Gemüt bewegt, ist bei dem Schriftsteller so gut vorhanden wie bei dem, der sein Herz dem Freunde ausschüttet, oder bei dem, der sich einen größern Kreis wählt, der in der Wirtshausstube oder im Versammlungslokal seine Weisheit an den Mann bringt. Und damit erledigt sich die Schwierigkeit, daß man „nichts zu schreiben weiß," ganz von selbst. Wie einen

Digitized by Google

jeden die täglichen Sorgen beschäftigen, wie immer sein Interesse den Gegenständen zugewandt ist, mit denen ihn seine Berufsthätigkeit oder seine sonstigen Beziehungen in Berührung bringen, wie denn auch hierüber sich auszusprechen eine Wohlthat für ihn ist, so nehmen auch die Gedanken des Schriftstellers eine bestimmte Richtung ein, so wird er durch Ereignisse oder durch Veröffentlichungen der Presse, die den Kreis seiner Interessen berühren, erregt und zum Schreiben angereizt. Er empfindet, indem er seine Gedanken dem Papier anvertraut und an die Öffentlichkeit bringt, dieselbe Befriedigung wie andre im Privatgespräch. Er schmeichelt sich vielleicht auch mit der Hoffnung, daß seine Darstellung ein wenig überzeugende Kraft habe, daß er ein Geringes wirken könne für die Verbreitung der Ideen, für die er eintritt, und er mag sich über diese Wirkung des Geschriebnen wohl oft ebenso sehr täuschen, wie mancher, der in dem Brustton der Überzeugung in persönlicher Rede seine Anschauungen verficht.

Darnach ist die Vorstellung, die sich mancher von den Vorgängen in einem Schriftstellergehirn macht, abzuändern. Es wird nicht mühsam nach Stoff gesucht und gehascht, sondern die Gedanken drängen und jagen sich, die Gegenstände der Besprechung ringen mit einander um den Vorrang, und manchmal wird es schwer, die Auswahl zu treffen. Das so arbeitende Gehirn ist wie ein Automat, der nur überwacht und geregelt zu werden braucht. Die Gedanken kommen von selbst und ungerufen, und manchmal ist es schwer, die flüchtigen festzuhalten und in Zusammenhang zu bringen. Wohl mögen Zeiten der Gedankenebbe mit Zeiten der Gedankenflut abwechseln, wohl mag auf die stärkere Erregung zeitweilig verhältnismäßige Ruhe, etwas Mattigkeit und Erschöpfung folgen. Aber daß der Stoff nie ganz ausgeht, dafür sorgt das ganze heutige so reiche und wechselvolle Leben, das in seinen verschiednen Formen und mit seinen mannichfachen, die Gemüter tief erregenden Bestrebungen immer zur Besprechung anreizt.

Das Mißtrauen gegen den Schriftsteller, besonders gegen den Tagesschriftsteller, den Zeitungsschreiber, die Vorstellung, als ob er mühsam den Stoff heranhole und sich abquälen müsse, etwas für die Blätter passendes zu finden, als ob er dabei auf „Entenjagd“ gerate und dann wenigstens willkommenen Anlaß gefunden habe, der Stoffarmut durch Widerrufen des vorher Gesagten abzuhelfen, dieses auf Unkenntnis beruhende spießbürgerliche Mißtrauen mag wohl aus einer frühern Zeit stammen, wo der Pulsschlag des öffentlichen Lebens weniger stark und lebhaft war, wo sich das Leben in ärmern Formen abspielte, die Presse viel weniger verbreitet war und mit dem Gedankenkreis des Publikums in weniger inniger Verbindung stand. Man hört wohl noch mitunter das verächtliche Wort: „Die Zeitungen müssen doch etwas zu schreiben haben,“ womit gesagt sein soll, daß das, was die Zeitungen schreiben, ziemlich überflüssig sei. Dennoch ist in der Neuzeit auch dem Spießbürger das Bewußtsein von der Bedeutung der Presse aufgegangen. Denn auch er gehört heute zu den eifrigen Zeitungslesern. Sieht man doch oft, daß sich Kleinbürger und Arbeiter mit wahrem Heißhunger auf die Zeitungen stürzen. Freilich erfordert die Ausbreitung des Lesebedürfnisses auch, daß sich der Lesestoff der Denkweise der weitesten Volkskreise anpasse. Das „Hineingreifen ins volle Menschenleben“ ist von seiner idealen Höhe herabgesunken, seitdem Goethe jenes Wort gesprochen hat. Über die Verflachung der Presse ist oft und mit Recht geklagt worden. Blätter, die sich mit Neuigkeitskrämerei beschäftigen und auf niedrigere Regungen des menschlichen Geistes spekuliren, gewinnen außerordentliche Ausbreitung und verdrängen die gediegnern Blätter. Und doch steht das Herabsinken der Presse mit der ganzen Entwicklung des modernen Lebens in

Digitized by Google

notwendigem Zusammenhang. Das Emporsteigen der untern Volksschichten, ihre Teilnahme an dem geistigen Leben der Nation mußte zu Anfang manche unerquickliche Erscheinung mit sich bringen. Besserung des Lesestoffs läßt sich nur durch Läuterung und Veredlung des Geschmacks der Lesenden, durch Hebung der Volksbildung allmählich bewirken. Die Zeitung, die der Mann aus dem Volke liest, ist das Bindeglied zwischen ihm und der großen Welt; sie übermittelt ihm auch aus engerm Kreise in andrer Form das, was er sonst durch Gespräch erfährt. Sie muß seinem täglichen gewöhnlichen Gedankenkreise angemessen, muß der echte Sprechsaal des Volkes sein. Dem Zeitungschreiber aber wird es um so eher gelingen, den rechten Ausdruck zu finden für das, was das Volk bewegt, je näher seine eigne Denkart der des Volkes verwandt ist, je mehr er mit dem Volk empfindet und seine Anschauungsweise versteht. Heute sorgt ein harter Konkurrenzkampf dafür, daß dem Geschmack der Leser aus allen Bevölkerungsklassen Rechnung getragen wird. Das Publikum zwingt die Presse in seinen Dienst, und dabei ist sie nicht auf der wünschenswerten Höhe stehen geblieben.

Auch die an sich wünschenswerte Ausbreitung des Interesses an politischen Fragen hat doch eine Behandlung der Politik mit sich geführt, die nicht mit Unrecht öfter als geschmacklos und einer wahren Volksbildung nachteilig bezeichnet worden ist. Das Werben um die Volksseele, das beständige Hineinpredigen auf das Volk hat dazu genötigt, die Politik dem Volke mundgerecht zu machen. Die Schwäche und die mangelhafte Begründung der politischen Glaubensbekenntnisse hindert nicht ihre Ausbreitung. Das Denken wird in eine einförmige Richtung gezwängt; die im Parteikampf gebrauchten Gründe und Schlagwörter wiederholen sich. Diese Einförmigkeit wird aber nie von den Parteifreunden, sondern immer nur von den Parteigegnern als ermüdend und langweilig empfunden. Und das Urteil der Parteigegner ist nicht ganz unverdächtig. Der Vorwurf, daß oft Gesagtes wiederholt werde, macht manchmal den Eindruck, daß man damit nur die Kraft der gegnerischen Gründe abschwächen wolle. In den Redekämpfen des Parlaments wie in dem Kampf der Presse kehrt beständig der Vorwurf wieder, man habe das, was dieser oder jener Parteiführer sage, was das eine oder andre Parteiorgan schreibe, schon unzähligemale gehört, daher könne es keinen Eindruck machen und sei höchst überflüssig. Von den Parteifreunden aber wird dem Redner Beifall geklatscht; es wird hervorgehoben, wie treffend seine Bemerkungen seien. Ähnlich ist es mit den Urteilen über die Äußerungen der Presse.

Sollten wir denn nun annehmen, daß es gewisse Parteien verstehen, immer neues vorzubringen, andre dagegen immer nur das alte wiederholen? Nein, die so erhobnen Vorwürfe sind in gewissem Sinne berechtigt, und doch betrifft der Tadel etwas, was von allen Erörterungen über die Gegenstände und Verhältnisse des menschlichen Lebens unzertrennlich ist. Es ist das Alte in immer neuer Form, was für die Menschheit ewig seinen Reiz behält. Wenn das Gesagte oder Geschriebne einem augenblicklichen lebhaften Empfinden Ausdruck giebt, wenn es an untrüglichen Merkmalen als der Ausdruck solches Empfindens erkannt wird, so vollbringt es seine Wirkung auf die Gleichgestimmten, wenn sie auch Ähnliches schon früher gehört haben.

Sind wir denn wirklich, mögen wir uns in Alltags- oder in Sonntagsstimmung befinden, immer so anspruchsvoll mit Bezug auf das „Neue," und können wir es sein? Ben Akiba hier als Autorität anzuführen, würde nicht „neu" sein. Einen hübschen Ausdruck aber hat Goethe dem Gefühl der Bedrückung über den unvermeidlichen Mangel an Originalität gegeben:

Digitized by Google

Man rühmt ihm dies, man preist ihm das:
Er wäre gar gerne auch etwas.
Wie er soll wirken, schaffen, lieben,
Das steht ja alles schon geschrieben
Und, was noch schlimmer ist, gedruckt.
Da steht der junge Mensch verduckt,
Und endlich wird ihm offenbar:
Er sei nur, was ein andrer war.

Es kann nicht ernst gemeint sein, daß wir uns grämen sollten über die Unmöglichkeit, dem Menschenleben mit allen seinen Problemen ganz und gar neue Seiten abzugewinnen. Die tiefsten und herrlichsten Gedanken der Weisen verlieren nicht dadurch an Wert, daß andre vor ihnen ähnlich dachten und empfanden; wir werden nicht die überlieferten Geistesschätze der Vorzeit durchstöbern, um ihnen ein Plagiat nachweisen zu können. Weil wir den Vorfahren verwandt sind, Menschen wie sie, mit ähnlichen Anlagen geboren, darum nimmt bei uns das Denken, das Fühlen, die Leidenschaft ähnlichen Ausdruck an und entspricht doch immer einem Bedürfnis, das bei uns mit derselben Ursprünglichkeit und Stärke vorhanden ist wie bei ihnen. Wir haben dasselbe lebhafte, immer rege Verlangen, dem Ausdruck zu geben, was uns bewegt, oder das zu vernehmen, was sich uns als der treueste, zutreffendste Ausdruck des eignen Gefühls bekundet. Das Schöne, das Große, das Erhabne wirkt auf uns mit der unmittelbaren Gewalt, die es immer über das menschliche Gemüt übte und immer behalten wird. Wir haben das Bedürfnis, zu bewundern, zu verehren, zu lieben, wie das, zu hassen, wenn sich auch dabei die Empfindungen der Einzelnen kreuzen.

Neu war nicht das Christentum, nicht die Lehre Luthers; neu war so wenig der Darwinismus wie das Keplersche System. Weltbewegende Ideen, Glaubenssysteme, die die Gemüter der Menschen tief erregt haben, sind nie plötzlich aufgetreten; sie waren vorbereitet in dem Denken der Menschheit, wir finden ihre Keime lange vor der Zeit, wo sie festere Gestalt annahmen. Wissenschaftliche Wahrheiten von großer Bedeutung wurden nicht auf einmal entdeckt; es bedurfte, um sie zu finden, wiederholter Anläufe, bei denen man ihnen immer etwas näher kam. Aber wenn auch die Geistesarbeit der Menschheit nur durch ein Zusammenwirken vieler geschaffen wird, so hat doch der Einzelne, der hieran mitwirkt, jedesmal eine eigne, selbständige Arbeit zu leisten, und in seinem Innern findet eine Neuschöpfung statt. Große Menschen mit starken, ursprünglichen Anlagen haben sich durch tiefe Seelenkämpfe durchgerungen zu den Glaubenslehren, die mit zündender Kraft auf die Zeitgenossen wirkten, weil diese selbst in ihrem Innern die Wahrheit der verkündeten Lehre empfanden, und weil die verknöcherten Satzungen der Überlieferung sie kalt ließen. Die Geistesthätigkeit der Männer, die den Wissensschatz der Menschheit durch wertvolle Entdeckungen bereicherten, war etwas individuelles, ihnen eigentümliches. Der ganze schon gesammelte Vorrat menschlicher Erkenntnis war für sie nur ein Hilfsmittel; der ihnen selbst innewohnende Drang zum Forschen und Erkennen war die schaffende Kraft, durch deren Wirken der Fortschritt der Menschheit so wesentlich gefördert wird.

Und wie in den großen, so ist es in den kleinen Dingen des Lebens. Die Bedürfnisse des lebenden Geschlechts, bedingt durch die Beschaffenheit der menschlichen Natur wie durch alle die Verhältnisse, worin der Mensch aufwächst und lebt, diese mit unwiderstehlicher Macht sich geltend machenden Bedürfnisse sind der Rechtsanspruch, kraft dessen wir die Zeitfragen und Tagesfragen mit all dem Eifer erörtern, mit dem es geschieht. Weil sich die Aufgabe der Menschheit immer wieder

Digitized by Google

erneuert, und weil in dem Menschen ein Bewußtsein lebt von einer ihm obliegenden Aufgabe, weil von jedem Einzelnen aufs neue der Kampf aufgenommen werden muß um alles, was das Leben wertvoll macht, weil menschliches Glück und Wohlbefinden, im weitesten Sinne des Wortes verstanden, auch in seiner edelsten Bedeutung dem Menschen nicht als reife Frucht zufällt, sondern im Kampfe mit widrigen Mächten errungen werden muß, darum drängen sich den Menschen immer wieder die alten Fragen auf, wie das Leben richtig zu führen sei, wie der Erwerb zu sichern, wie das Staatswesen zu ordnen sei. Und weil das menschliche Leben so viel reicher und mannichfacher geworden ist, weil sich die menschlichen Bedürfnisse vervielfacht haben, und damit auch der Kampf um die Güter des Lebens schärfer geworden ist, so ist auch der Meinungskampf schärfer geworden, wie er denn auch viel mehr als früher an die Öffentlichkeit tritt und allgemeine Teilnahme findet.

Einförmigkeit aber, das Wiederholen derselben Redensarten, ist nicht bloß für den politischen Meinungskampf charakteristisch. Wir finden dieselbe Erscheinung auch da, wo das Hauptinteresse den engern Verhältnissen zugewandt ist, wo der Beruf oder die häuslichen Angelegenheiten den täglichen Gegenstand der Erörterung bilden. Hat dich nie ein Bekannter durch allzu ausführliche Darlegung seiner Berufssorgen und Berufsschwierigkeiten gelangweilt, nie eine Mutter durch beständiges Rühmen der Vorzüge ihrer Kinder? hast du nie Gelegenheit gehabt, zu beobachten, daß ein paar alte Freunde täglich ziemlich dieselben Gesprächsgegenstände mit einander verhandelten, dabei leidenschaftlich bis zur Gefahr gründlicher Entzweiung mit einander stritten und sich nach diesem täglichen Gedankenaustausch immer wieder sehnten und ihn aufsuchten? oder daß ein Elternpaar um die Kindererziehung oder die häuslichen Angelegenheiten einen niemals endenden Kampf führte, dessen tägliche Erneuerung ihnen dennoch ein unentbehrliches Bedürfnis war?

Je stärker das Interesse für irgend einen Gegenstand ist, desto lebhafter ist das Bedürfnis, sich mit diesem Gegenstande fortwährend zu beschäftigen. Und je fester die Überzeugung ist, daß gerade das, was wir wollen, das Richtige sein müsse, desto lebhafter ist der Unwille über den Widerspruch, den wir finden, über die Verstocktheit, die sich unsern Gründen verschließt. Darum wundert euch nicht, daß Rede und Gegenrede über politische Fragen immer ihren Reiz behält für die, die sich berufsmäßig mit der Politik beschäftigen; urteilt auch nicht zu hart über die politischen Kampfhähne, die im Eifer wohl einmal des Guten zu viel thun. Es ist merkwürdig: gerade in Zeiten, wo gewisse politische Fragen den Hauptgegenstand der Erörterung bilden, oder fast nur eine einzige wichtige Frage, wie in einem Wahlkampfe, wo beständig auf das Volk eingepredigt wird, um es von der Wichtigkeit dieser Frage zu überzeugen, erschöpft sich doch nicht das Interesse an dem Gegenstande, die geistige Spannung erhält sich bis zum Tage der Entscheidung. Es ist merkwürdig und doch wohl verständlich, da von dieser Entscheidung so viel abhängt, daher auf beiden Seiten alle Kraft darauf verwandt wird, sie in dem gewünschten Sinne herbeizuführen. Die massenhaften Reden des amerikanischen Silberagitators Bryan sind schwerlich sehr reich an Abwechslung gewesen, sie drehten sich um die zur Genüge erörterte Tagesfrage; dennoch lohnte ihn stets stürmischer, brausender Beifall. Seine Anstrengungen freilich waren nutzlos, weil die von ihm verfochtene Sache zu schlecht war, als daß man durch Advokatenkünste die Mehrheit des Volkes für sie hätte gewinnen können. Wochenlang ist Tag für Tag in den Blättern der Vereinigten Staaten die Silberfrage erörtert worden, hat dieselbe Frage das Tagesgespräch gebildet. Ähnliche Zeiten der Erregung haben auch wir durchgemacht, und es wird wohl manchem andern so ergangen sein wie mir, daß in solcher Zeit

Digitized by Google

das Zeitungslesen für ihn das meiste Interesse hatte. Man findet manches Urteil in den Blättern, mit dem man übereinstimmt; man wird auch angeregt durch die Ausführungen der Gegner. Man „weiß" in solcher Zeit am meisten, weil die innere Erregung nach Ausdruck verlangt.

Überdies aber bietet auch außer der Zeit der Wahlkämpfe die Tagespolitik ein reiches, immer wechselvolles Bild dar. Namentlich die deutsche Politik hat in den letzten Jahren fast einen „sensationellen Charakter" gehabt. Die politischen Vorgänge in Deutschland haben nicht nur in Deutschland selbst, sondern auch im Auslande große Aufmerksamkeit erregt. Und wenn es auch nicht wahr ist, was den Zeitungschreibern nachgesagt wird, daß sie künstlich Erregung hervorzubringen suchten, weil das ihr Geschäft so mit sich bringe, so muß doch zugegeben werden, daß in den Vorgängen selbst etwas liegt, was ihnen ihre Aufgabe sehr erleichtert. Dabei haben wieder die Betrachtungen eine gewisse Einförmigkeit, und dennoch erklärt es die Bedeutung der Gegenstände, daß man immer wieder auf sie zurückkommt. Wenn der Kaiser die Rekruten vereidigt oder einen Trinkspruch ausbringt, wenn der Alte im Sachsenwalde seine Stimme erschallen läßt, so erhalten wir keine neuen Aufschlüsse über die Denkart dieser hohen Herren, die ist längst bekannt, und doch setzen sich jedesmal im Inlande wie im Auslande die Federn in Bewegung.

Daß die Leidenschaften im Parteikampf erregt werden, ist oft genug tadelnd hervorgehoben worden. Und gewiß, es wäre herrlich, wenn wir alle mit einander in Frieden leben könnten. Niemandem aber kann es zum Vorwurf gemacht werden, daß er das Böse, das Verkehrte bekämpft. Nie sind tiefwurzelnde Übel durch akademische Erörterungen beseitigt worden, nie hat Ungerechtigkeit ohne Kampf ihren Besitz preisgegeben. In großen, für die Geschicke der Völker wichtigen Ereignissen ist Leidenschaft und Erregung die treibende Kraft gewesen. Wenn aber auch der Besserungseifer berechtigt ist, so ist es doch bedauerlich, daß wir uns so wenig darüber einigen können, wo das Böse und Verkehrte steckt. Da meint der eine, die Juden seien an allem Übel schuld. Ich schwärme nicht für das antisemitische Programm, aber ich kann es begreifen, daß, wenn jemand glaubt, unser Volk könne erst dann von allen Leiden genesen, das Leben könne erst dann reizvoll werden, wenn die Juden aus dem Lande gejagt oder unschädlich gemacht, zu Staatsbürgern zweiter Klasse gemacht seien, er seine Kraft daran wendet, das durchzusetzen. Und wenn mich die Einförmigkeit antisemitischer Blätter in Erstaunen setzt, wenn ich mich darüber wundre, daß die beständig wiederholten Betrachtungen über die Schlechtigkeit der Juden für die Leser einen Reiz behalten, so finde ich doch die Erklärung dafür in der ganz eigentümlichen Denkweise des Antisemiten. Den Antisemiten langweilt jedes Gespräch, das sich nicht um die Juden dreht. Er fühlt sich erst in seinem Elemente, wenn er seinem Ärger über die „fremde Rasse" in möglichst kräftigen Ausdrücken Luft machen kann. Was Wunder, daß er auch beim Lesen nach derselben Kost verlangt! Ebenso will der echte, eingeschworne Anhänger des agrarischen Programms alle Tage von der „Not der Landwirtschaft" und des ganzen „Mittelstandes" und von der Notwendigkeit durchgreifender „Reformen" hören, der Sozialist von dem Übel des „Kapitalismus" und von der Verderbnis der „Bourgeoisie." Andre sehen in der „Nebenregierung" oder im „Militarismus" die Wurzel alles Übels. Und wer diese Ansicht teilt, wird auch davon überzeugt sein, daß diese Übel nur durch kräftigen Unwillen beseitigt werden können. Denn die „Nebenregierung" und der „Militarismus" haben sehr mächtige Stützen.

Wo ist nun in allen diesen Kämpfen das Wahre und Richtige zu finden?

Digitized by Google

Leider haben sie eine sehr ernste Seite. Denn das Wahre und Richtige muß bei Strafe von den Völkern gefunden werden, und wenn Warnungen verachtet wurden, haben Völker durch schwere Erfahrungen über ihre Irrtümer belehrt werden müssen. Mitunter aber könnte es scheinen, als wenn das Hin- und Herschwanken der Wage zwischen den Parteien nicht durch ernste Notwendigkeit, durch die unabweisbaren Bedürfnisse der Völker bestimmt würde, sondern durch Willkür und Laune, durch ein Bedürfnis nach Wechsel, das man der Modesucht der Frauen vergleichen könnte. In den Ländern, wo der Volkswille die Gesetzgebung beherrscht, sehen wir, daß von der einen Wahlperiode zur andern die herrschende Partei die gesetzgeberische Macht an die Gegner abgeben muß. Ist man der Versprechungen und Schlagwörter der einen Partei müde geworden, sieht man, daß ihre Leistungen den Erwartungen nicht entsprechen, so versucht man es zur Abwechslung einmal mit den Gegnern und findet nach einigen Jahren heraus, daß sie es auch nicht besser machen. Dies Hin- und Herschwanken der Volksmeinung von der einen Parteigruppe zur andern innerhalb einer Wahlperiode hat sich zeitweilig auch bei uns bemerkbar gemacht, wenn auch nicht in so starkem Grade, wie denn bei unsern politischen Verhältnissen diese Schwankungen die Gesetzgebung weniger stark beeinflußten als in andern Ländern. Deutlicher aber ist ein Wechsel der Anschauungen in längern Zeiträumen bemerkbar, an dem sich nicht bloß unser Volk, sondern mehr oder weniger die ganze Kulturmenschheit beteiligt. Auf religiösem Gebiete wechseln Skeptizismus, Freigeisterei oder kirchlicher Liberalismus und Orthodoxie mit einander ab, auf politischem Konservatismus und Liberalismus, mit denen neuerdings der Sozialismus um die Herrschaft ringt, diese jugendkräftig dastehende Geistesrichtung, die zum Teil auch die außerhalb der eigentlichen Partei stehenden Volksschichten durchsäuert. Dieser Wechsel stellt sich dann oft als ein Gegensatz zwischen Alten und Jungen dar. Die Jungen brüsten sich mit ihrer Weisheit, verwerfen und verachten die Ideale des ältern Geschlechts. Mir fällt dabei ein, daß ich einmal einen alten Hofbesitzer, der den Besitz an seinen Sohn abgegeben hatte, wehmütig klagen hörte, es sei, als ob die Söhne einen gewissen Widerwillen gegen das hätten, was die Väter geschaffen haben. Der Vater hatte vor dem Hause Bäume gepflanzt und mit Sorgfalt großgezogen. Der Sohn hieb die Bäume um, weil er meinte, sie nähmen zu viel Licht weg und schadeten der Gesundheit. Zu der Väter Zeiten hatte man solche Sorgen nicht gekannt; da betrachtete man den Baum vor dem Hause als einen Schmuck.

Woher kommt die Opposition der Jugend? Bei regierenden Fürstenhäusern hat man von einer Kronprinzenpolitik gesprochen, die zu der Politik des regierenden Fürsten im Gegensatz stehe. In engern Verhältnissen kommt aber ähnliches vor. Die Söhne stehen oft unter einem Zwange, der ihre Thatkraft hemmt, sie am selbständigen Handeln nach eignem Gutdünken hindert; daher verrichten sie die im Auftrage des Vaters ausgeübte Thätigkeit mit einem gewissen Widerwillen. Es werden ihnen zu einseitig Lehren gepredigt, für die sie kein Verständnis haben. Sie sind scharfe Kritiker, und oft mag ja ihre Kritik berechtigt sein. Sie erkennen die Mängel der Methoden oder Anschauungen der Väter. Das Alter ist geneigt, an dem Gewohnten festzuhalten, wenn die Zeitverhältnisse eine Änderung des Verfahrens erfordern. Ist es so auf dem Gebiete der privaten und geschäftlichen Thätigkeit, so mögen ähnliche Ursachen den Wechsel der Anschauungen im öffentlichen Leben bewirken. Wer nicht glaubt, daß das, was in einem Falle richtig war, es immer sein müsse, der wird auch zugeben, daß politische Grundsätze nicht starr und unbeweglich sein und für alle Verhältnisse und Zeiten gleichmäßig Geltung haben

Digitized by Google

können, sondern daß die Aufgabe der Politik darin besteht, das, was in jedem Falle not thut, herauszufinden. Der menschliche Geist aber ist geneigt, nach einmal gemachten Erfahrungen zu urteilen, besonders auch die in der Jugend empfangnen Eindrücke zäh festzuhalten. Daher die Einseitigkeit, die Neigung, zu weit in einer Richtung zu gehen, bis Umkehr nötig wird, bis das Pendel nach der andern Seite ausschlägt, und dann vielleicht wieder zu weit.

Auch die menschlichen Ideale leiden an der Unvollkommenheit alles Menschlichen. Sie sind der Gefahr ausgesetzt, ihren Wert und ihre Kraft zu verlieren, besonders wenn sich mißbräuchlicherweise unlautere und selbstsüchtige Beweggründe mit dem Ideal zu decken suchen. Wenn die Ideale zu inhaltschweren Schlagwörtern werden, die das Herz kalt lassen, so ist der Kampf gegen den Mißbrauch berechtigt.

Ist es dann aber nicht sehr traurig, daß sich das Denken der Menschheit sozusagen im Kreise bewegt, und könnte man nicht daran zweifeln, ob die Menschheit auch nur ein wenig vernünftiger wird, wenn aus den Irrtümern des einen Geschlechts das nachfolgende nur die Lehre zieht, daß man zu der Weisheit der Großväter zurückkehren müsse? Erinnern wir uns des Lessingschen Wortes, daß nicht der Besitz der Wahrheit, der für den Menschen nicht zu erlangen sei, sondern das immerwährende Streben nach der Wahrheit dem Menschenleben seinen Wert verleihe. Der Wert der Ideale liegt in ihrer veredelnden Kraft, und diese ihre Wirkung zu prüfen, dazu sind wir viel eher imstande, als zu entscheiden, ob sie unbedingte Wahrheit enthalten. Aber auch wer in gewissen Idealen unbedingte Wahrheit zu besitzen meint, wird doch, wenn er milde und gerecht urteilt, zugeben, daß der Irrende, der sich redlich bemüht, die Wahrheit zu finden, Verzeihung finden darf. Wie begreiflich auch der Wunsch sein mag, daß sich Ideale, die man selbst hoch hält, von Geschlecht zu Geschlecht vererben, es sollte doch bedacht werden, ob nicht gerade das allzu eifrige Bestreben, die Ideale gleichsam festzulegen und gegen die Schwankungen der Zeitströmungen zu schützen, eine der beabsichtigten entgegengesetzte Wirkung hervorbringt, ob nicht dadurch die Oppositionslust der Jugend geweckt wird. Die Erfahrung hat oft gelehrt, daß der Einfluß des Elternhauses und der Schule auf das heranwachsende Geschlecht nicht Stand hält gegen moderne Einwirkungen, gegen die man Geist und Gemüt der Jugend nicht abschließen kann, daß, je aufdringlicher die Versuche an die Jugend herantreten, Denken und Empfinden von vornherein für eine bestimmte Geistesrichtung gefangen zu nehmen, desto lebhafter oft der dadurch erregte Unwille ist. Das oben angeführte Goethische Wort ist insofern wahr und zutreffend, als in jedem denkenden und urteilsfähigen Menschen sich der Drang nach Selbständigkeit geltend machen und er das Recht beanspruchen wird, die höchsten und wichtigsten Fragen des Lebens nach eigner reiflicher Prüfung zu entscheiden.

Wer sich nicht durch pessimistische Anwandlungen den Blick trüben läßt, wird durch den Wechsel der Zeitströmungen und den Wirrwar der Tagesmeinungen hindurch dennoch einen Fortschritt der Menschheit entdecken; er wird auch, ob er manches Verkehrte zu tadeln findet, den Glauben festhalten an die Tüchtigkeit und Jugendkraft unsers Volkes, das sich kaum erst einen würdigen Platz unter den Völkern erstritten hat, und das die den gesunden Sinn umwuchernden Ranken des Irrtums abstreifen wird.

Die aber, die dem Volke seine geistige Tageskost zubereiten, die seine Lehrer und Erzieher sein sollten, werden ihren Beruf dann am treuesten erfüllen, wenn sie sich nicht sklavisch der Tagesmeinung unterwerfen und ihren Wandlungen an-



Digitized by Google

zupassen suchen, sondern die Überzeugung vertreten, die sie sich durch reifliche Prüfung der Verhältnisse gebildet haben. Sie allerdings, als Kinder ihrer Zeit, werden beeinflußt sein von den Geistesströmungen der Gegenwart. Die Übereinstimmung zwischen dem Zeitungschreiber und dem Publikum besteht darin oder sollte darin bestehen, daß sich den Gleichgestimmten ähnliche Wahrnehmungen aufdrängen, und daß der Wortführer der Menge aus eignem Empfinden heraus so redet, wie allen zu Mute ist.

Aber haben denn die Zeitungschreiber überhaupt einen Beruf? Bismarck hat sie als Leute, die ihren Beruf verfehlt haben, bezeichnet. Das mag insofern richtig sein, als es wohl verhältnismäßig recht selten vorkommt oder bisher wenigstens vorgekommen ist, daß sich jemand auf diesen Beruf von früher Jugend an förmlich vorbereitet. An der Presse wirken viele mit, die einen andern Beruf aufgegeben haben, und oft haben sie in ihrem frühern Beruf Schiffbruch gelitten. Ich gebe zu, daß dadurch der Dilettantismus in der Tagespresse gefördert worden ist. Die Presse aber hat sich auch erst in der Neuzeit zu ihrer heutigen Bedeutung emporgearbeitet und befindet sich gewissermaßen in einer Übergangszeit. Aus dem Urteil Bismarcks spricht die herkömmliche Geringschätzung, die so oft von den Praktikern, den Männern der That, den von Onkel Bräsig verächtlich als „Drähnhartels“ bezeichneten Männern des Worts bezeigt worden ist. Wie oft aber war das Wort der Vorläufer der That! wie oft wurde die Saat zu geschichtlichen Ereignissen von Männern der Feder ausgestreut! Der journalistische Stand hat, wie jeder andre, seine unsaubern Bestandteile; er ist besonders in heutiger Zeit der Versuchung ausgesetzt, seiner idealen Bestimmung untreu zu werden. Daß aber ein Beruf, nach dessen Thätigkeit in der Gegenwart offenbar ein lebhaftes Bedürfnis vorhanden ist, überflüssig sei, kann Bismarck unmöglich im Ernst gemeint haben; weiß er doch selbst die Bedeutung des gesprochnen und geschriebnen Wortes wohl zu schätzen, ist er doch selbst ein Meister der Rede und Schrift, und hat er doch selbst von der Macht der Presse den ausgiebigsten Gebrauch gemacht.

Was mich betrifft, so kann ich wohl sagen, daß, obgleich ich mich erst in spätern Jahren der schriftstellerischen Thätigkeit zugewendet habe, ich doch darin erst meinen wirklichen Beruf gefunden habe, wenn der wahre Beruf des Menschen der ist, zu dem er am meisten Anlage und Neigung in sich verspürt. Schulung und Übung hat unendlich viel dazu gethan, daß ich mich in diesem Beruf nach dem Verlassen eines andern erst wieder heimisch fand. Mein Denken und mein Interesse hat sich andern Gegenständen zugewandt als früher. Daß ich mich jemals zum politischen Tagesschriftsteller ausbilden könnte, hätte ich in frühern Jahren nicht geglaubt, und ich würde jeden ausgelacht haben, der es mir prophezeit hätte. Die Neigung zur Schriftstellerei hat sich erst im Laufe der Zeit bei mir ausgebildet. Dennoch glaube ich bei einem Rückblick in die Vergangenheit in den Beschäftigungen meiner Kindheit schon eine Anlage zu entdecken, die mich gewissermaßen zu meinem jetzigen Beruf eben so sehr befähigte, wie sie mir die praktische Thätigkeit erschwert hat, die Neigung zu träumerisch sinnender Betrachtung, zum Ausspinnen von Gedankenreihen.

Digitized by Google

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Nationaler Egoismus in verschiednen Gestalten. Die Saturday Review preist die Reden, mit denen Cecil Rhodes von seinen Afrikanern Abschied genommen hat, als eine Selbstkritik ersten Ranges. Nun ist er wieder er selbst, ruft sie; kein feiges Leugnen, keine schwächlichen Entschuldigungen und Ausflüchte mehr! „Ich nahm Pondoland, so umschreibt sie das, was in seinen Worten auf seine britischen Richter abzielt, und ihr danktet mir; ich drängte die Portugiesen zurück, und ihr riefst mir Beifall zu; mit meinem eignen Gelde und auf meine Gefahr erwarb ich für euch das Maschona- und Matebelegebiet und machte euch zu Herren von ganz Südafrika, und ihr prieset mich als Eroberer und ernanntet mich zum geheimen Rat eurer Königin. Und jetzt wollt ihr mich einem Verhör unterwerfen und nach abstrakten Rechtsgrundsätzen richten, weil es mir nicht gelungen ist, auch noch Transvaal und das übrige euerm Reiche einzuverleiben? Was für eine gemeine Heuchelei! Habt ihr Lord Kimberley bestraft, oder die Diamantfelder ihren rechtmäßigen Eigentümern, denen er sie gestohlen hat, zurückgegeben? Wer anders war es als Sir Henry Loch, euer Bevollmächtigter (High Commissioner), der den Bürgern von Johannesburg den Gedanken an Empörung eingegeben hat? Den habt ihr mit der Pairswürde belohnt, und mich wollt ihr dafür bestrafen, daß ich seine Weisungen auf meine Kosten auszuführen versucht habe?“ Wahrlich, fügt das Hochtoryorgan hinzu, Rhodes war berechtigt, unsre „salbungsvolle Gerechtigkeit“ zu verspotten, und in der folgenden Nummer werden ein paar Aussprüche von Macaulay angeführt, in denen er sagt, daß vor einem Sittengericht kein einziger großer Mann bestehe, daß aber große Männer nach dem Gesamteindruck beurteilt werden müßten, den ihre Persönlichkeit macht, und nach dem, was sie für ihr Vaterland geleistet haben. Die Dienste eines solchen Mannes wie Rhodes, lautet das Endurteil der Saturday Review, können wir nicht entbehren. Niemand wird ein andres Urteil erwartet haben; wir halten es für selbstverständlich und führen es nur an, weil auch daraus wieder hervorgeht, wie wenig die Engländer daran denken, auf die Vollendung ihrer afrikanischen Eroberungen zu verzichten. Und gleichzeitig baut Rußland, ohne Lärm, an seinen ostasiatischen Bahnen weiter, mit denen es die Beherrschung und Ausbeutung chinesischer Gebiete vorbereitet. Und es scheint, daß die reichen Aussichten, die sich ihm hier eröffnen, sein Gelüst nach Indien schwächen und ihm die Bundesgenossenschaft Englands vorteilhafter erscheinen lassen als die Feindschaft seines europäischen Grenznachbars in Asien. Wenigstens schlägt die Petersburger Wjedomosti ein Abkommen zwischen der russischen und der englischen Regierung vor, wonach englische Schiffe in den Häfen des Schwarzen Meeres russisches Getreide für die hungernden Indier holen sollen, wodurch beiden Reichen ein wertvoller Dienst geleistet würde. Und man spürt nichts davon, daß sich die englische Regierung durch die russischen Sympathien, die in ihrer unmittelbarsten Nähe, in einer Indierversammlung in London am 28. Dezember vorigen Jahres, laut geworden sind, besonders beunruhigt fühlte. Die beiden Mächte werden finden, daß es thöricht wäre, einander durch Kriegsdrohungen und Kriege zu schwächen und zu hindern, und daß es weit bequemer für sie ist, wenn sie sich über die Teilung des etwa noch vorhandnen Restes der Erde in Frieden einigen; und so werden sie fortfahren, in Ruhe zu verspeisen, was da kreucht, fleucht und schwimmt, den Salmen und den Hahnen. Bruder Michel aber sitzt dazwischen, als der umgekehrte Koblenzer Goethe: ein Weltkind

Digitized by Google

rechts, ein Weltkind links, Prophete in der Mitten; Prophete insofern, als er viel darüber phantasirt, was alles er sich wohl in Zukunft in den fünf Erdteilen aneignen könnte, möchte, dürfte, sollte.

Da nun zur Ausführung von Weltmachtplänen vor allem Geld gehört, so steht es damit recht schwach, wenn man nach den Debatten über den Miquelschen Schuldentilgungsplan urteilen darf. Denn der Widerstand gegen diesen entspringt besonders der Besorgnis, die gesetzliche Festlegung der Schuldentilgung könne in schlechten Jahren zu Steuererhöhungen nötigen. Für Steuererhöhungen schwärmen nun aber, abgesehen von dem Zentrum und den Freisinnigen, auch die Nationalliberalen nicht im mindesten, wahrscheinlich auch die Konservativen nicht. Der nationalliberale Abgeordnete Bueck empfahl die Vorlage, die u. a. auch Überschüsse der Staatsbahnen in der bisherigen Höhe zur Voraussetzung hat, mit der Begründung, so könne es nicht fortgehen; „neue Steuern zur Deckung der Schulden können wir doch nicht erheben, die großen Massen haben dafür kein Verständnis.“ Würden sie mehr Verständnis haben, wenn es sich um andre Zwecke handelte? darf man wohl fragen. Bisher, meint derselbe Abgeordnete, habe nur die „verwerfliche“ Verkehrssteuer die Verzinsung unsrer Schulden ermöglicht. Es dürfte nicht leicht eine Steuer geben, die nicht von irgend einer großen oder einflußreichen Partei als verwerflich bezeichnet würde. Bisher haben gute Patrioten ihre Hoffnung immer darauf gesetzt, daß aus Tabak, Schnaps und Bier mehr herausgeschlagen werden könnte. Nun hat aber in derselben Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses, am 13. Januar, der Abgeordnete Sattler den „Vorwurf“ Bachems, die Nationalliberalen hätten für das Tabakmonopol gestimmt, mit Entrüstung zurückgewiesen. „Es ist eine unwahre Behauptung, daß wir für das Tabakmonopol gestimmt haben (Zuruf Bachems: Tabaksteuer!). Reden Sie sich nicht heraus! Auch gegen die Tabaksteuer haben wir zum großen Teil gestimmt. Man sollte sich erst überlegen, was man sagt, ehe man zu solchen Wahlmanövern greift.“ Darin liegt doch, daß es eine ernsthafte Gefahr für den Bestand einer Partei ist, wenn sie in den Verdacht gerät, sie könnte das teuerste Heiligtum der Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts, ihre Cigarren, antasten wollen. Aus dem Schnaps wird jetzt schon, das darf man den Konservativen glauben, so viel herausgepreßt, daß ein weiteres Anziehen der Schraube den Konsum stark vermindern und diese Einnahmequelle versiegen lassen würde, und an das Bier darf gar nicht getippt werden, wenn man nicht alle Wähler in Nord und Süd rebellisch machen will. So beschränkt sich denn unser nationaler Egoismus mit seinen Äußerungen vorläufig auf das unermüdliche Predigen nationaler Gesinnung, auf die Bekämpfung der Nichtdeutschen im deutschen Reiche, die weder das Leben daheim erfreulicher macht, noch unsre Machtmittel für etwaige Kämpfe gegen äußere Feinde vermehrt, und auf das Bestreben, in unserm bei den gegenwärtigen Weltverhältnissen nicht übermäßig großen Hause und namentlich in seinen Finanzen wenigstens recht gut Ordnung zu halten. Und dieses dritte ist ja ohne Zweifel sehr löblich und sehr viel wert. Wohin ist Italien mit seiner patriotischen Begeisterung gelangt, die freilich nur zum kleinern Teile echt war, zum größern Teil aber nur die Hülle für andre, weniger ehrenwerte Gefühle und Bestrebungen! Wenn man die am Ende des vorigen Jahres enthüllten Übervorteilungen des Staates betrachtet, die bei Eisenbahnbauten verübt worden sind, so versteht man auch, wie es gekommen ist, daß die Onorevoli jederzeit für Erhöhung des Militär- und Flottenetats zu haben waren. Und so verwickelte man sich denn, teils von der Gewinnsucht der Geldleute, teils von einem ganz unklaren Patriotismus getrieben, in unverständige Unternehmungen, deren un-

Digitized by Google

glücklicher Ausgang vorauszusehen war. Die Folge davon ist ein Steuerdruck, der nicht allein zusammen mit einer schlechten Agrarverfassung fortwährend Arbeiterrevolten erzeugt, sondern sogar die Fabrikanten zwingt, die Arbeit einzustellen. Aus Mailand, Brianza, Lecco, Bergamo, Brescia und Venezien wird der Frankfurter Zeitung gemeldet, daß viele Seidenfabrikanten durch Schließung ihrer Fabriken gegen das unaufhörliche Anziehen der Steuerschraube protestiren, und daß sie die Handelskammern von Como und Udine dringend um die Unterstützung ihrer Bestrebungen gebeten haben. Weil Kohlengas in Italien teuer, und die elektrische Beleuchtung wegen der Unregelmäßigkeit des Wasserstandes der treibenden Flüsse nicht überall durchführbar ist, wäre die Einführung des Acetylengases sehr erwünscht. Es haben sich denn auch in Mailand wie in Rom schon Kapitalistengesellschaften zur Herstellung von Calcium-Carbid gebildet. Flugs ist Herr Luzzatti dabei und plant eine Steuer, die das vierfache von dem Werte des Produktes betragen würde, erdrosselt also das Kindlein schon vor seiner Geburt.

Wunderbare Gestalten zeigt der nationale Egoismus der Deutsch-Österreicher; für die Judenherrschaft haben sie die Herrschaft der polnischen Schlachta eingetauscht. Nur einmal haben sie sich, wie wir seinerzeit anmerkten, im Abgeordnetenhause dagegen aufgebäumt. Als jedoch neuerdings, am 12. und 13. Januar, die einzigen beiden galizischen Abgeordneten, die nicht Adelsvertreter sind, Dr. Lewakowski und der Ruthene Romanczuk, die galizischen Wahlmißbräuche noch einmal zur Sprache brachten, um die bevorstehenden Wahlen zu sichern, fanden sie außer dem Demokraten Pernerstorffer keinen Helfer; die Masse der Deutschen ließ sich die Gelegenheit entgehen, das polnische Ministerium unmöglich zu machen.

Das Überspannen des Bogens. Da die ganze agrarische Bewegung unverständig ist, so ist es nicht zu verwundern, daß bei ihren gesetzgeberischen Versuchen Unsinn herauskommt, daß die Ausführung ihrer Pläne an den thatsächlich bestehenden Verhältnissen scheitert. Das Wort „Utopien," das der Kaiser einmal von der agrarischen Bewegung brauchte, bezog sich wohl hauptsächlich auf die sogenannten „großen Mittel," den Antrag Kanitz und die Doppelwährung. Aber eine Utopie ist die Absicht der künstlichen Preisbeeinflussung überhaupt. Und mögen die „kleinen Mittel" den Agrariern minderwertig, weil minder wirksam erscheinen, so ist doch auch ihre Anwendung mit den wirtschaftlichen Gesetzen unverträglich und ruft Störungen des wirtschaftlichen Lebens hervor. Diese Gefahr scheinen die Gesetzgeber nicht genügend erkannt zu haben, und da sie einmal bemüht waren, die schmollenden Agrarier zu versöhnen, ließen sie sich auf die Politik der kleinen Mittel als das geringere Übel ein, indem sie dabei für etwaige üble Folgen den Agrariern die Schuld zuschoben, eine Entschuldigung, die eigentlich für gewissenhafte Gesetzgeber nicht gelten sollte. Damit war der wirtschaftliche Aberglaube legalisirt. Die Agrarier hatten ja so lange „wissenschaftlich" bewiesen, daß die Theorie von einer Preisbildung durch Nachfrage und Angebot in die Rumpelkammer gehöre. Nun sollte sich in der Praxis die neue agrarische Weisheit bewähren, und darauf wurden besondre Hoffnungen gesetzt. Unter den kleinen Mitteln wird von den Agrariern dem Börsengesetz besondre Bedeutung beigelegt. Denn es handelt sich ja darum, die Probe zu machen, ob man den verhaßten Börsianern die Macht der Preisbildung, die man in ihren Händen wähnt, entreißen kann. Mit dieser Macht läßt sich viel anfangen; Pflicht der Gesetzgebung aber ist es, sie, die eine Macht zum Bösen in den Händen der Getreidehändler ist, in eine Macht zum Guten zu verwandeln, die sie in den Händen der Agrarier sein würde.

Digitized by Google

Daß in diesem Kampf der Guten wider die Schlechten, als was den Agrariern die Ausführung ihres Programms erscheint, außergewöhnliche Maßregeln berechtigt sind, daß die Schlechten sich nicht derselben wirtschaftlichen Freiheit erfreuen dürfen wie die Guten, ist ja selbstverständlich. Die Gesetzgebung übt leider gegen die von den Agrariern längst aufgedeckten täglich gegen den Wohlstand und die Gesundheit des Volkes verübten Verbrechen noch immer zu große Nachsicht. Sie duldet es weiter, daß das Geld, das das Volk für die von ihm verbrauchten Fettstoffe ausgiebt, in die verkehrten „Taschen" gerät, daß die Margarine ihre für die Gesundheit der Konsumenten so bedrohlichen Wirkungen weiter im Verborgnen ausübt. Sie duldet weiter die von den Agrariern entdeckte Verseuchung der inländischen Viehbestände durch die Einfuhr vom Auslande. Wenn nun in Sachen des Börsenhandels die Gesetzgebung ein klein wenig gesunde Einsicht bewiesen hat, so ist es den Agrariern fürwahr nicht zu verdenken, daß sie die ihnen eingeräumte Macht auch auszunutzen suchen. Wenn die Gesetzgebung die alten Vorurteile noch immer festhält und sich nicht dazu entschließen kann, den Getreidehandel den Feinden des Volkswohls zu entreißen und in die Hände der Volksfreunde zu legen, so ist es doch nur eine bescheidne Forderung, daß den Volksfreunden wenigstens die Aufsicht über das verbrecherische Treiben an der Börse gestattet werde. Es darf nicht länger geduldet werden, daß Mikroben in das Mehl eingeschmuggelt und falsche Preise gemacht werden. Zwar behaupten die Agrarier nicht Sachverständige zu sein in dem Sinne, daß sie mit allen Praktiken des Getreidehandels an der Börse Bescheid wüßten; wenn sie hierbei mitthun wollen, fallen sie meistens hinein. Aber diese Art von Sachverständigkeit ist auch gar nicht nötig; ja der ehrliche Mann wird sich diese verführerische Kunst nicht anzueignen suchen. Wer mit redlichem Reformeifer an die Börse geht, wird das Schlechte, von dessen Vorhandensein er von vornherein überzeugt ist, schon finden. Die Agrarier gehen nicht als Fachmänner, sondern als Schüler an die Börse; sie wollen in das Geheimnis, das sich dort birgt, zum Frommen des Volkes immer tiefer eindringen, und wenn ihren wohlwollenden Absichten Hindernisse bereitet werden, so gilt ihnen das als der beste Beweis dafür, daß sich an der Börse ein verbrecherisches Treiben mit dem Schleier des Geheimnisses deckt, und daß das Volkswohl dringend die Enthüllung dieses Geheimnisses fordert.

Etwas anders sehen die Getreidehändler die Sache an. Sie meinen, ihr Geschäft sei wie andre Geschäfte, und sie brauchten sich die Vorschriften der Agrarier ebensowenig gefallen zu lassen, wie es etwa die Herren Großgrundbesitzer dulden würden, daß ihnen Vorschriften über das Säen und Pflügen auf ihrem Acker gemacht würden. Besonders aber müßte es doch den Agrariern selbst klar sein, wie sie sich die von ihnen geplanten Eingriffe in die Börsengeschäfte denken. Soll die Festsetzung der Preise selbst, über die sich Käufer und Verkäufer einigen, „beaufsichtigt" werden? Man ist gewohnt, den Kampf um den Preis als einen Vorgang zu betrachten, bei dem den Handelnden selbst die Wahrnehmung ihrer Interessen überlassen bleibt, da Käufer und Verkäufer das gleiche Interesse daran haben, daß keine Übervorteilung durch Fälschung des Preises stattfinde. Und wie wäre ein Gebot denkbar, das den Käufer zwänge, für die von ihm begehrte Ware mehr zu zahlen, als ihm gut scheint, oder den Verkäufer sie zu einem andern Preise abzulassen, als er mit seinen Interessen vereinbar hält? Oder soll die Preisnotirung „beaufsichtigt" werden? Der Wert aller Preisverzeichnungen beruht sicher darauf, daß sie überall, wo man sich darnach richtet, als das getreueste Bild einer Preisbewegung betrachtet wird, die nicht von denen „gemacht" wird, die sie ver-

Digitized by Google

zeichnen, sondern die von der Lage des Weltmarkts abhängt. Kurz, wie wir auch die Absichten der Agrarier zergliedern mögen, überall treffen wir die Wahnvorstellung, daß die Preisbildung in der Willkür einzelner Menschen liege. Inzwischen hat sich auch gezeigt, daß die Natur mächtiger ist als die Menschen. Auf dem Weltmarkt hat ein Steigen der Preise stattgefunden, das nicht der Wirkung irgend welcher gesetzgeberischen Experimente zugeschrieben werden kann. Was aber gilt den Agrariern eine Wohlthat, die der Landwirtschaft nicht durch ihre Gesetzeskunst zu teil wird! Um diese Kunst zu zeigen, muß der Kampf gegen die Getreidebörse fortgesetzt werden. Darum zetern die Agrarier darüber, daß ihnen durch das Auswandern der Börsenmänner nach dem Feenpalast ihre Beute entschlüpft ist. Darum rufen sie weiter nach der Gesetzgebung. Ja was soll denn die Gesetzgebung? Hindern, daß Käufer und Verkäufer zum Austausch ihrer Ware zusammenkommen? Die Gesetzgebung wird darüber zu entscheiden haben, ob sie sich weiter auf die Bahn des Unsinns drängen lassen oder sich von der Botmäßigkeit der Agrarier frei machen will.

# Litteratur

**Schleswig-Holstein meerumschlungen in Wort und Bild.** Herausgegeben von Hippolyt Haas, Hermann Krumm und Fritz Stoltenberg. Kiel, Lipsius und Tischer. Preis geb. 15 Mark.

Dieses Werk wurde durch die Schleswig-Holsteinische Landesausstellung vom vorigen Jahre hervorgerufen, ist aber weit über den ursprünglich festgesetzten Umfang hinausgewachsen und als starker Kleinfolioband von 470 Seiten in vornehmster Druckausstattung mit nahezu 500 Abbildungen das Muster eines Prachtwerks zur Heimatkunde geworden, wie man es jedem deutschen Lande wünschen möchte. Die Versuche, solche Werke zu schaffen, haben in unserm Jahrhundert in Deutschland nie aufgehört, und es ist, von Freiligrath-Schückings „Malerischem und romantischem Westphalen“ an bis auf die fünfbändige, unter H. W. Riehls Leitung herausgegebne „Bavaria, Landes- und Volkskunde des Königreichs Baiern“ manches Vorzügliche entstanden, aber nach einem einheitlichen Plane ist man bisher bei uns noch nicht vorgegangen, und auf die wirklichen, naheliegenden Bedürfnisse des Volkes, das sich vor allem seiner Heimat freuen will, hat man selten genügend Rücksicht genommen. Die Freude an der Heimat zu wecken und zu nähren ist nun dieses Werk über Schleswig-Holstein besonders geeignet; nur schade, daß sein an und für sich mäßiger Preis doch die Verbreitung bis in die untersten Volkskreise hindert — möge es wenigstens überall in die Volksbibliotheken gestiftet und, wo es angeht, zu Prämienzwecken benutzt werden! Geschaffen ist das Buch, sowohl sein Text wie seine Illustration, natürlich von Schleswig-Holsteinern und solchen Angehörigen andrer deutscher Stämme, die in dem meerumschlungnen Lande heimisch geworden sind; außer den Herausgebern haben siebzehn Schriftsteller und dreizehn Maler und Zeichner daran mitgearbeitet. Das könnte nun ein große Verschiedenheit der Beiträge zur Folge gehabt haben, doch ist das nicht der Fall, jeder Mitarbeiter

Digitized by Google

begriff, um was es sich handelte, und die treffliche Einteilung des Stoffes sorgte dafür, daß aus den Teilen ein Ganzes zusammenwuchs. Eingeleitet wird das Buch poetisch durch ein facsimilirtes Gedicht von Klaus Groth, darauf folgt eine prosaische Einleitung von einem der Herausgeber, und daran schließen sich Kapitel allgemeinen Inhalts: „Die Landesgeschichte," „Zur geologischen Bodenbeschaffenheit," „Tierwelt, Jagd und Fischerei," „Die Pflanzenwelt," „Die bildende Kunst," „Handwerk und Gewerbe," „Dichter und Schriftsteller," „Musik und Musiker." Alle diese Kapitel sind wissenschaftlich gehalten, aber auf den praktischen Zweck des Buches berechnet. So bietet z. B. das Kapitel über die Dichter und Schriftsteller nicht etwa ein genaues Verzeichnis aller Schleswig-Holsteiner, die jemals litterarisch thätig gewesen sind, sondern vortreffliche Charakteristiken der hervorragendsten schleswig-holsteinischen Dichter vom Standpunkte der allgemein deutschen Litteraturgeschichte und einer die höchsten Ansprüche stellenden Ästhetik, so daß dieser Abschnitt zu einer kritischen Einführung in die schleswig-holsteinische Dichtung wird, die nur klärend und befruchtend wirken kann. Die Beschreibung des Landes ist auf dreizehn Kapitel verteilt, was schon deshalb nötig war, weil die schleswig-holsteinischen Landschaften eine viel größere Verschiedenheit unter sich zeigen, als man auswärts glaubt. Neben den lieblichen Hügel-, Wald- und Wasserlandschaften des Ostens stehen die öden Haiden der Mitte und des Nordwestens und der Kranz der Marschen im Südwesten und Westen, die wieder im Charakter von einander stark abweichen. Es ist der Verlagsbuchhandlung gelungen, fast für jeden der zu schildernden Gegenden sowohl den richtigen Mann der Feder wie den richtigen Zeichner zu finden; wenn auch die Methode vielfach abweicht, hier die Naturschilderung, dort die historische Beschreibung vorwiegt, in der Gesamtheit ist fast immer ein treues Bild der Landschaft, mag sie nun Angeln oder Dithmarschen, Lauenburg oder Eiderstedt heißen, erreicht worden. Auch die Zeichnungen weichen im Stil vielfach voneinander ab, hier haben wir die nüchtern-korrekte Wiedergabe der alten Schule, dort die die Stimmung über alles stellende der modernen — immer aber ist ein charakteristischer Eindruck erzeugt. Und es sind nicht bloß Landschaften dargestellt, sondern auch alle möglichen die Kultur charakterisirenden Gegenstände; selbst Menschentypen und sittenschildernde Bilder fehlen nicht und lassen uns fast vergessen, daß ein zusammenfassendes Kapitel über den Menschenschlag, Sitte und Brauch fehlt, das Material hierzu in den Einzelartikeln zerstreut ist. Wir verhehlen uns auch nicht, daß ein solches Kapitel in unsrer alles ausgleichenden Zeit schwer zu schreiben gewesen wäre. Dafür sind zum Schluß wieder vortreffliche allgemeine Artikel gegeben, über die Landwirtschaft, die Industrie, den Handel und die Schiffahrt und endlich über die deutsche Marine, deren Wachsen und Gedeihen ja mit dem Besitz Schleswig-Holsteins untrennbar verbunden ist, und wir können nur wiederholen, daß in dem Gesamtwerk ein Muster vorliegt, das nachzuahmen man in jedem deutschen Lande aufs eifrigste bestrebt sein sollte. Die Pflege der Heimatkunde und damit der Liebe zur Heimat ist in unsern Tagen eine soziale Pflicht.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# Unser Offiziersersatz

Unter dieser Überschrift ist kürzlich in den Grenzboten ein Aufsatz mit treffenden Bemerkungen erschienen. Er hat ohne Zweifel einen aktiven oder aktiv gewesenen Offizier zum Verfasser, und damit hängen seine Vorzüge wie seine Mängel zusammen. Vielleicht ist es von Wert, nun auch jemand über die Sache zu hören, der nicht dem aktiven Offizierstande angehört.

Unsre Offiziere rekrutiren sich heute von zwei Seiten her, aus der Kadettenschule und aus den Avantageuren. Die Kadettenschulen bilden den festen Kern, denn wie auch immer die Sache gestaltet werden mag, so sind die Erleichterungen, die die Kadettenschule den Eltern der Zöglinge gewährt, so bedeutend, daß man in absehbarer Zeit immer auf die volle Besetzung dieser Anstalten wird rechnen können. Von einer Vermehrung der Offiziere, die aus der Kadettenschule hervorgehen, ist aber sicherlich abzusehen; denn die Nachteile einer Erziehung ausschließlich für den Offizierstand und ausschließlich unter Genossen, die diesem Stande zustreben, dazu noch einer Erziehung im Internat und fern von dem Familienkreise können nur dann ausgeglichen werden, wenn die, die aus diesen Anstalten hervorgegangen sind, die Minderzahl bilden, die sich abschleifen und vervollkommnen kann und muß in dem Kreise der Kameraden, die ihre Erziehung im Elternhause und unter Schulkameraden genossen haben, die den verschiedensten Lebensberufen zustreben. Welche Einseitigkeit und Beschränktheit und welche Geringschätzung gegen alle andern Stände würden wir unter unsern Offizieren entstehen sehen, wenn einmal die Mehrzahl aus den Kadettenschulen — und wären sie auch noch so musterhaft — hervorginge!

Bietet nun aber unser Avantageurwesen genügende Gewähr, daß der aus ihm hervorgehende Offizier nicht einem beschränkten Standesbewußtsein verfalle.



Digitized by Google

das mit um so mehr Geringschätzung auf andre Menschen heruntersieht, je weniger sein Inhaber eine Ahnung davon hat, welche Summe von Kenntnissen und Tüchtigkeit heute in andern Berufen dazu gehört, es auch nur einigermaßen vorwärts zu bringen?

Die heutige Heranbildung des Avantageurs bietet in dieser Hinsicht kaum eine genügende Sicherheit. Nicht deshalb, weil ein Teil aus den sogenannten „Pressen" hervorgeht. Diese Pressen sind zwar schon oft hart angegriffen worden; thatsächlich läßt sich aber nicht nur eine ganze Reihe sehr tüchtiger und gebildeter Offiziere nennen, die durch solche Pressen gegangen sind, und die später nachgeholt haben, was sie in jüngern Jahren versäumt hatten, sondern es lassen sich auch Anstalten namhaft machen, die, was Gewissenhaftigkeit der Lehrer und persönliche Tüchtigkeit der Vorstände anlangt, mustergiltig sind. Wo es in dieser Hinsicht fehlt, kann mit gründlichen Prüfungen derer, die aus minderwertigen Pressen hervorgegangen sind, mit Leichtigkeit abgeholfen werden. Wenn man will, hat man das in der Hand.

Der Übelstand liegt in unserm Avantageurwesen selbst, darin, daß der Avantageur von dem Tage seines Eintritts ins Heer an erklärt: ich will Offizier werden. Dieser Embryo, der abgeschieden von Mannschaft und Einjährigen zu außergewöhnlicher Zeit in irgend einer Ecke des Kasernenhofs seine Dressur durchmacht, ist nicht nur eine bemitleidenswerte und mehr oder weniger komische Figur, hier wie im Kasino, in das er von Anfang an zur Erweiterung der Kluft zwischen ihm und der übrigen Mannschaft eintritt, die Sache hat auch ihre sehr ernste Seite. Vom ersten Tage ab zum zukünftigen Offizier gestempelt, wird er mit andern Augen angesehen und sieht selbst alles mit andern Augen an, und darüber wird die ganze Mannschafts- und Unteroffizierzeit, die er durchmacht, zu einer bloßen Spiegelfechterei; in Fleisch und Blut geht ihm die Erfahrung dieser Zeit nicht über, weil sie nicht unbefangen genossen wird, sondern von vornherein als das Übel einer Durchgangszeit — und zwar einer recht drückenden Durchgangszeit — hingenommen wird und werden muß. Daher kommt es, daß nachher der Offizier so oft nicht mit der Mannschaft fühlt und empfindet, daß er ihr innerlich fremd, manchmal sogar mit Geringschätzung gegenübersteht und häufig nur den Vorgesetzten hervorzukehren weiß, aber nicht den erfahrnern und gereiftern ältern Kameraden; der wird nur gelegentlich einmal bei einer Paradeansprache ausposaunt, während auf dem Marsch, in der Hitze des Manövertags, im Biwak selten das freundliche, warme Wort gefunden wird, das der Mannschaft zum Herzen spricht und ihr die Überzeugung beibringt, daß sie nicht nur zum „Schlauchen" da sei, sondern daß sie um eines höhern Zweckes willen ihre Pflicht zu erfüllen habe, unter Vorgesetzten, die bei aller Strenge und Festigkeit ein Herz für sie haben und sie verstehen. Hier fehlt es, im Avantageurwesen. Dies muß abgeschafft werden!

Digitized by Google

Aber woher sollen wir denn unsre Offiziere nehmen, soweit sie nicht von den Kadettenanstalten geliefert werden? Nun, aus den Einjährig-Freiwilligen. Diese ganze Einrichtung hat ja nur einen Sinn, sofern sie uns tüchtige Offiziere und Unteroffiziere von besserer Schulbildung liefert. Der Einjährige, der es nicht über den Gefreiten hinausbringt, hat seine Vergünstigung mit Unrecht genossen. So gut aber brauchbare Reserveoffiziere aus der Zahl der Einjährigen hervorgehen, ebensogut kann ihnen doch der aktive Offizier entnommen werden. Damit würde zunächst der Gegensatz zwischen aktivem und Reserveoffizier wegfallen, der heute nicht nur dem einberufnen Reserveoffizier manche unangenehme Stunde verursacht, sondern auch den aktiven jüngern Offizier verhindert, den vollen Vorteil aus dem Verkehr mit Angehörigen andrer Berufsklassen zu ziehen, den ihm sonst das wochenlange dienstliche und kameradschaftliche Zusammensein mit solchen alljährlich bieten würde. Sodann aber würde der künftige Offizier nicht von Anbeginn seiner Soldatenlaufbahn an dazu gestempelt, sondern in den Stand gesetzt werden, sich nach seinem Eintritt noch einmal selber zu prüfen, ob er sich zur weitern Verfolgung dieser Laufbahn berufen fühlt oder nicht. Kommt er bei dieser Selbstprüfung zu einer Verneinung, so kann er ohne Scham zurücktreten und sich darauf beschränken, Reserveoffizier zu werden. Kommt er zur Bejahung, so wird diese auf einer tiefern und klarern Überzeugung beruhen, und damit werden auch die beklagten zahlreichen Abgänge von Fähnrichen und jungen Offizieren seltener werden. Endlich aber wird der Offizier, wenn er aus den Einjährigen hervorgegangen ist, eine wirkliche und nicht bloß eine nachgemachte Mannschaftszeit durchlebt haben, die für ihn nicht nur genußreicher und erinnerungswerter sein wird als die heutige Kasinodressur, sondern die ihm auch ein Segen für seine ganze spätere Laufbahn sein wird, gerade in der Richtung, die mit Recht als der wichtigste Teil seines Berufs betont worden ist, in der Richtung auf den Volkserzieher. Wer erziehen will, muß sich in die Seele des Zöglings versetzen können, und dazu muß er unbefangen das Leben des Zöglings selbst durchlebt haben. Die schlechtesten Lehrer sind die, denen ihre Bubenstreiche alle entfallen sind, oder die sich überhaupt keiner zu erinnern haben.

Das ist aber nur die eine Seite der Sache. Die andre ist: wir würden damit auch einen zahlreichern Ersatz gewinnen. So wie die Dinge heute liegen, wird sich ein tüchtiger Einjähriger nur selten entschließen, überzutreten und Offizier zu werden, weil er sich, abgesehen von der Ungewöhnlichkeit des Schritts, sagen wird, daß er damit von vornherein im Nachteil sei gegenüber jedem, der als Avantageur eingetreten ist, und an Dienstalter verliere. Er würde auf diese Entschließung verzichten, auch wenn er im Laufe seiner Dienstzeit sähe, daß er nicht nur die Fähigkeit zu diesem Berufe, sondern auch Freude daran hätte. Man glaube nicht, daß es nur wenige seien, denen es so geht. Und die schlechtesten Offiziere wären es gewiß auch nicht, die sich

Digitized by Google

erst aus der Kenntnis des Soldatenlebens heraus zu diesem Berufe entschlössen.

Eins müßte dann allerdings noch hinzugefügt werden: die Vorpatentirung des Gymnasialabiturienten, da sonst immer noch ein Preis darauf gesetzt wäre, möglichst frühzeitig, unmittelbar nach Erlangung der Primareife, auf die Offizierslaufbahn loszugehen. Diese jungen Offiziere haben überhaupt ihr bedenkliches. Man wende nicht ein, daß einer nicht erst mit zwanzig bis einundzwanzig Jahren Offizier werden dürfe, da er sonst bei einer vierzehnjährigen Subalternoffizierzeit erst mit vierunddreißig bis fünfunddreißig Jahren Hauptmann werden könne. Diese vierzehn Jahre sind eben zu lang; der alte Premierleutnant, der, immer noch zu Fuß, zum wer weiß wie vieltenmale dieselben Übungen mitmacht, ist keine erfreuliche Figur.

Nun wird man sagen: wenn wir eine durchschnittlich siebenjährige Hauptmannszeit zu Grunde legen, so müssen wir eine vierzehnjährige Subalternoffizierzeit hinnehmen, wenn wir die Normalzahl von zwei Subalternoffizieren für die Kompagnie im Frieden festhalten wollen. Dieses Rechenexempel scheint sehr einfach, aber es giebt doch noch eine andre Lösung. Man ziehe die Reserveoffiziere heran. Seit vielen Jahren haben wir entweder überschüssige Juristen oder unverwendbare Forstleute und Philologen, unter denen stets eine namhafte Zahl von Reserveoffizieren ist. Eröffnet man diesen die Möglichkeit, für einen bestimmten Zeitraum in den aktiven Dienst einzutreten, indem man ihnen diese Zeit in ihrem Staatsdienst anrechnet, so wird man damit nicht nur die Kriegsbrauchbarkeit des ganzen Reserveoffizierstandes wesentlich erhöhen, sondern auch die Subalternoffizierzeit des aktiven Offiziers bedeutend verkürzen können, ganz zu schweigen von der stärkern Durchmengung unsrer jüngern Offiziere mit Leuten, die einen andern Bildungsgang durchgemacht haben; der Vorteil hiervon liegt auf der Hand. Nicht minder wichtig aber dürfte das sein, daß man dann etwas weniger zur Pensionirung junger Hauptleute genötigt sein würde, sondern es auch ohne dieses mißliebige Mittel erreichen würde, das Durchschnittsalter der Beförderung zum Hauptmann auf dreißig bis einunddreißig Jahre, die Leutnantszeit auf zehn bis elf Jahre zu bringen. Dies würde aber auch wieder gut auf den Offiziersatz zurückwirken; denn heute besinnt sich doch so mancher, ob er vierzehn Jahre lang vom Zuschuß der Eltern leben und Subalterndienste thun will, um dann vielleicht als junger Hauptmann „abgesägt“ zu werden.

Digitized by Google

# Die Verkehrsmittel in Deutsch-Ostafrika

Von Hans Wagner (in Frankfurt a. d. O.)

Solange es in Deutsch-Ostafrika Handelsverkehr giebt, ist Menschenkraft ausschließlich das Mittel der Warenbewegung gewesen. Daß sich dieses primitivste aller Verkehrsmittel bis auf den heutigen Tag gehalten hat und voraussichtlich in dem größern Teile unsrer Kolonie noch jahrzehntelang halten wird, daran ist nicht die Tsetsefliege schuld, die nach der veralteten Meinung einiger Schriftsteller die Anwendung von Lasttieren verbietet, auch nicht die schlechten Wegeverhältnisse, sondern es ist begründet in der Geschichte des Karawanenverkehrs, der konservativ an seinen Gewohnheiten festhält.

Die Handelsbeziehungen des innern Ostafrikas zur Küste wurden hervorgerufen durch die gesteigerte Nachfrage nach Sklaven in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts. Vorher bestand zwischen Küste und Inland kaum mehr als ein geringer Hausirhandel. 1820 aber wurde in dem Gebiete von Sansibar die Gewürznelkenkultur eingeführt und kam bald zu hoher Blüte. Sie erforderte jedoch große Sklavenmassen. Die Wanjamwesi, die bis dahin den Bedarf der Araber an Hausssklaven gedeckt hatten, konnten die Nachfrage nicht mehr befriedigen, sie nahmen daher arabische Händler mit in ihr Land, damit sie von dort aus an der Quelle selbst die begehrte Ware suchen möchten. So entstand in den zwanziger Jahren die erste arabische Niederlassung in Innerafrika und zwar in Tabora. Der Handel hob sich seitdem, da soziale Verhältnisse die Araber immer mehr nötigten, ihren Beruf, die Landwirtschaft, mit dem Karawanenhandel zu vertauschen. Als neuer, wichtigster Handelsartikel kam Elfenbein hinzu. Dennoch lag keine Veranlassung vor, die Träger durch ein neues Transportmittel zu ersetzen, im Gegenteil, man mußte sie beibehalten. Denn die Menge der Tauschwaren war gering, sie bestand aus wenigen Ballen Stoffen, Perlen usw., aber der Karawanenführer bedurfte zu seinem Unternehmen etwas viel wichtigeres: ein Schutz- und Trutzmittel gegen die feindlichen Stämme, in deren Gebiet er eindringen wollte. So ist und bleibt das erste Erfordernis eines arabischen Handelsunternehmens die Schar bewaffneter Sklaven, die außer ihren Waffen auf dem Hinwege noch die wenigen erforderlichen Tauschwaren

Digitized by Google

tragen, während die erbeuteten oder erhandelten Sklaven auf dem Rückwege kostenlos den Transport bewerkstelligen. Sklaven waren und sind demnach eine Ware, die nicht nur sich selbst transportirt, sondern noch andre Waren dazu. Weshalb hätte also der Araber neue Transportmittel ersinnen oder einführen sollen, die teuer waren und außerdem seine Beweglichkeit mehr hinderten, als das lenksamste und rentabelste aller Haustiere, der Sklave! Wo er etwas andres, etwas besondres zum Transport brauchte, hat er es sich auch verschafft, z. B. Maskatesel zum Reiten. Nur wenig bekannt scheint übrigens die Thatsache zu sein, daß der Araber von Tabora aus den Transport seiner Waren zur Küste sehr oft kostenlos bewerkstelligen kann, indem sich Waniamwesiträger, die nach der Küste wollen, für diese Reise in seinen Schutz begeben und als Entgelt für diesen Schutz und für Verpflegung ihre Arbeitskraft hergeben.

Für den arabischen Händler giebt es also kaum ein billigeres Verkehrsmittel als Träger. In ganz anderm Lichte erscheinen diese aber vom Standpunkt der deutschen Kolonisationsbestrebungen. Angehörigen christlicher Staaten ist es in Deutsch-Ostafrika verboten, Sklaven zu halten. Wollen sie also Waren transportiren lassen, so müssen sie sich Träger mieten, wodurch sich nach amtlichen Berechnungen die Transportkosten auf 4 Mark 80 Pfennige bei 100 Kilometer Weges für eine Last (= 65 Pfund) stellen. Bei solchen Unkosten ist es bisher europäischen Unternehmern unmöglich gewesen, die Handelskonkurrenz der arabischen und indischen Händler zu ertragen. Nur dem bekannten Irländer Stokes war es möglich, sich zu behaupten und ein weitverzweigtes innerafrikanisches Speditionsgeschäft zu errichten. Da er der Schwiegersohn eines Waniamwesihäuptlings war, so standen ihm stets billige und zahlreiche Träger zur Verfügung, während europäische Karawanenunternehmer von der Gunst indischer Vermittler abhängig sind. Stuhlmann z. B. hat an Sewa Hadschi, der jetzt fast ein Monopol für Bildung von Karawanen hat, für Anwerbung von Trägern zu der Expedition des Emin Pascha 18000 Mark Provision zahlen müssen. Europäern wird also die Teilnahme am Karawanenhandel verschlossen oder wenigstens sehr erschwert werden, solange man sich der Träger bedient. Weit mehr fällt aber noch ins Gewicht die Rücksicht auf den Plantagenbau. Durch die Trägereinrichtung werden dem Plantagenbau die Arbeitskräfte entzogen. Der Elfenbeinhandel setzt jährlich etwa eine halbe Million Menschen in Bewegung. Nach Reichard passiren allein Mpwapwa jährlich 100000 Menschen. Exportirt werden jährlich aus Deutsch-Ostafrika 200000 Kilogramm Elfenbein im Werte von 800000 Dollars. Wie gering ist der Wert der Ware gegenüber den zu ihrem Transport verwendeten Menschenkräften! Das Trägerwesen schädigt also den Plantagenbau in unsrer Kolonie schwer, indem es den so oft beklagten Arbeitermangel hervorruft. Allerdings wird man diesem Übelstande kaum durch Verbesserung der Verkehrsmittel

Digitized by Google

allein abhelfen. Das könnte in erfolgreicher Weise nur dadurch geschehen, daß man den Arabern mit ihren Sklaven einen lohnendern Erwerb durch Plantagenkulturen eröffnete und sie aus den Wucherkrallen der Inder befreite, die allein aus dem Elfenbeinhandel Vorteil ziehen und ihre Schuldner an ihn fesseln.

Wie sollen nun die Verkehrsmittel in Deutsch-Ostafrika verbessert werden? Unsre Kolonie ist fast eine Insel zu nennen, die großen Seebecken an ihrer West-, Nordwest- und Südwestseite machen zusammen mit der östlichen Meergrenzung ihre Lage fast zu einer insularen. Leider stehen diese großen Wasserbecken nur in geringer Beziehung zu unsrer Kolonie, ihre Abflüsse, Nil, Lukuga, Shire, führen in das Kolonialgebiet fremder Staaten. Es ist daher anzunehmen, daß der Handelsverkehr, wenn er sich in dem Gebiete dieser Seenplatte einst in regerer Weise als bisher entwickeln sollte, den Weg auf den billigsten Verkehrsstraßen, den Flußläufen, nach dem Nil, dem Kongo und dem Sambesi, nehmen würde. Die deutsche Kolonie würde dann kaum imstande sein, einen siegreichen Kampf gegen dieses natürliche Verkehrsmonopol der benachbarten Kolonien durchzufechten. In Frage kommen könnten als Transitartikel nur Elfenbein und Plantagenartikel, Kakao, Tabak, Kaffee. Von diesen verträgt nur das Elfenbein höhere Transportkosten, während Plantagenartikel bei der herrschenden Überproduktion nur dann Gewinn versprechen, wenn sie mit möglichst geringen Transportunkosten auf den Weltmarkt gebracht werden können. Es kommt also als Transitartikel für Deutsch-Ostafrika nur Elfenbein in Frage. Aber dieser Artikel ist der Menge nach zu gering, als daß seinetwegen eine kostbare Verkehrsverbesserung nach den Seen hin geschaffen werden könnte. Zur Zeit werden, wie gesagt, etwa 200000 Kilogramm Elfenbein aus Deutsch-Ostafrika exportirt; 110000 Kilogramm, mehr als die Hälfte davon, kommen aus Innerafrika, sind also Transitartikel. Außerdem ist zu befürchten, daß auch dieser Transithandel bald ganz aufhören wird, weil es an Material fehlen wird, oder daß er andre Wege nimmt. In den letzten Jahren ist als Elfenbeinstraße immer mehr der Kongo in Aufnahme gekommen, was am besten daraus hervorgeht, daß die Bedeutung von Antwerpen als Elfenbeinmarkt gewachsen ist. 1888 wurden 6400 Kilogramm, 1890 77500 Kilogramm, 1893 224000 Kilogramm und 1894 264000 Kilogramm Elfenbein in Antwerpen auf den Markt gebracht. Nach diesen Zahlen ist es wahrscheinlich, daß der Transithandel Deutsch-Ostafrikas, dessen einziger Artikel Elfenbein ist und sein kann, dahinschwinden wird, daß daher der Bau einer Eisenbahn nach der West- oder Nordgrenze unsrer Kolonie zu dem Zwecke, den Transitverkehr zu heben oder zu fesseln, ein totgebornes Unternehmen wäre. Wenn das erfahrne England mit großen Kosten nach Uganda eine Eisenbahn baut, so beabsichtigt es wohl weniger, für später zu erwartende Plantagenerzeugnisse einen Schienenweg zu schaffen, als sich Uganda, den Schlüssel des Sudans, politisch zu sichern. Sollten sich auch die Uferlandschaften des Viktoria Nyanza und des Tanganjika als geeignet

Digitized by Google

für Plantagenwirtschaft erweisen, so würde das immer noch nicht den Bau von Eisenbahnen dorthin rechtfertigen. Denn nach neuern Ermittlungen ist es sogar fraglich, ob Plantagenerzeugnisse von Ukami und den übrigen Randgebirgen die Transportkosten auf der Eisenbahn nach den Hafenorten ertragen könnten. Eine Zentralbahn nach den Seen würde zwar beweisen, daß wir ausgedehnte Kolonialbahnen bauen können, aber außer diesem unnötigen Beweise würde kaum ein wirklicher Nutzen in wirtschaftlicher Hinsicht für unsre Kolonie geschafft werden.

Etwas anders steht es mit dem Bau von Bahnen nach Gebieten, die der Küste näher liegen und wegen ihrer Fruchtbarkeit Aussicht auf Gewinn bieten, wie das Usambara-Kilimandscharogebiet, sodann Ukami. Aber auch hier müßte jedenfalls erst der Beweis geliefert werden, daß diese Landstriche wirklich produktionsfähig sind. Nicht immer schaffen die Verkehrsmittel allein den Verkehr, wie man neuerdings oft von Offizieren, die über wirtschaftliche Fragen sprechen, hören kann: die Hauptbedingung ist die Produktionsfähigkeit des betreffenden Landstrichs, in dem sich der Verkehr heben soll. Und da gilt es denn vor allem, in Deutsch-Ostafrika durch genaue Erforschung die Gebiete festzustellen, die so produktionsfähig sind, daß man das Verkehrsmittel, zu dem das größte Anlagekapital gehört, die Eisenbahn, zu ihrer Erschließung mit gutem Gewissen anwenden darf. Sonst muß man sich einstweilen mit Verkehrsmitteln begnügen, die wegen des geringern Anlagekapitals kein zu großes Risiko einschließen, wenn sie auch nicht alle Erfordernisse des modernen Verkehrswesens erfüllen. Ein Beispiel möge das erläutern.

Es wurden seinerzeit Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um den Bau der Usambarabahn zu ermöglichen. Jetzt hat man sie mit kolossalen Unkosten — 3 Millionen Mark sind ausgegeben worden — durch ödes Gebiet vom Tanga bis an den Pangani fertig. Aber niemand hat daran gedacht, vorher zu untersuchen, ob man nicht statt mit 3 Millionen mit 30000 Mark dasselbe erreichen könnte, nämlich indem man den Pangani erforschte und erschloß. Nun ist durch die Untersuchungen von Baumann und Meinecke festgestellt, daß der Pangani sechzig Kilometer weit und gerade bis zu der Stelle, wo die Usambarabahn jetzt endet, für Schiffe mit ein Meter Tiefgang jederzeit fahrbar ist. Der ganze Bahnbau hat sich also als überflüssig erwiesen!

Das ist ja überhaupt eine Eigentümlichkeit in der Kolonisationsgeschichte von Deutsch-Ostafrika, daß man die Flüsse ganz unbeachtet gelassen hat, während doch in allen übrigen Ländern die Kolonisationsbestrebungen den Flüssen folgen. Die Ursache für diese sonderbare Erscheinung mag wohl darin liegen, daß dort auch der Eingeborne den Wert seiner Flüsse nicht kennt und sich nirgends Anfänge zur Flußschiffahrt zeigen. Und daß man in deutschen Kolonialkreisen erst seit kurzer Zeit den Flüssen Deutsch-Ostafrikas seine Aufmerksamkeit zuwendet, liegt wohl daran, daß die Erforschung der Flüsse eine

Digitized by Google

zu unscheinbare Aufgabe ist, bei der nicht so viel Ruhm zu ernten ist, wie in dem zu Heldenthaten reizenden Innerafrika. Hoffentlich ist nun die Zeit der Ruhmsucht vorbei und die Zeit redlichen Schaffens gekommen. Es würde sich sicher der Mühe lohnen, die Flüsse der Kolonie zu erforschen, weil sich sehr bald zeigen würde, daß nur die Erschließung der Flußläufe dem Schmerzenskinde der deutsch-kolonialen Bestrebungen zu wirtschaftlichem Aufschwung verhelfen kann.

Die Schiffbarkeit des Pangani ist in seinem Unterlauf festgestellt in einem Gebiet, das für Zuckerrohranbau wie geschaffen ist. Der Flußschiffahrtsverkehr würde sich hier höchst einfach gestalten, da durch die Flut die Kähne stromauf getrieben werden würden, während sie zur Zeit der Ebbe mit Rückladung stromab treiben könnten. Wie die Verhältnisse im Mittel- und im Oberlauf des Pangani sind, ist noch nicht mit Gewißheit festgestellt, doch müßte sich auch dort ein Verkehr mit Flößen oder Treidelkähnen streckenweise ermöglichen lassen.

Eine ungleich größere Bedeutung darf der Rufidschi beanspruchen, von dem schon Kapitän Malcolm 1873 sagte, „er verspräche, der ostafrikanische Rhein zu werden." Man braucht nur einen Blick auf die Karte zu werfen, um den unermeßlichen Wert dieses Flusses für unsre Kolonie zu begreifen. Seine beiden mächtigen Quellflüsse Ruaha und Ulanga führen bis ins Herz der Kolonie. Der Ruaha entspringt unweit des Nordendes des Nyassasees auf dem Kondeplateau, in einer Gegend, die man für kohlenreich hält. Dann durchströmt er ein bisher unbekanntes Hochland Urori, auf das man alle Hoffnungen für Viehzucht und Reiskultur setzt. Von links nimmt er dann den Kisigo auf, den Fluß Ugogos, dann fließt er ständig ostwärts bis zu seiner Einmündung in den Rufidschi. Der Ulanga ist zwar kartographisch festgelegt, wie weit er aber schiffbar ist, ist bisher nicht erkundet. Nur von dem Unterlauf bis zu den Panganifällen weiß man, daß er schiffbar ist. Für diesen Unterlauf hat nach Wißmanns Angaben die Regierung bereits einen Heckraddampfer in Bau gegeben. Das wäre wenigstens ein Anfang. Alles deutet darauf hin, daß das Gebiet des Rufidschi unser Indien ist; das Delta ist von äußerster Fruchtbarkeit, in Uhehe und Mahenge (Ausfuhr über Mohorro-Kilwa) wächst Reis, der nach der amtlichen Denkschrift (1894/95, S. 62) den indischen übertrifft, und die Gebiete, in denen er rationell angebaut werden könnte, sind unermeßlich. Dazu kommt der Viehreichtum des Landes. Es ist daher unverständlich, warum man sich mit kleinlichen Versuchen plagt, während hier ein großer und sicherer Gewinn winkt. Es ist geradezu schmachvoll, daß unsre Kolonie jetzt aus Indien Reis im Werte von Millionen beziehen muß, während sie doch berufen ist, dieses Land bei Hungersnöten zu versorgen. Wenn es noch eines Grundes für die Notwendigkeit einer schnellen Erforschung des Rufidschi bedürfte, so brauchte man nur auf die Wahehegefahr zu weisen.



Digitized by Google

Man stationire einen kleinen Dampfer auf dem Rufidschi, und die Anwohner werden für alle Zeiten beruhigt sein. Statt dessen sammelt man große Summen für einen ganz unnützen Zweck: den Tanganjikadampfer.

Die Erschließung der Flußläufe ist für den Verkehr die erste und wichtigste Frage, deren Lösung unbedingt notwendig ist, wenn unsre Kolonie wirtschaftlich gedeihen soll. Nun giebt es aber große Gebiete in Deutsch-Ostafrika, die nicht der Segnungen der Flußschiffahrt teilhaftig werden können. Für sie müssen andre Ersatzmittel für die Trägereinrichtung geschaffen werden. Für einzelne Gebiete, wie Kilimandscharo, Usagara, Konde, würden Eisenbahnen den Anschluß an die Flußschiffahrt herstellen können. Für die meisten andern Landschaften aber würden sich Eisenbahnen kaum rentiren, sodaß nur noch Last- und Zugtiere in Betracht kämen, wie sich ja auch in allen kultivirten Ländern Gebiete finden, die auf diese primitiven Verkehrsmittel angewiesen sind. Es sind in dieser Hinsicht auch schon mancherlei Versuche gemacht worden, doch meistens fehlgeschlagen, weil man die Landesnatur zu wenig berücksichtigte.

Die Tsetsegefahr ist auf Grund neuester Untersuchungen in das Bereich der Fabel verwiesen worden. Man hat oft behauptet, daß das Vorkommen dieses Insekts (glossina morsitans) die Verwendung von Tieren zum Transport unmöglich mache. Wie irrig das ist, beweist schon der Umstand, daß überall in Deutsch-Ostafrika Viehzucht getrieben wird. Schon Livingstone führt den Verlust seiner Esel (am Südende des Tanganjika, im November 1873) nicht wie seine Begleiter auf den Biß der Tsetsefliege zurück, sondern auf die schlechte Behandlung, die die Träger den Tieren zu teil werden ließen, und auf die außerordentlichen Strapazen.

Einzig maßgebend bei Einführung von Transporttieren sind also die Wegverhältnisse. Kunstwege, die für den allgemeinen Verkehr von Wert sind, giebt es nicht. Von den einzelnen Stationen aus sind allerdings Kunststraßen von geringer Länge erbaut, die aber nur die örtliche Bedeutung haben, müßige Hände beschäftigt zu haben. Einen Wegebau durchzuführen, der einen wirklichen Nutzen schaffen könnte, indem er das ganze große Gebiet umfaßte, dazu reichen die Kräfte der Kolonie nicht aus. Man wird also die gegebnen Verhältnisse berücksichtigen müssen. Die ostafrikanischen Wege sind unsern Waldpfaden zu vergleichen, nur Lasttiere würden sie begehen können. Da hat man denn zu einem künstlichen Mittel seine Zuflucht nehmen wollen, indem man Kamele einführen und Elefanten zähmen wollte. Gegen die Einführung der Kamele spricht aber der Mangel an geeigneten Futterkräutern und das ungeeignete Klima. Die Einführung oder Zähmung von Elefanten aber dürfte zu kostspielig sein. Beide Absichten hat man als unfruchtbar aufgegeben. Auch hier aber bewahrheitet sich das Wort: „Warum in die Ferne schweifen, sieh, das Gute liegt so nah!“ Unsre Kolonie hat eine Viehzucht, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Die würden sich erfüllen, wenn man vor allem das

Digitized by Google

vom Lande gebotne Vieh berücksichtigen wollte. Massaiesel sind billig und von hervorragender Beschaffenheit. Sie kommen auch schon bei Karawanen nach den Massailändern immer mehr in Aufnahme. Daß sie lange Zeit unbeachtet geblieben sind, lag wohl an der noch vor wenigen Jahren grassirenden Furcht vor den Massai. Das Massailand bietet und benutzt aber auch schon ausgiebig ein andres Lasttier, den Ochsen. Auch der Reichtum der Wahehe an Vieh ist nicht zu unterschätzen und verdient Berücksichtigung. Als Vorzug bei der Verwendung von Ochsen und Eseln zum Transport fallen ins Gewicht: Billigkeit, Ausbildungsfähigkeit der Tiere zum Karawanendienst, ferner der Umstand, daß Menschen zum Nutzen der Plantagenwirtschaft gespart werden und die Viehzucht einen bedeutenden Aufschwung nehmen wird. Natürlich würde sich die Beschaffenheit der Tiere noch bedeutend durch rationelle Zucht verbessern lassen, wie das ja schon jetzt nebenbei die „Kilimandscharo-Straußenzuchtgesellschaft" mit der Züchtung eines kräftigen Zugtieres (Kreuzung zwischen Zebra, Halbesel und Pferd) versucht. Daß bisher verhältnismäßig wenig Versuche gemacht worden sind, die Träger durch bessere Transportmittel zu ersetzen, liegt wohl daran, daß die Expeditionen keine Versuche machen konnten, und vor allem auch daran, daß sie wegen der allgemein herrschenden Unsicherheit der Straße die Träger bevorzugen mußten. Die Versuche aber, die ungünstig verlaufen sind, haben keinen stichhaltigen Beweis gegen die Verwendbarkeit von Lasttieren liefern können. Meist hat wohl unrichtige Behandlung der Lasttiere den Mißerfolg herbeigeführt. Allerdings bezeichnete auch Premierleutnant v. Heydebreck in einem Vortrag (Kölnische Zeitung 1896, Nr. 177) über den Untergang der Expedition Zelewskis den Versuch, Esel als Lasttiere zu benutzen, für mißlungen, da die Tiere, die die Geschützteile trugen, die Kolonnen verlängerten und den Marsch erschwerten und dann, als es zu dem Überfall kam, durch das Feuer geängstigt entflohen. Das ist aber doch kein Beweis gegen ihre Verwendbarkeit im Handelsverkehr.

Was die Verwendung von Zugtieren anlangt, so hat man nach dem Muster südafrikanischer Verkehrsmittel den Ochsenkarren in Vorschlag gebracht, ohne zu bedenken, daß die Vegetationsformen in Südafrika und Deutsch-Ostafrika gänzlich verschieden sind. In unsern Kolonien herrscht die Buschsteppe vor, in der für die Ochsenkarren erst breite Wege geschaffen werden müßten, was sehr schwierig ist. Zudem scheint das Vieh unsrer Kolonie zu Zugzwecken nach dem Urteil von Fachleuten wenig geeignet, und die Kosten des Transports mit Ochsenwagen würden sich mindestens ebenso hoch stellen wie die mit Trägern. Der einzige Vorteil wäre auch hier die Ersparnis an Menschenkraft.

Vorschlagen ließen sich noch schmalspurige zweirädrige Karren mit Eselbespannung, wie sie in Ägypten gäng und gäbe sind. Beim Bau der Karren, die zwei bis drei Lasten fassen könnten, ließe sich der Zustand deutschostafrikanischer Wege wohl berücksichtigen. Als Reittiere sind schon seit langer Zeit

Digitized by Google

die großen Maskateſel und bei den Offizieren der Schutztruppe Pferde in Gebrauch. Ob ſich Pferde als Laſttiere im Gebiet der ganzen Kolonie bewähren würden, iſt noch die Frage: man fürchtet den Mangel an Futterkräutern.

Mehr denn je ſteht die Verkehrsmittelfrage jetzt im Vordergrunde des Intereſſes der Kolonialkreiſe. Möge man aber nicht wieder in die Ferne ſchweifen, wie das leider bisher in kolonialen Dingen der Fall geweſen iſt. Man muß doch immer von dem nächſtliegenden ausgehen, mit dem anfangen, was das Land ſelbſt bietet, um dann ſtufenweiſe zu höherm fortzuſchreiten. Nur ſo kann für die Zukunft von Deutſch-Oſtafrika, dieſes Schmerzenskinds unſrer Kolonialbeſtrebungen, eine tüchtige Grundlage geſchaffen werden. Fremden Stoff ſchleppe man nicht eher in die Kolonie, als bis der dort in ſo reichem Maße vorhandne verarbeitet iſt, als bis ſich die heimiſchen Keime zur Frucht entwickelt haben.

## Zur mittelalterlichen Wirtſchaftsgeſchichte

Der zweite Band von Aſhleys Engliſcher Wirtſchaftsgeſchichte (vgl. die Grenzboten 1896, Nr. 31) umfaßt die Zeit vom vierzehnten bis zum ſechzehnten Jahrhundert. Das Hauptergebnis der agrargeſchichtlichen Kapitel iſt an andrer Stelle kurz mitgeteilt worden. Die gewerbegeſchichtlichen ergeben ein Bild, das dem Idealbilde der Zunftſchwärmer wenig entſpricht. Über die zahlreichen Aufſichtsmaßregeln, die damals den Gewerbebetrieb einſchränkten, meint Aſhley, ſie bewieſen freilich einerſeits das Gefühl der Innungsleiter für Standesehre, und andrerſeits, daß man den Nutzen der Ehrlichkeit für das Gewerbe als Ganzes wohl erkannt habe. „Je mehr wir jedoch in den Gedankenkreis jener Zeit eindringen, deſto mehr kommen wir zu der Überzeugung, daß derartige Maßregeln erforderlich waren, nicht weil man damals weniger zu Betrug und Pfuſcherei neigte als heute, ſondern gerade umgekehrt, weil ſich dieſe Neigung in höherm Grade bemerkbar machte.“ Die damals üblichen Formen des Betrugs, wie falſches Maß und Gewicht, das Verpacken von Steinen in Heu und Wollſäcke, waren im allgemeinen plumper als die heutigen „Was wir bereits früher von den kirchlichen Einrichtungen geſagt haben, das gilt auch von den gewerblichen: der einzelne ſuchte bei der Schwachheit ſeines eignen Gewiſſens Zuflucht in der Stärke eines gemeinſamen Gewiſſens.“ Leider ſcheint auch heute das Vertrauen der Gewerbtreibenden auf ihr eignes Gewiſſen noch nicht ſehr ſtark zu ſein.

Digitized by Google

Was die Lage der Meister und ihr Verhältnis zu den Gesellen und Lehrlingen betrifft, so macht Ashley über die umlaufenden Darstellungen dieses Gegenstandes eine Bemerkung, die wir schon oft gemacht haben: man stellt die Dinge falsch dar, weil man nicht unterscheidet; die einen können alles golden und rosig, die andern alles schwarz malen, weil sie Jahrhunderte, Orte und Gewerbe untereinander mischen. Bis ins dreizehnte Jahrhundert hinein deckten die Handwerker nur eben zur Not den Bedarf, also war eines jeden Lage vollkommen gesichert; und von Arbeiterausbeutung und Arbeiterunruhen konnte natürlich in einer Zeit keine Rede sein, wo die Nachfrage nach Gesellen das Angebot überstieg, sodaß der Geselle oft doppelt so viel Lohn erhielt als der Meister. Den Lohn zahlte nicht der Meister aus, sondern der Kunde; beide, Meister und Gesell, waren gleicherweise Lohnarbeiter des Bestellers der Arbeit. Um das Jahr 1500 dagegen wurde schon allerorten über Mangel an Arbeit und über Konkurrenz geklagt, die Zünfte hatten sich abgesperrt, um einer bestimmten Zahl von Meistern den Unterhalt zu sichern, und so hatte sich ein Proletariat von Lohnarbeitern angesammelt in der Gestalt von Gesellen, die nicht Meister werden konnten, beständig im Lohnkampf mit der Meisterschaft lagen und nach der Koalitionsfreiheit strebten, die man ihnen verweigerte. Auch trat damals schon der Unterschied zwischen Kleinmeistern und Fabrikanten hervor, nur daß er noch nicht so viele Gewerbe ergriffen hatte wie heute; er beschränkte sich auf die Textilgewerbe, und hier kam, wie ein Gedicht vom Jahre 1597 beweist, sogar schon die Kinderarbeit vor; die Kinder wurden in der Fabrik zum Wollezupfen verwandt. Die großen oder obern Zünfte, deren Mitglieder durchweg vornehme Herren waren, trugen durchweg kaufmännischen Charakter; ihre Mitglieder waren gar keine Handwerker, sondern entweder Fabrikanten oder Kaufleute. Nur die Goldschmiede arbeiteten mit eigner Hand, aber die waren Kunsthandwerker und betrieben nebenbei das Wechslergeschäft, aus dem sich das Bankgeschäft entwickelt hat. Die so ungemein lehrreiche italienische, namentlich die florentinische Innungsgeschichte scheint Ashley, der im allgemeinen über eine staunenswerte Litteraturkenntnis verfügt, nicht genauer beachtet zu haben; die Zünfte von Florenz erwähnt er nur beiläufig einmal unter Berufung auf Hallams Middle Ages; er kennt also weder Perrens, noch Capponi, noch die Monographie von Pöhlmann (Die Wirtschaftsgeschichte der Florentiner Renaissance und das Prinzip der Verkehrsfreiheit). Daraus erklärt sich sein Irrtum, daß es im vierzehnten Jahrhundert, wo in England eine Klasse von Tuchhändlern entstand, die nicht zugleich Tuchmacher waren, noch nirgends außer in den Niederlanden eine solche Klasse gegeben habe, und sein Zweifel an der Richtigkeit einer alten Angabe, wonach schon im Jahre 1354 4774½ Stück Tuch und 8061½ Stück Kammgarnstoffe ausgeführt worden sein sollen; er vermutet, daß ein großer Teil dieses Tuches in unfertigem Zustande ausgeführt worden sein möge. Das

Digitized by Google

ist in der That der Fall gewesen, und die Hauptabnehmerin wird Florenz gewesen sein. Während die dortige Arte della lana, die Tuchweber- oder vielmehr die Fabrikantenzunft, das feinste Tuch lieferte, das man überhaupt damals in Europa hatte, kaufte die Calimala, die hochangesehene Zunft der Tuchhändler, gröberes Tuch aus England, Flandern und Nordfrankreich und ließ es von ihren zahlreichen Hilfshandwerkern walken, färben und appretiren. Übrigens hat auch in England die Gesetzgebung — natürlich vergebens — ihr möglichstes gethan, das Aufkommen einer Großindustrie zu hemmen und zu hindern.

Das interessanteste Kapitel des Buches ist das letzte über „die kanonistische Lehre." Wir wollen das Hauptergebnis dieser gewissenhaften und eingehenden Studie kurz zusammenfassen, um damit die Darstellung der kanonischen Zinslehre nach Nübling (vgl. 1896 Heft 45) zu ergänzen. Obwohl die Kirche mit dem Neuen Testament den Reichtum und das Streben darnach stets für seelengefährlich erklärt hat, hat sie doch niemals die Notwendigkeit der Standesunterschiede und eines höhern Einkommens für die obern Stände verkannt; doch hat sie daran festgehalten, daß dem höhern Einkommen die Wichtigkeit und Schwierigkeit der Leistungen entsprechen müßten. Sie fand es also in der Ordnung, daß ein Gutsherr, der seine Bauern beschützt und das Richteramt in ihrem Gemeinwesen verwaltet, ein höheres Einkommen bezieht als diese Bauern, aber sie würde das Dasein eines Landlords, der für seine Bauern nichts thut und die von ihnen aufgebrachten Pachtgelder in London oder Paris verzehrt, entschieden verwerflich gefunden haben. Die Härte, mit der im römischen Reiche das Schuldrecht gehandhabt wurde, mußte sie natürlich tadeln, aber das Zinsnehmen an sich, das sich bei der Geldwirtschaft eines hochzivilisirten Volkes von selbst verstand, hat sie nicht verboten, auch später nicht im oströmischen Reich, wo die Geldwirtschaft fortbestand. Anders verhielt sie sich in Westeuropa, wo die Geldwirtschaft unterging, und die Naturalwirtschaft auf einige Jahrhunderte die Alleinherrschaft erlangte. Hier war Geld selten, und wo man welches hatte, da trug es nirgends den Charakter des Kapitals, wenn man unter diesem Worte ein Ertrag abwerfendes Besitzstück versteht. Kapital in diesem Sinne ist, wie es Lassalle genannt hat, eine historische Kategorie (Ashley, der Lassalle in diesem Punkte beistimmt, ist nicht etwa Sozialist), während Kapital in dem andern Sinne, wo es die Gesamtheit der Arbeitsmittel bedeutet, selbstverständlich auf keiner Stufe des zivilisirten Lebens entbehrt werden kann. Damals also war eine Geldsumme weiter nichts als ein Mittel, Brot und Kleider zu kaufen, ein verbrauchbarer Gegenstand, wie Brot und Kleider selbst, und niemand vermochte einzusehen, wie dieser Gegenstand Ertrag abwerfen könne; so entstand die Meinung von der Unfruchtbarkeit des Geldes. Unter diesen Umständen kamen andre Darlehen als solche an Personen, die sich augenblicklich in Not befanden, fast gar nicht

Digitized by Google

vor, und die Forderung, daß mehr als die Hauptsumme, das caput, zurückgezahlt werden solle, trug aus zwei Gründen den Charakter des Wuchers, erstens, weil sie die Not des Nächsten zur Erzielung eines Gewinns mißbrauchte, zweitens, weil der Darleiher das Geld, das er seinem Bruder verweigert hätte, im Kasten hätte liegen lassen müssen, ohne irgend etwas davon zu haben.

Mit steigendem Verkehr und fortschreitender Arbeitsteilung fand sich allmählich die Geldwirtschaft wieder ein, und es ergaben sich allerlei Gelegenheiten zu nutzbringender Geldanlage. Wenn die Kirche, führt Ashley aus, der dabei vielfach gegen Endemanns Werk (Studien in der romanisch-kanonistischen Wirtschafts- und Rechtslehre) polemisirt, wenn die Kirche den Gewinn aus solchen Anlagen gestattete, so verwickelte sie sich keineswegs in einen Widerspruch mit ihren eignen Grundsätzen, und die mancherlei „Titel," unter denen sie Zins zu nehmen erlaubte, waren durchaus nicht eben so viel Sophismen zur Umgehung ihrer eignen Gesetze. Sie blieb stets ihren beiden wirtschaftlichen Grundsätzen treu, daß jedermann das Recht habe, die Früchte seines Eigentums zu genießen, und daß es nur zwei rechtmäßige Einkommenquellen gebe: Arbeit und Boden, oder, soferu man die Thätigkeit des Menschen allein ins Auge faßt, nur eine: die Arbeit. Die Kirche that weiter nichts, als daß sie die im Laufe der Zeit hervortretenden neuen Arten von Eigentumsnutzung und Arbeitsertrag legalisirte.

Es waren das vorzugsweise drei, die zusammenwirkten, das Geld in ein Ertrag abwerfendes Besitzstück, in Kapital zu verwandeln. Erstens der Rentenkauf. Anfänglich wurden nur wirkliche Renten verkauft. Der Gutsherr, der eine Geldsumme brauchte, verkaufte dafür den Zins, den ihm einer seiner Bauern zu zahlen hatte, und über den er doch, als über sein rechtmäßiges Eigentum, verfügen durfte. Von dieser Seite her war also kein Einwand zu erheben. Wohl aber von Seiten des Käufers der Rente, modern gesprochen des Hypothekengläubigers, dem dadurch ein arbeitsloses Einkommen gesichert wurde, was nach dem kirchlichen Grundsatze nicht erlaubt war. Kirchliche Lehrer erklärten daher, der Rentenkauf sei erlaubt, wenn sich damit jemand eine Altersversorgung verschaffen wollte, und wenn er dazu diene, im Kirchen- oder Staatsdienst angestellten Personen ein festes Einkommen zu sichern; sündhaft sei er dagegen in allen Fällen, wo sich Arbeitsfähige damit der Pflicht und Notwendigkeit, zu arbeiten, entzögen. Außerdem ließ der überhand nehmende Rentenkauf übermäßige Belastung des Grundbesitzes befürchten. Natürlich blieben die Bemühungen der Obrigkeiten, ihn aus diesem Grunde einzuschränken, erfolglos. Doch hielten die kirchlichen wie die weltlichen Obrigkeiten darauf, daß wenigstens keine ewigen Renten entstünden, indem sie dem Verkäufer, modern gesprochen dem Schuldner, das Recht des Rückkaufs oder der Ablösung sicherten. Wenn wir vernehmen, daß der Zins in Preußen mit

Digitized by Google

dem zehnfachen, in Basel mit dem zwanzigfachen Betrage abgelöst wurde, was so viel bedeutet, als daß das auf Grundstücke ausgeliehene Geld im Südwesten Deutschlands nur fünf, im Nordosten dagegen zehn Prozent brachte, so haben wir eine neue Bestätigung der Regel, daß die Geldwirtschaft im Verlauf ihrer natürlichen Entwicklung die Übel selbst heilt, die sie hervorbringt, indem das Wachstum des Geldverkehrs den Zinsfuß drückt. Erst allmählich bildete sich der Brauch, Renten zu kaufen, die durch den Kauf erst entstanden (wenn z. B. ein Gutsbesitzer Geld zu Meliorationen oder zur Auszahlung von Miterben aufnahm) und auch Hausrenten zu veräußern.

Die zweite Art rechtmäßiger Zinsgewinnung war die Teilhaberschaft. Ein Kaufmann schickte einen commendatarius oder tractator mit einer Summe Geldes oder einer Menge Waren über See, an einem entlegnen Orte Geschäfte zu betreiben. Außer einer festen Besoldung, die ehrlich verdiente Belohnung kaufmännischer Arbeit war, erhielt der Mann gewöhnlich noch einen Anteil am Gewinn. Hatte er Glück, so kam er zu Vermögen, schoß bei fernern Unternehmungen selbst Geld ein und hatte nun außer seinem Arbeitslohn auch als Geschäftsteilhaber seinen Anteil am Gewinn zu beanspruchen; aus dieser commenda oder societas ist die moderne Kommanditgesellschaft hervorgegangen. Schließlich wurde aus dem tractator der eigentliche Unternehmer, und die Leute, die daheim bleibend in sein Geschäft Geld einschossen, wurden Kapitalisten im modernen Sinne, die Unternehmungen durch Produktivkredit unterstützen. Die Kirche erklärte diese Art von Zinsenbezug für erlaubt, aber nur unter der dreifachen Bedingung, daß nicht ohne Rücksicht auf den Erfolg des Unternehmens ein fester Zins gefordert werde, daß beim gänzlichen Scheitern, z. B. wenn das Schiff samt der Ladung verloren ging, das Kapital nicht zurückgefordert würde, und daß der Teilnehmer überhaupt das Risiko teile. Versicherungsverträge sorgten beizeiten für die Verminderung des Risikos, auch die öffentliche Sicherheit wuchs in den europäischen Staaten, und in dem Maße, als die Großhändler aufhörten, merchants adventurers zu sein, als sich für alle am Handel beteiligten ein bescheidner, aber ziemlich sicherer Durchschnittsgewinn ergab, in demselben Maße wurden auch jene kanonischen Bedingungen gegenstandslos, und am Ausgange des Mittelalters durften in London schon Mündelgelder gegen Zins in Kaufmannsgeschäfte gegeben werden. Doch hatte Eck, der bekannte Gegner Luthers, noch keinen durchschlagenden Erfolg, als er im Auftrage des Bankhauses Fugger 1515 nach Bologna reiste, um die dortigen Rechtslehrer, die höchsten juristischen Autoritäten der Zeit, davon zu überzeugen, daß folgende Frage in seinem Sinne beantwortet werden müsse: „Titius, der eine gewisse Summe Geldes, aber keine Geschäftskenntnis besitzt, wagt nicht, sich in Geschäfte einzulassen, aus Furcht, sein väterliches Erbe zu verlieren. Überdies gelingt es ihm nicht, eine Rente auf Grundbesitz zu erwerben. So vertraut denn der Mann die Summe einem gewissen Gajus,

Digitized by Google

einem zuverlässigen und ehrenwerten Kaufmann an, der ein sehr einträgliches Geschäft hat, mit der Bitte, er möge sie darin anlegen. Gajus lehnt es aus verschiednen Gründen ab, den Titius als vollberechtigten Teilhaber aufzunehmen, der Gewinn und Verlust mit ihm zu teilen haben würde, und kommt mit ihm dahin überein, daß sein Kapital sicher gestellt werden soll, und daß ihm als Anteil an dem vorher nicht festzustellenden Gewinn fünf Prozent zufallen sollen; jedem der Beteiligten soll es freistehen, den Vertrag nach dreimonatlicher Kündigung zu lösen. Es entsteht die Frage: ist dieses Abkommen als billig und gesetzmäßig zu betrachten, oder wäre Titius nicht verpflichtet, die fünf Prozent zurückzuerstatten? Weniger noch als die Doktoren von Bologna war ein Deutscher geneigt, dem Dr. Eck seine fünf Prozent zu bewilligen: Luther, der noch ganz auf dem Standpunkte des Thomas von Aquino stand, obwohl sich seitdem das Wirtschaftsleben von Grund aus geändert hatte. Die Kurie, durch die Reformation ängstlich geworden, nahm die Zugeständnisse, die sie den Bedürfnissen des Wirtschaftslebens schon gemacht hatte, teilweise wieder zurück, bis dann die weltklugen Jesuiten die Sache vollends ins Reine brachten. Unter den Reformatoren hatte schon Melanchthon eingelenkt, und Calvin, wenn auch nicht ohne ernste Bedenken, den Anforderungen der Zeit vollauf Rechnung getragen; für die Niederländer bildete natürlich seine Zinstheorie nicht den am wenigsten wertvollen Bestandteil seiner Lehre.

Die dritte kanonisch erlaubte Art des Zinsenbezugs war das interest, die Buße für Zahlungsversäumnis. Säumige Schuldner zur Zahlung zu zwingen, hatte man in ältern Zeiten allerlei rohe Mittel. Das roheste war die Schuldhaft; weniger roh, aber äußerst unpraktisch war die in mittelalterlichen Städten übliche Einsperrung des Schuldners oder seiner Bürgen in einem Wirtshause; da sich die Bürgen in ihrer Haft selbstverständlich mit nichts anderm als mit Zechen die Zeit vertrieben, so liefen für den Schuldner oft unerschwingliche Kosten auf. Da war denn eine Geldstrafe noch das vernünftigste. Sie wird in der Gesetzsammlung des Justinian inter est genannt: id quod interest, der Vermögensunterschied zwischen der gegenwärtigen Lage des Gläubigers und der Lage, wie sie sein würde, wenn der Schuldner den Vertrag inne gehalten hätte (die englische Schreibweise interest ist also die etymologisch richtige). Das kanonische Recht gestattete dieses Interesse unter der Bedingung, daß der Gläubiger wirklich einen Schaden erlitten habe, z. B. aus Geldmangel in Not geraten sei, oder daß ihm ein Vorteil entgangen sei, z. B. die Möglichkeit, an einem gewinnbringenden Handelsgeschäft teilzunehmen. Auch damnum emergens oder lucrum cessans waren also keine Sophismen zur Umgehung des Gesetzes, weil sie eben in der Naturalwirtschaft nicht bei jeder Geldverleihung vorkommen. Sie mußten in jedem einzelnen Falle nachgewiesen werden; vom Kaufmann jedoch, der Geld verlieh, wurde der Nachweis nicht gefordert, weil ja bei ihm stets beides zutrifft. Schon jesuitischer sieht es aus, wenn zu guterletzt das Zins-



Digitized by Google

nehmen für Darlehne allgemein gestattet wurde, aber unter der Bedingung, daß eine ganz kurze Zeit vertragsmäßig zinsfrei bleiben mußte, sodaß die Zinszahlung nicht als Entschädigung für die Geldleihe, sondern als Buße für die nicht rechtzeitige Rückzahlung erschien.

Ashley entschuldigt die Kirche wegen der Hartnäckigkeit, mit der sie, den Anforderungen der Zeit nur teilweise entgegenkommend, in vielen Fällen fortfuhr, den Zinsnehmern Hindernisse zu bereiten, die dem wirtschaftlichen Zustande nicht mehr entsprachen. Er meint, es sei nicht bloß grundsätzlich richtig, sondern auch wirtschaftlich nützlich gewesen, die Ausbreitung der im städtischen Verkehr unbedenklichen und völlig gerechtfertigten Geldgeschäfte über das Land möglichst zu verlangsamen, da die Bauernschaft bei ihrer Unbehilflichkeit und ihren ganz anders gearteten Verhältnissen darunter leicht Schaden leide. Höchstens den Vorwurf könne man den Kanonisten machen, daß sie zu keiner klaren Unterscheidung zwischen berechtigtem und unberechtigtem Geldgewinn gelangt seien; doch sei das auch unsern heutigen weltlichen Gesetzgebern noch nicht gelungen. Wir möchten lieber so sagen: Die Grundsätze, nach denen zu beurteilen ist, ob Geldgeschäfte sittlich erlaubt seien, sind von der alten Kirche richtig angegeben worden, und mit diesen Grundsätzen vermag man in jedem einzelnen Falle zu entscheiden, ob das Geschäft sittlich erlaubt oder wucherisch sei. Aber nur eben den einzelnen Fall vermag man zu entscheiden, dagegen versagen alle Merkmale, die eine Grundlage für eine allgemeine Gesetzgebung abgeben könnten; weder die Zinshöhe noch die Vermögenslage des Schuldners sind solche sichern Merkmale. 100 Prozent können unter Umständen erlaubt, und 5 Prozent können wucherisch sein; ein Reicher kann durch Wucher ruinirt, und ein Armer kann durch ein verzinsliches Darlehn ein reicher Mann werden. Daher haben die von Ashley zitirten englischen Autoritäten recht, die der Ansicht sind, daß der juristischen Regelung des auf dem individuellen Egoismus ruhenden Verkehrslebens die geistliche Einwirkung ergänzend zur Seite treten sollte, daß die heutige Kirche, wenigstens in England, ihre Pflichten in dieser Beziehung nicht erfülle, und daß (eben weil die sittliche Beurteilung des Geschäftsverkehrs nur bei Betrachtung der einzelnen Fälle möglich ist) eine neue Kasuistik not thue.

Digitized by Google

# Die ſterbende Dichtkunſt

Von Adolf Bartels

Die Behauptung, daß die Kultur die Dichtkunſt nach und nach töte, iſt ſchon oft ausgeſprochen worden. So findet ſich z. B. in dem Eſſay Macaulays über Milton eine längere Ausführung, die mit Gründen mancherlei Art für dieſe Behauptung, wenn auch nicht in ihrer ſchroffſten Form, eintritt. Ich will ſie im Auszuge herſetzen: „Wir glauben, ſchreibt der Engländer, daß mit dem Fortſchritt der Kultur faſt unvermeidlich ein Rückſchritt der Poeſie verbunden iſt. Obgleich wir für jene großen Schöpfungen der Phantaſie, die in dunkeln Zeitaltern erſchienen ſind, glühende Bewunderung hegen, ſo iſt es für uns doch kein Grund, unſre Bewundrung zu ſteigern, weil ſie in dunkeln Zeiten entſtanden ſind. Wir glauben im Gegenteil, daß es die wunderbarſte und glänzendſte Offenbarung eines echten Genies iſt, wenn eine Dichtung in einem gebildeten Zeitalter entſtanden iſt.“ Gewöhnliche Beobachter ſchließen von dem Fortſchritt der Erfahrungswiſſenſchaften auf den der nachahmenden Künſte, aber das iſt falſch; die fortſchreitende Verfeinerung der Zeiten verſorgt die Künſte ſelten mit beſſern Stoffen für die Nachbildung, und wenn ſie auch die Inſtrumente der eigentlich bildenden Künſte verbeſſert, die Sprache, das Inſtrument des Dichters, iſt in ihrem urſprünglichſten Zuſtande am beſten für ſeine Zwecke geeignet. „Bei Völkern wie bei Einzelnen findet zuerſt die ſinnliche Wahrnehmung der Dinge ſtatt, und dann erſt folgt das zergliedernde Unterſcheiden durch den Gedanken. Von einzelnen Bildern geht der Fortſchritt zu allgemeinen Begriffen über. Daher iſt das Wörterbuch einer hochgebildeten Geſellſchaft philoſophiſch, das eines halbgebildeten Volkes poetiſch. Dieſe in der Sprache der Menſchen ſich vollziehende Veränderung iſt teils die Urſache und teils die Wirkung einer entſprechenden Veränderung in dem Weſen der menſchlichen Geiſtesthätigkeit, eine Veränderung, durch die die Wiſſenſchaft gewinnt und die Poeſie verliert. Zur Förderung der Kenntniſſe iſt die Verallgemeinerung durch den Begriff eine notwendige Bedingung, aber für die Schöpfungen der Phantaſie iſt das Individualiſiren des Einzelnen ebenſo unerläßlich. In dem Verhältnis, wie die Menſchen an Wiſſen und Erkennen

Digitized by Google

zunehmen, lenken sie ihre Aufmerksamkeit von dem Individuellen im Einzelnen ab, auf das Allgemeine der Gattung hin. Sie schaffen dann bessere Theorien und schlechtere Gedichte. Statt der Anschauung im Bilde geben sie uns unbestimmte Redensarten, statt menschlicher Gestalten personifizirte Eigenschaften. In dem Zergliedern des menschlichen Wesens mögen sie geschickter sein als ihre Vorgänger, aber die Analyse gehört nicht zum Beruf des Dichters. Im Bilde zusammenzufassen ist seine Aufgabe, aber nicht, in Bestandteile zu zerlegen. Vielleicht kann niemand ein Dichter sein oder auch nur zum Genuß dichterischer Werke befähigt sein, ohne in seinem Gemüte eine gewisse krankhafte Richtung zu haben, wenn überhaupt krankhaft genannt werden darf, was so viel Freude bereitet. Unter Poesie verstehen wir nicht alles, was in Versen geschrieben ist, nicht einmal alles Gute, was darin geschrieben worden ist. Unter Poesie verstehen wir die Kunst, die Sprache in einer Art zu gebrauchen, daß dadurch eine Täuschung auf die Einbildungskraft hervorgebracht wird, die Kunst also, mit Worten zu erreichen, was der Maler durch Farben erreicht. So wurde sie von dem größten Dichter geschildert:

> Wie Phantasie die Formen fremder Dinge
> Uns vor die Augen stellt, so macht der Dichter
> Sie zu Gestalten und verleiht dem Nichts
> Im Raume einen Platz und einen Namen.

Das sind die Früchte des schönen Wahnsinns, den man dem Dichter zuschreibt — gewiß ein schöner Wahnsinn, aber immerhin ein Wahnsinn. Wahrheit gehört allerdings zum Wesen der Poesie, aber die Wahrheit glühender Erregung. Die Folgerungen sind richtig, aber die Voraussetzungen sind es nicht; sie erfordern einen Grund von Leichtgläubigkeit, der von partieller und zeitweiliger Geistesstörung nicht weit entfernt ist. Daher sind es die Kinder, die unter allen Menschen die beweglichste Einbildungskraft haben. Kein Erwachsener, wie lebendig er auch empfinden mag, wird je durch Hamlet oder Lear so erschüttert werden, wie sich ein kleines Mädchen durch die Geschichte von Rotkäppchen rühren läßt. In einem rohen Zustande der Gesellschaft sind die Menschen wie die Kinder, mit einer größern Abwechslung von Ideen. Wir dürfen deshalb erwarten, in einem solchen Zustande der Gesellschaft den poetischen Sinn in seiner höchsten Entwicklung anzutreffen. Verstand, Wissen und Philosophie, richtige Gliederung der Begriffe und feines Unterscheidungsvermögen, Geist und Gewandtheit des Ausdrucks, Verse, sogar gute Verse, das alles wird in einem Zeitalter der Aufklärung in reichster Fülle vorhanden sein, bei alledem aber wenig Poesie. Die Menschen werden urteilen und vergleichen wollen, aber ohne produktiv zu sein. Sie werden sich über die alten Dichter unterhalten, sie erklären und bis zu einem gewissen Grade genießen. Aber sie werden kaum imstande sein, die Wirkung zu begreifen, die die Poesie

Digitized by Google

auf ihre rohern Vorfahren ausübte. Die tiefe Seelenangst, die überschwängliche Begeisterung und die volle gläubige Hingabe werden ihnen ein Rätsel bleiben. Die Poesie übt auf das Auge des Geistes eine Täuschung aus, wie sie für das leibliche Auge durch eine Zauberlaterne hervorgebracht wird. Und wie die Zauberlaterne in einem dunkeln Raume die täuschendste Wirkung hat, so erreicht die Poesie ihren Zweck am vollkommensten in einem unaufgeklärten Zeitalter. Wenn das Licht der Erkenntnis über ihre Schöpfungen hereinbricht, wenn die Umrisse der wirklichen Welt immer schärfer und schärfer hervortreten und die Schatten dämmriger Ahnung immer lichter werden, dann müssen die von dem Dichter heraufbeschwornen Gestalten in Form und Farbe immer mehr verbleichen. Die widerstreitenden Vorzüge der Wirklichkeit und der Täuschung, die scharfe Unterscheidung richtiger Erkenntnis und den hohen Genuß der Poesie vermögen wir nicht mit einander zu verbinden. Wer in einer aufgeklärten und hochgebildeten Zeit darnach strebt, ein großer Dichter zu sein, der muß damit anfangen, wieder zum Kinde zu werden. Er muß das ganze Gewebe seines geistigen Wesens zerreißen, vieles von dem, was er an Bildung erlangte, und worauf sich vielleicht bisher sein vornehmster Anspruch auf geistige Überlegenheit gründete, muß er wieder verlernen. Sogar seine Talente werden ihm ein Hindernis sein. Er kann zufrieden sein, wenn nach allen dargebrachten Opfern und Anstrengungen seine Werke nicht einen Eindruck hervorbringen, der an das Stammeln eines Mannes erinnert oder an eine künstliche Ruine. Wir haben in unsern eignen Tagen große Talente, angestrengten Fleiß und tiefes Studium im Kampfe mit dem Geiste der Zeit ringen sehen, und wenn wir auch nicht gerade sagen wollen: durchaus vergeblich, so doch mit zweifelhaftem Erfolg und geringem Beifall."

Soweit Macaulay. Sein Essay über Milton stammt, wenn ich nicht irre, aus den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts, die hier wiedergegebnen Anschauungen dürften aber noch heute viele Anhänger haben, auch in Deutschland. Ja ich habe den Verdacht, daß unter den Gebildeten unsrer Zeit, die sich mit der Ästhetik der Dichtkunst nicht näher befassen, diese Anschauungen über Poesie geradezu die herrschenden sind. Zu einem großen Teile sind sie ohne Mühe schon aus den Ansichten Herders über Poesie, aus seiner Bevorzugung der sogenannten Volkspoesie vor der Kunstpoesie herzuleiten; sie mögen aber auch in der Weise Macaulays oft genug bei uns ausgesprochen worden sein. Um doch ein Beispiel zu geben: Köstlin, der vor einigen Jahren verstorbne Tübinger Professor, schreibt in seiner Ästhetik: „Was soll nun aber endlich werden mit der Poesie? Sie hat es gut, sie kann alles sagen, die ganze Welt steht ihr offen. Aber sie hat es auch übel; sie verliert desto mehr ihr zusagende Stoffe, je kultivirter, desto mehr romantische, je verständiger, desto mehr lyrische, je beruhigter, desto mehr epische und dramatische, je geordneter und zahmer die Welt wird, und sie bekommt es immer schwerer, etwas

Digitized by Google

eignes und neues zu sagen; sie sollte das immer können, um Fülle des geistigen Gehalts zu haben und sich zu beredter Selbstmitteilung an die Menschheit getrieben zu fühlen, allein vieles oder das meiste ist schon längst ganz wahr und schön ausgesprochen, weil im wesentlichen der Mensch und sein Leben dasselbe war und ist durch alle Zeiten, und dazu wird es auch nach dieser Seite durch die Kultur immer mehr erschwert, der stets klüger und klarer über alles werdenden Menschheit Weisheit, von der sie nicht schon wüßte, zu verkünden, wie es die antiken Tragiker, Shakespeare, Goethe und Schiller noch durften. Doch können wir eben an letztern beiden auch erkennen, wie zu helfen sei: nichts obenhin berühren, und namentlich nicht bloß leicht hingeworfne Photographien prosaischer Kulturzustände liefern, sondern in einen bestimmten, der eignen Individualität wahlverwandten Stoff, woher er auch sei, sich mit allen Kräften des Geistes und Gemüts versenken, in ihm leben, ihn in sich Leben gewinnen lassen, selbst auf die Gefahr hin, Jahre und Jahrzehnte etwas in Herz und Phantasie austragen zu müssen, wie Goethe, und dann in diesem Ausharren zugleich ebenso alle Klarheit und Reinheit wie alle von hochkultivirten Zeiten mit Recht verlangte Großartigkeit und Pracht der künstlerischen Form erzielen, wie Schiller, das kann die Poesie am Leben erhalten und die schwer erbittlichen Musen bewegen, neue Kränze auszuteilen. Im ganzen können wir uns jedoch des Eindrucks nicht erwehren, als winke den bildenden Künsten noch eine glänzendere Zukunft als der (eigentlichen) Dichtung, auch mehr als der Musik und Mimik; diese drei gedeihen am besten in jugendlichen Zeiten der Menschen und Völker, weil Jugend oder doch Jugendsinn dazu gehört, so offen, so geradezu, so naiv mit dem unmittelbaren Aussprechen selbstempfundner Begeisterung vor die Welt hinzutreten, wie die Künste es thun müssen, weil sie eben nur hierin und schlechthin in nichts anderm ihr Wesen haben." Man wird zugeben, daß das nicht viel anders lautet als das, was der britische Geschichtschreiber sagt. Die äußere Schlußfolgerung scheut freilich sowohl dieser wie der deutsche Ästhetiker, die Schlußfolgerung, daß die Kultur die Poesie eines Tages ganz töten müsse; doch ist sie gar nicht zu umgehen, wenn man eben die Poesie nicht dem Versemachen oder der Schriftstellerei gleich setzt. Und so reden wir denn hier kühn von der sterbenden Dichtkunst und fragen: Sind nicht vielleicht unsre litterarischen Zustände der Anfang von dem Ende der Poesie?

Schon von seinen Tagen sagt Macaulay, daß ihre Talente fast vergeblich mit dem Geiste der Zeit rängen — was würde er von den unsrigen sagen, wo die echten Talente, an und für sich schon selten genug, noch viel schwerer kämpfen müssen, wo drei Viertel oder sieben Achtel der angeblich poetischen Produktion reine Plusmacherei sind, wo endlich die einflußreichsten Schriftsteller (ich sage absichtlich nicht Dichter) gerade jene Analyse, die nach dem Engländer nicht zum Berufe des Dichters gehört, auf den Schild erhoben

Digitized by Google

haben? Ganz sicher, unser heutiger Naturalismus mit seiner vielfach prosaischen Beschreibung, seinem Materialismus und seiner dazu nur scheinbar im Gegensatz stehenden psychologischen Haarspalterei würde dem Geschichtschreiber als Anfang von dem Ende der Poesie erschienen sein. Er erscheint auch heute vielen Leuten so, es nimmt mich fast wunder, daß Macaulay noch nicht geradezu gegen die Jungen ins Feld geführt worden ist. Aber dem Kampfe der litterarischen Meinungen haben große Gedanken durchweg gefehlt, und dann hatten die Anhänger des Alten auch vielfach ein schlechtes Gewissen — man konnte in der vor dem Naturalismus herrschenden konventionellen Dichtung ebensowohl die sterbende Dichtkunst erkennen wie in dem Naturalismus selbst. Köstlins 1869 geschriebne Sätze beweisen, daß man so etwas wie den Naturalismus lange fürchtete (es ist nicht anzunehmen, daß der Tübinger Professor die frühesten französischen Naturalisten wie Flaubert gekannt habe); damals mochte man immerhin noch auf Goethe und Schiller hindeuten, obwohl das, so allgemein wie es bei Köstlin geschieht, ziemlich wohlfeil und, wie die Entwicklung der deutschen Dichtung bewiesen hat, auch zwecklos war. Heute darf man sich nicht mehr verhehlen, daß der Bruch mit der klassischen Poesie vollständig, irgend etwas, was eine neue Periode wahrhaft großer Dichtung anzeigte, weder in Deutschland noch anderswo vorhanden ist. Und so wäre der Naturalismus gewissermaßen die Lehre und Praxis der Verzweiflung, und der Anfang von dem Ende der Poesie wirklich gekommen?

Ehe ich diese Frage beantworte, wollen wir uns doch die Ausführungen Macaulays noch etwas näher ansehen. Der englische Historiker genießt heute in Deutschland nicht mehr das Ansehen, dessen er sich in der Blütezeit des Liberalismus erfreute, obwohl sein Talent bewegter und farbiger Darstellung immer noch — und zwar mit Recht — geschätzt wird; man erkennt heute zu gut die Schranken seiner Natur, daß er die Welt doch als Engländer und Whig ansehe, und ist namentlich gegen seine ästhetischen Urteile argwöhnisch geworden. Wenn er auch keiner jener plumpen, „nicolaitischen" Rationalisten war, wie sie das Zeitalter der Aufklärung nicht bloß bei uns, sondern in allen Kulturländern hervorbrachte, die Anschauung Macaulays blieb doch stets im Banne des Rationalismus, und selbst der feinste Rationalismus ist in der Regel der Poesie gefährlich geworden, wenigstens ihren bedeutendsten und eigentümlichsten Vertretern. „Freilich ist es besser, daß die Menschen den Zorn überwinden und den Zahnschmerz behalten, als daß sie diesen verlieren und sich dem andern hingeben; da nun aber keine Philosophie den Zorn bändigt, so ist ein Mittel gegen den Zahnschmerz einer jeden vorzuziehen" — so hat schon in den sechziger Jahren Karl Frenzel Macaulays Logik charakterisirt; diese Logik ist aber noch heute allgemein verbreitet und wird, als die des sogenannten gesunden Menschenverstandes, wahrscheinlich auch immer verbreitet bleiben, sodaß wir denn in Macaulay in der That einen Typus be-

Digitized by Google

kämpfen. Auch die angeführten Meinungen des Engländers über das Verhältnis von Kultur und Poesie sind denn doch stark rationalistisch, obgleich er wohl imstande ist, die ursprüngliche, volkstümliche Poesie von der abgeleiteten Kultur-, oder sagen wir gleich von der akademischen Poesie zu unterscheiden. Das verrät sich vor allem darin, daß er für das praktische Schaffen, ja selbst den Genuß der Poesie eine krankhafte Gemütsstimmung vorauszusetzen für nötig hält. Er geht freilich nicht so weit, Genie einfach für Wahnsinn zu erklären — das war unsrer Zeit vorbehalten, vielleicht darf man sagen unserm Radikalismus. Denn dieser Erbe des Rationalismus steht mit der Poesie im allgemeinen auf noch schlechterm Fuße als sein Vorgänger. Aber als eine Art Vorläufer Lombrosos und der Seinen kann man Macaulay immerhin betrachten. Ich will seine Behauptungen jedoch der Reihe nach vornehmen; so wird es vielleicht möglich werden, über die meisten der hier einschlagenden Fragen Klarheit zu erlangen. Die Beziehung auf die Gegenwart wird sich dabei ohne weiteres ergeben.

Macaulays erste Behauptung lautet, daß die sogenannten „dunkeln" Zeiten deshalb der Poesie günstiger seien, weil sich die Sprache, das Instrument des Dichters, in ihrem ursprünglichen Zustande am besten für seine Zwecke eigne. Richtig ist es auf alle Fälle, die Entwicklung der Sprache und der Poesie in enge Verbindung zu bringen; auch die im Laufe der Kulturentwicklung eintretende Rationalisirung der Sprache läßt sich unmöglich leugnen. Aber es ist doch zu viel gesagt, wenn der ursprünglichste Zustand der Sprache als für die Poesie am meisten geeignet hingestellt wird. Sicherlich giebt es einen Zustand der Sprache, wo sie sich noch nicht für die Poesie eignet, mag immerhin der Bildcharakter der Sprache in ihren Anfängen am ausgeprägtesten sein; sie muß eine bestimmte Ausbildung sowohl nach der Seite der Formen als nach der des Reichtums der in ihr niedergelegten Vorstellungen erhalten haben, ehe sie der Dichter benutzen kann. Und diese Ausbildung hat wieder verschiedne Stufen: eine Sprache, die für die epische Dichtung geeignet ist, ist es damit noch nicht für die lyrische und erst recht nicht für die dramatische. Kurz, Macaulays Behauptung, daß der ursprünglichste Zustand der Sprache für den Dichter am geeignetsten sei, ist viel zu allgemein und unterliegt den mannichfachsten Einschränkungen. Nun ist man heute allerdings geneigt, die ältesten Reste der Poesie auch für die poetisch wertvollsten zu halten, man hat entdeckt, daß gerade die ältesten uns bekannten Gesänge aller Völker den echt epischen Charakter, den Charakter der „Thatsächlichkeit und Sinnfälligkeit" tragen, und findet „in der starren Zuspitzung, der einsilbigen Kargheit des Ausdrucks," die sie auszeichnet, die wahrhaft dichterische Größe. Darnach erscheinen die homerischen Epen und unser Nibelungenlied schon als abgeleitete Dichtungen. Einer der neuern Litteraturgeschichtsforscher spricht es ganz offen aus: „Vom geschichtlichen Standpunkt müssen wir uns hüten, das Nibelungen-

Digitized by Google

lied und gleichzeitige nationale Epen schlechtweg als vollkommner wie die durch das Hildebrandslied bezeichnete Stufe der Dichtung anzusehen." Empfindungsfülle und Reflexion sollen beim Nibelungenliede bereits die feste epische Form durchbrechen. Ich bin nun keineswegs der Ansicht, daß unser Nibelungenlied das Ideal eines Epos sei, die homerischen Epen stehen mir unbedingt höher, ich leugne nicht, daß die ältere Dichtung, das Hildebrandslied und was in angelsächsischer und nordischer Sprache seiner Stufe nahesteht, einen gewissen poetischen Reiz ausübt, wie alles Primitive; aber so sehr bin ich doch, Gott sei Dank, noch nicht von der modernen „Geschichtskrankheit" ergriffen, daß ich dem Nibelungenliede, dem wirklichen großen Epos, den höhern Rang dem Einzelliede gegenüber abstritte und poetisches Stammeln ein für allemal höher stellte als poetisches Singen und Sagen. Es mag sein, daß das Hildebrandslied auf die zeitgenössischen Hörer eine ebenso starke und noch stärkere Einwirkung geübt hat als das Nibelungenlied seiner Zeit, aber diese durch Reflexion heute festzustellende Einwirkung darf man doch nicht zum Maßstabe des Wertes erheben, wie es die modernen Forscher thun und im Grunde schon Macaulay thut. Schon der Grad der Ausbildung der Sprache erlaubt in der Regel auch einen sichern Schluß auf die erreichte dichterische Höhe. Zwischen der Höhe der epischen Dichtung und der der dramatischen liegen durchgehend Jahrhunderte, die durch die lyrische Dichtung ausgefüllt werden, und die dramatische Höhe tritt meist erst mit einer bestimmten Ausbildung der Prosa, also des rationalistischen Elements der Sprache ein, was den nicht wunder nimmt, der da weiß, daß Dialektik dem wirklichen Drama unumgänglich nötig, seine Voraussetzung ist. Soll man nun aber das Drama durchaus als Kultur- oder gar akademische Poesie auffassen? Das griechische sowohl wie das spanische und das englische ist doch ohne Zweifel dem Volksgeist nicht weniger unmittelbar entsprungen wie das Epos, selbst das französische hat noch sehr enge Beziehungen zu ihm, und alle haben auch die stärkste Wirkung auf das Volk geübt, eine Wirkung, die hinter der der alten Epen auf die barbarischen Völker nicht allzuviel zurückgeblieben sein dürfte, zumal da die dramatische Form doch die am unmittelbarsten wirkende ist. Will man also nicht die epische Poesie als die einzig berechtigte, die einzig wahre Poesie hinstellen, so wird man die Behauptung, daß die ursprüngliche Sprache die für die Poesie am meisten geeignete sei, in ihrer Allgemeinheit wohl fallen lassen müssen.

Aber das alte Epos ist allerdings mit der Rationalisirung der Sprache zu Grunde gegangen. Man kann sagen, sobald die Prosa ausgebildet, der Historiker aufgetreten ist, entsteht kein Epos mehr, wohlverstanden, kein Volksepos. Macaulays Satz, daß die in der Sprache sich vollziehende Veränderung teils die Ursache, teils die Wirkung einer Veränderung der menschlichen Thätigkeit sei, enthält etwas richtiges. Doch darf man ihn nicht so fassen, als ob mit jener Veränderung erst die eigentliche Kulturarbeit beginne; auch die Ausbildung des



Digitized by Google

Epos setzt eine bestimmte Kultur voraus, wie ja auch jedes eine solche spiegelt. Und dann soll man das Volksepos nicht wörtlich als Produkt des ganzen Volkes nehmen, wie man es früher allgemein gethan hat und noch jetzt vielfach thut. „Die Volkspoesie, sagt ein moderner Ästhetiker, ist in dem Sinne, worin man den Ausdruck gewöhnlich nimmt, ein Unding; denn immer haben nur Einzelne gedichtet. Aber freilich hat es eine Zeit gegeben, wo das ganze Volk den poetischen Stoff zusammentrug, indem vermöge des noch bestehenden innigen Zusammenhangs des Menschen und der Natur jeder Einzelne beobachtete und die tausendfach verstreuten Züge auflesen (und man kann hinzufügen sprachlich festhalten) half, aus denen das dichterische Gebilde hervorgehen sollte. Jetzt beobachtet eigentlich nur der, der auch schaffen soll, und ohne Zweifel bemerkt eine Million Augen mehr als ein Paar, wenn es auch das schärfste wäre." Der „Volksepiker" bekam also den poetischen Stoff bis in die Einzelheiten von seinem Volke, und er dichtete (hier paßt das deutsche Wort vortrefflich) dann auch wieder für das ganze Volk, trat niemals als Einzelpersönlichkeit in Gegensatz zu ihm, wie das nach der bei allen Völkern allmählich eintretenden Lostrennung des Einzelnen aus der Gesamtheit geschehen konnte, ja mußte. Daher erklärt sich denn auch, daß das Volksepos, ein objektives Epos im großen Stil heute nicht mehr möglich ist; ein Dichter, der gleichsam der Vertreter seines ganzen Volkes wäre, ist jetzt undenkbar geworden. Auch für das Volkslied leistete das Volk, sowohl den Stoff wie die Stimmungsatmosphäre gebend, noch hervorragendes, doch mußte sich das Lied seiner Natur nach schon subjektiver, individueller gestalten. Das Drama endlich wurde, sobald es sich über die Improvisation erhob, ganz persönlich. So ungefähr stellt sich die Entwicklung der Dichtung im Großen bei allen Völkern dar. Gewiß verliert die Poesie, wie Macaulay sagt, mit der Hebung der Kultur etwas, nämlich ihren Allcharakter, und die Wissenschaft gewinnt, das heißt, eigentlich stellt sich der Vorgang als die eintretende Trennung zwischen Poesie und Wissenschaft dar, die sich auch sprachlich, durch die Schöpfung der Prosa und einer besondern poetischen Sprache verrät; die Geschichte und die Philosophie übernehmen einen Teil der Aufgaben, die die Poesie im Kindheitsalter der Menschheit mit erfüllte, nichts aber hindert, daß die Poesie auf schärfer abgegrenzten Gebieten eine um so tiefere Entwicklung nimmt. Es ist richtig, daß die Wissenschaft zu allgemeinen Begriffen strebt, die Poesie individualisirt, aber das eine schließt das andre nicht aus; die vereinzelnde Kraft der Phantasie ist dem Menschen ebenso angeboren wie die verallgemeinernde des Verstands, und wenn auch die Kultur, einseitig als die Verkörperin realer Lebenswerte gesehen, vielleicht den Verstand des Menschen mehr entwickelt als die Phantasie anregt, so kann sie doch die Phantasie nun und nimmermehr unterdrücken, sie kann ihr höchstens andre Wege weisen und die schaffende Thätigkeit auf einzelne, besonders begabte Menschen beschränken. Wie diese

Digitized by Google

aber schon vor einer größern Kulturentwicklung da waren und unter ihren Volksgenossen emporragten, so bleiben sie auch nach einer solchen im Kerne ihres Wesens unverändert.

Schon aus dem eben gesagten folgt, daß von einer krankhaften Richtung des Gemüts bei Dichtern und solchen, die dichterische Werke genießen, nicht die Rede sein kann. Der mit lebhafter Phantasie (und dem ihr entsprechenden Nervensystem) ausgestattete Mensch ist ebenso normal wie der mit scharfem Verstande begabte; man müßte ja auch, wenn die Ansicht Macaulays richtig wäre, etwa die Hälfte der gesamten Menschheit — denn diese ist am Ende imstande, Poesie mehr oder minder zu würdigen — als geisteskrank hinstellen, und das geht denn doch nicht gut an. Wohlweislich nimmt daher die Theorie Lombrosos und seiner Genossen auch nur das Genie als eine Erscheinungsform des Wahnsinns an, aber auch das ist natürlich thöricht, selbst wenn beim Genialen und beim Wahnsinnigen gewisse Erscheinungen zusammentreffen sollten; die Höhen der menschlichen Entwicklung — und eine solche bezeichnet doch wohl das Genie, selbst wenn uns sein Ursprung gelegentlich irrational vorkommen mag — sind selbstverständlich abnorm, d. h. ungewöhnlich, selten, aber als krankhaft kann man sie doch nur vom banausischen Standpunkt bezeichnen, abgesehen davon, daß krank und gesund ja so gut relative Begriffe sind wie gut und böse, warm und kalt. Wer giebt dem Verstande das Recht, sich der Phantasie gegenüber als normal aufzuspielen? So ist denn auch Macaulays ganze Auseinandersetzung über das Verhältnis von Poesie und Wahrheit geradezu trivial. Die Voraussetzungen der Poesie sollen falsch sein, einen Grad von Leichtgläubigkeit voraussetzen, der nicht weit von zeitweiliger Geistesstörung entfernt ist, dagegen die Folgerungen richtig sein. Ist aber der Dichter imstande, die Folgerungen richtig zu ziehen, also den Verlauf seiner Handlung logischen und psychologischen Gesetzen gemäß darzustellen, wie kommt man dazu, ihm bei der Konzeption seines Werkes eine Art Geistesstörung zuzuschreiben? Oder denkt Macaulay an den gesamten künstlerischen Schöpfungsprozeß, der ja allerdings immer noch geheimnisvoll ist, so klar uns auch Zola auseinandergesetzt hat, daß von „Eingebung" keine Rede sein könne, der Fleiß alles sei? Ich glaube, er denkt vielmehr an die mythischen Stoffe der alten Dichter. Eben diese hatte der Dichter, wie wir gesehen haben, ja aber von seinem Volke überliefert bekommen, und so müßte man denn notgedrungen eine Art Wahnsinn bei dem ganzen Naturvolk annehmen, was doch gewiß absurd wäre. In der That bestehen denn auch die mythischen Stoffe nur vor dem nüchternen Verstande nicht, im höhern Sinne sind sie alle wahr, und keineswegs bloß die Wahrheit einer glühenden Erregung. Es sind im Grunde immer nur gewisse Äußerlichkeiten, die unglaublich erscheinen, wie die übermenschliche Kraft der Helden, ihre Unverwundbarkeit; geistig und seelisch überragen die Helden der alten Epen das Menschliche keineswegs, selbst die Götter

Digitized by Google

sind vermenschlicht. Die alten Hörer der Epen, und nicht nur diese, auch die Dichter selbst haben gewiß an die übermenschlichen Eigenschaften geglaubt, und man mag immerhin an die Einbildungskraft der Kinder erinnern, aber eine Art Wahnsinn braucht man deswegen weder bei den Dichtern, noch bei den Hörern anzunehmen, man darf höchstens von einer Art geistiger Sinnestäuschung reden, die mit der Gesundheit des Geistes wahrhaftig wenig zu thun hat, und die auch heute trotz aller Kultur noch nicht ausgestorben ist, sondern sich nur auf andre Gegenstände geworfen hat. Gewiß ist ferner, daß die Hingebung der Naturvölker an die Poesie größer und allgemeiner war, die zerstreuende Wirkung des modernen Kulturlebens ist nicht zu übersehen. Andrerseits soll man aber auch nicht vergessen, daß jene Hingebung geradezu poesiefeindliche Elemente, z. B. ganz gewöhnliche Furcht — woraus wohl auch die Wirkung des Rotkäppchenmärchens auf das Kind zu erklären wäre —, kriegerische Begeisterung und dergleichen in sich barg, während man heute die Poesie im ganzen reiner genießt, ohne daß die Tiefe der Wirkung darunter zu leiden braucht, wenigstens bei den zum besondern Genuß der Dichtung beanlagten Menschen. Auch früher hat es gewiß empfänglichere und stumpfere Gemüter gegeben. „Kein Erwachsener wird durch Hamlet oder Lear so erschüttert werden wie das Kind durch Rotkäppchen," meint Macaulay. Ich behaupte, daß Hamlet auf einen Erwachsenen eine viel schrecklichere Wirkung üben kann als das gräßlichste Kindermärchen auf ein Kind, wenn sich nämlich der Erwachsene in die Weltanschauung des Dänenprinzen einlebt und die Welt wie er von Würmern zerfressen sieht. Ist das vielleicht in unsrer Zeit nicht möglich? Es ist doch — und hiermit kommen wir zum Kernpunkt — sehr oberflächlich, die Wirkung der Poesie bloß in die Täuschung, die sie übt, zu setzen und sie mit der Zauberlaterne zu vergleichen. Wenn, wie Macaulay selber zugiebt, die Folgerungen, die der Dichter zieht, richtig sind, wenn er also einen Mikrokosmos innerhalb des Makrokosmos der Welt schafft, so ist schon damit festgestellt, daß sich die Poesie noch an andre Kräfte als an die Phantasie wendet, andern Kräften als ihr den Ursprung verdankt. Es ist denn auch eine längst überwundne Anschauung, daß die Dichtkunst zu weiter nichts da sei, als der Phantasie den Schein einer nicht vorhandnen Welt vorzugaukeln, die zu der wirklichen im Gegensatz stehe. Die Poesie hat es mit dem Leben zu thun, sagt der Ästhetiker — hat es immer mit ihm zu thun gehabt, füge ich hinzu, selbst in den dark ages, als sie noch Götter auf der Erde wandeln ließ und ihre Helden mit so und so viel Pferdekräften ausstattete. Jede Poesie ist ferner erlebt; wenn ich auch Karl Weitbrecht nicht ganz Recht gebe, wo er meint, nicht das Bestreben, die Welt als eine Summe von beobachteten Gegenständen und Zuständen darzustellen, sondern der Drang, die eignen innern Zustände, wie sie sich aus der persönlichen Erfahrung des Lebens ergeben, sich und andern durch phantasiemäßige Gestaltung gegenständ-

Digitized by Google

lich zu machen, mache den Dichter — es wirkt eben beides zusammen*) —, so ist doch ganz selbstverständlich, daß Leben nur durch Leben wieder geboren werden kann.

„Wenn das Licht der Erkenntnis über die Schöpfungen der Poesie hereinbricht, wenn die Umrisse der wirklichen Welt immer schärfer und schärfer heraustreten und die Schatten dämmeriger Ahnung immer lichter werden, dann müssen die vom Dichter beschwornen Gestalten in Form und Farbe immer mehr verbleichen," heißt es bei Macaulay. Das ist eine durchaus verstandesgemäße, der Wahrheit durchaus nicht entsprechende Gegenüberstellung. Wo ist, fragen wir dagegen, die Erkenntnis, die über alle Dinge des Lebens hinreichend klares Licht verbreitet? Daß es keine turmhohen Riesen giebt, kann uns die Erfahrung lehren, aber darüber, ob die Menschen von Anbeginn gut oder böse, zum Glück oder Unglück bestimmt seien, ist der Verstand heute noch nicht klar und wird es niemals werden. Wenn ich eine poetische und eine prosaische Weltanschauung unterscheiden darf, wer will mir sagen, welche von beiden die richtige sei? Ganz gewiß ist die Ahnung ein Element der Poesie, aber sie ist auch ein Element der Welt, und bisher ist noch kein Verstand der Verständigen stark genug gewesen, sie aus der Welt zu treiben. Gewiß ist der Mensch und sein Leben im wesentlichen dasselbe durch alle Zeiten, aber wird die Menschheit wirklich stets klüger und klarer über alle menschlichen Dinge? und wenn sie es wird, hört damit, wie Köstlin meint, die Möglichkeit auf, Weisheit, von der man noch nicht weiß, zu verkünden? Das Menschenleben birgt eine Reihe von Problemen, vor die sich der Dichter immer wieder gestellt sieht, und die er, aus seinem eignen Leben heraus, nicht zu lösen — denn das ist eben unmöglich —, aber neu zu beleuchten hat. Wohl geht die Poesie auf Täuschung aus, wenn dieser unglückliche Ausdruck gewahrt werden muß, aber sie thut es so gut im Dienste der Wahrheit wie die Wissenschaft; sie will ein Bild der Welt anschaulich hinstellen, mag es auch oft nur ein Traumbild sein, das nur in der Seele des Dichters Wirklichkeit hat. Ich will dem Engländer und allen, die ähnliche Ansichten hegen, nicht einmal mit der Kantischen Philosophie kommen, die ihrer Wirklichkeit genau so den Garaus macht, wie ihr Verstand der Poesie; ich will nur die thörichte Annahme, daß die Poesie, weil sie hauptsächlich durch und für die Phantasie schafft, auch Lüge sei, von der Hand weisen. Man verwechselt in rationalistischer Verblendung einfach die Begriffe Illusion (Täuschung) und Lüge, Wahrheit und Wirklichkeit und trägt also sittliche Begriffe in das ästhetische Gebiet. Das Licht der Erkenntnis, von dem Macaulay redet, wird, wenn es ein wahres

*) Namentlich der echte Dramatiker bleibt bei der Weitbrechtschen Erklärung unerklärbar. Dichterisches Schaffen entsteht durch den Drang, sich die Welt und sich der Welt gegenständlich zu machen.

Digitized by Google

Licht ist, die vom Dichter heraufbeschwornen Gestalten in Form und Farbe immer mehr hervortreten statt verbleichen lassen. Oder genießen wir heute den Homer nicht wieder ganz anders, als es frühere Jahrhunderte thaten, die Virgil ernsthaft über Homer stellten? Wirklichkeit und Täuschung weisen keine widerstreitenden Vorzüge auf, die Welt der Poesie steht selbständig (wenn auch durch tausend Bande mit ihr verknüpft) neben der Welt der Wirklichkeit, aber anstatt sie Lügen zu strafen oder von ihr Lügen gestraft zu werden, öffnet sie vielmehr den Blick für die Wirklichkeit; wenigstens haben wir die Natur durch die Poesie richtiger anschauen gelernt und vielleicht auch die menschlichen Charaktere. Man hat in der Ästhetik auf diesen Umstand bisher noch wenig Wert gelegt, aber ich bin sehr geneigt, alles, was wir auch über die wirklichen menschlichen Charaktere wissen, als Ausfluß dichterischer Anschauung anzusehen. Meine Ansicht stimmt mit der eines sehr gescheiten Mannes überein, der einem Freunde, als dieser in Shakespeares und Goethes Charakteren doch nur schwache Versuche, die Menschennatur darzustellen, zu finden glaubte, zurief: „Deinen Satz von der unerreichbaren Tiefe wirklicher Charaktere würden Shakespeare und Goethe unbedingt anerkennen, ja sie würden ihre Schilderungen nur als schwaches Lallen gegenüber der Sprache der Natur bezeichnen. Aber, könnten sie mit vollem Rechte sagen, seht ihr denn die wirklichen Charaktere, ohne daß wir euch unsre Augen leihen? Ihr seid in dieser, wie in allen Beziehungen, gleich dem Wandrer in der Wüste, von Quellen umgeben, aber sie kommen euch nicht zum Bewußtsein. Ein einfaches Beispiel: Wie oft wird es dir ebenso wie mir begegnet sein, daß dich solche Menschenmaler wie Dickens oder Fritz Reuter in ihren Schilderungen sozusagen mit der Nase auf charakteristische Züge stießen, die du sogleich als überraschend naturgetreu erkanntest, und die dir doch bis dahin in ihrer geistigen Abgrenzung vollkommen unentdeckt geblieben waren. Solltest du wirklich tiefer als Shakespeare in den Reichtum menschlicher Charakterformation blicken, ei, so versäume es ja nicht, dein Licht vor uns leuchten zu lassen und uns »in prophetisch höhern Gesichten von Gott und Menschheit höheres zu berichten,« wie Goethe es von seinen Nachkommen erwartet.“ Das kann man allen Vertretern einseitiger Verstandeskultur, wie Macaulay, zurufen, die in der Dichtung nur die Täuschung sehen und sie, der Wissenschaft gegenüber, herabsetzen möchten. Wir andrerseits sind nicht so thöricht, in der Vergrößerung unsrer Erkenntnis der Wirklichkeit die Aufgabe der Poesie zu finden.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

# Die Pflicht der Einzelnen

Die zünftigen Sozialpolitiker beiderlei Geschlechts bitte ich in aufrichtigster Bescheidenheit um Verzeihung, wenn ich mich mit einigen ganz und gar nicht system- und schulgerechten Gedanken an die Öffentlichkeit wage. Die Gedanken haben sich mir aufgedrängt im Laufe eines Menschenlebens, in Freud und Leid, in guten und in bösen Jahren, und sie sind hasten geblieben trotz allem Wechsel. Vielleicht giebt es unter den heutigen Lesern der Grenzboten doch immer noch einige, denen das, was ich sagen will, nicht ganz unwillkommen ist, mag es sich auch der alten wie der neuen Schule gegenüber noch so ketzerisch ausnehmen.

Die wissenschaftlichen Vertreter der modernen Nationalökonomie und Sozialpolitik weisen mit Recht gern darauf hin, daß ein großer Teil der vielen sozialen Reformfragen und Reformbestrebungen der Gegenwart seinen Ursprung in dem Wunsche habe, den höhern Anforderungen der „Ethik“ an das Wirtschaftsleben und an die sozialen Zustände zu entsprechen. Die politische Ökonomie, so sagt man (Schönberg), könne heute mit Recht eine „ethische“ Wissenschaft genannt werden, während sie diesen Charakter nicht gehabt habe, „solange die in ihr herrschende abstrakte und individualistische Richtung die strenge Scheidung der wirtschaftlichen und der sittlichen Welt vornahm, in jener nur den Egoismus als die maßgebende Triebfeder ansah, das Güterleben nur nach seiner materiellen Seite betrachtete und als den normalen und besten Zustand der Volkswirtschaft denjenigen zu deduziren suchte, der aus dem möglichst uneingeschränkten egoistischen Streben nach Befriedigung der individuellen Interessen hervorgehe.“

Dieser Bruch mit der egoistisch-materialistischen Lehre der Manchesterschule — der alten Schule, wie ich sie hier nennen will — hatte sich in der deutschen Wissenschaft schon in den sechziger Jahren vollzogen, und seit Ausgang der siebziger Jahre ist er auch in der Politik insofern ausgesprochen vorhanden, als der Staat seitdem als berechtigt anerkannt wird, und von dieser Berechtigung auch Gebrauch macht, dem selbstsüchtigen Streben nach Befriedigung der eignen Interessen zu Gunsten sittlicher Forderungen äußerliche Schranken zu ziehen. Man hat der im Staate organisirten Gesellschaft den Charakter

Digitized by Google

der Trägerin sittlicher Pflichten wiedergegeben, den ihr die alte Schule fast ganz geraubt hatte.

Aber über diesen Erfolg scheint man mir doch eins, und zwar das allerwichtigste, gar zu sehr zu vergessen. Man spricht zwar jetzt von den Pflichten der Gesellschaft sehr viel, aber von der Pflicht des Einzelnen gegen den Einzelnen spricht man fast gar nicht. Das halte ich für einen schweren Fehler in der sozialpolitischen Rechnung von heute.

Die alte Schule hat es nämlich keineswegs dabei bewenden lassen, den Staat von jeder sittlichen Pflicht zu entbinden und ihn zum Niederreißen so mancher Schranken zu veranlassen, die dem Streben nach Befriedigung der selbstsüchtigen Interessen der Einzelnen entgegenzustehen schienen, sie hat vor allem auch den Einzelnen die Überzeugung beigebracht, daß sie im wirtschaftlichen Leben nur die Selbstsucht als die maßgebende Triebfeder anzusehen hätten. Statt nun hierin Wandel zu schaffen, erkennt man auch in den von der neuen Schule beherrschten wissenschaftlichen und politischen Kreisen immer noch den für die Gesellschaft überwundnen egoistisch-materialistischen Standpunkt der Manchesterschule für den Einzelnen gegenüber dem Einzelnen als den einzig natürlichen und möglichen und deshalb auch berechtigten an. Statt die Grundlagen der sozialen Ethik, die Nächstenliebe, Gerechtigkeit und Wahrheit, als kategorischen Imperativ für das Verhalten des Einzelnen gegen den Einzelnen wieder zu Ehren zu bringen, macht man durch die ausschließliche Betonung der Pflichten der Gesellschaft das Gegenteil zum Gesetz, ja selbst unter der Herrschaft der alten Schule ist mir eine so rücksichtslose Mißachtung der Verantwortlichkeit des Einzelnen im sozialen Leben, wie ich sie jetzt bei Sozialpolitikern der neuen Schule in Deutschland täglich höre und lese, kaum jemals vorgekommen. Daß der Einzelne fast alles thun muß, das Ganze nur sehr wenig thun kann, daß die „Verhältnisse" nicht den Menschen die sittliche Verantwortung abnehmen, sondern daß der einzelnen Menschen Thun und Lassen die Verhältnisse hauptsächlich bestimmt, diese Wahrheit wird, so scheint mir, immer noch mit sträflicher Einseitigkeit außer Acht gelassen. Die sittliche Grundlage der Gesellschaftswohlfahrt ist und bleibt doch nun einmal ihrem Wesen nach individualistisch und läßt sich ohne Zerstörung ihres Wesens weder zu einer staatlichen, noch zu einer genossenschaftlichen Einrichtung machen. In den Herzen des Volks selbst und damit in der Handlungsweise des Einzelnen gegenüber dem Einzelnen gilt es vor allem wieder gegen die Lieblosigkeit, Ungerechtigkeit und Verlogenheit anzukämpfen. Das scheint mir immermehr die wichtigste Aufgabe der Gegenwart zu werden, ohne deren Lösung die Erreichung der gesellschaftlichen Wohlfahrt ganz ausgeschlossen bleibt. Weder der Staatssozialismus noch die Sozialdemokratie hat bis jetzt praktisch etwas für diese Aufgabe geleistet. Im Gegenteil, der mit allen Mitteln der Agitation um die Klinke

Digitized by Google

der Gesetzgebung ringende Kampf der wirtschaftlichen Sonderinteressen, das Haß und Neid, Selbstgerechtigkeit und Anmaßung fördernde Treiben im sozialpolitischen Parteileben, dazu die Unduldsamkeit und Herrschsucht in den kirchlichen und religiösen Bewegungen stehen im schroffsten Gegensatz zu dieser Aufgabe. Man eifert gegen Manchestertum und Individualismus, aber die Lieblosigkeit im Einzelnen, die alles stört und alles verdirbt, tastet man nicht an; man preist die Liebe zum Ganzen, zum Staate, zur Zunft, man fordert die Liebe zu Kaiser und Reich und hofft davon die Rettung aus allen Nöten, aber die Liebe zum Nächsten, die allen, vom Kaiser bis zum Bettelmann, am nächsten liegt, viel näher als die Liebe zum Ganzen, diese Liebe vom Nächsten zum Nächsten, die allem vorangeht und für alles Voraussetzung ist, die ist und bleibt eine alte abgethane Sache, mit der die moderne Volkswirtschaft und Sozialpolitik gar nichts zu thun hat.

„Statistisch" läßt es sich natürlich nicht nachweisen, auch nicht mit Urkunden belegen, wenn ich der alten Schule vorwerfe, den Einzelnen die Überzeugung beigebracht zu haben, daß sie im wirtschaftlichen Leben nur die Selbstsucht als Triebfeder anzusehen hätten, wenn ich ihr die Hauptschuld beimesse an dem tiefen Verfall des Pflichtgefühls im Volke. Es kann dabei immer nur von persönlicher Erfahrung und Beurteilung des Erlebten die Rede sein, die der Leser nach dem, was er selbst wahrgenommen hat, prüfen möge. Nur auf einen Gewährsmann will ich mich berufen, auf Albert Lange, der über das, woran ich hier erinnern möchte, vor mehr als zwanzig Jahren folgendes geschrieben hat: „Die Idee, daß es ein besondres Lebensgebiet gebe für das Handeln nach Interessen und wieder ein andres für die Übung der Tugend, gehört noch heute zu den Lieblingsideen des oberflächlichen Liberalismus, und in weit verbreiteten populären Schriften, wie Schulzes Arbeiterkatechismus, wird sie ganz unverhohlen gepredigt. Ja man hat gar eine Art Pflichtenlehre daraus gemacht, die man im täglichen Leben viel häufiger hört als in der Litteratur. Wer es unterläßt, eine ihm zustehende Schuldforderung nötigenfalls mit aller Strenge des Gesetzes einzutreiben, der muß entweder ein reicher Mann sein, der sich dergleichen erlauben kann, oder er unterliegt dem schärfsten Tadel. Dieser Tadel richtet sich nicht nur gegen seinen Verstand, gegen seine Charakterschwäche oder überflüssige Gutmütigkeit, sondern geradezu gegen seine Sittlichkeit. Er ist ein leichtsinniger, nachlässiger Mensch, der seine Interessen nicht pflichtmäßig wahrnimmt, und wenn er Frau und Kinder hat, so ist er, auch ohne daß diese schon Mangel empfinden müßten, ein gewissenloser Hausvater." Und was sagte Schulze-Delitzsch in dem angeführten Buche? „Nur in dem Bedürfnis, lehrte er, liegt der Sporn, die Trägheit zu überwinden und den Menschen zur Anstrengung zu vermögen. Aber auch so thut er nicht gern mehr, als er muß, obschon er in Beziehung auf seine Bedürfnisse den brennenden Wunsch hegt, sie so vollkommen als



Digitized by Google

möglich zu befriedigen. Beide widerstreitenden Antriebe vermitteln nun eben das Eigeninteresse, die berechtigte Selbstsorge, die Liebe, die ein jeder für sein eignes Ich hat. Es stellt sich uns dar als das stetige Verlangen und Streben jedes Menschen, seine Bedürfnisse in immer vollkommnerem Grade und mit immer leichterer Mühe zu befriedigen. Prüfe sich nur jeder selbst, darauf läuft doch sein ganzes Trachten auf wirtschaftlichem Gebiete hinaus: so viel als möglich zu haben und so wenig wie möglich dafür zu thun." Und an einer andern Stelle sagte er: „Darum erst die Pflicht der Selbstsorge für sich und die Seinen erfüllt auf wirtschaftlichem Gebiete und den übernommnen Verpflichtungen gegen seine Mitbürger und den Staat, den bürgerlichen Gesetzen genug gethan — dann erst, habe ich dann noch Kraft, Zeit und Mittel übrig, und ich trete damit ein für eine humane Idee, zur Linderung von Not und Elend, dann beginnt die rechte Brüderlichkeit. Sie beginnt da, wo das Wirtschaftsleben und der Staat aufhört; nicht der Erwerb, nicht Recht und Pflicht sind ihr Reich, nicht der Zwang ist ihre Macht, sondern die freie Liebe." Nicht was Schulze, an dessen Gemeinsinn nicht gezweifelt werden soll, mit solchen Lehren sagen wollte, sondern was diese Lehren thatsächlich bewirkt haben, hat für uns Interesse, und wer die Blütezeit dieser praktisch manchesterlichen Propaganda schon mit reifem Verständnis durchlebt hat — übrigens eine Zeit, in der die Manchesterlehre in der nationalökonomischen Wissenschaft durch die neue Schule in Deutschland schon ihrer Allmacht beraubt war —, der hat wahrnehmen können, daß sich seit den sechziger Jahren in der sozialen Lebens- und Pflichtenauffassung der obern und mittlern Volksschichten ein ganz gewaltiger Umschwung zu Gunsten der Manchestermoral vollzog. Die Lehre gestaltete sich in Herz und Kopf der Leute etwa so: Auf wirtschaftlichem Gebiete gilt der Grundsatz: „So viel als möglich zu haben, und so wenig als möglich dafür zu thun." Erst wenn der Pflicht der „Selbstsorge" genügt ist, erst dann hat man das Recht, auf Not und Elend andrer Rücksicht zu nehmen. Die Grenze zu bestimmen liegt allein im Ermessen des Einzelnen. Praktisch führte diese Lehre natürlich zur rücksichtslosesten Ausbeutung, zur lieblosesten Habsucht in allen Lebenslagen, nicht nur im Geschäft und in der Wirtschaft. Wo ist denn das Verhältnis, in dem die Habsucht nicht ein „wirtschaftliches" Interesse herauszufinden vermöchte? Etwa nicht in der Wahl des Ehegatten, der Freunde, des Umgangs? Etwa nicht in dem Streben des Beamten, des Offiziers, des Gelehrten, des Künstlers? Gewinnsucht und Strebertum in diesen Verhältnissen zum Vorwurf zu machen, ja nur für unschön zu halten, das verdient doch, wenigstens seit 1870/71 und bis heute, nur ein mitleidiges Lächeln. Und daß diese Lehre, wenn sie im Herzen des Volkes zur Herrschaft gelangte, zwar den Volksreichtum um Milliarden und aber Milliarden in früher unerhörter Schnelligkeit vermehren konnte, daß sie aber die sozialen Zustände ebenso schnell von Grund aus verderben mußte, davon haben wir uns seit

Digitized by Google

dreißig Jahren in Deutschland wahrhaftig ausgiebig überzeugen können. Es ist eine arge Einseitigkeit, zu meinen, daß die modernen Fortschritte der Technik und des Verkehrs allein die schnelle Anhäufung der Reichtümer auf der einen und die Steigerung der Unzufriedenheit und des Elends auf der andern Seite bewirkt hätten, oder gar, daß die Herabsetzung von Zolltarifen, die Gewerbefreiheit, die Freizügigkeit, die Judenemanzipation und dergleichen Veränderungen in staatlichen Einrichtungen den Haupteinfluß auf die Entwicklung unsrer sozialen Zustände gehabt hätten. Unsre Manchesterleute haben es durch ihre Reklamen veranlaßt, daß man diesen gesetzgeberischen Maßnahmen so viel nachsagt. Was können Gesetze und Verordnungen gegenüber einer so gewaltigen „Reform" überhaupt bedeuten, wie es die Befreiung des Einzelnen von allen Rücksichten der Nächstenliebe war? Die Leistungsfähigkeit, das Talent, alle Kräfte wurden damals von der lähmenden Fessel befreit, mit der altfränkische Vorurteile sie bis dahin beim „Geldmachen" gehemmt hatten. Dieselbe moralische Freiheit und Skrupellosigkeit, die in alter Zeit das Privileg der Juden gegen den Nichtjuden gewesen war, das heißt das Recht, dem Nächsten das Fell über die Ohren zu ziehen, wo immer sich dazu Gelegenheit bietet, war jetzt allen zu teil geworden. Und wenn auch später noch die Juden vielleicht verhältnismäßig viel Virtuosen in dieser Kunst aufweisen mochten, erstaunlich war es doch anzusehen, wie massenhaft sich auch unter den Christen die Talente für den rücksichtslosen Erwerb fanden, nachdem nun einmal die altmodische Scheu überwunden war; von den unzähligen, die ohne das Talent doch mitmachen wollten und gebührend hineinfielen, gar nicht zu reden. Erstaunlich war es anzusehen, wie Leute von mittelmäßiger allgemeiner Begabung, von geringer Fachbildung, ja oft von ganz mangelhafter Geschäftsschulung, einzig dank der rücksichtslosen Ausnutzung jeder sich bietenden Gelegenheit in kurzer Zeit zu Reichtum gelangten und ihn, je weniger sie an idealen Interessen litten, desto sichrer bewahrten und je länger, desto rascher und bequemer vermehrten. Mustermenschen oft auch in der „freien Liebe" nach Schulze, die sich der reiche Mann nach hinreichend erfüllter Lieblosigkeit, unter Umständen auch wohl recht öffentlich, erlauben kann. Was hat diese freie Liebe des reichen Mannes nicht bis zum heutigen Tage als Reklame für die Manchesterlehre herhalten müssen! Ist nicht das der Armenpflege und Wohlthätigkeit dienende Vereinswesen, so hören wir die Leute sagen, allein in Berlin schon ein schlagender Beweis gegen die Behauptung, die Manchesterlehre habe seit dreißig Jahren die Nächstenliebe außer Dienst gestellt? Sehen wir nicht täglich an der Spitze der Zeichnungslisten für milde Zwecke reiche Leute mit viel größern Summen glänzen, als die sind, um derentwillen sie ihre Schuldner, wie Albert Lange behauptet, mit aller Strenge des Gesetzes und pflichttreuester Erbarmungslosigkeit zum wirtschaftlichen Ruin, zur Verzweiflung, zu Schlimmerem treiben? Erfahren wir nicht in Dutzenden von Jahresberichten aus allen Teilen Deutschlands, wie herrlich

Digitized by Google

es den verschiednen „Systemen“ der Wohlthätigkeit und Armenpflege gelungen ist, es den Leuten abzugewöhnen, daß sie sich selbst um Wohl und Wehe des armen Nächsten kümmern? Ist nicht diese Ordnung im Wohlthun, dieses „karitative System,“ wie es die modernste Volkswirtschaft nennt, ein riesiger Fortschritt? Ich bin wahrhaftig weit davon entfernt, dem gedankenlosen Bettelwesen das Wort zu reden, ich begrüße alles, was dagegen geschieht, mit Freuden, weil ich in dieser Züchtung von Bettelei und Vagabundentum im allgemeinen eine Erscheinung von ganz entsetzlicher Lieblosigkeit erkannt habe, einen Ausfluß vielfach des schlimmsten sozialen Hochmuts, der im Armen den Paria erblickt, den das im Bettelbrote gereichte Gift gar nicht schlechter machen könne, als er schon ist. Aber trotzdem halte ich das Aufsaugen des privaten, unmittelbaren, persönlichen Wohlthuns durch die Vereine, wie es namentlich in den Großstädten Platz gegriffen hat, für ein schweres soziales Unglück. Die freundschaftliche, die nachbarliche Hilfe, die der Stärkere dem Schwächern, nicht immer nur der Reiche dem Ärmern, und nicht immer in Geld und Geldeswert, leistet, wo immer sich die Gelegenheit bietet, diese Freundschaftsdienste, bei denen niemand an Almosen denkt, auch wenn dabei Leistung und Gegenleistung nicht zu Buch gebracht wird, die hat man den Gebildeten und Besitzenden nur zu erfolgreich als unpraktisch und schließlich gar als pflichtwidrig darzustellen gewußt. Und nun, nachdem die Herzen beim wohllöblichen Publikum dem Nächsten gegenüber zugeknöpft sind bis oben hinauf, nun denkt man durch die großen Zahlen der „Helfer“ und „Helferinnen,“ mit „Dezentralisation“ und „Individualisirung“ in den „Systemen“ den Fehler wieder gut machen zu können. Viel Fleiß, viel Worte, auch viel Geld und viel Reklame hat man auf die Sache verwendet, aber die hilfreiche Liebe, die vom Herzen kommt und allein zum Herzen geht, hat man dadurch nicht zu ersetzen vermocht, der Riß zwischen Arm und Reich, der Glaube an den unversöhnlichen Zwiespalt, an die unmögliche Freundschaft zwischen Besitzenden und Besitzlosen ist größer statt kleiner geworden. Ich freue mich auch über die freilich oft allzu geflissentlich an die große Glocke gebrachte Zunahme der Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen einzelner reicher Unternehmer; aber um so mehr bedaure ich, daß ihre versöhnende Wirkung so häufig ganz vereitelt wird, weil die allein wirksame, persönliche, unmittelbare Freundlichkeit fehlt, die auch hier bei weitem nicht immer große Kapitalien und Stiftungen braucht und noch weniger immer mit Geldaufwand abgemacht werden kann. Wie wenig die Millionen der Arbeiterversicherung, dieser Verkörperung des „praktischen Christentums“ in besonderm Sinne, die Nächstenliebe, um die es sich heute handelt, zu fördern vermocht hat, so hoch diese Staatsleistung an sich auch zu schätzen ist, weiß jeder, der die Augen offen hat. Wohin wir eben sehen im Reiche, überall hemmt, lähmt, hindert etwas die Wirkungen der sozialen Reformen und Bestrebungen der Gegenwart, überall fehlt der Hauptfaktor, ohne den die Rechnung nicht stimmt und nicht

Digitized by Google

ſtimmen kann, die Pflichterfüllung des Einzelnen gegen den Einzelnen, die Liebe vom Nächſten zum Nächſten. Ob Jude oder Antiſemit, ob kirchlich poſitiv oder liberal, ob konſervativ oder freiſinnig, ob Mancheſtermann oder Sozialiſt, bei allen Parteien iſt in dieſem Punkte die Lehre der alten Schule, jene grundſätzliche Liebloſigkeit ſo ziemlich noch in alter Kraft und Herrſchaft. Sollte da nicht die Bitte an die ehrſame Zunft der Nationalökonomen und Sozialpolitiker, Meiſter und Geſellen, Profeſſoren und Doktoren, gerechtfertigt ſein, ſie möchten der Pflichterfüllung des Einzelnen etwas mehr Beachtung ſchenken, wenigſtens in der Lehre? Sie könnten heute viel damit nützen, iſt doch die Zahl der Lehrlinge und Lehrmädchen, die dieſer ehrſamen Zunft alljährlich in Deutſchland zugehen, ganz gewaltig.

Freilich haben wir in Deutſchland noch andre Körperſchaften, die berufen ſind zur Löſung der großen Aufgabe, eine gewaltige an ſachlichen und perſönlichen Kräften reich ausgeſtattete Macht vor allem: die Religionsgeſellſchaften, die Kirche. Die Stellung der Geiſtlichkeit zur ſozialen Frage iſt in neueſter Zeit reichlich beſprochen worden, ob aber geklärt und gefördert, iſt mir zweifelhaft. Ich kann theologiſche Erörterungen nicht bieten, aber ich kann offen herausſagen, was ich an der Stellung mancher Theologen zur Sache nicht verſtehe. Das iſt in erſter Linie der Standpunkt, daß Religion und Kirche unmittelbar gar nichts zu thun habe mit der ſozialen Pflicht des Einzelnen, daß das religiöſe und das ſittliche Leben zwei getrennte Gebiete ſeien, wie nach der Mancheſterlehre das ſittliche und das wirtſchaftliche Leben getrennte Gebiete ſein ſollten. Das Volk glaubt, weiß, will es anders, und es verſteht dieſe theologiſche Weisheit ſo wenig wie ich. Gerade die proteſtantiſchen Theologen und unter ihnen wieder beſonders die liberalen haben in dieſem Sinne viel behauptet und viel geſündigt. Wenn ſie mit ihren Konſequenzen gegen ſich ſelbſt und andre offen waren, dann erklärten ſie Religion und Kirche in der Gegenwart einfach für bankerott, und ſie durften ſich nicht wundern, wenn das Volk ſie im Stiche ließ. Die „politiſchen Paſtoren“ fangen die Sache neuerdings zum Teil anders an, meiſt nicht beſſer. Mit der Pflicht des Einzelnen geben ſie ſich auch nicht ab, oder doch nur in grundſätzlicher Einſeitigkeit mit der Pflicht der Beſitzenden, der Unternehmer, während ſie bei den Nichtbeſitzenden, den Arbeitern, Haß, Ungerechtigkeit und Lüge zuerſt „erklären,“ dann beſchönigen und rechtfertigen, endlich aber oft genug nähren und ſchüren. Die antiſemitiſche Spielart, älterer Richtung, hat darin verhängnisvoll Schule gemacht. Die Herren müſſen aber doch pädagogiſch genug geſchult ſein, um dieſen Erfolg ihres Treibens würdigen zu können. Daneben haben ſie nur mit den Pflichten der Geſellſchaft, des Staats und auch nur gegen die Arbeiter zu thun. Wie ſoll wohl da die Korruption des Manchеſtertums wieder herausgebracht werden aus den Leuten? Ganz beſonders unverzeihlich ſcheint mir dieſe Einſeitigkeit, weil ſie namentlich mit den

Digitized by Google

heute noch unmündigen Teilen des Volks ihr Spiel treibt. Auf der andern Seite fällt die Stellung der katholischen Kirche und ihre Sozialpolitik günstig auf. Fast nirgends finde ich so viel Vernünftiges in Bezug auf die soziale Aufgabe, von der hier die Rede ist, als in den Arbeiten Perins, Le Plays, auch Ratzingers. Aber wie ein Alp lastet hier auf dem Ganzen der Bann ultramontaner Strenggläubigkeit und Unduldsamkeit und der Papst in Rom mit seiner verhängnisvollen Macht über das soziale Wirken des vornehmsten Pönitentiars in der Hauptstadt wie des letzten Dorfpriesters in der Schnee-Eifel und bei den Wasserpolen. Es liegt mir fern, den Glauben irgendwelcher Religionsgesellschaft antasten zu wollen oder das, was andern heilig ist, herabzuziehen. Ich erkenne hoch an, was die Kirche mit ihren positiven Bekenntnissen für die Kultur auch des deutschen Volkes geleistet hat. Aber klar ist es doch, daß die deutsche Nation, und nicht in ihren schlechtesten Teilen, heute den Glaubenssätzen anders gegenüber stehen muß als vor vier-, fünfhundert Jahren. Es ist verständlich, daß die Auseinandersetzung der Kirche mit dieser Thatsache eine lange, Menschenalter dauernde Arbeit erfordert, aber der Streit um die Dogmen und Glaubensbekenntnisse muß doch weit zurücktreten, wenn es so dringend wie heute gilt, der Quintessenz des Evangeliums Christi, dem christlich-sozialen Grundsatz der Nächstenliebe, wieder zum Siege zu verhelfen über die grundsätzliche Lieblosigkeit. Wehe dem, der dem Schwachen den Halt raubt, den er im Wunderglauben findet, aber doppelt wehe den Starrköpfen, die Religion und Kirche denen verleiden und absprechen, die sich als ehrliche Menschen zu diesem Wunderglauben nicht bekennen dürfen. Ein Ärgernis ist so schwer wie das andre. Das Diligite alter utrum in dem freilich apokryphen Testament des Apostel Johannes mit seiner Begründung: quia praeceptum domini est, et si solum fiat, sufficit — zeigt nach meinem Laienverständnis der Geistlichkeit von heute klar und unzweideutig den Weg, den sie einmütig gehen kann und gehen muß, um der heiligsten Pflicht ihres Amts, der vornehmsten Aufgabe der Kirche zu genügen.

Es würde nur den Modegepflogenheiten der Zeit entsprechen, wenn man mir unterschöbe, ich wolle die Pflicht der Einzelnen allein gelten lassen, von den Pflichten der Gesellschaft, von den staatlichen Sozialreformen aber nichts wissen. Ganz gewaltige Aufgaben, meine ich, harren noch der staatlichen Lösung auf sozialem Gebiete, im Lande und draußen. An allen Ecken und Enden noch läßt die Gesetzgebung und die Verwaltung das „praktische Christentum," die Nächstenliebe vermissen, und der Schutz der Schwachen stellt fortlaufend neue, gerechtfertigte Ansprüche. Vor allem, was oft vergessen wird, sorge der Staat dafür, daß es seine Beamten, oben und unten, an der persönlichen Nächstenliebe nicht fehlen lassen. Die Amtspflicht kann nie Lieblosigkeit verlangen, auch da nicht, wo strenge Gerechtigkeit am Platze und scharfe Disziplin unerläßlich ist. Wenn einige schneidige Herren in der Justiz, in der

Digitized by Google

Verwaltung, im Heere das nicht begreifen wollen, dann fort mit ihnen, so bald wie möglich. Der Schade, den sie anrichten, ist heute unermeßlich. Aber schon im Entstehen werden heute die sozialen Reformen dadurch verdorben, daß die Reformer selbst, noch immer auf dem ungesunden Boden der Manchesterschule fußend, überall dem Eigennutz der Einzelnen den tiefsten Bückling machen, und in ihren Wirkungen für die soziale Wohlfahrt bleiben sie machtlos, weil die Pflicht des Einzelnen sie nicht ergänzt, belebt, befruchtet.

## Die Geldsammlungen für den Hamburger Ausstand

Zu welch verhängnisvollen, Recht und Billigkeit auf den Kopf stellenden Thorheiten sich sonst gewissenhafte, gerecht und wohlwollend denkende deutsche Theoretiker verleiten lassen, zeigt wieder einmal schlagend der unglückselige Aufruf der Herren Baumgarten, v. Egidy, Herkner und Genossen zu Geldsammlungen für die Streikenden in Hamburg. Mit dem größten Nachdruck ist im Interesse des wirtschaftlichen Gedeihens, des Fortgangs der sozialen Reformen und insbesondre der befriedigenden Gestaltung der Arbeiterverhältnisse gegen dieses Vorgehen Verwahrung einzulegen.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß für die Berechtigung dieses Ausstandes bisher auch nicht der Schein eines Beweises beigebracht worden ist, daß vielmehr die dafür in der Öffentlichkeit vorgegebnen Gründe klar erkennen lassen, daß die in den Arbeitsverhältnissen des Hamburger Hafens unzweifelhaft vorhandnen und schon lange beklagten Mißstände die Arbeiter zu einer so rücksichtslos schroffen Erklärung des Ausstandes nicht bestimmt hätten. Was seitdem in den spaltenlangen täglichen Besprechungen von der sozialdemokratischen und national-sozialen Presse darüber gesagt worden ist, hat in keinem Punkte den Beweis ergänzt, und wenn man vor drei Wochen von der Wahrscheinlichkeit sprechen konnte, daß der Ausstand an sich, trotz aller Ableugnung, eine frivole Mache sozialdemokratischer Einflüsse sei, so ist heute diese Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit geworden. Bezeichnenderweise haben die Urheber des Aufrufs — als welche wir keineswegs die Gesamtheit der Unterzeichner anzusehen vermögen — auch nicht einmal versucht, den Ausstand als gerechtfertigt zu erweisen. Daß der Ausstand unternommen worden ist, weil Forderungen der Arbeiter nicht ohne weiteres bewilligt worden waren, und

Digitized by Google

daß die Fortsetzung des Ausstandes die Arbeiter benachteiligt, genügt den Urhebern des Aufrufs, im Namen der Gerechtigkeit und Billigkeit Geldspenden zu verlangen, die den Ausständigen die selbst verschuldeten Nachteile vergüten sollen, bis sie ihre Forderungen vor Wiederaufnahme der Arbeit durchgesetzt haben. Schon durch dieses prüfungslose Parteiergreifen kennzeichnet sich das Vorgehen als leichtfertig, mit wissenschaftlicher und politischer Ernsthaftigkeit unverträglich.

Die Urheber des Aufrufs haben wohl auch gefühlt, daß es nötig sei, über diesen schweren Fehler hinwegzutäuschen. Zu diesem Zweck haben sie versucht, die wirkliche praktische Streitfrage dadurch der Beurteilung zu entziehen, daß sie, ganz nach sozialdemokratischem Muster, angeblich damit zusammenhängende Prinzipienfragen in den Vordergrund schieben, unklare, zweideutige, ganz beweislos gelassene akademische Thesen, die als Rechtfertigung des zweischneidigen praktischen Zwecks des Aufrufs erst recht die unverantwortliche Frivolität des Unternehmens in grelles Licht setzen. Zunächst wird behauptet, der Kampf habe sich schon seit längerm zu der Frage zugespitzt, „ob derartige Streitigkeiten bis zur Niederwerfung des einen Teils durchgekämpft, oder ob sie durch schiedsrichterliche und einigungsamtliche Thätigkeit beendigt werden sollen," dann weiter: „ein derartiger Sieg des Unterwerfungsprinzips würde eine bedauerliche Verschärfung für alle in Zukunft auftauchenden Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern bedeuten," und schließlich versteigt man sich zu folgender klassischen Leistung, die, wenn sie keine Heuchelei ist, von der naivsten Selbsttäuschung eingegeben ist: „Wir greifen nicht in den Kampf, um den Streikenden zu einem Triumphe zu verhelfen, wir wollen nur erwirken, daß die jetzt stattfindenden Verhandlungen, wie auf der einen, so auf der andern Seite ohne den Druck drohender Not geführt werden. Nicht also von irgend einem Parteistandpunkte aus, ganz gewiß nicht in einer Regung der Verbitterung gegen die Arbeitgeber, lediglich in dem Drange nach einem endlichen Inkrafttreten andrer Anschauungen über Recht und Billigkeit."

Fürwahr, „andre" Anschauungen über Recht und Billigkeit, als die in unsrer ganzen nationalen Kultur und im deutschen Volksgewissen begründeten sind es, die diesen Aufruf möglich gemacht haben, „andre" Anschauungen, solche, die alles, was bis heute für recht und billig gilt, auf den Kopf stellen wollen! Ist es denn wirklich möglich, und ist es noch weiter erträglich, daß sich Leute, die sich auch nicht mit einem Gedanken bemühen, das Recht der Arbeitgeber zu würdigen, Leute, die in schroffster Einseitigkeit grundsätzlich und von vornherein Partei nehmen für die ausständigen Arbeiter, zum Richter aufwerfen wollen, nicht etwa nur über den Hamburger Ausstand, nein über das, was das deutsche Volk als Recht und Billigkeit hoch und heilig hält? Doch das ist eben die bis zur Krankheit gesteigerte Anmaßung, die alles als „neu" und „anders" entdeckt zu haben vermeint, und die man jugendlichen

Digitized by Google

Dichtern und Malern vielleicht verzeihen, aber niemals Männern nachsehen darf, die in wirtschaftlichen, politischen und sittlichen Fragen der Masse gegenüber Einfluß beanspruchen.

Die praktische Wirkung dieser neuen moralischen und materiellen Unterstützung des Ausstands liegt so klar auf der Hand, daß jedes weitere Wort darüber eigentlich unnötig ist: die Ausständigen verharren länger in ihrer von Anfang an, auch nach ihrer Freunde Erklärung, falschen Stellung; die Notlage und die Erbitterung wächst bei ihnen, wie bei den Gegnern; die öffentliche Kalamität wird bis zur Unerträglichkeit gesteigert, bis — nun, bis eine Partei „triumphirt," die andre „niedergeworfen" ist. Ob die furchtbar geschädigten Interessen des Hamburger, vielleicht des ganzen deutschen Handels — denn um die Stauer handelt es sich nicht allein — die Arbeitgeber niederzuwerfen vermögen werden, das wissen wir nicht, ebensowenig, ob die Urheber des Aufrufs die Mittel aufbringen wollen, die Ausständigen so lange zu unterhalten, bis die Arbeitsplätze vollständig mit neuen, wenn auch zunächst ungeübten und kostspieligern Arbeitern besetzt sein werden. Sie könnten dann vielleicht bald das Kapital zu Leibrenten für die Ausständigen beschaffen. Oder halten es die Herren in der That den „andern Anschauungen über Recht und Billigkeit" für entsprechend, daß es den vielen Hunderttausenden deutscher Arbeiter, die Kraft und Geschick genug haben, die früher von den Ausständigen verrichtete Arbeit zu erlernen, und herzlich froh sein würden, für den Tagelohn von mindestens 4 Mark 20 Pfennigen zu arbeiten, einfach ausgeschlossen werden sollen von dieser Gelegenheit, ihre Lage zu verbessern? Halten es die Herren für menschenmöglich, daß die Arbeitgeber diesen „Streikbrechern," wie man sie zu schimpfen pflegt, den Laufpaß geben, um nur ja die alten geschulten Arbeiter wieder zu gewinnen, obgleich deren Stimmführer nur das eine an dem Ausstande bedauern, daß er nicht zu einer Zeit unternommen worden ist, wo er Handel und Wandel in eine noch unerträglichere Notlage versetzt hätte? Wie es auch kommen mag, der praktische Schade, den diese unberufne Einmischung herbeiführen muß, ist klar ersichtlich, da ist keine Entschuldigung zu finden. Es bleibt die reine, nackte Thorheit. Und die „Idee, die hier zum Austrag gebracht werden soll," wie der Aufruf sagt, sie ist thatsächlich nichts andres als das offne Anerkenntnis der bisher mit so viel sophistischen Scheingründen abgeleugneten Wahrheit, daß nicht die Lohnfrage und die Frage der Arbeitszeit der Streitpunkt ist, sondern das reine, unverfälschte „Unterwerfungsprinzip," natürlich mit vertauschten Rollen.

Ganz vortrefflich stellt folgende, einer, wenn wir nicht irren, katholischen Zeitung, der Neuen Westfälischen Volkszeitung, entnommne Betrachtung, die von der Zeit in anerkennenswerter Selbstkritik mitgeteilt wird, die Sachlage dar: „Wir müssen das Ansinnen (des Aufrufs an alle Zeitungen Deutschlands) rund ablehnen. Die Arbeiter sind bereits unterlegen, die Hamburger Reeder werden



Digitized by Google

ohne sie fertig, und je länger der Streik währt, um so mehr verringert sich die Aussicht der Streikenden, von den Reedern wieder angenommen zu werden. Auf das Ansinnen obiger Herren einzugehen, wäre nur möglich, wenn sie die Garantie dafür übernehmen könnten, daß die gesammelten Gelder nicht ganz einfach zur Fortsetzung des Streiks verwendet werden. Das können sie aber gar nicht, denn die sozialdemokratischen Führer werden schon dafür sorgen, daß der Kampf fortgesetzt wird, so lange das Pulver vorhält. Das liegt nun einmal »im Interesse des Klassenkampfes.« Wer etwas für die Arbeiter thun will, der suche durch Vermittlung zuverlässiger Personen das Elend in den Familien zu lindern. In dieser Richtung wird es auch noch viel Gelegenheit zur Bethätigung christlicher Nächstenliebe nach Beendigung des Streiks geben. Aber man hüte sich doch ja durch Unterstützung des Streiks dies Elend noch größer zu machen."

Doch wir sind nicht so naiv, zu glauben, daß auch die schönsten, treffendsten Ausführungen einen der Unterzeichner des Aufrufs bekehren könnten, einen der Theoretiker, die den „andern" Anschauungen über Recht und Billigkeit huldigen, der Wirkung des Aufrufs entziehen könnte. Auf was der deutsche Professor einmal hineingefallen ist, dafür läßt er sich tot schlagen, und wenn es das dümmste wäre. Der Aufruf und seine verhängnisvolle Wirkung ist als gegebne Thatsache hinzunehmen.

Aber wie ist in der Sache zu helfen? Daß es so nicht weiter geht, das muß doch jetzt auch der Blinde und vollends die Reichsregierung sehen. Zunächst ist der dringenden Gefahr vorzubeugen, die aus dem neu gekräftigten Ansturm der plumpen Reaktion dem Gemeinwohl droht. Wir können da nur die oft ausgesprochne Mahnung wiederholen, daß das gebildete Deutschland sich einmütig aufraffe zur bündigen Absage an die Sozialdemokratie und ihre Bundesgenossen, andrerseits geschlossen und hilfsbereit den verbündeten Regierungen den ihnen leider fehlenden Halt gebe gegen die vereinigten Heerhaufen des Rückschritts.

Vor allem aber ist es nun endlich Zeit, daß sich die verbündeten Regierungen aus dem unbegreiflichen Nichtsthun in der Ausstandsfrage aufraffen. Einen schweren Vorwurf wird ihnen die Geschichte vielleicht schon aus dem bisherigen Verlauf des Hamburger Ausstands machen. Noch heute sind wir ohne jede amtliche Feststellung des Thatbestands. Unmöglich können die verbündeten Regierungen jetzt noch der Ansicht huldigen, daß die Staatsgewalt in solchen Fällen den müßigen Zuschauer spielen dürfe. Die Schädigung des Hamburger Handels, der Hamburger Arbeitgeber und Arbeiter ist das wenigste. Auch der große materielle Schade für das nationale Wirtschaftsleben als unmittelbare Folge dieses Ausstands ist von untergeordneter Bedeutung. Es handelt sich vor allem um die tiefgehende, dauernde Verwirrung der Anschauungen von Recht und Billigkeit im Volke, die solche Trauerspiele größten

Digitized by Google

Maßstabes hervorrufen, und praktisch namentlich um die Gefahr einer neu beginnenden, unser Wirtschaftsleben für die Zukunft lähmenden, ja vernichtenden Ausstandsperiode. Wir glauben angesichts dieser ernsten Lage nicht, daß der deutsche Kaiser den Kanzler und Minister, der diesen Hamburger Ausstand erlebt hat und nicht alles aufbietet, ähnlichen Katastrophen vorzubeugen und, wenn sie ausbrechen, sie zu unterdrücken, als seinen Helfer dulden werde. Als ersten Schritt zur Hilfe haben nicht wir allein ein vollmachtreiches deutsches Arbeitsamt verlangt, das die dauernde Erforschung und Bewachung der Arbeitsverhältnisse zu leisten vermag und in vorkommenden Ausstandsfällen von Amts wegen unverzüglich den Thatbestand feststellt, die Frage nach der Berechtigung aufklärt und durch gesetzlich ihm zur Verfügung zu stellende Machtmittel unter gesetzlich festzusetzenden Formen und Bedingungen dem Rechte Schutz, dem Unrecht Einhalt schafft. Der Staat, der dafür nicht sorgt, wird über kurz und lang zum Gespött im Lande und zum Gespött unter den Völkern werden.

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

**Brennende Fragen.** Nicht jede Frage des öffentlichen Lebens brennt jeden. Den Grafen Limburg-Stirum hat die Frage gebrannt, wie wohl in unsrer Regierung die wünschenswerte Einheit herzustellen und die preußische Tradition vor der Durchbrechung durch Leute wie den Freiherrn von Marschall zu sichern wäre. Der Reichskanzler hat den Brand mit der Erklärung gelöscht, daß das Staatsministerium stets vollkommen einig und die Handlungsweise des angefeindeten Staatssekretärs ganz korrekt gewesen sei, und er hat außerdem durch die Versicherung, daß es das Staatsministerium in etwaigen zukünftigen Fällen ebenso machen werde wie im Falle Tausch, den hitzigen Eifer gewisser guter Patrioten abgekühlt, die, um das Vaterland zu retten, Minister auf unparlamentarischen Wegen stürzen möchten. Den Finanztechnikern, wie Miquel und Richter, macht die Frage viel zu schaffen, in welches Verhältnis das Steuerwesen des Reichs zu dem der Einzelstaaten zu setzen sei. Den durchschnittlichen Steuerzahler beunruhigt nur die Furcht vor Steuererhöhungen; ob sein Geld durch die Kanäle des Reichs oder durch die seines engern Vaterlands in den Verwaltungskörper oder in die Armee fließt, das interessirt ihn wenig. Dem Herrn Handelsminister brennt die Frage auf die Finger, ob die freie Vereinigung der Getreidehändler eine Börse sei. Vielleicht, wenn er sich recht Zeit nimmt, erlischt der Brand von selbst. Die Bauern sind von den Maßregeln, die man zu ihrer „Rettung“ ergriffen hat, nicht sonderlich befriedigt. Die Proviant-

Digitized by Google

ämter erklären sich bereit, von den Landwirten ohne Vermittlung der Händler zu kaufen, aber jene halten teils ihre Angebote zurück, teils klagen sie, daß zu strenge Anforderungen an die Lieferungen gestellt würden, oder daß die Behörden weniger zahlten als die Händler. In bauernfreundlichen Zentrumsblättern wird geklagt, daß den kleinern Landwirten durch das Verbot des Hausirhandels mit Vieh der Absatz ihres geringwertigen Viehes erschwert werde. Ein Mitglied des deutschen Landwirtschaftsrats, der Landgerichtsrat Schneider, erklärt in den Nachrichten, die die genannte Körperschaft herausgiebt, der Getreideterminhandel, der „echte“ wie der „unechte“ mit „gedachter“ Ware, sei notwendig und nützlich; Versuche einer gewaltsamen Beeinflussung des Preises könnten wohl vorkommen, übten aber keine bedeutende Wirkung aus; die Vorbedingungen, die der Bund der Landwirte für zulässige Zeitgeschäfte aufstelle, seien „reine Nebelbilder.“ Die streng agrarische Schlesische Zeitung endlich bringt in Nr. 52 einen sehr sachverständigen Leitartikel, der darlegt, wie sich die Effektenbörse ganz prächtig mit dem neuen Gesetz einrichte, „wobei freilich die Pläne des Gesetzgebers zum Teil durchkreuzt“ würden; auch die Produktenbörse könne sich mit den neuen Einrichtungen ganz gut befreunden und werde wohl über kurz oder lang wieder in geordnete Verhältnisse zurückkehren; und was die Hauptsache ist: „Praktisch, meint sie, wäre es ebenso verkehrt, von der Mitwirkung der landwirtschaftlichen Vertreter eine unrichtige Beeinflussung der Notirungen zu befürchten, wie wenn man umgekehrt von der neuen Einrichtung eine effektive und dauernde Hebung der Getreidepreise im Lande erhoffen wollte.“ Praktisch verkehrt! Das ist eine harte Zensur für die großen Praktiker. Unter diesen Umständen wird man sich in den landwirtschaftlichen Kreisen bald sagen: viel Geschrei und wenig Wolle, wird mit den Juden handeln wie bisher, und wenn der Handelsminister nicht gar zu pflichteifrig ist, richten sich die zankenden Parteien vielleicht ohne seine Beihilfe mit einander ein. Daß es brennende Agrarfragen giebt, leugnen wir gar nicht, oft genug haben wir auf die Punkte hingewiesen, an denen es brennt; aber die Agrarier löschen beharrlich an der falschen Stelle. Feuer und Flamme sind zur Zeit die verschiednen Beamtenklassen wegen der Gehaltsaufbesserung. Wir bestreiten keiner die Rechtmäßigkeit ihrer Ansprüche und gönnen jeder mehr, als sie bekommt. Aber der heftige Streit mahnt doch, zu bedenken, daß die ungemessene Vermehrung besoldeter Beamten auch ihre Gefahren hat. Die soziale Frage, die der Hauptsache nach nichts andres ist als der Streit um die Verteilung des Volkseinkommens, wird dadurch in die Staatsgewalt selbst hineingetragen, die eigentlich, über den Streitenden stehend, den Streit nach Möglichkeit verhüten soll. Wie anders stand ein mittelalterlicher Grundherr als Richter über den Parteien! Freilich war er ihnen so sehr überlegen, daß er sie erdrücken oder verspeisen konnte, und darum wollen wir lieber sagen, wie anders stand ein römischer juris consultus da, der, ein vornehmer und wohlhabender Mann, für den Rat, den er seinen Klienten erteilte, kein Honorar, wie anders der Richter, der keine Besoldung empfing!

Diese römischen Juristen erfreuten sich denn auch, wie uns Kenner der römischen Zustände versichern, des unbegrenzten Vertrauens des Volks, und es ist fraglich, ob die erhöhte Achtung, die manche heute von einer an sich gewiß notwendigen Gehaltserhöhung für unsre Richter erwarten, zugleich das vielfach fehlende Vertrauen bringen werde. Es sind nicht die Personen, die ja durchweg ehrenwerte Männer sind, denen das Vertrauen fehlt, sondern unsre ganze Justizverfassung, deren Opfer der einzelne Richter oft wird, und deren Mängel in diesen Heften u. a. von

Digitized by Google

Richard Goldschmidt so trefflich dargelegt worden sind. Vielleicht darf man das Zeugniszwangsverfahren gegen die Frankfurter Zeitung als einen Wendepunkt bezeichnen, weil hier kein Parteiinteresse die allgemeine Verurteilung hinderte. Das Verfahren selbst, worin die Leipziger Gerichtszeitung nicht weniger als siebzehn Ungehörigkeiten und Gesetzwidrigkeiten fand, die Aufhebung des Verfahrens unter dem Druck der öffentlichen Meinung und das gleichzeitige naive — für einen heutigen Staatsanwalt naive — Urteil des Danziger Staatsanwalts über einen Redakteur, der den Verfasser des verfolgten Artikels mit sich auf die Anklagebank gebracht hatte: „Herr Meyberg hat unschön gehandelt," das alles bringt uns zum Bewußtsein, daß wir hier vor einer wirklich brennenden Frage stehen. Daß sich Staatsanwälte und Richter, wenn sie eine Verurteilung herbeiführen wollen, die nach den geltenden Gesetzen nicht möglich ist, auf Kriminalordnungen, Regierungsverordnungen und Polizeivorschriften aus dem Anfange unsers Jahrhunderts berufen oder die Gesetze in einem Sinne interpretiren, den ohne diese Interpretation kein Mensch von selbst herausgefunden hätte, das erzeugt eine so vollständige Rechtsunsicherheit, daß zur Vermeidung von „Straftaten" nicht einmal die Kenntnis aller geltenden Gesetze hinreichen würde. Nur ein Volk, dem die Rechtsordnung selbst gleichgiltig wäre, könnte sich einen solchen Zustand gefallen lassen, und ein solches Volk wäre kein Kulturvolk mehr.

Es ist richtig, daß die Gesetze der Wirklichkeit, in der ja *πάντα ῥεῖ*, niemals genügen; weder mit der Beschränkung auf ein einziges altes einfaches Gesetz, noch mit der fortwährenden Fabrikation von Gelegenheitsgesetzen, die schon bereut zu werden pflegen, nachdem sie kaum fertig sind, kommt man aus; es läßt sich eben nicht für jeden Fall ein besondres Gesetz machen. Da haben vor einigen Jahrzehnten jetzt schon vergessene Juristen als Auskunftsmittel eine Einrichtung nach dem Muster der römischen Prätorenedikte empfohlen. Deren Bedeutung erklärt Wenck in einer Anmerkung zu Gibbons berühmtem 44. Kapitel (nach Hugo) folgendermaßen. Von dem Übel der Gesetzmacherei sind zwar auch die Römer nicht verschont geblieben; Cicero, Livius und Tacitus klagen darüber, und Tertullian rühmt die Kaiser, besonders den Septimius Severus, daß sie den finstern und undurchdringlichen Wald alter Gesetze mit der Axt ihrer Edikte gelichtet hätten. Aber das Übel wurde wenigstens in seinem Laufe sehr aufgehalten durch die Edikte der Prätoren, die ohne übereilte Gelegenheitsgesetzmacherei die Gesetze den wandelbaren Bedürfnissen des Augenblicks und dem Zeitgeiste anpaßten. Bei seinem Amtsantritt hatte der Prätor sein Edikt zu veröffentlichen, zu dessen Abfassung er die angesehensten Juristen — und das waren die durch das Vertrauen des Volks ausgezeichneten — zuziehen mußte. Darin sprach er aus, nach welchen Grundsätzen er in den zur Zeit zweifelhaften Materien entscheiden, das Zwölftafelgesetz interpretiren werde. An diese Grundsätze war seine Rechtsprechung gebunden; für jeden Fehler seiner Amtsführung war er verantwortlich; auch konnten im nächsten Jahre die Tribunen Anklage wider ihn erheben, wenn sein Edikt für parteiisch gehalten wurde. Der Amtsnachfolger nahm in sein Edikt auf, was sich unter dem Vorgänger bewährt hatte, und änderte das übrige. So wäre nun freilich die Einrichtung bei uns nicht möglich, weil wir keine so gleichartige öffentliche Meinung haben wie das wenig zahlreiche Römervolk mit seinen einfachern Verhältnissen; aber man stelle sich vor, wie es in Rom einem Prätor gegangen sein würde, der sein Edikt nicht der öffentlichen Meinung und den Bedürfnissen des Volkes hätte anpassen wollen, sondern der Himmel weiß wessen Wünsche, die der öffentlichen

Digitized by Google

Meinung schnurstracks zuwider laufen; wenn er z. B. hätte erklären wollen, daß er den Grobenunfugparagraphen in der bekannten Weise interpretiren werde. Da wir diese wunderbarste Blüte moderner Rechtsprechung einmal erwähnt haben, wollen wir doch an einen vorjährigen Artikel der Breslauer Zeitung erinnern, von dem wir erwarteten, er würde in alle großen Zeitungen übergehen, den wir aber in keiner gefunden haben. Ein Mann, dessen Namen wir uns leider weder gemerkt noch notirt haben, erzählt da, daß er Mitglied der Kommission gewesen sei, die den Paragraphen angenommen habe. Man habe seiner Kautschuknatur wegen wenig Neigung dazu gehabt, aber der Regierungsvertreter habe beteuert, es sei nichts böses beabsichtigt; im Gegenteil wolle man sich ein Mittel verschaffen, kleine Übertretungen aus Übermut oder Roheit leichter zu bestrafen. Es komme z. B. vor, daß ein Marktbauer in der Stadt vorm Publikum seine Notdurft verrichte, oder daß ein Student Laternen einschlage. Nach den bestehenden Gesetzen könne der erste wegen Vergehens gegen die Sittlichkeit, der zweite wegen Eigentumsbeschädigung verurteilt werden; das sei doch zu hart, und für solche Fälle solle der Paragraph Abhilfe schaffen. Und nun denke man sich einen Prätor, der diesen Paragraphen zur Ergänzung des Preßgesetzes hätte benutzen wollen!

Der neueste Kurs. Am Schluß einer Besprechung des Hafenarbeiterausstands in Hamburg (Heft 1 vom 7. Januar) hatten wir einige Worte über das Gerede vom „neuesten Kurs" gesagt, die einem Mitarbeiter der Zeit (17. Januar) Veranlassung gegeben haben, in einem Aufsatz: „Der neueste Kurs in der Sozialpolitik" die Bemerkung zu machen: „Vielleicht würden die Grenzboten heute, am Schluß der großen sozialpolitischen Debatte dieser Woche im Reichstage ein andres Urteil über den neuesten Kurs in der Sozialpolitik fällen." Die Bedeutung, die wir der Zeit schon wegen einiger ihrer bekannten, auf sozialpolitischem Gebiet publizistisch wohlverdienten Mitarbeiter beilegen, bestimmte uns, in erster Linie aus dem bezeichneten Aufsatze, dann aus der „großen sozialpolitischen Debatte" des Reichstags am 12., 13. und 14. Januar selbst über den Begriff des „neuesten Kurses" und über die Beweise für seine Existenz Belehrung zu suchen. Das Ergebnis war, daß sich die Beweisführung in der Zeit als ebenso hinfällig herausstellte, wie kürzlich die Beweisführung in der Sozialen Praxis für die Berechtigung des Hamburger Ausstands. Wir sahen wieder nur, wie man eine mit großem Nachdruck und mit aller Bestimmtheit ins Volk hinausgetragne Behauptung in leichtfertiger Weise durch einige nichtssagende und nichts beweisende Sätze belegen zu dürfen glaubte. Nachdem der Verfasser einige nicht ganz unberechtigte Bemerkungen über das Verhalten des Herrn von Boetticher gemacht hat, die aber ebensowenig neues wie einen Beweis für den neuesten Kurs enthalten, geht er zu seiner Aufgabe mit den Worten über: „Sachlicher und greller noch wird die gegenwärtige Regierungspolitik durch eine kurze Einzelbetrachtung der Behandlung verschiedner sozialpolitischer Fragen während der letzten Reichstagsdebatten beleuchtet." „Vorweg konstatirt" er noch, die Konservativen hätten zu allem geschwiegen oder doch nur durch Beifallskundgebungen für den Herrn Staatssekretär und den Freiherrn von Stumm ihrem „arbeiterfreundlichen Herzen" Luft gemacht. Von der gegenwärtigen Regierungspolitik ist dabei nicht mit einem Worte, nicht mit einem Gedanken die Rede. Dann aber heißt es weiter, den breitesten Raum habe die Besprechung der amtlichen Nachrichten der Fabrikinspektoren eingenommen. „Auch in diesem Jahre"

Digitized by Google

sei dieses Kapitel ein einziges großes Klagelied gewesen. „Alle die alten Ausstellungen und Wünsche, die man aus den Vorjahren zur Genüge kennt, mußten wiederholt werden: Vermehrung der Fabrikinspektoren, Entlastung von den Kesselrevisionen“ usw. Und auf alle diese Klagen habe Herr von Boetticher dieselbe Antwort gehabt: „Damit hat das Reich nichts zu thun, das ist Sache der Einzelstaaten.“ Nur in einem, „allerdings sehr wichtigen“ Punkte habe er ein „Versprechen“ abgegeben: „Vorschläge auf Ausdehnung der Gewerbeinspektion und der übrigen Arbeiterschutzbestimmungen auf die Werkstätten in der Konfektionsindustrie demnächst an den Bundesrat gelangen zu lassen.“ Im übrigen sei für die Gewerbeaufsicht eigentlich keine wichtige und nützliche Änderung zugesagt worden. „Kurz, ein völliger Stillstand in der Sozialgesetzgebung; wers vorher nicht glaubte, der hat es in diesen Tagen mit Händen greifen können.“ Selbst für das Handwerk sei nichts herausgekommen. Eine Subkommission des Bundesrats sei mit einer neuen Vorlage beschäftigt. Ob diese ihre Arbeit vollendet haben werde, ehe der letzte Handwerker in Deutschland ausgestorben sei, „darüber konnte naturgemäß niemand jetzt schon Auskunft verlangen.“ „Auch die Bäckereiverordnung ist besprochen worden. Es ergab sich aus der Debatte, daß die Verordnung unter dem neuesten Kurs alle Aussicht auf baldige — Verschlechterung hat. Zwar erklärte Herr von Boetticher feierlich, man werde sich im Bundesrat weder durch die laute Tonart von rechts noch von links beeinflussen und zu vorzeitigen Änderungen hinreißen lassen; allein wer die einmütige Abneigung aller Parteien — außer der Sozialdemokratie — gegen die Bäckereiverordnung beobachtet hat, der ahnt nichts gutes für die Bäckergesellen und Lehrlinge.“ Und damit ist die ganze Beweisführung, die ganze „sachliche und grelle“ Beleuchtung erschöpft. Nicht eine Thatsache, nicht einen Gedanken weiter hält der Verfasser für nötig zum Beweise für den „neuesten Kurs,“ das heißt zum Beweise für die „Rückkehr zum Manchestertum in der Sozialpolitik,“ denn das war es, was er nach der wörtlichen Anführung unsrer Bemerkung vom 7. Januar beweisen wollte und beweisen mußte. Freilich hören wir ihn noch zum Schluß in vollem Brustton rufen: „Ob der ›neueste‹ Kurs noch in diese moderne Zeit hineinpaßt, der Kurs, der zur Koalition der Arbeitgeber, zur Niederzwingung der Arbeiterausstände auffordert und von der Besserung der Arbeiterschutzgesetzgebung nichts wissen will? Wir meinen, es sei hohe, ja die höchste Zeit, daß an Stelle des neuesten wieder der neue Kurs träte und statt der neuesten sozialpolitischen Parole: ›Stopp!‹ wieder die neue Parole ausgegeben würde: ›Mit Volldampf voraus!‹“

Es ist ja eine starke Zumutung an die Grenzboten und ihre Leser, solche Sätze hier zu wiederholen. Aber da jetzt das Gegenteil von dem, was man bisher in Deutschland für die Pflicht und den Brauch ernsthafter und patriotischer Politiker gehalten hat, Mode werden zu wollen scheint, da die frivolste, ödeste Brunnenvergiftung anfängt, sogar gebildeten Männern als erlaubte Sozialpolitik zu gelten, und da wir die Zeit darin mit dem Vorwärts wetteifern sehen, so scheint es uns nötig, daß sich die Gebildeten auch um solche Leistungen ernstlich kümmern, mags anmutig sein oder nicht. Diese Modenarrheit muß heraus aus der Politik, wenn nicht unser ganzes Deutschtum noch zum Hanswurst werden soll.

In der That ist in all den Reden vom 12. bis zum 14. Januar von einem Beweise des „neuesten Kurses“ so wenig wie in dem Aufsatze der Zeit selbst, das heißt: nichts zu finden. Lehrreich in andrer Hinsicht war die Debatte freilich. Das alte Klagelied über die amtlichen Mitteilungen der Fabrikinspektoren und noch mehr über die Wirksamkeit der Fabrikinspektion selbst war sehr berechtigt, sehr nötig.

Digitized by Google

Wenn sich auch seit fünfzehn Jahren die Zahl der Gewerbeaufsichtsbeamten, wie der Abgeordnete Hitze anerkannte, allein in Preußen verzehnfacht hat, so ist die Zahl immer noch viel zu klein. Aber sie wird auch, wenn sie sich nochmals verdoppelt und verdreifacht, doch immer noch zu klein bleiben, solange es nicht gelingt, die örtlichen Organe der Staatsgewalt, die Ortspolizei, zur gewissenhaften Erfüllung ihrer seit Jahren schon gesetzlich klar und bestimmt vorgeschriebnen Amtspflicht zu erziehen. Wir haben uns darüber bei der Darlegung der Mißstände in der Kleider- und Wäschekonfektion unzweideutig ausgesprochen. Daß in der „großen sozialpolitischen Debatte" die Ortspolizei als von Natur unfähig zur Erfüllung ihrer Pflicht, dagegen Arbeiterorganisationen für das Allheilmittel erklärt wurden, war nichts neues und war kein Wunder, und daß die Leute von der Zeit und vom Vorwärts selbst das Mittel ganz unanwendbar machen, das zu begreifen scheint selbst einem so vernünftigen Kritiker der Fabrikinspektion wie dem Dr. Schneider noch immer dank der eingerosteten Parteischablone unmöglich. Jedenfalls hat das alles mit dem „neuesten" Kurse so wenig zu thun, wie das Klagelied über die Schwerhörigkeit Preußens, was die weiblichen Inspektoren anbetrifft, diese ausgesprochne Erbschaft des „neuen" Kurses, des Herrn von Berlepsch. Bemerkenswert ist übrigens auch das Interesse für das andre Stück aus dem Berlepschschen Nachlasse, für die Zwangsinnungen. Aber die Arbeiterfreundlichkeit dieses Erbstücks erscheint doch nicht bloß uns vorläufig noch sehr problematisch. Vielleicht werden in dieser Frage die National-Sozialen die Bäckermeister zu getreuen Bundesgenossen haben.

Die von dem Mitarbeiter der Zeit nur in seinem Schlußwort gestreifte „Koalition der Arbeitgeber" und „Niederzwingung der Arbeiterausstände" haben in der „großen sozialpolitischen Debatte" eine etwas kräftigere Betonung erfahren. Es war lehrreich, vom Abgeordneten Fischer zu hören: „Zur Zeit der Februarerlasse war es ja ausdrücklich mit vielem Lärm und Pathos als Regierungsaufgabe hingestellt worden, den Bedürfnissen und Wünschen der Arbeiter entgegenzukommen, die in den Ausständen der letzten Jahre und anderweit zu Tage getreten sind, und heute bettelt man ja förmlich die Unternehmer um Unterdrückung der Arbeiterausstände." Es hätte der unmittelbar vorhergehenden ausdrücklichen Erwähnung der „Tischrede vom 17. Dezember" nicht bedurft, um erkennen zu lassen, wohin der Wind weht. Das, was damals bei Tisch geredet worden ist, ist breit genug getreten worden, daß es den Lesern der Grenzboten überlassen bleiben kann, diese Auslegung des Abgeordneten Fischer als das zu bezeichnen, was sie ist. Aber, so fragen wir außerdem, ist denn nach den Februarerlassen, selbst bei ihrer einseitigsten Auslegung, jeder Ausstand als gerechtfertigt zu erklären? Können nicht Wünsche und Bedürfnisse der Arbeiter das Entgegenkommen des Staats verdienen, auch wenn ein zu ihrer gewaltsamen Erzwingung herbeigeführter Ausstand unterdrückt werden muß? Glauben die Herren Bebel, Naumann und Genossen, daß, wenn ihr Ideal erreicht, und die Gesellschaft als solche der einzige Arbeitgeber, oder doch einzig verantwortlich und bestimmend für die Arbeitsbedingungen sein wird, Ausstände, auch ungerechtfertigte Ausstände, nicht mehr vorkommen werden und unterdrückt werden müssen, und dann vielleicht recht oft mit Blut und Eisen? Und wenn weiter die Herren Sozialdemokraten in der „großen sozialpolitischen Debatte" Zetermordio darüber schreien, daß ein Fabrikinspektor in seinem Bericht von „Unruhestiftern," von „Anstiftern zur Unzufriedenheit," von „Widersetzlichkeit der Arbeiter," von „verführten Arbeitern," ja sogar von „einem ungebührlichen Benehmen," einem „ungeziemenden Betragen" und endlich von „einem aufrührerischen Verhalten" und von „unwahren Anschuldigungen" gesprochen hat — Worte, die übrigens in die vom

Digitized by Google

Reichsamt des Innern zusammengestellten Mitteilungen nicht aufgenommen worden waren —, nun dann muß man doch fragen, ob wirklich die Narrheit schon so weit geht, zu bestreiten, daß solche Fälle oft genug vorkommen? Rügen denn die Berichte nicht — leider sehr häufig mit Recht — auch Vergehungen der Arbeitgeber, und werfen nicht die sozialdemokratischen Abgeordneten den Unternehmern öffentlich die allerschlimmsten Sachen vor? Von dem, was die Beamten nach den Angaben dieser Herren alles verbrochen haben, gar nicht zu reden? Das heißt doch einfach aller Gerechtigkeit, allem Verständnis für die sozialen Aufgaben des Staats und der Gesellschaft ins Gesicht schlagen. Wenn man wirklich in der Verfolgung des Ziels des „neuen" Kurses den Fehler gemacht hat, der Überhandnahme solcher Verranntheit, wenn auch unbewußt, Nahrung zu geben, und wenn man es dadurch vielleicht mit verschuldet hat, daß diese Wahnvorstellungen nicht mehr bloß in den Leuten des Vorwärts spuken, sondern auch die Leute der Zeit zu befallen anfangen, so wäre gerade im Interesse der Politik der Februarerlasse ein „neuester" Kurs dringend nötig, der freilich das Gegenteil sein würde von einem Bruch mit dem „neuen" Kurs, vielmehr seine bessere, wirksamere Fortführung durchzusetzen hätte.

Über den „neuesten" Kurs in diesem Sinne seien noch einige Bemerkungen erlaubt, zu denen auch die „große sozialpolitische Debatte" Anlaß giebt. Es kommt heute alles darauf an, daß der Staat den Schutz, den er gesetzlich verspricht, auch gewährt. Das geschieht noch nicht. Der Widerstand, den die Arbeitgeber den untersten Aufsichtsorganen entgegenstellen, denen das meiste zu thun obliegt, macht es zum Teil unmöglich. Durch Revisionen, Denunziationen, Strafen allein ist dieser Widerstand nicht zu brechen, der leider seinen Grund in dem Mangel an Verständnis, in der sozialen Unbildung in den Arbeitgeberkreisen in Stadt und Land hat. Aber die Schuld daran trägt doch zum großen Teile das Treiben der Sozialdemokratie und ihrer Genossen und Förderer. Die Verranntheit hier erhält und nährt die Verranntheit dort. Die Arbeiter selbst, die durch die Hetzer zu Narren gemacht werden, verderben jeden Fortschritt vollends. Die Unternehmer müßten Engel und nicht Menschen sein, wenn sie jetzt nicht verbittert würden, und das sind sie dank der manchesterlichen Erziehung unsres Geschlechts am allerwenigsten.

Die Aufgabe, eine bessere Erziehung herbeizuführen, ist ungeheuer schwer, aber sie muß gelöst werden, oder das deutsche Volk bleibt nicht mehr existenzfähig, nicht mehr existenzberechtigt. Die plumpe Hand des Gesetzes ist dieser Aufgabe ganz und gar nicht gewachsen. Die Staatsgewalt allein überhaupt nicht. Die gebildeten Patrioten müssen helfen in Schrift, Wort und Beispiel, und wenn es nötig ist schroff, streng, grob, mit Kündigung der Freundschaft. Es gilt das Heiligste der Nation. Allen voran die Beamten. Sie lassen es noch in erschreckendem Maße fehlen an der sozialen Pflichterfüllung, und der Zwang von oben vermag auch hier nur unvollkommen und langsam zu wirken, kann sogar leicht schaden. Aber wo er wirken kann, im Dienst, im Bereich der Amtspflicht, muß er rücksichtslos zur Geltung gebracht werden, trotz Selbstverwaltung und Ehrenamt. Der Amtsvorsteher, der Bürgermeister, der Landrat, der seine Pflicht in der Ausführung der Arbeiterschutzgesetze nicht ganz erfüllt, aus Liebedienerei, Eigennutz oder auch Narrheit, ist zu kassiren. Die Gendarmen und Polizeidiener werden dann ihre Pflicht schon thun. Jedenfalls kann ihnen dann ihre Bestechlichkeit energisch ausgetrieben werden. Steht der Kaiser, der König, der Fürst hinter den pflichttreuen, gerechten, strengen Beamten, dann werden diese selbst und die Großunternehmer im Westen wie im Osten bald andre Saiten aufziehen. Und sehen erst die Arbeiter, daß vor den Beamten wie vor dem Gesetz wirklich alle gleich gelten, dann wird auch das Vertrauen zu den



Digitized by Google

Fabrikinspektoren zunehmen. Auch der leiseste Schein, als ob die obersten Träger der Staatsgewalt heute von Arbeitgebereinflüssen, morgen vom Gegenteil beherrscht würden, ist verderblich. Das sollte auch Herr von Stumm nie vergessen. Nicht in Jahr und Tag wird ein Erfolg zu erreichen sein, und nie vollständig, ideal. Wer das verlangt und nur dann zugreifen will, der versteht die Aufgabe nicht. Aber aus der gefährlichen Krisis, aus der zur Auflösung führenden Verwirrung können wir in Deutschland noch herauskommen, wenn der Staat und in ihm die noch nicht unheilbar Verrannten aufwachen und ihre Pflicht thun. Das wünschen wir im Interesse des „neuen" Kurses.

Die Erhöhung der Offiziersgehalte. Endlich scheint es Ernst zu werden mit der Erhöhung der Offiziersgehalte. Die Stimmen der öffentlichen Blätter stellen sich der seit Jahren immer brennender gewordnen Frage im allgemeinen nicht mehr so feindlich gegenüber. Muß es doch selbst dem Blödesten endlich klar werden, daß nicht „Militarismus" die Anforderung an den Reichstag stellt, die Thätigkeit der Offiziere entsprechend der aufgewendeten geistigen und körperlichen Anstrengung und im richtigen Verhältnis zu den heutigen Lebensgewohnheiten zu belohnen. Der Offizierberuf ist gewiß ein idealer. Aber die Zeiten sind vorüber, wo der Heerbann aufgeboten wurde, während Führer und Mannschaften in Friedenszeiten ihren Unterhalt mit friedlicher Beschäftigung erwarben. Der Offizierstand ergänzt sich aus allen Ständen; wer den Beruf ergreift, ergreift ihn auf Lebenszeit und will damit auch seinen Unterhalt erwerben. Daß die Besoldung der Offiziere aber seit Jahrzehnten nicht mehr zu ihrem Unterhalt ausreicht, darüber ist wohl niemand im Zweifel. Ebenso wenig kann bei unsern Finanzverhältnissen ein Zweifel bestehen, daß die Mittel zu der Gehaltserhöhung flüssig gemacht werden können.

Nun wenden sich verschiedne Stimmen gegen die Art der Gehaltserhöhung und ihre Grenzen. Bis jetzt verlautet darüber, daß die Erhöhung die Gehalte der Premierleutnants, der Hauptleute und der Stabsoffiziere bis zu den Regimentskommandeuren und Obersten umfassen soll. Da ist es zunächst doch wohl richtig, daß die niedern Grade bedacht werden sollen. Denn der Hauptnachteil der jetzigen Gehaltsverhältnisse ist der, daß die niedern Grade, namentlich Leutnants und Hauptleute zweiter Klasse mit ihrem jetzigen Gehalt anerkanntermaßen auch beim besten Willen und einer oft asketischen Lebensweise nicht auskommen können. Sie müssen Eltern und Verwandte — und das ist oft noch der günstigste Fall — in Anspruch nehmen, und sobald sie in die höhern Gehaltsstufen vom Hauptmann erster Klasse an eingerückt sind, an das Abzahlen denken. Glücklich die, denen das gelingt, und die nicht durch schwierige Verhältnisse, Krankheiten in der eignen Familie usw. verhindert werden, ihre Schulden zu tilgen. Sonst kommen sie nie zur Ruhe und zum Genusse des Gehalts der höhern Stellen. Derartige Zustände aber wirken auf die Freudigkeit im Dienste, und mancher, der mit Leib und Seele Soldat ist, sieht sich genötigt, vorzeitig auszuscheiden.

Wenn man den Sekondeleutnant von der Gehaltserhöhung ausschließt, so läßt sich dagegen im ganzen deshalb nichts einwenden, weil er meist in dem Alter steht, wo die Söhne auch in andern Ständen noch der väterlichen Unterstützung bedürfen. Der Premierleutnant aber steht bereits den Dreißigern nahe oder schon drin. Er muß von seinem Gehalte leben können, und dazu ist die bestimmte Summe, man spricht von 1800 Mark jährlich, also 150 Mark monatlich, wahrlich nicht zu viel. Bekommt doch ein einigermaßen brauchbarer Kaufmannsdiener ebenso viel, ohne daß

Digitized by Google

das Leben an ihn Ansprüche stellt, denen er sich nicht ohne Nachteil für seine Stellung nach Belieben entziehen könnte.

Nun kommt der Hauptmann. Da soll die zweite Gehaltsklasse ganz wegfallen, und jeder Hauptmann sofort den jetzigen Gehalt erster Klasse bekommen. Die Franzosen haben diese Einrichtung schon 1889 getroffen und außerdem die Verschiedenartigkeit der Gehalte in den einzelnen Waffengattungen allgemein dahin ausgeglichen, daß sämtliche Offiziere, gleichviel ob Infanterie-, Reiterei-, Artillerie- oder Genieoffiziere, den gleichen Gehalt und zwar den höchsten bekommen, den eine Waffengattung in dem betreffenden Grade zu beziehen hatte. Wir haben in Preußen gleich nach dem letzten Franzosenkriege, noch auf Roons Veranlassung die Klasseneinteilung der Majore abgeschafft. Vor dem Kriege gab es bei der Artillerie drei Majorsklassen, eine mit dem Gehalte des Hauptmanns erster Klasse, also 1300 Thalern, eine mit 1800 und eine mit 1900 Thalern. Sonstige Bezüge, wie Pferderationen usw., waren gleich. Nach dem Kriege wurden die niedern Majorsklassen, die während des Kriegs ohnehin nicht bestanden, nicht wieder eingeführt, alle Majore der Artillerie behielten den Gehalt von 1900 Thalern. Im Generalstabe waren ähnliche Verhältnisse gewesen, die aber ebenfalls nach dem Kriege beseitigt wurden. Wenn deshalb also die Klasseneinteilung der Hauptleute wegfallen soll, so kann man das nur billigen. Es ist völlig gerechtfertigt, die zweite Gehaltsklasse der Hauptleute ganz zu beseitigen, weil in Thätigkeit, Auftreten und Ausgaben auch nicht der geringste Unterschied besteht. Mit der Gleichstellung im Gehalt müßte aber auch die Befreiung sämtlicher Hauptleute von der Heiratskaution Hand in Hand gehen. Die Möglichkeit, sich zu verheiraten, ohne auf großen Reichtum der Frau sehen und deshalb in Kreise einheiraten zu müssen, die das, was durch die notwendige sorgfältige Auswahl bei Ergänzung des Offizierkorps selbst gewonnen wird, oft wieder aufs Spiel setzen, kann nur als eine für die Stellung unsers Offizierkorps und für die Versorgung mancher tüchtigen, aber vermögenslosen Tochter nützliche Folge der Gleichstellung der Hauptmannsgehalte angesehen werden.

Wenn man gegen die Aufhebung der zweiten Gehaltsklasse der Hauptleute die allmähliche Steigerung des Gehalts in Zivilstellen anführt und der Meinung ist, es sei zu viel, wenn der Hauptmann sofort in einen Gehalt einrücke, den er sonst erst nach und nach erreiche, so ist das eine irrige Ansicht. Erstens erreicht man den Hauptmannsgrad heutzutage frühestens in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre, also in einem Alter, wo ein Gehalt von 3600 Mark auch in Zivilstellen nicht zu den Seltenheiten gehört, sodann ist es im Heere nicht üblich, daß ein Offizier, der sich zur Verwendung in höhern Stellen nicht eignet, in der niedern Stellung verbleibt, auch wenn jüngere über ihn hinweggehen. Dieses in Zivilstellen eingeführte Verfahren auch im Militär einzuführen wird zwar von verschiednen Zeitungsstimmen verlangt, es paßt aber nicht in unser Heerwesen. Wir müssen die Frische in unserm Offizierkorps erhalten, und die würde verloren gehen bei Offizieren des aktiven Dienstes, die wissen, daß sie ihr Ziel erreicht haben und nicht weiterkommen. Eine Steigerung ihres Gehalts mit zunehmenden Jahren würde dem nicht abhelfen. Schließlich müßte ihnen doch gesagt werden: „Es ist Zeit, daß ihr geht.“ Auch ein sogenanntes Altersgesetz, wie es in Frankreich besteht, kann da nichts nützen, es würde oft zu wunderbaren Ergebnissen führen. Unsers Wissens ist die Altersgrenze bei den Generalen in Frankreich 65 Jahre. Wer die erreicht hat, muß seinen Abschied nehmen. Hätten wir dieses Gesetz gehabt, so wäre z. B. Moltke bereits ein Jahr vor 1866 aus dem aktiven Dienste geschieden. Unsre Grundsätze über Ergänzung, Beförderung und Verabschiedung der Offiziere haben

Digitized by Google

sich trotz mancherlei unvermeidlicher Härten bewährt. Wir wollen sie also beibehalten.

Daß man dem Oberstleutnant einen besondern und höhern Gehalt als den des Majors zuweisen will, erscheint nach seiner heutigen Stellung durchaus richtig. Ist der Oberstleutnant doch häufig in der Lage, den Regimentskommandeur vertreten zu müssen. Ebenso kann man der gesamten Gehaltserhöhung des Regimentskommandeurs nur zustimmen. Seine Ausgaben sind groß, namentlich da er sein Offizierkorps „erziehen" soll, eine Aufgabe, die ihm mehr als andern Offizieren gesellige Verpflichtungen auferlegt.

Hoffentlich werden bei den gesamten Gehaltserhöhungen noch mancherlei Widersprüche in den jetzigen Gehaltsstufen, die noch aus alten Zeiten stammen, beseitigt werden. Dahin gehören z. B. die Verschiedenheit der Gehalte, die der Brigadekommandeur als Oberst, der Divisionskommandeur als Generalmajor bezieht. Beide Gehalte sind, trotz des absolut gleichen Dienstes und der durchaus gleichen sonstigen Verpflichtungen geringer, als die des Brigadekommandeurs als Generalmajor und des Divisionskommandeurs als Generalleutnant. Im Widerspruch damit steht, daß der Regimentskommandeur, gleichviel ob er Major, Oberstleutnant oder Oberst ist, ganz denselben Gehalt bezieht. Da diese Gehaltsstufen in den Generalsstellungen auch verschiedne Pensionssätze zur Folge haben, während der gewesene Regimentskommandeur in allen genannten Stabsoffizierstellen dieselbe Pension bezieht, so würde es nur billig sein, wenn hierin Wandel geschafft würde, und zwar mit Rückwirkung auf die bereits verabschiedeten Offiziere.

**Oberlehrer, Richter und Offiziere.** Unter diesem Titel ist vor kurzem bei Lipsius und Tischer in Kiel schon die zweite Auflage einer Schrift erschienen, in der der Verfasser, Dr. H. Schröder, für die Ansprüche der Oberlehrer bei der bevorstehenden allgemeinen Erhöhung der Gehalte preußischer Beamten eintritt und diese Ansprüche mit ausführlichen Darlegungen über die bisherigen Einkommen- und Dienstverhältnisse der Oberlehrer unterstützt. Der Vergleich mit dem Einkommen der Richter und Offiziere wird im einzelnen in mehreren Tabellen durchgeführt. Dabei ergiebt sich, daß nach vierzigjähriger Dienstzeit ein Oberlehrer, wenn er die sogenannte Funktionszulage rechtzeitig erhält, in seinem gesamten Diensteinkommen um 25 800 Mark, wenn er aber diese Zulage nicht erhält, um 49 200 Mark hinter den Richtern erster Instanz zurückbleibt. Noch viel ungünstiger stellt sich das Einkommen der Oberlehrer zu dem der Offiziere in dem entsprechenden Lebensalter. Das wichtigste aber an den Ausführungen Schröders ist der Nachweis über die geringe Dauer der Dienstfähigkeit der Oberlehrer. Infolge des langen Studiums der Philologen und besonders der langen Wartezeit als Hilfslehrer, die nach Abschluß des Seminarjahres und des Probejahres noch fortwährend zunehmend im Jahre 1892 bis 1893 an Staatsanstalten schon fast 7 Jahre, 1895 aber schon $8\frac{1}{2}$ Jahre betrug, geschah die feste Anstellung neuerdings an Staatsanstalten durchschnittlich im Alter von fast 35 Jahren, an allen Anstalten zusammen im Alter von reichlich 33 Jahren. Der Abgang geschah in den letzten Jahren in einem Durchschnittsalter von $56\frac{4}{5}$ Jahren. Das ergiebt eine Dienstzeit von $23\frac{1}{2}$ Jahren in fester Anstellung, während der höchste Gehalt erst 27 Jahre nach der festen Anstellung erreicht werden kann. Dieses offenbare Mißverhältnis könnte wesentlich gebessert werden, wenn bei der bevorstehenden Neuordnung der Gehaltsverhältnisse der Zeitpunkt der Erreichung des höchsten Gehalts näher gerückt, die Anrechnung der über vier hinausgehenden Hilfslehrerjahre allgemein durchgeführt und die seit einem Menschenalter von der

Digitized by Google

Regierung angestrebte Gleichstellung mit den Richtern erster Instanz endlich zur Wirklichkeit gemacht würde. Ohne Zweifel würden die Oberlehrer, wenn sie auf diese Weise früher einen auskömmlichen Gehalt erreichten, auch länger dienstfähig bleiben und somit dem Staat einen wesentlichen Teil seiner Mehrausgaben wieder einbringen. Denn wenn auch der jetzige frühe Abgang der Oberlehrer zum Teil auf den bedeutend erschwerten Dienst zurückzuführen ist, so findet er ganz gewiß ebenso seine Erklärung in dem Widerspruch zwischen dem Diensteinkommen und den Kosten der Lebenshaltung eines akademisch gebildeten Staatsbeamten, mag nun der Einzelne diesen Widerspruch durch allerlei Einschränkungen und Entbehrungen oder durch aufreibenden Nebenerwerb zu lösen suchen.

Wie aus der inzwischen bekannt gewordnen Denkschrift über die Besoldungsaufbesserungen hervorgeht, hält die Regierung auch jetzt noch nicht den Zeitpunkt für gekommen, die Gleichstellung mit den Juristen durchzuführen. Hoffentlich findet das Abgeordnetenhaus einen Weg, hier ohne Gefährdung der ganzen Sache die bessernde Hand anzulegen und das gute Werk der Regierung zu vervollständigen.

Verlagsmißbräuche. 1. Wenn ein Kunsthändler eine Subskription auf einen Kupferstich eröffnet und dabei ankündigt, die Platte werde nach Abzug der subskribirten Exemplare vernichtet, ist er dann an diese Ankündigung gebunden, oder darf er stillschweigend die Platte aufbewahren, später noch Abzüge davon machen und diese zum alten Preise verkaufen?

Nach meinem Gefühl ist er, wenigstens wenn er ein anständiger Geschäftsmann sein will, daran gebunden; aber ich möchte wissen, ob er beim Zuwiderhandeln von einem der Subskribenten gerichtlich belangt werden kann. Seitdem das Reichsgericht entschieden haben soll, daß man Elektrizität nicht stehlen könne, und ein juristischer Professor sich gerühmt haben soll, daß er auf den gesunden Menschenverstand nichts mehr gegeben habe, seitdem er (mit seinem fünfundzwanzigsten Jahr) angefangen habe, juristisch zu denken, bin ich zweifelhaft geworden, ob das, was ein kindliches Gemüt in seiner Einfalt für recht und unrecht hält, auch von dem Verstand der Rechts- und Geschäftsverständigen so angesehen wird. In dem hübschen Büchlein von R. von Ihering, Die Jurisprudenz des täglichen Lebens, berührt der sechste Abschnitt, „Beim Buchhändler," diesen Punkt nicht (6. Auflage 1886).

2. Wie verhält sich zu der vorstehenden Frage die folgende? Wenn ein Verleger eine Subskription auf ein Werk eröffnet und dabei ankündigt, daß nach Schluß der Subskription der Ladenpreis x Pfennige für den Druckbogen betragen werde — z. B. fünfundzwanzig statt fünfzehn —, ist er dann an diese Ankündigung gebunden, oder darf er sofort eine „zweite Subskription" eröffnen und auch nach Schluß dieser zweiten Subskription das Werk zu dem alten oder nur um eine Kleinigkeit erhöhten Preise verkaufen?

Was mich zu dieser Frage veranlaßt, ist folgender Vorfall. In einem schwäbischen Blatte, dem Kirchlichen Anzeiger für Württemberg, hat sich ein Einsender unter anderm über eine sehr angesehene akademische Verlagsbuchhandlung beschwert, weil sie ein auf Subskription herausgegebnes Werk nachher so billig oder fast so billig verkauft habe wie an die Subskribenten. Ich habe in demselben Blatte diese Beschwerde nachdrücklich unterstützt und dabei als das erschwerende und wesentlich in Betracht kommende hervorgehoben, daß die Verlagshandlung bei Eröffnung der Subskription ausdrücklich angekündigt hatte, der spätere Ladenpreis betrage etwa fünfundzwanzig Pfennige für den Druckbogen. Bei der zweiten Lieferung

Digitized by Google

war der Subskriptionsbetrag mit neun Mark für sechzig Druckbogen vorauszubezahlen. Die Vollendung des Werks zog sich vier Jahre hin, überschritt den in Aussicht genommenen Umfang, wofür natürlich eine Nachzahlung zu leisten war. Aber statt nun den angekündigten Ladenpreis eintreten zu lassen, eröffnete die Verlagshandlung sofort eine „zweite Subskription," wobei sie zwar erklärte, „gebührende Rücksicht" darauf zu nehmen, daß die ersten Subskribenten sechzig Bogen im voraus hätten zahlen müssen, die sie erst in drei und dreiviertel Jahren vollständig geliefert bekommen hätten. In Wirklichkeit war der Preis der „zweiten Subskription" kaum höher, und auch nach Schluß verkaufte und verkauft noch jetzt die Verlagshandlung eine „zweite Ausgabe" zum alten Preise. Die ersten Subskribenten zahlten zwölf Mark, davon neun Mark vier Jahre voraus, heute kauft man ein fertiges und verbessertes Exemplar für zwölf Mark sechzig Pfennige; nach dem in Aussicht gestellten Ladenpreis sollte es mindestens zwanzig Mark kosten. Ich bin der Ansicht, daß dadurch alle ersten Subskribenten geschädigt sind; denn antiquarisch sind nun alle ihre Exemplare in demselben Verhältnis weniger wert, als die neuen weniger kosten als angekündigt war.

In einer Entgegnung erklärte es der Eigentümer der Verlagshandlung für einen Irrtum, wenn angenommen würde, daß er die angekündigte Erhöhung des Ladenpreises „in der Absicht, die Subskribenten zu schädigen, unterlassen habe," und ruft aus: „Mit Verlaub: kauft man denn ein Buch im Hinblick auf seinen dereinstigen antiquarischen Wert?"

Ganz abgesehen nun davon, daß ich nicht so unvorsichtig war, dem Verleger eine derartige „Absicht" unterzuschieben — das hätte mir eine schöne Klage zuziehen können! —, muß ich ihm „mit Verlaub" antworten: Wenn ich für meine Kinder Schulbücher kaufen muß, so thue ich das in dem Bewußtsein, daß sie auch beim sorgfältigsten Gebrauch nach Jahresfrist kaum irgend welchen Wert mehr haben — alle Väter von Schulkindern wissen davon ein Lied zu singen. Wenn ich mir aber eine Privatbibliothek anlege, so halte ich es für eine pflichtmäßige Rücksicht auf meine Familie, darauf zu achten, womöglich solche Bücher zu erwerben, die einigermaßen ihren Wert behalten. Wozu hat denn der Verleger den höhern Ladenpreis in Aussicht gestellt, wenn nicht dazu, Subskribenten durch die Aussicht zu gewinnen, daß das Buch später teurer und daher bleibend wertvoll sein werde? Er hat uns damit den Revolver auf die Brust oder wenigstens gegen das Portemonnaie gerichtet. Jetzt erklärt er nachträglich, die Mitteilung des Grundes für sein Verhalten entziehe sich „dermalen" (?) der Öffentlichkeit. Gut gesagt: die Mitteilung entzieht sich der Öffentlichkeit. Ich frage, ob nicht vor Jahren schon ein Wort der Entschuldigung das allerwenigste gewesen wäre, was diese in die Welt gesandte und dann nicht erfüllte Ankündigung erfordert hätte. Ich meine, auch ein Verlegerwort sollte ein Manneswort sein. Aber wissen möchte ich — natürlich nur der Theorie zuliebe, anders als der Patriarch in Lessings Nathan —, ob eine solche Ankündigung und ihre Nichterfüllung irgendwelche rechtlichen Folgen haben könnte, wie sie juristisch zu beurteilen wäre. Fällt sie am Ende jetzt unter das Gesetz vom unlautern Wettbewerb?

Aber weiter. In demselben Zusammenhang erhob ich eine weitere Beschwerde gegen denselben Verlag, auf die mir der Eigentümer ebenfalls eine abweisende Antwort hat zu teil werden lassen, nämlich über die Art und Weise, wie er seine Auflagen bezeichnet. Von einem Werke A erschien in dieser akademischen Verlagsbuchhandlung die „zweite, neu bearbeitete Auflage" 1882, die „dritte und vierte, neu bearbeitete Auflage" 1888, die „fünfte, neu bearbeitete Auflage" 1892, die „sechste und

Digitized by Google

siebente, verbesserte Auflage" 1894. Von einem andern Werke B erschien die erste Auflage 1891, die zweite 1892, die „dritte und vierte, völlig neu gearbeitete Auflage" 1896. Im Vorwort der fünften Auflage der ersten Arbeit war wörtlich zu lesen: „der bisherige Erfolg hat es möglich gemacht, daß sie von einer Auflage zur andern verbessert werden konnte." Ebenso heißt es in den von der Verlagshandlung ausgegebnen, mir leider zur Zeit nicht mehr vorliegenden Prospekten.

Ich habe das als irreführend beanstandet. Denn in Wirklichkeit ist das Buch nicht „von einer Auflage zur andern" verbessert worden, wenn „die zweite und dritte" (und nachher die sechste und siebente) völlig gleichlautend sind. In seiner Erwiderung sucht der Verleger die Schuld auf den Verfasser abzuwälzen, dem er nicht vorschreiben könne, in „jeder neuen Auflage" alle frühern Vorreden zum Abdruck zu bringen. Selbstverständlich braucht der Verfasser und unwillkürlich hier auch der Verleger das Wort Auflage in dem hergebrachten Sinne von Bearbeitung, auf dem Titel der Verleger in dem ihm vorteilhaften Sinne. Thatsächlich ist diese ganze Bezeichnungsweise vom Verleger eingeführt; das verrät er gelegentlich in einer Anmerkung durch das Geständnis, dem Verfasser eines Buches C, das zu derselben Sammlung wie das Buch B gehört, auf seinen Wunsch „leider" — man achte auf dieses „leider" — zugestanden zu haben, daß sein in doppelter Stärke gedrucktes Buch nicht auch gleich auf dem Titel als „erste und zweite" Auflage bezeichnet worden sei. Ich hatte erklärt, der Verleger gewinne durch diese Praxis einen doppelten Vorteil, den realen, den eine große Auflage sofort bringe, und den ideal-realen, den der Ruf rasch auf einander folgender Auflagen mit sich führe.

Auch das bestreitet der Verleger. Bei einer Doppelauflage, sagt er, fallen die Herstellungskosten für zwei Auflagen in ein und dasselbe Betriebsjahr. Das sei für den Augenblick kein realer Vorteil für den Verleger, und thatsächlich verkaufe sich eine Doppelauflage in der Regel eher etwas langsamer als zwei auf einander folgende einfache Auflagen. Als ob das Publikum nicht auch etwas von der Herstellung von Druckwerken verstünde! Wenn ich viertausend Exemplare statt zweitausend durch die Maschine laufen lasse, brauche ich natürlich doppelt so viel Papier, erspare aber außer dem Druck alle weitern Kosten, namentlich die eines neuen Satzes, und das Papier ist gegenwärtig bei einem Druck das billigste, der Satz — bei gelehrten Werken und ihren Honoraren — das teuerste. Ja durch seine neue Bezeichnung macht sichs dieser Verleger jetzt so bequem, daß er beim Druck nicht einmal mehr das Titelblatt (und die Norm) zu ändern braucht, wie die, die bisher auch mehrere „Auflagen" zugleich druckten, aber die ersten tausend oder zweitausend oder x tausend Exemplare als erste, die nächsten als zweite, die folgenden als dritte „Auflage" bezeichneten, oder, was entschieden besser ist, das Tausend auf dem Titelblatt angaben. Daß er aber damit allen Benutzern des Werks den Unsinn und die Mühe zumutet, Auflagen zu zitiren, die es gar nicht giebt, bedenkt er nicht, oder vielmehr diese Rücksicht nimmt er kaum auf die Gelehrten, die für ihn arbeiten — man vergleiche sein Zugeständnis! —, geschweige denn auf die, die seine Bücher kaufen und benutzen. Wie soll ich denn schreiben? „Es steht noch in der dritten und vierten Auflage von B"? das kann doch ein Leser, der mit dieser neuesten Mode noch nicht vertraut ist, nur so verstehen, daß es in der dritten Auflage (vom Jahre x) und in der vierten (vom Jahre y) so und so heiße. Oder soll ich schreiben: A hat schon in der sechsten Auflage jene Verbesserung angebracht und noch in der siebenten diesen Fehler stehen lassen? Das geht auch nicht, denn es giebt keine „sechste" und keine „siebente"; also muß ich stets Gänsefüßchen setzen, um die vom

Digitized by Google

Verleger sogenannte „dritte und vierte," „sechste und siebente" Auflage zu bezeichnen. Will ich mir gar die bequeme Schreibung zu nutze machen — wer ist der Unbekannte, dem ihre Erfindung verdankt wird? die Gelehrten sollten ihn rühmen, wie Klopstock den Erfinder des Schlittschuhs —, ich meine die Bezeichnung der Auflagezahlen durch Potenzziffern, so muß ich mich sehr in acht nehmen, daß aus der „dritten und vierten" Auflage nicht die vierunddreißigste werde oder aus der „sechsten und siebenten" gar die siebenundsechzigste ($A^{67}$ statt $A^{6\cdot7}$, $B^{34}$ statt $B^{3\cdot4}$).

Aber auch hier schob der Verleger die Schuld auf die Verfasser: Herr B. sei es gewesen, der ihm den Wunsch unterbreitet habe, die „neue Auflage" — auch hier braucht der Verleger das Wort im Sinne von Bearbeitung — in einer Höhe drucken zu lassen, die nach dem Verlagsvertrag die Bezeichnung als „Doppelauflage" erheischt hätte. Als ob ein Verfasser nicht vollständig zufrieden wäre, wenn ihm der Verleger für das in doppelter Stärke gedruckte Werk das doppelte Honorar zahlt, auch ohne auf dem Titel zu bemerken, daß es eine Doppelauflage ist! Und wenn er es nur wenigstens so, als „Doppelauflage" bezeichnet hätte, wie es manche Verleger von Schulbüchern thun: „Dritte (Doppel-)Auflage"! So häßlich das ist, das Kind wäre wenigstens beim rechten Namen benannt.

Die ganze Sache scheint kleinlich: aber principiis obsta! Ich hoffe, die Stimme der Grenzboten ist kräftig genug, zu bewirken, daß dieser Unfug — denn anders kann ich es nicht bezeichnen — in der wissenschaftlichen Litteratur nicht weiter einreiße, daß künftig kein Schriftsteller, der auf seine Würde etwas hält, seinen Namen noch einmal dazu hergiebt, auf einer „xten und yten" Auflage zu prangen, daß kein Verleger mehr seinen Autoren eine solche Zumutung macht. Die Romanschreiber und Romanverleger mögen es halten, wie sie wollen. Ebenso wird wohl der Wunsch berechtigt sein, daß jeder Verleger, der etwas auf die Würde seines Geschäfts hält, bei Subskriptionsunternehmungen auch die Bedingungen wirklich einhält, die er bei Eröffnung der Subskription ankündigt. Ich habe an den Werken, um die es sich hier handelt, eine solche Freude, daß mich diese Dinge um so mehr schmerzten, und nur weil das schwäbische Lokalblatt, dem ich meinen Schmerz anvertraute, sofort nach der Erwiderung des Verlegers, ohne sie mir auch nur zur Kenntnis gebracht zu haben, die Verhandlungen für abgeschlossen erklärte, erlaubte ich mir die Hilfe der Grenzboten anzurufen.

Ulm E. Nestle

Druckfehler. Im vorigen Heft bitten wir in dem Aufsatz „England in Ägypten" ein paar Druckfehler zu berichtigen. S. 106 Z. 29 soll es heißen: der ägyptischen Kasse, und S. 107 Z. 3 das Heranstarken der Mahdia.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# Kleinstaaterei und Sondergeist im Reichslande

Von Emil Kühn

Am 28. Januar ist unser Landesausschuß wieder zusammengetreten. In der Regel dauert die Tagung zwei bis drei Monate, und auch diesmal wird sie kaum kürzer sein, obgleich dem Vernehmen nach der Beratungsstoff noch weniger umfangreich sein wird als sonst, denn der Landesausschuß arbeitet sehr langsam.

Die regelmäßige und hauptsächliche Vorlage ist das Budget. Der Staatshaushalt eines so kleinen Landes weist jedes Jahr nur eine beschränkte Zahl von Veränderungen auf; von diesen sind viele nur geringfügig oder formeller Art, nur wenige schneiden ein und verlangen vertrauliche Beratung. So wäre es denn natürlich und recht, das Budget im ganzen Hause vorzuberaten, zumal da der Landesausschuß nicht ganz sechzig Mitglieder hat und deshalb, wie auch sein Name sagt, nichts als eine Kommission ist. In der vorjährigen Tagung ist denn auch die Unzweckmäßigkeit des bis dahin herrschenden Verfahrens, die verschiednen Budgettitel an vier Unterausschüsse zu verteilen, zur Sprache gekommen; aber das Ergebnis war, daß noch ein fünfter hinzugefügt wurde. Diese Art der Vereinfachung und Beschleunigung hat viel Heiterkeit erregt, die Sache ist jedoch ernst. Der Landesausschuß braucht doch nicht immer monatelang zu tagen, er sollte selbst das Beispiel der Sparsamkeit geben. Zwanzig Mark Tagesdiäten (der höchste Satz in Deutschland, obgleich das Gasthofsleben in Straßburg nicht gerade teuer ist) sollten nicht länger gezahlt werden, als nötig ist, und die Art, wie jahraus jahrein das Budget beraten und die Beratung in die Länge gezogen wird, ist nicht nur unnötig, sondern auch schädlich.

Die Meinung, daß der Landesausschuß zu lange tage, ist auch in Kreisen



Digitized by Google

zu finden, die sonst geneigt sind, in ihm die wirkliche Vertretung des Landes anzuerkennen. Gerade in diesen Kreisen wird die Meinung gern so ausgedrückt, daß der Landesausschuß zu viel Diäten koste. Meinesteils möchte ich die Frage offen lassen, ob ein beträchtlicher Teil der Abgeordneten durch die Diäten bestimmt wird, es wäre doch zu traurig; aber sehr stark, wenn auch nicht aus vollem Bewußtsein, wirkt ein andrer Beweggrund persönlicher Art mit. Daß unser Parlament ein Notabelnparlament ist, ist sicher, man mag mit dieser Bezeichnung einen Vorwurf verbinden oder nicht; es giebt ja noch andre Notabeln, aber die Mitglieder des Landesausschusses sind es alle, und in hervorragendem Maße. Die Herren gelten viel, wenn sie nicht tagen, und wenn sie tagen, noch mehr, einzeln und vereint; manchmal möchte man meinen, sie gälten alles. Wir haben auf diese Weise außer dem natürlichen Wetter auch politisches, die Jahreszeiten fallen keineswegs zusammen. Dem Deutschtum und rechter Verwaltung sind die schönsten Jahreszeiten der Natur wenig günstig: wenn der Frühling naht, kommt der Landesausschuß, wenn sich der Sommer neigt, der Besuch aus Frankreich. Es widerspräche aller Seelenkunde, wenn unsre Abgeordneten das für sie beste Wetter nicht möglichst lange zu genießen Neigung hätten und diese Neigung bethätigten. Für die Verzettelung der Budgetberatung in Kommissionen spricht freilich noch weiteres mit. In der Kommission ist man mehr unter sich, die Auskünfte und Verheißungen fließen reichlicher, mancher führt das Wort, der im Plenum schweigt. So werden die Plenarsitzungen noch mehr als anderwärts zu Haupt- und Staatsaktionen für wenige. Ich möchte glauben, daß unsre Abgeordneten auch besonders von ihrer Vorliebe für die französische Sprache zu den Kommissionen hingezogen werden; in ihnen herrscht dem Gesetz zuwider noch immer der Gebrauch des Französischen vor.

Für die Regierung sollten diese Triebfedern nicht gelten. Wenn sie nicht selbst Vorberatung des Staatshaushalts im Plenum und ganz allgemein schnellere Erledigung anregen will, so kann sie es durch gleichgesinnte oder ergebne Abgeordnete thun, und sie müßte es, schon um das Zusammentagen des Landesausschusses mit dem Reichstag auf den kürzesten Zeitraum zu beschränken. Warum unterläßt sie es? Nicht aus Unkenntnis, denn die Regierung kennt die Schwächen des Landesausschusses sehr gut; das Lächeln der Überlegenheit ist in Elsaß-Lothringen häufiger als das der Augurn in Rom, aber es reizt bei uns sehr vielerlei dazu, den Spruch: eine Hand wäscht die andre, wahr zu machen, und die Ursachen, die den Landesausschuß heben, heben auch die rechtlich beschränkte Stellung der Regierungsmitglieder. Sie tragen dazu bei, dieser Stellung ministeriellen Glanz zu verleihen. Staats- und verwaltungsrechtlich giebt es in Elsaß-Lothringen nur einen Minister, das ist der Statthalter. Der Staatssekretär hat zwar zum Teil die ministerielle Gegenzeichnung, ist aber nach seinen sonstigen Zuständigkeiten Unterstaatssekretär, und die

Digitized by Google

Beamten, die den Titel Unterstaatssekretär führen, sind im preußischen Sinne nur Ministerialdirektoren. Thatsächlich sind sie Ressortchefs, die Ministerialabteilungen unabhängige Ministerien geworden und werden es immer mehr. So liegt z. B. die sehr wichtige Attribution der Zentralstellen, der entscheidende Vorschlag zu den Stellenbesetzungen, in den Abteilungen; der Statthalter, dessen Entscheidung die Regel sein sollte, trifft sie nur ausnahmsweise. Auch die meisten Generalverfügungen gehen von den Abteilungen aus. Das reizt dazu, sie häufiger zu erlassen, als wenn sie in einer Hand wären, und fördert Büreaukratismus und Vielregiererei. Namentlich in der Vertretung der Regierungsvorlage vor dem Landesausschuß tritt die Stellung der Abteilungsvorstände leicht als die leitende hervor, da der Statthalter herkömmlicherweise an den Verhandlungen nicht teilnimmt. Dieses Relief würde sich schon bei kurzen Tagungen abzeichnen, bei längern prägt sichs sehr stark aus. Dergleichen hat jeder gern, es liegt in der menschlichen Natur, man müßte sich Zwang anthun, sich diesen Genuß zu verkürzen. So werden nicht nur die Geschäfte durch die langen Tagungen geschädigt, diese sind auch ein Zeichen und im verderblichen Kreislauf wieder Ursache kleinstaatlicher Großmannssucht. Das Reichsland ist in der That auf dem Sande der Kleinstaaterei aufgelaufen.

Die Verhältnisse haben sich so entwickelt, es wird immer schwerer, die Richtung zu verändern, und in dieser Richtung schließen sich die wirkenden Kräfte trotz sonstigen Auseinandergehens immer mehr zusammen. Der Landesausschuß verkennt die Pflichten seiner als Spitze der Selbstverwaltung gedachten Stellung, aber das Mitherrschende seiner Stellung kennt er sehr wohl und zeigt es durch die Ansprüche, die er erhebt und durchsetzt, die auch von den einzelnen Mitgliedern auf den eignen Einfluß ausgedehnt werden. Diese Gegenwart wissen alle Mitglieder zu schätzen, meist ohne bei ihrer Vorliebe für französisches Wesen dem deutschen Wesen und dem Reich etwas andres als Abneigung und Abweisung zuzukehren. Das Beamtentum ist von einheitlichem Gepräge weit entfernt: zu den landsmannschaftlichen Verschiedenheiten gesellen sich unnötige Spezialisirungen in Prüfung und Anstellung; der Adel rechten Amtsgefühls ist schwächer vertreten als das Streben nach Rang und Versorgung. Aber so groß die Gegensätze sind, den Zufluß von außen wollen doch alle verengern, frisches Blut wäre fast allen lästig, denn im Innern machen sich, wie nur in irgend einem Mittel- oder Kleinstaat, Vetterschaft und Gönnerschaft geltend. Bei den Zentralbehörden müssen sich die Erscheinungen steigern, und wenn schwächliche Zugeständnisse der Abteilungsvorstände an das Parlament häufig sind, so hört man, daß einzelnen Abgeordneten ihre Kommissionsberichte von Ministerialräten gemacht werden. Auch an der überragenden Stellung des Statthalters haben sich die Verhältnisse stärker als die Menschen erwiesen; das Beispiel des jetzigen Reichskanzlers zeigt es. Er ist gewiß ein sehr kluger Mann und von gewöhnlicher Eitelkeit frei, und doch hat

Digitized by Google

er sich von den drei Aufgaben, die das Statthalteramt vereinigt: als Oberpräsident, als Minister und als unmittelbarer Stellvertreter des Kaisers thätig zu sein, je länger je mehr auf die letzte, die höchste und glänzendste Aufgabe zurückgezogen. Er war zuletzt nur noch der regierende Herr. Er hat den Herrn mit Maß und Geschmack vorgestellt, aber in der entscheidenden Frage doch nur vorgestellt; die vitiöse Entwicklung ist weiter gegangen. Um sie zu meistern hätte er sehr viel Initiative aufwenden, alle drei Aufgaben zusammenfassen und selbst verwalten müssen.

Das fünfundzwanzigjährige Ergebnis der Entwicklung besteht darin, daß Deutschland um einen Klein- oder Mittelstaat reicher geworden ist, dessen Bevölkerung mit Neigung, wenn auch ohne Sehnsucht, an der französischen Vergangenheit hängt, und dessen maßgebende Volksschichten die französische Tradition in Sprache, Sitte und Lebensführnng bewußt fortsetzen. Also politischer Partikularismus mit geistigem und sozialem Separatismus, ein gefährlicher Kleinstaat. Das Feld- und Erkennungszeichen des Separatismus ist der Gebrauch der französischen Sprache. Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen. Aber während die Alten die französische Zeit noch erlebt haben und ihre Liebe dafür zwar inniger ist, aber durch die Erinnerung an manchen schon damals empfundnen Gegensatz, durch Bedächtigkeit und Interesse in Schranken gehalten wird, ist in der Neigung der Jugend zu französischem Wesen nichts naives, ihre Neigung ist durchaus gemacht und aufgebauscht; als das Ergebnis geistiger Mißklänge ist sie selbst mißtönend, und sie wird durch den Trotz der Jugendjahre zum Demonstriren gereizt. Auch dem seit der Einverleibung herangewachsenen Geschlecht ist der Sinn für Erwerb und Machtverhältnisse eigen, aber während er bei den Alten die Grundlage dessen ist, was man als Fügsamkeit und Ruheliebe preist und ausnutzt, artet er bei den Jungen leicht zu Hab- und Ehrsucht aus. Ob sich diese Eigenschaften unsrer Staats- und Gesellschaftsordnung anpassen oder die Zahl ihrer Gegner vermehren helfen, hängt von der Lebensstellung ab, in die das äußere Geschick versetzt; innere Selbstbestimmung wirkt nicht mit, und keinesfalls eignet sich eine von solchem Drang erfüllte, nicht strebende, sondern strebersche Jugend zur Stütze eines guten Regiments. Natürlich giebt es Ausnahmen, und die Vielgestaltigkeit des Lebens hemmt zum Glück die logische Zuspitzung einzelner Lebenserscheinungen; aber unerfreulich ist das Bild unsrer Jugend noch jedem ernsten Beobachter erschienen, es zeigt landschaftliche Verschärfungen der häßlichen Züge, die auch in den andern Teilen Deutschlands wahrgenommen und beklagt werden.

Es ist ein fauler Friede, der in Elsaß-Lothringen herrscht. Es wird erzählt, ein General, der in unserm Lande stand, habe auf die Frage des Kaisers nach seiner Auffassung der Sachlage nach einigem Zögern geantwortet: Majestät, wenn mobil gemacht wird, sind wir in Feindes Land. Dieses Urteil trifft den Nagel auf den Kopf. Unsre Freunde werden sich verstecken, unsre Feinde Mut

Digitized by Google

bekommen, und ihnen wird sich die Menge der Lauen zuwenden. Der im Fall der Mobilmachung eintretende Militärbefehl wird die nötigen Vorkehrungen zu treffen wissen. Dazu gehört, daß manche, denen jetzt großer Einfluß gewährt wird, sofort eingesteckt werden. Ich bin sicher, daß ich mit dieser Meinung nicht vereinzelt stehe. Krieg und Frieden!

Damit ist nicht gesagt, daß nun im Frieden ein Vorspiel des Kriegs, etwa mit Hilfe des Diktaturparagraphen, aufgeführt werden sollte. Der Diktaturparagraph mag wie bisher in der Schwebe bleiben, aber nach fünfundzwanzig Jahren thut eine Scheidung von Freund und Feind not. Der Freund mag sprechen und stimmen, wie er will, aber wenn er spricht und stimmt wie unser Feind, dann ist ers auch. Das Gerede z. B. von deutscher Ungeduld und deutschem Chauvinismus schlägt nicht nur der Wahrheit ins Gesicht, es ist geradezu eine Liebedienerei bei unsern Feinden; wer sie treibt, hält es mit ihnen. Unsre Feinde — sie sind alle bekannt oben und unten — mögen geduldet werden, wenn sie sich ruhig verhalten und nicht hetzen; fehlen sie in dem einen oder andern, so müssen sie unsre Macht zu kosten bekommen. Auch bei legalstem Verhalten haben wir Mittel dazu. Unsern Feinden gar noch Einfluß zu gewähren oder zu lassen, wäre unverzeihliche Schwäche. Alles Gewelsche, in Worten und Werken, muß aufhören, wir verstehen es nun einmal nicht, wir wollen es uns nicht anquälen, um unsre Feinde zu mästen.

Aufhören wird damit allerdings auch die Beförderung der Unwahrheit, daß hier im Lande alles zum besten stehe. Es ist nicht so. Wir haben in dem fünfundzwanzigjährigen Zeitraum, der seit der Einverleibung verstrichen ist, keine Erfolge aufzuweisen. Was besser geworden ist, verdanken wir nur der Zeit, nicht unsrer Staatskunst oder wahrem Wohlwollen. Unser Wohlwollen war Bequemlichkeit und Schwäche, bestenfalls von der Art, die die Thränendrüse schont und bei Herzwunden kalt bleibt. Unsre Staatskunst zumal hat immer mit Unterbilanz gearbeitet. Man mag auf die verschiedenste Weise regieren: konservativ oder liberal, mit dem Klerus oder gegen ihn, suaviter oder fortiter in modo, mit Nachsicht gegen Leute, die wenig wert sind, oder wie sonst: der Staatsmann kann bei Übernahme der Geschäfte die Menschen und Verhältnisse nicht auf einen Schlag anders machen, als sie sind, und wen man braucht, dem muß man geben. Genug in schlimmer Lage, wenn der Staatsmann das Rechte will und sich selbst rein hält. Nur eine Art zu regieren ist überall und zu allen Zeiten verwerflich und wirkungslos, das ist die, wobei man sich regelmäßig selbst zur Seite drückt, seinen Willen und seine Bedürfnisse zurücksetzt, darauf verzichtet, Eindruck zu machen. Das ist die Politik, die wir hier im Lande befolgt haben. Noch jetzt ist es so, als wenn wir jeden Tag um Verzeihung bäten, daß wir Elsaß-Lothringen annektirt haben. Noch immer klingt auch durch unsre Reden und unser ganzes Verhalten durch, die Leute sollten doch vernünftig sein, wir meinten es gut, wir

Digitized by Google

wollten ihnen ja nichts thun, sie sollten es nach Wunsch haben, für ihre Wunden wollten wir Doktor, Apotheker und an Schmerzensgeld bezahlen, so viel wie sie nur wollten, aber sie müßten nicht nur aufhören zu protestiren, sie müßten auch bei Gelegenheit ihre Zufriedenheit bezeugen durch Fahnen, Schärpen, Hurraschreien, sonst könnten sie thun und lassen, wozu sie Lust hätten. Wenn man Franzosen oder Französlingen so kommt, so kann man sicher sein, daß sie alles nehmen und noch alles mögliche dazu fordern, jeden Tag mehr, und dabei immer wehleidigere Gesichter machen. Es rentirt sich. Versprechungen geben sie nicht, dazu sind sie zu schlau, und stillschweigende Zusagen deuten sie, wie sie wollen. Unter einander lachen sie über uns, und die Schmeichelnamen, mit denen sie dabei unsre Klugheit bedenken, will ich lieber verschweigen. Öffentlich legen sie die Gesichter in ernste, traurig resignirte Falten und nennen uns ungeduldig und chauvinistisch.

Zweierlei fürchten sie: unsre höhere Kraft und unsern reinern Willen. Wir sind wirklich das männliche Volk. Was brauchen wir denn ihren Beifall, ihre Zustimmung, ein freundliches Lächeln? Was verschlägt es, ob sie zu unsern Festen Fahnen heraushängen oder nicht? Was kommt dabei heraus? So etwas beachtet man, man merkt sichs, bei Gelegenheit kann man wie halb verloren darauf anspielen, aber Ärger und unmittelbaren Vorhalt vermeidet man, die wirken weniger und geben Blößen. Das Protestiren und Demonstriren sollen sie wohl bleiben lassen. Diese fremdgenannten Dinge sind unserm Wesen auch fremde Sachen; lassen sie sich dennoch dergleichen oder andre Ausländereien beikommen, so wird es an einer deutschen Antwort nicht fehlen. Aber sonst wollen wir sie ihre Wege gehen lassen, am wenigsten ihnen nachlaufen; sie brauchen uns, nicht wir sie, sie müssen uns kommen. Der Landesausschuß z. B. braucht uns sehr, seine Wurzel im Volk ist schwach; es ist nicht schwer, ihn in anständige Abhängigkeit zu bringen. Allerdings, die Gesetzmacherei müssen wir aufgeben, aber die ist schädlich genug, und dann werden wir auch auf andre „Erfolge“ verzichten müssen. So auf den, den wir erlebt haben, als der Pfarrer und Reichstagsabgeordnete Gerber zu einem französischen Journalisten sagte, Elsaß-Lothringen sei fest an Deutschland geschmiedet. Ein Mißverständnis legte ihm die Worte in den Mund, er wolle nicht mehr von Deutschland loskommen, und daraus wurde das größte Wesen gemacht, als wenn nun alles erreicht wäre. Wenn wir derartige Nichtigkeiten und Unziemlichkeiten ein für allemal aufgeben, heben wir nicht nur wieder unsre Würde, wir können unsre Kraft auch auf wirkliche Aufgaben verwenden. Da hat z. B. derselbe Herr Gerber bemerkt, seit der Einverleibung sei die Wohlhabenheit auf dem Lande geringer geworden, nur in den Städten habe der Reichtum zugenommen. In Frankreich ists ja auch so, wohl überall, aber richtig ist es und auch traurig. Mit Verwaltungsmaßregeln allein wird da nicht zu helfen sein, aber gegen die Schmarotzer, die am Bauer saugen, können

Digitized by Google

Justiz und Verwaltung vereint recht viel thun. Das ist doch einige Hilfe. Haben wir sie geleistet?

Gerade in dem, worin wir mäßig sein und die Leute an uns herankommen lassen sollten, sind wir unersättlich und locken sie an. Um von einem Mann, den wir erst notabel gemacht haben, ein paar Worte oder einige Scheinwerke zu erhalten, die wie Anerkennung gedeutet werden können, mit Biegen oder Brechen, geben wir ihm wirkliche Macht in die Hand. Er benutzt sie vor allem dazu, seine Gegner zu unterdrücken. Wie oft sind das Leute, denen wir gegen ihn helfen sollten, Schwache oder Hilfsbedürftige oder solche, die sich wirklich von Herzen zu uns halten möchten! Ist erst der große Hans fertig, dann wird er gegen uns kalt, spielt den Cato oder was sonst nach seinem Temperament für eine Rolle, für uns ist er nicht mehr zu haben. Er kehrt sogar seine Macht gegen uns, und wir müssen es uns gefallen lassen und mit ihm rechnen, denn unsern Irrtum einzugestehen und die Folgerungen zu ziehen, haben wir zu viel Eigenliebe und sind wir zu schwach. Aus vielen Fällen wird auch eine Kette, die schwerer zu durchbrechen ist.

Das und ähnliches hat unsre Unterwerfung unter die Notabeln und ihre Vertretungen, den Landesausschuß mit seinen Lokaltrabanten, zur Folge gehabt. Sie herrschen mit und über uns, gerade wie die Kirche in unsrer Staatsschule herrscht. In den Vertretungen haben wir sogar kaum den formellen Oberbefehl behalten, während wir in ihnen nicht geringere Klagen über schlechte Behandlung zu hören bekommen. Die Kirche sündigt nur in ihren Dienern, aus der Schule dürfen wir sie nicht entfernen; ihre Taktik, daß sie jede Hilfe annimmt, von welchem Geiste sie auch eingegeben sein möge, und daß sie nie dankt, sondern immer weiter fordert, mahnt uns nur daran, daß auch wir das do ut des nicht vergessen dürfen. Das do ut des gehört einesteils zum unentbehrlichen Handwerkszeug des Politikers und zum Kunstgerät des Staatsmanns, es enthält auch eine ethische Mahnung, es heißt ja weiterhin do ut facias. Bei den Notabeln brauchen wir nicht dieselben Rücksichten zu nehmen wie bei der Kirche, wir können ihnen geradeswegs an den Leib. Sie gelten nur, weil wir sie gelten lassen. Daß sich die Verhältnisse nach fünfundzwanzig Jahren gesetzt haben, fordert uns mit verstärktem Nachdruck auf, die Notabeln nach ihrem Wert für uns und für das Gemeinwohl zu sichten und uns den Rest nicht wieder über den Kopf wachsen zu lassen. Wenn wir den Landesausschuß mit Vorlagen auf halbe Ration setzen und die richtige Beratung des Budgets verlangen, wird das rechte Verhältnis eingeleitet sein, und der Landesausschuß kann sich für manches recht brauchbar erweisen. Gewisse Geisteseigenschaften sind ja in ihm nicht reichlich vertreten oder haben mehr französisches als deutsches Gepräge, aber es findet sich in ihm viel gesunder Menschenverstand und ein besondres Verständnis für die wirklichen Machtverhältnisse. Auch an gutem Willen kann es bei vielen Mitgliedern nicht fehlen; dieser Teil ist jetzt

Digitized by Google

unfrei, durch seine und unsre Schuld. Der gute Wille wird mehr zum Vorschein kommen, wenn die Arbeiten in der Regel, der kleinen Mitgliederzahl entsprechend, im Plenum erledigt werden, und die Sitzungen den Charakter von Haupt- und Staatsaktionen verlieren. Ich muß diese Bezeichnung wiederholen, obgleich das oratorische Ergebnis nicht glänzend ist.

## Der Ausstand als Waffe im Lohnkampf

Der Gedanke, daß die Höhe der Löhne im wesentlichen von der Organisation der Arbeiter abhänge, und daß der besondre Fall dieser Organisation, der Ausstand, die wuchtigste Waffe im Lohnkampfe sei, ist noch sehr jung. John Stuart Mill in seinen letzten Lebensjahren ist sein Vater. Wer an die Siegeskraft der Wahrheit glaubt, der kann wohl aus dem Siegeslauf, den dieser Gedanke durch das gesamte soziale Denken der Gegenwart angetreten hat, auf seine Wahrheit schließen. Millionen und aber Millionen gebildeter und ungebildeter Menschen glauben an ihn, und für zahlreiche „führende" Volkswirtschafter gehört er zu den Grundthatsachen der wirtschaftlichen Weltanschauung der Neuzeit. Der Ausstand ist „das" Ereignis in der Entwicklung der Beziehungen von Arbeitgebern und Arbeitern, und häufig genug ein Ereignis, das, wie der Hamburger Streik, alle Gebildeten interessirt. Wer aber andrerseits an die Siegeskraft einer kräftigen Agitation glaubt und ihr namentlich dann große Erfolge verheißt, wenn der Boden für die verfochtnen Gedanken gut bereitet ist, der darf sich vielleicht dieser ganzen wirtschaftlichen Vorstellungsgruppe etwas kühler gegenüberstellen und sich einmal fragen, ob sie sich denn mit den sonst für ausgemacht geltenden Grundvoraussetzungen wirtschaftlichen Denkens in Einklang bringen lassen.

Als in der Reichstagssitzung vom 12. Dezember der Staatssekretär von Bötticher die Bemerkung fallen ließ, daß die Streiks gegen die Interessen der Arbeiter seien, gab es „Lärm bei den Sozialdemokraten," und doch bedarf es nur geringer wirtschaftlicher Bildung, um einzusehen, daß der Streik mindestens eine zweischneidige Waffe ist, die, selbst wenn die Ausständischen schließlich mit ihren Forderungen durchdringen, ihnen selbst auf die Dauer und der Arbeiterschaft im allgemeinen für längere Zeit mehr Schaden zufügt als Nutzen bringt.

Digitized by Google

Fast immer entsteht ein Streik dadurch, daß eine höhere Lohnforderung nicht bewilligt wird. Die Fälle, wo ihn andre Gründe schaffen, sind Ausnahmen. Was ist nun der wirtschaftliche Grund für niedere Löhne? Der Arbeiter sieht ihn in den Blutsaugerneigungen, die er dem Kapitalisten oder doch dem „Kapital“ zuschreibt, und doch liegt er viel mehr in dem Mangel an Kapital als in dem Kapital. Ist wenig Nachfrage nach Arbeitskräften da und viel Angebot, so sind die Löhne niedrig; ist es umgekehrt, so sind sie hoch. Wenn, wie ja im allgemeinen anzunehmen ist, die Arbeiter gegen eine Beschränkung der Arbeiterzahl sind, gleichviel wie sie hervorgerufen werden soll, so bleibt, um die Löhne zu steigern, nur der Weg übrig, das vorhandne Kapital nach Möglichkeit zu mehren. Denn ist viel Kapital da, so sucht auch viel Kapital Anlage auf dem Arbeitsmarkt, es werden viel Arbeiter gebraucht, da die vorhandnen Betriebe erweitert und neue gegründet werden. Es ist seltsam, daß die Arbeiterschaft keines Landes diesen Zusammenhang zwischen ihren Interessen und denen des Kapitals einsieht, sondern das Kapital für ihren Feind hält. Das ist nur möglich, weil der Neid auf die behaglichen Verhältnisse der wohlhabenden Klassen mindestens in demselben Maße die Triebfeder der sozialen Bewegung ist wie der Wunsch nach Besserung der eignen Lage.

Daß jeder Streik das Kapital schädigt, braucht wohl nicht bewiesen zu werden. In der That bauen ja die Theoretiker, die wohl wissen, daß nur wirklicher Arbeitermangel die Löhne in die Höhe treiben kann, darauf die Wirkung des Streiks auf die Arbeitgeber. Um große Verluste zu vermeiden, bequemt sich der Unternehmer sogar schließlich dazu, einen höhern Lohn zu zahlen, als dem Konkurrenzwert der Arbeit zukommt. Aber diese Berechnung ist falsch. Denn die durch einen einmaligen Streik entstehenden Verluste mögen noch so groß sein; der dauernde Verlust, den der Arbeitgeber durch die Zahlung von Löhnen über den Konkurrenzwert der Arbeit hinaus erleidet, muß, da er sich Woche für Woche wiederholt, doch schließlich der größere werden. Und wo sich Arbeitgeber trotzdem fügen, da werden sie eben ruinirt. So haben die hohen Löhne der Spitzenweber in Nottingham die Spitzenweberei nach Schottland getrieben, und die hohen Löhne der Schiffbauer an der Themse den Schiffbau nach der Clyde; dadurch sind jedesmal tausende von tüchtigen Arbeitern brotlos geworden. Aber auch wo die Verluste der Unternehmer nicht so bedeutend sind, drücken sie auf die Arbeitslöhne. Um konkurrenzfähig zu bleiben, müssen sich die Unternehmer mit einem kleinern Unternehmergewinn begnügen. Und da das Kapital bekanntlich mit Vorliebe die Industriezweige verläßt, in denen der Unternehmergewinn am kleinsten ist, so sinkt auch in diesem Fall die Nachfrage nach Arbeitern dieses besondern Gebietes, und das drückt auf die Löhne. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß Streiks immer weniger gefährlich für die Unternehmer werden, je



Digitized by Google

häufiger sie mit der Zeit vorkommen. Die ersten großen Ausstände haben, namentlich wo sie plötzlich eintraten und in eine Zeit fielen, die für den Arbeitgeber reich an Aufträgen war, den Unternehmern oft riesigen Schaden zugefügt, da sie Konventionalstrafen zahlen mußten, oder ihnen die verspätete Arbeit gar nicht oder nur zu herabgesetztem Preise von den Bestellern abgenommen wurde. Dem hat man seitdem vorgebeugt. In die meisten größern Lieferungsverträge wird jetzt neben andern Klauseln auch die Klausel aufgenommen, daß der Ausbruch eines Streiks den Fabrikanten von der Lieferungspflicht entbinden solle, gerade wie Lebensversicherungsgesellschaften ihre Verpflichtung ausdrücklich für den Kriegsfall aufheben. Zahlreiche „Werke“ gehen schon heute keine andern Verträge mehr ein. Dann bleibt nur der Verlust an Kapitalzins und Unternehmergewinn für die Zeit, wo die Maschinen stillstehen. In Australien sollen in Streikfällen die Fabrikanten heute die Fabrik schließen, ihren Beamten acht Wochen Urlaub geben und selbst die Zeit zu einer Erholungsreise benutzen. Auf diese Weise — daß vertragsmäßig alle Urlaube in die Streikzeit gelegt werden können — werden die Kosten nicht unbeträchtlich verringert. Wo aber, was nirgends ganz zu vermeiden sein wird, doch noch Verluste entstehen, da müssen sich die Unternehmer in der Zeit, wo gearbeitet wird, dafür schadlos halten, und künftig wird es vermutlich zu einem geordneten Kostenanschlag für jedes Geschäftsjahr gehören, auf Verlust durch Ausstände zu rechnen. Dadurch muß aber Kapital gebunden werden, das nun nicht in Erweiterungen zum Ausdruck kommen kann, ja sogar zu Einschränkungen der Arbeiterzahl führen muß, und dadurch wieder zu Überschuß an Arbeitskräften, dem Hauptgrund niedriger Löhne.

Aber noch in andrer Beziehung führen Ausstände zu demselben Ergebnis. Es hat bisher — vielleicht abgesehen von Australien, wo die Bevölkerung sehr dünn ist — noch keinen Ausstand gegeben, der nicht nur alle Angehörigen eines bestimmten Industriezweigs, sondern auch alle in Ausstandszeiten möglicherweise verwendbaren Kräfte aus ähnlichen Arbeitszweigen umfaßt hätte. Solange das so sein wird, werden auch beim Ausbruch eines Streiks aus allen nahestehenden Arbeitsfächern Ersatzkräfte heranströmen, was, wie der Hamburger Hafenarbeiterstreik gezeigt hat, den Ausständigen sehr verhängnisvoll werden kann. Selbst wenn der Streik „siegreich“ ist, d. h. wenn nach einer längern oder kürzern Arbeitsunterbrechung die Arbeitgeber die Lohnerhöhung bewilligen, ist damit noch nicht die Rückkehr zu den frühern Verhältnissen gewonnen, sondern in dem Augenblick, wo die Ausständischen die Arbeit wieder aufnehmen, besteht ein Überschuß an Arbeitskräften wie nie zuvor. Denn die „Streikbrecher,“ die inzwischen in größerer oder kleinerer Anzahl in dem von dem Ausstand betroffnen Gebiete gearbeitet haben, sind doch auch da. Damit ist aber wieder ein gewichtiger Grund für eine Lohnverringerung statt für eine Lohnsteigerung gegeben. Der Streik wirkt also nicht nur dadurch schädlich für

Digitized by Google

die Arbeiter, daß er das der Industrie zu Gebote stehende Kapital schwächt, sondern auch dadurch, daß er in ganz unbesonnener Weise von örtlichen und sachlichen Nachbargebieten Arbeiter anlockt, die sonst nie daran gedacht hätten, sich auf dem neuen Felde zu versuchen, nun aber, nachdem sie einmal übergetreten sind, dableiben und so die Zahl der auf diesem Gebiete thätigen Arbeitskräfte dauernd vermehren. Damit ist aber wieder die Hauptursache für niedrige Löhne gegeben.

Der Punkt, gegen dessen Anerkennung sich die Arbeiter am stärksten sträuben, ist der, daß auch die menschliche Arbeit eine Ware ist, deren Preis sich nach Angebot und Nachfrage bemißt. Hoffentlich haben sie für dieses Sträuben in Zukunft nicht allzusehr zu büßen.

Aber wenn auch nach Beendigung eines Ausstandes die Lage für die Arbeiter weniger günstig ist als vor seinem Beginn, so entsteht doch wohl wenigstens während des Ausstandes, der ja das Angebot von Arbeitskräften stark vermindert, eine günstige Lage für sie? Nun, diese günstige Lage unterscheidet sich zunächst in einem wichtigen Punkte von der, die ein natürlicher Mangel an leistungsfähigen Arbeitskräften erzeugt. Während nämlich bei einem solchen natürlichen Mangel alle in Arbeit befindlichen Arbeiter eine Lohnsteigerung erfahren, und durch das Steigen ihrer Löhne andre angelockt werden, sich derselben Beschäftigung zuzuwenden, so zieht zwar ein Streik ebenfalls andre Arbeitskräfte nach dem Beschäftigungszweig, in dem er stattfindet; aber die in ihm regelmäßig arbeitenden Leute erfahren nicht nur keine Lohnsteigerung, sondern sie beziehen überhaupt keinen Lohn, höchstens Unterstützungen aus der Ausstandskasse. Aber das ist vielleicht nur etwas Äußerliches. Was würde man aber wohl von ein paar Kaufleuten eines bestimmten Zweiges sagen, die erklärten (obwohl sie zehnmal soviel Konkurrenten haben, als ihre Zahl beträgt), sie würden auf unbestimmte Zeit hinaus nichts mehr verkaufen, bis die von ihnen vertretenen Artikel einen gewissen Preis erreicht hätten? Und dabei wüßte überdies noch jedermann, daß sie in nicht zu langer Zeit, seien es nun Wochen oder Monate, durch die Not gezwungen sein würden, doch zu verkaufen? Würde ihr Verhalten irgend welchen Einfluß auf den Preis des fraglichen Artikels ausüben? Gewiß würden alle Aufträge an ihre Konkurrenten gehen, und deren Geschäft würde dadurch zu doppelter Blüte gelangen. Selbst wenn alle Händler dieses Zweigs einen Ring bildeten und den Gesamtverkauf des Artikels einstellten, so würde doch, wenn jedermann wüßte, daß die Not sie bald zum Verkauf zwingen müsse, die Sache auf niemand irgend welchen Eindruck machen. Die kurze Zeit würde man sich eben so behelfen. Beträfe die Sache aber z. B. Kohlen oder Lebensmittel, so würde sich die Gesellschaft gewaltsam erheben und den betreffenden ihren Besitz einfach entreißen. Und das wäre nur die gerechte Strafe für den Mißbrauch eines Monopols. Und da sollte bei einem Ausstand von Arbeitern die Sache

Digitized by Google

wesentlich anders liegen, weil hier das Mitleid der Besitzenden, ohne das heute kein größerer Ausstand bestehen kann, zunächst mit ins Spiel kommt? Der Hamburger Ausstand hat gelehrt, daß es damit oft ganz unerwartet rasch zu Ende gehen kann.

Der Hamburger Streik hat aber noch etwas gelehrt, und das ist, daß das wirksamste Mittel zur Bekämpfung eines Streiks die möglichst rasche und ausgiebige Heranziehung von Ersatzkräften ist, in der die Hamburger Reeder bei gutem Willen noch viel mehr hätten leisten können. Bei einem künftigen Streik, namentlich wenn er in den Winter fällt, wo ja nach der letzten Arbeitslosenzählung die Anzahl der Arbeitslosen beträchtlich größer ist als im Sommer, ist es nicht ausgeschlossen, daß die Arbeiter eines Tags, wenn sie sich entschließen, die Arbeit wieder aufzunehmen, alle ihre Stellen besetzt finden, und kein einziger von ihnen in Arbeit genommen wird, ja daß man ihnen erklärt: „Wie sollten wir dazu kommen, euch wieder in Dienst zu nehmen, nachdem wir gesehen haben, daß ihr euch kein Gewissen daraus macht, uns um Millionen zu schädigen, um eure eignen Löhne über den Konkurrenzwert eurer Arbeit emporzutreiben? Und wie sollten wir die Arbeiter entlassen, die uns beigesprungen sind, als wir in einer Notlage waren?“

Somit wäre die Lage der in einem Streik unterlegnen und durch Ersatzleute aus ihren Stellungen verdrängten Arbeiter in jedem Falle hoffnungslos? Solange man die Frage der persönlichen Arbeitsleistung außer Acht läßt, allerdings. Aber zum Glück für den Arbeiter darf man diese Frage nicht außer Acht lassen. Man kann, ohne zu übertreiben, behaupten, daß die Arbeitsleistung der Ersatzmänner der der Streikenden niemals gleichwertig ist. Selbst bei Schauerleuten, die doch mit den in einem bestimmten Fache ausgebildeten Industriearbeitern sicherlich durchschnittlich nicht auf einer Stufe stehen, ist das nicht der Fall. Es gehört langjährige Übung und Erfahrung dazu, um all die kleinen Vorteile des Lade- und Entladehandwerks zu erlernen. Wo z. B., wie in allen größern Häfen, die Kohlen waggonweise durch eine Art von Fludern oder breite Rinnen in das Schiff geschüttet werden, da vermögen zwei geschulte Arbeiter, die die Fluderthüren genau auf den Augenblick etwas mehr schließen oder öffnen, mindestens so viel zu leisten wie sechs ungeschulte, die die Kohlen erst an tote Stellen rollen lassen, von denen sie mit Menschenhand wieder entfernt werden müssen. Man braucht sich auch nur einmal früh zwischen sechs und sieben Uhr an die Londoner Docks zu bemühen und den zur sichern und unsichern Hafenarbeit wandernden Leuten und ihren Schicksalen am Dockeingang zuzusehen, um sich klar zu werden, welche Bedeutung die geschulte tüchtige Arbeit beim Einladen und Ausladen hat. Die besten paar hundert Arbeiter werden jedesmal schon am Abend vorher für den folgenden Tag in Lohn genommen, und bei Mehrbedarf am nächsten Morgen verstehen es die Aufseher, die so gut wie alle sich zur Arbeit meldenden Leute mit Namen kennen, ganz vor-

Digitized by Google

züglich, sich die Tüchtigsten herauszusuchen. Nach jeder kleinen Auslese, die so gehalten wird, sieht der am Eingang auf Arbeit wartende Haufe zerlumpter, heruntergekommner, bleicher, abgemagerter aus; denn alle kräftigen Gestalten werden ihm nach und nach entzogen.

Nur auf Überlegenheit durch natürliche Befähigung, durch Übung, Erfahrung und Umsicht beruht die wirkliche Machtstellung der Arbeiter jedes Gewerkes, und je höher sie in diesen Dingen stehen, je höher ihre Fähigkeiten und Leistungen ausgebildet sind, desto größer ist ihre Unersetzlichkeit. Denn leistungsfähigere Arbeit ist nach dem Lohnleistungsgesetze für die Unternehmer selbst dann noch billiger als weniger leistungsfähige, wenn sie einen ihrer Höhe entsprechenden höhern Lohn erhält. Nun gilt aber das Gesetz der Preisbestimmung durch Angebot und Nachfrage nicht nur von der Arbeit im allgemeinen, sondern auch von jeder Leistungsstufe jeder Arbeit, wenn nur diese Leistungsstufe äußerlich markirt ist, sodaß sie sich ohne allzugroße Mühe wahrnehmen läßt. Schon absolut genommen und ohne Rücksicht auf das Verhältnis von Angebot und Nachfrage in einem bestimmten Augenblick ist die Arbeit des Arbeiters mit der Leistungsfähigkeit $a+3$ mehr wert als die Arbeit des Arbeiters mit der Leistungsfähigkeit $a+2$. Und dieser Mehrwert, der für den Unternehmer nach dem Lohnleistungsgesetz in ganz bedeutenden Ersparnissen in Anlagekapitalzins und Betriebskosten zum Ausdruck kommt, tritt nicht nur in einem entsprechend hohen Konkurrenzwert der höhern Arbeit zu Tage, sondern wegen der Seltenheit aller höhern Arbeitsfähigkeit, die den Preis bei der durch unsre ununterbrochen fortschreitende Technik immer mehr steigenden Nachfrage nach Arbeitskräften mit höchster Leistungsfähigkeit dauernd hinaufschraubt, in einem noch sehr viel höhern Konkurrenzwert. Daher das Aufsteigen der obersten Leistungsschicht der gelernten Arbeiter in den Vereinigten Staaten, in Großbrittannien und in Deutschland zur Lebenshaltung des kleinen Bürgerstandes, eine der bedeutsamsten sozialen Auslesevorgänge der Gegenwart. Hier liegen die Wurzeln der Kraft der Arbeiterbewegung, und hier liegt der Grund für die Erfolge der englischen Gewerkvereine und zugleich der Hauptunterschied zwischen ihnen und der deutschen Arbeiterbewegung. Statt sich nach Art der deutschen Sozialdemokratie zu möglichst großen Massen zusammenzuballen, haben sich die englischen Arbeiter nach Berufskreisen und in Leistungsschichten organisirt, und jede Gruppe hat sich bemüht, auch durch Mehrung der Leistung auf der Lohnleiter emporzusteigen. Den Grund dazu hat man gelegt, indem man untüchtige Leute, wie sie der deutschen Sozialdemokratie zu tausenden an den Rockschößen hängen, von der Organisation überhaupt ausschloß, und den Hauptschritt hat man gethan, indem man für immer bessere Ausbildung der Lehrlinge wie der erwachsenen Mitglieder sorgte. Freilich hat es auch nicht an Bestrebungen entgegengesetzter Richtung gefehlt. Man hat versucht, solchen, die nicht Gewerkvereinsarbeiter sind, die Beschäftigung zu entziehen, die Zahl

Digitized by Google

der Lehrlinge und der Mitglieder künstlich ohne Rücksicht auf die Leistung zu beschränken; man hat sozialistische Betriebe eingerichtet, Ausstände organisirt und ganze Industriezweige ruinirt und zur Auswanderung gezwungen. Aber merkwürdig oder auch nicht merkwürdig: die höchsten Löhne haben sich dauernd die kleinsten Gewerkvereine erhalten, in deren Geschichte so gut wie keine Ausstände verzeichnet sind.

# Die Ernennung der Mitglieder des Reichsgerichts

### Gegenbemerkungen

In einem Aufsatze in Nr. 50 der vorjährigen Grenzboten erwartet der hochverehrte, erfahrene Verfasser, Präsident Henrici, eine bedeutende Verminderung der nach seiner Ansicht bei der Auswahl der Mitglieder des Reichsgerichts vorgekommnen Mißgriffe, wenn seine Vorschläge berücksichtigt werden, wonach 1. die Mitwirkung der Landesjustizverwaltungen aus einem „Vorschlagsrechte" in die Einreichung einer Liste der für geeignet erachteten Staatsbeamten verwandelt werden, 2. der Staatssekretär des Reichsjustizamts die volle Verantwortung für den dem Bundesrat zu unterbreitenden Antrag übernehmen soll. Es ist zu bezweifeln, ob diese Vorschläge ausführbar sind und sonderlichen Erfolg versprechen.

Der Chef des Reichsjustizamts kann die ihm angesonnene Verantwortung nicht übernehmen, formell nicht, weil er verfassungsgemäß nur ein Organ des allein verantwortlichen Reichskanzlers ist; materiell nicht, weil ihm sein Amt keine Gelegenheit giebt, mit der Unzahl der zum Richteramt befähigten Männer in Deutschland die nötige Fühlung zu gewinnen. Nicht einmal die Schriftsteller unter ihnen kann er selbständig beurteilen. Auch wenn wir die vollste Urteilsfähigkeit unbedenklich zugeben, fehlt ihm doch, selbst mit Hilfe seiner Räte, die Zeit, sich durch die Hochflut juristischer Preßerzeugnisse, soweit als es zur Beurteilung nötig ist, durchzuarbeiten. Und dann würden wir nichts mehr bedauern, als wenn zum Maßstabe für die Tüchtigkeit zum praktischen Richter dienen sollte, was einer hat drucken lassen. Nur wenige Gottbegnadete können neben voller Erfüllung ihrer Amtspflichten wirklich gereifte Früchte ihrer Muße auf den Büchermarkt bringen; mancher Hochbefähigte verzichtet darauf, weil ihm sein Gewissen verbietet, die nötige Zeit seinen Amtspflichten

Digitized by Google

zu entziehen. Der Chef der Reichsjustizverwaltung bleibt also für seine Auswahl stets auf fremden Rat angewiesen, und da doch gelegentliche Erkundigung bei guten Freunden mißlich und ungenügend ist, so bleiben als seine einzigen Ratgeber die Landeszentralbehörden. Daß auch durch diese nicht unbedingte Gewähr geschaffen werden kann, versteht sich von selbst; Schwächen des Erkennens und Wollens mögen auch ihnen anhaften, wie den ihnen nachgeordneten Organen, auf die wieder sie sich verlassen müssen. Insbesondre dürfte die Neigung, unbequeme Beamte „fortzuloben" und „nach oben abzustoßen" noch nicht überall ganz verschwunden sein; auch Zu- und Abneigungen aus Gründen, die mit der Fähigkeit der auszuwählenden Männer wenig zu thun haben, sind hie und da erkennbar. Diese allgemein menschlichen Schwächen werden stets ertragen werden müssen.

Wird nun aber der Chef des Reichsjustizamts durch die Landeszentralstellen besser als bisher bedient werden, wenn ihre Nennungen nicht mehr die Bedeutung eines unter gewöhnlichen Umständen der Berücksichtigung sichern Vorschlags*) haben sollen? Auch das ist nicht wahrscheinlich. Der Gefahr, daß die Neigung, einen Mann fortzuloben, oder ein andres Sonderinteresse mitspreche, wird dadurch nicht gesteuert. Dagegen muß befürchtet werden, daß die Geneigtheit der Landesregierungen zu wirklich geeigneten Vorschlägen abnehmen wird, wenn diese Vorschläge an Bedeutung verlieren. Die Landesregierungen haben ein sehr berechtigtes Interesse, zu wissen, ob ihre Vorschläge leidliche Aussicht auf Erfolg haben. Sie sind sonst in ihren eignen Verfügungen wegen der Besetzung höherer Stellen beengt; sie müssen Wert darauf legen, ihren Beamten die Beförderung ans Reichsgericht als Anerkennung hervorragender Leistungen bieten zu können, es kann ihnen also nicht gleichgiltig sein, wen die Reichsregierung aus der Liste der „Tauglichen" auswählen wird, und wann etwa die Vorgeschlagnen an die Reihe kommen werden. Sie werden sich auch, schon um die Reichsregierung nicht in die Lage zu bringen, sich Körbe zu holen, irgendwie vergewissern müssen, ob die als tauglich Anzupreisenden auch die Neigung haben, in das Reichsgericht einzutreten, und es würde nur zur Förderung eines bedenklichen Strebertums führen, wenn aus diesem Grunde die Beamten schon lange voraus erführen, daß sie, wenn auch mit recht unsichern Aussichten, für das Reichsgericht vorgemerkt seien. Weiter würde auf dem von Henrici vorgeschlagnen Wege die Aufgabe der Reichszentralstelle über deren Kräfte erschwert werden. Die Einzelstaaten werden sicherlich nicht zu wenig Namen auf die Liste bringen; jeder Einzelstaat kann aber nur seine tüchtigsten Juristen nennen. Und wie soll dann die Reichszentralstelle aus diesen relativ Tüchtigsten den absolut Tüchtigsten finden, wie

*) Daß auch jetzt ein unbedingt zu beachtendes Vorschlagsrecht nicht besteht, zeigt der von Henrici S. 491 berichtete Vorfall.

Digitized by Google

soll sie entscheiden, ob der von Baiern, der von Olden-, Alten- oder Bückeburg genannte den Vorzug verdient?

Ganz mit Unrecht sieht Henrici in der jetzigen Praxis eine unberechtigte Konzession an den Partikularismus. Das deutsche Volk ist nicht eine aus einem Teig geknetete gleichartige Masse, jede Landschaft, in den größten Staaten sogar jede Provinz hat einen guten Anspruch darauf, im Reichsgericht Männer zu wissen, die nicht nur ihr besondres Recht, sondern auch, was für das volle Verständnis des Prozeßstoffs oft ebenso unentbehrlich, ihre besondern Sitten und Lebensanschauungen, ihre wirtschaftlichen, selbst ihre konfessionellen Verhältnisse kennen. Und auch die genaue Kunde des partikularen Rechts ist, obgleich es nicht „revisibel" ist, dem Reichsgericht unentbehrlich, zum Verständnis der vorinstanzlichen Entscheidungen, wie für die richtige Grenzbestimmung zwischen „revisibelm" und „nicht revisibelm" Recht. Das wird auch nach der Einführung des bürgerlichen Gesetzbuchs nicht anders sein; denn es läßt ja für eine Menge der wichtigsten Materien das Sonderrecht und die Sondergesetzgebung bestehen, und in Jahren und selbst Jahrzehnten nach seiner Einführung wird ein großer, in den nächsten Jahren der größte Teil der Prozesse überhaupt noch nach altem Recht entschieden werden.

Allen hervorgehobnen Rücksichten kann das jetzige „Vorschlagsrecht" mehr als das von Henrici angeregte Listenverfahren gerecht werden.

Die Beispiele, mit denen Henrici für seine Meinung kämpft, beweisen wenig, soweit er die Männer, die er im Auge hat, für den minder Eingeweihten deutlich genug erkennbar macht. Daß bei einem Kandidaten der Irrsinn im Anzuge war, daß ein zweiter sich nach angestelltem Versuche in die Aufgaben oder die äußern Verhältnisse beim Reichsgericht nicht schicken konnte, war bei den Vorschlägen sicher nicht vorauszusehen und würde bei einer bloßen Liste der Tauglichen ebenso vorkommen können. Als derselbe Staat einen erkennbar Ungeeigneten vorschlug, hat der Bundesrat von seinem auch jetzt bestehenden guten Recht Gebrauch gemacht und den Vorschlag abgelehnt. Übrigens war der Staat, der soviel Mißgeschick mit seinen Vorschlägen hatte, das Königreich Sachsen. Nun ist aber dieser Staat, der heute, wenn wir nicht irren, vier Mitglieder, darunter einen Präsidenten, im Reichsgericht hat, nach Verhältnis der Zahl der von dort an das Reichsgericht kommenden Rechtssachen*) sehr bevorzugt, und dadurch wird ihm die Aufbringung geeigneter Kandidaten erschwert. Eine andre Erschwerung liegt darin, daß es den meistens nicht vorwiegend auf die Besoldung angewiesenen Mitgliedern des sächsischen Oberlandesgerichts nicht verübelt werden kann, wenn sie wenig Neigung haben, das sonnige, vornehme Dresden mit — Leipzig zu vertauschen.

*) Das ganze sächsische bürgerliche Gesetzbuch ist dadurch zu „irrevisibelm" Rechte geworden, daß Sachsen, anscheinend um dies zu erreichen, aus dem ganzen Königreiche einen Oberlandesgerichtsbezirk gebildet hat.

Digitized by Google

Was sodann den von Preußen vorgeschlagnen Reichsgerichtsrat Meyn angeht (der Herr ist so deutlich bezeichnet, daß er wohl erlauben wird, ihn der Kürze halber beim Namen zu nennen), so muß Henrici selber zugeben, daß er schon jetzt zu bessern Erwartungen für das Reichsgericht berechtigt, als ein andrer (welcher?), der nicht „Verwaltungsbeamter," sondern lange genug höherer Justizbeamter gewesen war, und das — die Befähigung — ist doch schließlich die Hauptsache, aber nicht, wo und wie sich der Mann die Befähigung erworben hat. Wenn sich trotzdem Henrici an Meyns Berufung so sehr stößt, daß er ihm eine volle Seite widmet, so hätte er das Beispiel vielleicht besser mit dem des einzigen von ihm namhaft gemachten Rintelen vertauscht. Rintelen war, soviel bekannt, in den fünfundzwanzig Jahren seit seiner Ernennung zum Gerichtsassessor mit einer Unterbrechung von nur zwei Jahren, wo er als Kreisrichter (nicht einmal, wie Meyn, vier Jahre lang als Amtsrichter unter den neuen Justizgesetzen) thätig war, „Verwaltungsbeamter" gewesen, hatte größtenteils, wie Meyn, in Landeskultursachen, in den letzten Jahren in Forstsachen „Verwendung gefunden," stand also bei seinem Eintritt ins Reichsgericht der Rechtspflege der ordentlichen Gerichte weit ferner als Meyn. Auch seine Berufung soll, nach Zeitungsnotizen aus jener Zeit, „verstimmt" und „beunruhigt" haben, und nachdem er ein Jahrzehnt beim Reichsgericht gestanden hat, würde Henrici ja wohl auch an der Hand der mit ihm gemachten Erfahrungen die Berechtigung der an eine solche Berufung sich knüpfenden Befürchtungen haben zeigen können. Übrigens dürfte, was Meyn angeht, darauf aufmerksam zu machen sein, daß das Oberverwaltungsgericht eine durch seine vom Reichsgericht nicht stets nach Gebühr beachtete Rechtsprechung besonders hervorragende richterliche Behörde ist, daß auch die etatsmäßigen Mitglieder der preußischen Generalkommissionen und des Ober-Landeskulturgerichts richterliche Beamte sind, und daß nach ihrer Zuständigkeit das Rechtsgebiet, mit dem sich diese Behörden zu beschäftigen haben, so umfassend ist, daß ihre Mitglieder — abgesehen von den auf anderm, als dem Rechtsgebiete, von ihnen geforderten Kenntnissen — höchstens auf dem Gebiete des besondern Prozeßrechts jener Behörden, nicht aber auf dem des materiellen Rechts als „Spezialisten" bezeichnet werden dürfen.*) Wir möchten deshalb auch vermuten, daß, wenn die Berufung Meyns an Rintelens Stelle einem Wunsche des fünften Zivilsenats entsprochen haben sollte, dieser Wunsch bessere Gründe gehabt haben werde, als den von Henrici als allein möglich angenommnen, daß man jemand habe haben wollen, auf den die Sachen des Ober-Landeskulturgerichts als „recht zeitraubende und unbequeme" hätte abgeladen werden können.

Bis etwas besseres gefunden wird, möge es also bei der bisherigen Art

*) Übrigens sind auch wirkliche „Spezialisten" in einer Reihe von Rechtsdisziplinen dem Reichsgerichte geradezu unentbehrlich.



Digitized by Google

der Mitwirkung der Landesregierungen bei der Stellenbesetzung im Reichsgericht bewenden. Freilich werden sich die Regierungen vor den von Henrici angedeuteten Abweichungen von der vollen Objektivität zu hüten haben; dringend erwünscht ist es außerdem, daß sie, obwohl neben hervorragendem Wissen auch ausreichende praktische Bewährung der für das Reichsgericht Vorzuschlagenden unentbehrlich ist,*) doch den Kreis, aus dem sie ihre Wahl treffen, nicht gar zu eng ziehen, namentlich ihn nicht auf die Richter in höhern Stellungen und auf die Staatsanwaltschaft beschränken. Auch der Verwaltungsdienst hat eine Anzahl von Ämtern, die hervorragende Rechtskenntnisse erfordern und weiterbilden, und es ist nur zu bedauern, daß noch kein Mitglied des Reichsgerichts aus der Rechtsanwaltschaft gewählt worden ist. Die aus dieser und aus den Gerichten erster Instanz hervorgegangnen Mitglieder des Reichsoberhandelsgerichts waren wahrlich nicht die weniger bedeutenden. Wir haben es auch nur als Geschmacklosigkeit bezeichnen können, als gegen den von einem Staat beabsichtigten Vorschlag eines Landgerichtsrats, wie man vermutete, aus Reichsgerichtskreisen selbst, ein Sturm der Entrüstung durch die Zeitungsblätter ging, und es war befremdlich, daß jener Staat sich dadurch einschüchtern ließ und nunmehr seinen jüngsten oder einen der jüngsten Oberlandesgerichtsräte vorschlug. Ad absurdum geführt wurde die Idee, daß die Ernennung eines Landgerichtsrats zum Mitgliede des Reichsgerichts eine Herabwürdigung dieses Gerichts sei, als bald darauf ein andrer Staat, unter dessen wirklichen Oberlandesgerichtsräten niemand zum Reichsgerichtsrat geeignet oder geneigt befunden wurde, ein Mitglied eines Landgerichts zum Titular-Oberlandesgerichtsrat in partibus infidelium ernannte, lediglich um ihn demnächst unangefochten ans Reichsgericht bringen zu können.

Fast wichtiger als die Auswahl der zu ernennenden Mitglieder, die niemals frei von jedem Risiko sein wird, scheint es aber, daß die Reichsregierung ernstlich darauf bedacht sei, dem Reichsgericht seine alterfahrnen und in der Probe bewährten Mitglieder so lange zu erhalten, als es ihre Geistes- und Körperkräfte erlauben. Wenn das mit großer Bestimmtheit aufgetretene und ohne Widerspruch gebliebne Gerücht zutreffen sollte, daß an maßgebender Stelle beschlossen sei, niemanden zum Senatspräsidenten beim Reichsgericht zu befördern, der das fünfundsechzigste Lebensjahr überschritten habe, so würde sich daraus die auffallend große Zahl von Rücktritten hervorragender älterer Räte im Lauf des letzten Jahres zum großen Teil erklären. Gewiß kann ein zu hohes Alter ein Hindernis der Ernennung zum Senatspräsidenten sein; dafür

*) Wie Henrici über diesen Punkt denkt, ist nicht ganz klar. Er wünscht nicht, daß besonders hervorragende Kräfte dem Reichsgericht erst zugeführt werden, nachdem die Jahre ihrer besten Kraft vorüber sind, er will sogar bei solchen, die zu großen Erwartungen berechtigen, auf Anciennität gar nicht sehen, aber vier Jahre als Amtsrichter scheinen ihm doch nicht zu genügen.

Digitized by Google

ist aber nicht mechanisch eine gewisse Zahl von Jahren als Grenze aufzustellen, sondern man muß sich den ganzen Mann ansehen. Das Reichsgericht hatte und hat Präsidenten, die weit über die Mitte der Siebziger hinaus ihr Amt in voller Geistesfrische, weit Jüngern zu glänzendem Vorbilde, verwalten. Nach dem guten altpreußischen Grundsatz, daß die Ernennung zu ähnlich hohen Ämtern sich noch lohne, wenn noch auf fünfjährige Rüstigkeit mit Wahrscheinlichkeit zu rechnen sei, würden sie auch in der zweiten Hälfte ihrer sechziger Jahre noch mit bestem Erfolge in ihrer Stellen berufen worden sein. Und wie tief verletzend, die letzte Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit raubend, ist es für Männer, wie sie das Reichsgericht ebenfalls gehabt hat und noch hat, die Jahr um Jahr einen Senatspräsidenten in anerkannt trefflichster Weise vertreten haben, wenn ihnen bei Eintritt einer Vakanz zugerufen wird: Du hast zwar die Geschäfte des Präsidenten bestens verwaltet, kannst und magst es auch weiter thun, aber den Namen des Präsidenten zu führen bist du zu alt, wärest du sogar schon während der ganzen Zeit, die du das Amt verwaltet hast, zu alt gewesen! Vor allem aber besetze man nicht die Stellen der Senatspräsidenten durch Einschiebung. Das Reichsgericht hat unter seinen Räten genug Männer, die zum Vorsitz vollständig befähigt sind, und es ist kein verwerflicher Ehrgeiz, wenn sie und alle ihre Kollegen mit ihnen es als schwere Kränkung empfinden, daß die wenigen Ehrenstellen, die ihnen offen stehen könnten, Fremden verliehen werden, deren Verdienste auf ganz andern Gebieten liegen, und die daher nicht *diesen* Lohn zu beanspruchen haben. Eben weil es sich um eine Einschiebung aus einem ganz fremden Ressort handelt, hat auch die von Henrici als überraschend bezeichnete Ernennung aus jüngster Zeit so großes „Aufsehen" in juristischen, zumal in Reichsgerichtskreisen gemacht; nicht etwa, weil man die Befähigung des Ernannten bezweifelt hätte. Darüber nur die Zukunft entscheiden zu lassen, ist man beim Reichsgerichte selbst einsichtig genug. Übrigens dürfte auch diese jüngste Ernennung nichts gegen das Vorschlagsrecht der Einzelstaaten beweisen, denn sie hat einen Beamten getroffen, der schon im Reichsdienste stand, sie hat also schwerlich in einem Vorschlage des preußischen Justizministers ihren Grund.

Lasse man also den Räten des Reichsgerichts die volle Aussicht, je nach Verdienst und Befähigung in die Senatspräsidentenstellen aufzurücken, und besetze man, wenn irgend möglich, in künftigen Fällen auch die Stelle des ersten Präsidenten aus dem Gerichtshofe selbst.

Digitized by Google

# Die sterbende Dichtkunst

Von Adolf Bartels

(Schluß)

Die Macaulaysche Beweisführung ist — das glaube ich nachgewiesen zu haben — im ganzen hinfällig. Dennoch ist nicht zu leugnen, daß die Kultur ihren Einfluß auf die Poesie übt. Ich habe schon zugestanden, daß sie das Epos, das alte objektive Versepos getötet habe — ein kurzer geschichtlicher Überblick erhebt das zur Gewißheit. Nach den homerischen Epen haben die Griechen, nach dem Nibelungenlied wir Deutschen kein wirkliches Epos mehr hervorgebracht — weder Apollonios von Rhodos noch Klopstock ist imstande gewesen, ein wirkliches Epos zu schaffen. Und Virgil, Dante, Ariost und Tasso, Milton? Über Virgil wird wohl jetzt das Urteil feststehen, daß seine Äneis nichts weiter als eine Kunstepopöe ist, die bei manchen guten Eigenschaften doch kein wahres Leben hat. Dasselbe gilt von Tassos berühmtem Epos, obwohl Tasso ein größerer Dichter war als Virgil, und noch viel mehr von den zahlreichen Nachahmungen beider, von Voltaires „Henriade“ und so fort. Der Reiz von Dantes und zum Teil auch von Miltons Werk beruht in der Hauptsache schon auf ihrem subjektiven Gehalt, doch sind allerdings beide Dichter auch noch die Vertreter ihres Volkes und ihrer Zeit, Dante des an der Schwelle der Renaissance stehenden Italiens, der Mensch des Mittelalters und doch schon ein moderner Mensch, Milton des englischen Puritanertums, und so ist hier immer noch eine Wirkung wie die des Volksepos möglich. Dahinter bleibt die des romantischen Epos des Ariost weit zurück; wenn es trotzdem noch lebendig ist, so liegt das gleichfalls an der subjektiven Art, es bildet den Übergang zum modernen Epos. Giebt es aber ein solches? Für gewöhnlich nimmt man an, daß der Roman das alte Epos ersetzt habe, und das ist auch richtig; dennoch ist ein modernes subjektives Epos bereits entstanden, als dessen Meisterleistung bis jetzt Byrons Don Juan zu gelten hat. Während alle Versuche, ein neues mythisches oder rein historisches Epos zu schaffen, unglücklich verlaufen sind, da der moderne, vom Volksganzen abgelöste Mensch nicht imstande war, die alte große Form auszufüllen, ist es doch ge-

Digitized by Google

lungen, eine neue vollwertige epische Form zu finden, in der das Leben in seiner ganzen Breite gespiegelt werden kann, wohlverstanden aber nur durch das Medium, in den Schicksalen und Anschauungen eines Menschen, sodaß die Persönlichkeit des Dichters den ganzen Gehalt der Dichtung ergiebt. Dieses moderne subjektive Epos, das sicherlich noch in der Entwicklung begriffen ist, erscheint aber von einem bestimmten Gesichtspunkt aus geradezu als Erzeugnis der Kultur, und so haben wir denn jetzt das Ergebnis, daß die Kultur wohl einzelne Formen der Poesie tötet, dafür aber auch neue schafft, und zwar oft mehrere neue für eine alte. Wir sahen schon, daß die Kultur zwischen Poesie und Wissenschaft eine Scheidung hervorgerufen hat; ähnliches sehen wir wieder hier, wo sie das alte objektive Epos durch den Roman und das subjektive Epos ersetzt, und wir treffen wohl das Richtige, wenn wir nun ganz einfach sagen: die Hauptwirkung der Kultur auf dem Gebiete der Kunst ist die, daß sie spezialisirt. Alte Gattungen und Formen vergehen, aber nicht spurlos, es werden aus ihnen neue geboren, und die Nachkommen sind zahlreicher als die Ahnen. Die Naturgeschichte lehrt, daß es in der Natur genau so zugeht, und damit — doch es hat wohl noch niemand ernsthaft bezweifelt, daß auch in der Kulturgeschichte des Menschen die Naturgesetze wirksam sind.

Nachkommen entarten aber oft, und so könnten auch die Formen der Poesie durch die Kultur allmählich zur Prosa herabgebracht werden. Ist z. B. der moderne Roman noch wirkliche Poesie? Daß er von sehr starker Wirkung auf die Völker ist, die der des alten Epos nichts nachgiebt — nur brauchen wir tausend Romane, wo sonst ein Epos genügte —, ist schwerlich zu bestreiten, aber es üben diese Wirkung vielleicht gerade prosaische, d. h. nicht durch die Dichterphantasie hindurchgegangne Bestandteile? Am Ende ist wenigstens der naturalistische Roman reine Prosa, eine Verbindung von Analyse und Beschreibung, die keine Anstrengung der Phantasie mehr erfordert? Es fällt mir natürlich nicht ein, zu leugnen, daß eine Unmasse von Romanen völlig aus dem Rahmen der Poesie herausfällt, aber die Absicht, das Leben darzustellen, haben doch die meisten, und eine kleine Anzahl erreicht bei allen Völkern trotz der äußern prosaischen Form die volle innere dichterische Durchbildung, sodaß ihr, wenn auch nicht die Bedeutung des alten Epos zugestanden, doch eine dauernde Bedeutung nicht abgesprochen werden kann. Der Roman ist freilich enger mit dem Zufälligen — ich wähle das Wort, obwohl ich weiß, daß es im Grunde nichts Zufälliges giebt — im Leben der Völker und der Strömung der Zeiten verknüpft als das Epos, er schleppt mehr „Erde“ mit sich als dieses, und weil er sich durchaus als die Arbeit eines Einzelnen darstellt, ist das auch nur natürlich, aber ein großer Dichter kann doch sehr wohl auch im Zufälligen das Notwendige zur Erscheinung bringen, und das haben Genies wie Cervantes, wie Goethe unzweifelhaft auch gethan. Die naturalistische Form des Romans, die die Berücksichtigung aller Zufälligkeiten geradezu verlangt,

Digitized by Google

ist freilich sehr unfrei, aber ein wahrer Dichter wird auch mit ihr noch etwas anfangen können. Nach der Theorie Zolas, die die Analyse und Beschreibung wirklich als das Wesentliche hinstellt und die poetische Thätigkeit zur wissenschaftlichen machen möchte, wird er freilich nicht verfahren dürfen; aber bekanntlich thut das Zola auch selbst nicht. Die naturalistische Theorie kann man, wenn man will, als Bestätigung der Macaulayschen Ansichten ansehen, aber glücklicherweise ist die Praxis der bedeutendern Dichter nie der Theorie entsprechend ausgefallen. Auch der Naturalist stellt mit Phantasie für die Phantasie dar, ja wenn man genau hinsieht, wird man vielleicht finden, daß er fast größere Anforderungen an die Phantasie stellt als der Dichter früherer Zeiten, denn er verfährt unendlich viel kleinlicher und zwingt uns mit Hilfe der Phantasie eine solche Fülle von Dingen unsrer Erinnerung (die uns, wie sich der schon angeführte Ästhetiker ausdrückt, in ihrer geistigen Abgrenzung bis dahin vollkommen unentdeckt geblieben sind) wachzurufen, daß unter Umständen eine förmliche Quälerei der Phantasie entsteht. Hier findet denn auch der Naturalismus seine ästhetische Grenze; über einen bestimmten Grad hinaus darf und kann es der Dichter in der Wiedergabe von Zügen der Wirklichkeit nicht treiben, ohne die Anschauung unmöglich zu machen, wenigstens die Gesamtanschauung, die doch auf alle Fälle wesentlicher ist als die Treue im einzelnen. Ganz sicher ist der Naturalismus unter dem Einfluß der Kultur unsrer Zeit entstanden, der naturwissenschaftlich-technischen meinetwegen, aber natürlich kann die Naturwissenschaft nicht, wie schlechte Ästhetiker wohl behaupten, die poetische Kraft ersetzen, nicht einmal den Blick des Dichters schärfen; die Phantasie und nicht die Analyse macht nach wie vor die Poesie, und Darstellung für die Phantasie ist und bleibt ihre Aufgabe. Da giebt es nun freilich, gerade weil die Kultur die Menschen und Dinge äußerlich gleichförmiger gemacht hat, ohne doch die Besonderheit der innern Zustände verwischen zu können, oft große Schwierigkeiten bei der Gestaltung, das sogenannte „Milieu" will anschaulicher gemacht werden, als es bisher geschehen ist, die Seelenzustände wollen genauer entwickelt werden, aber das kann doch wieder nur mit poetischen Mitteln geschehen. Es genügt nicht, z. B. die Markthallen von Paris durch genaues statistisches Material zu beschreiben, Herz und Seele etwa wie ein anatomisches Präparat zu behandeln; jede Örtlichkeit muß für das seelische Auge wirklich lebendig gemacht, jeder Seelenzustand in epischer Bewegung oder lyrischer Empfindungsfülle gezeigt werden — und der wahre Dichter thut das auch. So bedeutet selbst der Naturalismus keineswegs das Ende der Poesie.

Noch weniger als auf epischem ist dieses auf lyrischem oder dramatischem Gebiete zu fürchten. Die Lyrik ist die elementarste Poesie und wird das ewig bleiben, mag sich die Kultur noch so sehr ausbreiten und noch so tief eindringen. Wohl kommen Zeiten, wo auch die Lyrik den unmittelbaren Gefühlsausdruck nicht zu finden vermag und konventionell wird, aber auf die Dauer kann das

Digitized by Google

nicht geschehen, und stets werden eigentümlich kräftige Persönlichkeiten die konventionellen Schranken durchbrechen. Die Litteraturgeschichte unterscheidet ihre Perioden in der Hauptsache darnach, ob Natur oder Kultur vorherrscht, und jedenfalls folgt auf eine Zeit, die auf ihre Kultur besonders stolz ist, immer wieder eine, die diese Kultur als Last abzuschütteln sucht und nach der Natur zurückstrebt. Aber, wie gesagt, einen Gegensatz bilden Natur und Kultur doch nur in der Theorie; was uns als Natur erscheint, ist in vieler Hinsicht doch schon wieder Kultur, ja wir können uns im Grunde die Natur ebensowenig ohne Kultur denken, wie den Geist ohne Körper. Gewöhnlich wird, zumal auf dem Gebiete der Poesie, die Natur der Wahrheit gleichgesetzt, aber eine absolute Wahrheit giebt es auch nicht, und es setzt in der Regel eine bestimmte Kultur voraus, künstlerisch wahr zu sein. Gerade die Perioden primitiver Kunst gelangen leicht zu gewissen schablonenhaften und unwahren Kunsttypen; die griechische Bildhauerkunst wie die italienische Malerei war nicht in ihren Anfängen, sondern auf ihrer Höhe am naturwahrsten. In gewisser Weise gilt das auch für die Poesie, obwohl ihre Entwicklung der der bildenden Künste nicht gerade parallel läuft; auch die Kunst, für die Phantasie Menschen plastisch hinzustellen, will gelernt sein. Am besten können wir diese Entwicklung beim Drama verfolgen, das von sehr primitiven Gebilden zu vollendeten Organismen fortzuschreiten pflegt, wenn nicht ein Bruch in der Entwicklung eintritt. Gerade hier erscheint die Behauptung, daß die Poesie ihren Zweck am vollkommensten in einem unaufgeklärten Zeitalter erreiche, am thörichtsten. Die Blüte des griechischen Dramas erfolgte sicherlich in dem aufgeklärtesten Zeitalter Griechenlands, und ob das Zeitalter Shakespeares, wenn wir die Hauptsachen ins Auge fassen, nicht aufgeklärter und vor allem vorurteilsloser war als das ihm folgende der Puritanerherrschaft, wäre doch immerhin einer Erwägung wert. Vielleicht waren die Zeitgenossen Shakespeares in gewisser Hinsicht sogar aufgeklärter als die Macaulays, die im Banne des ärgsten Cant standen. Es ist auch eine Aufklärung, wenn man die Natur des Menschen kennt und ihr nicht Gewalt anthun will.

Entwicklung der Epik, Entwicklung der Lyrik, Entwicklung des Dramas — das haben wir bisher als die naturgemäße Entwicklungsfolge der Poesie angenommen. Sehen wir auf die griechische Entwicklung im Altertum, so möchte man nach der Entwicklung des Dramas ein langsames Sinken der poetischen Kraft als die Regel hinstellen. Doch kam nach der Entwicklung des Dramas bei den Griechen immerhin noch die der Idylle — Theokrit kann man Natur gewiß nicht absprechen —, es kamen noch die milesischen Märchen und später die Romane, Formen, die hie und da meisterhaft ausgefüllt wurden. Ich möchte aber die griechische Entwicklung, die des Altertums überhaupt gar nicht als maßgebend angesehen wissen; das griechische Volk war am Ende zu klein, als daß es die Kraft der Selbsterneuerung hätte in sich tragen können, es

Digitized by Google

ging, indem es seine Kultur über unzählige Barbarenvölker ausbreitete, an diesen Barbaren gewissermaßen zu Grunde. Wer will uns sagen, was von der spätern griechischen Litteratur noch echt griechisch, d. h. aus dem Kerne griechischen Volkstums hervorgegangen ist? Um eine moderne Parallele zu ziehen: wenn in den französisch gebildeten obern Schichten des russischen Volks eine französische Litteratur entstanden wäre, würde diese den echt französischen Charakter tragen? So hat es seine Bedenken, das Altertum, das für das Leben der Völker ganz andre Bedingungen hatte als die spätern Zeiten, das nur eine Kultur, die griechisch-römische, und die moderne Reibung der Kulturen gar nicht kannte, wie es noch so oft geschieht, als vorbildlich für die Kulturentwicklung überhaupt und zumal für die der Künste anzusehen. Es giebt moderne Kulturvölker, die, wie das deutsche und das französische, bereits zwei selbständige Entwicklungen ihrer Poesie gehabt haben, und jedenfalls gilt das Wort Treitschkes, daß „Kunst und Dichtung, wenn gleich nicht jede Zeit das Größte schaffen konnte, allen Kulturvölkern immer so unentbehrlich geblieben sind wie das liebe Brot," von der Reformation an. Bis zu einem gewissen Grade blieb die Reihenfolge: episch, lyrisch, dramatisch in der Dichtung jedes Volkes gewahrt, wir Deutschen hatten eher ein Volksepos als ein Volkslied, aber neben dem Volksepos auch gleich ein Kunstepos und neben diesem wieder eine Kunstlyrik, während später das Drama nur in den Anfängen gedieh; man sieht, die Entwicklung bei den neuern Völkern ist doch reicher und von viel mehr Kultureinflüssen bewegt und gekreuzt als die des Altertums. Wenn man will, kann man selbst in der Entwicklung zur klassischen Dichtung jene Reihenfolge wiederfinden: die Lieblingsform war zuerst die doch der Epik zuzuzählende Fabel, dann das anakreontische Lied, dann erst beginnt das Drama zu blühen; aber viel Bedeutung hat doch diese Reihenfolge nicht. So ist alles in allem ein starker Einfluß der Kultur auf die Dichtung zu verspüren, und zu gewissen Zeiten erscheint die gesamte Dichtung als Kulturerzeugnis. Doch wird mit dem Namen und Begriff Kultur- oder akademische Poesie gelegentlich auch wohl starker Unfug getrieben; die französische klassische Dichtung z. B., die man gewöhnlich als rein akademisch bezeichnet, stammt doch zu einem großen Teile aus der Tiefe des französischen Volkstums und hat deshalb auch eine große Gewalt geübt. Verstandesgemäß, wie sie erscheint, ist sie in ihren besten Werken doch immer noch Phantasieprodukt. Man darf dann auch den weiten Begriff Kultur auf diesem Gebiete nicht mit dem um vieles engern Bildung verwechseln. Diese ist es vor allem, die, von der Mode begleitet, oft eine Art abstrakten Schönheitsideals schafft, dem dienend die schwächern Dichter alle Natur verlieren. Wenn dann die Reaktion auf solche Schönheitspoesie zum Kultus der rohen Wirklichkeit treibt, so kann wohl die Bildung Schaden nehmen, die Kultur aber geht damit noch keineswegs zu Grunde. Zwischen beiden Extremen aber, der abstrakten Schönheit und der

Digitized by Google

rohen Wirklichkeit, steht das wahre Leben mitten drin, mit dem alle wahren Dichter in stetem Zusammenhang geblieben sind, von dem sie erfüllt waren, und das sie in ihren Werken zu wirklich dichterischer Darstellung brachten.

So ist denn Macaulays Satz: „Wer in einem aufgeklärten und hochgebildeten Zeitalter darnach strebt, ein großer Dichter zu sein, der muß damit anfangen, wieder zum Kinde zu werden," und alles, was ihm folgt, geradezu unsinnig. Allerdings hat das dichterische, das künstlerische Wesen eine bestimmte Naivität, meinetwegen selbst Kindlichkeit, aber die ist ihm angeboren, und sie hindert es durchaus nicht, sich auch des geistigen Gehalts, der Bildung seiner Zeit zu bemächtigen. Man hat es jedoch stets geliebt, den Künstler als großes Kind aufzufassen (wenn man auch nicht soweit ging wie Macaulay, gleichsam eine Wiedergeburt als Kind zu verlangen), und manche Künstler haben gern das naive Kind gespielt — das waren aber selten die rechten. „Es giebt eine doppelte Naivität, sagt Hebbel in seinem Aufsatz »Wie verhalten sich im Dichter Kraft und Erkenntnis zu einander?« die triviale, die auf lauter Negationen beruht, und die echte, die nicht den Geist und also auch nicht das von diesem unzertrennliche Bewußtsein, wohl aber eine bestimmte Form des Geistes, die Reflexion ausschließt." Anstatt also, wie Macaulay will, das ganze Gewebe seines Geistes zu zerreißen, muß und wird es der Dichter eher dichter zusammenziehen, konzentriren, anstatt die erlangte Bildung zu verlernen, wird er sie seiner Natur gemäß immer allseitiger ausgestalten. Das beste Beispiel ist hier Goethe, der bis an seinen Tod unermüdlich strebte, darum aber doch, wie Schiller bald herausfand, ein durchaus naiver Dichter war. Die Bildung thut es freilich nicht, sondern die angeborne poetische Kraft, aber man soll nur nicht, während man vom Dichter Entwicklung verlangt, die geistige Kraft des Menschen zur Verkümmerung verdammen, ein künstliches Barbarentum als Ideal hinstellen, das notwendig den Eindruck des Stammelns hervorbringen oder an eine künstliche Ruine erinnern würde; das dichterische Talent fordert auch die geistige Entwicklung des Menschen. Wohl kann nun seine Bildung den Dichter unter Umständen verführen, die großen Muster früherer Zeit äußerlich nachzuahmen, wo dann eine künstliche Ruine wie Goethes Achilleis unter Umständen das Ergebnis sein kann; im allgemeinen hat aber der Dichter das Bestreben, aus seiner Zeit heraus zu schaffen, das Leben seiner Zeit, das doch auch sein eignes, in ihm gewachsen und geworden, sein Glück und Unglück ist, zu gestalten, ja er kann gar nicht anders. Daß ihm der Geist der Zeit einmal widerstehen, eine bestimmte Kultur poetisch schwer flüssig zu machen sein kann, läßt sich nicht bestreiten, aber damit ist keineswegs gesagt, daß die Kultur die Poesie schon an und für sich unmöglich mache; in der Regel wird man, wenn die Darstellung einer Zeit nicht gelingt, die Schuld auf die ungenügenden Talente schieben können. Alle modernen Völker haben Perioden gehabt, wo die Genies und



Digitized by Google

die großen Talente fehlten, wieder gekommen aber sind wenigstens die letzten noch immer.

Die Dichtung hat es also, wie alle Kunst, mit dem Leben, dem äußern und innern Leben zu thun; dieses Leben zu gestalten ist ihre einzige Aufgabe. Da aber die Kultur das Leben nicht erstickt, sondern es nach allem, was die Geschichte lehrt, entwickelt und bereichert, trotz einer gewissen Gleichförmigkeit und Verstandesgemäßheit, die sie gelegentlich auch wohl mit sich bringt, so kann sie auch der Poesie nicht von vornherein feindlich sein, sie wird nur gewisse Formen der Poesie veralten lassen, dafür aber andre hervorrufen. Das Hervortreten dichterischer und künstlerischer Anlage ist im allgemeinen von der Kultur unabhängig; so gut wie der Drang, die Welt wissenschaftlich zu ergründen, ist auch der, sie künstlerisch in Bildern zu gestalten, der Menschheit erb- und eigentümlich, die Poesie ist mit dem Menschen selbst gegeben. Es giebt keinen Gegensatz zwischen Poesie und Leben, oder doch nur einen künstlich gemachten. Aus dem Leben, das man nicht der Wirklichkeit gleichsetzen soll — auch jede Traumwelt ist Leben —, im Einzelfalle aus dem ureigensten des Dichters wächst die Poesie naturgemäß heraus, und darum kann sie auch nicht sterben. Es ist die rationalistische oder philiströse Anschauung der Dinge, die alle Poesie als Lüge, wenn auch „schöne Lüge," der Wirklichkeit als der Wahrheit entgegensetzt; auch die schärfste Erkenntnis und ihre weiteste Verbreitung wird nicht verhindern, daß man die Welt zu aller Zeit auch im poetischen Lichte sehen wird; denn nicht nur, daß das menschliche Auge einmal darauf eingerichtet ist (und zwar schließt das scharfe wissenschaftliche Erkennen die dichterische Anschauung bei dem nämlichen Menschen keineswegs aus), das Schöne ist auch, wie Goethe sagt, ein Urphänomen, „das zwar nie selber zur Erscheinung kommt, dessen Abglanz aber in tausend verschiednen Äußerungen des schaffenden Geistes sichtbar wird und so mannichfaltig und verschiedenartig ist als die Natur selber." Die Klage, daß die Poesie zu Grunde gehe, rührt meist von Menschen her, die mit ihr auf keinem vertrauten Fuße stehen, oder solchen, die in einseitigen Anschauungen vom Schönen befangen sind und nicht das Leben als Urgrund und Stoff der Poesie betrachten, sondern irgend etwas Abstraktes. Zeiten, wo die Dichtkunst nicht blüht, werden immer einmal kommen, und es ist vielleicht zuzugeben, daß die Perioden hoher äußerlicher Kultur der Poesie am ungünstigsten sind. Da wird es unendlich viel Versschreiber, Dilettanten geben, aber wenig wirkliche Dichter, da kann es auch wohl geschehen, daß man in verhängnisvoller Verkennung des Grundunterschiedes von Wissenschaft und Kunst der Worte, aber nicht Begriffe gebrauchenden Dichtkunst wissenschaftlichen Wert antheoretisirt. Aber die Praxis wird der Theorie stets ein Schnippchen schlagen, die Talente werden den Dilettantismus doch zuletzt besiegen, oder es wird eben der Sturm und Drang gegen die belastende Kultur losbrechen, im Namen der Natur, aber doch stets nur mit der

Digitized by Google

Tendenz, der einſeitig gewordnen Kultur zu geben, was ihr fehlt. Wahre Kultur — hier ſteckt der Irrtum Macaulays und der Seinen — iſt nicht bloß Verſtandeskultur, das Leben iſt nicht auf Begriffe zu ziehen, wie der Wein auf Flaſchen, und ebenſo wenig der Menſch. Darum wird zu allen Zeiten der Dichter ſagen:

Und die Sonne Homers, ſiehe, ſie lächelt auch uns!

# Jenſeits der Mainlinie

Von Carl Jentſch

Ich knüpfe an meine in dem vergangnen Jahre hier veröffentlichten und dann auch als Buch erſchienenen „Wandlungen“ an. „Habe Sie ſich ſchon recht gut aangewöhnt?“ wurde ich in Offenburg vier bis ſechs Wochen lang gefragt oder vielmehr angeſungen. Die melodiſche Sprache war mir mit dem Dialekt zuſammen längere Zeit hindurch der intereſſanteſte unter den neuen Eindrücken. Die Dialektverſchiedenheit verſchleierte anfangs meine Schwerhörigkeit; die Leute wunderten ſich nicht beſonders, wenn ich ſie nicht verſtand, weil ſie mich ebenfalls manchmal nicht verſtanden. Bei einem meiner Antrittsbeſuche traf ich die Frau allein, verſtand ihr kein Wort, redete aber immer tapfer drauf los und empfahl mich nach zehn Minuten. Am andern Tage begegnete ich dem Manne, der ſein Bedauern über ſeine geſtrige Abweſenheit ausſprach und hinzufügte: Und denken Sie, was meiner Frau paſſirt iſt! Die iſt nämlich eine echte Schwarzwälderin und hat Ihna kei Wort verſtande! Nach einer Predigt in einem Dorfe des obern Schwarzwaldes fragte ich die Gemeindevorſteher, ob mich die Leute wohl verſtanden haben möchten? Die jüngern, war die Antwort, die beim Militär geweſen ſind, ſchon, die ältern meiſt gar nicht. Das Singen nimmt ſich bei Frauen und Kindern ſehr lieblich aus. „Mir ſinge doch ni—it?“ ſang eine Damengeſellſchaft im Chor, als ich das einmal äußerte. Weniger gut gefiel es mir bei den Männern. Als ich bei einer wichtigen Verhandlung einen hochangeſehenen Kreisgerichtsrat ſeinen Spruch herunterleiern hörte, berührte mich das ganz ſeltſam, und eine im oberländiſchen Dialekt geſungne Predigt kam mir geradezu abſcheulich vor. Das gab mir nun zu mancherlei Erwägungen Anlaß. Zunächſt fragte ich mich: Ob wohl dieſe melodiſchen Menſchen auch ein wenig Gift und Galle im

Digitized by Google

Leibe haben mögen, ob sie zornig werden, ob sie hart, boshaft und niederträchtig sein können? Schon früher einmal, in einem böhmischen Bade, war mir der Gedanke gekommen, als ich die Wirtstochter das Stubenmädchen rufen hörte. Reesi (c a, abwärts) sang sie mit ihrer wirklich wunderschönen Stimme, ein halbes oder ganzes Dutzend mal. Erst das letztemal wählte sie die Melodie a e (aufwärts), wobei das i ein klein wenig scharf und spitz herauskam. Na, dachte ich, das müßte eine norddeutsche Hausfrau oder Hausjungfrau sein! Der ihr Anranzen läßt sich schlechterdings nicht auf Noten setzen. Nun, daß die Alemannen keine Engel sind, habe ich ja mit der Zeit erfahren, aber auch im Streit behält das Wechselgespräch den Gesangton, und ich glaube doch, daß der Sprachgesang größere Milde der Gemütsart bekundet und es auch bei ausgebrochnem Streit nicht so leicht zum äußersten kommen läßt wie in Gegenden, wo der scharfe Klang der erbitterten Gegenrede schon an sich reizt.

Aber eben dieser Weichheit wegen, die vielleicht von der Beimischung keltischen und romanischen Blutes, vielleicht auch von der milden Luft kommt, scheint der Alemannenstamm nicht zur Herrschaft in Deutschland berufen zu sein und würde sie wahrscheinlich auch dann nicht erlangt haben, wenn ihm die geographische Lage und die geschichtliche Entwicklung günstiger gewesen wären. Weder das Kommando, das zum Drill und zur Leitung gewaltiger Heere erfordert wird, noch der Lapidarstil, der sich für welterschütternde Kundgebungen geziemt, läßt sich im gemütlichen Dialekt und nach einer Melodie abgeleiert denken; der am meisten pathetische von unsern großen Dichtern hätte die Wirkungen, die er erzielt hat, nimmermehr erzielen können, wenn sich ihm nicht das Hochdeutsche als angemessenes Ausdrucksmittel dargeboten hätte und er auf seinen schwäbischen Dialekt angewiesen gewesen wäre; bekanntlich durfte er seine Dramen nicht selbst vorlesen, wenn er nicht von vornherein ein ungünstiges Vorurteil dagegen erwecken wollte. Und wie wäre es denkbar, daß die alten Römer italienisch gesprochen oder gesungen hätten! Alban Stolz hat das Italienische ganz treffend ein Latein genannt, dem die Knochen herausgebrochen worden sind. Es ist gut, um Liebeslieder zu girren, um angenehm zu plaudern, um lustige oder gefühlvolle Geschichten zu erzählen, und auch zum Intriguiren und zum Schachern eignet es sich vortrefflich, aber es ist keine Sprache für Imperatoren, die Völker unterjochen und der Welt Gesetze auferlegen. Wo wir, wie bei Dante, härteres Metall erklingen hören, da ist an die Beimischung germanischen Blutes zu denken, das am Ende des dreizehnten Jahrhunderts noch nicht bis zum Verschwinden verdünnt war. Die Erben der römischen Weltherrschaft, die Päpste, verkünden ihre Gesetze und Entscheidungen bis auf den heutigen Tag in lateinischer Sprache. Freilich hat dieses salbungsvolle Kirchenlatein nichts mehr von der Straffheit, Korrektheit und Kraft des alten Latein, während sich diese Eigenschaften in den alten Kirchengebeten noch einigermaßen erhalten haben. Je mehr die Päpste auf den Gebrauch des körperlichen

Digitized by Google

Schwerts haben verzichten und sich zu den weiblichen Kampfmitteln der Intrigue, des Jammerns und Klagens, des zähen Ausharrens und Abwartens haben bequemen müssen, desto weibischer ist auch der Kurialstil geworden. Das gilt von der Zeit bis auf Pius IX. Der gegenwärtige Papst hat es dann mit dem professorenhaften Kollegienstil versucht. Freilich sind auch jene weiblichen Kampfmittel, ausgenommen das Gejammer, schon den alten Römern keineswegs fremd gewesen, wie denn der vollkommne Mann überhaupt den ganzen Menschen samt seiner weiblichen Hälfte in sich schließt; aber das Erbe der im Römertum vorherrschenden männlichen Hälfte ist weder auf die Italiener noch auf die römische Kirche übergegangen, sondern von den Germanen übernommen worden und hat sprachlich in dem Hochdeutsch Luthers und Lessings, politisch und militärisch in dem harten, schneidigen Preußentum seine Auferstehung gefeiert.

Nun, weibische Italiener sind die Alemannen noch lange nicht, aber etwas von einschmeichelnder italienischer Liebenswürdigkeit ist ihrem Charakter beigemischt. Die bekam ich nun auf die mannichfaltigste Weise zu kosten. Ich wurde überall aufs freundlichste begrüßt, viel eingeladen und bei solchen Gelegenheiten gut gefüttert; dieses nicht ohne Mitleidsregungen von wegen meiner Vergangenheit. Schlesien? Ein armes Land! riefen die Leute, auch Geographielehrer, wenn ich bekannte, wo ich her war. Na, wenn Sie die preußische Provinz, die die meisten Millionäre und die reichsten Bauern hat, ein armes Land nennen wollen — erwiderte ich manchmal. Heute wird wohl der Nordosten unsers Vaterlandes dem Südwesten schon etwas besser bekannt sein, sodaß Goethes „Fern von gebildeten Menschen" und der Hungertyphus, der zweimal in einem kleinen Bezirk des vom links von der Oder gelegnen Schlesien grundverschiednen rechtsseitigen Teiles gewütet hat, nicht mehr die einzigen Bestandteile des Bildes sind, das man sich von der Kronenperle macht, um die der große Friedrich mit der großen Kaiserin gerungen hat. So habe ich denn dort in Familienkreisen und bei Festmahlen die angenehmsten Stunden verlebt, öfter noch beim Abendschoppen und auf Spaziergängen in dem reizenden Gehügel, das, unten mit Reben, höher hinauf mit Wald bedeckt, hinter Offenburg aus der Ebene aufsteigend den Schwarzwald umsäumt. Meinen Nachmittags- oder Abendspaziergang machte ich entweder mit dem vortrefflichen Gymnasialdirektor Intlekofer, einem idealgestimmten, kenntnisreichen, für unsre Zeit übermäßig bescheidnen und anspruchslosen Manne, oder mit dem Zahnarzt S., der mich gleich am ersten Tage mit süddeutschem Sanguinismus in sein Herz geschlossen hatte. Aber trotz aller Liebenswürdigkeiten, die er mir erwiesen hat, halte ich mich doch durch eine mit ihm gemachte Erfahrung für verpflichtet, jedermann vor der Freundschaft mit Zahnärzten zu warnen. Er behauptete nämlich, daß ich einiger Lücken wegen undeutlich spräche, wodurch die Wirkung meiner Predigt beeinträchtigt würde, und verurteilte mich dazu, ein Gebiß von

Digitized by Google

ihm geschenkt zu nehmen. Und da er mit meinem natürlichen, sehr unregelmäßig gestalteten Gebiß nicht zurecht kam, so brach er mir von einem der wenigen guten Zähne, die ich noch hatte, die Hälfte ab, um sein künstliches hineinzuzwängen. Alles Sträuben half mir nichts: das schadet gar nichts, versicherte er. Natürlich konnte ich mit dem neuen Gebiß weder essen noch sprechen, trug es aber immer in der Westentasche, um es einzusetzen, wenn ich mit S. zusammenzutreffen gedachte. Er traute mir nicht recht und inspizirte jedesmal, ob ich es auch trüge. Die Predigt hielt ich nach wie vor ohne Gebiß, S. aber war jedesmal entzückt von der deutlichen Aussprache, zu der er mir verholfen habe. Die Kneipe mußte ich wider alle meine Grundsätze und Gewohnheiten täglich zweimal besuchen, weil ich von meiner Quartierwirtin weder Mittag- noch Abendbrot erhielt. Das schadete aber nichts, kam es doch gewöhnlich zu einer angeregten und oft für mich interessanten und lehrreichen Unterhaltung. Die Männer der Honoratiorengesellschaft besuchten die Kneipe mindestens viermal am Tage. Früh gingen sie zur „Eilfuhrmeß"; gleich nach Tische rannten sie zum Kaffee mit obligatem Skat oder Sechsundsechzig. Es gedieh ihnen nämlich — gedeiht ihnen hoffentlich heute noch — vortrefflich, sodaß die rundlichen Körperformen vorherrschten; da fürchteten sie sich nun entsetzlich vor Schlaganfällen, und um der Versuchung zum Nachmittagsschlaf zu entfliehen, eilten sie vom Mittagstisch zum Gesellschaftskaffee. Zwischen vier und fünf dann kamen sie zusammen, um vom politischen Inhalt der Nachmittagblätter Kenntnis zu nehmen und ihn zu besprechen, und nach dem „Nachtessen" kam dann erst das Eigentliche, das, je nachdem, bis um zehn, elf oder zwölf dauerte. Herren von auswärts, die mit den Einrichtungen der badischen Städte bekannt sind, gehen des Abends gewöhnlich in das sozusagen amtliche Kneiplokal der geschlossenen Honoratiorengesellschaft, in Offenburg hieß es das kalte Loch, in Konstanz der Gerstensack; hier sind sie sicher, standesgemäße Gesellschaft und freundliche Aufnahme zu finden. Freilich hat ein solches Lokal seine Gezeiten. Wenn es wieder einmal frisch gestrichen und tapezirt und mit einer großartigen Feier eingeweiht worden ist, sind vier Wochen lang alle Plätze besetzt; dann schwindet mit der Güte des Bieres auch die Begeisterung nach und nach, und zuletzt sitzen nur noch drei oder vier Prinzipientreue, ingrimmig Rauch paffend, in dem weiten Raume, ab und zu das in der Ofenecke nickende Schenkmädchen mit dem Zuruf „Zundele,*) e Viertele" aufschreckend. Intlekofer, der Witwer war, und ich trafen uns im Winter täglich und im Sommer an Regentagen zum Abendessen „ins Giegers," und erlebten auch dort einmal einen großen Wandel aus höhern als Bierrücksichten. Alle Offenburger Honoratioren waren selbstverständlich national-liberale Bismarckverehrer. Wie ihre politische Gesinnung entstanden

*) So genannt, weil es brandrote Haare hatte.

Digitized by Google

war, das wurde mir bald klar. Mein Freund S. rief einmal, nach dem Rhein hinweisend: Herrgott, wenn die Kerls 1870 herübergekommen wären und mein hübsches neues Häusle zusammengeschosse hätte! So haben wohl alle vermögenden Grenzbewohner damals gedacht und gefühlt und seitdem Bismarck und Preußen als ihre Retter verehrt. Dann aber waren die ältern unter ihnen sämtlich Achtundvierziger, d. h. alte Revolutionäre — bei einem halben Dutzend, mit dem ich einmal zusammensaß, fand es sich, daß keiner darunter war, der nicht gesessen oder eine Zeit lang als Flüchtling in Amerika gelebt hätte — und Aufgeklärte im Sinne eines pfaffenfresserischen Kulturkampfes. Da man nun damals in allem Ernste glaubte, Bismarck habe sich aufrichtig zu dieser Art Liberalismus bekehrt, so bestand zwischen ihrer Regierungsfreundlichkeit und ihrem Liberalismus kein Widerspruch; sie glaubten, Bismarck habe die Revolution gemacht, mit der sie vor zwanzig und etlichen Jahren verunglückt waren. Dieser Glaube erlitt 1876 den ersten Stoß, als die Regierung bei der Beratung der Strafprozeßordnung einige Bestimmungen durchsetzte, die namentlich von den Süddeutschen für reaktionäre Verschlechterungen gehalten wurden. Damals lernten die Nationalliberalen, sich aufs Umfallen einzurichten, und Geigers Stammgäste fielen nach heftigem Geschimpf auf die Herren Preußen mit um. Geiger aber blieb standhaft auf dem streng liberalen oder vielmehr demokratischen Standpunkte stehen und sagte seinen Stammgästen die ärgsten Grobheiten. Da beschlossen diese, tief gekränkt, einen großartigen Exodus, und Intlekofer und ich blieben eine Woche oder zwei ziemlich allein. Da aber Geigers Bier nun einmal besser war als das im Kalten Loch, so bequemten sich die Herren zu einem zweiten, politisch ganz ungefährlichen Umfall nach links und fanden sich einer nach dem andern wieder ein.

Weit weniger als die lebhaften, heitern und liebenswürdigen Städter gefielen mir die Landleute. Schon körperlich machen sie an vielen Orten einen schlechtern Eindruck: die Männer imponiren weder durch Größe*) noch durch Stärke (wenigstens in der Rheinebne, auf dem Schwarzwald findet man mehr starke Leute), die Frauen sind häßlich und in der Ebne auch häßlich gekleidet (die Trachten der Schwarzwälderinnen sind zwar malerisch, aber meist nicht sehr praktisch), und schon die größern Kinder sind nicht mehr hübsch. Natürlich giebt es Ausnahmen; die Blumenwirtin in Rammersweyer z. B., bei der ich im Sommer oft Abends mein Schwarzbrot und meinen Schoppen einnahm, war eine schöne und stattliche, dabei gute und gescheite Frau. Dann bemerkte ich bald, was ich später bei Riehl gelesen habe, daß die Bauern der Rheinebene keine echten Bauern, sondern ganz verstädtert sind. Sie holen sich ihre

*) Das muß ganz lokal sein. Das nahegelegne Hanauer Ländle bei Kehl hat auffallend großgewachsene Leute. D. Red.

Digitized by Google

Meinung aus der Stadt, beeifern sich, jeden städtischen Wandel mitzumachen, und die Dörfer sind mit politischem und kommunalem Gezänk erfüllt, das wegen der Kleinlichkeit der dabei spielenden Interessen einen noch widerwärtigern Eindruck macht. Zum Lobe muß jedoch den Landleuten nachgesagt werden, daß sie darüber ihre Wirtschaften nicht versäumen; sie sind unermüdlich fleißig und rackern sich rechtschaffen ab, wenn auch freilich bei den Rebbauern ein gutes Teil der Frucht des sauren Schweißes der Weiber und Kinder durch des Mannes Gurgel rinnt. Aber auch die Landwirtschaft mit ihren schmalen, sorgfältig ausgenutzten Beeten und den saubern, ziemlich städtisch aussehenden Häuschen macht auf das norddeutsche, an stattliche Höfe und große Gewanne gewöhnte Auge den Eindruck des Kleinlichen; zudem wird in der Rheinebne das Landschaftsbild durch die schnurgrade gelegten Flußläufe mit ihren ebenfalls schnurgeraden Paralleldämmen zerstört.

Das sind nun freilich alles nur sehr oberflächliche Wahrnehmungen gewesen. Ein wenig näher getreten bin ich den Bauern nur an einem einzigen Orte, wo sie eben nicht den besten Eindruck auf mich machten, und es würde ungerecht sein, wenn ich meine dortigen Erfahrungen verallgemeinern wollte. Als ich am Sonnabend nach Pfingsten 1877 mit Intlekofer von der Bonner Synode zurückkam, begleitete mich dieser in das Gasthaus, wo ich vorläufig noch wohnte. Dort erwartete mich Geiger mit dem Bürgermeister des Dorfes K. Dieser bat mich, am andern Morgen nach K. zu kommen und dort Gottesdienst zu halten. Ich antwortete: Das wird nicht gut gehen; ich bin erst seit Himmelfahrt hier, bin heut vor acht Tagen zum Pfarrer gewählt worden, die Gemeinde erwartet selbstverständlich, daß ich morgen Gottesdienst halte, und da kann ich unmöglich den Gottesdienst ausfallen lassen, ohne es wenigstens bekannt zu machen. Dazu war es doch abends um zehn Uhr zu spät. Der Bürgermeister aber versicherte, ich müsse unbedingt kommen; die Sache sei von höchster Wichtigkeit, K. sei eine sehr angesehene Gemeinde, habe sich eben erst der altkatholischen Bewegung angeschlossen, Michelis habe den ersten Gottesdienst abgehalten, die Leute seien Feuer und Flamme, aber man müsse das Eisen schmieden, so lange es warm sei; man könne nicht wissen, ob nicht die vielen noch Schwankenden wieder abfielen, wenn sie morgen vergebens zur Kirche kämen. Und auf K. schaue das ganze Oberland; es sei eine strategische Position (diesen Ausdruck gebrauchte der Bürgermeister selbst freilich nicht) ersten Ranges; Offenburg sei sicher gewonnen, da könne das Ausfallen eines Gottesdienstes keinen Schaden anrichten. Geiger sekundirte dem Bürgermeister, und beide bestürmten mich. Ich sagte zu Intlekofer: Wir Altkatholiken haben die Priesterherrschaft abgeschafft, der Kirchenvorstand leitet die Gemeindeangelegenheiten, Sie sind der Vorsitzende des Kirchenvorstandes, also bitte, entscheiden Sie! Der aber zuckte verlegen die Achseln und sagte: Nein, nein! in solchen Dingen habe ich nichts zu entscheiden, da müssen Sie sich schon nach eignem

Digitized by Google

Ermessen entschließen. So entschied ich mich denn, am andern Morgen mit dem Bürgermeister zu fahren. Unterwegs auf der Eisenbahn sagte er mir, Michelis habe versprochen, den fraglichen Gottesdienst zu halten. Aber mein Gott, rief ich, warum haben Sie mich da geholt? Michelis ist ein Mann, der Wort hält! — Aber er war gestern Abend noch nicht da; da dachten wir, er würde uns im Stich lassen. — Passen Sie auf, er kommt; vielleicht sitzt er in diesem Zuge! — Als wir auf der Station O. ausstiegen, stieg Michelis, der von K. kam, wo er den versprochnen Gottesdienst gehalten hatte, eben ein, um nach Freiburg weiter zu fahren, und rief dem Bürgermeister zürnend zu: Sie einfältiger Mensk, wenn ich gesagt habe, ich komme, so komme ich auch! Ich fuhr nun vollends nach dem noch ein Stündchen entfernten K. hinüber ('s isch kei Waage da, meinte der Bürgermeister, da nehme mer der Omnibus) und las vor leeren Bänken eine Messe. Als ich nach Offenburg zurückkam, wurde ich mit Vorwürfen überhäuft; die ganze Stadt sei zusammengeströmt gewesen. So einmal getäuscht, kam „die ganze Stadt" nicht wieder; die Frauen waren ja fleißige Kirchgängerinnen, von den Männern aber blieb nur ein Stämmlein getreu; in größerer Zahl erschienen sie nur an Hochfesten; an einem Kaisergeburtstagsfeste stellten sich sogar alle Behörden in corpore ein; man hatte nämlich beschlossen, die amtlichen Gottesdienste umzechig in der evangelischen, in der römisch-katholischen und in der altkatholischen Kirche — es war das die Gymnasialkirche — zu begehen. Einmal erblickte ich im Hintergrunde der sonst ziemlich leeren Männerseite zwei oder drei Reihen roter Westen. Mit Entsetzen erfüllte mich die zwar nicht, aber doch mit Verwunderung, die noch stieg, als die Rotbewesteten sämtlich die Kommunion empfingen. Nach dem Gottesdienst sagte man mir: „Das sind die Schutterwälder Baure, die habe mit ihrem Pfarrer Streit bekomme, da habe sie ihn amol gründlich ärgere wolle und sind zum altkatholische Abendmahl gange."

Die Bauern von K. hattens nicht gethan, um ihren Pfarrer zu ärgern — die Pfarrei war gerade erledigt —, sondern um die hohen städtischen Gönner zu erfreuen, vor denen der badische Bauer einen so heillosen Respekt hat, besonders den Herrn Oberamtsrichter Beck,*) einen der eifrigsten Gemeindegründer, der des Bürgermeisters Vetter war und diesem das Blaue vom Himmel versprochen hatte. Ich bemerkte sehr bald, daß der Bürgermeister und die Kirchenvorsteher allerlei materiellen Vorteil von der Sache erwarteten und vorläufig kleine Profitchen machten, z. B. die üblichen Opfer einzunehmen fortfuhren, obwohl der Geistliche nichts davon bekam, und ihre Auslagen für den Gottesdienst aus der Kirchkasse reichlich gedeckt wurden. Es mochte ja noch ein Rest des rationalistischen Sauerteigs, der sich auch anderwärts in Baden erhalten

*) Er gab „Weckstimmen" heraus. Nun sprechen die Leutchen dort sowohl das Wort Bäcker wie den Namen Beck gleich aus: Beek, und da sangen denn die ultramontanen Gassenbuben: Der Beek, der Beek, der Weckebeek.



Digitized by Google

hatte, in der Gemeinde stecken, wie ich an den spöttischen Reden alter Männer über Bibel und Kirchengebräuche bemerkte, und in K. besonders war das nicht zu verwundern, da einer ihrer frühern Pfarrer den Ruf eines Hauptaufklärers genossen hatte; er hatte auch den Plan zu der „schönen Kirche" entworfen, die ein Monstrum von Geschmacklosigkeit ist. Aber im allgemeinen waren die Leute doch von der engherzigen, ängstlichen, am äußern klebenden Gläubigkeit erfüllt, die Menschen von engem Gesichtskreise eigen ist, und so gaben sich denn die „aufgeklärten" Gemeindehäupter alle erdenkliche Mühe, den Schein aufrecht zu erhalten, als ob die Altkatholiken das Gut des alten katholischen Glaubens treu bewahrt hätten, die übrigen aber die Neuerer wären. Deshalb durfte am Zeremonienwesen nicht das mindeste geändert werden. Gleich beim ersten Gottesdienst (es wurde nämlich abgemacht, daß ich jeden Sonntag zuerst in K., dann in Offenburg amtiren sollte) zog ich mir den höchsten Zorn des Gemeindekirchenrats zu. Um Gotteswillen, was haben Sie gemacht! Die Leute werden denken, das sei gar kein katholischer Gottesdienst mehr! Ich hatte nämlich die zweite, rituswidrige Besprengung unterlassen. Vorm Hochamt wird die Gemeinde unter Absingung des Asperges me hysopo, et mundabor mit Weihwasser besprengt; in Baden haben die Leute daran noch nicht genug und lassen sich nach dem Gottesdienste noch einmal einsprengen. Um Gottes willen, was haben Sie gemacht, die Leute sagen, das sei ein lutherisches Begräbnis gewesen! so wurde ich später in einer an Kunst und Wissenschaft reichen Stadt vor versammeltem Kriegsvolk von einem seinerzeit viel genannten Professor angeredet, weil ich eine zweite Räucherung unterlassen und das Vater Unser ohne Ave Maria gebetet hatte. Man kann sich denken, wie lächerlich ich mir unter diesen Umständen vorkam! Die Weltkirche hatte ich verlassen, weil sie mir nicht weitherzig genug war, und weil ich in ihr nicht ganz wahrhaftig sein konnte, und nun steckte ich in solchen Jämmerlichkeiten drin und sollte den plumpsten Bauernfang mitmachen!

Das viele Sprengen war mir doppelt zuwider, weil es meinen ästhetischen Sinn verletzte. In Schlesien hat man dafür ein metallnes Instrument, eine an einem Stiel befestigte durchlöcherte Kugel, in der ein Schwamm steckt; den Sperges nannte es der Glöckner Menzel in Rehberg. In Baden dagegen bedient man sich eines Borstenwischs, der ungemein häßlich aussieht. Einmal hat mich dieser Borstenwisch rein zur Verzweiflung gebracht. Es war in Konstanz. Beim gewöhnlichen Gottesdienst ging ich dem Küster immer zu früh heraus, und er pflegte mich mit den Worten zurückzuhalten: Herr Pfarer, waarte S' ä bißle, bis zaameklitte iesch! (zusammengeläutet ist). Bei Trauungen aber führte er mich zu früh heraus und ließ mich während eines langen Liedes zwecklos vor den Brautleuten stehen, was unangenehm war. Nun hatte ich einst einen beliebten Münchner Schauspieler mit einer Konstanzer Dame zu trauen und machte mir für diesen außerordentlichen Fall eine besonders schöne

Digitized by Google

Rede zurecht. Dem Küſter aber ſagte ich: Daß Sie mich ja nicht früher herausführen als beim Anfange der letzten Strophe des Liedes! Er giebt mir das Zeichen; wir treten vor den Betſchemel des Paares, dieſes glaubt die heilige Handlung ſolle beginnen und ſteht auf, und nun bilden wir eine Gruppe, die dem im Beurteilen von Gruppen geübten Bräutigam entſetzlich geweſen ſein muß: ich vor der Braut, der Küſter, der ganz hart an die Kniebank getreten iſt und ſein dummes, neugieriges Geſicht der Braut ſo weit wie möglich entgegenſtreckt, vor dem Bräutigam, als Mittelpunkt aber der wie ein Bouquet gehaltne Borſtenwiſch des Küſters, der das Bouquet der Braut unmittelbar berührt. Hätte ich nun nicht gedacht, daß das Lied zu Ende ſei, ſo wäre ich zurückgetreten und hätte den Küſter mit zurückgezogen, aber das Lied ging weiter, endlos weiter, und das lebende Bild mit dem Borſtenwiſch in der Mitte ſtand der Feſtverſammlung über eine Viertelſtunde zur Schau. In mir kochte es, und die Sätze meiner Rede purzelten im Kopf übereinander; ich ſprach dann, ich wußte nicht was.

Mitunter war mir ja das Feſthalten am Alten ganz recht. Die Gebete und Zeremonien der Karwoche hatten mir immer als der Höhepunkt des Kirchenjahrs gegolten, und da ich den aufgeklärten Offenburgern damit nicht kommen durfte, fühlte ich beim Herannahen der Oſterzeit eine gewiſſe Leere; es war mir daher angenehm, zu erfahren, daß ich dieſe Gottesdienſte in K. feiern dürfe. Als ich hinkam, fand ich den Profeſſor Michelis dort, den ganz derſelbe Beweggrund aus ſeinem aufgeklärten Freiburg hingetrieben hatte. Er verzichtete großmütig zu meinen Gunſten und fuhr nach Freiburg zurück, nachdem wir uns ein paar Stunden angenehm unterhalten hatten. Michelis war ein großer, ſtarker Mann, ein echter kernhafter Weſtfale von unbeugſamem Charakter und kindlichem, menſchenfreundlichem Herzen, litt aber an einer Erfolgloſigkeit ſeines Wirkens, die nur von der Unverwüſtlichkeit ſeines Optimismus übertroffen wurde. Er hatte ſehr achtungswerte naturwiſſenſchaftliche Kenntniſſe, die er zu apologetiſchen und religiös erbaulichen Zwecken verwandte. Darin hatte er Glück und Geſchick, und hätte er ſich auf dieſes Fach beſchränken können, ſo würde er als akademiſcher Lehrer wie als Schriftſteller an ſeiner Wirkſamkeit Freude erlebt haben. Leider geſtatteten ihm das die Zeitumſtände nicht, und da führten ihn nun ſein lebhaftes Temperament und ſein Thatendrang auf Gebiete, für die er nicht geſchaffen war. Zuerſt auf das politiſche. Er nahm ein Mandat fürs preußiſche Abgeordnetenhaus an, aber weil er nur Heiterkeit erregte, was gerade dem edelſten Enthuſiaſten in einer kritiſchen und voreingenommnen Verſammlung von Nichtenthuſiaſten am leichteſten begegnet, ſo packte er eines ſchönen Tags die Aktenſtücke, mit denen er das gute Recht ſeiner katholiſchen Wähler zu beweiſen gedacht hatte, zuſammen und lief zur Thür hinaus. Dann warf er ſich auf die Reform der Philoſophie und verwendete die eine Hälfte ſeines kleinen Vermögens — die

Digitized by Google

andre widmete er einer mittellosen Schwester und ihren Kindern — darauf, Bücher drucken zu lassen, die niemand kaufte. Vielleicht bin ich der einzige Mensch, der seine Bücher von Anfang bis Ende durchstudirt hat. Ich that es, um darüber zu referiren. Ich sann nach, was er wohl gemeint haben könne, und was ich gefunden zu haben glaubte, das schrieb ich dann nieder. Ob ich seine Meinung getroffen habe, weiß ich nicht; protestirt hat er nicht. Gemerkt habe ich nur aus seiner Philosophie weiter nichts, als daß er die richtige Definition des Satzes (der Satz besteht nach ihm nicht aus Subjekt und Prädikat, sondern aus Nomen und Verbum) für den Angelpunkt der wahren Philosophie hielt; es handelte sich dabei, wenn ich nicht irre, um die Wichtigkeit der Unterscheidung der synthetischen Urteile von den analytischen. Als er mir zum erstenmale seine Theorie mündlich auseinander gesetzt hatte und nun triumphirend fragte: Was sagen Sie dazu? da mußte ich bekennen: Ich verstehe Sie nicht. So geht es mir nun mit allen Menschen! rief er enttäuscht und verzweifelt, tröstete sich jedoch sofort mit dem Gedanken, daß ich ihn mit der Zeit noch begreifen lernen würde. Zuletzt kam die große Krisis von 1870, und von da ab nahmen der Kampf gegen den Ultramontanismus und die Gründung altkatholischer Gemeinden seine ganze Seele ein. Er war ein Reformator im Sinne der großen Ordensgründer und eines Johannes Gerson. Er dachte nicht daran, auch nur ein einziges von den vorvatikanischen katholischen Dogmen preiszugeben; er wollte ein großes Reformkonzil, das das unvollendet gebliebne Werk der Konzilien von Konstanz und Basel vollenden sollte. Mit den von weltlichen Interessen erfüllten liberalen Honoratioren und Bauernbürgermeistern Badens, deren Religion, soweit sie welche haben, ein flacher Rationalismus ist, hatte er keine Faser gemein, aber das verbarg ihm sein Optimismus. Wenn er seine Begeisterung vor den dummklugen Bauern ausströmte, so glaubte er deren eigne Gesinnung auszusprechen; ganz unbewegt konnten sie ja allerdings nicht bleiben, da die stürmische und glühende Beredsamkeit einer begeisterten, starken Persönlichkeit stets auf die Zuhörer Eindruck macht, selbst wenn sie das Gehörte nur sehr unvollkommen verstehen. Die herzlichste Übereinstimmung mit den Stadtleuten aber, besonders mit seinen Freiburger Gymnasiallehrern und Juristen, brachte er auf die einfachste Weise von der Welt zu stande. So oft sie ihm widersprachen, schnauzte er sie an und wurde sehr böse. Nun wollten sie um keinen Preis den von allen, auch von seinen ultramontanen Gegnern hochgeachteten Mann verlieren und sich der Gefahr aussetzen, einen der jämmerlichen Gesellen zum Pfarrer zu bekommen, die damals aus österreichischen Klöstern entliefen, um ein altkatholisches Pfarramt samt einem Weibe zu erlangen. So stellten sie denn jeden Widerspruch ein, hüteten sich vor gefährlichen Diskussionen wie vorm Feuer und sagten zu allem ja, was Michelis vorbrachte, mochte es ihnen auch noch so sehr wider den Strich gehen. Und so ist er denn in dem fröhlichen

Digitized by Google

Glauben gestorben, daß seine Auffassung des Christen- und Kirchentums von einer bedeutenden Zahl tüchtiger Männer aus allen Ständen geteilt werde, daß die altkatholische Bewegung, die durch die Ungunst der Zeiten nur vorübergehend ins Stocken geraten sei, schon wieder ihren Fortgang nehmen, und daß ein großes Reformkonzil die Christen aller Bekenntnisse vereinigen und die Kirche verjüngen werde.

Die guten Bauern von K. wenigstens waren, wie gesagt, nicht der Stoff, in dem sich erhabne Ideen hätten verwirklichen können, und mir waren die Gottesdienste, die ich dort abhielt, aus den angeführten und aus andern Gründen unerfreulich. Bei einer ziemlich ledernen Unterhaltung, die sich gewöhnlich um die Missethaten der Ultramontanen und um die von Karlsruhe zu erwartende Hilfe drehte, den Sonnabend Abend zubringen, dann am Sonntag Morgen mit nüchternem Magen zwei Gottesdienste abhalten und dazwischen eine Wagen- und eine Eisenbahnfahrt oder einen Marsch und eine Eisenbahnfahrt machen, das ist nicht sehr angenehm. Wenn ich, was an Festtagen vorkam, nur in K. amtirte und erst nachmittags von dort wegfuhr, lief ich stets nach der Bahnstation. Denn die dortigen Bauern haben keine Kutschen wie unsre schlesischen, sondern nur Korbwägelchen für Marktfuhren ohne Vorrichtung zum Absteigen, und da ich sehr ungeschickt bin, begegnete es mir manchmal, daß der Gaul fortrannte, ehe ich mit dem Herunterklettern fertig war. Einmal nun, als ich meinen Entschluß zu laufen kund gab, sang der Kirchenvorsteher X. gar weinerlich: Noin, loise Se nie—it! — Warum denn nicht? — Joa, die Uldramondoane soage, die Altkatholiege hoabens nit moal, daß se der Pfarrer könne führe lasse, der muß loise. An Peter und Paul sollten die Leutchen endlich ihren eignen Geistlichen bekommen. Recht behaglich verzehrte ich am Vorabend bei Geiger mein Abendbrot mit dem Gedanken: Gott sei Dank, daß du das dumme K. los bist, kannst dich nun auch einmal ordentlich auf die Predigt vorbereiten. Da steht der alte Bürgermeister vor mir und singt: Sie müsse jetzt bald mit mir nach K., der neue Geischtlich ischt nit komma! Unterwegs sagte ich auch diesmal wieder: Passen Sie auf, er wird da sein; vielleicht sitzt er in diesem Zuge. Auf der Endstation stieg richtig ein Geistlicher aus, der offenbar fremd war und sich verlegen umschaute. Na da sehn Sies, sagte ich, da steht er! Ach nein, sagte der Bürgermeister, das wird er wohl nit sein. — Da gehn Sie doch und fragen Sie ihn, er wird Sie ja nicht beißen! Natürlich war ers. Der Geischtlich hielt nicht lange aus, und ich hatte später noch öfter das Vergnügen. Die erstenmale wurde ich beim Abschied gefragt: Was koscht der Iserboahn? — Bahn zwei Mark, Omnibus vierzig Pfennig, worauf ich einen Thaler bekam, und wenn ich sechzig Pfennig herausgeben wollte, sagte der Vorsteher herablassend: „Nein, behalte Se nur, das schenke mer Ihnen.“ Im Herbste 1881 erhielt ich ein Schreiben aus K. und eine Quittung über 108 Mark 80 Pfennig, die ich dringend ge-

Digitized by Google

beten wurde unterschrieben zurückzuschicken, da „Großherzoglicher Verwaltungshof“ die Kirchenrechnung eingefordert habe. Ich bat mir eine genaue Rechnung aus, da ich mich nicht erinnerte, jemals eine solche Summe empfangen zu haben. Darauf kam ein Nachweis über die Kosten, die ich im Sommer 1878 verursacht haben sollte. Es handelte sich um dreizehn Fälle, meistens Festtage, an denen der Gottesdienst in Offenburg ausgefallen war, sodaß ich in K. nicht zu übernachten brauchte und dort nur ein Mittagsmahl genossen hatte; ein paar mal war ich übernachtet und hatte also Abendessen und Nachtquartier bekommen. Und für jede dieser Leistungen hatte sich der Löwenwirt vier Mark zahlen lassen! Und dieser Löwenwirt war der Sohn und Mitapostel des apostolischen Bürgermeisters, der sich als opferwilligen und heldenmütigen Gemeindegründer preisen ließ! Verschiedne andre Geistliche, die gutmütiger waren als ich, hatten die ihnen vorgelegten Quittungen ungeprüft unterschrieben. „Großherzoglicher Verwaltungshof“ scheint die dortige „Gebahrung“ nicht ganz in der Ordnung befunden und Schwierigkeiten gemacht zu haben; einige Zeit darauf las ich, daß die Gemeinde K. reumütig in den vielgeschmähten römischen Schafstall zurückgekehrt sei. Ich möchte diese Gemeinde nicht gerade als den Typus der altkatholischen Landgemeinden Badens hinstellen. Viele von den ältern Bauern haben oder hatten damals — mittlerweile sind die ja wohl ausgestorben — einen rationalistischen Religionsunterricht genossen, und die jüngern waren unter politischen Kämpfen erwachsen, in denen das katholische Kirchentum als eine vaterlandsfeindliche Macht erschien. Zudem scheinen die damaligen katholischen Geistlichen Badens nicht das Maß von Achtung genossen und verdient zu haben, dessen sich die schlesischen und die in Rheinland-Westfalen erfreuten. So schien es mir nach dem, was ich hörte und las; die Stadtpfarrer von Offenburg und Konstanz, die ich persönlich kennen lernte, waren sehr würdige Männer. Unter diesen Umständen mußten, besonders nach den Ereignissen von 1870, auch viele Bauern in der katholischen Kirche einen Gewissensdruck empfinden, den sie durch ihren Beitritt zur Altkatholikengemeinschaft abzuschütteln sich verpflichtet fühlen konnten. Der religiöse Drang freilich, der sich diesem negativen Beweggrunde als positive Ergänzung hätte hinzugesellen müssen, wenn es zu einer kraftvollen und lebensfähigen Neubildung kommen sollte, der fehlte, und selbst zwölf solche Feuerseelen, wie Michelis eine war, hätten ihn nicht zu schaffen vermocht.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

# Die Abschaffung des Adels

Auf dem letzten Kongreß derjenigen christlich-sozialen Partei, die sich nach mehrfacher Umtaufe nun „national-sozial“ nennt, ist, wie die Provinzialblätter meldeten, von den beiden Sangerhäuser Delegirten, einem Pastor und einem Schneider, der wirklich schneidige Antrag eingebracht worden: Der Kongreß wolle beschließen usw.: „Wir erstreben Aufhebung des erblichen Adelstitels.“ Diese Nachricht, die sozialistisch wenig oder gar nicht geschulte Philister für einen schlechten Scherz hielten, ist wohl verbürgt und auch von den betreffenden Vätern des Antrags nicht „dementirt“ worden.

Welches Schicksal der epochemachende Antrag auf dem Kongreß gehabt hat, darüber verlautet noch nichts sicheres. Vielleicht haben die hundertsechzig national-sozialen Männer, die dort ehrlich bemüht waren, den arbeitenden Klassen aufzuhelfen, sich während der wenigen Tage ihres Debattirens von dem freudigen Staunen über die Kühnheit eines Antrags von so gewaltiger Tragweite nicht ganz erholen können. Wie beschämt müssen dagegen nun die Führer der wirklichen Sozialen auf der internationalen Seite nach dieser wahrhaft volksbeglückenden Geistesthat der Antragsteller des Erfurter Kongresses dastehen! Haben es doch die Herren Bebel, Liebknecht und Singer bisher noch nicht einmal durchsetzen können, den erblichen Adelstitel, diese das Volkswohl so arg beeinträchtigende Präposition von, in ihrer eignen Partei abzuschaffen!

Was an der Wende des vorigen Jahrhunderts mit dem gesamten Geisteskapital der vereinigten Jakobiner und Girondisten zu bestreiten nicht möglich war, hier wards, wenn auch vorläufig noch nicht Gesetz, so doch Ereignis. Die Tragweite der Bill läßt sich zur Zeit nur annähernd übersehen aus dem Eindruck, den sie auf die verschiednen Adelskreise gemacht hat. Es sind uns darüber im Laufe der letzten Wochen folgende zuverlässige Mitteilungen zugegangen.

Der geheime Kanzleirat a. D. von Schulze in Tirschtiegel soll auf die erste Kunde von dem Ereignis anfangs starr vor Schrecken gewesen sein. von Schulze, fasse dich! rief ihm die zum Tode erschrockne Gattin zu, als sie ihren Gemahl plötzlich erbleichen und steif, aber mit adlichem Anstande, in den verstellbaren Sorgenstuhl zurücksinken sah. Der pensionirte Rentamtssekretär und Polizeianwalt a. D. von Müller in Ratibor, Ritter des Roten Adlerordens mit der Zahl 50, erhielt die telegraphische Hiobspost von seiner Schwester, dem adligen Stiftsfräulein Aurelie von Müller, gerade in dem Augenblick, als er bei seinem allabendlichen „Schafskopf“ sitzend einen von Farben wohl unterstützten Alten nebst Spadille in der Hand hatte und die Partie ohne den aide sicher zu gewinnen hoffen durfte: er wurde erbarmungslos Schneider. Der Rittergutsinspektor von Quatschke in Stallupönen erfuhr die Sache ebenfalls am Stammtisch, trank infolge dessen vier

Digitized by Google

Glas Grog mehr als gewöhnlich, vergaß zum erstenmal während seines fünfunddreißigjährigen Engagements das Hofthor zuzuschließen, brachte dagegen noch einen annähernd korrekten Abschluß seines Wirtschaftsbuches zu stande, weil er nach Lage der Sache nicht sicher war, ob er nicht am andern Tage mit den übrigen Emigranten über die nahe russische Grenze gehen müßte, schüttete statt des Sandfasses das Tintenfaß drüber und fand, nachdem er die ganze Nacht von Barrikaden, Konventsitzungen und Guillotinen geträumt hatte, am andern Morgen seine zum erstenmal nicht aufgezogne Repetiruhr im Waschbecken wieder.

In den nächsten Tagen folgte auf die anfängliche Lähmung eine fieberhafte Thätigkeit in allen Kreisen dieser und ähnlicher Schichten des erblichen Geburtsadels. Nicht nur die genannten Opfer der beabsichtigten national-sozialen Maßregel, sondern auch die sonst als harmlose Rentner, Partikuliers und Pensionäre bekannten Herren von Lehmann, von Pfannenschmidt, von Leineweber, von Sauerbrei, von Bäcker, von Schuhmacher usw. wurden, wie auf höhern Befehl, plötzlich zu eifrigen Agitatoren der national-sozialen Partei und gründeten zahlreiche Zweigvereine in den verschiedensten landrätlichen Kreisen der Monarchie, um übers Jahr eben so zahlreiche Delegirte zum nächsten national-sozialen Kongreß nach Erfurt schicken zu können, die den verderblichen Antrag niederstimmen sollten. Sie leben der guten Hoffnung, daß ein Antrag von so eminenter Tragweite auf einem Kongreß unmöglich fertig beraten oder gar fertig beschlossen werden könne, und auf dem nächsten werden sie nun stark genug zur Stelle sein, ihm ein ehrenvolles Begräbnis zweiter Klasse zu sichern.

Viel weniger selbstsüchtig hat eine andre Klasse des preußischen Adels die Sache behandelt. Kaum war die böse Depesche auf der Börse in Berlin, Posen, Breslau und Meseritz angeschlagen, als sofort blitzartig eine Verflauung in Produkten und — eine Baisse sagt zu wenig —, nein, ein nur von der Bestürzung der Börsenbarone übertroffner Kurssturz auf der ganzen Linie eintrat. Selbst nicht konvertirungsverdächtige Staatspapiere sanken annähernd auf das Niveau von Aktenmakulatur, Ritterschaftsbank und Bodenkreditaktien waren mindestens Brief. Baron von Veilchenstein bekam mitten im Fixen einen Blutsturz, Herr von Cohn (in Firma von Cohn und Tulpenthal) fuhr mit der Pferdebahn(!) nach Hause und nahm auf den dringenden Rat der Frau von Cohn geb. von Jeiteles ein Sturzbad, worauf er soweit zur Besinnung kam, daß er den allerdings aussichtslosen Versuch einer Art von captatio benevolentiae zu machen imstande war: er offerirte telegraphisch r. p. den plötzlich zur Weltmacht angeschwollnen Antragstellern des christlich-sozialen Kongresses die soeben in ihrer wohlthätigen Wirkung erprobte kalte Dusche seines börsenfürstlich eingerichteten Badezimmers (frei Sangerhausen).

Fast noch schlimmer als für die Börse waren die verheerenden Wirkungen des epochemachenden gesetzgeberischen Kommabazillus für die Beamten der Telegraphen- und Telephonämter. Wie auf ein Zauberwort wollten die Mitglieder ein und derselben Adelsklasse plötzlich kreuz und quer miteinander verbunden sein, und der größte Börsenkrach hätte keine solche Hochflut von Telegrammen heraufbeschwören können. Verbinden Sie mich mit Herrn von Mosessohn, nein, lieber gleich mit Baron von Rothschild; verbinden Sie mich schleunigst mit von Lilienthal und von Pinkeles! Hier Isidor von Warschauer verbinden mit dem Erbherrn Löb von Tulpenthal auf Schloß Grafenstein! Hier Siegfried von Rosenzweig — mit von Sacher-Masoch (die Presse muß auch mobil gemacht werden). — Antwort der Zentraltelephonstelle: Herr von Sacher-Masoch bereits verstorben. — von Rosenzweig: Schadt nischt, Himmel und Hölle müssen in Bewegung gesetzt werden! Kann wohl etwas die Furchtbarkeit der Panik, die der Antrag der national-sozialen Genossen

Digitized by Google

hervorgerufen hatte, großartiger wiederspiegeln, als diese Vorgänge auf dem Telephonamt?

Ähnlich ging es auf dem Haupttelegraphenamt zu. Seit der Eröffnung des Nordostseekanals und den Pariser Zar-Nikolaustagen war so etwas nicht dagewesen. Zahlreiche Telegraphisten bekamen den Apparattatterich, eine Telegraphistin in der Blüte ihrer Jahre verfiel aus Erschöpfung und aus Überreizung ihres sonst tadellosen Nervensystems in Krämpfe, wobei sie beständig ausrief, man solle sie mit Baron Alexander von Itzigsohn verbinden, drei andre Telegraphistinnen liegen schwer an Handgelenkknochenhautentzündung darnieder, und ein Telegraphist schied ohne Kündigung und Anspruch auf Pension noch an demselben Tage aus dem Reichsdienst, indem er beim Weggehen sagte, nach dieser Kraftprobe seiner Finger und seines Handgelenks könne er es ruhig riskiren, Pianist zu werden und brauche nicht für 6 Mark 45 Pfennige auf dem Apparat herumzutrommeln.

Das Ergebnis des Gedankenaustausches der in ihren Adelsrechten gefährdeten Standesgenossen in Börsenkreisen war folgendes. Eine Subskriptionsliste, die die Namen sämtlicher Mitglieder des alttestamentlichen Adels und Hochadels mit einer den Gothaischen Kalender beschämenden Vollständigkeit enthielt, hatte das ungeahnte Ergebnis von 4 Millionen Mark und 75 Pfennigen, die der Vereinskasse der national-sozialen Partei unter der nicht ganz einwandfreien, aber taktisch zweckmäßigen Deklaration „Ehrensold" ehrerbietigst überreicht werden, in Wirklichkeit aber dazu dienen sollen, nach dem Muster des mittelalterlichen Judenschutzzolles die Heißsporne des national-sozialen Vereins zu entwaffnen, wie das bereits mit dem besten Erfolg in den Kreisen der bürgerlichen Berufsgenossen durch regelmäßige Zuwendungen an den sozialdemokratischen Parteifonds geschehen ist.

Merkwürdig ruhig und gelassen nahm der erbgesessene Landadel die Kunde von dem drohenden Verhängnis auf. Die meisten hatten mit den schlechten Kornpreisen, der Kartoffelfäule und ähnlichen Dingen genug zu thun, um sich viel um die hohe Sozialpolitik zu bekümmern. Gleichwohl ging es auch hier nicht ohne einige Unfälle ab. Der Kerl kann mir! soll ein ostelbischer Junker, der die derben Ausdrücke liebt, in einer Anwandlung von Tivolistimmung ausgerufen haben, als er von dem Antrage hörte (die übrigen Worte erstickten in einem konvulsivischen Gelächter, das mit einem glücklicherweise nur leichten Schlaganfall endete). Der allgemein als sehr wohlthätig bekannte Graf von Schollanken auf Poldershagen (Regierungsbezirk Gumbinnen), der lange geschwankt hatte, ob er für ein zu begründendes Irrenhaus mit Gummizellen einen seiner Stellung angemessenen namhaften freiwilligen Beitrag zeichnen oder in Rücksicht auf die Notlage der Landwirtschaft bei dem immer noch standesgemäßen Satz von 100 Mark stehen bleiben sollte, vergaß in der Stimmung, in die ihn die Kunde von dem Antrage versetzt hatte, jede Rücksicht auf den Sieg der Goldwährung in Amerika, auf die günstigen Erntenachrichten aus Rußland und auf die Zuckerprämienerhöhung in Frankreich und zeichnete ohne Besinnen 20000 Mark mit dem lakonischen Zusatze: Werden mit Gründung des einen Irrenhauses bald nicht mehr auskommen!

In den wildreichen Wäldern des freiherrlichen Schlosses Rabenstein war gerade große Treibjagd, als ein Reitknecht auf schaumbedecktem Trakehner Hengst mit der Depesche von dem Sangerhäuser Antrage wie ein Feuerreiter mitten in den Kreis der beim Jagdfrühstück versammelten Kavaliere hereinplatzte. Die Wirkung war drastisch. Der waidgerechteste Jäger der Provinz Schlesien, ein Freiherr von Pürschingen, schoß im ersten Treiben nach dem jäh abgebrochnen Frühstück den alten Maulesel des freiherrlichen Hegemeisters kurzer Hand von dem Wagen mit



Digitized by Google

den Lappen und anderm Jagdgerät weg und bramarbasirte ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, daß er ein Alttier von seltner Stärke gestreckt habe. Der berühmte Hundezüchter, Baron von Zwingerburg, holte eine Nebelkrähe herunter und animirte seinen Hund, sie zu apportiren. Dieser auf zweiundfünfzig Preißsuchen prämiirte, in jeder Beziehung firme stichelhaarige Gebrauchshund war natürlich der Ansicht, daß es unter der Würde eines deutsch-englischen Vorstehhundes von eingeschriebnen Eltern sei, ein so wenig jagdbares Federwild zu apportiren, worüber sein Herr, in der Überzeugung, daß ein einziges Versagen des eigenhändig von ihm abgeführten Hundes ihn um sein ganzes Renommee als Hundezüchter bringen könnte, in eine solche Wut geriet, daß er den auf seinem kynologischen Standpunkt verharrenden Hund einfach totschoß. Treiber wurden in den folgenden Treiben so viel angekräpelt, daß das von dem Jagdgeber zu unterhaltende Schullokal zu einer Art von Reservelazarett eingerichtet werden mußte. Die Schuljugend von Rabenstein war also der tertius gaudens in der ganzen Sache. Denn die Arbeiterbevölkerung des Orts, zu denen der Volkswohlfahrtsantrag der national-sozialen Genossen ebenfalls durchgesickert war, konnten selbst von dem aus Königsberg mit einer Vereinskasse im Betrage von 7 Mark 37 Pfennigen durchgebrannten waschecht sozialen und politisch geschulten Maurergesellen Quaddel, der hier ein weltverlornes und polizeisichres Asyl gefunden hatte, nicht überzeugt werden, daß der national-soziale Erfurter Antrag für ihr Wohl und Wehe irgend welche Folgen haben könnte.

Auch an der vierten (hier der Vollständigkeit wegen zu erwähnenden) Adelsgruppe, die man als die anonyme bezeichnen könnte, ging die Erscheinung des jakobinisch-girondistischen Gespenstes vorüber, ohne einen besondern Eindruck zu hinterlassen. Der ergebenst unterzeichnete Verfasser dieser Zeilen hat sich als Mitglied dieser Gruppe sofort mit den hervorragendsten Standesgenossen Deutschlands und Österreichs in Verbindung gesetzt, „um ein gemeinsames Vorgehen betreffs der schwebenden Angelegenheit in die Wege zu leiten.“

Am schnellsten ist, soweit sich die Sache nach den bisher vorliegenden Depeschen und Korrespondenzkarten übersehen läßt, das leichtlebige Völkchen der jüngstdeutschen Lyriker über die Beklemmungen, in die doch ohne Zweifel alle Inhaber irgend eines Adelstitels versetzt worden sind, hinweggekommen. Wenigstens sind drei, die erotischen Dichter Balduin von der Börde, Waldemar von der Weser und Hugo von der Liebelose fast übereinstimmend der Ansicht, daß sie die Sache nicht unmittelbar angehe, da sie, schon um den Litterarhistorikern keine Veranlassung zu Verwechslungen zu geben, ihren adlichen nom de guerre nicht zu vererben gedächten. Adolar von Stintenheim antwortet mit einer schwungvollen Ode, die die Menschenrechte im ganzen, die Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit (und leider auch, seiner Richtung getreu, die Lüderlichkeit) im besondern feiert und die Geistesthat der Antragsteller verherrlicht. Er schließt seine Ode unter Anlehnung an Goethe mit den schwungvollen Worten:

Die Welt kann ja durch so was nur gewinnen,
Drum hindre nicht den Seidenwurm am Spinnen!

Der lyrische Dichter Elimar von der Persante meint, es werde sich empfehlen, daß man durch fleißiges Andichten und begeistertes Beräuchern der Antragsteller ein etwa drohendes, auch unsre Adelsgruppe fassendes Amendement zu verhüten suche. Bei der notorischen Eitelkeit der meisten Volksbeglücker, meint er, könne man sich davon immerhin etwas Erkleckliches versprechen. Hervorragende moderne Träger der Gedankenlyrik dagegen, wie Caspar von der Rhön (junior) und Ottheinrich von Schilda, sind weniger geneigt, die Sache so rosig anzusehen; der letztere

Digitized by Google

kleidet seine ahnungsreichen Gefühle ebenfalls in die Form einer Ode, die er „Schwanengesang angesichts der Guillotine“ betitelt, und in der er sich fast ganz von den Gefühlen beherrscht zeigt, denen André Chenier am Tage vor seiner Guillotinirung in seiner letzten Elegie Ausdruck gegeben hat. Die ebenfalls poetische Antwort des geistlichen Dichters Jeremias von der Wupper dagegen liest sich wie ein Bußpsalm, und der Tragödiendichter August von Treuenbrietzen giebt in seiner Zuschrift die Absicht kund, ein Trauerspiel „Robespierre und Marat“ zu verfassen, „wodurch er die Antragsteller von dem in erster Linie für sie selbst gefahrvollen Wege abzubringen“ versuchen will.

Auch Schule zu machen hat der Antrag bereits begonnen. Zahlreiche Weltverbesserer und Volksbeglücker, die sich bisher aus falscher Scham mit ihren Ideen nicht so weit herausgetraut hatten, daß sie über den Stammtisch oder das Klassenzimmer der Untersekunda hinausgedrungen wären, läßt nun der Ruhm der Antragsteller nicht mehr schlafen.

Damit man uns aber nicht den Vorwurf machen kann, daß wir rücksichtslos Kleines mit Großem verglichen oder gar den Ruhm der Volksmänner des Erfurter Kongresses zu schmälern suchten, die das Ei des Kolumbus nicht bloß hingestellt, sondern ausgebrütet haben, so teilen wir nach sorgfältiger Auswahl nur die hervorragendsten Gesetzvorschläge mit, die sich, wenn auch in einem gewissen Abstande, neben dem Erfurter werden behaupten können. Der verdiente langjährige Vorsitzende des Rauchklubs „Qualmtute“ stellt den Antrag: Der Reichstag wolle beschließen, das Auswärtige Amt anzuhalten, daß es alles aufbiete, der fernern Verwüstung der Tabakfelder auf der Insel Cuba durch Entsendung eines Armeekorps deutscher Truppen zu steuern, „eventuell“ auf die Beseitigung der Steuer auf inländischen Tabak hinzuwirken. Die Schüler des Gymnasiums und der Realschule zu Erfurt bringen, nachdem sie sich zu einem pädagogisch-sozialen Verein zusammengethan haben, beim Kultusministerium den Antrag ein, daß für die Zeit des Eislaufs, der Kirmsen in der Umgegend, der Hundstage, der Manöver, der Jahrmärkte, der Schützenfeste und andrer ähnlicher Veranstaltungen nicht nur, wie bisher, der Nachmittags-, sondern auch der Vormittagsunterricht auszufallen habe. Hierzu haben sämtliche am Oster- und Michaelistermin nicht versetzten Schüler das Amendement eingebracht: sofortige Aufhebung des Doktor- und Professortitels. Die Rindviehzüchter der Provinz Schleswig stellen den Antrag, der Reichstag wolle beschließen, daß im Anschluß an den Nordostseekanal eine nach dem Muster der chinesischen Mauer herzustellende hygienische Anlage zum Zweck der Verhütung der Einschleppung der Maul- und Klauenseuche hergestellt werde. Auf dem Kegelkongreß in Schöppenstädt ist von dem Verein „Gut Holz“ der Antrag gestellt worden, zur Hebung des Standes der Kegler verdienten Kegeljungen das Zeugnis für den einjährig-freiwilligen Militärdienst zu gewähren. Die Eskimos stellen bei einem schleunigst zu berufenden international-sozialen Schiedsgericht den Antrag, dahin zu wirken, daß die ihnen widerrechtlich von dem mecklenburgischen Staatsmann Fritz Reuter auferlegte Verpflichtung, die Erdachse zu schmieren, erlassen werde, „eventuell“ daß wenigstens dieses Servitut in eine durch regelmäßige in Thran zu leistende Zahlungen abzulösende Grundschuld verwandelt werde.

Diese wenigen Beispiele werden genügen, zu beweisen, daß kaum jemals ein Gesetzantrag einen tiefern Eindruck gemacht hat, als der national-soziale Erfurter, und zwar auf alle Stände und Berufsschichten mit alleiniger Ausnahme der „arbeitenden Klassen.“

Gustav von der Milde

Digitized by Google

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Von der Unfallversicherung. In der letzten Januarwoche hat sich der Reichstag hauptsächlich mit der Verbesserung der Unfallversicherung beschäftigt. Es ist das einer der Gegenstände, in denen die Unheimlichkeit des gegenwärtigen Gesellschaftszustandes zu Tage tritt. Unheimlich ist zunächst die moderne Arbeitsweise, die soviel Knochenbrüche, Verbrühungen, Vergiftungen und andre leibliche Schädigungen mit sich bringt. Sind doch im Jahre 1895 nicht weniger als 310139 Betriebsunfälle angemeldet worden, von denen 6448 tötlich verlaufen sind, 41052 dauernde, 26321 vorübergehende Erwerbsunfähigkeit zur Folge gehabt haben. Unheimlich ist ferner der Umstand, daß bei der gewaltigen Zahl der Arbeiter und bei ihrer ganzen Daseinsweise ein Verunglückter weder von seiner Familie noch von einem kleinern Gemeinwesen, in das er fest eingegliedert wäre, erhalten werden kann, sondern daß der Staat mit einer unförmigen Zurüstung oder vielmehr mit drei solchen Zurüstungen für die Arbeitsunfähigen und ihre nicht erwerbsfähigen Familienmitglieder eintreten muß, Zurüstungen, die durch ihre Größe und Unübersehbarkeit und ihren verwickelten Bau selber wieder den Eindruck des Unheimlichen machen. Das Leben der Menschen ist früher im allgemeinen nicht weniger, sondern mehr gefährdet gewesen als heute. Aber die Todesursachen lagen teils in der Natur, die Mißwachs und Pest sendete, teils in der Wildheit und Leidenschaftlichkeit der Menschen, die sich weiter nicht darüber wunderten, wenn sie von andern erschlagen wurden, nachdem sie selbst genug andre im Zorn oder aus Rachsucht oder Raubsucht umgebracht hatten. Die Zahl der Erwerbsunfähigen und dabei Besitzlosen aber war niemals so groß, daß nicht jeder von ihnen von den Besitzenden des engern Kreises, dem er angehörte, hätte ernährt werden können. Heute wird einer nicht von Menschen verwundet, sondern von der dummen Maschine, die er bedient, und die eine ihm gänzlich gleichgiltige Ware erzeugt für Käufer, die ihm nicht allein gleichgiltig, sondern unbekannt sind, die vielleicht zweitausend Meilen entfernt von ihm leben, und die Verwundung ist vielleicht durch den Umstand herbeigeführt worden, daß aus ihm unbekannten und gleichgiltigen Ursachen große Bestellungen eingegangen sind, die zu übermäßigem Hasten zwangen. Der Verletzte aber hat niemand, an den er sich der Natur der Sache nach oder nach altem Volksbrauch halten könnte; sollen nicht jährlich 60000 und mehr Verletzte als bettelnde Krüppel oder Siechе und ein paar hunderttausend Angehörige von solchen auf die Landstraße geworfen werden, so muß der Staat durch großartige Zurüstungen erst Verpflichtete schaffen, wobei dann wieder der unheimliche Umstand hervortritt, daß die Verpflichteten und die zu Unterstützenden einander nicht kennen, einander nichts angehen, daß die Zahlenden wegen der ihnen auferlegten Beisteuer und die Versicherten wegen der unzulänglichen Versorgung murren. So entwickeln wir uns einem Zustande entgegen, wo zwar jeder von jedem abhängig ist, aber keiner keinen kennt, und keiner gegen keinen persönliche, seinem Gemüt und natürlichen Beziehungen entspringende Verpflichtungen hat, sodaß das künstliche Getriebe nur durch den Staatszwang im Gange erhalten werden kann; einem Zustande, der zwar den sozialistischen Utopien sehr unähnlich, aber nichts desto weniger Kommunismus ist. Das ist ja der reine Kommunismus, rief am 26. Januar der Abgeordnete Hitze erschrocken, als Graf Kanitz die Forderung ausgesprochen hatte, man solle entweder diese ganze Gesetzgebung wieder aus der Welt schaffen, oder die Kosten auf dem Wege allgemeiner Besteuerung aufbringen, wobei dann die

Digitized by Google

Städter, als die steuerkräftigern, einen Teil der Kosten der landwirtschaftlichen Versicherung würden übernehmen müssen, denn so gehe das nicht länger weiter; in Ostpreußen hätten schon einzelne Gutsbesitzer bloß wegen der unerschwinglichen Lasten der Arbeiterversicherung ihre Güter verkauft.

Wir haben die Großartigkeit und Kühnheit des Bismarckschen Gedankens stets willig anerkannt, und den Nörgeleien der Sozialdemokraten gegenüber sagen wir mit einem der Gegenredner: ein unbelegtes Butterbrot ist doch immer besser als gar keins, denn wie die Dinge nun einmal liegen, würden ohne die Zwangsversicherung viel tausend jetzt Rentenberechtigte gar nichts bekommen. Aber zu einer reinen Freude an der Einrichtung können wir es nicht bringen, wenn wir auch nicht gerade die Schmerzen des Grafen Kanitz mit empfinden. Wir finden an der Einrichtung bedenklich zunächst die Scheidung des Volkes in solche, die in allen Lebenslagen selbst für sich zu sorgen haben, und in solche, für die der Staat sorgt, von denen also der Gesetzgeber aussagt, daß sie als Angehörige eines gewissen Berufsstandes gar nicht in der Lage seien, selbst für sich zu sorgen, wodurch der Klassengegensatz, wie ihn die Sozialdemokratie — vorläufig glücklicherweise noch nicht ganz der Wahrheit entsprechend — aufstellt, gesetzlich beglaubigt wird. Dann finden wir bedenklich, daß die noch vorhandnen Reste berufsständischer Gliederung vollends gesprengt, und der Schlossergesell z. B. nicht mehr als solidarisch mit seinem Meister verbunden betrachtet, sondern mit dem Zigarrenarbeiter, dem Hafenarbeiter und allen übrigen Arbeitern zusammen der Gesamtheit der solidarisch verbundnen Unternehmer gegenübergestellt wird. Endlich beklagen wir die Größe, die Komplizirtheit und Kostspieligkeit der drei Zurüstungen, die besonders dann in die Augen fällt, wenn wir uns an die mittelalterlichen Korporationen erinnern. Eine solche sorgte für hilfsbedürftige Mitglieder, ohne daß es einer besondern Organisation für Krankheitsfälle, einer zweiten für das erwerbsunfähige Alter und einer dritten für Betriebsunfälle bedurft hätte. Diese letzten waren freilich damals außerordentlich selten, aber sie sind es auch heute noch in manchen versicherungspflichtigen Betrieben. An kleinern Orten und in ländlichen Bezirken kommen Unfälle bei Bauten so selten vor, daß die örtlichen Zimmerer-, Maurer-, Dachdecker- und Klempnerinnungen weit besser wegkommen würden, wenn sie nicht einer Berufsgenossenschaft angehörten, sondern ohne besondre Unfallversicherungseinrichtungen jeden einzelnen Fall abmachten. Manche würden zwanzig, dreißig Jahre hindurch nicht einen Pfennig für diesen Zweck zu zahlen haben. Giebt es aber Betriebe, die so zahlreiche Unfälle mit sich bringen und die Arbeiter so rasch invalide machen, daß sie an den Kosten ihrer Arbeiterabnutzung zu Grunde gehen würden, wenn sie sie allein zu tragen hätten, nun — so fühlt man sich versucht zu sprechen — dann lasse man sie zu Grunde gehen; die Menschheit wird auch ohne die „Güter," die sie erzeugen, weiter bestehen.

Die Rückkehr zu ganz einfachen Formen der Fürsorge war eben bei der heutigen Menschenzahl, Freizügigkeit und Produktionsordnung nicht möglich. Aber das Verlangen nach Vereinfachung der bestehenden Einrichtungen, vor allem nach Zusammenlegung der drei Zweige der Zwangsversicherung, hat sich doch sehr lebhaft und allgemein geregt; von einem unsrer Mitarbeiter sind vorm Jahre in einem sehr sachkundigen Aufsatze (Nr. 32: Die schlechte Wirtschaft in der Arbeiterversicherung) drei Forderungen begründet worden: erstens die Zusammenlegung der drei Zweige, zweitens daß an die Stelle der rein berufsgenossenschaftlichen Organisation der Unfallversicherung die territoriale treten, und drittens daß die sogenannte Selbstverwaltung durch sachgemäß vorgebildete Beamte eingeschränkt werden soll, die dem

Digitized by Google

Staate allein verantwortlich sind, nicht den Unternehmerverbänden. Die Regierungsvorlage erfüllt keine dieser Forderungen. Ihre Kritik gehört nicht an diese Stelle, hier können wir nur bekennen, daß wir so wenig davon befriedigt sind wie irgend eine Partei des Reichstags, und daß wir uns nicht weniger als andre Leute über die Zurücksetzung wundern, die die in diesem Falle sachkundigste aller Behörden, das Reichsversicherungsamt, bei der Ausarbeitung erfahren hat. Zwar ist diese Zurücksetzung von einigen Regierungsvertretern in Abrede gestellt worden, aber nachdem nun auch die ganz unverdächtigen Berliner Politischen Nachrichten erklärt haben, Herr Bödiker sei nicht zugezogen worden und mißbillige den Entwurf in wichtigen Punkten, ist wohl nicht mehr daran zu zweifeln. An der Entscheidung der Streitfragen, die bei der Beratung schon zur Sprache gekommen sind und noch weiter zur Sprache kommen werden, sind Autoritäten verschiedner Art beteiligt oder zu beteiligen. Juristen werden über die beiden von den Sozialdemokraten aufgestellten Grundsätze zu entscheiden haben, daß die Entschädigung verletzter Arbeiter durchaus als ein Bestandteil der Betriebskosten zu behandeln sei, und daß der Verletzte nicht bloß den notdürftigen Lebensunterhalt, sondern die wirtschaftliche restitutio in integrum zu fordern habe, wie sie vom Hamburger Landgericht einem Lehrling von besserer Familie zugesprochen worden ist, der den rechten Arm verloren hat; er bekommt, abgesehen von den Kurkosten, vom neunzehnten Jahre ab 1000, vom fünfundzwanzigsten Jahre ab 2000, vom achtundzwanzigsten Jahre ab 3000 Mark jährlich. Ferner werden die Mediziner Fälle zu prüfen haben wie den, wo ein Steinträger vom Vertrauensarzte der Berufsgenossenschaft für völlig arbeitsfähig, vom Vorstande der Charitee und vom Kreisphysikus für pflegebedürftig und nur zu ganz leichten Verrichtungen fähig erklärt worden ist, und Regierungsbeamte werden zu untersuchen haben, ob solche Widersprüche oft vorkommen. Ferner wird zu untersuchen sein, wer von beiden Recht hat, die Sozialdemokraten, die behaupten, ehrenamtliche Mühewaltungen würden bei den Berufsgenossenschaften mit 3000 bis 15000 Mark jährlich entschädigt, oder Stumm, der behauptet, nur angestellte Beamte würden zum Teil übermäßig hoch besoldet. Ebenfalls Sache von Regierungsbeamten wird es sein, auf den von einigen Gewerberäten hervorgehobnen Übelstand zu achten, daß in manchen Betrieben jugendliche, ungeübte und sonst unfähige Arbeiter mit lebensgefährlichen Verrichtungen beschäftigt werden. Bei der Stellung, die das Zentrum im Reichstage einnimmt, dürfen die Forderungen nicht unbeachtet bleiben, die der Abgeordnete Hitze im katholischen Arbeiterverein zu Berlin ausgesprochen hat: Erhöhung der Renten von $66^2/_3$ auf 75 Prozent des Lohnes, Beteiligung der Arbeiter bei Festsetzung der Rente, Mitwirkung der Arbeiter bei der Wahl des Heilverfahrens, Bestellung des Vertrauensarztes durch Unternehmer und Arbeiter, oder wenn die Einigung nicht zu stande kommt, je eines Arztes durch beide Parteien, Entlastung der Krankenkasse durch Zahlung der Unfallrente schon von der fünften Woche ab; endlich soll der Arbeiter nicht in die Lage gebracht werden, gegen eine Herabsetzung der Rente den Klageweg beschreiten zu müssen, sondern die Herabsetzung soll nur erlaubt sein, wenn die Berufsgenossenschaft ihren Antrag vor dem Schiedsgericht gerechtfertigt hat. —

Zu derselben Sache schreibt uns der Verfasser des oben genannten Aufsatzes in Heft 32: Die so eifrigen Verteidiger der berufsgenossenschaftlichen Organisation sollten doch nicht vorgeben, daß die Bemängelungen dieser Organisation nur von der Sozialdemokratie und ihrem Anhange ausgingen. Die Behauptung ist ebenso unwahr, wie das Bestreben, ihr Geltung zu verschaffen, thöricht ist. Nicht nur fast alle sachkundigen und wissenschaftlichen Beurteiler der Frage — wir nennen

Digitized by Google

mir Kulemann, Freund, Wiener, eigentlich auch Bornhack — haben seit Jahren, obgleich sie weder Sozialdemokraten sind, noch zu ihnen hinneigen, die Berufsgenossenschaften als verfehlt bezeichnet, sondern auch eine Reihe von Handelskammern hat sich wiederholt für den Ersatz der berufsgenossenschaftlichen durch eine territoriale Organisation erklärt, und die Unzufriedenheit vieler Mitglieder, d. h. Industriellen, die nicht zu den leitenden Kreisen gehören, ist bekannt genug; wir haben namentlich die Handels- und Gewerbekammer zu Ludwigshafen a. Rh. als bemerkenswertes Beispiel schon genannt. Daß heute die wiederholt und zuversichtlich in den Unternehmerkreisen verbreitete Behauptung, nur die Sozialdemokratie habe etwas an der berufsgenossenschaftlichen Organisation auszusetzen, wenn diese Behauptung auch noch so unbegründet ist, ihre Wirkung ausüben kann, ist sehr wohl möglich. Vielleicht werden sich dadurch manche Handelskammervorstände etwas einschüchtern lassen und in den Jahresberichten fortan jede tadelnde Kritik einfach streichen. Um so mehr ist auf das Fehlerhafte dieser Taktik aufmerksam zu machen. Nichts sollte man heute im Interesse des Gemeinwohls mehr vermeiden, als die arbeitenden Klassen in dem Glauben zu bestärken, daß sich nur die Sozialdemokratie ihrer Rechte gegenüber den Unternehmern — und darum handelt es sich in diesem Falle ganz ausgesprochen — annehme. Der Kampf gegen die Sozialdemokratie und alle Bemühungen, die den Sozialdemokraten in neuester Zeit in ganz außerordentlichem Umfange nicht nur aus der Reihe der Sozialpolitiker von Fach, sondern überhaupt aus der der Gebildeten bedauerlicherweise zuströmenden Bundesgenossen von ihren Vorurteilen und Einseitigkeiten abzubringen, werden durch diese anmaßende, einseitige, ungerechte Haltung der übereifrigen Vertreter der Berufsgenossenschaft ungemein erschwert, ja völlig gelähmt.

Mit aufrichtigem Bedauern haben wir deshalb auch aus der Begründung des Gesetzentwurfs ersehen, daß die Regierung nach wie vor die angebliche „Selbstverwaltung" der Berufsgenossenschaften als den Hauptgrund nennen zu dürfen glaubt, der die Vereinfachung der Arbeiterversicherung durch die Verbindung der drei Zweige der Unfall-, Kranken- und Invaliditätsversicherung verbiete. Man höre den Wortlaut selbst: „Wenn nunmehr an die Revision der Unfallversicherungsgesetze herangetreten wird, so wirft sich (?) zunächst die Frage auf, ob dabei eine Verschmelzung dieses Zweiges der Arbeiterversicherung mit den verwandten Zweigen der Kranken- sowie der Invaliditäts- und Altersversicherung anzustreben ist. So wünschenswert indessen eine solche Zusammenlegung im Grundsatze sein mag, so läßt sich doch nicht verkennen, daß es bisher nicht gelungen ist, dafür annehmbare Grundlagen zu finden. Bei der Unfallversicherung muß an der Forderung festgehalten werden, daß die berufsgenossenschaftliche Selbstverwaltung in ihrer segensreichen Wirksamkeit erhalten werde; denn die Berufsgenossenschaften haben sich der ihnen gestellten Aufgabe gewachsen gezeigt, und es kann nicht empfohlen werden, an die Stelle dieser bewährten Organisation eine anderweitige Einrichtung zu setzen, von der im voraus nicht feststehen würde, daß sie in gleicher Weise wie die Berufsgenossenschaften dem öffentlichen Interesse und den Wünschen der Beteiligten gerecht werden wird."

Warum hast du, alter, vortrefflicher Gneist, doch das selfgovernment in so blendender Aufmachung ins liebe Deutschland importirt, obgleich du doch in England selbst gelinde Zweifel hegtest an seiner segensreichen Wirksamkeit, weil seit Anfang des Jahrhunderts die Politik der materiellen Interessen die Herzen des Volkes gewonnen hatte! Nun müssen wir in Deutschland noch am Ende des Jahrhunderts unter dem Schlagwort „Selbstverwaltung" leiden, und sogar in einer Regierungsvorlage! Was ist denn das für eine Selbstverwaltung in den Berufsgenossen-

Digitized by Google

schaften? Die Berechtigten, deren Interessen „verwaltet" werden, sind doch die Arbeiter! Es ist doch eine Arbeiterversicherung, und noch dazu eine, durch die teilweise viel weiter gehende Rechte der Arbeiter auf Schadloshaltung durch die Unternehmer bei Unglücksfällen abgelöst und beseitigt worden sind! Und wer verwaltet diese Interessen? Die Arbeiter selbst? Keineswegs — gerade die andre Partei, die Unternehmer! Von einer Selbstverwaltung in der Unfallversicherung sollte man deshalb, wenigstens in Regierungskreisen, zu sprechen aufhören, und man sollte sich endlich eingestehen, daß, wenn in irgend einem Zweige der Arbeiterversicherung, dann gerade in der Unfallversicherung der Staat selbst die Verantwortlichkeit der Verwaltung übernehmen müßte, schlimmstenfalls Arbeiter und Unternehmer zusammen, aber nun und nimmermehr die Arbeitgeber allein. Wenn die Aufbringung der Kosten durch angemessene Umlage der Selbstverwaltung der Unternehmer überlassen wird, und sie dadurch ein materielles Interesse an der Unfallverhütung gewinnen, so ist das ganz vortrefflich, aber darüber hinaus dürfen sie selbst gar nichts zu verwalten haben, wenn man nicht in unverantwortlicher Weise der Sozialdemokratie immer mehr Wasser auf ihre Mühle gießen lassen will. In dem oben angeführten Aufsatz der Grenzboten ist schon darauf hingewiesen, wie sich diese falsche Selbstverwaltung besonders bald im Heilverfahren der Unfallverletzten rächen müsse. Wir bezweifeln grundsätzlich jede sozialdemokratische Beschuldigung des berufsgenossenschaftlichen Heilverfahrens, bis sie uns schwarz auf weiß nachgewiesen ist, aber auch den Reklamen der Berufsgenossenschaften gegenüber sind wir vorsichtig, und auch bei ihnen erwarten wir in allen Fällen den strikten Beweis. Aber dafür braucht doch niemand mehr einen Beweis zu bringen, daß selbst bei der gerechtesten Verwaltung ein nur von den Unternehmern beherrschtes Heilverfahren das Mißtrauen der Arbeiter immer gegen sich haben muß, weil eben ein solches Verfahren immer in außerordentlich hohem Grade die Gefahr des Mißbrauchs in sich birgt. Hiergegen helfen alle Versicherungen nichts, wie mild, splendid und vornehm das Verhalten der Unternehmer in diesen Geldsachen sei, selbst wenn solche Versicherungen vom Regierungstisch ausgehen.

Die Hauptzugkraft hat das Schlagwort „Selbstverwaltung" in der beliebten Gegenüberstellung zur „Büreaukratie." Wir wissen nicht, ob der Verfasser des Gesetzentwurfs auch in diesem Sinne für die Selbstverwaltung der Berufsgenossenschaften schwärmt, aber Recht hat er dann auf keinen Fall. Es giebt eine ganz böse Art von Büreaukratie auch in der Selbstverwaltung, das ist die Schreiberwirtschaft, und daß sie in den Berufsgenossenschaften leicht einreißen kann, das liegt auf der Hand. Den Vorständen dieser Körperschaften soll mit dieser Bemerkung kein Vorwurf gemacht werden, aber wenn man fortfährt, die Berufsgenossenschaften und alles, was an ihnen ist, als Noli me tangere zu behandeln, dann werden auch in dieser Beziehung noch recht unangenehme Vorwürfe laut werden. Wir halten die Arbeiterversicherung für ein Riesenwerk des sozialen Fortschritts, aber eben deshalb verlangen wir, daß man es dem Volke nicht verleiden läßt, weder durch Nörgeleien der Sozialdemokratie, noch durch Überhebung, Selbstgefälligkeit und Reklame der Berufsgenossenschaften.

Aus der Kommission für Arbeiterstatistik. Erfreulicherweise hat man sich mit der Veröffentlichung der Protokolle über die Verhandlungen der Kommission für Arbeiterstatistik am 9. und 11. Januar in Sachen der Konfektionsindustrie etwas mehr beeilt als gewöhnlich. Sie sind noch im Januar im Reichstage verteilt worden (Drucksachen der Kommission für Arbeiterstatistik. Verhandlungen Nr. 12). Die Entschließungen der Kommission laufen darnach nur auf die Festlegung von

Digitized by Google

Grundsätzen hinaus, nach denen der Bericht an den Reichskanzler über die Mißstände und die Abhilfemaßregeln abgefaßt werden soll. Die endgiltige Genehmigung des Berichts soll erst in einer spätern Sitzung erfolgen, sodaß gewisse Änderungen wohl nicht ausgeschlossen sind. Dringend wünschenswert sind solche jedenfalls.

Wenn sich die Kommission dahin ausgesprochen hat, daß das Zwischenmeisterſystem an sich nicht als ein besondrer Mißstand anzusehen sei, daß ferner die Erhebungen keine besondern sittlichen Mißstände ergeben hätten und auch nicht darauf schließen ließen, daß hinsichtlich des Truckſystems Mißstände in der Konfektion beſtänden, so ist dieses Urteil, wie die Leſer der Grenzboten aus unsern bisherigen Mitteilungen wissen, unzweifelhaft in den Ergebnissen der Erhebungen begründet. Das „Sweatingſystem“ in Deutschland ist also auch durch die Kommission als Popanz erkannt worden; die Attacke des Herrn Heyl zu Herrnsheim gegen den Sweater war, wie wir gesagt haben, ein Luftstoß.

Auch damit wird man sich — leider — einverstanden erklären müssen, wenn die Kommission die Ansicht ausgesprochen hat, „daß die Höhe der Arbeitslöhne in der Konfektion zwar eine sehr geringe sei, daß sich aber direkte Eingriffe durch die Gesetzgebung hier nicht empföhlen,“ sowie „daß in dem Charakter der Konfektionsinduſtrie als Saiſoninduſtrie einer der größten Mißstände zu erblicken sei, daß aber eine Besserung durch ein direktes Eingreifen der Gesetzgebung oder Verwaltung nicht herbeigeführt, die hier zu Tage getretenen Mißstände vielmehr nur indirekt gemildert werden könnten.“

Was die mehr auf Einzelheiten der Arbeitsverhältnisse abzielenden Beschwerden und ihre Abstellung anlangt, so begrüßen wir es zunächst mit Genugthuung, daß die Kommission empfiehlt, die Schutzbestimmungen der §§ 135 bis 139b, die bis jetzt nur für Fabriken gelten und die Arbeitszeit und die Arbeitspausen der „jugendlichen und weiblichen Arbeiter,“ sowie die Kinderarbeit betreffen, auf die „Werkstätten“ in der Konfektionsinduſtrie auszudehnen. Dabei erkennen wir besonders an, daß die Kommission vorschlägt, den Begriff der Werkstatt dahin zu definiren, daß alle Arbeitsräume als Werkstätten gelten sollen, wo mindestens eine nicht zur Familie des Arbeitgebers gehörige Person gegen Entgelt beschäftigt ist. Allerdings wird hier auch die Beschäftigung „als Lehrling“ neben der „gegen Entgelt“ in den Wortlaut der Bestimmung aufzunehmen sein.

Es ist ferner zu billigen, daß nach dem Urteil der Kommission die Bestimmungen der angeführten Paragraphen über die Pausen eine Erweiterung dahin erfahren sollen, daß auch den erwachsenen Arbeiterinnen die den jugendlichen bereits jetzt zugesicherten Pausen, also $1\frac{1}{2}$ Stunde statt 1 Stunde täglich, zugebilligt werden sollen. Es steht aber mit den klaren Ergebnissen der Erhebungen über den gesundheitswidrigen Einfluß der Näharbeit — zumal an den Maschinen mit Fußbetrieb — in schroffem Widerspruch, wenn die Kommission von dem Vorschreiben bestimmter Vor- und Nachmittagpausen abzusehen rät. Gerade bei dieser Arbeit ist eine solche Vorschrift unerläßlich. Auch wird darauf zu dringen sein, daß namentlich in den süddeutschen handwerksmäßigen Konfektionswerkstätten den männlichen Arbeitern die für die Erhaltung ihrer Gesundheit unerläßlichen Pausen gesichert werden.

Nach dem Inhalt der Diskussion ist es uns nicht recht verständlich, wie schließlich der Antrag angenommen werden konnte: „Die Kommission hält es zur Durchführung einer Arbeitsbeschränkung für notwendig, die Werkstattarbeiterinnen vor Überlastung durch Heimarbeit thunlichst zu schützen, wenn nicht anders möglich, auch durch das Verbot der Mitgabe von Arbeit nach Hause.“ Wenn man eine Beschränkung der Heimarbeit selbst nicht für angemessen hält, so wird das Verbot



Digitized by Google

der Mitgabe von Arbeit nach Hause nur dahin führen, daß mehr Personen ausschließlich als Heimarbeiterinnen beschäftigt werden, was zu bedauern wäre. Wir halten einen günstigen Einfluß auf das Mitgeben von Arbeit nach Hause durch zweckmäßige Bestimmungen in die für alle Betriebe vorzuschreibenden Arbeitsordnungen recht wohl für möglich. Es ist sehr zu bedauern, daß sich die Kommission die Frage der Arbeitsordnungen zu erörtern weder die Mühe gegeben noch die Zeit genommen hat. Es wird das jedenfalls später nachzuholen sein.

Anzuerkennen ist, daß man den Vorschlag, den Zwischenmeistern überhaupt die Beschäftigung von Heimarbeitern zu verbieten, abgelehnt hat; dagegen widerspricht es dem Ergebnis der Erhebungen, wenn die Kommission zu der Ansicht gelangt ist, daß in Bezug auf die Zeitverluste beim Empfang und bei der Ablieferung der Arbeit in den Geschäften keine Mißstände, die ein Eingreifen rechtfertigten, festgestellt seien. Auch hier liegt der Fehler hauptsächlich in dem Außerachtlassen der bewährten Wirkung der Arbeitsordnungen. Es muß unbegreiflich erscheinen, daß sich die Kommission der Notwendigkeit, dem Schlendrian in dem Verkehr der Konfektionsgeschäfte mit ihren Außenarbeitern entgegenzuarbeiten, so vollständig verschlossen hat. Darüber vermag es uns auch nicht zu trösten, daß man sich verständigerweise wegen der Art der Vereinbarung der Arbeitsbedingungen dahin geeinigt hat, daß die Werkstatt- und Heimarbeiter mit Lohnbüchern versehen werden sollen, in die beim Ausgeben der Arbeiten die Löhne für die einzelnen Arbeiten einzutragen sind. Für die Werkstattarbeit selbst ist das ganz ohne Belang und wird voraussichtlich niemals ausgeführt werden, für die Heimarbeit dagegen ist es das einzige wirksame Mittel gegen Willkür und Schlendrian. Der durch die Form der Abstimmung daneben noch zur Annahme gelangte Satz: „Bei Stückarbeit ist überall durch Tarife, Lohnbücher oder Arbeitszettel eine sichere Grundlage des Arbeitsverhältnisses zu schaffen" wird mehr verwirrend als aufklärend wirken.

Durchaus zu billigen ist es, daß man erklärt hat: „Eine Erweiterung der Versicherungspflicht der Hausindustriellen oder Heimarbeiter bezüglich der Kranken-, sowie Invaliditäts- und Altersversicherung unter Heranziehung der Konfektionäre zu den Beiträgen der Arbeitgeber erscheint notwendig." Unzureichend sind dagegen unsers Erachtens in der Kommission die sanitären Mißstände und die etwaigen Maßnahmen gewürdigt worden. Allerdings ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß die §§ 120a der Gewerbeordnung schon jetzt der Behörde die Vollmacht geben, in weit größerm Maße Abhilfe zu schaffen, als das bisher geschieht. Aber es ist nicht richtig, daß die Kommission sich damit begnügt hat, auszusprechen, „daß besondre, die Konfektionsindustrie treffende Maßregeln behufs des Schutzes des Publikums gegen ansteckende Krankheiten nicht erforderlich und rätlich seien," „daß es sich gegenwärtig nicht empfehle, besondre Vorschriften hinsichtlich der Beschaffenheit der Werkstätten in familiärer Beziehung für die Konfektionsindustrie zu erlassen," „daß auch bezüglich der Nähmaschinenarbeit in der Konfektionsindustrie besondre Vorschriften nicht notwendig seien," und endlich, „daß es sich empfehle, von besondern Vorschriften über die Verwendung der Kohlenbügeleisen Abstand zu nehmen, daß jedoch die zuständigen Behörden auf die hierdurch herbeigeführten Schädigungen aufmerksam zu machen und zu veranlassen seien, auf Grund der bestehenden Vorschriften diesen Schädigungen entgegenzuwirken." Das entspricht nicht entfernt den mehrfachen Schädlichkeiten, die durch die Erhebungen in gesundheitlicher Beziehung festgestellt worden sind.

Was soll man aber vollends dazu sagen, daß die Kommission die unabweisbare Forderung einer Listenführung der Arbeitgeber über die Heimarbeiter und die Mit-

Digitized by Google

teilung ihrer Namen und ihrer Wohnung an die Polizei gar nicht besprochen, auch die Stellung der Gewerbeaufsicht zu den Heimbetrieben ganz unerörtert gelassen hat? Solche überaus wichtige und brennende Fragen mußten doch erörtert werden, auch wenn die Mehrheit der Kommission noch nicht zum Vorschlag einer bestimmten Gesetzesänderung gekommen wäre. Man kann freilich der Kommission keinen Vorwurf daraus machen, daß sie in zwei Tagen einen Gegenstand nicht erschöpfend behandelt hat, der nur bei gründlichem Studium der Erhebungen mit ihren vielen wichtigen Einzelheiten auch nur einigermaßen übersehen werden konnte, aber die ganze Einrichtung für unsre sogenannte Arbeiterstatistik trifft ein um so schwererer. So, wie die Sache jetzt liegt, bleiben die Kommissionsarbeiten meist ein opus operatum, hinter dem die Regierung sich vielleicht einmal decken kann, aber zur bessern Information des Reichskanzlers, des Bundesrats usw. tragen sie blutwenig bei. Die Verantwortlichkeit für zuverlässige, erschöpfende, genaue Arbeit wird dadurch nur verwirrt und zum Teil aufgehoben.

Schattenseiten in der Justiz. Im allgemeinen ist der Richterstand politisch in seiner großen Mehrzahl, soweit er nicht (in katholischen Landesteilen) ultramontan ist, liberal, um diese zwar unklare, aber einmal hergebrachte Bezeichnung zu gebrauchen. Deshalb ist es wunderbar, wie sich diese politische Richtung mit dem Büreaukratismus verträgt, der leider in der Justiz sehr verbreitet ist. Mit büreaukratischer Grobheit werden Recht suchende Parteien angefahren, und nicht bloß von Subalternbeamten, sondern vielfach auch vom Richter, mindestens werden sie in sehr unfreundlicher Weise behandelt. Sind sie in Rechtsangelegenheiten unerfahren, und wissen sie sich nicht „korrekt“ auszudrücken, ist aber das, was sie meinen und wollen, im Grunde ganz richtig, so sollte ihnen doch der Richter wohlwollend zu Hilfe kommen und ihnen den Weg zu ihrem Rechte erleichtern, was oft mit wenigen Fragen geschehen kann. Statt dessen thut der Richter oft, als wenn das, was sie sagen, nicht zu verstehen, Unsinn, Dummheit wäre, und erschwert dadurch die Sache nicht nur den Parteien, sondern auch sich selbst. Die Bescheidnen werden eingeschüchtert, andre aber, die sich das nicht gefallen lassen, werden unverschämt, ja frech. Nun werden sie mit Heftigkeit zurechtgewiesen und in ihre Schranken zurückgewiesen. Das alles ist des Richters unwürdig. Die Unverschämtheit wird sehr häufig auf solche Weise erst hervorgerufen. Der Richter verhandle mit Ernst, aber er behandle die Leute anständig. Dann werden sie sich auch meist anständig betragen. Wie oft liest man in den Berichten über Verhandlungen der Schöffengerichte oder Strafkammern, daß der Vorsitzende nicht den nötigen Ernst hat walten lassen, daß er unpassende Fragen gestellt hat, Fragen, die etwas Ironisches oder Malitiöses enthalten, und daß dann die Unverschämtheit der Gefragten hervorgebrochen ist. Der Vorsitzende hatte sich eben zuviel vergeben, um die Würde der Verhandlung noch aufrecht erhalten zu können. Wenn er immer ernst und sachlich verhandelte, würde dergleichen nicht leicht vorkommen.

Ähnlich ist es im schriftlichen Verkehr. Was die Form betrifft, so findet zur Zeit vielfach ein Schwanken statt zwischen kurzem, büreaukratischem, oft grobem Ton und übertriebner Höflichkeit, wie in einem Privatbriefe. Das eine ist so unpassend wie das andre. Wenn eine Behörde des Staats spricht, so soll dem auch der Stil entsprechen. Was den Inhalt betrifft, so ist von den Verfügungen, die auf einen Antrag ergehen, die kürzeste, leichteste Arbeit die am wenigsten Nachdenken erfordert, die, die den Antrag als unbegründet oder nicht gehörig begründet zurückweist. Deshalb wird in reichem Maße davon Gebrauch gemacht. So ist

Digitized by Google

man den unbequemen Antragsteller wenigstens für den Augenblick los. Er kann sich ja beschweren. Aber der so verfügende Richter sollte sich doch einmal an die Stelle dessen versetzen, der einen solchen Bescheid erhält, und sich fragen, was dieser denn nun thun soll, um zu seinem Rechte zu gelangen; dann würde er wohl Anstand nehmen, ihn so ohne weiteres abzuweisen.

Es giebt keine edlere Thätigkeit im Staate als die des Richters, aber wenn Dinge, wie die geschilderten, so verbreitet sind, wie es in der That der Fall ist, so schaden sie dem Ansehen und der Würde des Richterstandes und können nicht genug gerügt werden.

Eine andre Schattenseite betrifft den Vergleich im Zivilprozeß. Eine sehr große Zahl von Prozessen wird durch Vergleich beendet. Im allgemeinen ist das ja auch wünschenswert, namentlich in zweifelhaften Fällen, oder in Fällen, bei denen sittliche Umstände mit in Betracht kommen, denn es kann sehr wohl jemand juristisch im Recht sein, und doch kann die Verfolgung seines vollen Rechts sittlich verwerflich sein. Aber ein Vergleich ist nicht immer zu billigen. Wo der eine Teil vollkommen im Recht und der andre zweifellos im Unrecht ist, dann ist nichts zu vergleichen. Auch kommt es oft vor, daß Parteien nach vergeblichen Versuchen, außergerichtlich zu einer gütlichen Beilegung ihrer streitigen Rechtsangelegenheiten zu kommen, schließlich den Rechtsweg beschreiten und sich nun nicht mehr vergleichen, sondern ihren Streit durch Richterspruch entschieden wissen wollen. Auch dann sind Versuche des Richters, einen Vergleich herbeizuführen, nicht am Platze. Sehr viele Prozeßrichter aber suchen unter allen Umständen die Parteien zum Vergleich zu bringen. Ja manche erzählen mit Befriedigung, daß sie an dem und dem Tage so und so viel Vergleiche zu stande gebracht hätten. Ganz schön. Aber wie sind solche Vergleiche zu stande gekommen! Ein Vergleich soll doch auch nur Recht oder wenigstens Billigkeit schaffen. Aber darnach wird leider oft gar nicht gefragt. Statt mit den Parteien zu verhandeln, bis man ihren Streit im wesentlichen überblickt, und dann einen für beide Teile annehmbaren Vergleich vorzuschlagen, fordert sie der Richter von vornherein, wo er noch gar nicht wissen kann, wer im Recht ist, auf, sich zu vergleichen, und wenn der eine Teil nicht gleich darauf eingeht, so wird er angefahren und eingeschüchtert oder bei seiner Gutmütigkeit gefaßt und so lange bearbeitet, bis er sich fügt. Wer im Unrecht ist, wer einen unbegründeten Anspruch geltend macht, ist natürlich stets gern bereit, sich zu vergleichen. So kommt es, daß oft gerade die gerechte Sache bei dem Vergleiche unterliegt. In unsern polnischen Landesteilen sind es mitunter die Dolmetscher, die bei einem Prozesse zwischen einem Deutschen und einem Polen den Deutschen zum Vergleich pressen zum Vorteil des Polen. Und warum geschieht das alles? Warum wird oft unnötig lange Zeit mit Vergleichsversuchen hingebracht? Leider müssen wir es sagen: um sich ein Erkenntnis, also um sich Arbeit zu ersparen. Mitunter ist der Grund auch Mangel an Rechtskenntnissen und sichern Rechtsbegriffen, was es dem Richter wünschenswert macht, sich der Entscheidung eines verwickelten oder juristisch zweifelhaften Rechtsfalls zu entziehen. Diese vielfach vorkommende Art und Weise, Vergleiche zu stande zu bringen, verletzt aber das Rechtsgefühl und ist durchaus verwerflich und unwürdig.

Die Juden als Soldaten. Eine nicht gerade sehr geschmackvolle Statistik hat das „Komitee zur Abwehr antisemitischer Angriffe in Berlin“ in dem zweiten Bande des von ihm herausgegebnen Werks „Die Juden in Deutschland“ „aufmachen“ lassen. Der Band führt den Titel „Die Juden als Soldaten.“ Man

Digitized by Google

hätte wirklich diese Reklameschrift im Interesse der vielen tüchtigen, vornehm gesinnten Leute, die hier mit ihren Namen als Beweise für die Kriegstüchtigkeit der Juden herhalten müssen, bleiben lassen sollen. Was soll durch eine Liste von 125 jüdischen Namen aus den Feldzügen 1813 bis 1815 bewiesen werden? Was mit den Namen von 16 jüdischen Inhabern des eisernen Kreuzes von damals? Es können viel mehr gewesen sein, aber sie können doch nichts beweisen. Dann kommen in steigender Anzahl die Namen von Juden, die die Feldzüge 1848/50, 1864, 1866 und 1870/71 mitgemacht haben. Für 1870/71 sind 4492 Juden mit Namen genannt. Verwundete oder gefallene Juden sind 448 aufgezählt und 373 dekorirte. Daneben laufen etwa zwei Dutzend „Dokumente" her, d. h. Auszüge aus Drucksachen und Briefen, in denen das Wohlverhalten jüdischer Soldaten bescheinigt wird.

Aber das Komitee bringt auch höhere Gesichtspunkte zur Geltung: da Deutschland „im Falle großer kriegerischer Verwicklungen auch auf die Hilfe seiner Bundesgenossen, Österreich-Ungarn und Italien, angewiesen sein wird," so habe die Frage ein besondres Interesse, „welche Stellung die Juden in den Heeresorganisationen jener beiden uns verbündeten Staaten einnehmen." Hören wir, wie es damit steht. Im Jahre 1893 gehörten dem österreichisch-ungarischen stehenden Heere an: 1072870 Mannschaften, davon Juden 40344, 26897 Offiziere, davon Juden 2179. Von je 1000 Offizieren waren 797 römisch-katholisch, 81 jüdisch, 60 lutherisch, 22 reformirt, der Rest zersplittert sich auf andre Bekenntnisse. Von den jüdischen Offizieren waren 2 Oberstleutnants, 5 Majors, 113 Hauptleute, 7 Rittmeister, 130 Oberleutnants und die übrigen Leutnants. Die Juden in der Landwehr und in den Honvedtruppen sind nicht gezählt worden.

Für Italien werden an Juden mit Namen, Stellung und Orden aufgeführt im stehenden Heere: 1 Generalleutnant, 2 Obersten, 8 Majors, etwa 40 Hauptleute, über 100 Leutnants. Auch über die jüdischen Soldaten in England, Frankreich, Rußland, den Vereinigten Staaten usw. ist einiges Material zusammengetragen. Aus Frankreich unter anderm die Namen von etwa 800 jüdischen Offizieren, oder doch jüdisch klingende Namen, vom Unterleutnant bis zum Divisionsgeneral. Damit ist der ganze X und 167 Quartseiten starke Band ausgefüllt, ein gräßlich ödes Opus, dem die Absicht, viel Seiten herauszubekommen, überall anzusehen ist. Entgangen ist dem Sammler dabei, daß schon der bekannte Svarez Friedrich dem Großen alles Ernstes vorgeschlagen hat, aus den Juden besondre Kavallerieregimenter unter jüdischen Obersten zu bilden, weil sie besonders für die Reiterei veranlagt seien.

Aber was soll das alles gegen den Antisemitismus? Glaubt man wirklich dadurch das Vorurteil gegen die militärische Anlage der Juden in Deutschland zu verringern oder etwa das Vertrauen zu der Tüchtigkeit der österreichischen und der italienischen Armee zu erhöhen? Es ist zu ungeschickt! Mit Reklame ist gegen den Antisemitismus nichts zu machen. Gegen den helfen nur vornehme Waffen, vornehme Gesinnung. Das ist seine Schwäche, das sollten sich die Juden merken.

Digitized by Google

# Litteratur

**Volkstümliche und landschaftliche Erzählungen.** Unser moderner Großstadtroman kennt kaum noch Stammesunterschiede; man könnte seine Menschen ebensogut in eine beliebige andre Stadt setzen, als wo er zufälligerweise spielt. Damit das Treiben dieser Menschen nicht alle Farbe verliert, begiebt sich ja die Darstellung möglichst tief nach unten, wo es denn doch wenigstens deutlich und derb hergeht. Wir halten es dem gegenüber für ein Glück, wenn die Schriftsteller noch ihre Kraft aus einem gesündern Boden gewinnen, und sehen jede Erzählung oder Novelle, in der die Art eines unsrer deutschen Stämme gut hervortritt, für eine wirkliche Bereicherung unsrer Litteratur an. Man bringt nicht nur ein paar Stunden mit Vergnügen hin, sondern man lernt auch beim Lesen, wenn man will; es ist, als ob man auf Reisen ginge.

Das mußten wir denken, als wir K. von Reinhardstöttners Vom Bayerwalde (Regensburg, Wunderling) gelesen hatten. Es sind fünf Erzählungen aus einer Landschaft mit einem Leben voller Urwüchsigkeit. Manches davon geht verloren, seit die Eisenbahn und die darauf zustrebenden Straßen mit jedem Jahre mehr Verkehr von außen hineinbringen, aber sehr viel ist noch immer davon vorhanden. Solche Eigentümlichkeiten in Sitte und Ausdrucksweise will der Verfasser sammeln in Form von Erzählungen, deren Elemente samt und sonders geschichtlich sind. Dazwischen geht Belehrung her über die Kultur, auf der die Geschichten ruhen, und ihre Wandlungen von damals, wo ihre Menschen handelten, bis jetzt, wo der Verfasser zu uns spricht. Darunter kann leicht die Stimmung leiden, denn der Leser will gewöhnlich ein Entweder—Oder, und wenn er Geschichten liest, in die er sich ganz wie in etwas lebendiges versetzen soll, so will er nicht gern durch Betrachtungen über ihr Zustandekommen in dem Spiel seiner mitarbeitenden Phantasie gestört werden. Darum erscheint uns die erste Geschichte aus dem dreißigjährigen Kriege weniger gelungen, als die folgenden aus unsrer eignen Zeit. Sie sind übrigens recht traurig, denn sie sind ja nicht erfunden; der Verfasser nahm sie, wie sie ihm kamen. Eine, die zufällig auch gut ausgeht, „Der Blöcherlmüller," möchten wir für die beste halten. Interessant für den, der die Art dieser Leute kennen lernen möchte, sind sie alle. Ein andrer könnte freilich auch wohl denken: etwas zu wenig gedichtet und zu sehr gelehrt.

Ein wirklicher Volksschriftsteller war, wie vielen bekannt ist, Heinrich Schaumberger, der, erst einunddreißig Jahre alt, 1874 in Davos an der Schwindsucht starb. Viele wissen es aber nicht, und deshalb freut es uns, daß die Verlagshandlung von Julius Zwißler in Wolfenbüttel eine bessere, illustrirte Ausgabe seiner Werke mit dem ersten Bande „Im Hirtenhaus" eröffnet hat. Schaumbergers Geschichten spielen in dem südlichen, oberfränkischen Thüringen. Man glaubte ihm damals vor zwanzig Jahren eine Ehre zu erweisen, wenn man ihn mit Berthold Auerbach verglich. Jetzt haben wir hoffentlich so viel Stilgefühl, daß wir sagen können, er sei ganz anders und stehe für jeden, der nach dem Echten in einer Kunst fragt, höher: etwa so wie edles, altes deutsches Steingut oder Hirschvogelmajolika über Rokokoporzellan mit Watteaufiguren geht oder doch von Rechts wegen gehen sollte. Wir haben auch oft grillenhafte Stunden, und unser kritisches Geschäft hält uns darauf gerichtet, nach Fehlern zu suchen. Im „Hirtenhaus" finden wir keine. So sind die Leute im Volk, und so thun sie uns auch mit ihren Unarten nicht allzuweh. Mit andern Worten, des Schriftstellers Kunst ist die

Digitized by Google

rechte. Wie traurig, daß er so früh sterben mußte! Solche Bücher sind nicht nur ethnographisch wahr, sie sind auch psychologisch tief und gut: man könnte dadurch wohl ein wenig „besser“ werden, als man sich vorkommt dem Schriftsteller und den Menschen gegenüber, die er zu Trägern seiner Gedanken bestimmt hat.

Nun begeben wir uns in ein Walddorf der oberösterreichischen Voralpen, auf einen Bauerhof, der im Begriff ist, sich in eine Fremdenpension umzugestalten, wovon uns ein außerordentlich gewandt geschriebner Roman von Ludwig Helvesi: „Die Althofleute“ (Stuttgart, Bonz & Co.) erzählt. Was im Herrenzimmer vor sich geht, ist nicht die Hauptsache, obwohl auch das höchst amüsant vorgetragen wird und von nicht gewöhnlicher Beobachtung zeugt in Bezug auf die Äußerlichkeiten, worin sich die verschiedene Art, wenn sie auch von der modernen Kultur geglättet ist, immerhin noch kenntlich macht. Sondern in der „Schwemme,“ wo die Holzfahrer und die italienischen Steinspalter sitzen und sich abends nach dem Essen die feinen Herrschaften von drüben dazu finden, weil es ihnen da interessanter ist als „unter sich,“ da spielt der eigentliche Roman, eine Dorfgeschichte mit einem gewöhnlichen Schluß (der Holzer-Franzl ehelicht die Luis) und einem aufs höchste spannenden Vorspiel: der schöne Tonio, den eine Blutschuld von Carrara fortgetrieben hat, Franzls Nebenbuhler, wird plötzlich aus seinem Versteck aufgehoben und nach Italien ausgeliefert. Aber sein Geschick wendet sich gegen Erwarten, und nach zwei Jahren erhält das junge Paar von dem in seine Heimat zurückgekehrten, einem wirklichen Bildhauer, ein Bildwerk geschickt, worauf er, was die Beteiligten zusammenführte, auf ergreifende Weise dargestellt hat. Das Dialektische ist vorzüglich gegeben, und die Sprache führt uns tiefer und zeigt die Denkart der Menschen. Man lernt da vielerlei nettes auf unterhaltende Weise kennen. Das Buch gehört entschieden zu den besten der vielen kleinen hübsch illustrirten Bände, mit denen uns die Verlagshandlung seit Jahren erfreut.

Neue Dichtungen. Joseph Lauff hat uns zu Weihnachten mit einem neuen epischen Gedichte beschenkt: Herodias (Köln, Albert Ahn). Er gehört nicht zu den gewöhnlichen Versemachern, sondern er strebt nach etwas höherm, und man sieht auf den ersten Blick: auch dieses Gedicht ist ein ernstes Werk besserer Ordnung. Man wird es mit Achtung lesen und dankbar für den hohen und reinen Sinn, der hier aus edeln Worten zu uns spricht, aus der Hand legen. Der Leser wird aber, damit allein nicht zufrieden, auch eine Antwort fordern auf die Frage, die der vortreffliche Samuel Johnson bei Gelegenheit von Miltons Paradies aufwirft und eingehend behandelt: Kann es auch ergötzen? Der biblische oder geistliche Stoff an sich wäre dem nicht entgegen. Man entbehrt dabei nur das Vergnügen der Spannung, die durch das Erzählen unbekannter Dinge hervorgerufen wird, denn der Gegenstand ist gegeben, und für die Erfindung ist nur kleiner Spielraum, in Nebendingen, in der Art der Schilderung von Menschen und von Sachen. Darin ist zugleich die Möglichkeit der „Ergötzung“ gegeben, ohne die ein Kunstwerk nicht sein soll. Lauff erfindet ein ähnliches Verhältnis Maria Magdalenas zu Johannes dem Täufer, wie sie es nach dem Evangelium erst zu Christus hat, und diese Erfindung ist gut und ergreifend durchgeführt. Ferner hält Herodias den Johannes für den Messias und will, um an seiner Seite künftige Königin zu sein, wenn er des Herodes Reich stürzt, seine Liebe gewinnen; darum besucht sie ihn im Kerker. Diese Erfindung ist, theoretisch genommen, ganz gewiß zulässig, aber ob sie glaubhaft ist, und ob der Dichter den Eindruck erreicht, den er durch das allerhöchste Pathos seiner Verse erstrebt, als die Königin den Täufer im Kerker aufsucht, ihn durch

Digitized by Google

ihre Reize gewinnen will und zurückgewiesen mit ihrer Rache im Herzen ihn verläßt? Das hängt von den Voraussetzungen des Lesers ab. Junge Leute werden auch diese Kerkerizene schön und großartig finden, und sie thun recht daran. Denn für junge Herzen und frische, dem Zweifelmut und kritischen Bedenken noch nicht gleich anfällige Gemüter hat der Dichter gedichtet. Seine Schilderungen sind farbenreich wie der Orient, manchmal fast berauschend, wie die Beschreibung einer Nacht in der Wüste (S. 131), die Verse tönend und voll, etwas an Freiligrath erinnernd — fünf-, bisweilen vierfüßige Jamben und Kreuzreime —, das Biblische erscheint in einer anschaulichen Umkleidung, deren Eindruck sich vielleicht mit der Wirkung vergleichen läßt, die auf unsere Augen Dorés Illustrationen machten, als sie erschienen und anstatt des gewohnten klassischen oder römischen Kostüms zum erstenmale den lebendigen Orient mit sich führten. Wer sich in diese Voraussetzungen zu finden weiß, der wird sich mit großem Genuß von Szene zu Szene führen lassen, umspielt von dem Wohllaut sehr schöner Verse. Der Verfasser hat einen äußerst feinen Sinn für die poetische Sprache. Selten nur werden wir aus der Stimmung gebracht durch eine so durch und durch prosaische Wendung, wie „ihr ganzes Wesen krankt" oder durch ein mehrmaliges „jedoch" und kleine grammatische Versehen, die eine neue Auflage leicht beseitigen kann. Und eine solche wird das prächtig ausgestattete und dabei sehr billige Buch jedenfalls bald erleben.

Von da zu J. V. Widmanns Maikäferkomödie (Frauenfels, Huber) ist allerdings ein schroffer Abstieg. Es brauchte nicht zu sein, in der Gattung liegt es nicht, denn was wäre nicht eine gute Komödie wert! Aber diese? Eine Schar Maikäfer kriecht im Frühjahr aus dem Dunkel der Erde ans Tageslicht, lebt einige Monate als Staat unter einem König mit Flügeladjutanten, Hofprediger usw., um dann allmählich nach dem Gange der Natur vernichtet zu werden. Dies Kommen, Leben und Vergehen wird geschildert in der Art, wie Menschen leben und sich über das Diesseits und das Jenseits ihre Gedanken machen und Ansichten bilden. Das Ganze ist in eine dramatische Form gebracht, mit Vignetten versehen und schön in Goldschnitt gebunden. Wer die zwei bis drei Stunden darangewandt hat, wird sich fragen: was soll es sein? Für eine Satire ist es zu stumpf, als poetische Erfindung ohne jede Stimmung, endlich als bloßer Scherz nicht witzig genug, denn über die mancherlei kleinen Unanständigkeiten können wir beim besten Willen nicht lachen. Auch in Wien ist man ja wohl nicht anspruchslos genug, dergleichen, bloß weil mans nicht laut zu sagen pflegt, für geistreich zu halten. Auch haben wir an den Verfasser von seinen frühern Leistungen her noch eine zu gute Erinnerung, um anzunehmen, daß er nichts besseres hätte machen können. Was mag er also mit dieser wunderlichen Tändelei im Sinne gehabt haben? Vielleicht den Leserkreis des high life des Grafen Westarp?

Anspruchslos und gefällig ist eine kurze Liebesgeschichte in Versen: Liebesstürme. Aus den Papieren eines vielgenannten Malers von Robert Waldmüller (Dresden, Henkler). Zu Grunde liegt ein Erlebnis, das zu einer glücklichen Ehe geführt hat. Alles ist fein empfunden und gut ausgedrückt. Man wird es mit Vergnügen lesen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# Der Friede von Adis Abeba und seine Folgen

Menelik's Sommerresidenz, unweit Antoto im fernen Schoa gelegen, hat es, obwohl sie noch nicht zehn Jahre besteht, schon zu der Ehre einer geschichtlichen Stadt gebracht. Dort wurde am 26. Oktober vorigen Jahres zwischen dem italienischen Oberstabsarzt Dr. Nerazzini und dem Negus Negest ein Friede vereinbart, der dem Kriegszustande zwischen Italien und Abessinien ein Ende machte; ein Friede, auf den, dank der Mäßigung Menelik's, das seit Adua beliebte Stichwort onorevole so ziemlich paßt, der aber trotzdem für Italien mehr bedeutet als materielle Opfer auf Grund eines verlornen Feldzugs: der 26. Oktober 1896 ist ein Wendepunkt für die italienischen Kolonialbestrebungen, vielleicht gar die Einleitung zu einem gänzlichen Rückzug aus Afrika. Aber nicht nur Italien wird durch die Verschiebung der Machtverhältnisse im Westen des Roten Meeres, wofür der Friede von Adis Abeba die feierliche Bekräftigung war, betroffen, sondern — hier mehr, dort weniger — die gesamte europäische Kolonialpolitik. Dafür liegen, obwohl seit dem Bekanntwerden des Friedensschlusses erst einige Monate verflossen sind, schon interessante Anzeichen vor.

Wir können hier nicht den Friedensverhandlungen in allen ihren Einzelheiten folgen. More abissinico wurden sie von Ras Makonnen, dem Statthalter von Harrar und Führer des Vorhuthheeres Menelik's, schon eröffnet, bevor noch ein Schuß gefallen war (im November 1895). Dann begleiteten sie die militärischen Operationen und versprachen am meisten Aussicht auf Erfolg, als sich Menelik nach der Schlacht bei Adua zum Rückzug nach Schoa rüstete. Des Hinhaltens von italienischer Seite müde, brach er die Verhandlungen Ende März 1896 in schroffer Weise ab. Was sollte nun aus den



Digitized by Google

Gefangnen werden, die er mit sich führte? Ein seltsames Bild: 16 bis 1800 Europäer werden von einem eingebornen Herrscher in monatelangen Märschen bis in das Herz Afrikas geführt, und das Mutterland sieht, Gewehr beim Fuß, ohnmächtig zu. Das Abessinien von heute ist eben nicht mehr das machtlose, auseinanderstrebende Staatengebilde wie 1868, als die Engländer zur Befreiung von ein paar eingekerkerten Landsleuten einen umständlichen, teuern Feldzug unternahmen, dessen Hauptaktion, der Sturm auf Magdala, an Verlusten einen Offizier und zehn Mann — und auch diese nur verwundet — kostete!

Wohl oder übel mußte die italienische Regierung die Verhandlungen wieder eröffnen, und sie trat zu diesem Zwecke mit dem Ingenieur A. Ilg — es ist bisher noch nicht festgestellt, ob auf dessen Angebot hin — in Verbindung. Ilg hat seit achtzehn Jahren Schoa zu seiner zweiten Heimat erwählt und darf, was Weltpolitik betrifft, als der eigentliche politische Erzieher Menelik's gelten. Daß er sich während des Krieges in Europa (Zürich) aufhielt, war natürlich kein Zufall. Im Juni 1896 reiste er nach Schoa zurück, Ende August folgte ihm Dr. Nerazzini, ein alter Bekannter Menelik's. Ihm gelang der Friedensschluß, ohne daß noch, wie der Negus im Februar und März immer verlangt hatte, ein „Großer," d. h. mindestens ein General, abgesandt worden wäre. Am 15. November abends traf die durch Kurier bis an die Küste (Zeila) gesandte und dann durch den Draht übermittelte Friedensbotschaft in Rom ein, und schon am nächsten Tage erklärten König Umberto und seine Minister (di Rudini, Visconti-Venosta und Pelloux) telegraphisch ihr Einverständnis mit den Bedingungen. Den Wortlaut des Vertrags brachte Dr. Nerazzini am 1. Januar nach Italien, und gleichzeitig mit ihm trafen zweihundertfünfzehn Gefangne ein, denen Menelik, noch ehe er von der Zustimmung Umbertos Kenntnis hatte, zum Geburtstage der Königin Margherita (20. November) die Freiheit gegeben hatte.

An den Abmachungen zwischen Italien und Abessinien fällt zuerst auf, daß sie aus zwei voneinander getrennten Aktenstücken bestehen: dem eigentlichen Friedensvertrag und dem Übereinkommen betreffend die Freigabe der Gefangnen. Diese Trennung ist augenscheinlich zur Schonung der Eigenliebe der Italiener geschaffen, denn nun wird man in Zukunft die Friedensbedingungen erörtern können, ohne dabei jedesmal an die Gefangnen aus der Schlacht von Adua erinnert zu werden.

Der Friedensvertrag hebt mit der Anrufung der „Allerheiligsten Dreifaltigkeit" an und giebt Menelik den Titel eines „Kaisers von Äthiopien und der Gallaländer." Der Zusatz ist neu, entspricht aber den im letzten Jahrzehnt von Abessinien unablässig und erfolgreich geübten Streben nach Ausdehnung in südlicher Richtung.

Wir geben nun die einzelnen Artikel im Wortlaut wieder und knüpfen unsre Bemerkungen daran.

Digitized by Google

Artikel 1. Der Kriegszustand zwischen Italien und Äthiopien hört endgiltig auf. Infolge dessen werden ewiger Friede und ewige Freundschaft zwischen S. M. dem Könige von Italien und S. M. dem Kaiser von Äthiopien, sowie zwischen deren Nachfolgern und Unterthanen herrschen.

Daß das Aufhören des Kriegszustandes besonders erklärt wird, ist nicht ohne Bedeutung. Von seiten Menelik liegt darin die Anerkennung, daß Italien sich zur Zeit der Wegnahme des „Doelwyk" (8. August 1896), der Kriegsmaterial für ihn an Bord hatte, gegenüber Abessinien noch im Kriegszustande befand, obgleich dieser aus formellen Gründen (Kriegszulage, Doppelrechnung des Kriegsjahres usw.) durch königliches Dekret vom 18. Juni 1896 bereits für Erythräa aufgehoben war.

Im übrigen weiß man, was man von dem Worte „ewig" in Friedensverträgen zu halten hat, selbst wo die sprichwörtliche abessinische Treulosigkeit nicht mit ins Spiel kommt. Wenn Italien bei Massaua bleibt, wird es über kurz oder lang von neuem die Waffen mit Abessinien zu messen haben: entweder in der Verteidigung, wenn es der seiner Kraft bewußte Gegner versuchen wird, den Zugang zum Meere bei Massaua, den er schon vor Jahrhunderten einmal besaß — eine Notwendigkeit für die gedeihliche Entwicklung des Landes! —, wieder zu gewinnen; oder angriffsweise, wenn etwa eines Tages die innerabessinischen Verhältnisse (z. B. Kämpfe um die erledigte Negüswürde) dringend zur Wiederausdehnung der Kolonie nach Süden einladen sollten.

Artikel 2. Der am 2. Mai 1889 zu Utschalli geschlossene Vertrag, sowie seine Zusatzverträge werden endgiltig aufgehoben.

Damit wurde kein neuer Zustand geschaffen, denn thatsächlich enthält jener Vertrag auch nicht einen einzigen Artikel, gegen den nicht dauernd, sowohl von italienischer als auch von abessinischer Seite, verstoßen worden wäre. Namentlich die aus Artikel 17 jenes Vertrages gefolgerte Schutzherrschaft Italiens über Abessinien hat nie ausgeübt werden können. Auf Grund dieser Erfahrungen hat man wohl geäußert, derartige Verträge mit halbbarbarischen Völkern seien überhaupt ein Unding, das Vertrauen auf ihre Artikel eine Illusion. Und jetzt?

Artikel 3. Italien erkennt die absolute Unabhängigkeit des äthiopischen Kaiserreiches als eines souveränen und unabhängigen Staates an.

Augenscheinlich war Menelik mit dem Artikel 2, der ja schon den Wegfall der Schutzherrschaft in sich schloß, noch nicht genug gethan. Warum? Erstens weil in den Wochen nach der Schlacht bei Adua das zur Regierung gelangte Kabinett Rudini wohl den Schutzherrschaftsparagraphen fallen lassen wollte, aber dafür eine formelle Erklärung Meneliks verlangte, daß er sein Land niemals unter den Schutz irgend einer fremden Macht stellen werde. Diese Zusicherung zu geben hatte sich Menelik schon wiederholt geweigert, und

Digitized by Google

an dem starren Festhalten Rudinis an seinem Verlangen scheiterten im Frühjahr die fast schon zum guten Ende geführten Friedensverhandlungen. Damals lauteten die Bedingungen Meneliks hinsichtlich der Grenze günstiger als heute, und es ist nicht zu leugnen, daß die jetzige Nachgiebigkeit in dem Punkte der fremden Schutzherrschaft einen diplomatischen Mißerfolg des Kabinetts Rudini bedeutet. Die Regierungsblätter geben das nicht zu und behaupten ebenso wie der Verkehrsminister Sineo in einer kurz nach dem Friedensschluß an seine Wähler gehaltnen Programmrede: die Erklärung der absoluten Unabhängigkeit Abessiniens schließe eben die Möglichkeit irgend einer fremdstaatlichen Schutzherrschaft aus. Im Ernst kann das wohl kaum behauptet werden.

Vielleicht ist Menelik aber auch von einem andern Gedanken geleitet worden. Wenn auch die italienische Schutzherrschaft aufgegeben ist, so bleibt doch die Thatsache bestehen, daß das ganze Abessinien auf Grund internationaler Verträge in den italienischen Einflußbereich eingeschlossen wurde. Es scheint fast, als solle der Artikel 3 sich hiergegen wenden und für das abessinische Reich eine Sonderstellung gegenüber andern afrikanischen Staaten, wie z. B. Sansibar, Dahome, Madagaskar u. a., beanspruchen. Ohne internationale Vereinbarung kann das nicht geschehen, und so wußten französische Blätter flugs von einer bevorstehenden europäischen Konferenz zur Regelung dieser Frage zu berichten. Auch von dem Allheilmittel politischer Weltverbesserer, einer etwaigen Neutralisation Abessiniens, sprachen sie schon. Von weitern Früchten des Artikel 3 wird noch die Rede sein.

Artikel 4. Da ein Einverständnis der beiden vertragschließenden Parteien über die endgiltige Festsetzung der Grenze nicht hat erzielt werden können, und da sie den Wunsch hegen, trotzdem ohne Verzug Frieden zu schließen und ihren Ländern die Segnungen des Friedens zu sichern, wird vereinbart, daß innerhalb eines Jahres vom Vertragsschlusse an gerechnet Vertrauensmänner S. M. des Königs von Italien und S. M. des Kaisers von Äthiopien die endgiltige Grenze in freundschaftlichem Einvernehmen festlegen sollen. Bis dahin soll der status quo ante in Geltung bleiben und beiden Parteien streng untersagt sein, die vorläufige Grenze, d. i. die Linie der Flußläufe Mareb-Belesa-Muna, zu überschreiten.

Dieser Artikel bildet den dunkeln Punkt des Vertrags, denn die Grenzberichtigung kann leicht zur Trübung des guten Einvernehmens führen, wenn Italien sie nicht vielleicht durch freiwillige Räumung der Grenzprovinzen Seraë und Okulè Kusai kurzer Hand erledigt. Gleich nach der unglücklichen Schlacht bei Adua dachte die italienische Regierung nicht an solche Nachgiebigkeit; tadelte sie doch scharf den damaligen Friedensunterhändler Major Salsa, weil er eigenmächtig(?) dem Negus Negest gesagt hatte: Italien verlange nur seiner Ehre wegen die Mareb-Belesa-Muna-Grenze, werde sich aber voraussichtlich später freiwillig weiter nach Norden zurückziehen. Und vor der Volksvertretung erklärte die Regierung feierlich: lieber einen neuen, opferreichen Krieg, als die Aufgabe auch nur einer Handbreit von dem Gebiete nördlich

Digitized by Google

des Mareb-Belesa-Muna! Heute weht der Wind anders, und England schickt sich schon an, mit behaglichem Schmunzeln die Erbschaft anzutreten.

Es giebt Leute, die behaupten: der Artikel 4 habe die vorstehende Fassung nur erhalten, um der italienischen Regierung Zeit zur Vorbereitung des Landes auf die Räumung der Südprovinzen (d. h. des besten Gebietsteils der Kolonie für Besiedlungszwecke), wenn nicht der ganzen Kolonie, zu lassen. Von andrer Seite wird geltend gemacht, Menelik habe die Mareb-Belesa-Muna-Grenze nicht ohne weiteres bewilligt, weil die mit den Erfolgen des Krieges unzufriednen Ras des Tigrè dagegen Einspruch erhoben hätten. Dieser Grund ist nicht ganz von der Hand zu weisen, doch glauben wir, daß sie Meneliks Befehl nicht mißachten werden. Daß sie ohne seine Hilfe dem italienischen Kolonialheer nicht gewachsen sind, dürften sie aus der Vorgeschichte des letzten Krieges gelernt haben.

Eher möchten wir annehmen, daß Menelik durch einen andern Grund bestimmt worden sei. Wäre nicht, wie inzwischen durch Freigebung des Schiffes geschehen ist, die Doelwykangelegenheit nach seinem Wunsch geregelt worden, oder entspräche die Entschädigung für den Unterhalt der Gefangnen nicht seinen Erwartungen, so hätte er es in der Hand, die Italiener bei der Grenzberichtigung — oder -Verlegung? — seinen Unmut fühlen zu lassen.

Weniger bedenklich, wenn auch etwas befremdlich erscheint der fünfte Artikel.

Artikel 5. Bis zur endgiltigen Festsetzung der Grenze verpflichtet sich die italienische Regierung, keinerlei Gebiet an eine fremde Macht abzutreten. Für den Fall, daß sie freiwillig einen Teil ihres Gebiets aufgeben sollte, wird sie ihn an Äthiopien ausfolgern.

Hier ist zunächst eins zu bemerken. Aus der telegraphischen Fassung mußte man den Schluß ziehen, daß hier nur Gebietsteile in Frage kommen könnten, die dem Szepter des Negus Negest früher einmal unterworfen waren, denn dort hieß es, sie sollten an Abessinien zurückfallen. Dementsprechend wurde dem römischen Vertreter des Standard die amtliche(?) Versicherung gegeben, der Artikel könne sich nicht auf Kassala beziehen, „da dieser Ort nicht Abessinien, sondern den Derwischen entrissen worden sei und nicht zu den zwischen Italien und Abessinien streitigen Gebieten gehöre.“ Aber was heißt „früher“? Die Provinz Taka, deren Hauptort Kassala ist, wurde den Abessiniern nach langem, unangefochtenem Besitz 1822 von Mehemed Ali entrissen und zu Ägypten geschlagen. Und noch mehr: als im Jahre 1885 England-Ägypten vor dem Andrang der Mahdisten den Sudan räumte, bewog es den Negus Negest Johannes, einer Anzahl abgeschnittener Besatzungen den rettenden Durchmarsch durch Nordabessinien zur Küste zu gestatten. Zum Dank dafür gab es ihm in den Bogosländern (Keren) und Taka freie Hand. Der abessinische Versuch, sich Kassalas thatsächlich zu bemächtigen, führte am 23. Sep-

Digitized by Google

tember 1885 zur Schlacht bei Kufit (zwischen Agordat und Kassala), die trotz des Sieges den Abessiniern (10000 Mann unter Ras Alula) die Lust zum weitern Vorrücken benahm. Negus Negest Johannes hat aber Taka immer als zu seiner Krone gehörig gerechnet, und es ist ein alter Brauch der abessinischen Herrscher — selbst der Usurpatoren des Thrones —, die Überlieferung ihrer Vorgänger in Sachen des Reichs sich anzueignen. Menelik kann aber noch mehr nachweisen, z. B. daß vor mehr als einem halben Jahrtausend — das ist doch auch „früher" — Massaua ein abessinischer Hafen war. Außerdem hat der englische Admiral Hewett, wie Meneliks Berater, der schweizerische Ingenieur Ilg, berichtet, 1884 dem Negus Johannes den Besitz Massauas noch besonders versprochen.

Nach solchen Erfahrungen und bei seiner engen Verbindung mit französischen Agenten ist das Mißtrauen Meneliks gegen die englische Politik begreiflich. So heißt es denn auch, daß Artikel 5 von ihm aufgestellt worden sei, weil ihm der erfolglose päpstliche Abgesandte, Monsignore Macarius, gedroht habe, wenn er nicht bald Frieden schließe, werde Italien ganz Erythräa an England übergeben.

Nun spricht aber der Wortlaut des Vertrages gar nicht einmal von „Zurückfallen" früher besessener Gebiete an Abessinien, sondern verlangt — freilich nur bis zur Grenzberichtigung — einfach die Auslieferung der etwa aufgegebnen Gebietsteile. Es befremdet, daß die italienische wie die englische Presse über diese Verschiedenheit des Textes glatt hinweggegangen ist.

Artikel 6. Zur Hebung der händlerischen und industriellen Beziehungen zwischen Italien und Äthiopien kann(!) eine weitere Übereinkunft geschlossen werden.

Nach der Versicherung eingeweihter Franzosen ist es der ehrliche Wunsch Meneliks, sein Land dem italienischen Handel zu eröffnen. Dieser dürfte aber gegenüber dem französischen, griechischen und vielleicht auch noch russischen Wettbewerb nicht allzu günstige Aussichten haben. Daher zeigt man in Italien wenig Sympathien für einen solchen Vertrag. Gleichwohl wäre es ein politischer Fehler, ihn nicht abzuschließen.

Artikel 7. Der gegenwärtige Vertrag wird durch die vertragsschließenden Parteien den Mächten mitgeteilt.

Von Menelik ist dieses Verlangen ohne Zweifel gestellt worden, weil Italien 1889 den Mächten den Schutzherrschaftsartikel des Vertrages von Utschalli auf Grund des Artikels 34 der Kongoakte mitteilte.

Artikel 8. Der Vertrag ist binnen drei Monaten nach dem Datum seiner Unterzeichnung zu ratifizieren.

Das Telegramm sagte: binnen einem Monat, was mit Rücksicht auf die Verbindung zwischen Adis Abeba und Rom einfach nicht möglich war. Wie schon erwähnt, geschah die Ratifikation bis Zeila auf telegraphischem Wege. Menelik hatte unmittelbar nach Abschluß des Friedensvertrages noch eine

Digitized by Google

längere glückwünschende Depesche unmittelbar an König Umberto I. gerichtet: es ist nichts darüber bekannt geworden, daß dieser entsprechend geantwortet hätte. Bei dem Kummer des Königs über die Entwicklung der afrikanischen Dinge ist das auch unwahrscheinlich.

Artikel 9. Der gegenwärtige Friedensvertrag ist in amharischer und französischer Sprache und zwar mit völlig gleichlautendem Text abgefaßt und in zwei von beiden Parteien zu unterzeichnenden Exemplaren ausgefertigt, von denen das eine in den Händen S. M. des Königs von Italien, das andre in den Händen S. M. des Kaisers von Äthiopien bleibt.

Der Vertrag von Utschalli war in amharischer und italienischer Sprache aufgestellt. Menelik machte bei seinem Widerstand gegen den Schutzherrschaftsartikel geltend, daß die beiden Texte nicht mit einander übereinstimmten.

Aus den minder wichtigen Übereinkommen, betreffend die Freigebung der Kriegsgefangnen, sei hier nur angeführt, daß sie ohne Lösegeld geschieht, daß aber für die Verpflegung der Gefangnen seit dem 1. März 1896 eine von der italienischen Regierung festzusetzende Entschädigungssumme zu zahlen ist. So wurde diese peinliche Angelegenheit in einer für Italien am wenigsten verletzenden Weise geordnet. Daß nicht in geheimen Abmachungen der Entschädigungspreis von vornherein festgesetzt gewesen sei, hat Dr. Nerazzini nach seiner Rückkehr ausdrücklich versichert. Auch insoweit schonte Menelik das italienische Nationalgefühl, als er dem königlichen Italien zuliebe und natürlich auch, um ein wirksames Druckmittel nicht aus der Hand zu geben, dem Papste die erbetne Freilassung der Gefangnen versagte. Vatikanische Quellen suchten diesen Mißerfolg des päpstlichen Abgesandten Macarius mit Meneliks Verstimmung wegen der Wegnahme der „Doelwyk“ zu erklären. Das ist wenig glaubhaft, denn Menelik wird sich deshalb nur geringe Sorge gemacht haben, wie denn auch thatsächlich durch Spruch des Prisengerichts vom 8. Dezember 1896 Schiff und Ladung (45316 Mehrladegewehre und 5025832 Patronen) mit Rücksicht auf den Friedensschluß ihren Eignern zurückgegeben wurden. Größere Wahrscheinlichkeit hat die im übrigen unkontrollirbare Nachricht für sich, daß der Zar einen gelinden Druck im Sinne des Friedens auf den Negus ausgeübt habe. Die Hauptsache wird aber wohl der Geschicklichkeit Nerazzinis zu verdanken sein.

Sehen wir uns nun die Folgeerscheinungen des Friedens von Adis Abeba an, so gewinnt es fast den Anschein, als sei dort eine der seltnen Partien zu Ende gespielt worden, bei denen es keinen Verlierer giebt. Freude und Befriedigung auf der ganzen Linie!

In Italien atmete man, als die Kunde von dem Friedensschluß anlangte, wie von einem schweren Alp befreit auf, und es fehlte nicht viel, daß sich das Land in jubelnden Kundgebungen ergangen hätte. Städte und Gemeinden sandten Glückwunschtelegramme nach Rom, die Regierungsblätter lobten den

Digitized by Google

„ehrenhaften" Frieden, das Werk ihrer Herren und Meister als eine Musterleistung diplomatischer Kunst, in einem Turiner Gotteshause wurde ein feierliches Danktedeum abgehalten, dem zwei königliche Prinzen beiwohnten, und hätten nicht ernste Blätter eindringlich gewarnt, so wären die aus der Kriegsgefangenschaft eintreffenden Soldaten vielleicht wie siegreich heimkehrende Helden gefeiert worden. Über die Zukunft Erythräas äußerte sich Rudini am 2. Dezember in der Kammer unbestimmt, und wenn er auch die Absicht einer völligen Aufgabe der Kolonie in Abrede stellte, so liegen doch manche Anzeichen dafür vor, daß die gegenwärtige Regierung ernstlich mit diesem Gedanken umgeht. Ob sie ihn gegenüber dem Lande wird durchsetzen können, ist eine andre Frage. Jedenfalls müßte ein Rückzug Italiens aus Afrika zu ernsten kolonialpolitischen Mißhelligkeiten unter den europäischen Mächten führen, denn wer soll der Erbe sein?

Im Februar begiebt sich Dr. Nerazzini wiederum nach Schoa, um etwa noch bestehende Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Negus Negest und der italienischen Regierung zu heben, auch wohl zur Vereinbarung hinsichtlich der Thätigkeit des Grenzberichtigungsausschusses und der Einlieferung der Geldentschädigung für den Unterhalt der Gefangnen.

In Schoa schwimmt man natürlich in eitel Wonne und träumt vom Eintritt in den internationalen Völkerverkehr, trotz fröhlich geübter Entmannung erlegter Gegner und gelegentlichen nutzbringenden Sklavenhandels. Freilich muß man auch gerecht sein und anerkennen, daß Menelik so alte, tief eingewurzelte Mißbräuche kaum mit einem Schlage abstellen kann. Jedenfalls hat Abessinien die „absolute Unabhängigkeit" erkämpft, und vielleicht ist mit der Anknüpfung lebhafterer Beziehungen zu europäischen Staaten der Grund zu einer ungeahnten Entwicklung des seit einem Jahrtausend in träger Unveränderlichkeit verharrenden Landes gelegt. Im März, spätestens im April dieses Jahres, wird nach Nerazzinis Mitteilung der Telegraph Adis Abeba mit Dschibuti verbinden.

Auch bei den mehr oder minder beteiligten europäischen Mächten herrscht ausnahmslos Befriedigung. Die Dreibundmächte — und auch England — beglückwünschten Italien amtlich zum Friedesschluß, und ihre Presse erklärte ziemlich einmütig, daß er eine militärische Stärkung Italiens für die Zwecke des Dreibunds und für die Machtstellung im Mittelmeer bedeute. Umgekehrt erhoffte man in Frankreich daraus eine Annäherung Italiens, da nun ein trennender Punkt in den Beziehungen zwischen den beiden Reichen, die Nebenbuhlerschaft in Bezug auf Abessinien, wegfalle, natürlich so, daß der französische Einfluß jetzt riesengroß gewachsen ist und den Wettbewerb Italiens nicht mehr zu fürchten hat. Die französischen Agenten brauchen aus völkerrechtlichen Gründen nicht mehr im Geheimen zu arbeiten: schon ist ein außerordentlicher Abgesandter Frankreichs in der Person des ehemaligen Gouverneurs von Obok,

Digitized by Google

Lagarde, nach Schoa unterwegs. Über seine Aufgabe wird Stillschweigen bewahrt: soll er dauernd als diplomatischer Vertreter Frankreichs an Menelik's Hof bleiben? Soll er den Bau der Eisenbahn von Dschibuti bis Harrar oder wohl gar Antoto (über sechshundert Kilometer) betreiben, sodaß Menelik sie 1900 bei seinem Besuche der Pariser Centenarausstellung benutzen kann? Soll er die Handelsbeziehungen zwischen den beiden Ländern fördern und so der kleinen französischen Kolonie Obok eine rosige Zukunft sichern?*) Oder soll er gar in hoher, englandfeindlicher Politik machen und Menelik veranlassen, zunächst den Derwischen gegen England-Ägypten freie Hand zu lassen, dann aber den englischen Traum einer Querverbindung durch Afrika von Norden nach Süden zu nichte zu machen und selbst vom obern Nilthal Besitz zu ergreifen? Wer weiß es! Jedenfalls schlug zunächst in Frankreich die Begeisterung für Menelik so hohe Wogen, daß er durch seinen getreuen Moudon in französischen Blättern summarisch seinen Dank für die vielen Glückwünsche und Zuschriften sagen lassen mußte.

Nicht minder befriedigt und daher vom reinsten Wohlwollen für die Italiener beseelt äußerten sich die Russen. Das hinderte sie freilich nicht, Mitte Dezember 1896 den Versuch zu machen, sich ein Stück italienischen Schutzgebietes durch einen kühnen Handstreich anzueignen. Ein russischer Kreuzer landete auf dem Boden des Sultanats Raheita ein Kommando zu — hydrographischen Vermessungen. Soweit ist es aber mit der Afrikamüdigkeit Italiens doch noch nicht gekommen, daß es eine solche Unternehmung als ein Erlöserwerk betrachtete. (Letztere Annahme scheint auch die deutsche Kolonialzeitung zu hegen, die aus dem vermeintlichen Zusammenbruch der italienischen Kolonialpolitik einen Hafen am Roten Meere für Deutschland retten möchte.) Die Russen scheinen in Abessinien doch mehr vorzuhaben als eine platonische Pflege der Religionsverwandtschaft, denn den wenigen Ärzten ihrer Expedition vom Roten Kreuz, die am 26. Juli 1896 in Adis Abeba eintraf und Ende des Jahres bis auf ein paar(?) Offiziere zurückkehrte, waren als besonders geeignete Krankenpfleger beigegeben: ein General, vier Generalstabs-, sechs Kavallerie- und vier Artillerieoffiziere, sowie sieben Kavallerie- und dreizehn Artillerieunteroffiziere. Dann ist am 1. Januar 1897 ein längst vorbereiteter, vorläufiger russisch-abessinischer Handelsvertrag in Kraft getreten, ohne daß freilich bisher auch nur bescheidne Handelsbeziehungen zwischen den beiden Reichen bestünden. Meneliks Geheimschreiber Ato Joseph hat in Petersburg bei längerm Aufenthalt eine gute Aufnahme gefunden und ist jetzt in Begleitung des unermüdlichen Leontieff, der den Abessiniern diesmal einen Kursus in der Landesbefestigungskunst erteilen soll, auf der Heimreise. Wagen-

*) Es verlautet bereits, daß Lagarde in Harrar vollzogne (also längst fertige) Handelsverträge zwischen Frankreich und Abessinien ausgetauscht habe.



Digitized by Google

ladungen mit Geschenken des Zaren für Menelik, z. B. Musikinstrumente, sind abgegangen, während der Präsident Faure der schwarzen Majestät Sèvresporzellan, Parfümerien und einige Orden für die Ras(!) durch Lagarde überreichen läßt. Und noch mehr. Ato Joseph hat einen Abstecher nach Konstantinopel gemacht und dem Sultan den abessinischen Orden Salomonis überreicht. Menelik, der Erbfeind der Muhammedaner als christlicher Abessinier zeigte sich vorurteilsfrei! Als Gegenleistung sendet ihm der Sultan durch eine besonders prunkvolle Abordnung den Osmanièorden usw. Alles Folgen des Friedens von Adis Abeba!

So bliebe noch England. Stillvergnügt betrachtet es den Niedergang der italienischen Kolonisation, und während es den Italienern mit patronisirender, Miene das Zeugnis ausstellt, daß ihrer militärischen Ehre in Erythräa vollauf Genüge gethan sei, giebt es ihnen den guten Rat, sich ganz aus Afrika zurückzuziehen. Kassala hat es schon halb in der Tasche, warum soll ihm nicht das ganze, zur Abrundung des nordostafrikanischen Besitzes so außerordentlich geeignete Erythräa zufallen? Dann erst würden der Zug nach Dongola und ein weiterer nach Khartum-Omdurman goldne Früchte tragen. Freilich haben bei solchen kolonialen Verschiebungen die europäischen Mächte auch noch ein Wort mitzureden.

So sind denn als Folgen des Friedens von Adis Abeba zu verzeichnen: für Italien eine stille Selbstbescheidung, in einzelnen andern Ländern eine gesteigerte Begehrlichkeit. Erythräa muß also doch etwas wert sein. Jedenfalls würde eine etwaige Räumung der Kolonie vonseiten Italiens ernste europäische Verwicklungen nach sich ziehen, zumal da es sich um Häfen und Gebiete handelt, die an dem wichtigsten Seewege nach Indien liegen. Was wird geschehen, wenn Italien die Flinte etwa voreilig ins Korn wirft?

Friedenau Karl von Bruchhausen

# Die Entstehung des Staatsschuldenwesens und der Börsen

Eine Madame Rothschild soll zur Zeit einer politischen Krisis in Gesellschaft gesagt haben: es wird kein Krieg, mein Mann giebt das Geld dazu nicht her. Das ist eine unverbürgte Anekdote; urkundlich verbürgt aber ist es, daß Karl V. keinen seiner Kriege hätte führen können, ja daß er nicht Kaiser geworden wäre, wenn Jakob Fugger nicht das Geld dazu gegeben hätte. Da durfte wohl Ehrenberg

Digitized by Google

auf die zwei Bände, in denen er diese Dinge darstellt, „das Zeitalter der Fugger“ setzen und so das Zeitalter der Reformation umtaufen.*) Mehr noch als die Zeit, die er beschreibt, berechtigt ihn das dazu, was darauf gefolgt ist. Wer wagt wohl zu behaupten, daß Luther, wenn er wiederkäme, von dem in den verschiedensten Stilarten weitergeführten Ausbau seines Werks befriedigt sein würde? Dagegen würde der große Geldmann, sein Zeitgenosse und Gegner, beim Anblick unsers heutigen Finanzwesens sicherlich voll Entzücken ausrufen: Das übertrifft meine kühnsten Träume! Und dann: welche Rolle spielen denn heute im Völkerleben die christliche Religion, die protestantische Theologie und die evangelische Kirche, und welche Rolle spielt das Geld? Über den ersten Band, der die Geschichte der großen Bankhäuser des sechzehnten Jahrhunderts, besonders der deutschen, der Augsburger, erzählt, soll von einem andern Mitarbeiter berichtet werden. Darum wollen wir hier die Hauptergebnisse des zweiten, der „die Weltbörsen und Finanzkrisen des sechzehnten Jahrhunderts“ behandelt, kurz zusammenfassen. Wer auf den Namen eines Geschichtskenners Anspruch machen will, der muß das die historische Forschung ein gut Stück weiter fördernde Werk selbst studiren.

Die mittelalterliche Naturalwirtschaft in die Geld- und Kreditwirtschaft übergeführt zu haben, ist bekanntlich das Verdienst der Italiener, namentlich der Florentiner. Nicht wenig ist ihnen dabei die römische Kurie behilflich gewesen, die erste und längere Zeit hindurch die einzige große Geldsammlerin und Kapitalsmacht des Mittelalters. Die Medici und ihre heimischen Konkurrenten wurden von den Augsburger Häusern, unter denen das Fuggersche das größte war, abgelöst. Gleich den Florentinern verwerteten die Augsburger das im Warenhandel erworbne Geldkapital durch Darlehen an die Fürsten. Und es traf sich, daß dem über den Umfang früherer Zeiten hinausgehenden Angebot eine gewaltige, stetig steigende Nachfrage entsprach: die kriegführenden Mächte bedurften immer größerer Söldnerheere, und mit Ausnahme des Königs von Frankreich hatte kein Fürst unmittelbaren Zugang zu den Geldbeuteln seiner Unterthanen. Die Fugger, die Antwerpner Börse, dann die Genueser hatten das Geld aufzubringen, das die spanischen Habsburger brauchten, sich selbst und ihre Länder zu ruiniren, während die Florentiner, jetzt nicht mehr Geldmächte, sondern nur noch Finanzkünstler, das französische Finanzwesen organisirten. Den Gläubigern Spaniens dienten die spanischen Silberflotten, die verpfändeten Staatseinkünfte, die Quecksilberbergwerke von Almaden als Deckung, und die meisten dieser Deckungsmittel mußten erst von Fuggerschen und Genueser Agenten in Spanien selbst verwirklicht werden, was oft nur

*) Das Zeitalter der Fugger. Geldkapital und Kreditverkehr im sechzehnten Jahrhundert. Von Dr. Richard Ehrenberg. 1. Band: Die Geldmächte des sechzehnten Jahrhunderts. 2. Band: Die Weltbörsen und Finanzkrisen des sechzehnten Jahrhunderts. Jena, Gustav Fischer.

Digitized by Google

sehr unvollkommen gelang; und da außerdem die Anleihen weit über die Deckung hinausgingen, so reihte sich ein Staatsbankrott an den andern. Ganz deutlich enthüllte sich dabei die Natur des Geldes. Erstens bildeten die Silberflotten nur einen sehr kleinen Teil des Geldes, dessen man bedurfte; der bei weitem größte Teil bestand in Kreditpapieren verschiedner Art. Zweitens ging alles Gold und Silber durch den spanischen Volkskörper hindurch, nicht wie nährende Speise, sondern wie ein verheerendes Gift. Die Güter laufen eben nicht dem Gelde, sondern das Geld läuft den Gütern nach; die Güter aber, aus denen das Einkommen besteht, werden durch Arbeit geschaffen. Daher nutzt das Geld — lediglich als Tauschmittel und als Unterlage des Kredits — nur denen, die selbst arbeiten oder andre für sich arbeiten lassen; und bei denen stellt sich das Geld von selbst ein, auch wenn sie weder Gold- noch Silbergruben haben. Die Spanier verrichteten wenig produktive Arbeit, und von den Niederländern, die für sie arbeiteten, richteten sie die einen zu Grunde und verwandelten sie die andern, von blindem Fanatismus getrieben, aus Unterthanen in Todfeinde; so kam Spanien mit all seinen Silberflotten auf die Kupferwährung herunter. Aber nicht allein sich selbst richteten die Spanier — und auch die französischen Könige — zu Grunde, sondern auch ihre Gläubiger. Was die großen Geldleute nicht beizeiten aus dem Geschäft herausgezogen und in Grundbesitz angelegt hatten, das ging bis auf den letzten Pfennig verloren. Selbstverständlich steckte in diesen Verlusten auch all das fremde Kapital, das ihnen die wie immer blinde Gewinnsucht ihrer sparenden Mitbürger anvertraut hatte; die Könige wunderten sich manchmal über das durch keinen noch so räuberischen Bankrott zu verwüstende, wahrhaft rührende Vertrauen der Geldleute, besonders der deutschen. In einer der Krisen, 1561, schrieb einer von den klügern, Lienhard Tucher in Nürnberg, an seinen Vetter Lazarus in Antwerpen: „Dieweil die schweren Kriege nun viele Jahre lang gewährt, und die großen Potentaten große Summen Geldes auf hohe Interessen von allen Nationen aufgenommen haben, hat sich ein jeder mit den großen Interessen bereichern wollen, sowohl die großen Hansen wie die Unvermöglichen; so hat denn ein jeder gegen Unterpfand oder auf Wechsel aufgenommen, was er hat bekommen können, und hat nicht bedacht, in welche Schwierigkeiten er gelangen würde, wenn die Fürsten ihre Versprechungen nicht hielten, wie denn jetzt schon vor Augen ist, daß bei den großen Potentaten kein Glauben mehr will gehalten werden, und solches einer von dem andern lernt." Und so haben die Deutschen und die Italiener aus blinder Gewinnsucht mit ihrem sauer verdienten Gelde die spanischen und die französischen Heere bezahlt, die Deutschland und Italien verwüsteten.

Natürlich suchten sich die Geldleute durch hohe Zinsen, Wucherzinsen, sicherzustellen, obgleich die ihnen auf die Dauer nichts genützt haben; Karl V. mußte in Antwerpen einmal über dreißig Prozent zahlen, und ein Teil des

Digitized by Google

Zinses wurde ihm gleich bei Auszahlung des Darlehens abgezogen. Der Zinsfuß für Fürstenanleihen stand stets über dem Börsenzinsfuß. Konnte doch der Fürst bei dem damaligen Zustande des Steuerwesens keine andre Sicherheit bieten als sein Wort, Pfänder, die der Gläubiger selbst unter Hindernissen zu Gelde zu machen hatte, und die Hoffnung auf sein Kriegsglück. Nur der französische König war in der Lage, seine Unterthanen zu besteuern, und in Frankreich zuerst wurde der Finanzminister aus einem Unterhändler mit Geldleuten ihr Herr. (Weil parti der Kunstausdruck für ein Finanzgeschäft war, wurden seine Geldleute seine partisans genannt, und da sie eine politische Rolle spielten, so nahm das Wort partisan allmählich seine heutige Bedeutung an.) Indes ist es ja bekannt, wie die finanzielle Allmacht der französischen Krone das Land zuletzt in einen allgemeinen Bankrott gestürzt und einem ihrer Träger den Kopf gekostet hat.

Ganz anders verlief die Sache in den frei gewordnen Niederlanden. „Wer dem achtzigjährigen glorreichen Freiheitskampfe der kleinen Niederlande gegen das Weltreich Spanien gerechte Bewunderung zollt, darf nicht vergessen, daß davon ein guter Teil dem niederländischen Staatskredit gebührt. Die Standhaftigkeit des Volkes und das Genie der Oranier in allen Ehren; aber auf die Länge der Zeit hätten sie nicht ausgereicht, um den Sieg zu erringen, und noch weit mehr als irgendwo sonst gilt hier der Spruch: pecunia nervus belli.“ Die niederländische Seemacht brachte allerdings mehr ein, als sie kostete, aber die Landheere kosteten Geld, und die an Bundesgenossen zu zahlenden Subsidien kosteten noch mehr. Der Kredit des winzigen Staates aber ward keinen Augenblick erschüttert; auch in den schlimmsten Lagen hielt er seinen Gläubigern Wort, und der Zinsfuß seiner Anleihen sank bis auf vier Prozent. Wie brachte er dieses Wunder fertig? Zunächst dadurch, daß das Volk rastlos, auch im Kriege, Geld verdiente. Der Handel führte den Kaufleuten solche Reichtümer zu, daß sie den Gemeinden und den Staaten ihre überflüssigen Gelder anboten und die Anleihen nicht zurückgezahlt haben mochten, auch wenn der Schuldner dazu bereit war. Dann durch ihre Verfassung, die der der mittelalterlichen Städte entsprach, die ebenfalls schon Kredit gehabt hatten, während die Fürsten niemals welchen hatten. „Die Republik der Niederlande war ja ein vorzugsweise aus Städten bestehendes Gemeinwesen. Ihr Kredit beruhte zunächst auf dem der einzelnen Provinzen, dieser wieder auf dem der Städte. Jede Stadt und jede Provinz bildete eine Korporation, deren Mitglieder, die Bürger, für ihr Gedeihen solidarisch mit einander verbunden waren, wenn sie auch nicht mehr wie die Stadtbürger in früherer Zeit mit ihrer Person und mit ihrer gesamten Habe für die Schulden der Gemeinschaft hafteten.“ Den Holländern folgten die Engländer nach. Dreihundert Jahre nach der Zeit, wo die italienischen Städter schon Virtuosen des Gewerbes, des Handels und des Geldgeschäfts gewesen waren, unter Elisabeth, waren sie noch

Digitized by Google

ein Volk von Ackerbauern und Schafzüchtern, ohne Kapital und ohne Schulden. Aber von der Regierung dieser Königin an entwickelte sich mit wunderbarer Schnelligkeit ihr Handel und brachte ihnen Reichtümer. Gleichzeitig legte Gresham, ein kluger Großkaufmann und Spekulant, dabei treuer Diener seines Vaterlandes, den Grund zu einer guten Finanzwirtschaft. Die Stuarts waren, wie alle schlechten Regenten, auch schlechte Wirte und stürzten England in den Bankrott. (Als Gegenstück mag man Heinrich IV. ins Auge fassen; er ist der einzige französische König nach 1500, der etwas getaugt hat, und er ist auch der einzige, der sich von seinem Sully hat leidlich geordnete Finanzen schaffen lassen.) Ein dem Holländischen ähnlicher, ja ihn noch übertreffender Staatskredit wurde in England erst nach der Revolution von 1689 begründet. „Macaulay hat seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß England erst so spät dem Beispiele Frankreichs und der Niederlande hinsichtlich der fundirten Anleihen gefolgt ist. Diese Verwunderung zeigt aufs neue, welche Schwierigkeiten selbst große Geschichtschreiber bei Beurteilung einfacher wirtschaftlicher Vorgänge zu überwinden haben. Eine fundirte Schuld konnte nicht entstehen, so lange Krone und Parlament noch mit einander um die Herrschaft im Staate kämpften. Erst nach der Revolution wurde der englische Staat das, was die Republik der Vereinigten Niederlande schon längst geworden war: eine wirkliche Körperschaft fest mit einander verbundner Individuen, ein dauerhafter Organismus. Seitdem erst konnte sich in England ein eigentlicher Staatskredit entwickeln, wie er andrerseits freilich auch in Frankreich dadurch geschaffen worden war, daß der Monarch schon durch sein bloßes Wort seine Unterthanen ohne weiteres für seine Schulden haftbar machen konnte. Aber durch ein wichtiges Moment unterschied sich der englische Staatskredit sowohl von demjenigen Frankreichs, wie auch von dem der Vereinigten Niederlande: er stand unter der Kontrolle der Öffentlichkeit. England war das erste Land, das in seinem Finanzwesen diesen großen Grundsatz einführte, dessen Bedeutung man übrigens in den Niederlanden schon frühzeitig empfunden hatte. Um sie richtig zu würdigen, braucht man nur an die Kette unausgesetzter Täuschungen zu denken, denen jeder Versuch, die Finanzlage eines Staates kennen zu lernen, bei der sonstigen Geheimniskrämerei notwendig unterliegen mußte. Ein Finanzwesen, wie es sich seit jener Zeit in England entwickelte, konnte freilich durch das Licht der Öffentlichkeit nur gewinnen, während bei den meisten andern Ländern das Gegenteil wohl mit Recht befürchtet werden mußte."

Anleihen von der Größe der französischen und der spanischen konnten nicht von einzelnen Geldleuten, auch nicht von bloßen für den einzelnen Fall gebildeten Konsortien, sondern nur durch die organisirte Heranziehung der im Lande verstreuten kleineren Kapitalien aufgebracht werden, und für den regelmäßigen Verkehr zwischen Gläubigern und Schuldnern war ein Kapitalmarkt notwendig, die Börse. Das Wort bursa wurde für eine regelmäßige Versammlung von Kaufleuten zuerst in Brügge gebraucht, die Sache aber ist erst

Digitized by Google

in Antwerpen entstanden. Der auf den mittelalterlichen Handelsplätzen zwei- bis viermal im Jahre wiederkehrende Markt, die Messe, ward schon früh zum Mittelpunkte des Zahlungs- und Wechselverkehrs, indem die Kaufleute für ihre größern Zahlungsverpflichtungen die Messe als Zahlungstermin vereinbarten und die Barzahlung soweit wie möglich durch Kompensation der Forderungen ersetzten. Antwerpen erfreute sich nun, dank der Weisheit seiner vorspanischen Landesherrn, unbeschränkter Handelsfreiheit; die dort verkehrenden genossen das Marktrecht alle Tage im Jahre, sodaß dort täglich jede Art von Geschäft abgeschlossen werden konnte, und Ludovico Guiccardini urteilte, Antwerpen sei eine unaufhörliche Messe. Diese Freiheit war, wie Ehrenberg beweist, die Hauptsache. Dazu gesellte sich die Gunst der Lage, die nach dem Untergange des Levantehandels, allerdings nur vorübergehend, eine gewaltige Bedeutung gewann. Die Gewürze, die früher über Venedig und die oberdeutschen Städte eingeführt worden waren, gingen jetzt von Lissabon nach Antwerpen und verteilten sich von hier aus über Europa. So wurde Antwerpen der Mittelpunkt des Gewürzhandels, außerdem des englischen Tuchhandels. An den Warenhandel schloß sich wie immer und überall der Geldhandel an, und da der Gewürzhandel, namentlich der Pfefferhandel, durch die Ungewißheit seines Verlaufs immer mehr ein Gegenstand gewagter Spekulationen wurde, so wandten sich gerade die solidern Häuser mit Vorliebe dem Geldhandel zu, für den nun wieder Antwerpen der geeignetste Platz war, weil die großen spanischen Anleihen vorzugsweise für die in den Niederlanden stehenden Truppen gebraucht und daher durch Wechsel auf Antwerpen verwirklicht wurden. Hier vor allem wurden die Schuldurkunden in käufliche Anlagepapiere verwandelt, hier diese Papiere „fungibilisirt," sodaß man, ohne bestimmte Stücke im Auge zu haben, eine beliebige Anzahl davon bestellen konnte, hier wurden die Arbitrage und das Differenzspiel ausgebildet, hier die „Börsenmeinung" gebildet und der Kurs festgesetzt. Den Anstoß zu der ersten großen Baissespekulation gab eine starke Erschütterung des französischen Kredits, die die französischen Anleihepapiere entwertete und massenhafte Verkäufe von solchen zur Folge hatte. Seite 134 ff. findet man eine hübsche Darstellung der volkswirtschaftlichen Bedeutung der Börsenmeinung, die selbstverständlich nicht durch das Streben nach Wahrheit gebildet wird, sondern dadurch zu stande kommt, daß jeder an der Börse beteiligte Geld verdienen will und daher den Stand des Marktes so genau wie möglich zu ermitteln sucht. Man weiß, wie Antwerpen zu Grunde gerichtet worden ist; den letzten Stoß gab der Stadt, die einige Jahrzehnte hindurch der Weltmarkt gewesen war — nicht bloß ein Weltmarkt wie heute London oder Hamburg —, die furchtbare Plünderung von 1576, die vorzugsweise dadurch verursacht ward, daß den spanischen Truppen infolge des Staatsbankrotts von 1575 kein Sold gezahlt werden konnte.

Gleichzeitig mit der Antwerpner Börse blühte die Lyoner, die von geringerer Bedeutung und ausschließlich eine Schöpfung der französischen Könige

Digitized by Google

war, von denen sie auch wieder durch fiskalischen Druck vernichtet wurde. Großes Aufsehen machte im Jahre 1555 jene große Anleihe (le grand parti), zu der jedermann eingeladen wurde, und die daher als die erste Subskriptionsanleihe bezeichnet werden muß. Der König hatte das uneingeschränkte Besteuerungsrecht, aber seine Finanzkünstler hatten doch schon die Wahrnehmung gemacht, daß sich das Geld vor dem mit Drohung und Zwang arbeitenden, Furcht erregenden Steuerheber verkriecht, durch die Aussicht auf Gewinn dagegen aus allen Winkeln hervorgelockt wird. Und die Berechnung täuschte nicht; es kamen die Dienstboten mit ihren Sparpfennigen gerannt, und unter den großen Hansen erschienen sogar die türkischen Paschas.

Nach dem Niedergange Antwerpens, Lyons und Augsburgs zogen die Genueser auf ein halbes Jahrhundert, bis 1627, das Geldgeschäft an sich. Sie organisirten, nicht in Genua selbst, sondern an kleinern savoyischen und oberitalienischen Orten, zuletzt in Piacenza, einen Meßverkehr, der als Clearinghouse für ganz Europa diente und einen Mittelpunkt der Zahlungsausgleichungen gebildet hat, wie, nach Ehrenberg, seitdem keiner mehr dagewesen ist. „Nicht die Silbergruben Potosis, sondern die Genueser Wechselmessen ermöglichten es dem Könige Philipp II. in erster Linie, noch jahrzehntelang Weltmachtpolitik zu treiben, als ihm die sonstige Berechtigung hierzu schon abhanden gekommen war; sie ermöglichten es seinen Nachfolgern noch mehrere weitere Jahrzehnte hindurch, Kriege zu führen, Subventionen zu zahlen, Italien zu beherrschen, kurz, aktive Politik zu treiben.“ In einer Zeit, wo „die enorme Steigerung der Silberproduktion überall das Gold, und außerdem massenhafte fürstliche Falschmünzerei überall das gute Geld, Silber wie Gold, verdrängte,“ gelang den Genueser Messen das Unerhörte, was bis dahin noch keinem Fürsten gelungen war, eine feste Währung, und zwar Goldwährung zu schaffen. Allen Geschäften wurde der Markenscudo (Scudo de [de' oder di?] Marchi) zu Grunde gelegt, eine imaginäre Werteinheit, von der hundert soviel galten wie neunundneunzig Goldscudi der fünf besten Prägungen: Spanien, Neapel, Venedig, Genua, Florenz. Die Barzahlungen spielten auf diesen Messen selbstverständlich nur eine untergeordnete Rolle, aber wer solche zu leisten hatte, der mußte seine Scudi vorher von dem beeidigten Wäger prüfen und in Säckchen einsiegeln lassen.

Das Erbe Antwerpens verteilte sich auf viele Städte, die sich sämtlich Börsen schufen und sie meistens heute noch haben. Haupterbin war zunächst natürlich Amsterdam. Auch Frankfurt a. M. erhielt eine Börse, und während die Begründung des modernen Finanz- und Börsenwesens ganz ohne Beteiligung der Juden vor sich gegangen war, wurde hier zuerst, und zwar im Jahre 1685, die Klage laut, die Juden hätten das ganze Wechselgeschäft und die Maklerthätigkeit an sich gezogen.

Digitized by Google

# Zur Kritik des Marxismus

Von Carl Jentsch

in bekehrter Sozialdemokrat, der gegen den Marxismus schreibt,*) und ein königlich preußischer Universitätsprofessor, der sich zum Marxismus bekennt,**) sind an sich so merkwürdige Erscheinungen, daß eine politische Wochenschrift nicht gut an ihnen vorübergehen kann, und da ich gleichzeitig mit den Schriften dieser beiden auch die sehr gründliche und mit mühsamem Fleiß gearbeitete Kritik des Marxismus von Wenckstern***) gelesen habe, so will ich diese Gelegenheit dazu benutzen, meine schon mehreremal ausgesprochne Ansicht über die Bedeutung des anerkannt größten Klassikers des Sozialismus noch einmal zu wiederholen. Solche Wiederholungen sind notwendig, weil eine unbefangne und sachliche Behandlung von Gegenständen eines heftigen Parteistreits den Parteien unbequem ist, diese daher in ihren Organen gern falsch darüber berichten, und solche falsche Berichte sich im Gedächtnis der Leser festsetzen, wenn nicht von Zeit zu Zeit dagegen Einspruch erhoben wird. Ich schicke diesmal der Darstellung ein paar, den Lesern ebenfalls längst bekannte, Leitsätze meiner allgemeinen Weltansicht voraus, die für sich allein schon darthun, daß ich unmöglich Sozialist und am allerwenigsten Marxist sein kann.

1. Ignorabimus! Das Geheimnis des Daseins ist nicht zu ergründen. Der menschliche Verstand ist ein Laternenlicht in der Nacht, das uns die nächste Umgebung so weit aufhellt, daß wir sehen, wohin wir bei jedem Schritt vorwärts den Fuß setzen können, aber niemals die ganze Wirklichkeit durchleuchtet. Aller Fortschritt der Wissenschaft bereichert nur unsre Erkenntnis dessen, was ist, enthüllt uns aber weder das Warum noch das Woher und Wohin, noch deckt es uns den innersten Zusammenhang der Dinge auf. Enthüllt sich uns ein Zusammenhang, so tritt jedesmal gleichzeitig die Frage nach einem neuen,

*) Die marxistische Sozialdemokratie von Max Lorenz. 9. Band der Bibliothek für Sozialwissenschaft. Leipzig, Georg H. Wigand, 1896.

**) Sozialismus und soziale Bewegung im neunzehnten Jahrhundert. Von Werner Sombart, Professor an der Universität Breslau. Jena, Gustav Fischer, 1896.

***) Marx. Von Dr. Adolf von Wenckstern. Leipzig, Duncker und Humblot, 1896.



Digitized by Google

bisher unerforschten Zusammenhange hervor. Wie triumphirte man, als man die Urstätte des organischen Lebens in der Zelle entdeckt hatte, und was für ein unergründliches Geheimnis ist nun wieder die Zelle selbst! Und die Gesellschaft ist, als ein wesentlicher Teil der Wirklichkeit, so wenig zu ergründen wie die gesamte Wirklichkeit, wie die Natur und der Geist. Nur was der Verstand ohne Rest durchdringt, vermag der Wille planvoll zu leiten. Daher wird es niemals möglich sein, die verwickelte Wirtschaft eines großen zivilisirten Staates oder gar die Weltwirtschaft von einem Mittelpunkte aus planvoll zu leiten. Systeme sind notwendig, weil wir, um uns einigermaßen zurecht zu finden, einseitig verfahren, bald diesen, bald jenen Zusammenhang verfolgen und gesondert betrachten müssen, aber jedes System mit seiner einseitigen Wahrheit wird falsch, sobald es sich anmaßt, ein Bild des Weltganzen sein zu wollen.

2. Wie immer es auch um die angenommne Einheit der jenseitigen Ursache der Welt stehen mag, in der diesseitigen Wirklichkeit finden wir viele und vielerlei zusammenwirkende Wesen und Kräfte, und jeder geht irre, der alle Erscheinungen auf ein einziges „Prinzip" zurückführen will.

3. Die Veränderungen der Welt vollziehen sich nicht in der Weise, daß jedesmal an die Stelle eines absterbenden Wesens oder Zustandes etwas Neues träte, und das Alte vor dem Neuen verschwände, sondern das Alte bleibt — nicht dem Individuum, sondern der Art nach — neben dem Neuen bestehen. Die niedern Pflanzen und Tiere sind nicht verschwunden, als die höhern ins Dasein traten; nur einige Arten von Säugetieren, Reptilien und Mischwesen, die keineswegs zu den niedrigsten Arten gehören, sind durch klimatische und geologische Umwälzungen vernichtet worden. Gerade die niedersten Lebewesen sind die widerstandsfähigsten (sogar unsterblich werden sie von neuern Forschern genannt) und würden, wenn dereinst einmal das organische Leben auf unsrer Erde durch Hitze oder Kälte vernichtet werden sollte, alles höhere Getier und uns Menschen eine geraume Zeit überleben. So dauern auch die alten Staats- und Wirtschaftsformen neben den neuern fort.

4. Gerade dadurch, daß die alten Formen neben den neuen fortbestehen, wird die Welt immer reicher und mannichfaltiger, während sie im andern Falle immer gleich arm und eintönig bleiben würde. Und gerade in der Aufnahme dieses wachsenden Reichtums in unsre Erkenntnis und in unsrer schöpferischen Mitwirkung an der Bereicherung des Daseins durch Hervorbringung neuer Gesellschafts-, Staats- und Produktionsformen, Kunstfertigkeiten und Einrichtungen besteht der Fortschritt der Menschheit, von dem der technische Fortschritt der in unsrer Zeit am meisten hervorstechende Teil ist. Dagegen ist der Fortschritt, auf den so viele Optimisten das größte Gewicht legen, nur in ihrer Einbildung vorhanden: die Menschen werden weder weiser, noch besser, noch glücklicher.

Digitized by Google

5. Schon aus diesem Grunde ist es undenkbar, daß irgend einmal die Erde zum Himmel werden könnte; außerdem noch darum, weil der Mensch nichts mehr auf Erden zu schaffen hätte, wenn die großen Fragen, die die Kulturwelt bewegen, jemals gelöst würden. Eben die Arbeit an der Lösung der metaphysischen, der sozialen, der sittlichen, der Rechtsfragen und der Kampf darum bilden den Lebensinhalt der zivilisirten Menschheit; wo diese Arbeit und dieser Kampf aufhören oder sich noch gar nicht eingestellt haben, bei den abgestorbnen und den Naturvölkern, ist das Leben mehr tierisch als menschlich. Wären aber diese Fragen gelöst, so würde uns nichts mehr zu thun übrig bleiben, als die Lösung müßig zu beschauen; das würde zwar kein tierisches Dasein sein, aber wir würden uns dabei ebenso zu Tode langweilen, wie wenn wir den ganzen Tag nichts zu thun hätten, als eine schöne Gegend oder schöne Bilder zu betrachten.

Diese fünf Sätze sind nicht aus dem Gehirn herausgesponnen, sondern von der beobachteten Wirklichkeit abgezogen, zu der eben die gesellschaftlichen und die wirtschaftlichen Zustände und Veränderungen gehören. Daß man mit dieser Weltanschauung alles andre eher als ein Sozialist oder gar Marxist sein kann, sieht jeder ein, der von diesen Systemen auch nur einen oberflächlichen Begriff hat; aber das hindert mich so wenig, die ungeheure Bedeutung Marxens für Wissenschaft und Leben anzuerkennen, als mir der Umstand, daß ich kein Hegelianer und seit mehr als zwanzig Jahren kein römischer Katholik mehr bin, die Würdigung Hegels oder der römischen Kirche verschließt.

Marxens Bedeutung liegt nun zunächst nicht in seiner ganz scholastischen Wert- und Mehrwertlehre, in die sich sowohl seine Jünger als seine Gegner verbissen haben. Was an dieser Lehre wertvoll ist, das ist schon vor Marx dagewesen, aber freilich durch den von ihm eingeführten Sprachgebrauch erst recht wirksam geworden. Man hat seit Smith gewußt, daß es für gewöhnlich hauptsächlich die Arbeit ist, was den Tauschwert erzeugt. Betrachtet man die Entstehung des Tauschwertes nicht in ihren Anfängen, sondern beim Abschluß, so kann man auch sagen, er entstehe durch das Spiel von Angebot und Nachfrage,*) und diese Ausdrucksweise war seit Smith gebräuchlich geworden. Indem nun Marx diese zweite durch die andre verdrängte und durch seine deutschen Jünger seiner Lehre einen zahlreichen Anhang gewann, steigerte er das Kraftgefühl der Arbeiter. Diese leben seitdem der Überzeugung: wir, die Arbeiter, sind es, die alle Werte schaffen, nicht das Kapital. Weit

*) Was da gebildet wird, ist der Preis, aber auch Marx hat erkannt, daß Preis und Tauschwert einunddasselbe sind. „Was wird beim gewöhnlichen Verkauf veräußert? Nicht der Wert der verkauften Ware, denn dieser ändert nur die Form. Er existirt als Preis ideell in der Ware, bevor er reell in der Form von Geld in die Hand des Verkäufers übergeht. Was wirklich veräußert wird, ist der Gebrauchswert der Ware, die Ware als Gebrauchswert." Kapital III, 336.

Digitized by Google

älter noch als Smith ist der „Mehrwert." Die Arbeitenden haben zu allen Zeiten darüber geklagt, daß der Brotherr mehr von dem Ertrag ihrer Arbeit für sich behalte, als ihm von Rechts wegen zukomme; vom Alten Testament angefangen findet man diese Klagen in der Litteratur aller Völker und Zeiten. Jetzt ist dieses Wort zum Losungswort einer großen politischen Partei geworden, und da thut es denn seine Wirkung. Die spitzfindige Art und Weise, wie Marx den Mehrwert in der kapitalistischen Produktion entstehen läßt, ist ganz gleichgiltig, kein Arbeiter liest diese Erklärung, und wenn sie einer läse, so würde er sie nicht verstehen. Die kennzeichnenden Worte thuns: daß Marx den Unternehmer darstellt als einen Mann, dessen Thätigkeit sich darauf beschränkt, aus dem Arbeiter durch Zwang Mehrwert herauszupumpen. Dieses Bild hat sich den Arbeitern tief eingeprägt und thut natürlich seine Wirkung. Mit der Einführung dieser Redeweise hat Marx ein doppeltes Unrecht begangen. Erstens hat er die Arbeit des Unternehmers unterschlagen. Daß diese Arbeit im Verhältnis zu der des Lohnarbeiters durchschnittlich zu hoch bezahlt werde, haben die Arbeiter von alten Zeiten her immer geglaubt und werden sie wahrscheinlich auch in Zukunft immer glauben; sie werden immer der Meinung sein, daß sie zu kurz kämen. Wie sollten auch gerade sie dazu kommen, anders zu rechnen, da doch die verschiednen Klassen der akademisch gebildeten Beamten, also die „Philosophen," einander beständig vorrechnen, wie die eine zuviel und die andre zu wenig bekomme. Aber Marx hat die Arbeit des Unternehmers nicht etwa sehr niedrig eingeschätzt, sondern vollständig verschwinden lassen, den Unternehmer also geradezu als einen überflüssigen und hassenswerten Schmarotzer dargestellt. Zu einiger Entschuldigung dient ihm, wie bereits öfter hervorgehoben worden ist, daß er keinen andern Unternehmer vor Augen hatte, als den englischen Garn- und Kattunfabrikanten, dessen Arbeit in jener Zeit, wo die ganze Erde von dem ohne Konkurrenten dastehenden England mit schlichtem Kattun überschwemmt wurde und mit einer sehr unvollkommnen Maschinerie hohen Gewinn erzielte, wirklich nicht viel Kopfzerbrechen verursacht haben kann. Zweitens aber sündigt Marx gegen seine eigne Theorie, derzufolge der Unternehmer selbst, gleich dem Arbeiter, nur das zu jedem Widerstand unfähige Opfer eines natürlichen Entwicklungsprozesses ist, wenn er diesen Unternehmer als einen moralisch schuldigen Ausbeuter hinstellt, der dem Arbeiter aus Bosheit und Habsucht wehe thue.

Wenckstern weist Marxen sehr scharfsinnig und ausführlich noch eine dritte Sünde nach: einen Widerspruch, der sein ganzes Lehrgebäude als klaffender Spalt durchziehe und es mit dem Einsturz bedrohe. Zuerst läßt Marx den Mehrwert im Produktionsprozeß entstehen, indem der Unternehmer dem Arbeiter nur so viel zahlt, als dessen notdürftiger Unterhalt kostet, ihn aber zwölf Stunden zu arbeiten zwingt, während jene Unterhaltskosten schon bei sechsstündiger Arbeit herauskommen würden. Dann aber, im dritten Buche,

Digitized by Google

zeigt er, wie die Sache in Wirklichkeit verläuft, daß nämlich der Wert, d. h. der Preis, ja erst beim Verkauf der Ware gebildet wird, daß sich der Markt gar nicht um Kosten und Mehrwert kümmert, sondern den Preis nur nach Angebot und Nachfrage bestimmt, und daß dabei sehr häufig ein weit geringerer „Mehrwert" herauskommt als der von Marx angenommne, manchmal auch gar keiner. Es scheint nun einen Verdacht gegen die Ehrlichkeit des Forschers zu begründen, daß er diese beiden Mehrwerte, den bloß vorgestellten, der im Produktionsprozeß entstehen soll, und den, der beim Verkauf der Ware wirklich entsteht oder auch nicht entsteht, abwechselnd gebraucht, je nachdem es für seinen augenblicklichen Zweck paßt. Will er beschreiben, wie durch Herausschlagen von Mehrwert Kapital angehäuft wird,*) so bedient er sich des bloß vorgestellten Mehrwerts, der als bereits verwirklicht hingestellt wird; will er aber beweisen, daß die kapitalistische Wirtschaftsordnung an ihren innern Widersprüchen zu Grunde gehen müsse, dann spricht er nur von dem Werte, der durch den Verkauf verwirklicht und der je länger desto mehr von der Konkurrenz herabgedrückt wird, sodaß zuletzt gar kein Mehrwert mehr übrig bleibt und alle kleinern und mittlern Kapitalisten zu Grunde gehen. Ich möchte bei Marx an Unehrlichkeit und bewußte Taschenspielerei nicht glauben. Der Widerspruch läßt sich chronologisch erklären, chronologisch in einem doppelten Sinne. Der im Produktionsprozeß gewonnene Mehrwert wird vorzugsweise im ersten Buche des Werkes verwendet. Das geschichtliche Material zu diesem Buche aber wurde in derselben Zeit gesammelt, wo Engels sein „Elend der arbeitenden Klassen" schrieb, und in der den da beschriebnen Zuständen entsprechenden Weltansicht und Gemütsverfassung. Nun steht es wohl fest, daß damals die Fabrikanten durch ihre Aufseher aus den Fabrikkindern im körperlichsten Sinne des Worts mindestens das doppelte von dem herausschlagen ließen, was der Unterhalt dieser Kinder kostete, und daß bei der Monopolstellung, deren sich die englischen Fabrikanten damals erfreuten, die Verwirklichung des Mehrwerts nicht im mindesten zweifelhaft war. Das dritte Buch dagegen, das die innern Schranken des Kapitalismus behandelt, ist in der Zeit der wütendsten Konkurrenz und der Krisen geschrieben, und es war natürlich, daß da der Blick des Verfassers auf der schließlichen Verwirklichung oder Nichtverwirklichung des Mehrwerts haften blieb, und daß er darüber seine ursprüngliche Wertlehre

*) Wenigstern unterläßt es zu erwähnen, daß Marx das Kapital keineswegs bloß aus dem in der Produktion gewonnenen Mehrwert entstehen läßt. In dem Abschnitt über die „ursprüngliche Akkumulation" zeigt er, wie die Niederländer und die Engländer ihr Stammkapital in einer räuberischen Kolonial- und Handelsthätigkeit gewonnen und wie dann die Engländer daheim durch den großen Landraub die Bedingungen für das industrielle Unternehmertum geschaffen haben. Die Blicke der Historiker und Nationalökonomen auf diese Thatsachen gelenkt zu haben, ist ein Verdienst Marxens, neben dem seine künstliche, mit so vieler Mühe ausgedistelte Wert- und Mehrwertlehre verschwindet.

Digitized by Google

aus den Augen verlor. Die Zeitfolge sowohl der Ereignisse als auch der Gegenstände, mit denen sich der Verfasser unter geänderten Umständen beschäftigte, erklärt also den Wechsel der beiden Mehrwertbegriffe und entschuldigt ihn einigermaßen. Um so berechtigter ist dieser Wechsel, weil er sich in der industriellen Entwicklung beständig wiederholt. Ist ein neues Geheimmittel, eine neue Modeware, ein neues Beleuchtungsmittel erfunden worden, so kann der erste Fabrikant innerhalb gewisser Schranken den Preis willkürlich machen, seinen Arbeitern braucht er aber nicht mehr zu zahlen, als andre Fabrikanten ähnlicher Gegenstände. Sind nun seine Rohstoffe und Maschinen sehr billig — darin besteht ja meistens das Gewinnbringende neuer Erfindungen —, so ist der Mehrwert, den er im Produktionsprozeß anschlägt, der Verwirklichung sicher. Natürlich dauert diese schöne Zeit nicht lange; Konkurrenten kommen und unterwerfen die Preisbildung den Gesetzen des Marktes; nach einiger Zeit verschwindet der Mehrwert vielleicht gänzlich.

So verhält es sich mit Wenckſterns scharfsinniger Kritik überhaupt; im einzelnen ist sie an jeder Stelle unwiderleglich, im ganzen aber verfehlt sie manchmal das Ziel oder schießt darüber hinaus. Dies besonders an drei Punkten. S. 82 schreibt er, die Lehre vom Ausbeutertum sei in das Bewußtsein der Massen eingedrungen und „in das Bewußtsein aller hungrigen, stellesuchenden, unreifen, denkfaulen und arbeitsscheuen Individuen, aller unbefriedigten Existenzen der bürgerlichen Klassen, in das Bewußtsein des blasirten Teiles der reichen, schwerttragenden und gelehrten Jugend. . . . . Lange nicht die hunderttausende sozialdemokratischer Arbeiter: die tausende Unbefriedigter, weil Impotenter, der bürgerlichen Klassen sind die wahre, die furchtbare Gefahr für Deutschland, für die europäische Zivilisation.“ Das heißt also doch wohl, es ist eine leere und für den Bestand der Gesellschaft sehr gefährliche Einbildung, daß Ausbeutung vorkomme; in der kapitalistischen Ordnung, so wie sie jetzt ist, kommt jeder Tüchtige zu seiner Sache und zu seinem Recht; wenn es einer zu nichts bringt, so beweist er dadurch eben seine Unfähigkeit, während der Mann, der reich wird, seinen Reichtum allemal verdient hat. Wenckſtern möge sich nun einmal die Frage vorlegen: Wer ist es denn gewesen, der die Lehre vom freien Spiel der Kräfte für eine verwerfliche Irrlehre erklärt und das Wort Manchestertum zu einem Brand- und Schandmal gemacht hat? Wer schreit denn unaufhörlich nach Staatshilfe und nach Eingriffen des Staats in das Erwerbsleben? Wer behauptet denn, daß die produzirenden Stände zu Grunde gingen, und daß die beschnittenen und die unbeschnittenen Inhaber des beweglichen Kapitals dem Volke das Mark aussaugten? Wer fordert denn, daß der Landwirt vor dem internationalen Börsenkapital, der Handwerker vor dem Kapital des Großindustriellen, der Krämer vor dem Versandgeschäft, dem Konsumverein und dem Hausirer geschützt werde? Wer klagt denn, daß beim freien Spiel der Kräfte nicht der Tüchtigste, sondern der

Digitized by Google

Verschmitzteste und der Gewissenloseste siege? Wer hat denn den Satz aufgestellt, daß es unter den in der Gründerzeit reich gewordnen keinen gebe, der nicht wenigstens mit dem Ärmel das Zuchthaus gestreift habe? Sind die Männer der Wirtschaftspolitik, die seit 1878 bei uns befolgt wird, Marxisten? Verabscheuen sie nicht die Sozialdemokratie? Oder sind sie allesamt blasirt und impotent? Ich persönlich bin heute noch aufrichtiger Manchestermann; nur bin ich es ehrlich und gestehe allen dasselbe Recht auf freie Bewegung zu, u. a. auch den Schwachen das Recht, sich zur Behauptung ihres Daseins miteinander gegen die Starken zu verbünden. Andrerseits verkenne ich nicht, daß der wirtschaftliche Liberalismus an sich schon, in noch höherm Grade, wenn er unehrlich gehandhabt wird, Übel erzeugt, die einerseits die sozialdemokratische, andrerseits die konservative Reaktion gegen ihn erklärlich und entschuldbar machen. Um ein Beispiel von untergeordneter Bedeutung anzuführen: welche Zeitung ist denn die rentabelste in Deutschland? Der Berliner Lokalanzeiger. Und nun vergleiche man die Fähigkeiten und die Arbeit, die seine Leitung erfordert, mit dem, was zur Leitung einer Zeitung gehört, die Grundsätze und Ideale hat, wie die Kreuzzeitung und der Reichsbote, oder zur Leitung einer gediegnen Wochenschrift, die dem Herausgeber manchmal einen kleinen und manchmal gar keinen Arbeitslohn abwirft. Ist ein solcher Herausgeber impotent zu nennen?

Ein zweiter Punkt, an dem Wenckstern das Ziel verfehlt, ist die Krisentheorie. Marxens Erklärung der Krisen, von der ich im 27. und 29. Heft des Jahrgangs 1895 einen kurzen Abriß entworfen habe, ist ein Meisterwerk und meiner Ansicht nach das Verdienstlichste an seiner Arbeit. Sie zeigt die Gefahren unsers künstlichen kapitalistischen Gesellschaftsbaues, und daß er ganz gewiß zusammenbrechen müßte, wenn er sich alle Teile des Volkskörpers eingliederte. Marx nimmt an, daß das geschehen werde; ich hoffe, daß es nicht geschehen wird, und leite daraus die Verpflichtung für die Staatsmänner ab, dafür zu sorgen, soweit es in ihrer Macht steht, daß die Mehrheit des Volks auf einem Boden bleibe, der sie davor schützt, in das Getriebe der kapitalistischen Maschinerie zu geraten, daß die meisten wenigstens nicht mit ihrem ganzen Dasein, sondern höchstens mit einem Teil ihres Vermögens oder Einkommens von den Zufällen der Konjunktur abhängig werden. Mein soziales Ideal — ein sehr „rückständiges"! — deckt sich also so ziemlich mit dem der Mittelstandsparteiler, nur daß ich die Mittel zur Verwirklichung, die von den Zünftlern, den Antisemiten, den Bodenbesitzreformern und dem Bunde der Landwirte vorgeschlagen und zum Teil schon angewandt werden, für ungeeignet halte. Man bedenke doch auch, was der heutige Zustand für das sittlich-religiöse Leben bedeutet! Der Landmann ist bei naturalwirtschaftlichem oder halb naturalwirtschaftlichem Betrieb von der Natur und nicht von Menschen abhängig. Die Abhängigkeit von der Natur ist die Quelle der Religion. Der

Digitized by Google

Bauer befiehlt Gott den ausgestreuten Samen, betet um gutes Wetter, dankt für die gute Ernte und sieht den Mißwachs für eine Züchtigung Gottes an, wegen deren er keinen Menschen anklagen kann. Und das Gebet und das Gottvertrauen des Bauern steht niemals im Widerspruch zum Sittengesetz: was ihm nützt, das nützt allen seinen Mitmenschen. Aber um was sollen der Fabrikant, der Händler und der Geldverleiher beten? Daß Gott Kriege schicke, die recht viel Kanonen, Panzerschiffe und Soldatenkleider vernichten? Daß seine Konkurrenten der Teufel hole? Daß die vornehmen Damen recht viel unsinnigen Luxus treiben? Das sind so einige von den Bestandteilen, in die sich das Gebet dieser Herren um den Beistand Gottes zu ihren Unternehmungen auflösen würde, wenn sie beteten. Es ist also unvermeidlich, daß in diesen Kreisen die religiöse Empfindung schwindet und die sittliche abgestumpft wird. Und der industrielle Lohnarbeiter hat gar kein Verhältnis mehr zur Natur, daher auch meistens keins mehr zu Gott; er hängt, soweit er zu sehen vermag, nur von Menschen ab und macht diese für sein Schicksal verantwortlich. Fühlt er sich unbefriedigt oder unglücklich, so bilden der Haß gegen die Vertreter der bestehenden Ordnung und die Hoffnung auf die zukünftige Herrschaft des Proletariats seine Religion; daran wird alle Kirchenbauerei und befohlne Sonntagsheiligung nichts ändern. Ja sogar der Landwirt verliert schon den Boden der Religion unter den Füßen, da er angehalten wird, sein Heil nicht mehr vom guten Wetter, also von Gottes Segen, sondern von den Künsten der Agrikulturchemie und — von hohen Preisen zu erwarten; durch das zweite wird er in den Interessengegensatz der kapitalistischen Gesellschaft hineingezogen: die Not seiner Mitmenschen kann ihm unter Umständen nützlicher sein als allgemeiner Wohlstand. Nicht um Vermehrung der Gottesgaben zu beten fühlt sich der heutige Produzent gedrungen, sondern um das Gegenteil, und weit entfernt davon, sich darüber zu freuen, daß der technische Fortschritt die Befriedigung der Bedürfnisse erleichtert, betrübt er sich vielmehr darüber. In den letzten Tagen haben wir in den Zeitungen gefunden: Gejammer darüber, daß nun auch schon in Sibirien viel Roggen gebaut wird, Gejammer über die Dampfschiffahrt, die billige australische Wolle zu uns bringt, Gejammer über Kanalbauten, die die Einfuhr des ungarischen Getreides erleichtert, Gejammer darüber, daß die cubanischen Metzeleien bald zu Ende gehen werden und die dortige Zuckerproduktion wieder beginnen wird.

Wenckstern leugnet nun rundweg die Gefahren der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, d. h. in diesem Falle einer Ordnung, die nicht Mittel der Bedürfnisbefriedigung für den Gebrauch, sondern Waren für den Markt produzirt. Mancher einzelne, meint er, mag darunter leiden, die Gesamtheit florirt. Gerade der Umstand, daß jeder, um Geld zu verdienen, für den Markt produzirt, erhält die Produktion im Gange; denn der Stand des Marktes offenbart dem spähenden und berechnenden Produzenten, was gebraucht, was nicht

Digitized by Google

gebraucht wird; mancher einzelne mag die Lage falsch beurteilen und durch verfehlte Spekulation zu Grunde gehen, im ganzen wird richtig geurteilt, und die Produktion ist daher keineswegs anarchisch zu nennen. Kommen einmal falsche Urteile in größerm Umfange vor und entsteht also eine Krisis, so bildet eben diese den Gesundungsprozeß: die Produktion für den Markt regulirt sich selbst nach dem Bedürfnis. Das alles ist bis zu einem gewissen Grade wahr. Die planmäßige Produktion für den Bedarf in kleinen kommunistischen Gemeinwesen und auf den Großgütern der altgriechischen und der fränkischen Zeit würde niemals eine solche Fülle verschiedenartiger Güter erzeugt und so gewaltige technische Fortschritte gemacht haben, wie unsre kapitalistisch organisirte freie Tauschgesellschaft unter dem doppelten Stachel der Gewinnsucht und der Konkurrenz. Damit hat diese Gesellschaft eben ihre historische Aufgabe gelöst, oder vielmehr wird sie auch in Zukunft fortfahren, ihre Aufgabe zu lösen, während Marx, der diese Aufgabe nicht bestreitet, sondern hervorhebt, allerdings der Ansicht ist, daß sie damit so ziemlich fertig sei. Aber dadurch werden zwei fatale Thatsachen nicht aus der Welt geschafft. Erstens die, daß bei der Produktion für den Bedarf, die freilich bis jetzt immer nur innerhalb eines kleinen Bereichs möglich gewesen ist, kein Bedarfsgegenstand unproduzirt bleibt, der auf der erreichten Produktionsstufe hergestellt werden kann, während in unsrer kapitalistischen Ordnung die Produktion von manchem Notwendigen unterbleiben muß, weil sie sich nicht rentirt. Nichts hindert den Besitzer eines von Hörigen bewirtschafteten Großgutes, an Nahrungsmitteln, Kleidungsstücken und Wohnstätten alles herstellen zu lassen, was seine Leute brauchen, und Dinge, die niemand braucht, läßt er natürlich nicht anfertigen. Dagegen kann es in Berlin vorkommen, daß 30000 Wohnungen leerstehen, während es an gesunden und wohlfeilen Wohnungen für die untern und mittlern Klassen fehlt. Haarerzeugungsmittel können angefertigt werden, weil sie von Narren gekauft werden und sich darum rentiren; dagegen giebt es hunderte, vielleicht tausende von deutschen Dörfern, auf denen kein unserm Kulturgrad entsprechendes Schulhaus gebaut werden kann, weil Schulhausbauten niemandem rentiren. Ja wir hören heute von unsern Landwirten, sie könnten kein Getreide mehr bauen, weil es sich nicht rentire, und schon vor Marxens Auftreten hat der demokratenfeindliche Absolutist Carlyle gefunden, es sei zum Tollwerden, daß die Leineweber keine Hemden kaufen könnten, weil ihre Brotherren zu viel unverkäufliche Leinwand liegen haben. Die andre Thatsache ist, daß es gerade die der Sozialdemokratie am meisten feindlichen Parteien sind, die über die schleichende Krisis jammern. Der Bund der Landwirte, der sich so ziemlich mit der konservativen Partei deckt, behauptet, wenn nicht gewisse große Mittel angewendet würden, sei der Stand der Bauern und der Rittergutsbesitzer verloren. In Danzig hat unlängst Herr von Ploetz von den Rentengutsbauern gesagt: „In dem Augenblicke, in welchem die Leute ihren Kontrakt unterzeichnen,



Digitized by Google

sind sie auch bankerott" (und bestätigt dadurch meine Ansicht, daß sich in einem Lande von alter Kultur und teuerm Boden kein Bauernstand schaffen und ein etwa vorhandner sich nicht wesentlich vermehren läßt). Daß diese Krisis des landwirtschaftlichen Grundbesitzes, die irreführend Not der Landwirtschaft genannt wird, nur ein Teil der allgemeinen Krisis ist, daß die Landwirtschaft niemals an sich, sondern nur, soweit sie kapitalistisch betrieben wird, in eine Krisis geraten kann, ist in den Grenzboten oft genug dargelegt worden. Ebenso behaupten die Handwerker und die Krämer, daß es um sie geschehen sei, wenn der Staat zu ihrer Rettung nicht außerordentliche Mittel anwende, und solche Mittel hätte der Staat, dem an der Erhaltung dieser Stände sehr viel gelegen ist, doch gewiß längst angewandt, wenn er welche wüßte. Die Großindustriellen aber pflegen die höhern Lohnforderungen der Arbeiter mit der Klage abzuweisen, daß sie selbst nichts verdienten, daß sich kaum ihr Betriebskapital verzinse, daß viele von ihnen mit Verlust arbeiteten, nur um ihre Leute zu beschäftigen. Die Nr. 2 der Korrespondenz des Bundes der Landwirte schreibt in einer ihrer Anklagen gegen den neuen Kurs (vom natürlichen Zusammenhange der wirtschaftlichen Dinge haben diese Leute ja keinen Begriff, und darum klagen sie Minister an): „Ja, wenn unsre Industrie wirklich noch florirte und zeigte, daß sie die Nation ernähren kann! Dabei aber schwellen in den Großstädten die Zahlen der Arbeitslosen unheimlich an, überall wirtschaftliche Depression, Klagen und Seufzer; die mit so ungeheuerm Tamtam angekündigte Berliner Gewerbeausstellung hat ein schweres Fiasko gemacht, und der Rest ist — Pleite." In alledem mag ja sehr viel Übertreibung aus Privatinteresse und Parteitaktik sein; aber soll man denn glauben, daß alles geradezu erlogen sei, und daß die Angehörigen der staatserhaltenden Stände lögen, so oft sie den Mund aufthun? Dazu kann ich mich denn doch vorläufig noch nicht entschließen. Was unter der Überschrift „Englische Zustände" vor ein paar Monaten über die Krisis in England gesagt worden ist, hat mittlerweile eine zum Studium der auswärtigen Industrie entsandte technische Kommission mit ihrem Bericht ergänzt, der es für zweifellos erklärt, daß einige Fächer der britischen Industrie durch die industriellen Fortschritte Deutschlands ernstlich gefährdet seien. Engels hatte in einem Vorwort zu einer neuen Ausgabe von Marxens „Elend der Philosophie" geschrieben, an die Stelle des Wechsels von Aufschwung und Krisis, der bisher die kapitalistische Wirtschaft charakterisirt habe, scheine jetzt die chronische Stagnation treten zu wollen. Dazu bemerkt Wenckstern: „Aus dem Zusammenbruch ist [also] eine chronische Stagnation geworden. Mit diesem Zugeständnis von Engels kapitulirt der Marxismus und bleibt nur noch auf einen Abzug mit Gepäck und Waffen bedacht, welchen man ihm gern zugestehen kann." In einer Beziehung freilich hat der Marxismus kapitulirt: der vorausgesagte allgemeine Zusammenbruch ist nicht eingetreten und wird wahrscheinlich auch im zwanzigsten Jahrhundert

Digitized by Google

nicht eintreten; aber an seiner Stelle haben wir fortwährende kleine Zusammenbrüche, die von den Betroffnen darum nicht weniger schmerzlich empfunden werden, weil es neben ihnen immer noch Unbetroffne giebt; und diese kleinen Zusammenbrüche sind eben die Symptome der schleichenden Krisis. Optimisten wie Wenckstern nennen solche Zusammenbrüche einen Gesundungsprozeß. Nun ja, jede Krankheit ist ein Gesundungsprozeß, aber an einem seiner Gesundungsprozesse stirbt der Mensch zuletzt, und der wirtschaftliche Tod der Völker ist nicht unerhört in der Geschichte. Marx hat nun diese „Gesundungsprozesse" im Zusammenhange gesehen. Indem er den Verlauf der kapitalistischen Entwicklung im großen und ganzen überblickte, unterlag er derselben Täuschung wie der Beschauer eines Gebirges, das ihm als ein einziger Berg erscheint, sich aber beim Wandern in unzählige Berge und Schluchten auflöst.

Daß die Maschine den Arbeiter totschlage, und daß die durch den technischen Fortschritt frei werdenden Arbeiter zu nicht mehr zu bewältigenden Massen anschwellen würden, das war einer der Irrtümer, die dem Anblick der englischen Zustände um die Mitte unsers Jahrhunderts unvermeidlich entspringen mußten. Wenckstern hat ganz gut erklärt, wie es zugeht, daß die durch den technischen Fortschritt freigewordnen Arbeiter bis jetzt durch denselben technischen Fortschritt immer wieder untergebracht worden sind, aber er schießt zum drittenmale über das Ziel hinaus, wenn er glauben machen will, das gehe ganz glatt von statten, und eine Arbeitslosenfrage gebe es gar nicht. Solchem Optimismus gegenüber verweise ich auf das in „Weder Kommunismus noch Kapitalismus" S. 163 bis 171 Gesagte, das ich hier nicht noch einmal wiederholen kann. In England nimmt man die Arbeitslosenfrage keineswegs leicht, wie die Schlußbemerkungen des Berichts des Arbeitsamtes von 1893 beweisen (vorjähriges 50. Heft, S. 505).

(Schluß folgt)

# Ein sozialpolitischer Rückblick

Die Reichstagswahlen von 1898 fangen an, die Gemüter zu erregen. Namentlich im agrarischen und im freisinnigen Parteilager scheint man sich zu einem Kampf aufs Messer zu rüsten; Kartelle werden angebahnt, und Programme sind in Arbeit. Es wäre verfrüht, im Augenblick Betrachtungen für die Zukunft anzustellen, wo jeder Tag, jede Woche neue Schlaglichter auf die Ziele und auch auf die Aussichten der bevorstehenden Kämpfe verspricht; aber angebracht ist vielleicht ein Rück-

Digitized by Google

blick, ein sozialpolitischer Rückblick auf die Zeit vor zwanzig Jahren, die Zeit, wo sich der bedeutsame Bruch mit der sogenannten liberalen Wirtschafts- und Sozialpolitik vorbereitete und der Grund zu der Politik gelegt wurde, die man heute als die der Bismarckschen Ära, des „alten" Kurses im besondern Sinne zu bezeichnen pflegt.

Zu solch einem Rückblick bietet ein kleines Buch — im Jahre 1877 geschrieben, fast ganz vergessen und im Buchhandel vergriffen —, das uns damals lebhaft angeregt hat und uns heute angesichts des bevorstehenden Parteikampfs lebhaft ins Gedächtnis gekommen ist, eine wertvolle Grundlage. Es ist das Adolf Helds Schrift „Sozialismus, Sozialdemokratie und Sozialpolitik." *) unsers Wissens eine der letzten Arbeiten, mit denen dieser talentvolle, viel versprechende, durch einen frühen Tod seiner fruchtbaren Wirksamkeit entrissene Nationalökonom die deutsche volkswirtschaftliche Litteratur bereichert hat. Gerade für jetzt und für die nächste Zukunft scheint uns, trotz mancher Irrtümer, trotz vieler nicht eingetroffner Voraussagungen dieses kleine Heldsche Werkchen des beherzigenswerten und lehrreichen so viel zu enthalten, daß wir dem gegenwärtigen Geschlecht der Grenzbotenleser wenigstens einen kurzen Blick in diese nach modernen Begriffen freilich schon sehr alten Blätter vermitteln wollen.

Wir gehen dabei am besten aus von folgender Antwort, die Held auf die Frage: Was will und lehrt nun die Sozialdemokratie? giebt.

„Die Sozialdemokratie geht von den Menschenrechten aus und stellt sie über das Recht des Staates. Der Staat hat dem Menschenrecht, daß jeder die Frucht seiner Arbeit genießen könne, zu dienen und muß schonungslos so umgestaltet werden, daß er diesen Zweck der Individuen erreichen kann."

„Der Staat ist nur eine Summe von Einzelnen. Die Gesellschaft ist die Summe aller ihrer Glieder, sie ist nicht selbst ein Organismus, eine Person mit eignen Zwecken, die über den Einzelzwecken stehen."

„Die Einzelzwecke, welchen der Staat zu dienen hat, sind ausschließlich Befriedigung materieller Bedürfnisse der Einzelnen — die Politik ist eine ›Magenfrage,‹ wie schon der Chartismus sagte."

„Die Sozialdemokratie erklärt die Religion zur Privatsache, d. h. sie ist offiziell ganz indifferent gegen jede Religion, faktisch predigt sie den vollsten Atheismus und bekämpft jede Religion als ein Mittel zur Knechtschaft. Sie leugnet aber auch jedes ideale Sittlichkeitsprinzip, sittlich ist ihr nur, was nach rationeller Kritik den materiellen Einzelinteressen der Mehrzahl nützlich ist."

„Sie ist prinzipiell kosmopolitisch und hält Stärkung der nationalen Staaten als selbständiger Glieder der Menschheit nicht für notwendig. Der nationale Staat ist ihr vielmehr eine lästige Fessel der individuellen Freiheit und zugleich ein Hemmnis allgemeiner Menschenverbrüderung."

*) Leipzig 1878. Duncker und Humblot.

Digitized by Google

„Sie schwärmt folgerichtig für allgemeinen Weltfrieden und Abschaffung geschulter stehender Heere. Sie will nicht, daß Kriege das Nationalgefühl beleben, daß militärische Zucht und Ehre von der Verfolgung materieller Zwecke ablenke, daß ein Heer das Gesetz gegen revolutionäre Arbeiter schütze. Der Hohn gegen den preußischen Staat und auf deutsches Nationalgefühl, die bittern Anklagen gegen die Kosten des stehenden Heeres und die Behandlung der Soldaten bilden einen stehenden Artikel in den Spalten der sozialdemokratischen Blätter."

„Dann macht die Sozialdemokratie mit der Gleichheitslehre des vorigen Jahrhunderts und der französischen Revolution vollständigen Ernst. Jede Abstufung politischer Rechte ist ihr verhaßt, natürlich bleibt als einzige Autorität die jeweilige Majorität übrig, welche als eine die Besitzenden völlig beherrschende Majorität des Proletariats gedacht wird. Daher das allgemeine Wahlrecht aller Erwachsenen, die Volksabstimmung über alle Gesetze, die Wählbarkeit und Absetzbarkeit aller Beamten."

„Endlich will die Sozialdemokratie jedenfalls immer rasch wirkende radikale Maßregeln ohne jede Rücksicht auf stetige Entwicklung, und ihre ganze Agitation ist auf Erregung leidenschaftlichen Hasses gegen alle bestehenden Organisationen gerichtet."

Das ist nach Held das, was die Sozialdemokratie wirklich praktisch will. Die theoretischen Verirrungen des extremen ökonomischen Sozialismus, mit denen sie ihre Programme herausputzt, haben mit diesem praktischen Willen nichts zu thun, sie bleiben politisch außer Betracht. „Woher kommt das?" fragt nun Held, und sehr bezeichnend für den Standpunkt vor zwanzig Jahren giebt er die Antwort: „Das alles ist nicht die letzte Konsequenz des Liberalismus — aber es ist in der That der Nachklang der Einseitigkeiten des alten extremen Individualismus, der sich, seit 1848 und gar seit 1866 höchst unberechtigterweise noch immer auch in unsern Liberalismus einzudrängen sucht." Treffend weist er zur Begründung dieser Antwort auf die Rolle hin, die die „Menschenrechte" bei dem extremen Liberalismus von jeher gespielt haben, mit Recht fragt er, was für ein Unterschied sei zwischen der „Magenfrage" der Sozialdemokraten und der „Beutelfrage" der englischen Freihändler, und erinnert daran, daß nicht die Sozialdemokraten die Lehre erfunden haben, „daß das Sittliche nur ein andrer Name für das Nützliche ist." Und die „Gleichheitsidee"? Waren es denn, meinte er, Sozialdemokraten; die zuerst den allgemeinen ungestümen Ruf nach unbedingter Freiheit und Gleichheit ertönen ließen, ohne zu ahnen, daß jede vollkommne Freiheit die Gleichheit der Schwachen, jede vollkommne Gleichheit die Freiheit der Starken tötet? „Der Gleichheitsdurst der Mittelklassen hat sie gehässig gemacht nicht nur gegen den Adel, sondern auch mißgünstig gegen das Königtum. Und auch nach Einführung der parlamentarischen Verfassung hat man vielfach getrachtet, zu Ehren der Ausdehnung

Digitized by Google

parlamentarischer Rechte die Macht des Königtums zu einem Schatten herabzudrücken. Haben wir alle begriffen, daß ein über allen Parteien und allen Ständen stehendes Königtum allein die stetige Macht des Gesetzes und die Kontinuität staatlicher Entwicklung wahren kann? Auch wir waren recht oft vielwollende Demokraten nach oben, freilich zugleich gefühlsmäßige Aristokraten nach unten — aber können wir uns wundern, wenn uns eine Klasse, die kein Unter-sich mehr kennt, beim Worte nimmt?"

„Wollen nicht endlich Schutzzöllner und Agrarier, wenn die Industrie oder Landwirtschaft irgendwo der Schuh drückt, auch gleich radikale Abhilfe durch eine staatliche Maßregel, und arbeiten sie nicht auf Sturz eines abgeneigten Ministeriums, ohne jede Rücksicht auf seine sonstigen Verdienste und Unentbehrlichkeit?"

„Für den Weltfrieden schwärmten die Freihändler so gut wie die Anhänger der Internationalen. Verminderung des Heeres und seiner Kosten zu wollen gilt noch in weiten Kreisen als sicherstes Zeichen des Volksfreundes. Wie viele haben noch nicht begriffen, daß Sicherheit gegen äußere Angriffe die erste Grundbedingung nationalen Lebens, daß Dienst im Heere das unersetzlichste aller politischen Erziehungsmittel ist!"

Wohin man also auch sehe, nirgends könne man jene falschen Tendenzen der Sozialdemokratie als „originell" erkennen. Sie nehme völlig die Weltanschauung und die Ziele eines extremen Individualismus an, nur schlage sie zur Erreichung dieser Ziele als Mittel eine extreme sozialistische Organisation der Wirtschaft vor. Diese Organisation wolle sie nicht im Interesse idealer Ziele der Menschheit, sondern lediglich, damit die einzelnen Glieder der Gesellschaft materiell profitiren. „Wahrlich, so ruft er aus, Sozialismus und Sozialdemokratie sind nicht identisch, denn die Sozialdemokratie ist in dem entscheidenden Teile ihres Programms, in ihren eigentlichen Zielen Extrem des extremen Individualismus und benutzt nur auch das Gegenteil dieser Lehre für ihre Zwecke."

Die Sozialdemokratie, meint Held, sei „etwas Widerliches, ein Übel, eine Gefahr, eine Krankheit." Aber die Krankheit wurzle nicht in den Leidenschaften unsrer Arbeiter allein, sie wurzle in der ganzen Gesellschaft, in der Geschichte der Ideen, die sich in dieser entwickelt haben. Nun und nimmer würden wir die Sozialdemokratie überwinden, wenn wir uns begnügten, ihre „äußern Symptome niederzuschlagen," oder uns „in blinder Angst einem System reaktionärer überspannter Autorität in die Arme" würfen. Noch weniger helfe die Predigt „von der unbedingten Harmonie aller Interessen bei freier Konkurrenz" oder der „ohnmächtige Trotz auf das eigne Recht," am wenigsten der Versuch, „auf politischem Gebiet mit der Sozialdemokratie Hand in Hand zu gehen." „Man staunt über solche Verblendung! Die kleinliche Oppositionslust des radikalen Bourgeois, die Halt macht, sowie ein Angriff auf das Eigentum stattfindet, verliert notwendig das Spiel gegenüber dem weit konsequentern und

Digitized by Google

extremern Radikalismus der Sozialdemokraten. Wer aus doktrinärer Rechthaberei, aus persönlicher Eitelkeit, aus Lust an Aufregung allein gleichgiltig ist gegen die Erhaltung der Ordnung im Staat, der ist glücklicherweise viel schwächer, moralisch aber noch schlimmer als derjenige, der den Staat auflösen will, weil er fest glaubt, daß er dann seine Utopien wirtschaftlicher Ausgleichung verwirklichen könne!"

Und wie dachte sich nun Held das rechte Heilmittel gegen die Krankheit? Die obern Klassen, meint er, müßten dem falschen, extremen Sozialismus der Arbeiter entgegensetzen den wahren, friedlichen, gesetzestreuen, gemäßigten Sozialismus des aristokratischen Besitzes. Wir müßten „Ideale im Herzen tragen, die hoch stehen über dem Wunsch, materielle Bedürfnisse der Einzelnen zu befriedigen, und wir müssen diesen idealen Sinn in beständigem opferwilligem Dienste der Gesamtheit bethätigen." Die Gesamtheit, der wir dienstbar werden müssen, ist ihm der Staat. Und der Staat unsrer Zeit gebe hundertfach Gelegenheit zur Bethätigung dieser Gesinnung für jeden. Unsre Zeit sei vor allem eine staatsbildende, unserm Geschlecht sei die Aufgabe gestellt, das kühn begonnene Werk, die deutsche Einheit, zu vollenden. Wo die größte Kraft für das staatliche Leben gebraucht werde, da müsse sich auch der ideale Sinn in erster Linie konzentriren.

„Sozialismus an sich, so schließt Held seine Ausführungen, ist keine Partei, nicht einmal eine einheitliche Schule. Er ist ein Prinzip, das, so lange wir Menschen und Staaten kennen, vorhanden war und vorhanden sein wird, nach Geltung in wechselndem Maße ringt und zu ausschließlicher Geltung nie kommen wird — ein ewig notwendiges Prinzip, das kein Denkender erst durch die Sozialdemokratie kennen gelernt hat. Die Sozialdemokratie ist durchaus eine politische Partei, und zwar eine revolutionäre. Willig paktiren wir mit dem Arbeiter und seinen Bestrebungen. Aber unversöhnlich kämpfen müssen wir gegen die vaterlands- und gesetzlose Tendenz einer wühlenden Partei. Und wenn, wie ich hoffe und strebe, unsre politische und sittliche Kraft gestärkt und geläutert aus diesem Kampfe hervorgeht, dann mögen wir dereinst auch auf diese Phase unsrer Entwicklung ohne Scham und Schmerz zurückblicken!"

Wir können nicht finden, daß das deutsche Volk in den letzten zwanzig Jahren wesentliche Fortschritte in diesem Kampfe gemacht habe. Die Leute, die Ideale im Herzen tragen, die hoch stehen über dem Wunsche, „materielle Bedürfnisse der Einzelnen zu befriedigen," sind im politischen Parteikampf, überhaupt im politischen Leben immer mehr in den Hintergrund gedrängt worden. Die Zeit hat das Heilmittel, das Held empfiehlt, gar nicht verstanden, und doch ist es noch heute das rechte, das einzige. Ohne Scham und Schmerz würde dieser ehrliche Liberale heute wohl kaum auf den Satz zurückblicken können: „Es bleibt uns keine andre Wahl, als fortgesetzte energische Selbstzucht des Liberalismus. Ausbildung seiner wahren Prinzipien, entschlossenes

Digitized by Google

Ablegen seiner Verirrungen ist die einzige starke Waffe gegen die Sozialdemokratie. Erziehen wir uns selbst in wirtschaftlicher, sittlicher, religiöser und politischer Hinsicht — und wir werden die Arbeiter erziehen."

Und was haben vor allem die vereinigten „Freisinnigen" in dieser Selbstzucht geleistet? Haben sie in der ganzen Zeit des „alten" und des „neuen" Kurses dem entsprochen, was Held verlangt, wenn er hinzufügt: „Der Liberalismus muß den Schutz und die Hebung der Schwachen durch eine starke Staatsgewalt zu seiner eigensten Aufgabe machen. Er muß anknüpfen an die Traditionen Friedrichs des Großen, definitiv brechen mit dem manchesterlichen Ideal von der schwachen Regierung und der wohlhabenden Bourgeoisie"? Haben sie nicht vielmehr die Reinkultur jenes extremen, verkehrten Liberalismus zu ihrer besondern Aufgabe gemacht? Sind sie nicht nach wie vor die Vertreter des orthodoxen Manchestertums, der Lehre vom „Nachtwächterstaat," der materialistischen Welt- und Lebensanschauung geblieben? Gilt ihnen nicht heute noch der kürzlich in den Grenzboten gebührend beleuchtete Grundsatz Schulzes, „so viel als möglich zu haben und so wenig als möglich dafür zu thun," als die höchste Lebensweisheit des Bürgers und Menschen? Fürwahr, Bismarck hat Recht gehabt, wenn er diesen Liberalismus als die Vorfrucht der Sozialdemokratie bezeichnete. Aber ganz ebenso ist auf diesem Dünger das heutige Agrariertum ins Kraut geschossen. Auch für die Agrarier ist jener Schulzesche Grundsatz die Parole, auch sie sind die extremsten Individualisten, nur daß sie auch Getreidezölle und andre Staatshilfen für ihre Zwecke benutzen. Und nun will der „Freisinn" nach zwei Fronten, gegen Sozialdemokraten und Agrarier, Deutschlands Bürgertum zum Kampfe aufbieten? Similia similibus, sagt der Homöopath, aber man kann auch in der Politik, und am wenigsten in der Sozialpolitik, um die sich jetzt alles dreht, nicht den Teufel austreiben mit dem obersten der Teufel, nicht die Selbstsucht durch „freisinnige" Rezepte. Erst wenn sich das deutsche Volk in Stadt und Land, in Adel und Bürgertum wieder bewußt wird, daß es Ideale im Herzen trägt, die hoch stehen über dem Wunsche, materielle Bedürfnisse der Einzelnen zu befriedigen, erst dann wird es nach links und rechts dem Feinde die Spitze bieten können, im Lande und jenseits der Grenze.

Digitized by Google

# Das ſchlimme Karlchen

Fünfzig Jahre und länger iſt es her, daß Liebig in Gießen Chemie lehrte und ſein Laboratorium hielt, das erſte in Deutſchland, worin auf dieſe Weiſe und in dieſem Umfange gearbeitet wurde. Die ältern Leute ſprechen noch jetzt davon, wie von einem goldnen Zeitalter, und „zu Liebigs Zeiten“ iſt für ſie eine ſtehende chronologiſche Bezeichnung, wie consule Manlio. Männer aus aller Herren Ländern, alte und junge, kamen, arbeiteten und gaben viel Geld aus, manche blieben auch oder bauten doch zu vorläufigem Aufenthalt ſchöne Häuſer, andre gingen, nahmen aber die Töchter des Landes mit ſich, und allen dieſen Segen verdankte man dem Vater Liebig. Was Wunder, daß die Stadt ihn hoch zu ehren ſuchte! Sie ſchenkte ihm ein großes, reizend gelegnes Gartengrundſtück, die ſogenannte Liebigshöhe, und als er einen Ruf nach München erhielt, illuminirte man ihm zu Ehren, und der alte Lenz vom „Felſenkeller“ ſchrieb auf ſein Transporent: „O großer Vater Liebig, an deiner Stelle blieb ich.“ Aber Vater Liebig blieb bekanntlich nicht, ſondern verkaufte Haus und Garten, und die Liebigshöhe erinnert heute nur noch mit ihrem Namen an die längſt vergangnen Tage.

Selten iſt wohl ein akademiſcher Lehrer ſo im edelſten Sinne des Wortes bei ſeinen Schülern beliebt geweſen wie Liebig, und es iſt merkwürdig, wie ganz verſchiedenartige Menſchen ſich in dieſem Verhältnis gleicher Pietät zu ihm zuſammenfanden. Die ältern unter ihnen, zum Teil ſelbſt berühmte Männer, ſind faſt alle geſtorben, einige erſt in den letzten Jahren. Zu dieſen gehört ein ungleichartiger, ganz eigentümlicher Genoſſe, den man nach ſeinem ſpätern Leben ſchwerlich in dieſem Kreiſe ſuchen wird, eine Erſcheinung für ſich. Es iſt das „ſchlimme Karlchen.“ So hieß nämlich Karl Vogt in ſeiner Jugend, als er in Gießen Medizin ſtudirte, bei ſeinen Freunden in Liebigs Laboratorium wegen ſeiner tollen Einfälle und Streiche. Das Diminutiv paßte nicht auf die körperlichen Verhältniſſe des jungen Recken, es war eine freundliche Zugabe ihres Humors. Er hatte ſeine Studien noch nicht beendet, als er aus der Heimat floh, weil er wegen eines ziemlich harmloſen Vorfalls politiſch verdächtig geworden war. Er ging über Straßburg in die Schweiz (ſein Vater war ſeit einiger Zeit Profeſſor der Medizin in Bern) und kehrte erſt



Digitized by Google

zehn Jahre später, durch Liebigs Vermittlung, als Professor der Zoologie nach Gießen zurück. Das wäre nun sehr schön gewesen, und das „schlimme Karlchen" in dieser Stellung mit seinen noch nicht einunddreißig Jahren ist sicher von vielen damals beneidet worden. Aber das Jahr 1848 stand vor der Thür. Das stellte auch Gießen auf den Kopf. Der sanfte Moriz Carrière, damals Privatdozent der Philosophie, zog auf die Dörfer rings umher und hielt Brandreden. Etwas Pathos war ihm von jeher Bedürfnis. Eine seiner Schriften betitelte er „Vom Geiste." Du hättest sagen sollen „von Sinnen," meinte dazu ein Freund. Karl Vogt nun verließ ebenfalls den Hörsaal und kommandirte die Bürgerwehr, in der seine ehemaligen Lehrer, auch Liebig, standen, ließ sich dann in das Vorparlament in Frankfurt wählen und saß bald auch in der Nationalversammlung, und zwar auf der äußersten Linken. Hier hielt er seine donnernden Reden mit den vielen nachmals berühmt gewordnen Pointen (z. B. dem so neutralen Standpunkte, „daß ich fast sagen möchte, es wäre gar kein Standpunkt"), goß seinen Zorn aus über alles, was Staat und Regierung hieß, vor allem über die Regierenden in seinem kleinen Lande, und zeichnete auf Blättchen die Karrikaturen seiner Kollegen, deren Schwächen und Mißerfolge er in Spitznamen und boshaften Bemerkungen äußerst zierlich auszudrücken wußte, z. B. „die Reichsthräne weint Blech" (Venedey). Offenbar war Vogt eine der interessantesten Erscheinungen in diesem Kreise, berühmte Ausländer, die ihn hatten reden hören, berichteten davon noch nach Jahren in ihren Memoiren; er war Führer der Linken geworden und hatte einen außerordentlichen Einfluß gewonnen durch sein immer schlagfertiges, rücksichtsloses Mundwerk. Hier konnte er die Gabe gebrauchen, die unter allen, die er hatte, wohl die bedeutendste, und die jedenfalls ihm selbst die liebste war; „ihm ist sein schlechtester Witz lieber, als sein bester Freund," sagte Simson schon damals von ihm. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß diese Frankfurter Zeit der Höhepunkt seines Lebens gewesen ist. Hier war er ganz in seinem Element, später fehlte es ihm immer irgendwo.

Bald hatte die Herrlichkeit in Frankfurt ein Ende. Seit dem 6. Juni 1849 tagte das Rumpfparlament in Stuttgart, er selbst mit, in der Würde eines Reichsregenten. Vierzehn Tage später mußte er froh sein, mit zweien seiner hohen Standesgenossen ungefährdet aus der Stadt entwischen zu können. Ob es dabei so martialisch hergegangen ist, wie er zu erzählen pflegte: er habe den wachthabenden Offizier angedonnert mit den Worten „Platz für die Reichsregenten," worauf der Bestürzte schleunigst das Thor für den Wagen hätte öffnen lassen — das weiß man nicht so genau. Andre haben vielmehr eine Erinnerung, die sich ungefähr deckt mit dem bekannten Versschluß eines Vischerschen Liedes, wo es von einem Freunde Vogts heißt: nur der Herwegh nicht, denn der versteckte sich unters Spritzenleder. Er aber muß das Andenken an die einstige Größe liebevoll gepflegt haben, denn er ließ sich später gern von seinen französischen Freunden brieflich „mon cher Reichsregent" anreden, und noch in seiner

Digitized by Google

letzten Sommerfrische kurz vor seinem Tode sollen die Bewohner des einsamen Alpenthales mit geheimem Grauen hinter dem herkulisch gebauten Fremden mit der weißen Haarmähne her geflüstert haben: c'est le monsieur qui a été empereur pendant trois jours. Ihm kam es zeitlebens, auch als Schriftsteller, mehr auf die Form und die Wirkung seiner Mitteilungen an, als auf die Thatsachen, aus denen er sie sich zufällig zusammensetzen mußte, und dieser für einen Lehrer oder Hörer immer angenehmen Mitte zwischen Wahrheit und Dichtung verdanken wir es, daß eigentlich kein einziges ihn selbst angehendes Ereignis ganz gewöhnlich und ohne interessante Wendungen verlaufen konnte, wenn wir es uns nur von ihm selbst erzählen lassen. Wie merkwürdig geht z. B. die Weltgeschichte mit ihm um, als er noch Student ist und vor seinem erzürnten Landesvater in die Schweiz fliehen muß! Bis Kehl ist er glücklich gekommen, aber vor der Brücke, die nach Straßburg führt, wird allemal der Postwagen untersucht, und das „schlimme Karlchen" hat keinen Paß. Schon tritt der gefürchtete Leutnant an. Was geschieht? „Ach, mein Leutnant, Ihre Lisbeth drüben in Straßburg hat den Fuß gebrochen beim Wasserholen, macht schnell, daß der Wagen durchkomme; hoffentlich geht alles gut, morgen geb ich Nachricht!" Das Thor fliegt auf, der Wagen rasselt über die Brücke. Der Mann aber, der das gerufen und durch seine Geistesgegenwart den verfolgten Flüchtling gerettet und für weitre höhere Fügungen aufbewahrt hat, ist ein junger Mediziner, Küß, nachmals Maire von Straßburg, ja der letzte Maire von Straßburg, der über dreißig Jahre später, als er die Nachricht von der Abtretung des Elsasses bekommt, wie vom Tode getroffen niederfällt. Und ihm widmet nun Karl Vogt seine politischen Briefe, worin er sich in Bezug auf alles 1870 und 1871 geschehene gegen Deutschland und auf Frankreichs Seite stellt. Sind das nicht merkwürdige Dinge?

Der „Reichsregent," zu dem wir nun zurückkehren, konnte natürlich rätlicherweise nicht mehr vor seines noch nicht entthronten Landesherrn ungnädiges Angesicht treten und entkam glücklich nach der Schweiz. Dort blieb er fortan, wurde bald 1852 in Genf Professor verschiedner naturwissenschaftlicher Fächer und entwickelte daneben eine unglaublich umfangreiche Thätigkeit als Schriftsteller, aus der ihn der Tod in dem Alter von beinahe achtzig Jahren nach kurzem Kranksein am 5. Mai 1895 abrief. Auf diesem Genfer Leben Karl Vogts — es sind über vierzig Jahre — beruht das Andenken, in dem er bei uns in Deutschland steht. Aus dem einstigen deutschen Professor ist ein glänzender populärer Schriftsteller und Redner über alle möglichen Gegenstände des Naturlebens geworden, aus dem Revolutionär und Politiker von ehemals ein rühriger, geistsprühender Agitator und vor allem ein Hasser und Lästerer seines Vaterlandes. Denn wenn er sich auch gern den Anstrich gab, als stünde er über dem, was die Nationen entzweit, als gerechter Richter auf der hohen Warte der Weisheit: der Ingrimm auf Deutschland, besonders auf Preußen, bestimmte ihn, wenn er Partei nahm, in jeder kleinen und großen

Digitized by Google

öffentlichen Frage. Der Freiheitskämpfer von 1848 begriff es nicht, daß es die Schleswig-Holsteiner in den sechziger Jahren nicht für eine Ehre ansahen, von dem vortrefflichen Dänemark gut und gerecht regiert zu werden. Und daß die Eroberung von Elsaß-Lothringen der größte Frevel war, den Deutschland begehen konnte, verstand sich für ihn, der fast ganz zum Franzosen geworden war, von selbst. Kürzlich hat ihm einer seiner Söhne, der zur Abwechslung den Vornamen William führt, ein Denkmal gesetzt in einer etwas eigenartigen Biographie, unter dem stolzen Titel: La vie d'un homme par W. V. (besser noch wäre gewesen: par un homme). (Stuttgart, Nägele.) Ob es ein Ehrendenkmal ist? Die Franzosen werden es ja vielleicht ganz gern lesen, was hier ein ehemaliger Deutscher ihren Gegnern nachsagt und nachruft, umsomehr als es gewöhnlich mit vielen Komplimenten für sie selbst verbunden ist: seine pathetischen Erklärungen in Zeitungen und an einzelne Freunde, seine Gassenhauer auf die deutschen Siege und auf Kaiser Wilhelm in den schweizerischen Wurstblättern. Wie sie aber im stillen über diesen Edeln denken mögen, der ihnen zu gefallen sein eignes Nest besudelt, sie, deren beste Eigenschaft eine glühende Vaterlandsliebe ist, dafür hat William natürlich keine Empfindung mehr. Er häuft zusammen, was er in seines Vaters Schubfächern finden konnte, und macht sein Buch daraus. Aber er thut uns damit nicht weh. Es hat uns vielmehr ein großes Vergnügen bereitet, dieses Denkmal des „schlimmen Karlchens." Unsern Lesern würde es ebenso gehen, wenn sie es einmal in der richtigen Stimmung durchblättern wollten.

Karl Vogt mußte erleben, daß sich alle, die er für seine Freunde und Genossen im Kampfe der Geister gehalten hatte, Freiligrath, Berthold Auerbach, Vischer, David Strauß, Stahr u. a. mit der neuen Ordnung abfanden, zum Teil mit ihren Gedanken sogar dem neuen Reiche dienten. Robert Blum hatte ihm in einem Briefe, den er kurz vor seiner Hinrichtung an den Abgeordneten nach Frankfurt schrieb, seine Familie empfohlen; bald trug es sich zu, daß Hans Blum, sein Schützling, Bücher schrieb, in denen er Bismarck verherrlichte. Mit den Führern der Sozialdemokratie in London, der „Schwefelbande," hatte er sich längst überworfen. Der Alte blieb also immer mehr mit seinem Groll allein, sein Lachen war gezwungen, sein Witz mag ihm oft wehe gethan haben, als dem, gegen den er gerichtet war. In Williams Kopfe spiegelt sich die Welt, von der er schreibt, sonderbar. Für ihn ist z. B. der Nationalökonom Adolf Wagner, gegen dessen Vater Rudolf sein eigner Vater, der „Affenvogt," einst kämpfte, Redakteur des Vorwärts (ganz soweit sind wir doch noch nicht, denkt der vielleicht), während in dem verlassenen hessischen Vaterlande die Menschen, namentlich soweit sie zu der regierenden Klasse gehören, kaum auf der Stufe der Anthropoiden zu stehen scheinen, über die der Alte 1867 bis 1869 seine Wandervorträge in den deutschen Städten zum Teil mit sehr geringem Erfolge hielt. In Deutschland giebt es viel Soldaten und eine

Digitized by Google

schlechte Küche, außerdem noch Professoren, von denen die unangenehmsten Hofräte und Geheimräte sind und mancherlei Orden haben, während die besten Karl Vogt hoch verehren, obwohl er nur das Kreuz der Ehrenlegion (von Gambetta selbst erhalten!) hat. Zahlreiche Briefe sollen dies bestätigen. William macht seine Sache, so gut er kann. Wir andern haben den Eindruck, als ob sein Vater trotz der großen Berühmtheit, die uns hier verbrieft wird, doch wohl im Herzen seine deutschen Fachgenossen ein wenig beneidet oder doch glücklich gepriesen hätte. Wie er persönlich zu ihnen stand, wissen wir nicht. Die meisten Führungsatteste, die William beibringt, stammen von Franzosen und Schweizern. Deutsche Namen von Klang und Kundgebungen von einiger Bedeutung vermissen wir. Der Verfasser erzählt, sein Vater habe die hochherzige Gewohnheit gehabt, Liebhaber von Autographen ungestört in seinen Schubladen wühlen zu lassen, und nun sei das Beste verschwunden. Schnurrige Kerle, diese Liebhaber, daß sie gerade bei Karl Vogt die Briefe von deutschen Professoren suchten und mitnahmen! Oder soll das etwa Williams Auswahl rechtfertigen? Da steht aber etwas, was ein angesehener deutscher Professor vor mehr als dreißig Jahren schrieb: zwei Briefchen voller Verehrung und Zustimmung, wissenschaftlicher und sogar politischer (S. 137). Jetzt kann sie der berühmte Absender wieder lesen, und dazu Williams Bemerkung, sein Vater hätte, wenn er diese oder jene „Mitteilung" des Betreffenden gelesen hätte, auszurufen gepflegt: „Das ist ja haarsträubend! Der Mensch wird verrückt!" Was würde aber Karl Vogt selbst sagen, wenn er hiervon Kunde haben könnte? Enfant terrible! William erzählt vielerlei aus dem Lande der Barbaren, vom Hörensagen, wie es scheint, darunter recht komische Dinge, so z. B. wie der alte Wrangel auf der Schloßterrasse zu Heidelberg sagt: „Der Nachtigall, die da unten sitzt, das singt am schönsten," oder Dorfgeschichten aus der hessischen Heimat, die allerdings stark retouchirt sind, zum Teil schon von Karl Vogt selbst, der noch den Anfang seiner Selbstbiographie herausgegeben hat. Zum Beobachten einfacher Verhältnisse war er nicht harmlos genug, es fehlte ihm das Lachen des Herzens. Seine Komik hat immer etwas beißendes. Wenn er idyllisch sein wollte, wurde er platt. Wir selbst erinnern uns, daß er in den siebziger Jahren etwas, was er für eine Humoreske hielt, in das Zeitungsblatt seiner hessischen Heimatsstadt einrücken ließ, um sich den Altersgenossen aus allen Ständen, soweit sie ihn gekannt hatten, wieder einmal in Erinnerung zu bringen. Er beschrieb nämlich mit einer witzig sein sollenden Ausführlichkeit die Bereitung eines im Volke allgemein beliebten Nahrungsmittels, des Zwetschenmuses oder, wie man dortzulande sagt, „Quetschenhonigs,"*)

*) Die Zwetsche heißt dort im Volke immer „Quetsche." Der Bürgermeister einer Gemeinde berichtete seinem Kreisrat, er habe so und so viele „Nußbäume" pflanzen lassen, und antwortet, als später sein Vorgesetzter statt ihrer Zwetschenbäume sieht, auf dessen Vorhalt kleinlaut: „Freilich sinds Quetschebäum, aber der Teufel schreibs!"

Digitized by Google

und ſeine Leſer waren ſehr verſtimmt darüber, daß ihr berühmter Landsmann ſie nichts beſſeren für wert gehalten hätte. Seine wirklich guten Witze, die immer ſcharf und beißend waren, hat man dagegen in Deutſchland gern geleſen, und die ſatiriſchen Zuthaten in ſeinen zahlreichen Schriften naturwiſſenſchaftlichen Inhalts hat man wahrſcheinlich höher geſtellt als den Inhalt ſelbſt. Seine Bilder aus dem Tierleben, ſeine zoologiſchen Briefe und vieles andre wird man noch lange leſen, wenn man Zeit hat, ſich eine Erholung zu gönnen. Trotz alles Grimms und Spotts, womit er Deutſchland zeitlebens überſchüttete, hat man hier nicht verlernt, wenn es berechtigt war, mit ihm zu lachen, und man hält ihn für einen ausgezeichneten Schriftſteller in allerlei Gattungen, namentlich der ſatiriſchen. Als Politiker aber und Kämpfer für Menſchenrechte und alles mögliche, wovon uns William hier vorfaſelt, ihn ernſthaft zu nehmen, wäre in Deutſchland allerdings keinem mehr eingefallen. Und wenn die jungen franzöſiſchen Hiſtoriker, die über Republik und Revolution ſchreiben wollten, in Genf bei ihm vorſprachen, um ſich bei ihm ihre vues d'ensemble sur le mouvement libéral et unitaire de 1848 zu holen, ſo ſagen wir von Herzen: Wohl bekomms! Aber als Satiriker laſſen wir ihn gelten. Das war wohl ein, wenn nicht der Hauptzug ſeines Weſens: ſcharf beobachten, jedem ſeine Schwächen abgucken und dieſe in der Darſtellung möglichſt wirkſam verwerten. Hierin ſtimmen wir ganz mit William überein: La satire était sa joie et il avait fait de l'ironie sa dixième muse. Aber das bringt auch Schmerzen. Sogar ſeine Schweizerbrüder, die Republikaner und Demokraten, konnten es ihm auf die Dauer nicht recht machen. Als ſie ihm 1872 eine verdiente Gehaltszulage ſtreitig machten, kannte ſein Zorn über ihren Krämerſinn keine Grenzen, und ſie mußten ihm anſtatt 2000 Franken, die er gefordert hatte, ſchließlich 6000 geben. Wir lachen über vielerlei ſatiriſche Gelegenheitsſchreiberei aus ſeinen letzten Lebensjahren, in Verſen ſowohl wie in Proſa; wir vergeſſen dabei, wieviel Ärger in ihm aufgeſtiegen ſein mag, bis ihm der Schelm im Nacken ſaß. Noch ganz zuletzt, in einem Feuilleton, das erſt nach ſeinem Tode erſchien, legte er dar, daß die geſamte höhere geiſtige Kultur der franzöſiſchen Schweizer, ihr Kalvinismus, ihre église libre und ihre Litteratur angeſteckt, verderbt und entwertet ſei durch den Geiſt und die Sprache des — Hebräiſchen. Sie hätten zuviel in der Bibel geleſen und wären auf dieſe Weiſe hinter den katholiſchen Franzoſen, die ſich von der Bibel fernhielten, zurückgeblieben. War das Spaß oder Ernſt? Wollte er ſeine Gaſtfreunde zu guter Letzt noch einmal recht ärgern, indem er ihr geliebtes patois fédéral in eine neue Beleuchtung ſetzte und damit zugleich den echten Franzoſen etwas angenehmes ſagte? Ähnlich ſähe ihm das wohl.

Etwas andres an ihm hat uns gefreut. Ein Jahr vor ſeinem Tode fragte eine Pariſer Zeitung bei ihm an, was er dazu ſage, daß Zola bei den letzten Wahlen zur Akademie durchgefallen ſei. Er antwortete: Wenn ich die

Digitized by Google

Ehre hätte der Akademie anzugehören, ſo würde ich mich für Zola abgeſtrampelt haben, wie der Teufel im Weihwaſſer, aus Bewunderung für die ſeltnen Gaben uſw. uſw. (folgen einige Trompetenſtöße). Ich geſtehe indeſſen, daß ich Zola ſehr ſelten leſe. Ich halte mich in Bezug auf Lektüre an Goethe und an das Wort: Ernſt iſt das Leben, heiter iſt die Kunſt, und finde bei Zola weder die Heiterkeit, die Goethe fordert, noch den Humor und den Scherz, den ich noch obendrein haben will. — Gut geſagt, Karlchen! Das war ein Klang aus alter Zeit: tamen usque recurrit laſen wir einſt im Horaz.

# Skizzen aus unſerm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

## Neue Folge

### 4. Ein Ehrenhandel

Es iſt nötig, geborner Pannewitzer zu ſein und die Geſchichte der Verſchwägerungen und Erbſchaften der Pannewitzer Bürgerfamilien bis auf die Väter und Großväter zurück zu kennen, um ſich unter den Freundſchaften und Feindſchaften der Bürger dieſes Städtchens zurechtzufinden. Eins ſieht man aber ſchon, wenn man ſich auch nur vorübergehend in unſerm Orte aufhält, daß nämlich die Stadt äußerlich und innerlich in zwei Hälften geteilt iſt; die eine heißt merkwürdigerweiſe die Sonnenſeite, die andre die Schattenſeite. Die Herren Ortsarchäologen haben allen Scharfſinn aufgeboten, um dieſe Erſcheinung zu erklären. Sie haben feſtgeſtellt, daß der Ort eigentlich nur aus einer einzigen Straße mit ein paar Anhängſeln beſteht, und daß dieſe Straße von Oſten nach Weſten läuft. Sie haben vermutet, daß die Oſtergaſſe, die auf der Südſeite der Hauptſtraße liegt, mit der altdeutſchen Göttin Oſtara, der Licht- und Sonnengöttin, in Verbindung ſtehe — vielleicht hat ſich dort ein Altar oder Heiligtum dieſer Göttin befunden —, und haben daraus geſchloſſen, daß die Bezeichnungen: Sonnen- und Schattenſeite bis in das heidniſche Altertum zurückgehen und die lichte und dunkle Seite der Stadt bedeuten müſſe. Dem ſteht nur entgegen, daß ſich die Sonnenſeite im Schatten und die Schattenſeite im Lichte befindet. Wenn es einem Fremden, der ſich erſt zehn Jahre in Pannewitz aufhält, geſtattet iſt, eine Meinung zu haben und eine Vermutung auszuſprechen, ſo möchte ich darauf hinweiſen, daß in den vierziger Jahren der Wirt des Ratskellers Johann Schattenberg hieß. Der jetzige Wirt iſt übrigens der Schwiegerſohn Schattenbergs und heißt Mylius. Gegenüber aber, auf der Nordſeite des Marktes, ſteht der Gaſthof zur Sonne. Da ſich nun die Menſchen nach den Stätten, wo ſie ihr Bier trinken, zu gruppiren pflegen, ſo iſt es nicht

Digitized by Google

zu verwundern, daß sich an den Ratskeller und an die Sonne zwei Gruppen von Bürgern anschlossen, und daß darauf im Volksmunde die Bezeichnung Sonnenseite und Schattenseite entstand. Im Ratskeller verkehrt von jeher die „Hotvoleh“ von Pannewitz, das heißt die echten, urangesessenen Pfahl- und Ackerbürger; in der Sonne versammelt sich eine Gesellschaft zweiten Ranges, darunter auch solche, die sich für ersten Ranges halten, aber trotz Geld und Schneidigkeit im Ratskeller nicht für voll angesehen werden. Vom Biertisch aus überträgt sich nun der Gegensatz der Sonnenseite und der Schattenseite auf das ganze öffentliche und private Leben in Pannewitz. Er zeigt sich in der Stadtverordnetenversammlung, im Vorstande der Zuckerfabrik, auf der Kegelbahn, auf dem Schützenfeste und selbst in der lieben Kirche. Die Schattenseite hat ihre altererbten Plätze auf der Kanzelprieche, während sich die Sonnenseite mit den Plätzen auf der Orgelprieche begnügen muß. Wenn sich die werte Bürgerschaft zu den hohen Festen oder zu andern besondern Gelegenheiten in der Kirche sehen läßt, oder wenn man sich beim Schützenfeste zum Festessen versammelt, so hält man es für seine besondre Bürger- und Christenpflicht, den Mitgliedern der andern Partei seine stillschweigende Geringschätzung fühlen zu lassen.

Die Führer der beiden Parteien haben oft gewechselt. Gegenwärtig regiert auf der Sonnenseite ein reich gewordner Gutspächter, so ein Moderner, der Geld verdient, wo irgend Geld zu verdienen ist. Nun sind zwar die Herren auf der Schattenseite auch keine Kostverächter, aber man hütet sich, zu happig zu erscheinen. August Lüdicke, der eben erwähnte Regent, hat kein Bedenken getragen, einen alten Ackerhof abzubrechen und statt dessen einen häßlichen langen Ochsenstall zu bauen; er hat Pferde und Kühe abgeschafft und wirtschaftet mit Ochsen, Ochsenjungen und polnischem Volk. Dazu würden sich die Pannewitzer Ackerbürger, die auf ihre Höfe etwas halten, niemals verstehen. Wie es Lüdicke treibt, das ist kein Ackerbau mehr, das ist Fabrikbetrieb. Freilich muß zugestanden werden, daß Lüdicke nicht unter zweihundert Zentner Rüben vom Morgen erntet, aber er hat darum doch nicht das Recht, sich für den allerklügsten zu halten und in alles hineinreden und alles regieren zu wollen. Man weiß wohl, wohin sein Ehrgeiz geht. Er will Stadtverordnetenvorsteher werden. Das wird aber nie und nimmer geschehen, so groß auch sein Einfluß auf die kleinen Leute der Stadt ist, die samt und sonders von ihm Hypotheken auf ihren Grundstücken haben. Aber in den Vorstand der Zuckerfabrik könnte er doch noch kommen, wenn die Schattenseite nicht fest zusammenhält. Und die Pachtung der Stadtjagd hätte er im vorigen Jahre bei einem Haar erhalten, wenn man nicht im letzten Augenblicke noch alle Minen gegen ihn hätte springen lassen.

Auf der Schattenseite führte seit langem sowohl im allgemeinen, als auch im Ratskeller im besondern den Vorsitz Herr Valentin Springstucke, ein Junggesell mittlern Alters, dessen besondre Verdienste um die Stadt nur Eingeweihten bekannt sein konnten. Der fernerstehende mußte sich fragen, warum gerade Springstucke eine so hohe Würde in der Bürgerschaft einnehme, ein Mann, der weder an Geistesgröße, noch an Ackerbesitz, noch an barem Vermögen seine Mitbürger überragte. Der Grund lag dennoch nahe genug. Springstucke war unbeweibt und hatte auch keine nahen Verwandten. Darum galt er in weiten Kreisen als ein hochgeschätzter und behutsam zu behandelnder Erbonkel. In erster Linie machte sich die Familie Schlegel Hoffnungen, da die Stiefmutter der Cousine von Springstucke eine Schlegel gewesen war. Dann kamen auch noch Sachses und Brettschneiders und deren Verwandte in Betracht. Alle diese erblustigen Verwandten durften es mit dem

Digitized by Google

Erbonkel nicht verderben, und da sie selbst einflußreiche Familien waren, und da es viele Leute gab, die Grund hatten, sich mit Schlegels und Sachses und Brettschneiders gut zu stellen, so mußten diese alle auch den Erbonkel fein säuberlich behandeln. So kam dieser Onkel, ehe er es sich selbst versah, zu Ehren und Ansehen im Orte. Was er sagte, war weise und gut, und was er that, war wohlgethan. Zuletzt glaubte er selbst an seine Größe, und das soll ja bei Herrschern eine notwendige Sache sein. Leider konnte ihn das Ansehen, das er bei seinen Mitbürgern genoß, nicht über die Launen seiner alten Rieke, seiner Wirtschafterin, hinweghelfen. Denn diese Dame führte ein höchst eigenmächtiges Regiment, da sie sich in Knopf- und Magenfragen für unentbehrlich hielt.

Es gab noch einen dritten Gasthof im Orte, die goldne Jacke. Eigentlich war es nur eine Ausspannung für Fuhrleute; aber der Wirt hatte für ortseingesessene Gäste ein Herrenstübchen eingerichtet und verstand es, eine kleine Gesellschaft von Stammgästen zusammenzubringen und beisammenzuhalten. Hier herrschte der Geist der Respektlosigkeit, hier wagte man es, die geheiligten Personen der Schattenseite wie der Sonnenseite anzutasten und hohe obrigkeitliche Verordnungen ins Lächerliche zu ziehen. Zu diesem Zwecke hatte man einen Verein „Klein-Pannewitz" gegründet. Das heißt, man stellte des Abends beim Bier eine Dorfgemeinde mit Schulzen, Schöppen und Nachtwächter dar, feierte „Martini" und „Annahme" und veranstaltete mit einer Kinderkanone Freischießen. Alle großen Stadtereignisse wurden im Verein „Klein-Pannewitz" ins Dörfische übersetzt, was in den Augen der guten Bürger höchst ungerecht war und „überhaupt" nur zur Stärkung der Sozialdemokratie führen konnte. Es muß übrigens bemerkt werden, daß kein geborner oder grundbesitzender Pannewitzer zum Verein „Klein-Pannewitz" gehörte.

Wie wenig harmlos dieser Verein war, ist aus dem Streiche zu ersehen, der dort eines Tages ausgesonnen und ausgeführt wurde. Ohne zu bedenken, daß man einen Bürger und Mitmenschen dem Hasse und der Verachtung preisgebe, daß man durch Verübung groben Unfugs friedliche Bürger in Beunruhigung versetze, ja daß man sich schwerer Urkundenfälschung schuldig mache, setzte man eines Tags im Namen Springstuckes ein Heiratsgesuch in die Provinzialzeitung. Die Sache machte natürlich das allergrößte Aufsehen. Die Gesichter der erblustigen Verwandten zogen sich in die Länge und die der schadenfrohen Nachbarn in die Breite. Als Springstucke das Heiratsgesuch las, war ihm zu Mute, als sollte ihn der Schlag rühren. Er ärgerte sich fürchterlich, und am meisten darüber, daß seine Beteuerungen, die Sache sei ein schlechter Witz, und er wisse kein Wort von der Annonce, keinen Eindruck machten. Man schwieg und lächelte und nickte sich zu, als wollte man sagen: Rede, was du willst, wir wissen es doch besser. Nun hätte er zwar den Unfug anzeigen können, aber er hatte die Befürchtung, daß er sich, wenn er die Sache an die große Glocke hänge, erst recht lächerlich machen würde. Inzwischen lief ein Heiratsangebot nach dem andern ein, dringliche und schüchterne, orthographische und unorthographische, mit Photographie und ohne Photographie.

Eines Abends, als sich Springstucke wieder einmal über die Niederträchtigkeit seiner alten Rieke und über die Neckereien seiner lieben Mitbürger schwarz geärgert hatte, ergriff ihn der Geist des Trotzes. Wenn ich nun doch einmal die Annonce in die Zeitung gesetzt haben soll, sagte er zu sich, dann will ich es auch gethan haben. Schlimmer, als es ist, kanns nicht werden. Nach einigen Tagen wurde Springstucke von zuverlässigen Leuten auf dem Bahnhofe von M. mit einer stattlichen Frauensperson am Arme gesehen. Bald darauf stand die Verlobungsanzeige



Digitized by Google

Springstuckes mit Bertha Lauter gebornen Zanzeler im Blättchen, und bald darauf hatte Pannewitz Gelegenheit, die glückliche Braut zu sehen. Jung war sie gerade nicht mehr, aber stattlich, von junonischem Wuchs, und einen ganz modernen Hut trug sie auch. Hinter allen Vorhängen spähten die jungen und alten Damen der Stadt hervor. Sogar der Herr Bürgermeister und der Herr Stadtschreiber unterbrachen ihre wachsame Fürsorge für das Wohl der Stadt und traten ans Fenster.

Die Sache war also richtig, fertig und unabänderlich: Springstucke nahm ein Weib, setzte womöglich Kinder in die Welt, und die schöne Erbschaft war dahin. Wozu hatte man sich also die langen Jahre untergeordnet, wozu Opfer an Geld und Gesinnung gebracht, wozu dem alten Schafskopf alles Schöne gesagt und alle Wege geebnet, wozu hatte man allenthalben mit der Erbschaft groß gethan? Schlegels gerieten in helle Wut. Auch in den Augen der andern Mitbürger sank Springstucke von seiner Höhe schnell herab. Was bildete sich dieser Springstucke überhaupt ein? wer war er denn? was hatte man denn von ihm zu erwarten? Er war nicht mehr als irgend ein andrer. Als Springstucke eines Abends im Ratskeller erschien, fand er seinen Platz am Stammtisch besetzt von einem Herrn niedern Ranges, und dieser Herr dachte nicht daran, zuzurücken. Seine Bemerkungen wurden nicht mehr beachtet, seine Witze wurden nicht mehr belacht.

Nach einigen Tagen sollte die Neuwahl des Vorstandes der Zuckerfabrik stattfinden. Springstucke war bisher Vorsitzender gewesen und nahm als selbstverständlich an, daß er wiedergewählt würde. Wer hätte denn sonst gewählt werden können? Höchstens Lüdicke, und daran war doch nicht zu denken. Aber es geschah, was niemand erwartet hatte, Lüdicke wurde gewählt, und Springstucke fiel glänzend durch. Nicht einmal in den Aufsichtsrat gelangte er. Das konnte nicht anders geschehen sein, als dadurch, daß einer von der Schattenseite zum Feinde übergegangen war. Die Schattenseite war außer sich, am meisten Springstucke, der sich in seinen heiligsten Gefühlen verraten sah.

Wer war es gewesen? Das konnte nicht lange verborgen bleiben. Man hatte nach Aktien abgestimmt, der Besitz einer Aktie berechtigte zur Abgabe einer Stimme. Man wußte, wieviel Aktien jeder Teilhaber der Zuckerfabrik besaß, man addirte und subtrahirte, bis man es heraus hatte: Schlegel, der enttäuschte Vetter und abgesetzte Erbe, war der Übelthäter gewesen. Schlegel leugnete zwar, aber nur pro forma und mit einer Miene, als wollte er sagen: Wenn ihr mich für den Thäter haltet, so ist es mir auch recht. Natürlich erfuhr auch Springstucke von guten Freunden bald, wem er seine Niederlage zu verdanken habe, seinem Vetter Schlegel. Springstucke war tief betrübt. Was hatte er Schlegel je zu Leide gethan? Er hatte kein Verständnis für eine Tiefe der Gesinnungsniedrigkeit, wie sie sich durch die That Schlegels offenbart hatte.

Die Perle von Pannewitz ist das Pannewitzer Schützenhaus, ein stattliches, grün getünchtes Gebäude mit einem Vordergiebel wie ein griechischer Tempel, dorischen Säulen aus Holz und einem halbrunden Fenster über der Thür. Es liegt unter dem Stadtforst, von diesem durch eine Wiese getrennt und von alten Linden und Kastanien umgeben, hoch über der Stadt. Man hat die roten Dächer der Stadt, besonders die Hinterhäuser mit ihren verborgnen Einrichtungen, die lange Stadtmauer mit dem Stadtgraben und die Apfelbaumanlagen zu seinen Füßen. Und darüber hinaus hat man eine weite und schöne Aussicht auf die Rübenäcker der Flur. Auf diese Aussicht waren die Bürger von Pannewitz stolz, wenn sie nichts andres zu thun hatten. Wenn aber gekegelt wurde, fragte man

Digitized by Google

nichts nach der schönen weiten Welt, kroch in die Kegelbude und verdarb die Luft mit allerlei Tabaksrauch.

Alle Sonnabende versammelte sich ein Kreis von Bürgern und Beamten zu einer Partie „Kamm“ in der Schützenhauskegelbahn. Den Vorsitz führte der Herr Rektor, der unglücklich war, wenn er nicht auf seinem Merkerplatze hinter der Tafel sitzen und jede gute wie jede schlechte Kugel mit sachverständiger Rede begleiten und bei jedem Schub erörtern konnte, was geschehen wäre, wenn die Kugel anders gelaufen wäre. Ferner gehörten zu den regelmäßigen Mitgliedern der Herr Stadtsekretär, der den meisten Lärm machte, der Herr Stadtförster, der das meiste Bier trank, und Herr Springstucke, der das meiste Geld verlor, aber sich für einen ausgezeichneten Kegler hielt. Denn daß er nichts traf, war niemals seine Schuld, sondern immer nur die Folge eines außergewöhnlichen und unbegreiflichen Unglücksfalles, eine Meinung, in der er von der gesamten Kegelgesellschaft kräftigst bestärkt wurde. Wenigstens bis zu seiner Verlobung.

Seit diesem Ereignis aber und seit der großen Niederlage bei der Wahl war Springstucke nicht zum Kegeln gekommen. Nachdem sich nun seine freudigen und schmerzlichen Gefühle allmählich beruhigt hatten, erschien er wieder. Und es wäre alles gut und schön gewesen, wenn es nicht Herrn Schlegel eingefallen wäre, auch zum Kegeln zu kommen. Er hatte gehört, daß Springstucke die Kegelbahn nicht mehr besuche, und war nicht wenig überrascht, ihn dort zu treffen. Das half nun nichts, in der Thür konnte er nicht stehen bleiben. Er trat also ins Zimmer, und der Herr Rektor rief freudig von seinem Kegelkatheder herab: Schön, Herr Schlegel, Sie können gleich bei „Grün“ eintreten. Herr Springstucke stand mit der Kugel in der Hand bereit zum schieben; nun legte er seine Kugel nieder und sagte: Herr Stadtförster, seien Sie doch so gut und übernehmen Sie meine Nummer. Ich ziehe doch vor, nach Hause zu gehen.

Aber, Herr Springstucke, Sie werden doch nicht!

Ich bitte mich zu entschuldigen, aber ich ziehe vor, wegzugehen.

Aber warum denn?

Man kann nicht wissen, was für Gemeinheiten vorkommen.

Wer redet hier von Gemeinheiten? rief Herr Schlegel, ohne zu überlegen, daß er damit sein eignes böses Gewissen verriet.

Ich, Herr Schlegel, erwiderte Springstucke mit großer Ruhe.

Wen meinen Sie damit?

Das müssen Sie selbst doch am besten wissen.

Sie sind ein unverschämter Mensch.

Und Sie sind ein Schleicher, ein Schleicher sind Sie, vor dem man seinen Nebenmenschen warnen muß.

Stille, ihr Herren, kommandirte der Herr Rektor. Wer Krakehl anfängt, zahlt nach Paragraph 5 unsers Statuts eine Lage Bier.

Sehr richtig, bemerkte der Herr Förster.

Herr Springstucke nahm seinen Hut und ging ab. Herr Schlegel blieb, war aber mit seinen Gedanken nicht bei der Sache und kegelte spottschlecht, sodaß er sich den lebhaften Unwillen seiner Partei zuzog. Dann ging auch er. Es wurde an diesem Tage überhaupt nicht viel aus der Kegelei. Man schickte also den Kegeljungen nach Haus und setzte sich zu einem vorletzten Glase Biere an den Tisch, um das große Ereignis des Abends, den Zusammenstoß der beiden einflußreichen Männer, Bürger und Parteiführer zu besprechen. Daß dieser Zusammenstoß ein Ereignis von weitreichenden Folgen sei, war allen Anwesenden klar. Man erwog

Digitized by Google

bereits, wie sich die Stimmen zur nächsten Stadtverordnetenwahl gruppiren würden, man fürchtete für den Kasinovorstand, und ob dieser unter obwaltenden Umständen seiner Aufgabe, im Winter drei Bälle und ein Familienfest zu arrangiren, gerecht werden könnte, und hielt es für so gut als gewiß, daß die Jagdpachtung an Lübicke verloren gehen werde. Und was dies noch alles im Gefolge haben werde, war gar nicht auszudenken. Das Wohl der Schattenseite, ja auch das Wohl der ganzen Stadt, sowie aller, deren Interessen in engerer oder weiterer Weise mit der Stadt verknüpft waren, schien in hohem Maße gefährdet zu sein.

Ach was, sagte der Stadtförster, der aus Anlaß dieses besondern Falles mehr als gewöhnlich getrunken hatte, was wird denn werden? Nächste Woche schießen sie sich, und dann ist alles wieder gut.

Schießen? riefen erschrocken die friedlichen Bürger. Springstucke und Schlegel werden sich doch nicht schießen? Um so eine Dummheit?

Das ist keine Dummheit, erwiderte der Förster. Sie verstehen das nur nicht. Ich habe es erlebt, daß ein Leutnant den andern forderte, weil der genieft hatte.

Förster, lügen Sie doch nicht so.

Auf meine Ehre! Der kleine Zedlitz — Wilhelm, du erinnerst dich seiner gewiß noch, er hatte weißblonde Haare und trug immer so lange Manschetten. Bei der dritten Kompagnie bei den Gardeschützen stand er. Ich habe ja so oft mit ihm auf dem Schießstande geredet, wenn er unsern Hauptmann besuchte. Der hat wirklich und wahrhaftig den Asseburg bei den Gardehusaren gefordert, weil der genieft hatte. Er log nämlich ein bischen stark. Und wie er wieder einmal eine Geschichte losgelassen hatte, da wollte es niemand glauben. Da wurde er aber eklig und sagte: Ich betrachte es als eine Beleidigung, wer mir nicht glaubt. Da nieste der Asseburg, und was wollten sie da machen? Da haben sie sich geschossen.

Das ist aber doch Unsinn, sagte der Rektor.

Sie verstehen das eben nicht, Herr Rektor. Wie soll denn das anders ausgeglichen werden? Wenn ein Offizier zum andern Hundsfott sagt —

Aber das kommt ja gar nicht vor!

Ich sage nur, wenn — wie wollen Sie denn das wieder gut machen? Da gehts in den Grunewald. Plauz! Plauz! ist alles wieder in Ordnung.

Aber wenn einer den andern totschießt?

Dann ist es auch in Ordnung. So oder so. Glatte Sache. Zum Beispiel wenn wir hier in militärischen Verhältnissen wären, und Sie kippen mir das Bier um, dann sage ich: Rindvieh, das Sie sind! Und Sie fordern mich, und ich schieße Sie tot. Fort mit dem Kerl! Es ist eine ganz einfache Sache.

Man schüttelte allseitig die besorgten Häupter. Schlegel wird doch Springstucken nicht fordern, meinte der Stadtschreiber. Dabei könnte ja das größte Unglück entstehen.

Fort mit dem Kerl! sagte der Förster, der sich ganz in seine blutigen Gedanken vertieft hatte.

Mit Springstucke möchte es noch gehen, der ist ledig und hat nur eine Braut, aber Schlegel hat eine Frau und vier Kinder.

Ist ganz egal. Zwei Lot Blei genügen auf alle Fälle.

Was wollen Sie denn nur, Förster! Schlegel und Springstucke sind ja gar nicht in militärischen Verhältnissen.

Ist ja ganz egal. Was schwarzweiße Schnüre bei den Freiwilligen gehabt hat, oder was eine bunte Mütze getragen hat, das muß sich schießen — wegen der höhern Bildung. Das nennt man Satisfaktion. Also zum Beispiel, du beleidigst

Digitized by Google

mich, Wilhelm. Dann haue ich dir eine hinter die Ohren. Das ist keine Satisfaktion.

Na, ich danke, sagte Wilhelm.

Wenn ich aber in militärischen Verhältnissen bin, das heißt Leutnant oder was drüber, dann schieße ich, dann ist es Satisfaktion. Wenn ich aber Förster bin oder sonst bloß ein Zivilist, und du beleidigst mich, dann haue ich dir das Fell voll. Aber das ist keine Satisfaktion.

Und wenn ich dir wieder ans Kollet komme —

Dann giebt es eine Hauerei und weiter nichts. Wenn ich den Stock nehme, dann ist es eine Hauerei, wenn ich aber das Rappier nehme, wie die Studenten, dann ist es eine Ehrensache. Ich bin aber mehr fürs Schießen. Plauz! Fort mit dem Kerle!

Ist aber der Förster ein wütender Mensch!

Besonders, wenn er zehn Kognaks getrunken hat.

Ist ganz egal, sagte der Förster mit einer etwas unsichern Stimme. Fort mit dem Kerle! Reinliche Sache!

Und so weiter in dulce infinitum.

Wenn ich jetzt Viktor Hugo wäre, so würde ich ein paar Seiten daran wenden, zu schildern, wie die doppelte ungesühnte Beleidigung auf der schlafenden Stadt lastete gleich einem Alp, wie die Sonnenseite stöhnte und die Schattenseite ächzte, und der alte wacklige Kirchturm sein Haupt bedenklich hin und her wiegte. Da ich das nicht bin, kann ich in einfacher Prosa nur sagen, daß Pannewitz am andern Morgen genau so aussah wie tags zuvor, obgleich schreckliche Gerüchte bereits zur Frühstückszeit durch die Stadt schwirrten. Um zehn Uhr früh schritt sogar der kleine Brandes in Uniform über den Marktplatz, was stets geschah, wenn etwas besondres los war. Der kleine Brandes, eigentlich Doktor Brandes, war Philolog, Lehrer an der Vorschule und leidenschaftlicher Soldat. Leider war er klein von Person wie Zachäus und etwas rundlich geraten. Darum trug er hohe Absätze und rückte seine Wirbelsäule so sehr in die Höhe, wie es nur ging. Den größten Genuß bereitete es ihm, in Uniform auszugehen. Die schlechte Welt behauptete, er lege sich am Abend vor Königs Geburtstage oder vor dem Tage, an dem in M. Liebesmahl gefeiert wurde, mit der Uniform ins Bett. Warum er an diesem Sonntag als Militär erschien, hat sich nicht ermitteln lassen, doch steht fest, daß er zu Lübicke, der Premierleutnant der Reserve war, gegangen ist und mit diesem eine lange Unterredung gepflogen hat.

Daß es am Abend auf der Kegelbahn zwischen Springstucke und Schlegel zu einer Auseinandersetzung gekommen sei, wußte binnen kurzem jedermann. Man erzählte sich die Geschichte mit Eifer und Ausdauer, wobei es ihr so ging wie dem Schneeball, den der Knabe im Schnee wälzt. Man erzählte schließlich, die beiden Streitenden hätten sich die ehrenrührigsten Dinge gesagt, ja sie hätten sich Ohrfeigen angeboten. Es sei schauderhaft gewesen. Der Förster habe zuletzt mit dem Hirschfänger dazwischenspringen müssen, um sie aus einander zu bringen. Der Herr Oberprediger erfuhr die Geschichte vom Küster in der Sakristei vor der Predigt, und sie beschäftigte ihn so, daß er darüber einige der schönsten Stellen seiner Predigt vergaß. Die ganze Stadt entsetzte sich über das frevelhafte Benehmen ihrer angesehensten Mitbürger. Besonders war die Schattenseite beunruhigt. Schon beim Frühschoppen herrschte die Überzeugung, der Zwist müsse durchaus beigelegt werden, da sonst die Schattenseite in unaufhaltbaren Zerfall gerate, und die Wahl des Stadtverordnetenvorstehers schwerlich zum glücklichen Ende gebracht

Digitized by Google

werden könne. Herr Zicklein, der als die geeignetste Person galt, weil er das Amt eines Schiedsmannes bekleidete, wurde in feierlicher Weise abgesandt, um Frieden zu stiften. Herr Zicklein begab sich also zu Herrn Springstucke.

Herr Springstucke, sagte er, nehmen Sie mirs nicht übel, aber Sie haben Schlegeln schwer beleidigt. Sie haben ihm gegenüber von Gemeinheiten gesprochen und haben ihn geradezu einen Schleicher genannt; das kann er sich doch unmöglich gefallen lassen.

Es ist aber doch die Wahrheit. Ich verlange nicht, daß er mich wählt, er kann wählen, wen er will; daß er aber heimlich Lüdicken gewählt hat, das ist eine Gemeinheit. Und daß er auf andrer Leute Tod spekulirt hat, das weiß auch jedermann.

Das ist ja ganz richtig, aber Sie dürfen es ihm doch nicht sagen.

So? Was wahr ist, darf ich auch sagen.

Da haben Sie ja ganz Recht, aber dann dürfen Sie keinen Namen nennen. Wenn Sie einen Namen nennen und von Gemeinheiten reden, so ist das ehrenrührig.

Das nenne ich eine absonderliche Logik. Wenn jemand Gemeinheiten begeht, dann soll das nicht ehrenrührig sein, wenn man es aber sagt, dann wird es ehrenrührig. Das ist doch Unsinn.

Da haben Sie ja Recht. Aber es ist nun einmal so, und gegen das, was einmal ist, kann man nichts machen.

Wer ehrenhaft behandelt sein will, der mag sich ehrenhaft betragen.

Das ist ja nicht zu bestreiten, aber ein Streit kann doch sehr üble Folgen haben.

Er mag mich verklagen. Immerzu. Dann soll er erst erfahren, was eine Harke ist.

Wenn es nur das ist, aber man kann ja nicht wissen, welche Genugthuung —

Er wird doch kein solcher Schafskopf sein —

Der Friedensstifter zuckte bedeutsam die Achseln. — Und bedenken Sie auch die Lage der Schattenseite. Was soll aus der Wahl des Stadtverordnetenvorstehers werden? Und was soll aus dem Kasino werden? Ich will Ihnen nur verraten, Herr Springstucke, daß die Bürgerschaft daran gedacht hat, Sie zum Stadtrate zu wählen, wenn der alte Reimberg niederlegt. — Herr Springstucke wurde nachdenklich. — Sie müssen durchaus revoziren.

Revoziren? Ich soll sagen, es sei keine Gemeinheit von Schlegel gewesen, Lüdicke zu wählen, und er sei kein Schleicher gewesen? Das thue ich nicht. Nein, das thue ich nicht.

Über dieses Hindernis kam die Verhandlung nicht hinweg, und der Herr Friedensrichter mußte unverrichteter Sache abziehen. Darauf erschienen andre gute Freunde und Nachbarn, aber sie richteten ebensowenig aus, bis ein findiger Kopf auf den Ausweg kam, man könne ganz gut sagen, man bedaure, jemanden geohrfeigt oder einen gemeinen Menschen genannt zu haben, ohne seiner Überzeugung zu nahe zu treten, daß er die Ohrfeige doch verdient habe. Dies leuchtete Herrn Springstucke ein, umso mehr, als wiederholt die Stadtratswahl im Hintergrunde auftauchte. Er nahm also die Haltung des edelmütigen Menschen an und versprach noch denselben Abend bei Schattenberg seine Erklärung abzugeben. Dies geschah auch vor versammeltem Biertische mit großer Würde und gemurmeltem Beifalle der angesehenen Bürger von Pannewitz. Damit war Gott sei Dank der ärgerliche Zwischenfall aus der Welt geschafft, und jedermann konnte beruhigt in der Woche seinem Verdienste nachgehen und Sonntags sein Bier trinken.

Digitized by Google

An demselben Abend fand auch in „Klein-Pannewitz“ große Versammlung statt. Dort wurde der Streit und die Versöhnung von Jochen Pampel und Michel Hampel „drastisch-dramatisch“ dargestellt. Den Schluß bildete ein großes Verbrüderungsfest, bei dem Bier nur noch aus dem Stiefel getrunken wurde. Jochen Pampel, der eine Stiftung von vier Stiefeln gemacht hatte, wurde in Anbetracht seiner Tüchtigkeit zum unbesoldeten Vizenachtwächter erwählt.

Während dessen hatte auch Herr Schlegel unerwarteten Besuch erhalten. Herr Lamprecht wollte sich nach Herrn Schlegels Neffen erkundigen, Herr Baumgarten hatte gehört, daß Herr Schlegel einen Schafbock zu verkaufen habe, und Herr Dambeck brachte Grüße von irgend einem Bekannten irgendwo her. Diese Herrn gehörten sämtlich der Sonnenseite an. Offenbar betrachtete man Herrn Schlegel seit der bewußten Wahl als Freund und Zugehörigen. Bei jeder dieser Visiten kam natürlich die Rede auf den Streit vom letzten Abend. Man verfuhr sehr diplomatisch. Man tippte nur leise an die bewußte Wunde, man schalt weder auf Springstucke, noch auf die Schattenseite, lobte dagegen desto mehr die besonnene Mäßigung Schlegels und stellte ihn als einen Mann dar, der in der Bürgerschaft lange nicht genug gewürdigt würde. Wenn es nach den Leuten ginge, die ihn gerecht beurteilten, so würde Schlegel gewiß zum Stadtverordnetenvorsteher gewählt werden. Aber freilich müsse er selbständiger auftreten als bisher und für andre Leute nicht die Kastanien aus dem Feuer holen. Das war Zucker für den gekränkten Schlegel. Seine Selbstschätzung wuchs in erfreulicher Weise, in dem gleichen Maße aber auch sein Zorn auf Springstucke.

Zuletzt kam Herr Lüdicke selbst, so schneidig und schnarrig, wie er es von den besten Vorbildern beim Regiment gelernt hatte. Denn er war ja nicht allein Leutnant, sondern sogar Premierleutnant von der Reserve und bei den Kontrollversammlungen eine wichtige Persönlichkeit. Herr Lüdicke sprach die Erwartung aus, daß Herr Schlegel die Sache nicht auf sich sitzen lassen werde, was Herr Schlegel, dessen Grimm stündlich gewachsen war, lebhaft bestätigte. Hierauf fragte Herr Lüdicke: Haben Sie denn schon die nötigen Schritte gethan?

Heute schon? fragte Herr Schlegel, der an eine Injurienklage gedacht hatte.

Natürlich heute. Wenn Sie diesen Springstucke vor die Pistole fordern wollen, wie er es verdient, so muß das gleich geschehen. Ich stelle mich übrigens zur Verfügung. Ich werde die Sache gleich arrangiren.

Herr Schlegel konnte nicht hindern, daß sich sein Gesicht etwas in die Länge zog, weiter ließ er sich jedoch nichts merken, sondern erklärte, daß er über das Anerbieten von Herrn Lüdicke sehr erfreut sei, und daß er es dankbar annehme. Im stillen erwartete er, daß Springstucke eine Forderung natürlich ablehnen werde. Und wie groß stand er selbst dann da!

Noch am späten Abend erschien Herr Lüdicke bei Herrn Springstucke, der eben in dem Bewußtsein seines Edelmutes vom Ratskeller nach Hause gekommen war. Lüdicke trat ganz in der korrekten Haltung auf, die für diese Angelegenheit vorgeschrieben ist, er war ganz so kühl, zugeknöpft und unnahbar, wie er es beim Regiment gelernt hatte. Er machte Herrn Springstucke auf die unabwendbaren Folgen seiner Äußerungen aufmerksam und erfuhr zu seiner größten Überraschung, daß die Sache schon zu Ende sei. Herr Springstucke habe so öffentlich, als die Beleidigung geschehen, seine Entschuldigung ausgesprochen. Das müsse Herrn Schlegel genügen. Herr Lüdicke erwiderte, es sei Sache Schlegels, die Form der Entschuldigung zu bestimmen, die ihm genüge, nicht seine Sache. Er müsse jedoch anerkennen, daß sich durch die Erklärung Springstuckes die Lage geändert habe. Er müsse also mit

Digitized by Google

seinem Auftraggeber in Beziehung treten. Dagegen wolle er gleich jetzt fragen, ob Springstucke eine Forderung annehme, wenn Schlegel mit der Entschuldigung nicht zufriedengestellt sei. Springstucke entgegnete, er habe keine Veranlassung, sich darüber zu äußern, was er unter Umständen thun werde. Übrigens erwarte er auch seinerseits eine Entschuldigung Schlegels darüber, daß er ihn einen unverschämten Menschen genannt habe. Lüdicke ließ sich darauf nicht ein. Von Entschuldigungen könne nach seinem Gefühl überhaupt nicht die Rede sein. Damit empfahl sich Lüdicke, ohne daß seine Sendung einen bestimmten Erfolg gehabt hätte.

Daß ganz Pannewitz über den „Fall" Schlegel-Springstucke in hoher Aufregung war, wird man natürlich finden. Allmählich beruhigte man sich aber. Die Zeit ging ihren Gang weiter, ohne daß schreckliche Ereignisse eingetreten wären, und man glaubte schon, daß alles beigelegt sei. Aber das war ein Irrtum. Daß wichtige Dinge in der Stille verhandelt wurden, hätte man schon daraus ersehen können, daß der kleine Brandes öfter als sonst in Uniform gesehen wurde. Der Streit war nicht beigelegt, vielmehr mischten sich immer mehr Leute in die Sache, wodurch sie nicht an Durchsichtigkeit gewann.

Da traten zwei Ereignisse ein, die die Unterlage der Verhandlungen gänzlich verschoben, ja dem ganzen Streite seinen Anlaß nahmen. Herr Lüdicke legte gleich in der ersten Versammlung der Aktionäre, die er zu leiten hatte, den Vorsitz nieder. Er hatte es in der kurzen Zeit mit jedermann verdorben. Er hatte den Fabrikdirektor vor den Kopf gestoßen, er hatte den Vorstand in Zorn gebracht, weil er alles besser wissen wollte, er hatte den Aufsichtsrat wütend gemacht, da er als kommandierender General auftrat, er hatte sämtliche Aktionäre in den Harnisch gebracht, da er ihnen gegenüber seinen altgewohnten Kasernenhofstil anwandte. Als er nun der bereits erwähnten Versammlung das Übergewicht seines Geistes fühlen lassen wollte, traf er auf geschlossenen Widerstand. Alle seine Anträge fielen glänzend durch. Da warf er seine Feder weg und erklärte, daß er den Vorsitz niederlege. Die Kaffern, sagte er zu einem kleinern auserwählten Kreise, können ihre Zuckerquetsche selber besorgen. Was soll ich mich für fremde Leute abrackern?

Das war das eine Ereignis, das andre war noch merkwürdiger. Die Verlobung Springstuckes ging eines schönen Tages zurück. Die stattliche Witwe hatte einen großen Fehler gemacht, sie hatte den Herrscherstab zu schwingen angefangen, ehe sie noch dazu berechtigt war. Sie hatte die alte Rieke aus dem Hause bringen wollen, ohne die Widerstandskraft ihres Gegners genügend gewürdigt zu haben. Denn die alte Rieke ging sofort zum Gegenangriff über, reiste nach M., um sich nach der Vergangenheit von Bertha Lanter gebornen Zanzeler zu erkundigen und brachte mit, daß die Witwe ihren lieben ersten Mann totgeärgert habe, was dort jedermann wisse. Dies wurde Herrn Springstucke zu passender Zeit und in geeigneter Weise beigebracht. Herr Springstucke zog die Augenbrauen hoch und machte eine bedenkliche Miene. Als nun die zärtliche Braut darauf zu dringen anfing, daß Springstucke ein Testament machen und sie darin zur Erbin einsetzen müsse, ehe er sich mit Schlegel schieße, da trat es doch gar zu deutlich zu Tage, um was es sich bei der Verlobung gehandelt hatte. Springstucke verlor allen Humor, und bei der nächsten Szene, die ihm die zärtliche Braut wegen des Testaments machte, brach die Verlobung in Stücke. Die stattliche Dame zog zornschnaubend ab und drohte mit einer Entschädigungsklage, und Springstucke dankte seinem Schöpfer, daß er noch kurz vor Thorschluß einem großen Unglück entgangen war.

Aber Schlegel rang die Hände. Wie schön wäre alles gewesen, wenn er sich seine schönen Aussichten nicht selbst verdorben hätte! Wenn er doch den unseligen Streich mit der Wahl nicht gemacht hätte! Und nun gar die schwebende

Digitized by Google

Forderung auf Pistolen! An die Erbschaft war nicht mehr zu denken. Nun, die Zeit heilt ja viel. Vielleicht war die Umkehr noch möglich. Aber da standen Lüdicke und der kleine Brandes und die Freunde von der Sonnenseite im Wege. Die Umstände forderten Versöhnung, aber der Ehrenpunkt forderte Blut, was war dagegen zu thun?

Und wer weiß, ob jetzt Springstucke zur Versöhnung geneigt gewesen wäre. Erstens war er jetzt überhaupt grimmiger Laune und zarten Gefühlen weniger zugänglich, und dann hatte er selbst in Bezug auf den Ehrenpunkt merkwürdige Erfahrungen gemacht. Es waren Monate vergangen, ohne daß die schwebende Angelegenheit in ordnungsmäßiger Weise aus der Welt geschafft worden wäre. Man fing in gewissen Kreisen an, Springstucke einen gewöhnlichen Kneifer und faulen Kunden zu nennen. Der kleine Brandes, der Springstucke gegenüber sonst die Zuvorkommenheit selbst gewesen war, drehte sich jetzt schnöde auf dem Absatz herum und ließ ihn stehen, wenn er mit ihm zusammenkam. In der Weinstube zu M., wo die Herren Offiziere und Referendare verkehrten, behandelte man ihn als Luft. Selbst der Wirt machte eine Miene, als wäre ihm ein Strolch ins Lokal geraten, und er nähme nur auf seine Gäste Rücksicht, wenn er nicht Skandal mache. Springstucke hatte seinerzeit — es war schon lange her — in Halle Landwirtschaft studirt und war auch seines guten Wechsels wegen in einem Korps aufgenommen worden. Er stand noch jetzt mit seinem Korps in Verbindung, was er deutlich an dem Tribut merkte, den er jährlich zu zahlen hatte. Das Korps erhielt durch einen Fuchs, der aus der Gegend stammte, Nachricht von der Pannewitzer Angelegenheit, nahm die Sache mit gebührendem Ernst in die Hand, brachte sie vor den Konvent und beschloß, Springstucke aus der Reihe der Alten Herren zu streichen und unter die Lumpen zu rechnen, wenn er nicht die Sache mit der Waffe in der Hand ausfechte. Der Umstand, daß er Schlegel beleidigt und diese Beleidigung revozirt habe, kam dabei weniger in Betracht, als daß er selbst ein unverschämter Mensch genannt worden und diese Beleidigung ungesühnt geblieben sei. Einer der Herren Chargirten kam an und machte Springstucke klar, was er seiner Ehre und der des Korps schuldig sei. Springstucke konnte sich dem Eindruck dieser Rede nicht entziehen. Er übertrug seine Angelegenheit dem Chargirten und verwies ihn an Lüdicke.

Jetzt war die Sache in guten Händen. Eines schönen Morgens, als niemand an etwas arges dachte, durchlief ein unglaubliches Gerücht die Stadt. Alles steckte die Köpfe zusammen und flüsterte. Niemand wagte es, ein lautes Wort zu sprechen, als lauerte der Staatsanwalt hinter der nächsten Ecke, um den, der das unsagbare aussprechen, als Mitschuldigen einzustecken. Um neun Uhr schritt der Herr Bürgermeister bedächtigen Schrittes über den Markt und machte ein Gesicht wie eine Sphinx. Hinter ihm schritt der Stadtsekretär bedeutsam nach rechts und links mit der Hand winkend, als wollte er sagen: Wenn ich reden dürfte! Aber er wußte auch nicht mehr als die andern. Eine halbe Stunde später kam der Markus, ein Viehhändler aus M., die Straße entlang gefahren und brachte Nachricht. Es war die Wahrheit, was man geflüstert hatte und doch nicht hatte glauben wollen: Springstucke und Schlegel hatten sich im Wendischen Holze geschossen. Lüdicke, der kleine Brandes und ein fremder Herr mit einem bunten Bande, auch Doktor Mehlmann waren dabei gewesen. Schlegel sei schwer verwundet, ob er lebe, wisse man nicht, wo er sei, wisse man auch nicht. Markus erzählte seine Geschichte wohl ein dutzendmal, ehe er durch die Stadt durch war. Um zehn Uhr schritt der Herr Sanitätsrat mit den ihm eigentümlichen eiligen Schritten über den Markt. Festina lente war sein Wahlspruch, das heißt, er hatte nie Zeit, aber dennoch stets Zeit, eine lange Erörterung anzu-



Digitized by Google

ſtellen. Er war noch nicht halb über den Markt weg, als er von einigen Bürgern geſtellt wurde.

Was macht denn Schlegel, Herr Sanitätsrat?

Der Herr Sanitätsrat zuckte bedenklich die Achſeln.

Iſt er denn ſchwer verwundet?

Das kann man noch nicht ſagen. Ein Schuß in die Hüftengegend. Sehen Sie ſo. — Damit ſtellte ſich der Herr Sanitätsrat auf offnem Markte in Poſitur wie auf der Menſur und benutzte ſeinen Stock als Piſtole. An allen Fenſtern rings um den Markt herum erſchienen Geſichter. — Wenn alſo die Kugel auf die rechte Hüfte aufgeſchlagen iſt, ſo durchſchlägt ſie den großen trochander, verletzt das peritoneum und dringt in die fossa iliaca, in die Darmbeingrube. Hier trifft ſie auf das caecum, den Blinddarm und den processus vermiformis oder den an der valvula Bauhini einmündenden Dünndarm, wobei höchſt wahrſcheinlich eine perforatio des Darms ſtattgefunden haben kann. Hat nun die Kugel nach nochmaligem Durchbohren des peritoneums die arteria oder vena iliaca verletzt, ſo muß der Tod ſofort eingetreten ſein. Da jedoch Schlegel noch lebt, ſo nehme ich an, daß die Kugel glücklicherweiſe durch die incisura ischiatica major, wo ſie vermutlich das Nervengeflecht, plexus sacralis verletzte, ihren Weg genommen hat. Vielleicht hat auch eine Verletzung der Glutealarterien ſtattgefunden, und die Kugel iſt unter der Muskulatur des Geſäßes zum Vorſchein gekommen.

Iſt das gefährlich, Herr Sanitätsrat? fragte der dicke Bäckermeiſter.

Höchſt gefährlich. Es ſind ſo viel Möglichkeiten für einen letalen Ausgang vorhanden, daß ich meinerſeits kaum glauben würde, den Verwundeten durchzubringen.

Den Hörern lief eine Gänſehaut über den Rücken. Sie hätten nicht gedacht, daß hinter der Hüfte ſoviel gefährliche Dinge zu finden wären.

Aber Schlegel iſt doch wohl in Dr. Knolles Privatklinik?

Vermutlich, aber man weiß es nicht.

Wenn er bei Knollen iſt, dann iſt es ja alles gut, ſagte ein andrer.

Mein lieber Freund, erwiderte der Sanitätsrat etwas empfindlich, Sie denken immer, Doktor Knolle könne alles. Er iſt ein ſehr geſchickter Chirurg, aber einen abgeſchoſſenen Blinddarm anſticken, das kann er auch nicht.

Damit empfahl ſich der Herr Sanitätsrat und ging weiter. Aber er war noch nicht um die Bürgerſchulecke herum, als er von neuem geſtellt wurde. Man konnte ſehen, wie er wieder im Anſchlage lag und an ſeinem eignen Leibe den Gang der Kugel demonſtrirte, und aus allen Fenſtern ſchaute die beunruhigte Bürgerſchaft.

So ſchlimm, wie es der Herr Sanitätsrat gemacht hatte, war es nun nicht. Schlegel war in der That in der Hüftgegend getroffen, an einer Stelle, wo Helden nicht getroffen zu werden pflegen, wo ſie eigentlich gar nicht getroffen werden dürfen. Wie das möglich geweſen war, ob die Kugel abgeſprungen war, ob Schlegel ſchräg geſtanden, ob er im entſcheidenden Augenblicke eine Wendung gemacht hatte, hat nicht feſtgeſtellt werden können. Das ſchadet auch nichts. Der Ehre war genug geſchehen, und die feindlichen Verwandten reichten ſich auf der Wahlſtatt gerührt die Hände und verſöhnten ſich in aller Form.

Konnten ſie das nicht vorher auch thun? fragte Wilhelm.

Ach was! erwiderte der Stadtförſter. Ein ordentlicher Kerl verſöhnt ſich nicht. Zwei Lot Blei machen alles wieder gut. Zwei Lot Blei ſind eine glatte Sache!

An dieſem Vormittag waren ganz gegen ihre Gewohnheit die Mitglieder von „Klein-Pannewitz“ zum Frühſchoppen verſammelt. Der Markus, der in der goldnen

Digitized by Google

Jacke ausgespannt hatte, ließ es sich nicht nehmen, zu den Herren in die Herrenstube zu treten.

Vorsicht, Markus, sagte der Wirt, der bei allen Streichen die Hauptrolle zu spielen pflegte, wir Pannewitzer schießen. Damit griff er in seine Brusttasche und holte eine halbe Bratwurst heraus, mit der er wie mit einer Pistole auf Markus anschlug.

Gott der Gerechte! rief dieser erschrocken, machen Se keine Dummheiten, wie leicht kann so ein Ding losgehen.

Das gab ein großes Hallo, und die Geschichte wurde gleich in der ganzen Stadt weiter erzählt. Aber der Witz fand keinen rechten Anklang. Das Tagesereignis war zum Scherzen zu ernst.

Man hätte den Scherz ruhig gelten lassen können, denn das Duell hatte keine schlimmen Folgen. Für Schlegel gab es ein paar unbequeme Wochen im Privatkrankenhause zu M. und eine gesalzne Rechnung. Schlegel zahlte ganz gern, als Handgeld darauf, wieder in sein Erbrecht eintreten zu können. Auch Springstucke trat in seine Würden wieder ein. Man wählte ihn, wie früher, wieder zum Vorstande der Zuckerfabrik. Ja man hält es für wahrscheinlich, daß er, wenn der alte Reimberg sein Amt niederlegt, zum unbesoldeten Stadtrat gewählt werden wird. Wird er doch dann zu seinen bisherigen Verdiensten auch den Lorbeer des Helden und die Auszeichnung eines Mannes, der zwei Monate auf der Festung gesessen hat, hinzufügen können.

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Agrarier-, Arbeiter- und Händlersorgen. Der arme preußische Landwirtschaftsminister! Wie haben ihn doch seine guten Freunde und Mitagrarier wieder gepeinigt! Daß es Pflicht der Regierung ist, der Einschleppung von Vieh- und Menschenseuchen nach Möglichkeit vorzubeugen, versteht sich ja von selbst; aber daß in Fällen, wo es sich um das liebe Vieh handelt, eine mit dem agrarischen Interesse so unlöslich verbundne Regierung wie die preußische nicht schon aus freien Stücken das Menschenmögliche gethan haben sollte, das glaubt doch wohl niemand. Zunächst denkt man bei jeder Viehseuchendebatte an das Wort eines englischen Ministers, das Hasbach anführt: „'s ist doch merkwürdig; jedesmal, wenn in England das Rindfleisch abschlägt, bricht auf dem Kontinent die Rinderpest aus." Dann aber, wenn man erwägt, daß seit Jahrzehnten jeder Staat den andern der Verseuchung anklagt, fühlt man sich zu einer Frage an die Wissenschaft gedrängt, die wir schon vor einigen Jahren einmal ausgesprochen haben. Müssen denn die Viehkrankheiten eingeschleppt sein? Wenn sie in allen Ländern wüten, liegt da nicht die Vermutung nahe, daß sie an dem Orte entstehen, wo sie ausbrechen? Und sollte nicht gerade die rationelle, d. h. mit der Rücksicht auf den größten möglichen Geldertrag betriebne Landwirtschaft daran schuld sein, daß das Vieh so leicht krank wird? Sollten nicht für die Gesundheit des Viehes dieselben Bedingungen gelten wie für die Menschen? Würden Menschen gesund bleiben, die zeitlebens in den Stall gesperrt und in einer Weise behandelt würden, die ihren Körper zu einer übermäßigen Fleisch- oder Fett- oder Milchproduktion zwänge?

Digitized by Google

Gilt nicht ein Mensch schon für krank, wenn er auch nur eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Mastschweine zeigt, und wird er dann nicht nach Marienbad oder Kissingen geschickt? Und muß nicht ein im allgemeinen schon kranker Körper die Widerstandsfähigkeit gegen alle übrigen Krankheiten einbüßen? Wir sind weder Viehzüchter, noch Zoologen, noch Mediziner, haben also in diesen Dingen kein Urteil, aber wir wundern uns, daß die drei genannten Klassen von Gelehrten an diesen Umstand, wie es scheint, noch nicht gedacht und noch nicht festgestellt haben, ob das Alpenvieh, das eine naturgemäße und abhärtende Lebensweise führt, in demselben oder in geringerm Grade als das Stallvieh von Seuchen heimgesucht wird. Vielleicht ist die Zeit für diese Frage, abgesehen von dem Interesse der Landwirte, auch darum nicht günstig, weil die Aufmerksamkeit der Medizin heute zu ausschließlich auf den Krankheitserreger und zu wenig auf die Bedingungen gerichtet ist, von denen es abhängt, ob der Bazillus seine verheerende Wirksamkeit entfalten kann oder nicht.

Wie wenig für große Bevölkerungskreise der Bazillus und wie viel die Lebensführung zu bedeuten hat, das lehrt unter anderm der Bericht der preußischen Knappschaftsvereine über die Rechnungsergebnisse des Jahres 1895. Von den 428 126 Kassenmitgliedern sind 241 793 erkrankt, im Aachener Revier waren gar 93 Prozent in ärztlicher Behandlung, und im Bochumer Verein kamen durchschnittlich drei ärztliche Konsultationen auf ein Mitglied; mit 46½ Jahren ist der preußische Bergknappe halb, mit 49 Jahren ganz invalide. In Beziehung auf den letzten Punkt gingen die Angaben, die auf dem Bochumer Delegirtentage der christlichen Bergarbeitervereine mitgeteilt wurden, noch über den amtlichen Bericht hinaus. Brust behauptete, die meisten Bergarbeiter seien schon vor Ablauf einer fünfundzwanzigjährigen Grubenarbeit invalide. Bei Besprechung der Wetterführung erzählte der Bergmann Walther aus Schalke, die zugeführte Luft sei oft schon verdorben; auf der Zeche Wilhelmine bei Schalke seien einmal an dem Ort, wo der Bergmann acht Stunden arbeiten muß, zwei Beamte schon nach kurzem Aufenthalt umgefallen. Und was kann der Bergmann, der meistens Familienvater ist, für die so geschädigte Gesundheit thun bei einem Durchschnittslohn von 848 Mark und einem höchsten Lohn von 1114 Mark? So hoch hat ihn Brust für den Oberbergamtsbezirk Dortmund angegeben. Da giebts Stoff für Ärzte, für solche, die an der Korrektur der Selektionstheorie arbeiten (wie wird nach hundert Jahren die Nachkommenschaft der Bergarbeiterbevölkerung aussehen?), und für — Dramatiker! Abgesehen von solchen düstern Enthüllungen hat ja die Versammlung den erfreulichsten Eindruck gemacht; einträchtiges Zusammenwirken der Konfessionen (woraus Professor Beyschlag, der sich offenbar schlecht auf die Zeit versteht, dem wackern Pfarrer Lic. Weber einen Vorwurf gemacht hat), nicht minder einträchtiges Zusammenwirken von Bergleuten, Beamten, Geistlichen und Professoren, ein Berghauptmann zugegen, der den Verhandlungen wohlwollend folgt und vorkommende falsche Angaben berichtigt, ein ruhiger, ernster Sinn, Frömmigkeit und Bescheidenheit, die sich in dem Benehmen und in den Reden der Arbeiter kund geben. Ist es nicht geradezu rührend, wenn Brust die Lösung der Lohnfrage davon erwartet, daß sich dereinst alle Unternehmer und alle Arbeiter, ganz vom Geiste des Christentums durchdrungen, als Brüder fühlen werden, und wenn er dann meint: sollte etwa die zu geringe Rentabilität des Bergbaus daran schuld sein, daß die Arbeiter ihre Sache nicht bekommen, so müsse eben der Staat „sein Ureigentum zurücknehmen“ und den Bergbau betreiben? Das wäre nun alles sehr schön, wenn wir nicht aus dem Rechenschaftsbericht erführen, daß von den 160 000 Arbeitern des Oberbergamts Dortmund nur etwa 12 000 organisirt sind, und daß davon nur 8300 dem

Digitized by Google

christlichen Verein angehören. Wir können deshalb die Versammlung nicht mit der Germania „imposant" finden und vermögen auf Brusts Versicherung nicht zu bauen, daß die Arbeiter des rheinisch-westfälischen Kohlengebiets frei von Streikgedanken und die gegenteiligen Berichte verschiedner Blätter falsch seien. Hat doch sogar Hardens Pluto, rein nur vom Finanzstandpunkte aus, die Lage für wenig geheuer erklärt. Man frage sich, berichtet er unter anderm, wie lange der gegenwärtige Aufschwung dauern werde; manche hofften, er werde anhalten, weil die Kaufkraft der Arbeiter gestiegen sei, aber das sei ein Irrtum, da auch in den Industrien, die in der letzten Zeit bedeutende Gewinne abgeworfen hätten, nennenswerte Lohnsteigerungen nicht vorgekommen seien. Unter diesen Umständen seien die rheinisch-westfälischen Großindustriellen auf einen Ausstand gefaßt und seien bereits mit den Arbeiterführern vorbeugend in Verbindung getreten. Dieses letzte, der Vorbeugungsversuch, wird von der Zeitung deutscher Berg- und Hüttenarbeiter, dem Organ des alten, sozialdemokratischen Vereins, in Abrede gestellt.

Bildet Sorge neben der mühseligen Arbeit beim Bergmann so ziemlich den ganzen Lebensinhalt, so ist sie für den Börsenmann höchstens ein zuträgliches Zehrmittel, das die Marienbader Kur unterstützt. Wenn wir für die Börse gegen die Agrarier eintreten, so geschieht das nicht aus Haß gegen die Landwirte und aus Liebe zu den Händlern oder gar aus Mitleid mit ihnen — diese Herren werden sich unter allen Umständen zu helfen wissen —, sondern nur, weil wir die Wege, die die Landwirte zur Verbesserung ihrer Lage einschlagen, für verkehrt halten. Und so lassen wir uns denn auch nicht täuschen, wenn die Händler in ihren augenblicklichen Nöten die politische Maske vornehmen und die Vereinigung aller Liberalen zu einem Kreuzzuge gegen die Reaktion predigen. Dabei kann nichts herauskommen, könnte auch dann nichts herauskommen, wenn sich zum Händlerinteresse aufrichtige politische Begeisterung gesellte, denn der Liberalismus hat seine Rolle vorläufig ausgespielt. Es giebt zwei Hauptarten von Liberalismus.*) Die eine besteht in der Gesinnung einer Aristokratie, die keinen Herrn über sich duldet, sich und das Volk regiert, für sich selbst ein hohes Maß persönlicher Freiheit in Anspruch nimmt, frei ist von philiströser Engherzigkeit in Sachen der Religion und Moral wie des Wirtschaftslebens und auch dem Volke Freiheiten gönnt, das alles jedoch nur unter der Voraussetzung, daß dieses Volk, die handarbeitende Masse, entweder durch das Gesetz oder durch Armut und Unbildung der Möglichkeit beraubt ist, die Herrschaft und das Genußleben der Vornehmen zu bedrohen. Das ist der Liberalismus der Republiken des Altertums und der englische Liberalismus des vorigen Jahrhunderts. Die andre Art gründet sich auf die philosophische oder religiöse Überzeugung von der Gleichheit und Gleichberechtigung aller Menschen; das ist der Liberalismus Rousseaus, der französischen Revolution, der deutschen Freiheitsdichter („Und frei erklär ich alle meine Knechte!"), der Sozialisten und Kommunisten. So lange das deutsche Bürgertum den Monarchen und dem Adel halb oder ganz rechtlos gegenüberstand, hat es der zweiten Spielart des Liberalismus gehuldigt und sich der Massen für seine Zwecke bedient, womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß das mit der bewußten Absicht geschehen sei, nach Erreichung des Zieles den unbequemen Bundesgenossen fallen zu lassen. Aber das machte sich ganz natürlich von selbst. Der eine Teil des Großbürgertums stellte sich nun unbefangen auf den neu gewonnenen Standpunkt und nahm, zur andern Art des Liberalismus übergehend, den eroberten politischen Einfluß als das selbstverständliche

*) Es ist notwendig, von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, daß das Gegenteil von liberal weder konservativ noch feudal, sondern servil und absolutistisch ist.

Digitized by Google

Vorrecht von Besitz und Bildung für sich allein in Anspruch. Damit sind die untern Schichten von der Partei abgestoßen, soweit sie sich Selbständigkeit zu erkämpfen vermögen, und nicht gezwungen, nationalliberal oder freikonservativ stimmen. Nach diesen versprengten Wählern, die teils das Zentrum, teils die Sozialdemokratie, teils der Antisemitismus gekapert hat, und nach der liberalen Aristokratie fischen jetzt die Herren vom linken Flügel der alten liberalen Partei vergebens;*) vergebens schon darum, weil ja jedermann auf den ersten Blick sieht, daß es sich nicht um Volksfreiheit, sondern bloß um Standesinteressen handelt; in wie weit es die Fabrikanten für vorteilhaft erachten, das Agrariertum zu unterstützen, und in welchem Grade die Händler durch die neue Wirtschafts- und Handelspolitik geschädigt werden, das sind Geldfragen, keine idealen, keine Rechts- und Freiheitsfragen. Es ist schon möglich, daß sich die Sozialdemokraten noch einmal zu nationaler Gesinnung bekehren oder aus andern Gründen ihrer jetzigen Führer überdrüssig werden, aber einen Engen Richter, den sogar — vom Zentrum gar nicht zu reden — der Bundesrat in der Arbeiterfreundlichkeit übertrifft, den werden sie sich gewiß nicht zum Führer wählen. Vorläufig, sagten wir, habe der Liberalismus seine Rolle ausgespielt, für immer gewiß nicht, wenn wir politisch lebendig bleiben sollen, denn ohne ihn giebt es auf die Dauer kein politisches Leben. Einstweilen gewährt dem Häuflein der Freisinnigen, so klein es sein mag, seine Stellung zur Regierung einigen Rückhalt. Sie haben gegen keinen Minister intriguirt, sie stellen nicht, gleich dem Grafen Limburg-Stirum und den übrigen „gebornen" Thronstützen, die Autorität eines untergeordneten Polizeibeamten über die des Auswärtigen Amtes, und sie muten den Ministern Seiner Majestät des deutschen Kaisers und Königs von Preußen nicht zu, allein von allen heutigen Sterblichen das Beispiel übermenschlicher christlicher Demut zu geben und sich schweigend verleumden, ja von den Schützlingen der Agrarier auf öffentlichem Markte geduldig ohrfeigen zu lassen.

Ein deutsches Arbeitsamt. Die Hamburger Nachrichten haben sich über die Einrichtung eines „Arbeitsamts" u. a. folgendes aus Berlin telegraphiren lassen: „Anläßlich des Hamburger Hafenarbeiterausstands wird auch von denen, welche die Natur dieses Streiks richtig erkannt haben, ihn als frivol bezeichnen und sich auf die Seite der Arbeitgeber stellen, die Errichtung eines Arbeitsamts verlangt, welches für das ganze Reich geschaffen werden, die bei jedem Ausstande in Betracht kommenden Thatsachen feststellen und auf Grund des so gewonnenen Materials dem einen Teile Recht, dem andern Unrecht geben soll. Das Arbeitsamt mit solchen Befugnissen würde lediglich eine Farce sein, wenn ihm nicht auch die Staatsgewalt zur Verfügung gestellt würde, d. h. wenn es nicht das Recht erhielte, seinen Entscheidungen eventuell mit Gewalt Nachdruck zu verleihen. Es ist also anzunehmen, daß die Befürworter der Errichtung eines Arbeitsamtes auch zu dieser Konsequenz sich bekennen. Wir warnen vor dem Betreten dieses Weges, weil er direkt in den sozialistischen Staat hineinführen und der Büreaukratie eine Macht in die Hand geben würde, deren Größe doch nicht im Verhältnis zu dem Vertrauen steht, welches ihr im Volke entgegengebracht wird." Der Artikel äußert sich dann weiter dahin, daß der Staat zwar nicht allen wirtschaftlichen Vorgängen mit verschränkten Armen zusehen solle, aber sich „in Streitigkeiten privater Natur einzumischen" unter allen Umständen vermeiden solle. Er solle vielmehr „diese Vorgänge" durch Gesetzgebung und Verwaltung so zu regeln suchen, „daß sie in einer

*) Zunächst handelte es sich allerdings bei dem Sturm im Wasserglase bloß um die Wiedervereinigung der beiden linksliberalen Fraktionssplitter, aber was würde die nutzen ohne Vermehrung der Wählerschaft?

Digitized by Google

für die Allgemeinheit den meisten Nutzen bringenden Weise verlaufen." Wie sonst in der Ausstandsfrage geholfen werden könne, sagen die Hamburger Nachrichten nicht, sie stellen nur noch fest, daß die bisherigen Einigungsämter nichts geholfen hätten.

Wir haben uns bemüht, die Ansicht und Absicht dieser Warnung von dem gegenwärtigen Standpunkte der nationalen und staatlichen Gesamtinteressen aus zu verstehen und sehen uns da zu folgenden Bemerkungen veranlaßt. Soweit neuerdings die Errichtung eines Arbeitsamts befürwortet worden ist, und wir selbst sind wiederholt dafür eingetreten, will man damit keineswegs eine Zentralstelle geschaffen haben, die in allen Ausstandsfällen dem einen Teile Recht und dem andern Unrecht geben und ihrer Entscheidung unter Umständen mit Gewalt Nachdruck verleihen soll. Aber man will trotzdem durchaus nicht nur eine Farce. Auch wenn der Staat „diese Vorgänge" nach dem Rate der Hamburger Nachrichten regeln soll, ist es vor allen Dingen nötig, daß die Staatsleitung über die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, aus denen „diese Vorgänge" entspringen, dauernd und genau unterrichtet sei. Das ist sie aber jetzt nicht und kann sie auch nach den bestehenden Einrichtungen gar nicht sein. Daher kommt es auch, daß sich immer wieder, bald von rechts, bald von links Einflüsse auf Gesetzgebung und Verwaltung geltend zu machen suchen, die nicht für die Allgemeinheit, sondern für einzelne Interessentengruppen den meisten Nutzen herausschlagen wollen. Bleibt das so, so blüht angesichts der Hamburger Vorgänge und ihrer Begleiterscheinungen, des Professorenaufrufs usw., natürlich wieder einmal der Weizen der Leute, die durch neue Umsturzvorlagen oder Koalitionsverbote die Dinge nur schlimmer machen würden, als sie schon sind, denen auch ein „Putsch" recht wäre, der denen, die das Schwert in der Hand haben, Angst einjagen und sie willfährig machen könnte, selbstsüchtigsten Klasseninteressen blind zu dienen. Wir kennen recht viele, und die Hamburger Nachrichten vielleicht auch, die diese Abart der Scheiterhaufenpolitik heute noch ebenso befürworten wie vor fünf Jahren. Möge der Kaiser sich und das Vaterland vor solchen Helfern behüten! Deshalb verlangen wir immer wieder von der Regierung: eignes unabhängiges Vorgehen, eignen, festen, klaren Entschluß! Nun hat aber die Regierung für die Lösung der Aufgabe, die ihr in der Ausstandsfrage gestellt ist, anderswo weder brauchbare Vorgänge, noch praktische Erfahrungen. Die Organisation der beiden Parteien versagt ebenso, wie es die bisherigen Einigungsämter thun. Auf dem Katheder und in der Studirstube mögen immerhin manchmal wertvolle Theorien auch für diese Frage gewonnen werden, auch die „Seminararbeiten," denen man bisher die Erforschung der Arbeitsverhältnisse in Deutschland fast allein überlassen hat — die örtlichen Behörden haben ja angeblich keine Zeit mehr für solche Dinge —, mögen gewissen Unterrichtszwecken recht förderlich sein, aber als Grundlage für praktische Maßnahmen in der Gesetzgebung und Verwaltung werden sie zur reinen Karrikatur. Hierin soll das Arbeitsamt zunächst Wandel schaffen, durch die dauernde, verantwortliche, amtliche Arbeit reifer, in der Praxis geschulter Männer, die das erreichbare Ziel immer vor Augen behalten, unter ausgiebiger Mitwirkung natürlich der Ortsorgane, die dazu geeignet sind und wieder Zeit dazu finden müssen. Die Erhebungen der Kommission für Arbeiterstatistik haben die Notwendigkeit eines solchen dauernden Arbeitsamts mit jeder Drucksache, die erschienen ist, immer mehr erkennen lassen, während jede Veröffentlichung des französischen Arbeitsamts den positiven Beweis dafür bringt, was eine solche Stelle der Staatsleitung leisten kann. Diese Aufgabe ist ganz gewiß keine Farce, wenn auch freilich dabei für die nichts herauskommt, die im Trüben fischen möchten, wie bisher. Aber auch ein Eingreifen des Staats in den einzelnen Ausstandsfällen durch geeignete beauftragte Stellen — nicht

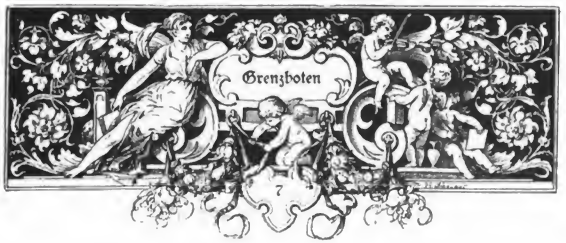
Digitized by Google

durch das Arbeitsamt direkt — braucht keine Farce zu sein, auch wenn eine Zwangsvollstreckung von Richtersprüchen, ja Richtersprüche überhaupt nicht vorgesehen werden, und obgleich sich in Deutschland die Gewerbegerichte als Einigungsämter nicht bewährt haben. Daß man in Frankreich den Friedensrichtern mit ihrer alt eingelebten öffentlichen Autorität die Aufgabe übertragen hat, den Staat in Ausstandsfällen zu vertreten, giebt vielleicht einen Fingerzeig für vorläufige Reformen auch in Deutschland. Jedenfalls ist die schnelle Feststellung des Thatbestands durch die Friedensrichter nach den in Frankreich seither gemachten Erfahrungen von hohem praktischem Wert, und die amtliche Würdigung der ganzen Einrichtung spricht trotz der großen ihr anhaftenden Unvollkommenheiten von Jahr zu Jahr lauter dagegen, daß man eine Farce vor sich habe. Je eher die Friedensrichter eingreifen, um so größer ist Aussicht auf baldige friedliche Beilegung der Ausstände. Freilich besteht kein Zwang für die Parteien, sich auf das Verfahren einzulassen, auch nicht für den Friedensrichter, es zu eröffnen, aber man hofft in Frankreich, daß die Sitte mit der Zeit den Zwang ersetzen werde, den das Gesetz — unsrer Meinung nach viel zu zaghaft — nicht wagt. Gerade weil es sich nur um die Feststellung des Thatbestands vor dem Friedensrichter handelt, nicht um die Gewinnung vollstreckbarer Urteile, gerade deshalb hofft man in Frankreich auf gute praktische Erfolge durch den Zwang der Sitte. Wir unsrerseits halten den Zwang zur Feststellung des Thatbestands unter gesetzlich zu bestimmenden Umständen für möglich und nötig. Die nützlichen Wechselbeziehungen zwischen diesen örtlichen Stellen und dem zentralen Arbeitsamte werden sich für praktische Menschen bei der Organisation ganz von selbst ergeben. Die ganze Frage kann heute unmöglich schon mit einem fertigen Gesetzentwurf, der alle Einzelheiten und deren Folgen vorsieht, beantwortet werden. Es müssen gewissenhafte Vorarbeiten und vorläufige, rein palliative Vorkehrungen der endgiltigen Lösung vorangehen. Aber für diese Vorarbeiten selbst ist schon die Schaffung des Arbeitsamts nötig. Leider haben wir aus den Vorgängen der jüngsten Vergangenheit nicht die Überzeugung gewinnen können, daß man sich in den Regierungskreisen auch nur zu diesen Vorarbeiten entschließen will. Es soll, wie es scheint, so fortgehen wie bisher; die zweite Abteilung des Reichsamts des Innern ist ja dazu da!

Wenn die Hamburger Nachrichten vor solchen Forderungen „warnen," weil sie direkt in den sozialistischen Staat hineinführen würden, so möchten wir sie daran erinnern, daß sie für den Antrag Kanitz eingetreten sind; wenn sie aber die Warnung — und darauf kommt es ihnen wohl hauptsächlich an — weiter damit begründen zu müssen meinen, daß das Arbeitsamt „der Büreaukratie eine Macht in die Hand geben würde, deren Größe doch nicht im Verhältnis zu dem Vertrauen steht, welches ihr vom Volke entgegengebracht wird," so richtet sich dieser Angriff offenbar nicht gegen die in Frage stehenden Forderungen, sondern gegen die Machtstellung des Staats als solchen. Das Schlagwort „Büreaukratie" kann den Einsichtigen nicht täuschen, so wenig es auch auf die Masse seine Wirkung verfehlt, mag es von der agrarischen, der freisinnigen oder der sozialdemokratischen Demagogie in den Mund genommen werden. Wir unsrerseits sind der Ansicht, daß der Staat in dem Interessenkampfe von heute mehr als je auf sein Beamtentum angewiesen ist, und wir hoffen, daß nach dem Vorbilde des alten preußischen Beamtentums die deutsche Beamtentreue für Kaiser und Reich eine noch unwandelbarere Stütze werden wird, als das altpreußische Vasallentum, das zur Fronde bereit ist, wenn es sich verletzt fühlt.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google




# Antiker und moderner Militarismus

Im vierten Kapitel des Buches Nehemia heißt es: „Da aber Saneballat hörte, daß wir die Mauer baueten, ward er zornig und sehr entrüstet und spottete der Juden, und sprach zu seinen Brüdern und den Mächtigen von Samaria: Was machen die ohnmächtigen Juden? Wird man sie so lassen? Werden sie diese Steine lebendig machen, die Schutthaufen und verbrannt sind? Als das Volk nun aber doch das Herz faßte zur Arbeit, und Saneballat und Tobia und die Araber und Ammoniter und Asdoditer höreten, daß die Mauern zugemacht wurden, wurden sie sehr zornig und machten allesamt einen Bund und stritten wider Jerusalem."

Und was thaten nun die Juden in dieser schwierigen Lage, als es galt, ihre Vaterstadt wieder aufzurichten mitten unter den Feinden? Der tapfre Nehemia gab ihnen eine Wehrverfassung, die ihnen erlaubte, in gleicher Weise Krieger und Arbeiter zu sein: „Es geschah hinfürder, daß der Jünglinge die Hälfte thaten die Arbeit, die andre Hälfte hielten Spieße, Schilde, Bogen und Panzer. Und die Obersten stunden hinter dem ganzen Hause Juda, die da baueten an der Mauer. Und die da Last trugen von denen, die ihnen aufluden, mit einer Hand thaten sie die Arbeit, und mit der andern hielten sie die Waffe. Und ein jeglicher, der da bauete, hatte sein Schwert an seine Lenden gegürtet, und bauete also; und der mit der Posaune blies, war neben mir."

Die alten Juden waren praktische Leute; trotzdem ergaben sie sich, als es die Lage forderte, dem Militarismus, so weit das ihre Umstände nötig machten, und schränkten ihre Arbeit entsprechend ein, da sie ohne diese Einschränkung überhaupt keine Aussicht hatten, jemals fertig zu werden.

Wer sähe nicht die Ähnlichkeit in der Lage dieser alten Juden mit der der



Digitized by Google

heutigen Deutschen? Man kann ganz ruhig an Stelle von Saneballast sagen: grande nation oder einen unsrer andern Nachbarn, an Stelle des Wortes Juden: Deutsche, und es ergiebt sich daraus, in welcher Weise auch wir unsern Staat weiter und fertig zu bauen und zu schützen haben. Was helfen Klagen und Vergleiche! wir haben mit der Thatsache zu rechnen, daß unsre Wehrverfassung den geographischen und historischen, den politischen und sozialen Verhältnissen unsers Volkes angepaßt sein muß, daß in diesen die Grundlagen gegeben sind, von denen wir nicht loskommen. Alles Exemplifiziren auf andre Nationen — alte und moderne — hilft nichts, sie haben nach ihren Bedingungen gelebt und ihre Lebensbedingungen im Kampf ums Dasein zu erhalten getrachtet, und wir müssen es auf unsre Weise thun. Waren früher die Kulturverhältnisse einfacher, lebten die Völker unter einseitigern Bedingungen, so konnten auch ihre Wehrverhältnisse einfacher, einseitiger sein. Ebenso wenig aber, wie man die Verwicklung der heutigen kontinentaleuropäischen Kulturen als einen Übelstand ansehen kann, so wenig kann eine richtig darauf aufgebaute Wehrverfassung ein Übelstand sein, weil sie nicht diesem oder jenem einfachen Typus entspricht.

Sehen wir einmal nach der Grundlage unsrer Wehrverfassung; vielleicht zeigt sich dabei, ob sie unsern Lebensbedingungen entspricht, oder in welchen Punkten in absehbarer Zeit eine erwünschte Änderung, d. h eine Erleichterung eintreten kann. Ohne einen kurzen geschichtlichen Rückblick geht es dabei nicht ab.

Das alte deutsche Kaisertum ist nach mehrfachen Versuchen, seine Macht im Sinne des römischen Imperiums geltend zu machen, zu Grunde gegangen; auf dem deutschen Boden hat die staatliche Zentralgewalt zu Gunsten der Territorien abgedankt, während die Nachbarvölker in ihrem Zusammenschluß zu Nationalstaaten uns weit vorausgeeilt sind. Natürlich sind diese Nachbarn dadurch lange Zeiträume hindurch viel stärker als wir. Unsre Nachbarn sind zwar keine bösartigen Leute, aber wie das bei Nachbarn zu sein pflegt: ihre Scheuer ist ihnen lieber als unser Haus, und so sehen sie bei Interessenkonflikten zunächst nach dem Ihren. Da wir leider nicht mit gleicher Kraft unsre Interessen wahrnehmen können, so geht es weiter bergab mit uns, und im siebzehnten Jahrhundert, nachdem die volle Souveränität der Territorien verfassungsmäßig anerkannt ist, da ist Deutschland so eine Art Dispositionsgebiet geworden, aus dem sich jeder Nachbar eine „Entschädigung," einen ihm gefallenden Fetzen herausreißt. Schon viel früher hat wenig gefehlt, daß ein Großburgund, ein Großböhmen oder Großungarn eine Art von Teilung Deutschlands bewirkt, aber noch zu Beginn des vorigen Jahrhunderts — das sind jetzt zweihundert Jahre, ein kleiner Zeitraum vom geschichtlichen Standpunkt aus — steht es so, daß Vorpommern, Bremen und Verden schwedisch, Schleswig-Holstein dänisch, Westpreußen polnisch ist, daß Hannover mit England in

Digitized by Google

Personalunion verbunden, das Elsaß mit Straßburg eben französisch geworden ist. Der König von England ist als Kurfürst von Hannover, der König von Polen als Kurfürst von Sachsen, die Herrscher von Schweden und Dänemark sind als Besitzer deutscher Territorien deutsche Reichsstände, von den nichtdeutschen Interessen des habsburgischen Kaisers zu schweigen; es ist sogar ernstlich die Frage erwogen worden, den König von Frankreich als Besitzer des Elsaß in den Kreis deutscher Fürsten aufzunehmen. Diesen Thatsachen entspricht es, daß, soweit von politischen Interessen in Deutschland überhaupt noch die Rede ist, diese Interessen fast ausschließlich fremdländische sind. Ist es nicht fast ein Wunder zu nennen, wie sich dieses Chaos in dem Zeitraum von etwa anderthalb Jahrhunderten zu einer starken nationalen Organisation geklärt hat? Was hat diesen Wandel herbeigeführt? Der staatlich zusammengefaßte Wille des Volkes unter Führung der Hohenzollern! Was ist das Mittel gewesen? Die Waffen und nur die Waffen. Der Traum vom ewigen Frieden ist schon alt, hat sich aber bei Interessenkonflikten noch immer nicht verwirklichen lassen. Zur Zeit der Bauernbewegung gingen die Forderungen auch schon auf Herstellung von Ruhe und Frieden, die alten Bauern hatten radikal, und einsichtiger als Frau von Suttner, gleich hinzugesetzt: wer nicht für den allgemeinen Frieden ist, wird totgeschlagen, wenn er nicht gegen den Türken ziehen will.

Der große Vorläufer des deutschen Nationalstaates ist niemand anders als König Friedrich der Große. Wer die politisch-militärische Korrespondenz des Königs aus dem siebenjährigen Kriege durchsieht, ist überrascht von der klaren Erfassung der deutschen Frage; sein Eintreten für das Haus Wittelsbach, sein letztes Werk, der Fürstenbund, alles ist von dem gleichen nationalen Geiste durchweht. Thörichterweise hat gerade der Liberalismus an der Vorliebe des Königs für die französische Sprache und französische Einrichtungen gern gemäkelt. Als ob der westdeutsche Liberalismus nicht bis 1848 und noch länger in französischen Mustern sein Vorbild gesehen hätte. Und beides von Rechts wegen! Denn Frankreich war uns seinerzeit in diesen Dingen voraus, und der Zusammenhang der westeuropäischen Kultur ist eine Thatsache, an der heute wohl niemand mehr zweifelt.

Der zweite Große, der hier zu nennen ist, der eigentliche Fortsetzer Friedrichs auf militärischem Gebiet ist Scharnhorst. Er mit seinen Freunden und Schülern hat im Anfange dieses Jahrhunderts die noch heute bestehenden Grundlagen des nationalen Heeres geschaffen.

„Alle Bewohner des Staates sind geborne Verteidiger desselben," das ist der § 1 seines Entwurfs für die Bildung einer Reservearmee, und damit ist das französische Prinzip der Konskription, das Stellvertretung und Loskauf gestattet, durch das höhere der wirklichen allgemeinen Wehrpflicht überholt. Auch das Krümpersystem ist nur eine neue Rekrutirung; man entließ nicht die Neueingestellten nach wenigen Monaten, sondern statt ihrer die ältesten Soldaten.

Digitized by Google

Nun sind in den Grenzboten kürzlich zwei schon sehr verbreitete, aber völlig irrtümliche Anschauungen zu Worte gekommen, die geeignet sind, den Sinn der ganzen Einrichtung überhaupt in Frage zu stellen, die aber dem Geiste Scharnhorsts völlig fern gelegen haben.

Der eine dieser Irrtümer ist, daß Scharnhorsts Ideal auf das abgezielt habe, was man heutzutage kurzweg mit dem Namen Milizsystem bezeichnet, und der andre liegt darin, daß eine Verteidigung des Vaterlandes — und natürlich auch seiner Lebensinteressen, wie wir gleich hinzusetzen wollen, damit die Sache völlig klar werde — eben auch militärisch nur eine Abwehr des Feindes von der von uns bewohnten Scholle nötig mache.

In ersterer Beziehung ist darauf hinzuweisen, daß Scharnhorst überhaupt kein theoretisches Ideal zu verwirklichen geneigt war, sondern praktisch die Frage zu lösen hatte, auf welche Weise man unter den damaligen Verhältnissen die Franzosen aus dem Lande zu schlagen vermöchte. Bei allen seinen Reformen mußte er damit rechnen, binnen kürzester Zeit den Entscheidungskampf auf Tod und Leben sozusagen über Nacht ausbrechen zu sehen, und für diesen war alles auf die Beine zu bringen, was eine Flinte oder eine Pike halten konnte. 1809 und mehr noch 1811 war schon der Krieg in Sicht, wie wäre es da möglich gewesen, ein System durchzuführen, das erst nach einer längern Reihe von Jahren die Reihen der Kämpfer füllt. Man mußte sich helfen, wie man konnte, und man half sich, das war die Hauptsache. Ferner mußte man den Entscheidungskrieg unter den Augen und unter dem Drucke des mißtrauischen Feindes vorbereiten, der jede von ihm gemißbilligte Regung in brutalster Weise unterdrückte. Diese Umstände dürfen nicht vergessen werden, wenn der Sinn der thatsächlich getroffnen Anordnungen beurteilt werden soll. Diese Anordnungen sind den vorhandnen Mitteln und Verhältnissen, sowie der zu erfüllenden Aufgabe genau angepaßt, und halten sich von aller Prinzipienreiterei so fern, daß noch zu Anfang der dreißiger Jahre ein Historiker wie der Professor Johannes Voigt aussprechen konnte, Scharnhorst sei zwar ein gebildeter, aber so einseitiger Soldat gewesen, daß es kaum abzusehen sei, wie in seinem Geiste die Idee einer Landwehr oder Volksbewaffnung habe entstehen können, während andre ihn für einen Gegner der stehenden Heere und einen Vertreter des Milizsystems angesehen haben und zum Teil wohl noch heute ansehen. Beides ist falsch. Boyen, einer der nächsten Vertrauten Scharnhorsts, giebt in seinen „Beiträgen zur Kenntnis des Generals Scharnhorst“ dessen allgemeine Anschauung dahin wieder, daß er „den Ordnungssinn, den Gehorsam, das Ehrgefühl und den kriegerischen Geist, der sich bei richtiger Behandlung in den stehenden Heeren erzeugen läßt, sehr hoch hielt und sogar glaubte, daß, je weicher die Sitten der Nationen würden, die Staaten desto mehr besondrer Kriegsanstalten bedürften, in denen ebenso die Kriegswissenschaft fortschreitend praktisch ausgebildet, als auch kriegerische Formen und Gesinnungen zur Selb-

Digitized by Google

ständigkeit der Staaten und Völker erhalten würden, und in dieser Hinsicht trennte er sich allerdings wieder von denen, die mit dem einzigen Worte »Volksaufgebot« alle politisch-militärischen Aufgaben eines europäischen Kontinentalstaats zu lösen glauben, da im Gegensatz von diesen der General ein nach den Kräften und der Lage jedes Landes richtig abgemessenes, zeitgemäß gebildetes Heer als den notwendigen Kern jeder Landesbewaffnung ansah."

Was nun den zweiten Punkt, den der „Verteidigung" des Vaterlandes anlangt, so hat dieser schon viel Unheil angerichtet. Wer mag heute die politische Notwendigkeit des Krieges von 1866 noch bestreiten, und doch war er seinerzeit unpopulär und kein Verteidigungskrieg im engern Sinne. Wie oft im Laufe gerade der deutschen Geschichte ist nicht eine trostlose Zersplitterung verbundner Kräfte und damit die Niederlage gemeinsamer Interessen eingetreten, weil jeder Einzelne nur *seinen* Herd schützen und verteidigen wollte. Man könnte fast sagen, es sei das Schema einer langen Periode der deutschen Geschichte von den Kämpfen der Städte gegen die Territorien und den Kämpfen der Schmalkaldner bis zum Mainfeldzuge 1866. Die Unfähigkeit des alten Reiches zu Offensivunternehmungen großen Stils hat schließlich jedesmal zu seinem Unterliegen gegen schwächere Nachbarn geführt. Eine wunderliche Theorie der Kriegführung — was verstünde der Deutsche nicht zu systematisiren! — hat dann diese Art Verteidigung des Landes in ein System gebracht; der Einsicht, daß dieses System für einen mitteleuropäischen Staat mit offnen Grenzen zum völligen Unsinn wird, während seine Gegner daran festhielten, verdankt vor allem König Friedrich seine Erfolge.

Nur selten liegen die politischen Verhältnisse, die den Krieg nötig machen, so klar wie 1813, und doch können so wichtige Lebensbedingungen des Volkes auf dem Spiele stehen, daß eine Regierung mit vollem Bewußtsein die schwere Verantwortung des Kriegs auf sich nehmen muß, um nicht eine schwerere auf sich zu laden. Ist diese Lage da, so ist militärisch die Offensive geboten, wie ja überhaupt militärisch nur die Offensive Erfolge bringen kann. Nur im Hiebe liegt die Kraft des Schwertes. Eine Truppe, deren Verwendung durch Gesetz örtlich beschränkt ist, verliert den größten Teil ihres Wertes; die Einschränkung des Gebrauchs der ostpreußischen Landwehr auf die Provinz war einer der wesentlichsten Punkte, die Scharnhorst 1813 zur Beanstandung des Provinzialentwurfs veranlaßten. Wie anders wäre der uns aufgedrungne Krieg von 1870 verlaufen, hätten wir uns auf die „Verteidigung des Vaterlandes" im engern Sinne beschränkt! In seinen letzten Folgen würde ein solches Verteidigungssystem zur chinesischen Mauer oder zum Burgenbau der Stauferzeit führen.

Es ist klar, nur Staaten, die im strengen Sinne überhaupt keine selbständige auswärtige Politik treiben, können sich auf die Verteidigung ihres heimatlichen Bodens beschränken; ein Staat, der europäische oder gar Weltpolitik treiben

Digitized by Google

will, oder treiben muß, weil er so weitgehende große Interessen hat, muß eben auch so weit wirken können.

Die Verteidigung des heimatlichen Bodens haben wir folglich als die geringste der Forderungen anzusehen, der sich selbst ein von verbürgter Neutralität geschützter Staat nicht entziehen darf, wenn das Volk seinen Willen zur Selbständigkeit überhaupt noch bekunden will.

Will man sich auf dieses Minimum beschränken, so muß man auch folgerichtigerweise jeden „Großmachtskitzel“ als eine krankhafte Regung unterdrücken. Soweit werden nun doch nur wenige verbissene Doktrinäre noch gehen wollen; die ungeheure Mehrheit des Volkes freut sich, daß wir mit dem Bau des Reiches und seiner Mauern vorwärts gekommen sind. Hie und da wird aber wohl nach dem Zeitpunkt gefragt, wann wir vielleicht das Schwert von den Lenden thun könnten. Man kann sogar die Ansicht hören, ob es nicht besser sei, mit einem großen Kriege (dessen Ausgang als unbedingt glücklich vorausgesetzt wird) eine vielleicht(?) bessere Zukunft einzuleiten.

Wir werden also, nachdem wir gesehen haben, woher wir kommen, die Fragen: wo sind wir? und wohin treiben wir? zu beantworten suchen müssen. Überall und zu allen Zeiten sehen wir im geschichtlichen Werden das Aufsteigen zu höhern Organisationen; wer nicht mit seinen Konkurrenten Schritt halten kann, der wird im Kampfe ums Dasein unter die Füße getreten, auch im Wettkampfe der Nationen. Empfindsame Naturen mögen das schrecklich finden, aber der zu verantwortungsvollem Handeln berufne darf nur mit den Thatsachen rechnen. Nur in Deutschland kann man von gemeinsamen internationalen Interessen des arbeitenden Volkes schwärmen, Engländer, Franzosen, Russen, Polen und Magyaren denken darin ganz anders; wer noch zu belehren ist, dem haben in den letzten Jahren die Augen darüber aufgehen müssen. Träte der Fall ein, das arbeitende Volk käme mit einem Schlage überall in den ausschließlichen Besitz der Macht, so würden die deutschen Genossen sofort erfahren, wessen sie sich von den französischen und englischen „Brüdern“ zu versehen haben, und würden binnen kürzester Frist die Wege der von ihnen so bitter getadelten Regierung wandeln.

In dem Kernpunkt aller politischen Gesinnung, der opferwilligen Unterordnung des Einzelnen unter die Gesamtheit und der thätigen Förderung der gemeinsamen Interessen übertreffen die deutschen Arbeiter fast alle Parteien. Es ist sicher zu erwarten, daß sie auch lernen, sich von Doktrinen loszumachen, ihre Ziele richtig zu wählen und Geschäfte praktisch zu treiben, dann werden sie eine der besten Stützen des Staates sein.

Unter den europäischen Völkern sehen wir Rußland und England sich zu ungeheuern wirtschaftlichen und politischen Organisationen auswachsen, und in den Vereinigten Staaten von Amerika ist ein drittes ebenbürtiges Gebiet vorhanden. Dürfen und können wir uns da in stiller Selbstbescheidung des

Digitized by Google

Friedens am heutigen Tage freuen, und im übrigen die Hände in den Schoß legen, wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander schlagen, und bei uns zu Hause nur schön alles beim Alten lassen? Wer sieht nicht, daß das der Anfang vom Ende wäre!

Nein, das deutsche Reich ist nicht von unsern Großvätern ersehnt, von den Vätern in seinem jetzigen Zustande geschaffen worden, damit wir es nun bequem haben und über Theorien weitergrübeln können, sondern es verpflichtet uns, weiter kräftig zu handeln und den Rest der Welt nicht vergeben zu lassen, ohne daß auch der Deutsche sein richtig gemessenes Teil davon erhält. Und auf richtiges Maß und Gewicht wollen wir sehen und dabei mitreden. In einer engen Verbindung mit Österreich in wirtschaftlicher und politischer Beziehung vertreten wir eine Bevölkerung von hundert Millionen, und bei kräftiger Organisation sind wir dann den Anforderungen jeder Lage vorläufig gewachsen.

Sehr langsam ist bei den Deutschen erst in diesem Jahrhundert politisches Verständnis in weitern Kreisen wieder erwacht; zum großen Teil leidet das verehrte Publikum entweder an Kurzsichtigkeit, die nur den eignen Kirchturm sehen kann und die Hand auf das Portemonnaie hält, oder an einem fernsichtigen Idealismus und Kosmopolitismus, der über den ersten Stein auf dem Wege stolpert. Aber in dem stetigen Aufsteigen ist nichts so wichtig, wie das Aufsteigen von Stufe zu Stufe. Wie oft haben hochstrebende deutsche Führer ihr Ziel verfehlt, weil sie vermeinten, es in einem Sprunge erreichen zu können.

> In den Himmel zu springen, das ist nicht verboten,
> Doch die es versuchen, mögen sich hüten,
> Den Hals zu brechen,

läßt Jordan seinen Siegfried warnen.

Das kleindeutsche Programm hat seine Erfüllung gefunden, aber wir empfinden schon heute, daß es auf die Dauer den Entwicklungsansprüchen unsers Volks nicht mehr genügt. Im engen Zusammenschluß des deutschen Reichs mit Österreich gehen auch Österreichs orientalische Interessen zum größten Teil auf uns über; nur durch diesen Zusammenschluß gewinnt Österreich die Hoffnung auf eine neue und bessere Zukunft. Für Österreich im deutschen Reiche, für das deutsche Reich in Österreich und im Orient liegt die Abrundung zu einem selbständigen Wirtschaftsgebiet, nur so können wir unsre Bevölkerung auch bei allen Kriegseventualitäten selbst längere Zeit ernähren, dort soll unser Bevölkerungsüberschuß Aufnahme finden, ohne der Nation verloren zu gehen, ein Punkt, der nachgerade anfängt, ernste Bedenken zu rechtfertigen, und von Jahr zu Jahr dringender wird.

So stehen die beiden Mächte abermals, wie schon so oft, vor der Wahl,

Digitized by Google

einig mit den besten Aussichten der Zukunft entgegenzugehen, oder vereinzelt den gemeinsamen Gegnern zu erliegen. Wird man aus der Geschichte gelernt haben? Im Osten steht das Wetter am Himmel, alle Welt wartet auf die erste Entladung.

Mag man nun aber in dieser Beziehung auch keine Besorgnisse hegen, niemand wird von den erwarteten Auseinandersetzungen eine rasche allgemeine Beruhigung erwarten dürfen. Nur wenn es gelänge, alle großen Interessenkonflikte zu lösen, oder wenn einer der Beteiligten dauernd auf die Wahrnehmung seiner Interessen verzichten wollte, dann wäre der Zeitpunkt gekommen, wo wir an „abrüsten" denken könnten. Vorläufig können wir diese Zukunft nicht absehen, und noch auf lange hin wird jedem deutschen Blutstropfen etwas von dem Eisen des Krieges beigemischt sein müssen. Der verstorbne Feldmarschall Moltke hat im Reichstage ausgesprochen: „Was wir in fünf Monaten mit den Waffen gewonnen haben, das werden wir fünfzig Jahre lang mit den Waffen schützen müssen."

Ein sonderbarer Irrtum — sogar in Deutschland — hat gemeint, wir würden seit 1870 im schönsten Frieden mit Frankreich gelebt haben, wenn wir nicht den „Fehler" der Annexion von Elsaß und Lothringen gemacht hätten. Aber Frankreich beklagt vielmehr den Verlust an prestige und gloire als Elsaß, und wir büßen dafür, daß uns unsre Verbündeten und Metternich 1815 an der Rücknahme gehindert haben. Die Revanche für Waterloo an den Preußen, die sich erlaubt hatten, die französische Nation zu besiegen, hat sehr lange gespukt, ihr entsprangen die Revolution von 1830, die Kriegsdrohungen von 1840 und die Wiederherstellung des Kaiserreichs, bis sich nach einem halben Jahrhundert der alte Herzenswunsch des französischen Volks 1870 entlud. Die preußischen Staatsmänner haben 1815 einstimmig vorausgesagt, daß unsre offen gebliebne Südwestgrenze eine neue Einmischung Frankreichs in die deutschen Verhältnisse zur Folge haben müsse, und der württembergische Thronfolger hat offen anerkannt, daß der mangelnde Schutz die größte Versuchung für die süddeutschen Regierungen zu französischen Neigungen sei. Kein vernünftiger Mensch wird einsehen, warum unter allen Grenzen allein die französischen unantastbar sein sollen, während Frankreich ohne weiteres alle angetastet hat. Im Gegenteil, wenn etwas Frankreich den Entschluß zu einem neuen Kriege zu erleichtern geeignet war, so wäre es die Überzeugung gewesen, daß Frankreich auch die ruchloseste Herausforderung mit einer Geldstrafe abmachen könne, die Sicherheit seines Gebiets ungefährdet bleiben müsse, und es in ein paar Jahren in gleicher Macht wieder dastehen würde. Selbst einer der größten Franzosenfreunde, der englische Gesandte Castlereagh hat 1815 erklärt: „Fortgesetzte Ausschreitungen Frankreichs können in künftigen Tagen Europa zur Zerstückelung Frankreichs nötigen."

Wie sich gezeigt hat, hat der europäische Friede durch den Krieg von 1870

Digitized by Google

und seine Folgen so viel gewonnen, daß Frankreich ohne Bundesgenossen so leicht keinen großen Krieg mehr unternehmen wird, zumal da ihm seine Sehnsucht nach gloire nicht mehr durch ein halb aus Söldnern, halb aus den untersten und ärmsten Volksklassen bestehendes Heer befriedigt werden kann. Aber so wie Elsaß-Lothringen, so wird auch in Zukunft jede neue Errungenschaft nur durch Kampf zu gewinnen und nur durch unsre Macht zu behaupten sein. Natürlich ist nicht gemeint, daß jeder Interessenkonflikt zum Kriege führen müsse. Aber hinter den Notenkämpfen der Staatsmänner müssen in letzter Instanz die Kanonen als ultima ratio stehen. So sind die Waffen bei dem Notenaustausch das, was die Zahlungsfähigkeit des Geschäftsmannes bei seinen Geschäften ist. Der Staatsmann, der seine Noten nicht „realisiren" kann, hat noch immer zusehen müssen, wie seine Proteste unter Hohnlachen beiseite gelegt worden sind.

Wer würde die großen Mittel, die die bewaffnete Macht kostet, nicht lieber zu noch bessern Zwecken verwenden? Aber vorläufig bei der Lage der Dinge, wie sie in Europa ist und auch nach dem nächsten Kriege wohl bleiben wird, gleicht der Deutsche, der wider den bösen Militarismus eifert, dem Manne, der den Ast absägt, auf dem er sitzt; es hilft nichts, wenn er auch ein wenig drücken mag hier und dort.

Vielleicht zeigen wir in einem folgenden Aufsatz, wie eng das Heerwesen immer mit dem Begriff und dem Wesen des Staats und den sozialen Verhältnissen des Volks zusammengehangen und diese sogar oft genug ganz wesentlich beeinflußt hat, weil der Einzelne eben wie der Staat zuerst überhaupt bestehen muß. Hier wollen wir mit der Bemerkung schließen, daß das Nebeneinander der europäischen Völker in ihrer steten Wechselwirkung aufeinander sie nicht nur vor chinesischer Erstarrung bewahrt, sondern sie auf eine Kulturhöhe gehoben hat, die ihnen noch auf lange hin die erste Stelle sichert und sie befähigt, den Erdball zu umspannen und zu beherrschen. Die Kehrseite dieses Nebeneinanders liegt in der Bewachung und Wahrung der Einzelinteressen gegen Übergriffe der Nachbarn. Erst die technischen Mittel des neunzehnten Jahrhunderts erlauben es, die vollen Konsequenzen dieser Befähigung zu ziehen, aber gerade darum wird das nächste Jahrhundert noch manche Frage auszutragen haben, bevor die wider einander streitenden Interessen ausgeglichen sind.

Es war ein einsichtiger Belgier, der bei den Militärdebatten in der Kammer die schönen Worte sprach: „Ich hoffe, daß in Zukunft aus unsern Wahlkämpfen die Bezeichnung Militaristen und Antimilitaristen verschwinden wird. Ich hoffe auch, daß man sich erinnern wird, daß die Antimilitaristen die sind, die die Gefahr nicht vorherzusehen imstande sind; ich hoffe ferner, daß man sich erinnern wird, daß es nur kurzsichtige, nach eitler Popularität haschende Leute sind, die ihren Wählern sagen, daß sie nicht die schweren Lasten wollen, die die Armee dem Lande auferlegt. Ich spreche laut den Wunsch aus, daß



Digitized by Google

die Frage der Armee für uns alle eine nationale Frage erster Klasse sei, und nichts als eine nationale Frage."

Der Mann war nicht nur ein großer Patriot, sondern auch ein wahrer Volksfreund; möchte recht bald bei uns allgemein erkannt werden, daß beide Bezeichnungen zusammenfallen.

## Zoll- und handelspolitische Aussichten

Die ganze Einseitigkeit und Oberflächlichkeit, womit in einem großen Teile der Presse die Fragen des öffentlichen Lebens behandelt werden, hat sich wieder einmal bei der Beurteilung der Äußerungen gezeigt, die der Staatssekretär des Reichsschatzamts Graf von Posadowsky bei der Beratung des Quebrachozolles über die Revision des autonomen Zolltarifs, über die gegenwärtig durch die Handelsverträge geschaffne Lage und über die Zollabänderungen gethan hat, die wir nach Ablauf und Neuabschluß der Handelsverträge vorzunehmen in der Lage sein werden. Man hat sich zunächst aus diesen Äußerungen einen Gegensatz zwischen den handelspolitischen Anschauungen der Staatssekretäre des Reichsschatzamts und des Auswärtigen Amts*) konstruirt, hat dann darin ein verheißungsvolles Eingehen auf die einseitigen agrarischen Forderungen der Konservativen erblicken zu dürfen geglaubt und daraus natürlich wieder einmal auf eine mangelnde Übereinstimmung unter den verschiednen Ressorts der Reichsregierung geschlossen. Es mag ja sein, daß Graf Posadowsky in Sachen der Handelsvertragspolitik nicht ganz auf dem festen und entschiednen Standpunkte steht, wie sein Kollege im Auswärtigen Amte, daß er nicht so zu den unbedingten Verteidigern dieser Politik wie Freiherr von Marschall gehört. Aus den Äußerungen aber, die er bei der Beratung des Quebrachozolles über den Zolltarif und die Handelsverträge gethan hat, kann man solche Schlüsse nicht ziehen, ohne der Lage wie seinen Worten Gewalt anzuthun.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die gegenwärtige Lage. Die

*) Dieser Aufsatz, der einen gelegentlichen Mitarbeiter dieser Zeitschrift im Südwesten unsers Vaterlandes zum Verfasser hat, ging uns zu, bevor Staatssekretär Freiherr von Marschall in der Reichstagssitzung vom 8. d. Mts. seinerseits Stellung zu den Auslassungen des Grafen von Posadowsky genommen hatte. Da unser Gewährsmann die wirtschaftspolitische Lage aber damals schon in völliger Übereinstimmung mit dem Staatssekretär des Auswärtigen beurteilte, so haben seine Ausführungen durch dessen Erklärung eher gewonnen als verloren. D. R.

Digitized by Google

Bismarckſche Wirtſchaftspolitik vom Jahre 1879, die damals die heutigen Agrarier bekämpften, weil ſie nur der Induſtrie Nutzen bringe, war geboten durch die internationale Zollpolitik, indem uns die fremden Staaten ihre Grenzen verſchloſſen, während wir ihrem wirtſchaftlichen Anſturm preisgegeben waren. Der Schutz der nationalen Arbeit gegen die auswärtige Konkurrenz war das Hauptprinzip der Schutzzollpolitik des Fürſten Bismarck. Schon damals aber war kein Volkswirtſchafter von praktiſchem und über die unmittelbare Gegenwart hinausſchauendem Blicke darüber in Zweifel, am wenigſten Fürſt Bismarck ſelbſt, daß die Schutzzollpolitik nicht nur Schutz und Waffe, ſondern auch ein Ausgleichsmittel ſein ſollte, um mit den auswärtigen Staaten in ein gegenſeitiges handelspolitiſches Verhältnis treten zu können. Die ganze Schutzzollpolitik hätte nur einen ſehr engbegrenzten und bedingten Wert gehabt, wenn ſie nicht zugleich dem deutſchen Reiche die zollpolitiſchen Mittel geboten hätte, mit den großen und für unſer wirtſchaftliches Leben bedeutenden Staaten des Auslandes in ein Handelsvertragsverhältnis zu treten, das zwiſchen den wirtſchaftlichen Bedürfniſſen der einzelnen Nationen einen Ausgleich zu ſchaffen vermochte. Die Welt ſtand ſchon damals viel zu ſehr im Zeichen des Verkehrs, und keiner der einzelnen Staaten war ſo ſehr und ſo vollſtändig mit den Bedingungen ſeiner wirtſchaftlichen Exiſtenz auf ſich ſelbſt geſtellt, daß eine prohibitive Schutzzollpolitik durchführbar geweſen wäre, ohne zugleich die Intereſſen des eignen Landes aufs empfindlichſte zu ſchädigen. Das iſt, wie geſagt, ſchon damals von allen weiter ſchauenden eingeſehen, vom Fürſten Bismarck zugegeben und auch von uns ſeinerzeit als das allein richtige Prinzip vertreten worden.

Nun wurde ſchon damals ſelbſt von Freunden einer maßvollen Schutzzollpolitik gegen den Zolltarif der Vorwurf erhoben, daß er in ſeiner praktiſchen Anwendung nicht überall den thatſächlichen wirtſchaftlichen Verhältniſſen genügend angepaßt, und daß namentlich nicht überall Rückſicht genug auf die Rohprodukte und Halbprodukte genommen worden ſei, deren die deutſche Induſtrie und das deutſche Gewerbe zur Verarbeitung bedurften. Das konnte auch beim beſten Willen, die nationale Arbeit zu ſchützen, und bei der ſorgfältigſten Prüfung aller einzelnen Poſitionen gar nicht anders ſein. Denn die wirtſchaftlichen Beziehungen der Völker ſind ſo feiner, ſo vielfältiger und verwickelter Art, daß ſelbſt der beſte Zolltarif, inſofern er nicht eben eine lediglich prohibitive Wirkung üben oder lediglich als Finanzquelle dienen ſoll, erſt praktiſch erprobt werden muß. Im Laufe ſeiner praktiſchen Wirkſamkeit ſind denn auch an dem Zolltarif von 1879 verſchiedne Änderungen vorgenommen worden, um auszugleichen und den Anſprüchen und Bedürfniſſen des Handels wie der Induſtrie und der Landwirtſchaft mehr als bisher gerecht zu werden, und noch immer treten im praktiſchen Verkehr neue Bedürfniſſe hervor.

Digitized by Google

Liegen so die Verhältnisse schon bei dem Zolltarif, so stellen sie sich noch um vieles verwickelter für Handelsverträge dar, die den Bedürfnissen und wirtschaftlichen Bedingungen mehrerer Nationen zugleich gerecht werden sollen. Hier gilt es, eine ganze lange Skala sich widersprechender wirtschaftlicher Bedingungen so gegeneinander abzuwägen, abzustimmen und auszugleichen, daß durch den Vertrag thatsächlich ein harmonischer Ausgleich geschaffen, kein Interesse einer der vertragschließenden Mächte ungebührlich verletzt, kein berechtigtes Bedürfnis unbefriedigt und keine zuständige Forderung unerfüllt gelassen wird. Daß solch ein subtiler Ausgleich nicht allein vom grünen Tische aus getroffen, sondern ein alle beteiligten Teile soweit wie möglich befriedigendes Vertragsverhältnis nur aus der praktischen Handhabung der Handelsverträge heraus geschaffen werden kann, liegt auf der Hand. Erst auf Grund der praktischen Erfahrungen wird es daher im Laufe der Zeit möglich sein, einen alle Teile möglichst befriedigenden Ausgleich zwischen den widerstreitenden internationalen Interessen und denen des eignen Landes zu stande zu bringen.

Daher können und dürfen Zolltarife wie Handelsverträge nicht für alle Zeiten festgesetzt werden, beide können nur für eine bestimmte Zeit beschlossen werden, für die sie allerdings stabil sein müssen, in der aber durch sorgfältige Beobachtung aller Wirkungen festgestellt werden muß, wo sich eine Abänderung des Bestehenden als notwendig erweist. Daher kann aber auch immer nur auf Abänderung innerhalb der festgesetzten Grenzen plaidirt, darf nicht fortgesetzt an den Verträgen gerüttelt werden. Es zeugt von dem großen Mangel an politischer Reife und an staatsmännischem Sinn in unsern Parteien der Rechten wie der Linken, daß es bei uns möglich war, die Tarife wie die Verträge vom ersten Augenblick an aufs erbittertste zu bekämpfen, daß man die Handelsverträge zu stürzen suchte, obwohl sie schon in Geltung getreten waren. Die Interessenpolitik ist eben stärker als die Anerkennung und die Achtung vor den konstitutionellen Einrichtungen; die will jede Partei nur dann gelten lassen, wenn es ihrem eignen Kirchturmsinteresse nützt. Eine betrübende Erfahrung, die wir auf jedem Gebiete des öffentlichen Lebens sich nur zu oft wiederholen sehen.

Es ist nun gänzlich unverständlich, wie es möglich gewesen ist, aus den Worten des Staatssekretärs des Reichsschatzamts eine Zustimmung der Reichsregierung zu den erbitterten Kämpfen gegen die Handelsvertragspolitik zu hören, aus diesen Worten auf eine „Bekehrung der Reichsregierung zur wirtschaftlichen Weltanschauung der Agrarier“ zu schließen und daraus einen Gegensatz zwischen dem Grafen Posadowsky und dem Freiherrn von Marschall herzuleiten. Im Gegenteil, man schafft wohl, indem man die Erklärung des Staatssekretärs derart vergewaltigt, künstlich solch einen Gegensatz, erschüttert mit Unrecht das internationale Vertrauen auf die Vertragstreue der Reichsregierung und schädigt

Digitized by Google

dadurch die Wirkungsfähigkeit der Handelsverträge. Ebenso ungerecht ist der andre Vorwurf, daß Graf Posadowsky seine Erklärung ohne zwingende Ursache, wie von der Linken behauptet wird, abgegeben habe. Aus unsrer Schilderung der wirtschaftspolitischen Lage geht schon hervor, wie zwingend die Ursachen waren, die den Staatssekretär zu solch einer Erklärung veranlaßten, ganz abgesehen davon, daß der Abgeordnete Freiherr von Stumm sie geradezu herausgefordert hatte. Hüben und drüben tobt fortgesetzt der Kampf für Erhöhung dieser, für Beseitigung jener Zölle, für und gegen die Handelsverträge, ganz ohne Rücksicht darauf, daß nach Lage der Dinge bis zum Jahre 1904 an den Verträgen überhaupt nichts geändert werden kann.

Was hat denn nun der Staatssekretär des Reichsschatzamts erklärt? Er sagt, nach dem amtlichen stenographischen Berichte, zunächst über den Zoll auf überseeische Gerbstoffe, daß diese Frage zur Zeit nicht gelöst werden könne, weil uns dazu durch die Handelsverträge die Hände gebunden seien, daß sie aber, sobald wir die Arme frei haben, d. h. nach Ablauf der Handelsverträge, einer sehr ernsten und eingehenden Erwägung unterzogen werden sollen. Er setzt ferner bestimmt voraus, daß wir 1904 neue Handelsverträge abschließen werden, und macht dazu die Bemerkung, die — nach dem, was wir anfangs ausgeführt haben — selbstverständlich ist, daß diese neuen Handelsverträge nicht einfach die Abschrift der bisherigen sein werden, und zwar nicht nur aus wirtschaftlichen, sondern auch vor allem aus rein zolltechnischen Gründen. Man kann sich eigentlich nicht genauer, nicht klarer und unzweideutiger, nicht bestimmter die Stellung der Reichsregierung bezeichnend ausdrücken. Hätten sich unsre Parteien und unsre Presse auch nur ein wenig die Freiheit objektiver Auffassung und sachlichen Urteils bewahrt, so müßten sie, auf welcher Seite sie auch ständen, dem Redner unbedingt zustimmen, müßte seine Erklärung, anstatt den Kampf um die Zoll- und Handelsvertragspolitik von neuem zu entfachen, sie zum Schweigen gebracht haben. Die Freunde und die Gegner der Verträge wie ihrer einzelnen Bestimmungen müßten sich sagen, daß es darnach auch für sie Pflicht sei, abzuwarten bis zum Ablauf der bestehenden Verträge; die Gegner müßten, aus Achtung vor den konstitutionellen Einrichtungen des Reichs, zu denen doch auch das Parlament gehört, ihre Minirarbeit einstellen, wie sie es allerdings schon nach den frühern Auseinandersetzungen des Staatssekretärs von Marschall gemußt hätten.

Graf Posadowsky sprach sich dann weiter über den autonomen Tarif aus, und zwar auch hier wieder an der Hand der gegebnen wirtschaftlichen Verhältnisse. Mit Recht bezeichnete er es als einen Mangel unsers autonomen Tarifs, daß er im Verhältnis zu denen andrer Staaten nicht gehörig spezifizirt sei in seinen einzelnen Positionen. Infolgedessen würden für uns Handelsvertragsverhandlungen mit Staaten, die einen sehr spezifizirten Tarif haben, durch einen solchen Tarif, der große Gruppen zusammenfasse, jedenfalls nicht er-

Digitized by Google

leichtert werden. Gewiß nicht, und was noch schlimmer ist, eine sorgfältige Abwägung der Interessen und ein Ausgleich der Interessengegensätze ist bei diesem Mißstande nicht möglich. Deshalb bezeichnet es der Staatssekretär als notwendig, als Grundlage für den Abschluß neuer Handelsverträge — der also auch hier wieder als unbedingt bevorstehend angenommen wird — vor allen Dingen einen viel spezifizirtern neuen autonomen Tarif aufzustellen. Er setzt hinzu, daß an dieser außerordentlich schwierigen Arbeit im Reichsschatzamt schon flüchtig gearbeitet, und daß — was sehr wichtig und beachtenswert ist — zu diesem Behuf über die einzelnen Positionen gruppenweise mit den Interessenten selbst verhandelt werde, um auf diese Weise eine Grundlage aus den Zugeständnissen der beteiligten Kreise heraus zu gewinnen.

Was ergiebt sich nun aus dieser Erklärung für die Zukunft unsrer Zoll- und Handelspolitik? Doch nichts andres, als was die Erklärung selbst klar und unzweideutig sagt, nämlich daß an der Wirtschaftspolitik von 1879 ebenso wie an der Handelsvertragspolitik, was das deutsche Reich betrifft, festgehalten werden soll, daß aber für die Erneuerung der Handelsverträge die allgemeinen und besondern Klagen und Beschwerden, die über Zolltarif und Handelsverträge bisher laut geworden sind, und die Übelstände, die sich gezeigt haben, gründlich geprüft und, so weit möglich, die Ursachen der Übelstände beseitigt werden sollen. Der autonome Zolltarif soll einer gründlichen Durchsicht und in Verbindung mit den beteiligten Kreisen Ergänzungen und Verbesserungen unterzogen werden, damit für den Abschluß neuer Handelsverträge eine bessere Grundlage und brauchbarere Tarifirung gewonnen werden. Jeder Partei im Reiche muß daran liegen, daß das in ausgiebigster Weise geschieht, und jede Interessengruppe der industriellen, Handels- und landwirtschaftlichen Kreise müßte es mit Freuden begrüßen, daß in den neuen Handelsverträgen nicht nur ihre eignen, sondern auch die Interessen der andern Gruppen möglichst Berücksichtigung finden sollen. Denn nur auf Grund des Ausgleichs aller Interessen kann das allgemeine Wohl gedeihen. Wenn dabei auch die landwirtschaftlichen Interessen, soweit es das Allgemeinwohl zuläßt, die gebührende Berücksichtigung finden, so heißt das durchaus noch nicht agrarische Wirtschaftspolitik treiben; es ist vielmehr ein Ziel, das aufs innigste zu wünschen wäre, daß auch die landwirtschaftlichen Interessen durch unsre Wirtschaftspolitik Förderung fänden. Denn es ist falsch, wenn man von liberaler Seite jede Fürsorge für das Gedeihen der Landwirtschaft als Agrarpolitik vor der Öffentlichkeit denunzirt, ebenso wie es falsch ist, daß man sich auf agrarischer Seite geberdet, als wären die landwirtschaftlichen Interessen die einzigen, die staatlicher Förderung und Unterstützung bedürften. Denn die Frage ist nicht: Industrie- *oder* Agrarstaat? sondern der moderne Staat kann mit seiner Wirtschaftspolitik nur das eine verfolgen: die Förderung aller Interessen aller wirtschaftlichen Zweige, soweit das in seinen

Digitized by Google

Kräften steht, weil das Wohl und Gedeihen der Nation von dem aller seiner Angehörigen abhängt. Als Schlußfolgerung aber ergiebt sich, daß sich nach der Erklärung des Schatzsekretärs die Parteien nun endlich beruhigen, aber auch die Reichsregierung nach Kräften bei ihrem Bestreben unterstützen sollten, für den Abschluß neuer Handelsverträge eine brauchbare Grundlage durch einen verbesserten und den wirtschaftlichen Verhältnissen mehr angepaßten Zolltarif zu schaffen. Nur in solcher freien Zusammenarbeit aller wirtschaftlichen Gruppen und aller politischen Parteien, die auch den andern gönnt, was ihnen frommt, liegt das Heil der Zukunft. Dieses Ziel allen klar vor Augen zu stellen, war nach unsrer Meinung Zweck und Inhalt der Erklärungen des Staatssekretärs des Reichsschatzamts.

# Zur Kritik des Marxismus

Von Carl Jentsch

(Schluß)

Das Büchlein von Lorenz ist eine gute Widerlegung des Marxismus in dem, worin er falsch ist, in seiner Einseitigkeit. Auch die Hauptbestandteile dieser sozialdemokratischen Dogmatik werden darin richtig angegeben: sie enthält: „französischen Materialismus, deutsche Dialektik, englische Wirklichkeit.“ Das dritte habe ich unzähligemal hervorgehoben und u. a. vor vier Jahren gesagt, es lasse sich ganz genau angeben, wie weit Marx Recht habe: er habe Recht für England bis zum Jahre 1850. Natürlich hat er dann auch weiter Recht, so oft irgendwo ähnliche Zustände eintreten. Am Schlusse behandelt Lorenz die Spaltung der deutschen Sozialdemokratie in strenge Marxisten und in Praktiker. Er glaubt nicht, daß der linke Flügel siegen werde, weil es die Massen auf die Dauer bei einer Partei nicht aushalten könnten, die jede gründliche Besserung der Lage innerhalb der bestehenden Wirtschaftsordnung verneint und auf den großen Kladderadatsch vertröstet, der je länger in desto weitere Ferne rückt. Aber auch die Praktiker, die mit Gewerkvereinen, Agrarreformen und dergleichen eine Besserung auf dem Boden der bestehenden Ordnung anstreben, hätten wenig Aussicht, weil ihnen das abgehe, was die Seele einer großen Partei ausmache, eine geschlossene Weltanschauung; daß die Marxisten eine solche haben und fanatisch daran glauben, mache bei aller sonstigen Schwäche ihre Stärke aus.

Digitized by Google

Was nun werden wird, weiß Lorenz nicht. Sicher ist seiner Ansicht nach nur, „daß heute der individualistische liberale Gedanke daran ist, vom sozialen Gedanken abgelöst zu werden, in ihm als in einer höhern Einheit aufzugehen. Für die Politik der bevorstehenden Zukunft kommt zweifellos nur, wer Sozialist ist, in Betracht. Es wäre ein Sozialismus erforderlich, der auch bietet, was dem rechten Flügel der Sozialdemokratie zu eigen ist, und der außerdem noch enthält, was jenem abgeht, nämlich Elemente, die geeignet wären, zu einer unsrer Zeit entsprechenden Weltanschauung zu führen." Diese Ansicht teile ich nicht. Daß ich für meine Person nicht Sozialist, sondern Individualist bin, kommt natürlich für den Gang der Weltgeschichte nicht in Betracht, wohl aber, daß der Individualismus zu den unentbehrlichen Bestandteilen des Kulturlebens gehört und den Sozialismus zwar als Gegenpol fordert, aber niemals in ihm aufgehen darf. Daß im Verlaufe der Weltgeschichte Individualismus und Sozialismus, gerade so wie die Glieder andrer polarer Ideenpaare, einander in der Führung ablösen, ist richtig, aber aufgehen darf das eine Glied im andern nicht, wenn die Kulturentwicklung nicht still stehen soll; und überdies herrscht der Sozialismus jetzt schon in einem solchen Grade vor, daß man im Gegensatz zu Lorenz berechtigt ist, zu wünschen, es möchte der liberale Individualismus wieder einmal an die Reihe kommen, der bisher immer bloß auf kurze Zeit und in einzelnen Gebieten, wie in der Litteratur, im Handel, in der Industrie, Macht erlangt hat. Individualistisch ist das Zeitalter der Renaissance und der Reformation gewesen; unsre Zeit ist die Zeit der zu gleichartigem Denken, Fühlen und Handeln gedrillten Massen. Lorenz gebraucht zudem in dem angeführten Satze die Worte sozial und sozialistisch als gleichbedeutend, und das ist nun grundfalsch. Sozial heißt doch weiter nichts als gesellschaftlich oder sich auf die Gesellschaft beziehend. Das Organ der Nationalsozialen, die Zeit, schrieb in Nr. 14, die Grenzboten würden von manchen Leuten „für die vornehmste sozial gerichtete Wochenschrift Deutschlands" gehalten. Darin hat sie insofern Recht, als die Grenzboten den Gesellschaftszuständen, die ja den eigentlichen Inhalt der Politik ausmachen, und der Gesellschaftswissenschaft die gebührende Aufmerksamkeit widmen. Aber wenn meine Beiträge sozialistisch genannt würden, so wäre das ein wunderlicher Irrtum; die der andern Mitarbeiter sind es ebensowenig. Wir haben schon mehr als übrig genug Sozialismus, das heißt erzwungne Unterordnung der Einzelnen unter die wirklichen und die eingebildeten Bedürfnisse der Gesellschaft. Jeder Staat ist eine sozialistische Einrichtung, und die Staatsgewalt greift heute meiner Überzeugung nach viel zu tief ins Privatleben ein. Daher würde ich es als ein großes Unglück beklagen, wenn aus dem heutigen Staate der rein sozialistische Staat, d. h. der Staat, der die noch übrigen Reste freier Erwerbsthätigkeit vollends verschlänge, hervorwachsen sollte. Die Möglichkeit einer solchen Entwicklung muß natürlich zugegeben werden, denn kein Mensch kann

Digitized by Google

die Zukunft vorausſehen, noch auch beſtimmen, welche Produktionsformen und Geſellſchaftseinrichtungen möglich und welche unmöglich ſind, aber die Notwendigkeit beſtreite ich ganz entſchieden und weiche daher in der Auffaſſung der Lage auch von Sombart ab.

Sombarts aus acht Vorträgen beſtehende Schrift hat große Vorzüge. Sie entwickelt überzeugend die Notwendigkeit und Unabwendbarkeit der ſozialen Bewegung, den Unterſchied des utopiſchen und des wiſſenſchaftlichen Sozialismus und das verſchiedne Gepräge der Arbeiterbewegung bei den verſchiednen Nationen. Den Inhalt der Weltgeſchichte, ſagt er vollkommen richtig, bildet der Kampf um den Futteranteil und der Kampf um den Futterplatz.*) Kämpfe der erſten Art werden ſozial, Kämpfe der zweiten Art national genannt; es iſt der Fehler unſrer heutigen Sozialiſten (und auch der Agrarier, Bodenbeſitzreformer, Zünftler, Antiſemiten und Freihändler), daß ſie ſich auf das Soziale verſteifen und das Nationale überſehen, die Notwendigkeit des Kampfes um die Futterplätze nicht zugeben. Bis dahin bin ich alſo mit Sombart einig. Sein Endergebnis aber lehne ich wieder ab. Er erklärt nicht ſo unbedingt wie Lorenz, daß die Zukunft dem Sozialismus gehöre, aber er läßt die Anſicht durchblicken, daß es eigentlich der Fall ſein ſollte. Das weltgeſchichtliche Recht jeder großen Bewegung beſtehe darin, daß ſie vollkommnere Daſeinsformen herbeiführe. Der Sozialismus ſei deswegen berechtigt, weil er die Arbeit des Kapitalismus weiterzuführen unternehme. Dieſer hat die arbeitsteilige Produktion in Großbetrieben geſchaffen, zugleich aber, durch den Privatbeſitz der Produktionsmittel, durch das Produziren für den Markt ſtatt für den Gebrauch und durch die Konkurrenz, ſeine eignen Schranken erzeugt, die ihn an der vollen Entfaltung ſeiner Produktionskräfte hindern und die Arbeiter zu unnötigen Leiden verurteilen. Der Marxismus lehrt nun, dieſe Schranken könnten durch den Übergang der Produktionsmittel in den Gemeinbeſitz aufgehoben werden; die in der kapitaliſtiſchen Periode errungnen Vorteile, namentlich die vervollkommnete Produktionsweiſe in Großbetrieben, ſollten feſtgehalten, die damit bisher verbundnen Nachteile aber durch eine vollkommnere Produktionsordnung beſeitigt werden. Darum dürfe die Sozialdemokratie keinen Pakt ſchließen mit den Vertretern überwundner Produktionsformen, namentlich des Handwerks. Wie nun aber, wirft ſich Sombart ſelbſt ein, wenn in manchen Gebieten der Kleinbetrieb noch lebensfähig, wenn er ſogar die vollkommnere Wirtſchaftsform wäre, wie von einigen in Beziehung auf die Landwirtſchaft behauptet wird? So ſehe ſich die Sozialdemokratie vor die Frage geſtellt: „Sollen wir nun demokratiſch in dem Sinne ſein, daß wir jene kleinbetrieb-

*) „Das ſoll nur ein Vergleich ſein," fügt er hinzu; aber es iſt doch mehr als ein Vergleich, es trifft den Kern der Sache, und wenn der Reichsbote dieſe Auffaſſung der Geſchichte eine ſataniſche Irrlehre nennt, ſo beweiſt das zwar ſein gutes Herz und ſeine ideale Geſinnung, zugleich aber ſeine unvollkommne Kenntnis der Weltgeſchichte und der gegenwärtigen Wirklichkeit.



Digitized by Google

lichen Existenzen mit umfassen und dann unser Programm dahin abändern, daß wir von dem gemeinwirtschaftlichen Ziele Abstand nehmen, oder aber sollen wir proletarisch bleiben, dieses gemeinwirtschaftliche Ideal und Ziel im Auge behalten und dann jene Elemente von unsrer Bewegung ausschließen? In diesem Falle [nämlich wenn in der Landwirtschaft der Großbetrieb nicht die höchste Betriebsform wäre] würde der demokratische Entscheid kein reaktionärer sein, weil man trotz Aufnahme jener kleinwirtschaftlichen Elemente in den Rahmen der Bewegung doch nicht von dem Niveau der Produktionstechnik, wie es im vergesellschafteten Industriebetriebe erreicht ist, herabzusteigen brauchte." Vor der Hand lasse sich das noch nicht mit Gewißheit feststellen. „Soviel ich aber sehe, versagt hier im wesentlichen das Marxsche System; soviel ich sehe, sind die Deduktionen von Marx auf das Agrargebiet nicht ohne weiteres übertragbar. Er hat bedeutendes auch über die Agrarsachen gesagt, aber seine Theorie der Entwicklung ist klar nur für die Industrieentwicklung. Sie ist es für die agrarische Entwicklung nicht, und mir scheint, daß nur die wissenschaftliche Forschung die Lücke auszufüllen vermögen wird, die jedenfalls besteht."

Wer meine Ansicht von den Dingen kennt, die ich in den fünf Leitsätzen kurz zusammengefaßt habe, der weiß im voraus, daß ich hier weder eine von der Forschung auszufüllende Lücke, noch eine Schwierigkeit sehen, sondern nur eine erwünschte Bestätigung meiner Gesamtansicht finden werde. Selbstverständlich halte ich den Bauernstand für lebensfähig; selbstverständlich halte ich den landwirtschaftlichen Kleinbetrieb nicht für eine niedre Betriebsform, die der höhern zu weichen habe. Auch fehlt sehr viel daran, daß das von Marx aufgestellte Schema der Entwicklung für die ganze Industrie Geltung hätte. Mit dem Spinnrade zu spinnen wäre nach Einführung der Spinnmaschinen Unsinn, und glatte Gewebe können jetzt vernünftigerweise nicht mehr auf dem Handwebstuhle hergestellt werden, aber der Kunstweber ist heute noch daseinsberechtigt und wird es immer sein, und daß die indische Musselinweberei von der englischen Kattunfabrikation vernichtet worden ist, darin liegt gar kein Kulturfortschritt. Kein vernünftiger Mensch wird heute noch Eisenbarren und Schienen vom Schmiede zurechthämmern lassen wollen, aber der Kunstschlosser, der solche Barren in seiner Werkstatt verwendet, ist dadurch nicht überflüssig geworden. Der heutige Bildhauer ist bekanntlich manchmal gar kein Bildhauer mehr, denn er formt nur ein Modell und läßt darnach das Marmorbild auf mechanischem Wege herstellen; Gips- und Thonfiguren aber werden nach plastischen Vorbildern in den Fabriken zu tausenden gebacken. Ist das ein Fortschritt gegen Michel Angelo, der seine Gestalten aus dem rohen Block mit freier Hand heraushieb? Ein Fortschritt insofern freilich, als heute auch der Wenigbemittelte einen wohlfeilen Garten- oder Zimmerschmuck erwerben kann; in künstlerischer Beziehung aber ganz und gar nicht. Der wirkliche Fortschritt,

Digitized by Google

den uns die mit Maschinen betriebne Großindustrie gebracht hat, besteht darin, daß das Bedürfnis an gewöhnlichen Gegenständen des Massenverbrauchs leicht und wohlfeil befriedigt werden kann, daß dem Verkehr, der Beleuchtung, der Wasserversorgung die vollkommensten Hilfsmittel zur Verfügung stehen, daß Maschinen dem Handwerker, dem Künstler die Rohstoffe vorbereiten, daß Bewegungskräfte in den Dienst des Menschen gestellt werden, die auch in kleinen Betrieben benutzt werden können. Diese kleinen Betriebe selbst bleiben dort, wo sie einen feinern Geschmack befriedigen oder sich individuellen Bedürfnissen vollkommner und leichter anschmiegen als große, durchaus daseinsberechtigt. Der Vogel ist im Naturhaushalt dadurch nicht überflüssig geworden, daß das Säugetier auftrat, und der Vogel ist in seiner Art ein ebenso vollkommnes Wesen wie das Säugetier, er lebt neben diesem fort, wie das Moos neben der Eiche. Daß die organischen und die Gesellschaftsformen nach einander auftreten, ist richtig, ebenso, daß die eine oder die andre Form für eine gewisse Periode charakteristisch ist; ein Irrtum aber ist es, zu glauben, die neue charakteristische Form müsse alle ältern Formen verdrängen; die Formen folgen nicht nach dem Hegelschen Schema periodenweise auf einander, sondern treten neben einander. Der Kapitalismus ist, in einer etwas andern Form, schon in der antiken Welt dagewesen. Weit ähnlicher der heutigen Zeit, weil nicht mit Sklavenwirtschaft, sondern mit freier Lohnarbeit, in den mittelalterlichen Städten, besonders in den italienischen. Italien ist in den letzten drei Jahrhunderten beinahe auf die Stufe des Agrikulturstaats zurückgesunken, während der Nordwesten Europas die modernsten Formen des Kapitalismus ausbildete, und in jedem Staate der zivilisirten Welt finden wir eine andre Mischung älterer und neuerer Wirtschaftsformen. Freilich kommt es hie und da vor, daß ältere, an sich durchaus daseinsberechtigte Formen aussterben oder vertilgt werden, in der Natur so gut wie in der Gesellschaft; so sind manche Cedernarten vertilgt worden, so in England der Bauernstand. Ein Fortschritt ist das nicht, und notwendig ist es auch nicht. Auch bei uns in Deutschland wird der Bauernstand verschwinden, wenn die Agrarier zur unbestrittnen Herrschaft gelangen. Denn, wie ich oft gezeigt habe, die Überschuldung des Grundbesitzes, die bei Übervölkerung notwendig eintritt und den kleinern Grundbesitz erdrückt, kann nur durch stetigen Abfluß des Überschusses des bäuerlichen Nachwuchses in Ansiedlungsgebiete abgewendet werden, wo dieser Nachwuchs ohne Belastung der heimischen Stammgüter mit billigem Acker versorgt wird. Die Agrarier wollen durch künstliche Verteuerung der Bodenerzeugnisse, also der Grundrente, also der Landgüter helfen, d. h. durch immerwährende gewaltsame Wiedererzeugung der Ursache, die den Grundbesitzer von seinem Hofe treibt. Indem dabei zugleich die überschüssige Nachkommenschaft der Bauern im Lande bleibt, die Reihen der Handwerker, der Industriearbeiter und der Anwärter auf Ämter verstärkt, denen das Leben erschwert, dadurch den auf

Digitized by Google

Verteuerung gerichteten Bestrebungen der landwirtschaftlichen Bevölkerung ein starkes Gegengewicht in der die Verbilligung anstrebenden städtischen Bevölkerung erzeugt, beschleunigt sie den verhängnisvollen Gang der Dinge: die Verschuldung steigt mit jedem Prozent der Volksvermehrung, gegen das Steigen der Nahrungsmittelpreise aber wehrt sich der in die Städte zusammengedrängte Volksüberschuß mit steigendem Erfolg.

Es dürfte sogar den Hamburger Nachrichten einigermaßen schwer werden, die im vorstehenden entwickelten Ansichten sozialdemokratisch zu nennen. Nicht etwa, daß ich es für eine Schande halten würde, Sozialdemokrat zu sein, aber ich bin nun einmal keiner. Ich würde es für keine Schande halten, mit roten Haaren auf die Welt gekommen zu sein, aber ich habe nun einmal braune Haare, und wenn mir einer sagt: du hast rote Haare, so kann ich doch nichts erwidern als: du bist verrückt, mein Kind, oder du bist farbenblind. Darauf werden unsre guten Freunde an der Wasserkante sagen: was kümmern uns deine Theorien! Die Lehren eines Mannes wie Marx, den die Sozialdemokraten als ihren Meister verehren, dürfen nicht teilweise für richtig befunden, dürfen nicht diskutirt werden; so einen Kerl darf man in anständiger Gesellschaft gar nicht nennen! Es ist schwierig, für solche Grundsätze eine parlamentarische Bezeichnung zu finden. Der Größenwahn, mit dem die Sozialistenführer, weil sie ein Stück volkswirtschaftlicher Wahrheit erkannt haben, die „bürgerlichen" Ökonomen als Schwachköpfe hinstellen, ist gewiß lächerlich und widerwärtig; aber durch diese Haltung einer Presse, die die Spitzen der Gesellschaft vertreten will, wird jene lächerliche Anmaßung verständlich und entschuldbar. Verlangen, daß die Nationalökonomen den Marxismus ignoriren sollen, das ist ungefähr dasselbe, wie wenn man forderte, die Physiker, die Chemiker und die Ärzte sollten die mechanische Wärmetheorie, die Lehre von den Äquivalenten und die Bakteriologie ignoriren! Roscher und Wagner übertreffen Marx an Universalität des Wissens und sind frei von seiner Einseitigkeit, aber neue Entdeckungen haben sie nicht gemacht. Die Männer, die die Wissenschaft vorwärts gebracht und das aufgefunden haben, was gerade unsre Zeit zu wissen nötig hat, sind List, Thünen, Rodbertus und Marx. Indem die großen politischen Blätter (nicht die Professoren, diese erkennen trotz vielfacher Gegnerschaft alle vier genannten Forscher an) die letzten drei von diesen vier Männern abweisen, versperren sie sich und ihrem Leserkreise die Einsicht in den Zusammenhang der wirtschaftlichen Vorgänge. Die natürliche Wirkung und zugleich gerechte Strafe dieser freiwilligen Unwissenheit ist, daß ein großer Teil des gebildeten Bürgertums dem Hanswurst Ahlwardt, ein noch größerer Teil des gebildeten Gutsbesitzerstands dem Phantasten Ruhland nachläuft, daß sich die Freisinnigen in unfruchtbarem Gejammer über die wirtschaftliche Reaktion ergehen, daß die Regierung auf planloses Fortwursteln angewiesen bleibt, und daß unser jetziger Landwirtschaftsminister, der als ein verständiger Praktikus

Digitized by Google

aus dem verständigen Hannover gekommen ist, unter dem betäubenden Lärm seiner neuen Freunde an seinem klaren Verstande irre zu werden und den agrarischen Unsinn zu glauben anfängt.

Manche werfen mir vor, meine Ausführungen seien demagogisch in der Form und im Ton. Darauf könnte ich erwidern, daß das heutzutage kein Unrecht sei; denn da durch unsre Verfassung der ganze Demos zur Teilnahme am politischen Leben berufen ist, braucht er doch Führer, und es giebt keine Partei, deren Führer es nicht für nötig erachteten, die Leidenschaften der Geführten zu erregen oder derer, die sie gern führen möchten. Man lese nur ein beliebiges Agrarierblatt. „Verzweiflungsvoll suchten die Vertreter der deutschen Landwirtschaft nach irgend welchen Mitteln, welche eine auch nur entfernte Möglichkeit der Rettung boten"; nachdem alle Bemühungen fehlgeschlagen seien, sei nur noch auf ein Mittel die Aussicht offen geblieben: die Kündigung aller geltenden Tarifverträge und Schaffung eines autonomen Tarifs. So zu lesen im Sonntagsleiter der Schlesischen Zeitung vom 24. Januar. Wenn das nicht allertollste Demagogie (und zugleich geschmackloseste Übertreibung) ist, dann giebts überhaupt keine Demagogie. Aber der Vorwurf ist gegenstandslos, denn ich rede überhaupt nicht zum Demos. Die Grenzboten werden nur von Gebildeten, hauptsächlich von akademisch Gebildeten gelesen. Demagogisch würde es sein, wenn ich fleißig ausmalte, wie die Gymnasiallehrer und die Richter im Staate zurückgesetzt werden; aber ich spreche von den Leiden solcher, die mich nicht lesen, zu solchen, die von diesen Leiden nicht unmittelbar betroffen werden; das ist in keinem Sinne demagogisch. Und das thue ich nicht etwa, um Mitleid zu erregen. Damit würde ich ganz zweckwidrig handeln. In der Politik waltet — das ist einer der Punkte, in denen ich mit Sombart übereinstimme — die Selbstsucht ausschließlich, und die edlern und feinern Empfindungen des Herzens sind ganz ohnmächtig; diese walten nur im Privatverkehr von Mensch zu Mensch. Es ist möglich, daß eine humane und christliche Gesinnung, wenn sie allgemein verbreitet ist, mittelbar auch auf die Gesetzgebung und Verwaltung Einfluß übt, aber nachweisbar ist dieser Einfluß nicht; man sieht nichts davon in der Weltgeschichte, und der Politiker muß sich sorgfältig hüten, die edlern menschlichen Empfindungen in seine Berechnungen einzubeziehen. Zu einem doppelten Zwecke weise ich von Zeit zu Zeit auf die Übel hin, unter denen die Lohnarbeiter leiden. Erstens will ich damit klar machen, daß die Lohnarbeiter bei einer solchen Lage, die die einen erleiden, von der die andern bedroht werden, und bei dem Bildungsgrade, den ihnen der Staat aufgezwungen hat, notwendig unzufrieden, ja revolutionär gesinnt sein müssen, daß bei ihrer Zusammenhäufung und bei der heutigen Leichtigkeit der gegenseitigen Mitteilung eine großartige, organisirte Arbeiterbewegung selbstverständlich ist, daß es mehr als kindlich ist, diese Bewegung für ein Werk von Hetzern anzusehen, obwohl es bei unsrer Überproduktion an Intelligenzen

Digitized by Google

auch an solchen Hetzern niemals fehlen würde, selbst wenn man jährlich einigen hundert die Köpfe abschlüge, daß es also eine mehr als kindliche Vorstellung ist, man könne die Bewegung durch Polizeimaßregeln unterdrücken oder die Unzufriednen mit religiösem Zuspruch und patriotischen Traktätlein bekehren. Die Wahrheit ist den Herrschenden stets unangenehm und unbequem, deshalb suchen sie sie zu verbergen, und wer ihnen dabei hilft, hat Belohnung zu erwarten. Unter der Überschrift „Neue Ziele, neue Wege" habe ich vor drei Jahren die Mittel beschrieben, die ihnen dabei zur Verfügung stehen. Heutzutage sind hunderte von Soldschreibern jederzeit bereit, den Mächtigen Augenbinden und gefärbte Brillen zu liefern. Da ist es denn heilige Pflicht für den unabhängigen Publizisten, den Herren diese Binden und Brillen abzunehmen; *ὁ ἐλέγχων μετὰ παῤῥησίας εἰρηνοποιεῖ*, sagt Clemens Alexandrinus am Schlusse seines Pädagogus. Zweitens weise ich auf die gedrückten Glieder unsers Volkes hin, weil ihr Zustand auf den Gesundheitszustand des ganzen Volkskörpers schließen läßt; Krankheiten kommen immer an den Stellen zum Vorschein, deren Widerstandskraft am geringsten ist. Es ist ein ganz thörichtes Gerede, daß es immer Arme und Elende gegeben habe und immer geben werde. Wahr ist das freilich, aber es gehört nicht zur Sache. Denn hier handelt es sich nicht um noch so viele einzelne Arme und Elende, sondern um eine Gesellschaftsverfassung, die einen zahlreichen Stand von Armen und Elenden zur Daseinsbedingung hat, darum, daß ein großer Teil des Volkes von der Industrie lebt, die Industrie selbst aber nicht am Leben bleiben kann ohne niedrige Arbeitslöhne und sonstige harte Arbeitsbedingungen. Es giebt Arbeitsarten von solcher Härte, daß sie im alten Griechenland höchstens einem wegen Verbrechen verurteilten Sklaven auferlegt worden wären — der Dienst der Rudersklaven war kaum so hart, wie der der Kohlenzieher auf manchen großen Dampfern ist —, und wenn sich dennoch auch für solche Dienste noch „Freiwillige" finden, von denen dann freilich sehr viele durch Selbstmord ihrer Pein entfliehen, so ist das ein Beweis für einen allgemein verbreiteten Druck großer Not, der auch die mittlern Schichten bedroht. Ich habe mich niemals der geschmacklosen Übertreibung der Zünftler und der Agrarier schuldig gemacht, die uns täglich die gräßliche Not aller Rittergutsbesitzer, Bauern und Handwerksmeister ausmalen, aber ich habe allerdings zu beweisen gesucht, daß sich aus dem auf der untersten Schicht lastenden Druck der Druck berechnen lasse, dem die mittlern unterworfen sind, und daß ohne Grenzerweiterung die mittlern Schichten der produktiven Stände allmählich dem Proletarierelend verfallen müssen. Dieses Elend ist, wie Sombart schreibt, der Schatten des Kapitalismus, und wie ich bewiesen zu haben glaube, seine Lebensbedingung. Es gehört mit zu den Hauptverdiensten Marxens — das hebt keine der drei besprochnen Schriften hervor —, bewiesen zu haben, daß die kapitalistische Großindustrie Englands nur durch die Trennung der Arbeiter von dem notwendigsten aller Arbeitsmittel, vom Boden, begründet

Digitized by Google

werden konnte; wäre nicht der englische Bauern- und Pächterstand durch den großen Landraub gewaltsam vernichtet worden, so hätte die Industrie die billigen Arbeiter nicht gehabt, die es ihr möglich machten, die Industrien aller andern Völker zu überflügeln.

Und wenn ich auf das zweierlei Recht hingewiesen habe, das bei uns manchmal gesprochen wird, so ist es nicht geschehen, um gegen etwaige Ungerechtigkeiten zu erbittern. Das Recht im juristischen Sinne ist nach Iherings Definition das gesetzlich geschützte Interesse und hat mit der sittlichen Idee der Gerechtigkeit sehr wenig zu schaffen. Der Widerspruch zwischen dem geltenden und dem ideellen Recht — übrigens eine der Haupttriebfedern der historischen Entwicklung — zieht sich so beharrlich vom ersten Blatte der Weltgeschichte anzufangen durch sie hindurch, daß den Geschichtskundigen einzelne Fälle der Gegenwart nicht mehr aufregen. Nicht den Widerspruch zwischen dem geltenden und dem ideellen Recht habe ich zur Sprache gebracht, sondern den Widerspruch zwischen dem geltenden Recht und seiner Anwendung, oder zwischen den Anwendungen dieses Rechts auf die Angehörigen verschiedner Gesellschaftsklassen, um daran zu zeigen, wie unser Volksleben von zwei Strömungen beherrscht wird, die es nach entgegengesetzten Seiten hin auseinanderzerren. Die liberale Strömung entspricht der Verfassung, die die Rechtsgleichheit aller ungeflügelten Zweifüßler ausspricht. Wenn mit dieser Rechtsgleichheit Ernst gemacht wird, dann dürfen die Behörden den Arbeiterkoalitionen so wenig Schwierigkeiten bereiten wie den Unternehmerringen, und es ist klar, daß sich dann bei der stetig anschwellenden Masse der Lohnarbeiter unsre Gesellschaft dem Kommunismus entgegen entwickelt. Indem nun die Gesetze den Arbeitern gegenüber anders angewendet werden als den Besitzenden gegenüber, so kommt darin die entgegengesetzte Strömung zum Vorschein, die auf Wiederherstellung der Standesunterschiede gerichtet ist. Das Verlangen nach einem neuen Sozialistengesetz beweist einen Mangel an Mut und Offenheit. Nicht den politischen Umsturz fürchtet man, sondern die Unternehmer wollen, wie sie das wieder beim Hamburger Ausstande so oft bekannt haben, Herren in ihrem Hause oder vielmehr in ihren Werk- und Arbeitsstätten bleiben. Die Forderung, daß das allgemeine gleiche Wahlrecht abgeschafft werde, klingt schon aufrichtiger, aber was eigentlich angestrebt wird, das ist die Gesindeordnung für alle Lohnarbeiter, die gesetzliche Wiederherstellung des Verhältnisses von Herr und Knecht zwischen den Besitzenden und den Nichtbesitzenden.

Ich habe diese beiden Strömungen dargestellt, ohne Partei zu nehmen. Ich schwärme nicht für jakobinische Freiheit und Gleichheit. Ich bin stets der Ansicht Gibbons gewesen, daß ständische Gliederung die festeste Grundlage einer verständig beschränkten Regierungsgewalt sei, und daß sich in der Forderung völliger Gleichheit die Demokratie mit dem Despotismus berühre, „da es die Majestät des Fürsten wie des Volkes beleidigt, wenn sich einige Häupter über

Digitized by Google

den Durchschnitt ihrer Mitsklaven oder Mitbürger erheben." Es ist wahr, daß Rom mit dem Grundsatz völliger Rechtsgleichheit groß geworden ist. Aber dem römischen Volke war dieser Grundsatz angeboren, während die Germanen niemals die abstrakte Rechtsgleichheit und Freiheit, sondern immer nur ständische Rechte und Freiheiten gekannt haben. Vor allem aber: die Rechtsgleichheit galt ja nur für die Bürger, nicht für die Plebejer, die Halbbürger, die sie sich erst erkämpfen mußten, nicht für Ausländer, nicht für die unterworfnen Provinzen, und alle Arbeiter waren völlig rechtlose Sklaven. Überdies waren, wie u. a. Ihering zeigt, die römischen Juristen den unsrigen weit überlegen in der Geschicklichkeit, den Buchstaben des Gesetzes den wechselnden Anforderungen des Lebens anzupassen. Abgesehen von den Bedürfnissen des Staats widersprechen auch Abhängigkeitsverhältnisse weder meinem persönlichen Geschmack noch meinen sittlichen Anschauungen. Ich finde die Pietätsverhältnisse, die sich zwischen Herren und Knechten entwickeln, weit schöner als das Schachern und Feilschen um die Bedingungen des freien Arbeitsvertrags; ich sehe, daß es viele tausend Menschen giebt, die zeitlebens unselbständig, große Kinder bleiben, mit ihrer Freiheit nichts anzufangen wissen, und von denen viele nur darum im Zuchthause oder auf der Landstraße umkommen, weil sie keinen Herrn gehabt haben, der ihnen ihr Tagewerk vorgeschrieben und dafür Wohnung, Kost und Kleidung gereicht hätte. Ich weiß endlich, daß das klassische Altertum sowohl von den christlichen Apologeten wie von den auf unsre moderne Bildung stolzen Liberalen und den Sozialdemokraten verleumdet wird, und daß es dessen Sklaven durchschnittlich nicht schlechter und in mancher Beziehung besser gehabt haben als unsre Lohnarbeiter. Da nun die ständische Gliederung, die den verschiednen Ständen verschiedne Rechte und Freiheiten in ungleichen Graden zumaß, dafür aber auch dem Angehörigen jedes Standes sein Recht, seine Freiheit und dazu seine Ehre sicherte, da diese Gliederung so gründlich zerstört ist, daß sie sich kaum wiederherstellen lassen wird, so würde eine Wiederherstellung gesetzlicher Rechtsungleichheiten und Abhängigkeitsverhältnisse wahrscheinlich nichts andres sein, als die gesetzliche Anerkennung des thatsächlichen Zustands, wonach die heutige Gesellschaft, abgesehen vom Beamtentum, in besitzende Freie und besitzlose Abhängige gespalten ist. Den Abhängigen für eine rechtlose Sache zu erklären, das wird freilich kein Gesetzgeber mehr wagen, aber gegen die Wiederherstellung von Hörigkeitsverhältnissen hätte ich nichts einzuwenden, vorausgesetzt, daß die Herren mit den Herrenrechten auch die Herrenpflichten wieder übernehmen, wozu u. a. die gehört, dem Knecht und seiner Familie den Unterhalt auch dann zu gewähren, wenn man keine Arbeit für ihn hat, und daß unser Herrenstand entweder von jener Humanität beseelt ist, die dem ionischen Zweige der Hellenen angeboren war, oder von jener christlichen Gesinnung, die man in christlichen Zeiten hie und da bei Herren gefunden hat und bei manchen, zu denen ich den Freiherrn von Stumm

Digitized by Google

rechne, wohl auch heute noch findet (denn Stumm will offenbar eben nur Herr bleiben; Geldaufwand spart er nicht, wo es sich um Arbeiterwohl handelt). Doch auf meine Ansichten und Wünsche kommt nichts an, sondern alles hängt nur von der Stärke der beiden beschriebnen Strömungen ab. Und darum sage ich von Zeit zu Zeit den Leuten, die auf die Gesetzgebung Einfluß haben: Überlegt euch, wohin ihr eigentlich wollt. Wollt ihr einen gehorsamen Kaliban, der sich ohne Widerspruch in ein Lasttier- oder Schmutzfinkendasein findet, wie es viele heutige Arbeitsarten bereiten, dann werdet ihr die Volksschule schließen, den Militärdienst aufheben und der Sittenpolizei sagen müssen, daß sie euern getreuen Kaliban in seinem Benehmen und in seinen Vergnügungen Kaliban sein läßt; die Verfassung könnt ihr dann ohne Gefahr ändern, Rechte fordert Kaliban nicht. Wollt ihr dagegen ein bis in seine untersten Schichten gebildetes und gesittetes Volk, dann müßt ihr dem Lohnarbeiter die Mittel zu einem gesitteten Leben gewähren und dürft es nicht wagen, ihm das einmal gewährte Recht zu rauben, wenn auch vielleicht die Gewährung ein politischer Fehler gewesen ist;*) ihr müßt dann auch mit seinem Ehrgefühl rechnen und bedenken, daß ihr ihm jedesmal einen Schlag ins Gesicht versetzt, wenn ihr seine Versammlungen, seine Reden, seine gesamte staatsbürgerliche Thätigkeit unter Polizeiaufsicht stellt. Wollt oder könnt ihr weder das eine noch das andre, so nimmt eben die auf den Kommunismus zusteuernde Arbeiterbewegung ihren Gang.

Freilich braucht, wie ich ebenfalls ausgeführt habe, die radikale Lösung nach der einen oder andern Seite hin nicht notwendig einzutreten; wie im wirtschaftlichen Leben, so herrschen im politischen die Mischformen vor. Aber damit man der Gefahr der radikalen Lösung ausweichen könne, muß man die beiden Strömungen auf das genaueste kennen. Man wird dann leicht einsehen, daß ein starker Abfluß der überschüssigen Bevölkerung nach Kolonien das einzige Mittel ist, die Spannung zwischen den beiden Strömungen zu mildern und dem völligen Siege der einen von ihnen vorzubeugen. Abfluß der Bevölkerung vermindert die Zahl derer, die an einer grundstürzenden Änderung ein Interesse haben, und sichert den Zurückbleibenden durch Verminderung der Konkurrentenzahl bessere Arbeitsbedingungen. Wie durch solchen Abfluß auch alle übrigen gefährlichen Spannungen teils gelöst, teils gemildert werden würden, habe ich oft beschrieben. Wird aber dieser Weg nicht beschritten, so

*) Wird den Untergebnen erst einmal Versammlungsfreiheit gestattet, dann ist es um die Herrschaft der Herrschenden geschehen; wie wir uns vor den Plebejern gebeugt haben, so werden uns zuletzt auch noch die Weiber Gesetze geben. So ungefähr sprach Porcius Cato (Livius 34, 2), als die Matronen das Forum belagerten, um die von den Tribunen beantragte Aufhebung der (den Frauenluxus beschränkenden) lex Oppia durchzusetzen. Recht hat er gehabt, der alte Censorius, aber der ritterliche Valerius hatte mit seiner rührenden Gegenrede natürlich noch viel mehr Recht.



Digitized by Google

wird Marx mit der einen Hälfte seiner Prophezeiungen Recht behalten. In der Aussicht auf die Zukunft, die er eröffnet, findet sich, wie Wenckstern richtig hervorhebt, ein unlöslicher Widerspruch. Der kapitalistische Industrialismus soll allmählich das ganze Volk verelenden und jeden einzelnen durch einförmige, alles geistige Leben ertötende Maschinenarbeit selber zur Maschine machen (diesen Gang schien die Entwicklung damals in England in der That nehmen zu wollen). Dann aber soll diese entgeistete und entnervte Masse das Ruder des Staates in die Hand nehmen und eine höhere und vollkommnere Gesellschafts- und Produktionsordnung durchführen. Entweder, sage auch ich mit Wenckstern, wird die Verelendung fortschreiten, dann wird dieses verelendete Proletariat nimmermehr den Zukunftsstaat aufbauen, oder es wird nach dem großen Kladderadatsch, falls wirklich einer eintreten sollte, zwar nicht utopische Träume verwirklichen, aber doch etwas haltbares schaffen, und dann muß es einen hohen Grad von Bildung und Tüchtigkeit erreicht haben, es muß ihm also schon in der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung sehr gut gegangen sein. Wenn es uns nicht gelingt, Abzugskanäle zu öffnen, so wird, glaube ich, die erste der beiden Möglichkeiten eintreten; das zunehmende Elend wird die Arbeiter natürlich nicht hindern, revolutionär zu sein, vielmehr ihre revolutionäre Gesinnung, wenn auch nicht ihre revolutionäre Kraft erhöhen, aber zu leisten werden sie nichts vermögen, wenn ihnen ein Putsch gelingen oder ein wirtschaftlicher Zusammenbruch ohne Gewaltthätigkeit ein Versuchsfeld darbieten sollte; das Ende würde dann nicht eine neue, schönere Welt, sondern langsames Absterben des Volkes in einem Sumpfe sein. Es wäre ein Unglück, wenn diese trübe Möglichkeit von den Massen vorzeitig ins Auge gefaßt würde, denn das würde alle jetzt noch Strebenden lähmen. Wenckstern hat das Verhältnis Marxens zu mehreren Philosophen sehr schön dargestellt und schließt den Abschnitt über Schopenhauer mit den Worten: „Daß Marx im Grunde nur auf die »unmittelbaren Produzenten« geachtet hat, senkt den Wert seines Werkes. Daß er aber in einem Zeitalter, in welchem die Seuche des Pessimismus die andern Klassen ergriffen und Massenelend infolge der zügellosen Anwendung moderner Industrien die Muskelarbeit leistenden Klassen gefährdete, den Kampf innerhalb des Sansara, der ihm furchtbar erscheinenden Gegenwart, aufnahm, macht sein Werk doch auch für den schärfsten Gegner zu einem willkommnen."

Digitized by Google

# John Gabriel Borkman

Es ist eine herrliche Zeit, in der wir leben! Kaum sind fünfundzwanzig Jahre seit einem beispiellosen Aufschwung des deutschen Volkstums, einer starken Zusammenfassung aller guten Eigenschaften des deutschen Volkscharakters verflossen, kaum ist die Begeisterung, die die erste Erinnerungsfeier an jene große Zeit neu entflammt hatte, der besonneuen Arbeit oder dem weiheloſen Tagewerk gewichen, so kracht es schon in allen Fugen des stolzen Baues, so platzen alle Nähte des neuen Kleides. Wir haben zwar einen Gott, wenn auch keinen ganz unbestrittnen, ein Reich und ein Recht; aber damit sind auch die Sinnbilder der Einigkeit erschöpft. Auf allen übrigen Gebieten des geistigen Lebens und der gesellschaftlichen Kultur herrscht wieder eine Auslandssucht, ein Wettkriechen vor allem Fremdländischen, daß man sich zweifelnd fragt, ob jemals eine Schlacht von Sedan geschlagen, ob jemals die „Hauptstadt der Zivilisation" von deutschen Kriegern zur Übergabe gezwungen worden sei. Deutsche Gelehrte suchen mit Ängstlichkeit, ihren französischen Kollegen die Priorität irgend einer wissenschaftlichen Entdeckung zu wahren, deutsche Maler sehen das höchste Ziel ihres Ehrgeizes darin, so zu malen, daß ihre Arbeiten mit denen ihrer französischen Kunstgenossen verwechselt werden, und deutsche Museumsdirektoren beeilen sich, ihre Sammlungen mit Werken französischer Künstler zu füllen. Die Regierung der französischen Republik ist ebenso dankbar wie die Napoleons III. Sie wirft immer häufiger Kreuze der Ehrenlegion nach Deutschland, und man hat noch niemals gehört, daß einer der also Geehrten das Kreuz mit dem roten Band abgelehnt habe, während französische Gelehrte viel höhere preußische Orden mit sittlichem Pathos zurückgewiesen haben.

Neben dem Kultus des Franzosentums, der einem großen Teil unsrer Landsleute im Blute zu stecken scheint, ist seit etwa fünfzehn Jahren die Vergötterung der nordischen, d. h. der norwegischen und dänischen Litteratur üppig ins Kraut geschossen. Es giebt sogar schon Wortführer der Kritik und litterarische Cliquen, die mit schnöder Verachtung auf die moderne französische Litteratur, nicht bloß auf die schon bei Lebzeiten begrabnen Augier, Dumas und Sardou, sondern auch auf die frechen Zoten der Herren Guy de Maupassant, Marcel Prevost,

Digitized by Google

Henri Becque usw. herabblicken. Von Norden kommt das Licht! Henrik Ibsen und Björnstjerne Björnson sind die hohen Priester der neuen Sonnenreligion, und die litterarischen Erzeugnisse aller, die aus eignem Trieb oder aus geschäftlicher Spekulation in ihren Spuren wandeln, werden ins Deutsche übersetzt, bis auf die schmutzigen Abenteuer von Studenten und Litteraten mit liederlichen Dirnen von Peter Nansen, die, wie alles schleichende Gift, ihren Weg auch in die deutschen Leihbibliotheken finden. Und wenn ein ehrlicher Mahner diesem Unfug durch einen Hinweis auf die dem deutschen Wesen fremde Art dieser ausländischen Giftmischer zu steuern sucht, so wird er mit dröhnendem Pathos zur Ruhe verwiesen. Diese wackern Männer und diese vorurteilsfreien Damen sind ja unsre leiblichen Vettern und Basen! Sie sind ja auch germanischen Stammes, und darüber muß übersehen werden, daß diese lieben Verwandten, Björnstjerne Björnson an der Spitze, wütende Deutschenhasser sind und mit Händen und Füßen darnach streben, entweder selbst in ihrem Lande eine Republik zu errichten oder doch einen innigen Anschluß an die große französische Republik zu erlangen.

Der deutsche Michel, der das Bedürfnis zu fühlen scheint, ab und zu geprügelt zu werden, ist weit entfernt, bei seinem Liebeswerben um die Gunst der nordischen Poeten darin eine Beleidigung zu sehen. Sein Enthusiasmus wächst im Gegenteil immer mehr. Herr Henrik Ibsen hat ein neues Schauspiel geschrieben. Es kann kaum fertig gewesen sein, als sich eine Menge von Zeitungskorrespondenten die hohlen Köpfe über den geheimnisvoll verschwiegnen Titel des Stücks zerbrach. Es verging keine Woche, in der nicht in den Zeitungen, die in allen Weltstädten und Krähwinkeln ihre „eignen“ Korrespondenten haben, meist Leute, die unter sieben Namen oder Zeichen vierzig Zeitungen beglücken, dunkle Andeutungen über den Inhalt des neuen Schauspiels des nordischen Reformators gebracht wurden. Endlich sank der Nebel, und man erhielt die wichtige Nachricht, daß das Schauspiel endgiltig auf „John Gabriel Borkman“ getauft worden sei. Einsältige Leute lachten über diesen Notbehelf; aber die eingeschwornen Ibsenfanatiker lassen sich durch solche kleinen Zwischenfälle nicht stören. Wieder hat der große „Magus des Nordens“ in seiner unergründlichen Weisheit das „Recht des Individuums“ verkündet. Man denke nur an die imposante Reihe: Catilina, Nora, Die Frau vom Meere, Hedda Gabler, Baumeister Solneß, Klein Eyolf. Welch einen neuen, erhabnen Charakter wird John Gabriel Borkman enthüllen?

Die Enthüllung ist denn auch mit gebührender Feierlichkeit aufgenommen worden. Ein gewissenhafter Chronist muß dabei feststellen, daß dem Frankfurter Stadttheater die Ehre zu teil geworden ist, bei dem Wettrennen um die erste Aufführung alle Nebenbuhler um mehrere Tage geschlagen zu haben, nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Norwegen. Diese große That hat den Berichterstatter der Frankfurter Zeitung so tief erschüttert, daß er plötzlich den

Digitized by Google

Beruf eines Historikers in sich entdeckte und seinen Bericht über die erste Aufführung mit den monumentalen Worten schloß: „Also verlief die erste Aufführung von »John Gabriel Borkman« am 16. Januar 1897. Das Frankfurter Theater hat den Anfang gemacht, alle deutschen Bühnen werden seinem Beispiel folgen."

„Also sprach Zarathustra" — aber so ganz sicher dürfte diese Prophezeiung des Frankfurter Brahmanen nicht sein. Es giebt immer noch viele Städte in Deutschland, deren Bewohner sich gegen die Ibsenschen Dramen so kalt und teilnahmlos verhalten, daß sie dem, der in großen Städten lebt, wieder Mut machen, wieder den Glauben an die unversiegliche Kraft des deutschen Volkstums stärken können. Nach Frankfurt ist erst zehn oder zwölf Tage später Christiania mit der Aufführung des Schauspiels nachgehinkt. Selbst eine Telegraphenagentur, deren Begeisterung sonst mit dem Geschäft innig zusammenhängt, hat nur von einem starken Beifall nach dem zweiten und vierten Akt gesprochen. Das ging der Berliner Ibsengemeinde gegen den Strich, diese Scharte mußte bei der ersten Aufführung des Schauspiels im Deutschen Theater ausgewetzt werden. Und so geschah es. Je seltsamer, je unbegreiflicher, je phantastischer sich die Leute auf der Bühne geberdeten, desto lebhafter, geräuschvoller, stürmischer wurde der Beifall in einem großen Teil des Zuschauerraums. Durch dick und dünn gingen sie mit ihrem Dichter, dem großen Idealisten und Sittenrichter, der den Menschen dieser Welt die Maske der Heuchelei vom Gesichte reißt und sie zur Strafe für ihre Sünden elend zu Grunde gehen läßt — physisch oder moralisch!

Im Grunde genommen ist der äußerliche, in Klatschen, Stampfen und Gebrüll ausgedrückte Beifall an einem Theaterabend nur eine rohe Kraftäußerung, die über den litterarischen Wert eines Werkes der Dichtkunst nicht die geringste Aufklärung giebt, aber als Zeichen der Zeit von einiger Bedeutung ist. Freilich sind wir seit anderthalb Jahrzehnten an diese Demonstrationen gewöhnt worden, und wir haben auch immer die Erfahrung gemacht, daß der wirkliche Erfolg eines Schauspiels nicht durch den Verlauf seiner ersten Aufführung in der Hauptstadt eines Landes „gemacht," sondern durch ganz andre Ursachen, deren letzte Wurzeln viel tiefer liegen, begründet wird. Aber daß diese Demonstrationen von Jahr zu Jahr stärker werden, daß ein großer Teil der Presse von Bewunderung über jedes neue Ibsensche Schauspiel überfließt, ist doch ein Zeichen einer Zeit, in der nicht bloß die sattsam bekannten Mächte der sozialen Revolution an unserm Staatsleben rütteln, sondern auch an der Zersetzung und Zerstörung unsrer Kunst und Litteratur arbeiten. Ein Berliner Theaterkritiker, der als das Orakel der Ibsengemeinde gilt, hat bei der Aufführung des neuen Schauspiels von Ibsen sogar behauptet, daß es zu den Werken gehöre, die „in die Jahrhunderte übergehen," und damit reicht er dem Frankfurter Kollegen die Hand. Er spricht von dem wonnigen Gefühl,

Digitized by Google

das eigentlich alle durchſtrömen müſſe, „die das Glück hatten, dieſe Werke aus dem mächtigen Haupt ihres Dichters hervorgehen zu ſehen.“

Betrachten wir uns nun das „Glück,“ das uns Ibſen mit ſeinem „John Gabriel Borkman“ ohne unſer Verdienſt und Würdigkeit beſchieden hat, etwas näher. Daß dieſer Borkman, der dem Schauſpiel ſeinen Namen gegeben hat, ein Held ſein würde, hat wohl niemand vorausgeſetzt. Denn Helden giebt es in Ibſens Schauſpielen aus der modernen Geſellſchaft, die angeblich die Norwegens ſein ſoll, niemals. Bisher hat er ſich aber meiſt mit ſolchen Männern oder vielmehr Jammergeſtalten begnügt, die durch eine fixe Idee von einer ruhigen Lebensbahn abgedrängt worden ſind und in ihren Wahnvorſtellungen allerlei kleines und großes Unheil in ihrer Familie ſtiften. Es ſind Narren, die im Irrenhauſe nach Szepter und Kronen aus Goldpapier verlangen, und ſelig ſind, wenn man ihnen die ſchuldige Ehrfurcht erweiſt. Bisweilen wird auch das Geſchlecht gewechſelt, und aus den vom Größenwahn befallnen Männern macht der Dichter unverſtandne, hyſteriſche Weiber, wie die „Frau vom Meere,“ wie Nora, wie Hedda Gabler, die, wie die Männer, mit einer großen, emphatiſchen Phraſe, die kein Menſch verſteht, hauſiren und Anhänger werben.

Bei John Gabriel Borkman hat der Dichter eine neue Miſchung verſucht. Er hat von dem Italiener Lombroſo gelernt, daß Verbrechen und Wahnſinn in den Gehirnen der Menſchen dicht bei einander wohnen, und aus dieſer äußerſt bequemen, noch dazu mediziniſch beglaubigten Lehre, die alles verzeiht, weil ſie alles begreift, mußte der Typus eines Menſchen konſtruirt werden, deſſen Genie jedes Verbrechen, jede Gewaltthat, jede Sünde, auch die Sünde „wider den heiligen Geiſt“ entſchuldigt. Ibſen iſt aber ſeiner ganzen dichteriſchen Anlage nach zu ſehr Realiſt und Alltagsmenſch, um ſich zu wirklich genialen Böſewichtern im Stile eines Macbeth und Richard III. aufzuraffen. Selbſt für einen Franz Moor iſt ſeine Kraft zu ſchwach, wenn es ihm auch nicht an der Fähigkeit gebricht, ſeinen Egoiſten, Idioten, Narren und Verbrechern ein reichliches Maß von Dialektik mit auf den Weg zu geben. Solch ein Dialektiker iſt auch John Gabriel Borkman, einer von der Sippe, aus der Ibſen früher den Photographen Ekdal (in der „Wildente“) und den Baumeiſter Solneß herausgegriffen hat. Borkman iſt der Direktor einer großen Bank geweſen. Er hat als ſolcher Unterſchlagungen verübt, iſt dabei ertappt worden, und das Gericht hat ihn, nach Recht und Geſetz, zu mehrjähriger Zuchthausſtrafe verurteilt. Das wäre ein einfacher, leider alltäglicher Kriminalfall. Aber Borkman ſpricht ſich ſelbſt frei, weil ihn die blinde Juſtitia nur nach ſeinen Thaten, nicht nach ſeinen Beweggründen beurteilt hat. Der Mann, der ſich nachts in die Keller der Bank ſchleicht, um die dort geborgnen Depots vertrauensſeliger Menſchen, die Erſparniſſe armer Leute zu ſtehlen, iſt ein großer Idealiſt, ein Beglücker der Menſchheit. Man höre nur oder leſe in der Buchausgabe des Schauſpiels nach, was er eigentlich gewollt hat. Er

Digitized by Google

hätte Millionen schaffen können. „Alle die Bergwerke, die ich mir unterworfen hätte! Neue Gruben ins Unendliche! die Wasserfälle! die Steinbrüche! Handelsstraßen und Schiffahrtsverbindungen über die ganze Welt. Alles, alles hätte ich allein zu Wege gebracht! .... Hätte ich nur acht Tage Frist gehabt, um alles in Ordnung zu bringen. Alle Depositen wären da wieder eingelöst gewesen. Alle die Wertpapiere, von denen ich mit kühner Hand Gebrauch gemacht hatte, sie hätten da wieder an ihrem Platz gelegen wie zuvor. Es fehlte kaum ein Haar, und die ungeheuren Aktiengesellschaften wären damals zu stande gekommen. Kein einziger Mensch hätte einen Pfennig zu verlieren brauchen —"

Die alte Logik aller Bankräuber, Schwindler und Bankerotteure! Wir kennen sie seit dem großen Wiener Bankkrach von 1873 und sind dann durch zahlreiche Gerichtsverhandlungen — wir erinnern nur aus jener ersten Zeit an den famosen Ritter Ofenheim von Pont-Euxin — in alle Geheimnisse dieser Halunken eingeweiht worden, auch in ihre angeblichen seelischen Schmerzen! Ibsen hat seinen Bankräuber auch mit dieser Gloriole umweben wollen, aber damit nicht etwa die Gestalt Borkmans interessanter gemacht, sondern nur für etwas Rührung gesorgt. Der lange Verkehr mit dem Theater hat den harten Idealisten schließlich doch dazu gebracht, auch den Frauen etwas zu bieten, das auf ihre Thränendrüsen wirkt. Der kalte Spekulant Borkman war nämlich in seiner Jugend auch ein Herzenbrecher gewesen, obwohl ihm schon damals die leiseste Regung eines Gemütsmenschen abging. Die Zwillingsschwester seiner jetzigen Frau war heimlich mit ihm verlobt; aber er entsagte ihr einem Geschäft zuliebe, das er mit einem Advokaten machen wollte, der selbst ein Auge auf die schöne Ella Rentheim geworfen hatte. Es war ein Menschenhandel in bester Form, ohne daß die Hauptbeteiligte eine Ahnung davon hatte. Ella hatte an eine Wandlung im Herzen ihres Geliebten geglaubt, hatte den Werbungen des Advokaten und andrer widerstanden und war in die Einsamkeit gegangen, aus der sie erst wieder auftauchte, als es galt, nach der Katastrophe an dem Sohne des Jugendgeliebten die Stelle der Mutter zu vertreten, die sich in kaltem Hochmut von dem Zuchthäusler losgesagt hatte.

Nachdem dieser seine Strafe verbüßt hat, hat Ella ihm und den Seinigen ihr Familiengut überlassen. Nach weitern acht Jahren der Einsamkeit drängt es sie, ihren Pflegesohn wiederzusehen, in dem sie den Vater lieben gelernt hat. Die Zustände, die sie vorfindet, erschüttern sie aufs tiefste. Mann und Frau leben in zwei Stockwerken getrennt von einander, und der Sohn, ein flotter Student, führt ein lustiges Leben, dessen Angelpunkt eine geschiedne Frau zweifelhaften Rufes bildet. Die Mutter giebt sich die größte Mühe, den Sohn in Haß und Verachtung gegen den Vater zu erziehen und ihn auf seine „große Mission" vorzubereiten, die darin bestehen soll, „so hoch emporzusteigen und

Digitized by Google

so weit hinauszuglänzen, daß kein Mensch mehr im Lande den Schatten sieht, den sein Vater über seine Frau und ihn geworfen hat." Der junge Bursche hat aber ganz andre Gedanken im Kopf als seine „große Mission," eine klingende Phrase übrigens, mit der Ibsen seinen Anhängern gerade so blauen Dunst vorgemacht hat, wie mit der „idealen Forderung," mit der sich die Phantasten und Idioten in der „Wildente" benebeln. Der Junge will sich um jeden Preis amüsiren, er will sein Leben in vollen Zügen genießen, und dazu verhilft die reiche Sirene, die mit ihm hinaus in die Welt zieht, zur Vorsorge aber noch ein junges Mädchen mitnimmt, damit, wie sie sich in Gegenwart der ganzen Familie mit cynischer Offenheit ausdrückt, „der arme Mensch jemand in der Hinterhand hat, wenn er mit ihr und sie mit ihm fertig ist." Es ist schwer, bei solchen Auftritten noch an die Aufrichtigkeit des Ibsenschen Idealismus zu glauben. Eher scheint es uns, als habe der Norweger eine Anleihe bei einem der neuesten französischen Sittendramen gemacht, in denen alte Kokotten, die sich an der naiven Kraft unverdorbner Jünglinge wieder auffrischen wollen, immer noch den Gegenstand seelischer Analysen bilden.

Während sich diese erbaulichen Dinge im Erdgeschoß langsam vorbereiten, läuft der ebenfalls mit seiner „großen Mission" als Menschheitbeglücker kläglich gescheiterte Bankdirektor in dem Stockwerk vom frühen Morgen bis tief in die Nacht auf und ab, einen Tag wie den andern, wie „ein kranker Wolf im Käfig." Damit vergleicht ihn seine Frau, die ihrer Schwester davon erzählt hat. Acht lange Jahre hat er es so getrieben, und seine Beschäftigung hat darin bestanden, daß er immer wieder seinen Prozeß durchgegangen ist, als Ankläger, Verteidiger und Richter in einer Person. Er ist immer wieder zu demselben Ergebnis, der unbedingten Freisprechung gekommen; denn nicht er ist der eigentliche Verbrecher gewesen, sondern der Advokat, der kurz vor der Entscheidung, dicht vor seinem heißersehnten Siege seine betrügerischen Handlungen aufgedeckt hat. Aus gemeiner Rachsucht, wie Borkman meint, weil jeder dieser Ehrenmänner hinter dem andern nur die niedrigsten Motive sucht. Durch die Weigerung Ella Rentheims ist der Advokat um die Frucht seines schmählichen Handels mit Borkman gekommen, und in der Meinung, daß dieser hinter Ellas Weigerung stecke, führt er Borkmans Sturz herbei.

In der ersten Begegnung, die dieser mit Ella nach ihrer Rückkehr hat, ist er so unklug, die schöne Rührung des Wiedersehens nach langen, bangen Jahren im Eifer der Verteidigung seines Handelns durch die Enthüllung seiner Machenschaften mit dem Advokaten zu stören. Mit niederschmetternder Gewalt wirkt diese grausame Offenbarung auf das arme Mädchen, das immer noch in einem Winkel seines Herzens mit dem Geliebten seiner Jugend einen stillen Kultus getrieben hat. Solche ungeheuerliche That ist aber auch ungeheuerlicher Worte würdig, und um solche ist Ibsen niemals verlegen. „Du bist ein Mörder! ruft Ella dem Unseligen zu. Du hast die große Todsünde be-

Digitized by Google

gangen! Du haſt das Liebesleben in mir getötet. Verſtehſt du, was das heißt? Die Bibel redet von einer geheimnisvollen Sünde, für die es keine Vergebung giebt. Ich habe früher nie begriffen, was damit gemeint war. Jetzt begreife ich es. Die große, unverzeihbare Sünde, das iſt die Sünde, die man begeht, wenn man das Liebesleben tötet in einem Menſchen."

Man ſieht: die Maulwürfe ſind wacker bei der Arbeit. Jetzt wird auch die Bibel herangezogen, um die „Sünde wider den heiligen Geiſt" nach der Richtung des ſexuellen Problems umzudeuten, wie die „Modernen" ſo ſchön zu ſagen pflegen, wenn ſie ihre Erotika bemänteln wollen. Wir wollen damit nicht ſagen, daß Ibſen etwa die Sinnlichkeit unpaſſend oder ungebührlich in den Vordergrund rücke. Das iſt ſeine Art nicht. Er begnügt ſich meiſt mit halben Andeutungen, denn er weiß, daß ihn ſeine Leute auch ſo verſtehen. Aber die Sache bleibt dieſelbe. Ibſen hat nun alles zuſammen, was er braucht: drei gebrochne Menſchen, die bis auf den Tod getroffen ſind, ohne daß eigentlich einem geradezu eine Schuld nachzuweiſen iſt. Wenigſtens glaubt jeder von ihnen an ſeine Schuldloſigkeit. In dieſer billigen Sophiſterei, die ſich wie der rote Faden durch alle Schauſpiele Ibſens hindurchzieht, liegt vielleicht zum großen Teile das Geheimnis des geräuſchvollen Erfolgs, der ihnen von ſchwachen Weſen, die ſolcher Krücken bedürfen, bereitet wird. Dieſe lockre Moral iſt aber der großen Maſſe des deutſchen Volkes immer noch fremd, und ſo lange ſie ihm fremd bleibt, ſind wir um ſeine Zukunft nicht bange. Ab und zu iſt es aber nützlich, einmal die Fäden bloßzulegen, mit denen der kluge Norweger ſeine Marionetten auf und vor der Bühne lenkt.

Mit der kühnen Bibelauslegung des Fräulein Ella Rentheim hat übrigens Ibſen ſeinen höchſten Trumpf ausgeſpielt. Was noch weiter folgt, ſchlägt aus dem bürgerlichen Trauerſpiel in die Tragikomödie über: die verwegne Luſtreiſe des lockern Studenten, bei der noch der Vater des entführten Mädchens, ein armer Kanzleiſchreiber, im doppelten Sinne des Wortes unter den Schlitten gerät, und das Ende des Bankdirektors, der auf der Suche nach dem entflohenen Sohne in der Winternacht erfriert, nachdem er noch vorher ſich, die arme Ella und die armen Zuhörer mit einer abermaligen Entfaltung ſeiner mißglückten Weltbeglückungspläne behelligt hat.

Es iſt nicht das erſtemal, daß die großen Bühnenerfolge in internationalen „Weltſtädten" wie Berlin und Frankfurt keineswegs die nachträgliche Sanktion der einfältigen Leute im übrigen Reich gefunden haben. Wir ſind auch diesmal der feſten Zuverſicht, daß ſich die Mehrheit des deutſchen Volks für dieſe Sorte von Idealismus bedanken wird.



Digitized by Google

# Die Feme

Von Julius Franz

## I. Ursprung und Entwicklung

Seit länger als einem Jahrhundert hat die vielberufne Feme die lautere wie die lüsterne Phantasie angelockt, den verschlungnen Pfaden ihres geheimnisvollen Wesens nachzuspüren. Die Dichtung hat sich beeifert, sie mit dem Reize romantischer Schauer zu umgeben und uns in phantasievoller Weise ihre düstere Zurüstung auf der Bühne vor Augen zu führen, und zahllose Ritterromane und andre populäre Schriften haben das ergiebige Thema schauerlich abgewandelt. Mit behaglichem Gruseln liest man da, wie sich vermummte Männer in tiefster Nacht heimlich in düstern Höhlen, in dunkeln Waldesschluchten oder in unterirdischen Gewölben versammeln, sich schweigend um einen schwarzbehängten Tisch niederlassen, „über den spärliche Lichter ein grausiges Halbdunkel verbreiten," und ihres unerbittlichen Richteramts walten. „Der Vorgeladne, den man in unbewachtem Augenblick ergriffen, mit verbundnen Augen auf verborgnen Pfaden zur heimlichen Gerichtsstätte geschleppt hat, wird vorgeführt. Der Ankläger enthüllt das Verbrechen. Sein Schwur gilt als Beweis und gestattet keine Verteidigung mehr. Zur selbigen Stunde wird das Urteil gesprochen — es lautet allemal: Tod. Wir hören das dreifache Wehe der vermummten Schöffen. Der Freigraf zerbricht den Stab. Der Frone tritt hinzu und vollstreckt den Blutspruch. Still und lautlos, wie sie gekommen sind, verschwinden die Femrichter im Dunkel der Nacht. Es nützt dem Unglücklichen nichts, sich der Ladung zu entziehen. Das Urteil wird doch gesprochen und vollzogen. Entweder wird er bei Nachtzeit aus dem Schlafe gerissen und mit dem Strange gerichtet, oder wo er allein des Weges wandelt, von den seine Schritte belauernden Schöffen gepackt und an den nächsten Baum gehenkt. Ein neben der Leiche in den Stamm gehefteter Dolch verkündet, daß er der unfehlbar treffenden Feme verfallen war." Dem rächenden Arm der Feme entgeht niemand; ihre geheimen Sendlinge wandern auch in die Ferne. „Die heilige Feme durchkreuzt die Welt, sie durchkreuzt die stille, die bewegte Welt." Zahllos waren die Verbrecher, die durch sie den wohlverdienten Lohn empfingen. Zwar haben schon die Forschungen von Wigand, Usener, Gaupp, Wächter, Geisberg, Kampschulte und andern von dem phantastischen Aufputz der Sache manches beseitigt; aber erst den gründlichen und scharfsinnigen Untersuchungen, die Theodor Lindner in seinem kürzlich in zweiter Auflage erschienenen Buche: Die Feme niedergelegt hat, war es vorbehalten, das schauerliche Dunkel so zu lichten, daß über Ursprung, Entwicklung und Bedeutung des ehrwürdigen Rechtsinstituts kaum noch ein Zweifel bleibt.

Digitized by Google

Trotzdem werden die Femgerichte „immer ein denkwürdiges Stück der deutschen und namentlich der westfälischen Geschichte sein, zwar kein so ruhmvolles, wie übertriebne Wertschätzung sie auffaßte, aber auch kein unrühmliches."

Die Sage liebt es, bestehende Verhältnisse an geschichtliche Personen anzuknüpfen, die in dem nimmer müden Volksgedächtnis unvergänglich fortleben. So nennt sie als Stifter der Feme Karl den Großen und erzählt von Papst Leo III., den sie phantasievoll zu seinem Bruder macht, er habe das heimliche Gericht bestätigt, als er zuerst von allen Päpsten deutschen Boden betreten und im sächsischen Lande mehrere Kirchen geweiht habe.

Allerdings hat das eigentümliche Gerichtsverfahren eine uralte geschichtliche Grundlage insofern, als einerseits seine Wurzeln in dem altgermanischen Rechte zu suchen sind, dem Recht der Selbsthilfe des freien Mannes gegen den auf frischer That ergriffnen Dieb oder Räuber, andrerseits es zum Teil auf Einrichtungen und Verordnungen des großen Kaisers zurückzuführen ist.

In den ältesten Zeiten unsrer Geschichte haben sich die freien Eingesessenen der kleinern Abteilungen des Landes, der Hunderte, in bestimmten Fristen, meist aller acht oder vierzehn Tage, zur gerichtlichen Tagfahrt eingefunden. Diese alte Ordnung des Gerichtswesens war bei der häufigen Abwesenheit der waffenfähigen Einwohner auf weiten und langdauernden Kriegszügen und der Grafen, die an die Stelle der Stammesherzoge getreten waren, nicht länger durchführbar. Daher beschränkte Karl der Große die Gerichtstage und setzte fest, daß in minder wichtigen Rechtssachen nicht mehr alle Freien eines Gaues, sondern nur bestimmte Personen für die Urteilfindung, die Schöffen oder Scabini, dem Gerichte beiwohnen sollten. Sie sowohl als die richterlichen Unterbeamten wurden von den königlichen Sendboten unter Mitwirkung des Grafen und des Volks aus der Mitte der Freien gewählt und bildeten bald einen besondern Stand.

Durch die Verleihung verschiedner Rechte an geistliche und weltliche Machthaber zersplitterte sich mit der Zeit die Gerichtsbarkeit der Grafen. Zu Ende des zwölften Jahrhunderts gab es besondre Gerichte für die Freien unter den „Freigrafen" und besondre unter den „Gaugrafen." Die Besitzer der Freigrafen hießen „Freischöffen," das Gericht wurde „Freistuhl," der einzelne Gerichtsbezirk „Freigrafschaft" genannt. Allmählich gingen die Freigrafschaften unter, vielfach verschmolzen sie sich auch mit den Gaugrafschaften. Nirgends aber erhielten sie sich so sehr in ihrer ursprünglichen Bedeutung wie in dem abgeschlossenen Westfalen.

Dort bildete sich die fürstliche Landeshoheit langsamer aus als anderwärts. Dort erhielten sich die freien Grundbesitzer länger als sonstwo in ihren Rechten, bewahrten die alte Freiheit, die freie Gemeindeverfassung, ihre Unmittelbarkeit unter Kaiser und Reich; dort blieb, „eine kostbare Erbschaft früherer Zeiten, der Königsbann, d. h. das dem König allein zustehende Recht, den Grafen die Grafschaft zu verleihen, in einer zwar abgewandelten, aber doch alten Gestalt lebendig"; dort „fuhr man fort, in alter Weise, in den hergebrachten Formen an den gewohnten Malstätten die Freien zum Gericht zu versammeln."

Ihre eigentliche Bedeutung aber erlangten die Volksgerichte der „roten Erde" erst unter dem zersetzenden Einfluß des Faustrechts und jener anarchischen Zustände, die, mit dem traurigen Ausgange des ruhmvollen Hohenstaufengeschlechts beginnend, fast das ganze dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert hindurch im deutschen Vaterlande geherrscht haben. Damals verschaffte sich

Digitized by Google

die Feme selbst in Kreisen Achtung, wo weder die Rechtsaufstellungen des Sachsenspiegels und des Schwabenspiegels, die, im dreizehnten Jahrhundert aufgezeichnet, bald große Verbreitung und das Ansehen von Kaiserrechten gewannen, beachtet wurden, noch das römisch-kanonische Recht, das im Laufe des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts als allgemeines Kirchenrecht im ganzen christlichen Abendlande Geltung hatte. Damals war es auch, wo das heimliche Gericht seinen eigentümlichen Entwicklungsgang nahm.

Das Wort „Feme" erscheint selbständig zuerst im Jahre 1251, vorher nur in der Ableitung vimenot, d. i. Teilnehmer des Gerichts, Gerichtsschöffen. Seinem ursprünglichen Sinne nach bedeutete Feme nichts andres als Genossenschaft oder Gemeinschaft. Erst später und zwar im vierzehnten Jahrhundert bezeichnete es die richterliche Genossenschaft und nahm nun auch die Bedeutung Gerichtsstrafe an. Aus vimenot wurde damals vemenote, d. i. Femegenossen.

Sieben solche Genossen standen nämlich dem Freigrafen, der das Gericht bildete, als Freischöffen zur Seite. Der Bewerber um das Freischöffenamt mußte „echt, recht und frei" sein, während zwei Schöffen für seine Person Bürgschaft übernahmen. Zu seiner Aufnahme führten ihn diese vor das versammelte Gericht. Dort legte er zwei Finger der rechten Hand auf Schwert und Strick, die als unheimliche Amtszeichen vor dem Freigrafen lagen, und leistete den Schöffeneid: Ik gelowe bi der hilligen ee, dat ik numer will de veme waren helen hoden ind halden vor man vor wif — vor torf vor twich (Zweig) — vor stock vor stein — vor gras vor grein — vor alle quecke wichte (lebende Wichte) — vor alle godes gestichte (Geschöpfe) — vor alle dat tuschen hemel ind erden — got heft laten werden — wente (bis) an den man, de de veme halden kan. Zugleich verpflichtete er sich, alle „femewrogigen," d. h. dem Strafrecht der Feme unterliegenden Sachen, die er glaublich erfährt, vor Gericht zu bringen, die heilige Feme und das Recht zu fördern und zu stärken.

Andre Pflichten, die der neue Freischöffe auf sich nehmen mußte, bestanden darin, daß er die Vorladungsbriefe zu besorgen, die Vorladungen zu beglaubigen und bei der Hinrichtung eines Verfemten auf Erfordern Beistand zu leisten hatte.

Diesen Pflichten entsprachen wichtige Rechte: der Freischöffe konnte weder ausschließlich vor dem Freistuhl belangt werden, noch gab er lediglich vor diesem Recht. Dagegen hatte er die Pflicht, sich dem heimlichen Gerichte zu stellen, wenn er einer femerügigen Sache angeklagt war. Wurde er auf handhafter That ergriffen, so schützte ihn seine Stellung nicht, er konnte sofort gerichtet werden. Bei andern Anklagen aber genoß er wichtige Rechte. So mußte seiner Verurteilung eine dreimalige Vorladung vorangehen; jede mußte mindestens einen Zeitraum von sechs Wochen und drei Tagen umfassen. Die Vorladung war in besonders feierlicher Weise zu vollziehen, die erste (die Heischung) von zwei, die zweite (die Ladung) von vier, die dritte (die Mahnung) von sechs Freischöffen und einem Freigrafen. Dazwischen verstrich lange Zeit, in der der angeklagte Freischöffe leicht Eideshelfer finden konnte. Hatte er sechs gewonnen, so war er geborgen, ein Umstand, der natürlich nicht unbedenklich war und thatsächlich auch mancherlei Mißhelligkeiten zur Folge hatte.

Nachdem der Freigraf den Aufgenommnen mit allen diesen Rechten bekannt gemacht hatte, teilte er ihm die heimliche Losung, die geheimen Erkennungszeichen und das Notwort mit.

Digitized by Google

Seit 1311 verbreitete sich das Schöffentum über ganz Westfalen, und bald waren hier alle wissend, die irgend eine Stellung in der Gesellschaft beanspruchten: der hohe und der niedre Adel und alle Stadtmagistrate.

Allmählich überflutete aber das Schöffentum alle deutschen Länder. Ein gewisses Schutzbedürfnis gegen die heimliche Acht machte den Rat Wissender notwendig. Kein Fürst, keine Stadt konnte ihn mehr entbehren. Namentlich die mit der Rechtspflege betrauten waren darauf angewiesen, sich mit den sonderbaren Gebräuchen des geheimnisvollen Instituts bekannt zu machen. Aller Orten bedurfte man Wissender, die als Prokuratoren oder Boten vor der Feme erscheinen konnten. Sogar zahlreiche Fürsten, Geistliche und Gebietiger des deutschen Ordens im entlegnen Preußen verschmähten es nicht, sich dem heimlichen Gericht anzuschließen. Sie waren ihm als Freischöffen eidlich verbunden und verpflichtet. Unter den weltlichen Fürsten lassen sich als Glieder des heimlichen Gerichts nachweisen: König Sigmund, die Kurfürsten Friedrich I. und II. von Brandenburg, die sächsischen Kurfürsten Friedrich I. und II., Herzog Wilhelm III. von Sachsen, die Herzoge Heinrich der Reiche und Wilhelm III. von Baiern, der Landgraf Ludwig II. von Hessen, der Herzog Wilhelm I. von Braunschweig, die Pfalzgrafen Ludwig III., Johann und Otto u. a.

Trotz aller Vorsicht kamen auch nicht selten unredliche und übelbeleumdete Männer zum Schöffenamte. Nicht immer das Bedürfnis, sondern der herrschende Zug der Zeit, die Mode, mochte viele, die die Aufnahmegebühr zahlen konnten, veranlassen, um Aufnahme nachzusuchen. Freischöffe zu sein schmeichelte auch der Eitelkeit und der Neugierde. Geheimniskrämerei hat ja immer einen unwiderstehlichen Reiz auf die Menschen ausgeübt.

Die unterste Stufe in der femrichterlichen Hierarchie nahmen die Freifronen oder Fronboten ein. Sie hatten die Aufträge der Freigrafen zu vollziehen und insbesondre für Aufrechterhaltung der Ordnung und Beobachtung der vorgeschriebnen Formen Sorge zu tragen. In die Geheimnisse des Gerichts eingeweiht, waren auch sie zur unbedingten Verschwiegenheit gegen alle Nichtwissenden verpflichtet.

## 2. Die Heimlichkeit

Geheimnisse mannichfachster Art, von Menschen bewußt und unbewußt geschaffen, ziehen sich wie ein roter Faden durch die ganze Weltgeschichte. Auch sie erben sich, wie Gesetz und Rechte,

> Gleich einer ewgen Krankheit fort,
> Und pflanzen von Geschlecht sich zu Geschlechte
> Und ziehen sich von Ort zu Ort.

Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts begann der Freischöffenstand, der sich nur durch Aufnahme neuer Mitglieder ergänzte, in der richtigen Voraussetzung, daß die Wirksamkeit des Gerichts durch den Schrecken der Heimlichkeit erhöht werde, sich gegen die profane Welt abzuschließen und sich besondre geheimnisvolle Formen und Gebräuche zuzulegen, die mit größter Ängstlichkeit gehütet wurden.

Die früheste Andeutung eines wirklichen Geheimnisses bei Gericht und Schöffentum findet sich im Jahre 1340. Der Schöffeneid schärft das Geheimnis der Feme dringend ein. In einem alten Rechtsbuche der Feme heißt es hierüber: „Wäre es, daß ein Freischöffe die Heimlichkeit und Losung der heiligen Acht oder irgend etwas davon sagte, den sollen die Freigrafen und

Digitized by Google

Freischöffen greifen unverklagt und ihm seine Hände vorn zusammen und ein Tuch vor seine Augen binden und ihn auf seinen Bauch werfen und ihm seine Zunge hinten aus seinem Nacken winden und ihm einen dreisträngigen Strick um seinen Hals thun und ihn sieben Fuß höher hängen als einen verurteilten, versemten, missethätigen Dieb."

Die wichtigsten Geheimnisse waren die Losung, das Erkennungszeichen (der heimliche Schöppengruß) und das Notwort. Die Losung, ein Teil des Schöffeneides, bestand in den unscheinbaren Worten: „Stock, Stein, Gras, Grein." Der heimliche Schöppengruß war von einer vorgeschriebnen Handbewegung begleitet: der ankommende Schöffe legte seine Rechte auf die linke Schulter des Amtsgenossen und redete ihn an:

Eck grüt ju, lewe man,
Wat fange ji hi an?

Der Angeredete erwiderte die Handbewegung und sagte dabei die Worte:

Allet Glücke kehre in,
Wo die Freienscheppen sin.

Das Notwort endlich, „wie es Carolus Magnus der heimlichen Acht gegeben," bildete der rätselhafte Spruch: Reinir dor Feweri! (Gereinigt durch Feuer?), dessen eigentliche Bedeutung bis heute noch nicht aufgeklärt worden ist. Auf Verrat dieser Geheimnisse stand die Todesstrafe, doch ist er wohl selten vorgekommen.

Bald wurde aber der düstre Begriff der Heimlichkeit auf das ganze Verfahren vor dem Gericht ausgedehnt. Die Warnung eines Versemten war streng verboten, mochte es auch der nächste Anverwandte sein. Briefen und Vorladungen, die von dem Gericht ausgingen oder schwebende Sachen betrafen, wurde die warnende Aufschrift beigefügt: „Diesen Brief soll niemand aufbrechen, lesen oder lesen hören, es sei denn ein echter, rechter Freischöffe." Es kam selten vor, daß die schreckende Formel nicht beachtet wurde. Auch die Rechtsbücher der Feme erhielten in der Regel auf dem Titelblatt den unheimlichen Vermerk. Häufig wurden die Wörter im Schöffeneide, die die geheime Losung bildeten, nicht ausgeschrieben, sondern nur durch die Anfangsbuchstaben (S. S. G. G.) oder andre, beliebig gewählte Buchstaben angedeutet.

### 3. Das offne und das heimliche Ding

Denselben feierlichen Ernst, der die Zeremonie der Aufnahme eines Schöffen begleitete, trug auch das Gericht selbst zur Schau.

Die Femegerichte wurden nach urgermanischer Sitte gehegt an altherkömmlichen Malstätten unter freiem Himmel, gewöhnlich Montags, Dienstags und Donerstags vom Morgen, „sobald sich die Sonne erhöht hatte," bis zum Nachmittage. Die Gerichtsstätte befand sich gewöhnlich an der offnen Königsstraße, oft bei Brücken, zuweilen auf Hügeln oder in den Vorhöfen von Burgen, doch auch innerhalb der Städte auf dem Markt oder neben der Kirche, nicht selten äußerlich gekennzeichnet durch hochragende Eichen oder breitwipflige Linden, die der Versammlung Schatten spendeten. In der Mitte der eingefriedigten Dingstätte befand sich die Richterbank und der Gerichtstisch, mit weißem Linnen bedeckt. Auf ihm lag ein blinkendes Schwert und ein aus Weiden geflochtner Strick (wide).

Digitized by Google

Das Femegericht schloß zwei Formen der Sitzungen in sich: das offne und das heimliche Ding. Jenem waren Handlungen über Gut und Eigen, Schuld und Schaden, Weg und Steg und Flurgrenzen zugewiesen; es zu besuchen waren alle verpflichtet, die „einen eignen Rauch in der Freigrafschaft hatten und darinnen wohnten." Das heimliche Gericht verhandelte nur „femewrogige" Sachen. Ein im Jahre 1430 in Dortmund aufgestelltes ausführliches Verzeichnis zählt folgende Verbrechen als „femewrogig" auf: Raub und jede Gewaltthat gegen Kirchen und Geistliche, Diebstahl, Beraubung einer Kindbetterin oder eines Sterbenden, Leichenraub, Mordbrand und Mord, Verrat, Verrat der Feme an einen Unwissenden, Notzucht, Falschmünzerei, Raub auf der Kaiserstraße, Meineid und Treulosigkeit, Verweigerung des Erscheinens auf Vorladung. Später, als das Unwesen der Hexenverfolgung seine dunkeln Schatten immer mehr über Deutschland ausbreitete, wurde auch das Verbrechen der Ketzerei und Hexerei dem Femeprogramm beigefügt.

Die Schöffen erschienen bei Gericht unbewaffnet, ohne Hut, Handschuhe und Mantel.

Der Freigraf eröffnete das Gericht nach altem Brauche durch ein feststehendes lautes Wechselgespräch mit dem Freifronen: „Ich frage dich, Frone, ob es wohl Tag und Zeit ist, daß ich in Statt und Stuhl des römischen Königs ein Gericht und heiliges Ding hege zu Recht unter Königsbann." — „Sintemalen ihr den Bann, Stuhl und Freigrafschaft von des Königs eigner Hand leiblich empfangen habt, mögt ihr das zu Recht thun!" Damit begann das Gericht die Verhandlung der Sache.

Der Kläger erschien vor den Schranken, an jeder Hand einen Freischöffen führend, und kniete mit ihnen nieder, während der Sprecher die Klage vortrug. Nachdem ein Urteilsspruch erkannt hatte, daß die Sache vor das Gericht gehöre, beschwor der Kläger, unterstützt von zwei Eideshelfern, die Wahrheit seiner Anschuldigung.

Gewöhnlich richtete der Freigraf erst eine schriftliche Warnung an den Beschuldigten, sich binnen sechs Wochen und drei Tagen mit dem Kläger zu vergleichen, da im andern Falle das Gericht eingreifen müsse. Geschah das nicht, so wurde die Sache noch einmal vorgebracht und dann die Vorladung beschlossen.

Sie erging schriftlich in verschlossenen Ladebriefen, deren kühne und herausfordernde Sprache erstaunlich ist. Sie trugen die bekannte Warnungsformel und wurden durch zwei Schöffen dem Angeklagten persönlich („an seine Gegenwärtigkeit") oder seinen nächsten Angehörigen zugestellt. Jedoch war dies Geschäft keineswegs immer gefahrlos, und es wurde um so mißlicher, je mehr das Ansehen der Feme sank. Alle Verordnungen und Gesetze über die Unverletzbarkeit der Gerichtsboten halfen dagegen nichts. Die Ladung durfte daher auch in andrer Weise geschehen. Die vorladenden Schöffen erledigten sich ihres Auftrages gern im Dunkel der Nacht. Sie hefteten die Briefe an die Thore von Burgen oder Städten, in denen der Angeschuldigte wohnte, und forderten dabei die Wächter auf, die Ladung zu bestellen. Zum Zeichen der Vollbringung hieben sie drei Späne vom Thorriegel und legten sie dem Gerichte vor. Vielfach wurden die Vorladungen auch in Kirchen niedergelegt. Die vorsichtigsten Boten warfen sie kurzweg auf die Landstraße oder steckten sie an Gartenzäune. Von den zahlreichen Ladebriefen, die sich in der Urschrift erhalten haben, sei hier nur der folgende mitgeteilt: „Wisset Hermann Degler und sein Sohn und

Digitized by Google

Albert Strodemann, daß ich Jacob Stoffregen, Freigraf der Grafschaft zu Rheda, Euch thue bitten und entbieten von des heiligen Reiches wegen unter Königsbann, daß Ihr kommet vor den Freistuhl an dem Hundehof bei der Mühle zu Rheda am nächsten Montag nach St. Bartholomäustag zur rechten Richtezeit und antwortet dort auf die Klage des Johann Stroding, weil die Klage Euch Allen hochgeht an Euern Leib und Ehre. Gute Freunde, hie kehret Eure Weisheit zu, daß der schweren Gerichte über Euch keine Not thut."

Ladungen außerhalb des Gebietes der „roten Erde" wurden entweder durch westfälische Schöffen besorgt, die mit ansehnlichen Reisegeldern ausgestattet wurden, oder sie wurden an Freischöffen, die in der Nähe des Belangten ansässig waren, zur weitern Veranlassung übersandt.

Der Verklagte wurde weder verhaftet, noch mit Gewalt vor Gericht gebracht. War er auf die Ladung nicht erschienen, und hatte das Gericht festgestellt, daß die Ladung richtig ergangen war, so heischte ihn der Freigraf dreimal nach den vier Himmelsrichtungen, daß er „vorkomme und Leib und Ehre zum höchsten Rechte verantworte."

Der Beschuldigte konnte nun das Verfahren seinen Gang gehen lassen oder versprechen, dem Kläger anderweitig vor den regelmäßigen Gerichten Recht zu thun. Bot er dafür genügende Sicherheit, oder übernahm eine Anzahl Schöffen für ihn Bürgschaft, so mußte das Anerbieten angenommen werden. Ging dagegen das Gericht seinen Gang, so folgte auf die Anklage die Verteidigung des Beschuldigten, die wesentlich durch den Reinigungseid geführt wurde, worauf das Urteil nach altem strengem Gewohnheitsrecht gesprochen wurde. Es erhielt sofort Rechtskraft, wenn es nicht „von dem Umstande [den Umstehenden] gescholten" oder keine Berufung dagegen an den König eingelegt wurde.

Der Urteilsspruch hing davon ab, ob der Kläger und der Beklagte zur Stelle waren. War der Kläger nicht anwesend, so wurde sofort auf Freisprechung erkannt. Fehlte der Angeschuldigte, so erhielt der Kläger Recht, sobald sechs Freischöffen eidlich die Berechtigung seiner Klage erhärteten.

Heimliches Gericht wurde stets gehalten, wenn der Vorgeladne in der für ihn anberaumten Sitzung ausgeblieben war. In diesem Falle wurde „bis Mittags um die dritte Uhr" auf ihn gewartet, worauf der Freigraf allen Nichtschöffen bei Strafe des Stranges gebot, sich zu entfernen, das offne Gericht für beendet erklärte und sich zum Zeichen dessen von seinem Stuhl erhob. Alsdann wurde das feierliche „Ding" mit allen Formen eröffnet. Sobald das Eidverfahren die Schuld des Angeklagten erwiesen hatte, erging das Endurteil, das „Vollgericht" oder die „letzte schwere Sentenz." Diese lautete bei allen „femewrogigen" Verbrechen auf den Tod durch den Strang. Der Freigraf kündete den Spruch unter lautloser Stille mit der feierlichen Formel: „Den Angeklagten nehme ich aus dem Frieden, aus dem Rechte und aus den Freiheiten, die Kaiser Karl gesetzt, und werfe ihn nieder vom höchsten Grad und setze ihn aus allen Freiheiten, Frieden und Rechten in Königsbann und Wette und in höchsten Unfrieden und Ungnade und mache ihn unwürdig, echtlos, rechtlos, siegellos, ehrlos, friedelos und unteilhaftig alles Rechtes und verführe ihn und verfeme ihn und setze ihn hin nach Satzung der heimlichen Acht und weihe seinen Hals dem Stricke, seinen Leichnam den Vögeln in der Luft, ihn zu verzehren, und befehle seine Seele Gott im Himmel in seine Gewalt, wenn er sie zu sich nehmen will, und setze sein Leben und Gut ledig,

Digitized by Google

sein Weib soll Witwe, und seine Kinder Waisen sein." Hierauf warf der Freigraf zum Zeichen der Ausstoßung des Verfemten aus der menschlichen Gesellschaft den vor ihm liegenden Strick über die Schranken, und die Schöffen „spieen aus dem Mund, gleich als ob man den Verfemten sofort in der Stunde hänge." Eine einmal ausgesprochne Verfemung wurde nicht wieder aufgehoben.

Damit war erklärt, daß der Verurteilte vogelfrei sei. Alle freien Schöffen wurden aufgefordert, den Verfemten zu ergreifen und zu hängen „an den nächsten Baum, den man haben mag." Bei der Vollstreckung des Urteils waren drei Schöffen verpflichtet mitzuwirken.

Das summarische Verfahren der Feme kürzte sich noch ab, wenn ein Verfehmter bei „handhafter That" (auf frischer That), mit „blickendem Schein" (wenn der Augenschein seine Thäterschaft unzweifelhaft erkennen ließ) oder mit „gichtigem Munde" (wenn er der That geständig war), ergriffen wurde. Diese Fälle führten ohne weiteres die Verfemung und Hinrichtung des Missethäters herbei.

## 4. Das Ende der Feme

Die Zahl der Todesurteile, die von der Feme verhängt wurden, ist, wie urkundlich feststeht, ziemlich groß gewesen, und an vielen Verfemten ist das Urteil auch wirklich vollstreckt worden. Durch die strenge Handhabung des Rechts erlangten die westfälischen Freischöffen ein gewaltiges Ansehen. Es war hauptsächlich die Furcht, die ihre Wirksamkeit in schreckhaftem Lichte erscheinen ließ.

Die Blütezeit der Feme fällt in die Jahre 1420 bis 1460. Ihre Ladebriefe gingen damals bis nach Holland und Lothringen, nach Schlesien, den österreichischen Landen, den Schweizer Bergen und dem fernen Preußen. Kaum blieb eine größere Stadt von der Feme verschont. Ihre Vorladungen waren mehr gefürchtet als alle Gebote des Kaisers. Phantastische Übertreibung malte ihre Macht und Furchtbarkeit ins Ungeheuerliche aus. Sie nannte sich „des heiligen Reiches Obergericht übers Blut" und scheute sich nicht, hochgestellte Personen, Grafen, Herren und Fürsten vor ihr Forum zu fordern, ein Recht, das König Sigmund wiederholt und ausdrücklich anerkannte. So wurden nicht nur Herzog Heinrich von Baiern-Landshut, sondern auch sein Gegner Herzog Ludwig von Ingolstadt vom heiligen Gericht ihres Leibes und ihrer Lehen verlustig erklärt. So herrschte das heimliche Gericht im fünfzehnten Jahrhundert gleichsam als der oberste Gerichtshof des deutschen Volks, hier mit ehrfürchtiger Scheu betrachtet, dort bitter gehaßt, überall aber gefürchtet.

Aber mit seiner Macht stieg auch seine Ausartung, und bald traten bedenkliche Mißstände zu Tage. Da den Freigrafen der sichere Rechtsboden und unzweideutige Rechtssätze fehlten, auf die sie ihr Urteil stützen konnten, so zögerten sie nicht, ihr willkürliches Belieben als höchstes Gesetz hinzustellen. Ihre tolle Anmaßung kannte bald keine Grenzen mehr. König Sigmund mußte es sich gefallen lassen, daß er von ihnen drohend an seine Pflicht als Schöffe erinnert wurde, und Kaiser Friedrich III. wurde samt seinem Kanzler und den Mitgliedern des Reichskammergerichts vor den Stuhl zu Wunnenberg geladen und im Falle des Ausbleibens mit der letzten Sentenz bedroht, eine maßlose Frechheit, die gleichwohl ungestraft blieb.



Digitized by Google

Der Kreis der Vergehen, über die die Feme Klagen annahm, wurde allmählich so groß, daß jede beliebige Sache angebracht werden konnte, während sich die Formen des Prozesses und der Urteile derart erweiterten, daß die Freigerichte den ordentlichen völlig gleich erscheinen. Hierdurch vernichteten sie selbst die Rechtstitel, unter denen sie Anerkennung gefunden hatten, und forderten zu lebhaftem Widerspruch heraus. So kam es, daß staatliche und kirchliche Mächte ihre Wirksamkeit einzuschränken suchten. Allein Bann und Reichsacht brachen sich an dem verwegnen Übermute der Freigrafen.

Gefährlich aber wurde den Freistühlen der Umstand, daß die wüste Geldgier, das häßliche Kennzeichen der damaligen Zeit, sich auch bei ihnen einbürgerte. Das Prozessiren war mit hohen Kosten verbunden. Für jedes Urteil, deren bei dem formelhaften Verfahren eine ganze Anzahl erforderlich war, für alle Vorladungen mußten große Summen geopfert werden. Sollte das Gericht durch die Anzahl zahlreicher Freischöffen besondern Glanz und Nachdruck erhalten, so war den Aufgebotenen eine angemessene Entschädigung zu zahlen. Am schlimmsten war, daß die Stuhlherren anfingen, mit ihren Gerichten förmlich Handel zu treiben. Das schlechte Beispiel wurde von den Freigrafen nachgeahmt. Jedermann, mochte er noch so übel beleumdet sein, kam zur Ehre des Freischöffenamts, wenn er nur gehörig zahlen konnte, und suchte nun darin eine ergiebige Erwerbsquelle. Unter dem Deckmantel der Feme trieben Gauner und Schwindler aller Art ihr Handwerk, suchten Neid, Rachsucht und andre gefährliche Leidenschaften Befriedigung. Recht und Gericht waren für Geld feil. So mehrten sich die Klagen über die Bestechlichkeit und Unredlichkeit der Feme von Tag zu Tag. Auf den Reichstagen bildeten sie einen stehenden Artikel.

Es konnte nicht ausbleiben, daß sich angesichts dieser Ausschreitungen die öffentliche Meinung immer entschiedner gegen die Geißel wandte, die von Westfalen aus über Deutschland geschwungen wurde. Fürsten und Städte rafften sich zu energischer Abwehr auf und ließen die geheimen Sendlinge der Feme, wo sie betroffen wurden, ohne weiteres aufknüpfen. Die Reform der deutschen Reichsverfassung am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, die Einrichtung des ewigen Landfriedens, die festere Gestaltung des Gerichtswesens, das neue Landesfürstentum brachen endlich das Ansehen der verhaßten Einrichtung so gründlich, daß sein völliger Untergang nicht mehr aufzuhalten war, obwohl die entarteten Schöffen mit verzweifeltem Trotz und krankhafter Hartnäckigkeit den morschen Bau zu stützen suchten. Und am Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts „konnte ein deutscher Chronist die Femgerichte bereits als der Vergangenheit angehörig bezeichnen."

Zwar wurde die Feme niemals förmlich aufgehoben, aber ihre Zeit war dahin. Die wenigen Freistühle, die sich in Westfalen erhielten, nahmen im Laufe der Zeit einen völlig veränderten Charakter an und sanken im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert zu „harmlosen bäuerlichen Polizei- und Rügegerichten" herab, deren letzter kümmerlicher Rest im Jahre 1811 durch die französische Gesetzgebung beseitigt wurde. Der letzte Freigraf starb 1835. Freischöffen, die den Schöffeneid geschworen hatten, die heimliche Losung und ihre Bedeutung kannten und sich oft in aller Stille an den uralten Malstätten versammelten, gab es noch in den vierziger und fünfziger Jahren unsers Jahrhunderts. Ihrem Eide getreu, haben sie das Geheimnis der Losung, das sie nicht verraten wollten, mit ins Grab genommen.

Digitized by Google

Reste des Femgerichts haben sich vielleicht noch in dem „Haberfeldtreiben“ erhalten, der bekannten Volksjustiz, die in Oberbaiern und Tirol an solchen Personen geübt wird, deren Vergehen und Laster dem rächenden Arme der Justiz unerreichbar sind: namentlich Geiz, Wucher, Betrug usw. Von der geheimnisvollen Verbindung, die ihren Namen davon haben soll, daß gefallne Mädchen früher von den Burschen des Dorfes unter Geißelhieben durch ein Haberfeld getrieben oder Feldmarkfrevler ehemals mit Verwüstung ihrer Felder bestraft wurden, und ihrem seltsamen Thun ist folgendes bekannt. Hat die mißliebige Person trotz wiederholter Verwarnungen keine Besserung gezeigt, so sammeln sich im Dunkel der Nacht um ihr Gehöft zahlreiche Vermummte und Bewaffnete und rufen den Schuldigen ans Fenster oder an die Thür, die er aber bei schwerer Leibesstrafe nicht überschreiten darf. Nachdem festgestellt ist, daß das ganze Aufgebot der „Haberer“ anwesend ist, verliest der Haberfeldmeister ein in Knittelreimen verfaßtes Sündenregister des Schuldigen, wobei nach jeder Strophe die versammelte Schar ein von der greulichsten Katzenmusik begleitetes Geheul und Gelächter anstimmt. Ist die Vorlesung zu Ende, so verschwinden die „Haberer“ auf einen Pfiff des Anführers ebenso schnell, wie sie erschienen sind. Ein andres Leid, außer der Pflicht, die Vorlesung mit anzuhören, wird dem Schuldigen selten zugefügt.

Trotz energischen Einschreitens der Behörden ist dieser seltsame Brauch noch nicht beseitigt, und noch im Herbst 1894 berichteten die Zeitungen von vielfachen Haberfeldtreiben in Baiern. Wie wenig sich die Haberer aus allen polizeilichen und kirchlichen Maßregeln machen, und wie wirkungslos sich der damals gegen sie erlassene Hirtenbrief des Münchner Erzbischofs erweist, geht aus dem Verhalten eines „Habererkomitees“ in Holzkirchen hervor. Dort wurde am Sonntag der Hirtenbrief von der Kanzel verlesen. Als Antwort darauf war drei Tage später an allen Straßenecken, Scheunenthoren usw. folgender gedruckte Anschlag zu lesen:

Bekanntmachung

Sonntag den 4. November lfd. Jahres

Großes Haberfeldtreiben in nächster Nähe von Holzkirchen,
Bezirksamt Miesbach

Es wird eindringlichst gewarnt und darauf hingewiesen, daß das zuhörende Publikum und die Polizei in keiner Weise den Haberern oder der Vorpostenlinie zu nahe tritt, damit jedes größere oder kleinere Unglück vermieden bleibt. Da die Haberer diesmal gegen derartige Verstöße energisch vorgehen werden, so wird es daher unter keinen Umständen ausgeschlossen bleiben, daß nicht bloß wie in Miesbach einem Gensdarmen der B.... weggeschossen würde, sondern auch viele Tote und Schwerbetroffne vom Platze getragen werden müßten.

Das Geheime Komitee der Haberer

Digitized by Google

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vom europäischen Konzert. Sagen die Engländer: Wir wollen unter den schwarzen Menschenbrüdern Kultur und Christentum verbreiten und die Sklaverei bekämpfen, so nennen wir sie Heuchler; sagen sie: Wir bleiben in Ägypten, weil wir es brauchen, und wenn die Italiener Kassala räumen, so nehmen wir auch dieses, dann schelten wir sie zynisch. Beide Bezeichnungen sind richtig, und warum sollten wir nicht sagen, was wahr ist? Nur müssen wir uns dabei erinnern, daß jeder lebenskräftige Staat in gleicher Weise bald heuchlerisch, bald zynisch ist; denn jeder lebenskräftige Staat wächst, und um wachsen zu können, muß er die Gebiete nehmen, die er braucht, und hie und da findet er es für nötig, die Befriedigung seines Bedürfnisses vor sich selbst und vor der Welt mit allerlei idealen Vorwänden zu rechtfertigen. Hat es etwa Preußen anders gemacht? Es brauchte Schlesien, und es hat diese Provinz genommen. Es brauchte zwar Polen nicht, aber es mußte ein Stück davon nehmen, wenn es nicht Rußland bis auf ein paar Meilen von Berlin vordringen lassen wollte. Es brauchte eine Verbindung zwischen seiner östlichen und seiner westlichen Hälfte, und es hat Hannover, Kurhessen und Nassau samt Frankfurt genommen. Der Unterschied besteht nur darin, daß es dort ein als Staat organisirtes Volk ist, das sich über die Grenzen seines Heimatlandes ausdehnt, hier ein Staat, der nur einen Bruchteil eines Volkes umfaßt, und der sich innerhalb seines Volkes ausdehnt. Es fragt sich nun, ob das deutsche Volk in seiner neuen, seinen größten Teil umfassenden Organisation durch die Fortdauer oder das Wiederaufleben des Ausdehnungstriebes seine Lebenskraft bewähren wird.

Möglich, daß es in dieser Beziehung schon binnen kürzester Frist auf die Probe gestellt wird, da es bei der Teilung der Türkei, wenn nicht einen unmittelbaren Anteil an der Beute, so doch Kompensationen für den Machtzuwachs seiner Nachbarn und Konkurrenten fordern müßte. Freilich geigt das europäische Konzert mit solcher Einmütigkeit, Beharrlichkeit und Entschlossenheit Frieden und nichts als Frieden, daß die Gefahr noch ziemlich fern zu liegen scheint. Weit, weit hinter uns liegt die Zeit, wo die Kunde von Greuelthaten unser Publikum in Aufregung versetzte und Entrüstung hervorrief. Die Metzeleien auf Kreta, in Armenien, in Konstantinopel haben Europa so gleichgiltig gelassen wie die Wochenberichte unsrer städtischen Schlachthäuser, und ein Raubmord in Berlin wird für hundertmal wichtiger gehalten als alle Bandenkämpfe in Mazedonien. Die solchergestalt bewährten Nerven Europas würden auch fest bleiben, wenn einmal statt hunderttausend Menschen eine Million oder zehn Millionen abgeschlachtet würden, und warum sollte es nicht dazu kommen, da ja der Sultan bereits erklärt hat, seine getreuen Türken fühlten sich durch die geheimen Beratungen der Botschafter beunruhigt? Man weiß ungefähr, was das zu bedeuten hat, wenn sich die Türken beunruhigt fühlen. Den Franzosen stellten dieser Tage unsre mittelparteilichen Blätter, halb lobend und halb tadelnd, das Zeugnis aus, daß sie jetzt, dank ihrer erbärmlichen republikanischen Verfassung, die sie zu auswärtigen Unternehmungen unfähig mache, eine durchaus friedfertige Nation seien; sie hätten auf ihr altes Amt als Beschützer der Christen des Orients verzichtet, und im vorigen Jahre sei die Hauptsorge der französischen Regierung darauf gerichtet gewesen, daß von den armenischen Greuelu im Lande möglichst wenig bekannt wurde; Presse und Parlament hätten denn auch in patriotischer Würdigung der Lage geschwiegen. So weit das ein Lob sein soll, wird es auch von unsern deutschen Politikern reichlich verdient. So weit es aber einen Tadel enthält, sollten sich deutsche Blätter schämen,

Digitized by Google

ihn auszusprechen. Wie ist denn Frankreich zu seiner Stellung in Konstantinopel gekommen? Nicht dadurch, daß sich seine Könige mit dem Großtürken zur Vernichtung der in tausend Splitter gespaltnen deutschen Nation verbündet haben? Warum sollte denn Frankreich in höherm Grade als Deutschland dazu berufen sein, die Christen im Orient zu schützen? Liegt Paris etwa näher an Konstantinopel als Berlin oder Wien? Grenzt Frankreich an die Türkei wie Ungarn, das tausend Jahre lang eine Dependenz, ein Vorwerk des deutschen Reichs gewesen ist? Nachdem Frankreich die Rolle, die drei Jahrhunderte hindurch zu spielen ihm nur durch die Ohnmacht Deutschlands ermöglicht wurde, an das deutsche Volk hat abgeben müssen, sollte es sich doch von selbst verstehen, daß auch in Konstantinopel an seine Stelle das mit Österreich verbündete deutsche Reich oder das mit dem deutschen Reiche verbündete Österreich getreten sein müßte. Es sieht aber so aus, als hätten die europäischen Mächte keine andre Sorge, als den Zusammenbruch des türkischen Reichs aufzuhalten und die Finanzen des Sultans zu „saniren." (Die glücklichen Liederlichen! Zuerst leben sie auf Kosten der ordentlichen Leute in Saus und Braus, und dann werden sie auf Kosten derselben ordentlichen Leute sanirt!) Christenschutz und Ehrenfragen sind nebensächlich oder gar nicht vorhanden. Die Schlächterei kann also weiter gehen. „Recht so! meinte jüngst ein Freund von uns; wenn sich das Gesindel da unten gegenseitig abschlachtet, so hindert uns dann nichts mehr, in das leere Haus einzuziehen!" Aber der Überwindung der Schwierigkeit, die ganz Europa in der Spannung erhält, brächte uns das noch keinen Schritt näher, sie besteht ja eben darin, daß keine Macht der andern den Einzug gestatten will, und daß die kriegerische Entscheidung der Frage von allen gleich sehr gefürchtet wird. Also, so viel an Europa liegt, könnte alles bis in Ewigkeit in der Schwebe bleiben; wenn es nur nicht etwa Griechenland, dem kecken kleinen Racker, gelingt, Kreta an sich zu reißen und so den Teilungsprozeß in Fluß zu bringen!

Kommt dieser in Fluß, so wird am wenigsten Österreich Enthaltung üben können. Gott weiß es, oder vielmehr alle Welt sieht es ein, daß dem Kaiser Franz Joseph der Gedanke, die Musterkarte seiner interessanten Nationalitäten noch um einige zu vermehren, keine andre Empfindung als Grauen erregen kann, aber das wird ihm nichts helfen; denn wenn Österreich nicht zugriffe, so würde dieser Verzicht eine selbstmörderische Handlung sein, wie es eine gewesen wäre, wenn Preußen und Österreich dem Russen das ganze Polen gelassen hätten. Setzt Österreich seine Ansprüche durch, so könnte ja dann die „deutsche Ostmark" ihren alten Beruf, die deutsche Kultur nach Südosten zu tragen und den Deutschen als Ausfallsthor nach Asien zu dienen, diesen Beruf, dessen Ausübung durch das Vordringen der Türken und die Zersplitterung Deutschlands vier Jahrhunderte lang unterbrochen worden ist, wieder aufnehmen, wenn — das vom übrigen Deutschland getrennte Österreich noch eine deutsche Macht wäre. Aber ist es noch eine solche? Ungarn ist so gut wie souverän und hat sich auch innerlich von allen deutschen Einflüssen in dem Grade „befreit," daß es in seiner Korruption als das gerade Gegenteil eines Kulturstaats, eines deutschen Kulturstaats erscheint. In Cisleithanien sind die Polen im Bunde mit den Tschechen übermächtig; den böhmischen Tschechen hat die Regierung durch die entgegenkommendsten Erklärungen den Mut und die Kraft gestärkt, und in Mähren haben sich die Deutschen um des lieben Friedens willen, wie es die Neue Freie Presse ausdrückt, freiwillig auf das Existenzminimum zurückgezogen. Werden die Deutschen der Alpenländer unter ihrer neuen Führung und mit ihrem neuen Programm diesem Bündnis gewachsen sein, und ist der christlich-

Digitized by Google

nationale oder christlich-soziale Teil der deutschen Bevölkerung, der für die nächste Zeit allein als starke politische Partei in Betracht kommt, so kerndeutsch, daß seine moralische Kraft ersetzen kann, was ihm zum Übergewicht über die Mehrzahl der verbündeten nichtdeutschen und scheindeutschen Gegner fehlt? Darüber ließe sich nur nach längerm Studium von Land und Leuten an Ort und Stelle ein Urteil fällen; wir Fernwohnenden sind nicht zuständig. Wir wissen bloß, daß die „Judenliberalen," die Sozialdemokraten und die meisten Volksschullehrer behaupten, die ganze nationale, christliche und soziale Erhebung laufe auf reine Pfafferei und auf Stärkung des Feudalismus hinaus, während die Wiener Korrespondenten unsrer reichsdeutschen Presse, soweit diese weder freisinnig noch sozialdemokratisch ist, behaupten, das sei Verleumdung. Sehr vertrauenerregend sind die Ereignisse der letzten Tage gerade nicht. Wenn Herr Lueger, der vor wenigen Wochen dem Grafen Badeni im offnen Parlament das Wort „Frechheit" und ähnliche Liebenswürdigkeiten ins Gesicht geschleudert hat, sich jetzt in der Gunst des Hofes und der Regierung sonnt, so beweist das mehr Strebertalent als deutschen Charakter; und von der Natur des Antisemitismus dieser Herren bekommt man einen eigentümlichen Begriff, wenn man vernimmt, daß sie zwar den städtischen Beitrag von zweihundert Gulden für arme jüdische Waisen gestrichen, auf Wunsch des Kaisers aber alle großen Wiener Juden zum Balle der Stadt Wien geladen haben; gekommen sind diese nicht, ebensowenig wie die nichtjüdischen liberalen Mitglieder des Gemeinderats; sie denken wohl: le roi nous reverra.

Nun, wir wollen trotz alledem das beste hoffen. Wenn sich Österreich zu einem kräftigen Eingriff in die orientalischen Wirren aufrafft und dabei am deutschen Reiche einen zuverlässigen Rückhalt findet, so wird in einer längern Periode gemeinsamen Handelns das deutsche Element im Donaustaat wohl wieder zu Kräften kommen.

**High-Life.** Wenn etwas in dieser müden, faulen Zeit geeignet ist, uns wenigstens für die Zukunft ein bischen Trost und Hoffnung zuzusprechen, so ist es die Thatsache, daß noch immer, sobald es sich um eine recht schlag- und zugkräftige Etikette für etwas ausgesucht Hohles, Nichtiges, Spielerisches oder Albernes handelt, unser ehrliches Deutsch sich als die „arme Sprak" erweist, als die sie Leuten von der Sorte eines Riccaut oder eines Königs Jérôme schon vor hundert und mehr Jahren erschien, und daß dann ein Fremdwort allein imstande ist, das Bedürfnis zu stillen. Auch als sich in Berlin kurz vor dem letzten Jahresschluß Redakteur und Verleger wieder einmal den Kopf zerbrachen, wie sie ihre geplante „Zeitschrift für die vornehme Welt" am pikantesten taufen könnten, fanden sie ihre Muttersprache Gott sei Dank viel zu plump und pöbelhaft, um sie für den Titel dieser exquisiten Entreprise zu engagiren. Sie gingen ins Ausland, und da Frankreich augenblicklich bei den „obern Zehntausend" nun einmal Hinterhand, und Sport der erste Trumpf ist, so nahmen sie ihre Zuflucht zu England und nannten ihr Blatt High-Life. Am 20. November — die Litteratur wird sich dies Datum merken müssen — erschien die erste Nummer; der Titel in brennendem Jockeyrot gedruckt, eine fesche Reiterin auf galoppirendem Roß darüber, der Name eines leibhaftigen Grafen als Redakteurschild darunter. Auch eine Art Programm wurde in die Welt gesetzt, obgleich Redakteur und Verleger nach eignem Geständnis eigentlich selbst noch heute nicht wissen, was sie wollen. „Was wir wollen?" schäkern sie an der Spitze ihrer Probenummer, und der läppische Stil dieser „Einführung," die sich gewiß wunder wie geistreich dünkt, kennzeichnet gleich den ganzen

Digitized by Google

Geist des Blattes. „Was wir wollen? Eigentlich wissen wir das selbst nicht, Gnädigste! Man ist am glücklichsten, wenn man am wenigsten sich vorgenommen hat und die Dinge an sich herankommen läßt. Wir haben das Bedürfnis, Ihnen und uns die Zeit zu verplaudern, mit Ihnen in guter Gesellschaft zu bleiben und Ihnen von der schlechten das Gute zu erzählen, das sie unter ihren Lumpen im fröstelnden Herzen birgt. Wir wollen eine kleine Republik begründen, in der es weder Grafen, noch Minister, Professoren und Börsenfürsten, weder Diplomaten, noch Säulen der Wissenschaft, sondern nur liebenswürdige Menschen der guten Gesellschaft giebt. Wir wollen ein wenig Ehrfurchtslosigkeit predigen vor den allerstattlichsten Zöpfen, um der Ehrfurcht vor dem Genie, der Schönheit und dem Frohsinn, diesem geistigen Rot auf den Wangen der Gesellschaft, mehr zur Geltung zu verhelfen. Wir wollen mit Ihnen hinter der hochläutenden Meute hinjagen, über Mode, Kunst und Litteratur plaudern und Ihnen alle sublimen Geheimnisse der Sportwelt verraten, sogar — ganz unter uns — die Dessous der Damen; und wo sich eine gute Melodie findet, wollen wir sie Ihnen zutragen. Wir wollen Ihnen ausplaudern, was sich die allerwichtigsten Perrücken hinter grüngepolsterten Thüren ängstlich zuflüstern, und was das geheimnisvolle Duften lächelnder Ballsträuße uns verraten hat. Sogar was die Spatzen von den Dächern pfeifen, wollen wir den Mut haben zu sagen. Ach, und die pfeifen soviel! Sie glauben nicht, wie klug und allwissend die Spatzen, namentlich in der Umgegend des Kaiserhofes sind. Wirklich viel klüger als die weisheittriefenden Leitartikel der Zeitungen. Vor denen haben wir einen Heidenrespekt, wir wagen uns lieber gar nicht an sie heran. Aber schade wäre es um jeden guten Humor der Tagesgeschichte, den wir Ihnen und uns entgehen ließen. Sie sehen, wir sind anspruchslos. Wir wollen froh, glücklich, unterhaltsam sein; das ist alles. Und manchmal, wenn im Kamin das Feuer glimmt und Sie des Plauderns müde sind, wollen wir uns neben Sie setzen und mit Ihnen träumend in die Glut blicken, die so behaglich wärmt in diesen herbstlich köstlichen Tagen. Sich verstehen und schweigen . . . . einmal gar nicht denken und nur dem Zauber leben, den die Nähe einer geistvollen Frau ausübt . . . . das doppelte Geheimnis von Adel und Schönheit ergründen, das sie umgiebt . . . . die Rätsel raten, die wie Widerschein der Flammen über ihre nachdenklich kühle Stirn huschen . . . . und dann, wenn man durch den kalten Herbstabend nach Hause geht, bei dem vielfarbigen Kampfe des Großstadtlichtes zusammensummen, was im Herzen wie Melodien quillt und nachklingt: das möchten wir gern. Wir wollen es mindestens versuchen. — Und was wir Ihnen bringen, mein Herr? Nichts als unsre gute Kameradschaft. Wir wollen mit Ihnen fischen und jagen, über alle Erdteile reisen oder nichtsthuend über den Berliner Asphalt schlendern, Varietés und Redouten besuchen, mit Anstand ein paar Goldfüchse an Sie verlieren und Ihren kleinen Schwächen ein milder Beichtvater sein. Wir fühlen nicht die leiseste Neigung, Sie zu bessern, Sie Taugenichts; denn wir wissen, daß auch die Sonne ihre Flecken hat. Nur eins versprechen Sie uns, nicht wahr? Wir wollen ehrlich und offen gegen einander sein! Einverstanden? Hier, schlagen Sie ein! Jede Postanstalt wird sich ein besondres Vergnügen daraus machen, Ihre Abonnementsbestellung auf High-Life entgegenzunehmen."

Nicht ganz so blumig und stilvoll, aber dafür noch etwas deutlicher spricht sich ein Rundschreiben an die Herren Mitarbeiter über Zweck und Ziel des famosen Blattes aus: „Im allgemeinen, sagt dort der großmütige Herr Verleger, überlasse ich es jedem, sich ein seinem Geschmack und seinen Thätigkeiten entsprechendes Thema zu wählen, lege nur Wert darauf, daß es — jede philiströse Langatmigkeit

Digitized by Google

vermeidend — anregend, eigenartig, vielleicht(!) etwas pikant behandelt wird, kurz daß es dem herrschenden Geschmack der vornehmen Welt für de siècle gerecht wird und dazu beiträgt, der neuen Wochenschrift ein originelles und anziehendes Gepräge zu verleihen, das sie (so!) rasch zu Ansehen und — Lesern verhilft." Das ist wohl unzweideutig genug, und die gleich in den ersten Nummern programmatisch gehäuften Hiebe gegen die „Moral von Rudolstadt," „der das Leben als ein trocknes Rechenexempel erscheint," sowie die Verherrlichung der Wintergartenunditäten und ihrer Devise „Erlaubt ist, was gefällt," die thäten wirklich nicht erst not, um uns zu überzeugen, daß hier die Frivolität zu Pferde sitzt. „Nicht High-Life, sondern Haut-Goût müßte die Zeitschrift heißen," soll ein derber süddeutscher Freiherr ausgerufen haben, als er die ersten Nummern zu Gesicht bekommen hatte. Und er hat Recht. Wäre wirklich dieses High-Life ein Spiegelbild des Lebens in den Kreisen der obern Zehntausend, dann wären diese reif zum Untergang. Da ist nichts als seichtes, frivoles, üppiges Spiel, leichtfertige, nichtssagende, lüsterne Tändelei, die sich Tod und Teufel um Gehalt und Gesinnung schert, und das alles übergossen mit einer der Sittlichkeit hohnlachenden Weltanschauung, die der des Après nous le déluge vollständig ebenbürtig ist. Ganz so sah die frivole Moral der naturalistischen Encyklopädisten vor der französischen Revolution aus, durch die die damalige Gesellschaft der obern Zehntausend reif wurde für die Guillotine. Aber findet denn die „vornehme Welt" Geschmack an dieser Albernheit, ekelt ihr nicht vor der Karikatur ihrer selbst, die ihr hier entgegengrinst? Es scheint nicht so. Denn stolz behauptet die Geschäftsstelle der Zeitschrift schon nach den ersten Nummern: „High-Life hat folgenden Leserkreis: 1600 Mitglieder der fürstlichen, gräflichen und freiherrlichen Häuser, 360 Majoratsbesitzer und Fideikommißverwaltungen, 885 Kammerjunker und Kammerherren, 76 Haushofmeister und Hofmarschälle an deutschen Höfen, 286 aktive Minister, Unterstaatssekretäre, Regierungspräsidenten, Ministerialchefs und -Räte, 600 diplomatische Vertreter in Deutschland, 200 Mitglieder des Herrenhauses, 560 Mitglieder des Unionklubs und des Vereins für Hindernisrennen, 236 Rennstallbesitzer und Herrenreiter, 580 Offizierkasinos, 750 aktive Offiziere vom Obersten aufwärts, 600 hohe Geistlichkeit(!), 150 Amts-, Land- und Reichsgerichtspräsidenten, 1000 der bedeutendsten Großgrundbesitzer, 1000 der größten Fabrikbesitzer, die mindestens je über 600 Arbeiter beschäftigen(!), 1000 der größten Bankiers, 1100 Kommerzien- und Kommissionsräte, 1000 der höchstbesteuerten Rentiers, 200 hervorragendste Vertreter von Kunst und Wissenschaft(!), 400 Schauspieler und Schauspielerinnen der vornehmsten Bühnen, 300 der vornehmsten Hotels und Weinstuben in den deutschen Hauptstädten. — Wir übernehmen jede rechtsverbindliche Bürgschaft, daß der Leserkreis sich in der That, wie vorstehend angegeben, zusammensetzt."

Doch halt! Seinen Mitarbeitern gegenüber ist der Herr Verleger vertraulicher; da erfahren wir, was er unter „Leserkreis" versteht. „Um der Zeitschrift, heißt es in dem Schreiben, von vornherein eine Verbreitung zu schaffen, soll während des ersten halben Jahres jede Nummer an 11000 ausgewählte Adressen unsrer Geburts- und Finanzaristokratie, des höhern Beamtenstands, der Gelehrten-, Künstler- und Bühnenwelt, an die vornehmern Hotels und Restaurants verschickt werden." Möchte es dabei bleiben! Dann wird High-Life bald nicht bloß Haut Goût, sondern auch perdu sein!

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# Kreta

Die Zeit ist längst vorbei, wo der deutsche Philister am Biertisch und bei der Pfeife behaglich sagen konnte:

> Nichts bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
> Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
> Wenn hinten weit in der Türkei
> Die Völker auf einander schlagen.

Heute fühlt auch der deutsche Bürger, daß ihn dergleichen recht viel angeht, daß ihm ein Brand im Südosten unter Umständen recht unbequem werden und das eigne Haus versengen kann.

Nur zeigt die deutsche Presse wieder einmal in ihrer Hauptmasse ein merkwürdig geringes Verständnis für den Charakter der Ereignisse auf und um Kreta. Sie stellt sich einfach auf den Standpunkt des formalen Rechts. Die Kreter haben sich gegen ihren legitimen Herrn, den Sultan, erhoben, die griechische Regierung unterstützt die Aufständischen, indem sie mit gröbster Verletzung des Völkerrechts Schiffe und Truppen nach der Insel sendet, also unzweifelhaft feindliche Handlungen gegen eine von ganz Europa anerkannte Regierung ausübt und nicht nur den Anspruch erhebt, sondern im vollen Zuge ist, ihn durchzuführen, nämlich das Land unter ihren Schutz zu nehmen. Das ist nicht nur ein Rechtsbruch, sondern auch eine unerträgliche Frechheit dieses bankerotten kleinen Staates, der nicht einmal die Wucherzinsen seiner Gläubiger bezahlt und nun sich obendrein herausnimmt, dem „einmütigen“ Willen der Großmächte zu trotzen, ein Verfahren, das schleunige und exemplarische Züchtigung verdient, damit der verletzte Rechtszustand und die geringgeschätzte Autorität der Großmächte wiederhergestellt werde. Gemach, ihr Herren! Daß ein Bruch des formellen Völkerrechts vorliegt, kann niemand leugnen, denn jede Revolution ist ein Bruch des Rechts und kann ihre innere, höhere Berechtigung nur durch



Digitized by Google

den Erfolg erweisen, die ein neues Recht schafft. Wie sagt doch die Gräfin Terzky zu Schillers Wallenstein?

Und wenn es glückt, so ist es auch verziehn,
Denn aller Ausgang ist ein Gottesurtel.

Es kommt also auf die innere Berechtigung dessen an, was auf Kreta geschieht, und da besteht doch z. B. zwischen den griechischen Truppensendungen nach Kreta und dem sogar von dem poeta laureatus der Königin Viktoria verherrlichten Ritte Jamesons, der am 1. Januar 1896 bei Krügersdorp verdientermaßen ein so schmähliches Ende fand, ein kleiner Unterschied. Die Kreter, oder vielmehr die Griechen auf Kreta, die beiläufig erst seit wenig mehr als zweihundert Jahren die Segnungen türkischer Herrschaft genießen, bis dahin seit dem Zusammenbruch des byzantinischen Reichs 1204 unter venezianischer, also abendländisch-christlicher Regierung standen, haben sich schon an dem griechischen Freiheitskampfe beteiligt und haben sich seitdem immer wieder erhoben, um eine Tyrannei abzuschütteln, die um so unerträglicher wirkt, als die türkische oder überhaupt die mohammedanische Bevölkerung der Insel in den drei wichtigsten Häfen und ihrer Umgebung, Kandia, Kanea und Rethymo, festsitzt und von dort aus den ganzen Verkehr Kretas beherrscht und ausbeutet. Immer und immer wieder sind „Reformen" feierlich versprochen worden, 1858, 1868, 1878, 1896, geschehen aber ist niemals etwas durchgreifendes, weil unter türkischer Verwaltung niemals so etwas geschehen kann, denn der Sultan darf als Oberherr der Gläubigen den Ungläubigen niemals gleiches Recht zugestehen, und wo er es unter auswärtigem Drucke thut, da verhindern die Gläubigen, wie jetzt auf Kreta, die Durchführung. Daher hat sich eine wirkliche „Reform," d. h. die Einführung einer zivilisirten, modernen Verwaltung im Osmanenreiche, immer nur so vollzogen, daß die überwiegend oder ganz von Christen bevölkerten Länder eins nach dem andern, mit Güte oder Gewalt, durch Revolution oder Krieg oder beides, vom Körper des Reiches losgelöst und unter eine christliche Regierung gestellt worden sind, und sobald das einmal geschehen war, ist das niemals wieder rückgängig gemacht worden, weil das eine sittliche Unmöglichkeit gewesen wäre. Diese Verwaltungen in Griechenland, Serbien, Bulgarien, Rumänien, von Bosnien noch ganz abgesehen, mögen noch soviel zu wünschen übrig lassen, unter ihnen leben doch Christen der verschiedensten Konfessionen und Mohammedaner friedlich neben einander nach gleichem Recht, und der Zustand des Landes hat sich, verglichen mit den Verhältnissen unter türkischer Herrschaft, so gehoben, daß kein Mensch daran denken könnte, diese wiederherzustellen. Nun, was anderwärts seit dem Anfange unsers Jahrhunderts so und so oft schon geschehen ist, das wird und muß sich auch in irgend welcher Form auf Kreta wie in den andern ganz oder halb christlichen Ländern der Balkanhalbinsel vollziehen. Diese friedliche oder gewaltsame Auflösung der europäischen Türkei ist unvermeidlich.

Digitized by Google

Ist es da nun ein Wunder in diesem Zeitalter des siegreichen Nationalitätsprinzips, daß die Sympathien der Griechen im Königreiche den aufständischen Kretern, ihren Volks- und Glaubensgenossen, gehören, und daß eine junge Dynastie wie diese, die noch keine tiefen Wurzeln im Lande hat, und eine Regierung, die nach der Verfassung immer der Mehrheit der Volksvertretung entsprechen muß, dieser Gesinnung ihres Volkes schließlich nachgegeben und sich auf jede Gefahr hin entschlossen hat, Kreta zu besetzen, um es vor einer abermaligen gewaltsamen Unterdrückung zu schützen? Wir finden diese Handlungsweise der Regierung um so begreiflicher, als ihr wahrscheinlich gar keine Wahl geblieben ist, und die Gesinnung des griechischen Volks erscheint uns löblicher und ehrenwerter, als etwa die leidselige Geduld, mit der wir Deutschen der jahrzehntelangen Mißhandlung unser deutschen Landsleute in den baltischen Provinzen Rußlands zusehen — ohne daß wir damit sagen wollten, daß die deutsche Regierung deshalb zum Schwerte greifen müßte; denn zwischen dem, was ein Volk denken und sagen darf, und dem, was eine für sein Wohl und Wehe verantwortliche Regierung thun kann, ist ein großer Unterschied. Wenn nun die griechische Regierung auf Kreta schließlich eingeschritten ist, nicht durch Freischaren, sondern durch ihre Truppen, unter ihrer eignen vollen Verantwortlichkeit, so hat sie zwar das Völkerrecht formell verletzt, weil sie vorher nicht den Krieg erklärt hat, aber sie hat im Grunde ehrlicher gehandelt als die russische, die unter dem Drucke der panslawistischen Partei 1876 Scharen von Freiwilligen den Serben zu Hilfe schickte; oder als die piemontesische, die 1860 Garibaldis Rothemden nach Sizilien gehen ließ und erst Monate nachher ihre Truppen gegen die Bourbonen sandte. Aller billigen moralischen Entrüstung, an der es damals so wenig fehlte wie heute, konnten beide Regierungen den Satz entgegenhalten: „Wir thaten, was wir mußten, wir konnten nicht anders," und die Geschichte hat ihnen Recht gegeben.

Und was anders hat denn das Einschreiten Griechenlands auf Kreta verschuldet, als die Haltung der Großmächte? Sie haben nicht nur nichts gethan, um die von ihnen den Kretern verschafften Reformen wirklich ins Leben zu führen, sondern sie haben dann auch noch Türken und Griechen auf Kreta miteinander handgemein werden lassen, ohne daß ihre Kriegsschiffe etwas andres geleistet hätten, als christliche Flüchtlinge aufzunehmen; sie haben sich erst dann, und zwar erst auf Anregung unsers Kaisers, entschlossen, die wichtigsten Häfen zu besetzen, als die griechische Intervention schon erfolgt war; diese hat also unzweifelhaft das Verdienst, bewirkt zu haben, daß überhaupt etwas geschehen ist. Warum es so steht, ist sonnenklar. Die wichtigsten Interessen der Großmächte laufen einander im Orient so schnurstracks entgegen, daß keine einen ernstern Konflikt mit einer andern wagen kann, ohne den Weltkrieg zu entfesseln, und der Einsatz ist bei einem solchen Kriege für jede so riesengroß, daß keine sich entschließen mag, dir furchtbare Verantwortung auf sich zu laden. Darin, und

Digitized by Google

nur darin liegt der Grund ihres „Einverständnisses," das lediglich darauf hinausläuft, daß sie sich gegenseitig in Schach halten, also rein negativ ist, denn sie wissen wohl alle, was sie nicht wollen, nämlich eine gefährliche Erschütterung des Osmanenreichs, aber nicht, was sie wollen, und darin sind die schwachen Griechen im Vorteil, daß bei ihnen einmütiges Wollen herrscht und nicht, wie bei den Großmächten, sechs oder sieben Willen. Es ist möglich, daß sich diese noch über eine Flottendemonstration oder über eine Blockade Griechenlands vereinigen, aber es ist undenkbar, daß sie alle für die Aufrechterhaltung der türkischen Herrschaft auf griechische Truppen oder Schiffe feuern lassen werden. Das würde die immer deutlicher hervortretende Volksstimmung in England, Frankreich und Italien, auf die diese Regierungen wesentlich Rücksicht nehmen müssen, schwerlich dulden. Ja es erscheint selbst als nicht gut denkbar, daß sie, trotz alles formellen Rechts, Griechenland auch nur der türkischen Übermacht und den rohen Banden der Baschi Bozuks preisgeben, die, höchst bezeichnend für den Charakter osmanischer Staatskunst, sich an der thessalischen Grenze zu Mord und Plünderung sammeln. Es kann sogar bedenklich scheinen, das griechische Königtum in einen scharfen Gegensatz zu seinem Volke hineinzuzwingen, denn die Antwort könnte der Sturz dieses Königtums sein, womit weder der Sache der europäischen Monarchie, noch der Ordnung gedient wäre. Sind die Kreter klug, so vermeiden sie jeden Zusammenstoß mit den Truppen der Großmächte, waffnen sich aber, so stark sie können, und schließen sich aufs engste den griechischen Truppen an, die überall schon die Verwaltung organisiren; und ist die griechische Regierung klug, so beharrt sie fest auf dem Satze, daß nur die Pazifikation der Insel ihr Ziel sei, und hütet sich vor jedem bewaffneten Konflikt mit den Großmächten. Ob aber diese klug daran thun würden, auf der Wiederherstellung des verletzten „Rechtszustands" durch Abberufung der griechischen Truppen aus Kreta so unbedingt zu beharren, ist die Frage, denn der Rat der Großmächte ist kein Gerichtshof, der reinlich zwischen Recht und Unrecht scheiden könnte, und die kretische Frage ist keine Rechts-, sondern eine Machtfrage zwischen Kreuz und Halbmond, zwischen abendländischer Kultur und türkischer Barbarei.

Wir wünschen nicht, daß sich Deutschland auf der Seite des Halbmonds finden lasse, und daß die Geschütze der „Kaiserin Augusta" auf Griechen gerichtet würden. Schließlich wäre als eine vorläufige Lösung denkbar, daß man Griechenland, das doch das allernatürlichste und allernächste Interesse an Kreta hat, die Teilnahme an der „Pazifikation" der Insel und an der Regelung ihres Schicksals erlaubte. Die Türkei würde sich einer solcher Forderung schwerlich entziehen können. Wie dem aber auch sei, beschämend ist wieder einmal hervorgetreten, wie jämmerlich schwach Deutschland zur See ist. Wir haben die größten Interessen im Mittelmeer, und wir haben vor allem das Interesse, daß dort nichts wichtiges geschieht, ohne daß wir unsern Willen zur

Digitized by Google

Geltung bringen, aber, obwohl die Lage ſchon längſt drohend war, hatten wir dort kein einziges brauchbares Kriegsſchiff, und mußten es erleben, was einer Großmacht geradezu unwürdig war, daß bei der Beſetzung der drei Häfen Deutſchland zunächſt ganz unvertreten blieb. Während England, Rußland, Frankreich hundert Mann ausſchifften, ſetzte zwar Italien auch hundert Mann ans Land, aber Öſterreich nur fünfzig Mann und Deutſchland — keinen! Und auch wenn die „Kaiſerin Auguſta“ ihr Ziel erreicht hat, ſo werden wir dort eben nur durch dies eine Schiff vertreten ſein, während alle andern Mächte dort ganze Geſchwader haben, England allein vierzig zum Teil ſchwere Schiffe. Das iſt der Dreibund im Mittelmeer! Die Schamröte ſollte uns ins Geſicht ſteigen, daß es ſo iſt! Und es wird ſo bleiben, bis wir die Flotte haben, die wir brauchen, um unſre Zukunft zu retten. Denn kommt es irgendwo zum Bruche, dann wird uns erſt die Flotte bündnisfähig machen, nicht das Landheer allein, und uns den Anteil an der Welt ſichern, den wir brauchen, wenn wir nicht verkümmern wollen. An der Spitze des Reichs ſteht ein entſchloſſener und klarer Wille; es iſt jetzt die drängendſte nationale Pflicht, dem Kaiſer zu geben, was des Kaiſers iſt, und das iſt heute eine leiſtungsfähige, ſtarke Flotte.

## Der Diktaturparagraph und das Sozialiſtengeſetz

Von Emil Kühn

Ueber den Diktaturparagraphen iſt ſchon ſehr viel geſprochen und geſchrieben worden, aber die wenigſten ſeiner Verfechter oder ſeiner Gegner kennen ihn wirklich. Bei einer Debatte über ſeinen Wert iſt es vorgekommen, daß auf die Frage, wer ihn geleſen habe, keiner bejahend antworten konnte, obgleich mancher reichsländiſche Juriſt anweſend war. Ich möchte daher die Erörterung damit beginnen, daß ich das „Streitobjekt“ feſtſtelle.

Die urſprüngliche und vollſtändige Faſſung findet ſich im § 10 des Geſetzes vom 30. Dezember 1871 und lautet: „Bei Gefahr für die öffentliche Sicherheit iſt der Oberpräſident ermächtigt, alle Maßregeln ungeſäumt zu treffen, die er zur Abwendung der Gefahr für erforderlich erachtet. Er iſt insbeſondre befugt, innerhalb des der Gefahr ausgeſetzten Bezirks diejenigen Gewalten auszuüben, welche der § 9 des Geſetzes vom 9. Auguſt 1849

Digitized by Google

(Bulletin des Lois Nr. 1511) der Militärbehörde für den Fall des Belagerungszustandes zuweist. Von den erlassenen Verfügungen ist dem Reichskanzler ohne Verzug Anzeige zu machen. Zu polizeilichen Zwecken, insbesondre auch zur Ausführung der vorbezeichneten Maßnahmen, ist der Oberpräsident berechtigt, die in Elsaß-Lothringen stehenden Truppen zu requiriren." Seit dem Gesetz vom 4. Juli 1879 ist an die Stelle des Oberpräsidenten der Statthalter getreten; da dieser aber dem Reichskanzler nicht unterstellt ist, so ist die Anzeigepflicht weggefallen. Sonst sind die Bestimmungen unverändert geblieben.

Die daraus zu schöpfenden Befugnisse sind umfassend, Gesetze binden den Statthalter dabei nicht, er kann nicht nur Ausländer, sondern auch Landesangehörige und andre Deutsche ausweisen, Verhaftungen anordnen, Zeitungen verbieten oder fernhalten, Vereine und Versammlungen unterdrücken, er kann überhaupt alles vornehmen, was er für notwendig hält, um die Gefahr zu beseitigen und etwaigen Widerstand zu brechen. In den andern deutschen Ländern kommt dergleichen nicht vor, etwas neues und unerhörtes ist aber auch da die den Einzelanwendungen zu Grunde liegende Gesamtbefugnis nicht, unsern Staatsrechtslehrern ist sie unter der Bezeichnung Staatsnotrecht oder jus eminens wohlbekannt. Nicht minder ist sie es in Frankreich, wo die entsprechenden Anordnungen actes de gouvernement oder mesures de haute police heißen. Praktisch ist das Staatsnotrecht oft angewendet worden, in den Säkularisationen hat man es sogar bis zu massenhafter Einziehung von Privateigentum ausgedehnt. Auch zur Zeit der absoluten Monarchie ist das Staatsnotrecht von den Hoheitsrechten der Gesetzgebung, der Verwaltung und der Rechtspflege bestimmt unterschieden worden und ist deshalb an sich von den Verfassungsurkunden unberührt geblieben, die ja nicht das ganze Verfassungsrecht erschöpfen, sondern sich darauf beschränken, die begrifflich etwas erweiterte Gesetzgebung an parlamentarische Mitwirkung zu binden und der handelnden wie der Rechtsverwaltung Schranken aufzuerlegen oder bestimmte Ziele zuzuweisen. Wer sich für die Frage interessirt, möge beispielsweise die Ausführungen des liberalen Staatsrechtslehrers Robert von Mohl in seiner Encyklopädie (2. Auflage 1872, § 29 S. 209 und 216) und in seinem Reichsstaatsrecht (1873, S. 85 ff.) nachlesen.

Also, das Besondre bei uns im Reichsland ist nicht, daß ein Staatsnotrecht besteht, sondern daß es gesetzlich formulirt worden ist. Wie sich daraus die eigentümliche Benennung erklärt, so sprachen dafür naheliegende Gründe: in dem geordneten Leben der andern deutschen Länder konnte man das Staatsnotrecht fortschlummern lassen, in dem neuerworbnen Lande mußte man seinen Inhalt unzweideutig festsetzen und so verkünden, daß er zugleich als Mahnung und Warnung wirkte. Dazu empfahl sich die Form des Gesetzes. Zu dieser Form griff man dann auch für das ganze Reich, als die Attentate von Hödel, von Nobiling und am Niederwald klar machten, wie sich Theorie in Praxis

Digitized by Google

umsetzt, wie die Folgerungen aussehen, die von verdorbnen oder rohen Gemütern aus sozialdemokratischen oder anarchistischen Lehren für das eigne Handeln gezogen werden. Die einzelnen Befugnisse, die durch das Sozialistengesetz für das ganze Reichsgebiet festgesetzt wurden, fallen fast vollständig mit denen zusammen, die für das Reichsland aus dem Diktaturparagraphen abzuleiten sind, aber darin unterscheiden sich das Sozialistengesetz und der Diktaturparagraph, daß dieser den Grundgedanken in einer Regel zusammenfaßt und nur wenige Anwendungsfälle hervorhebt, während das Sozialistengesetz nur Anwendungsfälle giebt und keine allgemeine Regel aufstellt, nicht einmal als Schluß- oder Generalklausel. Das Sozialistengesetz ist eine kasuistische, der Diktaturparagraph eine prinzipielle Sanktion des Staatsnotrechts.

Auch sachlich wichtig hat sich der Unterschied erwiesen, die Kasuistik hat den Fall des Sozialistengesetzes wenigstens erleichtert. Weil es aus lauter Einzelheiten bestand, war der Zusammenhang aus ihm selbst nicht zu ersehen. Mit der Zeit mußte der Zusammenhang der nicht tiefer eindringenden Betrachtung immer unverständlicher werden, den meisten mußten diese mannichfaltigen Beschränkungen der Preßfreiheit und des Vereins- und Versammlungsrechts, die für den Zweck des Gesetzes nur Mittel waren, je länger je mehr als dessen eigentlicher und unmittelbarer Zweck erscheinen. Als Zweck erweckten sie um so größern Anstoß, als sie nur eine Partei trafen. So verstärkte schon der Zeitablauf die grundsätzliche Opposition, während die grundsätzliche Zustimmung in dem Gegenstande des Streits, im Gesetz, keinen jedermann verständlichen Anhalt fand, dessen wirkliche Absicht außer Frage zu stellen. Jetzt, wo wir wieder in einer ähnlichen Notlage sind, und die Leitung ebenso ratlos ist wie die Parteien, ist es wohl angebracht, das Wesentliche der damaligen Vorgänge ins Gedächtnis zurückzurufen.

Als das Sozialistengesetz erlassen wurde, war die revolutionäre Gefahr nicht erst im Anzuge, sie war schon da, hatte sich in den Attentaten zu den schwersten Verbrechen gesteigert und hatte in der Presse, in Vereinen und Versammlungen eine gesinnungsverwandte Organisation erhalten; Abzweigungen davon waren über alle Industriebezirke Deutschlands verbreitet und standen untereinander in fester, einheitlich geleiteter Verbindung. Dem entsprechend mußten die Gegenmaßregeln zahlreich sein, es war nicht möglich, sie auf wenige Personen und Orte zu beschränken. Bei der Fülle der Aufgaben konnten Fehler nicht ausbleiben: die obern Stellen gingen nicht selten zu weit, so wurden z. B. sozialistische Druckschriften von geistigem Gehalt verboten, die schon wegen ihres großen Umfangs gar nicht revolutionär wirken konnten; bei den untern Stellen, die häufig mitwirken mußten, gesellten sich zu ungenügendem Verständnis und ungeregeltem Eifer zuweilen ungleiche Behandlung, Chikanen und Willkür, die Regierung fand fast nur laue oder kritiklos lärmende Zustimmung, die Sozialdemokratie dagegen fand wirkliche Bundesgenossen, eifrige und ge-

Digitized by Google

schlossen arbeitende. Auch büreaukratische Vertuschung hat ihr geholfen, die, wie es scheint, nicht einmal das Spitzeltum niederzuhalten vermochte. Die besten Dienste leistete doch der sozialdemokratischen Sache unser französisch gefärbter Freiheitsbegriff, der jeden Augenblick nach der Polizei ruft, aber immer gegen sie Partei nimmt, den Regen herabfleht, aber schilt, wenn er naß macht. Der Erfolg, daß neue Attentate nicht vorkamen, wurde nicht dem Sozialistengesetz, sondern der „Disziplin" der Sozialdemokratie zugeschrieben. Die so schlossen, bedachten nicht, daß dann auch die nicht zu leugnenden frühern Attentate der Sozialdemokratie aufs Schuldkonto zu setzen seien; sie hätten noch schlimmere Verstöße gegen die Folgerichtigkeit begehen können, denn alle Erwägungen wurden im weitern Verlauf der Entwicklung durch eine Thatsache überflügelt: die Sozialdemokratie, die immerhin ein Ideal hat, wenn auch ein falsches und gefährliches, hatte ihre Anhänger mit Begeisterung, Opfermut und Ausdauer erfüllt und gewann dadurch immer weitere Wahlsiege. Für die andern Parteien waren das ebensoviele Niederlagen, es wurde ihnen um den Hauptzweck ihres Daseins, um ihre parlamentarische Machtstellung bange, und selbst die erst widerstrebenden wurden immer mehr geneigt, das unpopuläre Gesetz preiszugeben; ist doch auch nach dem konstitutionellen Katechismus nur die Regierung, nicht die „Volksvertretung" dazu berufen, für Ordnung und öffentliche Sicherheit zu sorgen. Schließlich wurde der Gemeinplatz, daß geistige Kämpfe nur mit geistigen Waffen zu führen sind, zum Stichwort, eine Erneuerung des Gesetzes war nicht mehr zu erreichen. Zur Niederlage trug im letzten Augenblick noch bei, daß die Frage des internationalen Arbeiterschutzes die Kräfte spaltete, die für die weitere Bewilligung des Gesetzes zur Verfügung geblieben waren. Man kann annehmen, daß diese Kräfte, vereinigt, Aussicht gehabt hätten, eine allgemeine Ermächtigung, wie sie der reichsländische Diktaturparagraph enthält, aus dem Schiffbruch zu retten, wenn sie auch durch einige Beschränkungen abgeschwächt worden wäre. Diese allgemeine Ermächtigung, gleich in die erste Vorlage aufgenommen, als Hilfsbestimmung und zur Klärung des leitenden Gedankens, hätte diesen wohl niemals so vollständig überwuchern und verkümmern lassen.

Seit dem Fall des Sozialistengesetzes ist das Staatsnotrecht für das innere Staatsleben wieder geworden, was es vorher war: eine nur wenigen bekannte, wenn auch rechtlich feststehende Vernunftwahrheit. Dieser Lebensfaden reißt ja nie ganz und nie für immer ab, aber dem Handeln giebt er nur einen schwachen Halt. Es wäre kein Rechtsbruch, kein Staatsstreich, wenn ein kühner Staatsmann darnach griffe und daraus gegen die Revolution, sei sie sozialdemokratischen oder sonstigen Ursprungs, umfassende und nachdrückliche Vollmachten ableitete und anwendete, aber von den meisten würde es doch als Rechtsbruch empfunden werden, was politisch fast ebenso schlimm ist wie der Rechtsbruch selber. Noch schlimmer ist, daß die rettende That zwar zunächst

Digitized by Google

die Ordnung wiederherstellen, aber zugleich die Sozialreform begraben würde, von der die dauernde Erhaltung des sozialen Friedens und unsrer Volkskraft abhängt. Alleiniger Erbe des positiven Niederschlags wäre der Kapitalismus mit seinem Wüstenhauch.

In Elsaß-Lothringen ist der Diktaturparagraph in Kraft geblieben, seine Geltung war ja vom Sozialistengesetz unabhängig und ältern Datums. Er besteht jetzt fünfundzwanzig Jahre. Während dieses langen Zeitraums ist er so selten angewendet worden, daß es jedem auffallen muß, der die Menge des Zündstoffs in einem neu erworbnen Lande bedenkt; besonders hervorzuheben ist, daß er immer nur einzelne Personen oder Unternehmungen, nie ganze Orte oder Bezirke getroffen hat. Der Diktaturparagraph hat seine Dienste ohne Soldaten geleistet, ohne Belagerungszustand, ohne Zwangseinquartierungen und Kriegsgerichte, ohne Kaltstellung des rücksichtsvollen Kreisdirektors durch den rücksichtslosen Offizier, ohne irgendwelche Belästigung des friedfertigen Bürgers. Diesem, mag er auch französisch oder sozialistisch gesinnt sein, thut der Diktaturparagraph nicht mehr weh als dem eifrigsten Anhänger der deutschen Sache und als dem, der soziale Nöte ganz leugnet; für den Friedfertigen ist er dasselbe wie der Strafgesetzbuchsparagraph, der auf den Mord Todesstrafe setzt: eine Drohung, die nur Schuldige trifft. Wir leben im Reichslande ebenso frei wie in irgend einem andern Teile Deutschlands. Was die Presse anlangt, so ist sogar für den Geschmack derer gesorgt, die nur die Überschreitung des Maßes Freiheit nennen: die Sprache eines großen Teils der reichsländischen Presse ist geradezu zügellos, Tag für Tag. Aber allerdings die öffentliche Sicherheit ist beschützt, gegen den, der ihr gefährlich wird, sind Waffen vorhanden, z. B. gegen den, der den „Geisteskampf" auf die Straße trägt oder in Volksversammlungen hetzt. Diese Waffen sind ja nicht auf den Diktaturparagraphen beschränkt, auch Rüstzeug aus der französischen Vergangenheit ist darunter; die für die Volksempfindung unheimlichste Macht hat doch der Diktaturparagraph. Dieser Empfindung namentlich ist es zu danken, daß grobe Ausschreitungen immer vereinzelt geblieben sind. So hat sich denn der Diktaturparagraph in der That als eine Schutzwehr ordnungsmäßiger Freiheit erwiesen, er ist ein Vorzug, den Elsaß-Lothringen vor den andern deutschen Ländern hat. Einerseits wirkt die Ungemessenheit seiner Vollmachten Furcht erregend, sie „schreckt die Bösen," andrerseits ist Mißbrauch dadurch verhütet, daß die Vollmachten in die Hände des stellvertretenden Staatsoberhaupts gelegt sind. Der Statthalter steht viel zu hoch, als daß er anders als bei bedeutenden Anlässen eingreifen könnte, ein häufiger oder kleinlicher Gebrauch des ihm verliehenen Schwertes verbietet sich von selbst; so scharf es ist, es müßte schartig werden, wenn er damit das kleine Unkraut mähen wollte. Subalterne Handhabung mit ihren Gefahren ist ganz ausgeschlossen.

Trotzdem ist der Diktaturparagraph Gegenstand lebhafter Angriffe ge-



Digitized by Google

worden. Sie steigern sich von Jahr zu Jahr und gewinnen immer mehr an Boden; auch unter uns Altdeutschen zählt er nur wenige überzeugte Anhänger. Er müßte fallen, wenn das, was als „Volksstimme“ laut wird, Gottesstimme wäre. In Wirklichkeit handelt sichs jedoch um eine künstliche Strömung der Geister, die durch lärmende Agitation aufgebauscht wird: die Bekämpfung ist Modesache geworden, wer nicht mitthut, wird verketzert und niedergeschrieen, aber am sittlichen Ernst fehlt es ganz, und auch in die Tiefen des Volkslebens dringt der Gegensatz nicht, abgesehen von den protestlerischen und sozialrevolutionären Schichten. Andrerseits hat sich der Reichstag zweimal für Aufhebung ausgesprochen; Anträge auf Wiederholung dieser Beschlüsse werden nicht ausbleiben. Dadurch wird der Diktaturparagraph wirklich gefährdet, es erhalten aber auch die Gründe und die Kampfweise seiner Gegner erhöhtes Interesse. Außerdem greifen noch wichtige, wenn auch wenig bekannte oder fast nur in falschem Licht dargestellte Verhältnisse unsers Landes ein. Endlich fordern sowohl die Ähnlichkeiten mit der gegen das Sozialistengesetz gerichteten Bewegung als die Abweichungen davon zu ausführlicher Besprechung auf.

Am häufigsten führt man an, der Diktaturparagraph sei gar nicht nötig, denn die Fügsamkeit und die Ruheliebe unsrer Bevölkerung bürgten für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung. Die genannten Eigenschaften sind in der That als Volkseigenschaften vorhanden und fallen jedem auf, der in unser Land kommt. Mancher, der schon lange darin weilt, dringt nicht tiefer ein, nicht unter die Oberfläche. Aber keine Regel schließt Ausnahmen aus, diese Volkseigenschaften sind mehr leidender als thätiger Natur und machen die Bevölkerung gegen Ausschreitende eher schwach als stark, und an Anlaß zu Ausschreitungen fehlt es doch in keinem eroberten Lande. Wie schon die schnelle Zunahme der Sozialdemokratie zeigt, sind auch die Fügsamkeit und die Ruheliebe nicht im Wachsen; unsre ganze Art hilft weder in Worten noch Werken dazu, den Grundstock zu vermehren. Zur französischen Zeit hat das die Präfektenenergie gethan, und sie thut es in Frankreich bei dem größten Teile der Bevölkerung noch jetzt, weil sich diese Energie unter allen Formen des Regiments immer gleich bleibt und darum das Duckdich in stets frischer Übung erhält. Wir dagegen mit unsrer zagenden und zögernden Weise, die für unsre Herrschaft über Elsaß-Lothringen fortwährend um Verzeihung zu bitten scheint, wir ermutigen gerade zum Widerstand. Das zeigt sich im kleinen wie im großen, man beobachte zum Beispiel, wie bei einem Straßenunfug die Menge fast ausnahmslos gegen die Polizei eifert und Partei nimmt. Dergleichen beruht ja noch auf andern Gründen, und die Polizei ist ja nicht immer im Recht, aber nach dem Duckdich sieht dieses Verhalten nicht aus, auch nicht nach den bessern Formen von Fügsamkeit und Ruheliebe. Und dann, selbst in ihren besten Formen sind die vielgerühmten Eigenschaften etwas ganz andres als Gesetzesliebe, als wahre Gesetzesehrfurcht, denn diese rühren

Digitized by Google

von innerer Erhebung des Menschen her, während jene bestenfalls aus Gewöhnung oder aus Abneigung gegen Störungen des Erwerbs, nicht selten geradezu aus Angst entspringen, jedenfalls schwache und leicht versagende Stützen sind. Von Gesetzesliebe nun und von der Ehrfurcht vor dem Gesetz nimmt man in unserm Lande nichts wahr. Meinesteils habe ich im Laufe einer Amtsthätigkeit, die mich mehr als vierzehn Jahre mit der Bevölkerung in unmittelbare Berührung gebracht hat, unsre neuen Landsleute liebgewonnen, und ich schätze an ihnen vieles, aber vom ersten bis zum letzten Tage, fast bei allen und überall habe ich den Drang nach ungesetzlicher Bevorzugung wahrgenommen, weit mehr als in Altdeutschland. Jeder hat das Gesetz im Munde, aber keiner im Herzen; für andre mag es gelten, selber will man wenigstens drum herumkommen dürfen. Bei der Volksschmeichelei, die in Presse und Parlament getrieben wird, dringen solche Beobachtungen sehr schwer in die Öffentlichkeit, aber wie oft sind mir im Gespräch mit ernsten Männern meine Beobachtungen bestätigt worden! Mit herben Zusätzen, die ich verschweigen möchte.

Die Fügsamkeit insbesondre steht nicht nur den Trägern des Staatsbefehls, sondern auch denen zu Diensten, die sonst mächtig sind, durch Reichtum z. B. und gesellschaftlichen Einfluß. Für politische Zwecke ist uns von diesen Konkurrenten, den Notabeln, die Verfügung über die Fügsamkeit der Bevölkerung schon entrissen worden. Wir haben das Ungeschick begangen, unsre Konkurrenten zu stärken, die Notabeln noch notabler zu machen. Ihren Einfluß schöpfen sie noch aus weitern, uns unzugänglichen Quellen. Die Erinnerungen, das Gebiet der Volksphantasie, der weitaus größere Teil des Tagesgetriebes sind und bleiben denen von uns, die etwas gelten oder zu Worte kommen, fremd; unsre Gegner leben davon und mitten darin. Meint man, sie würden bei der Fortsetzung des Wettlaufs vor der Staatsautorität Halt machen? Man beachte doch den von Gift und Haß erfüllten Ton der meisten Blätter, die den katholischen Namen mißbrauchen. Sie werden meist von Geistlichen geleitet, also von Dienern der notabelsten unter den sozialen Mächten. Glaubt man, daß die Funken, die von diesen Friedensträgern angeschlagen werden, erlöschen, wenn sie in den Kreis der Leser dringen? Ist es nicht viel mehr so, daß sie sich verstärken und nur auf den Augenblick warten, zur Flamme aufzulodern? Wenn in den obern Schichten rücksichtslose Leidenschaft ihr Wesen treibt, so wird sie beim Durchsickern nach unten nicht etwa filtrirt, nicht gereinigt und geläutert, sondern es setzt sich immer mehr Schlamm an, und der Ausbruch wird immer schwerer zu meistern.

Diese Folgen mögen sich die geistlichen Herren nicht gestehen. Nicht ihretwegen, sondern aus andern Gründen machen sie mobil: vor allem um noch mehr Herrschaft von unsrer Schwäche zu erlangen, als sie ihnen schon jetzt in überreichlichem Maße gewährt, aber auch um der Abneigung, die der größte Teil der reichsländischen Geistlichkeit gegen alles Deutsche hegt, Luft zu

Digitized by Google

machen. Die Neigung, Unruhen zu erregen, liegt den Herren fern, sie würden sogar vor dieser Folge erschrecken und die obrigkeitliche Hilfe dagegen anrufen. Aber, um das Treiben nochmals kurz zu bezeichnen, es ist die Geschichte vom Zauberlehrling, die Gefahren werden heraufbeschworen, ohne die Kraft, sie wieder zu dämmen. Wenn unsre Staatsleitung nicht den Willen oder nicht die Macht hat, das gefährliche Spiel zu hemmen, so ist es doch Pflicht, die bestehenden Vorkehrungen gegen thätige Ausbrüche zu hüten und zu wahren, sie eher zu vermehren als in ihre Schmälerung zu willigen. Und dann giebts ja noch andre Volksführer, solche, denen der Brand, den sie im Herzen hegen, etwas mehr als ein geistliches oder ungeistliches Spielzeug ist. Endlich, auch um der uns zugeneigten Teile der Bevölkerung willen müssen wir an der Warnung festhalten, die der Diktaturparagraph bildet: sie würden es am schwersten empfinden, wenn wir auch dieses Schwert abgäben. Rache und Einschüchterung treiben ja schon jetzt ihr Wesen, in Form von Geschäftsschädigungen, gesellschaftlichen Verrufserklärungen, Hetzereien in den Familien oder wie sonst, aber sie treten doch gemäßigter und behutsamer auf. Selbst gegen ihren Willen müssen wir unsre Freunde schützen, denn ihr Wille ist nicht frei. Ebenso wenig frei ist die Zunge unsrer Subaltern- und Unterbeamten; sie würden nach Aufhebung des Diktaturparagraphen noch mehr als jetzt von der Kehrseite der gleißenden Versöhnungsparole zu erzählen wissen. Freilich, unsre leitenden Kreise wissen davon nicht viel, denn sie bleiben dem wirklichen Leben fremd und erhalten von dem Januskopf nur die freundliche Hälfte zugekehrt.

Wohin wir auch blicken, überall stellt sich heraus, daß Unfreiheit des Geistes, des Charakters und des Handelns das wahre Gesicht dessen ist, was man als Ruheliebe und Fügsamkeit anpreist und ausnutzt. So etwas ist ja nicht ohne Wert, denn es verhütet manche Gesetzesverletzung, aber „in den Willen" nimmt es das Gesetz nicht auf und macht darum dessen „strenge Fessel" nicht entbehrlich. Für deren Beseitigung ist denn auch in neuerer Zeit ein zweiter Grund ausfindig gemacht worden: die question de dignité. In keinem andern deutschen Staate bestehe ein ähnliches Gesetz, deshalb sei Elsaß-Lothringen in einem unwürdigen Ausnahmezustande, die Elsaß-Lothringer fühlten sich als Deutsche zweiter Klasse, die Abschaffung sei für sie Ehrensache. So hat es noch dieser Tage Herr Dr. Höffel im Landesausschuß ausgedrückt.

Herr Dr. Höffel hat, im Gegensatz zu den Herren Winterer, Colbus, Preis und Genossen, Anspruch darauf, ernst genommen zu werden, wenn er vom deutschen Standpunkt aus argumentirt, allein seine Prämissen und seine Folgerungen sind gleichermaßen hinfällig. Es ist ja richtig, daß es nur im Reichslande so etwas wie den Diktaturparagraphen giebt, aber er ist nur eine gesetzliche Formulirung des auch im Reich und in den Einzelstaaten bestehenden Staatsnotrechts. Zweifellos hat ferner, wer gegen die Formulirung oder gegen

Digitized by Google

das Notrecht überhaupt ist, das Recht, politisch dagegen anzukämpfen, aber mit Ehre und Würde hat das nichts zu thun, weder mit der persönlichen noch mit der eines ganzen Landes. Es müßte denn jemand Ehre und Würde darin suchen, sich mit denen, die den Vollmachten des Staatsnotrechs gegenüber ein böses Gewissen haben, auf gleichen Fuß zu stellen. Davon ist Herr Dr. Höffel weit entfernt, er ist durchaus loyal. Es liegt also eine Begriffsverwechslung und falsche Empfindlichkeit vor, zugleich allerdings, da sie auf viele Gemüter wirkt, das, was Fürst Bismarck ein politisches Imponderabile nennt. Dagegen ist das nur eine Phrase, was Herr Dr. Höffel von einem Deutschtum zweiter Klasse spricht. Wenn das Gefühl davon irgendwo besteht, so ist es ganz vereinzelt, denn die meisten „Einheimischen" fühlen sich gar nicht als Deutsche. Nie fällt es ihnen ein, sich als Deutsche anzusehen oder zu geben, sie sprechen sehr viel von Deutschen oder „Schwoben," aber wie von einem fremden Volk. Außer den Bewohnern der andern Einzelstaaten bezeichnen sie uns, die Eingewanderten, so, und zwar in allen Generationen; sich selbst und die Ihrigen kennen und bezeichnen sie nur als Elsässer oder Lothringer. Darin steht es noch ebenso wie am ersten Tage der Einverleibung, und das geschieht nicht etwa bloß gewohnheitsmäßig, sondern mit vollem Bewußtsein und zur Festhaltung des Gegensatzes. Darin liegt ja kein Protest gegen die Einverleibung mehr, die Franzosenzeit ist für die Gemüter der großen Mehrheit vorbei, aber ganz bestimmt und unzweideutig weisen die Leute dadurch die deutsche Volksgemeinschaft zurück. Es giebt hierzulande keine politische Thatsache, die fester stünde als diese, jeden Tag wird sie durch die Erfahrung bestätigt, auch der Büreaukratie kann sie nicht unbekannt geblieben sein. Herr Dr. Höffel muß die Thatsache gleichfalls kennen, aber, durch eine Luftspiegelung gleichsam, sieht er die Zukunft, auf die er hofft, als gegenwärtig und möchte sie gern von allem, was er für eine Trübung hält, befreit sehen. Das entspringt ja freundlicher Gesinnung, aber diskontiren läßt sich eine so nebelhafte Zukunft nicht; wir dürfen uns sogar auf nichts einlassen, was die Neigung befördert, die Zugehörigkeit zu Deutschland nur dann hervorzukehren, wenn man etwas haben will. Dann entdecken nämlich sogar die vorhin genannten Gegner unsrer Sache, daß sie Deutsche sind, ja es wird bei ihnen und bei ihrer Presse geradezu Mode, in diesem Fall darauf zu pochen. Gegen die greifbare Unehrlichkeit und Gefährlichkeit dieses Spiels sollten Herr Dr. Höffel und seine Gesinnungsgenossen mitrüsten und sich auf das Unberechtigte ihrer Empfindlichkeit besinnen.

Statt dieses Verhaltens, das wir befugt sind von unsern Freunden zu erwarten, kommt es nicht selten vor, daß sie in die Übertreibungen einstimmen, die dem Diktaturparagraphen von unsern Feinden nachgesagt werden. Die Leser kennen ihn und werden deshalb darüber lächeln, daß Herr Winterer ihn noch vor wenigen Tagen für ein Monstrum erklärt und sich voriges Jahr zu

Digitized by Google

der Behauptung verstiegen hat, in Elsaß-Lothringen könne sich niemand ohne Furcht davor zu Bett legen. Im Reichslande dagegen wird dergleichen von der „öffentlichen Meinung“ sehr ernst genommen und in allen Tonarten ausgesponnen; der Wortlaut ist ja so gut wie unbekannt und wird von den Gegnern ebenso sorgfältig verschwiegen wie die Garantie, daß nur der Statthalter zur Handhabung berufen ist, und wie der unbequeme Umstand, daß zur französischen Zeit in den mesures de haute police etwas ebenso beunruhigendes in der Regierungsgewalt lag.

Sehr schwächlich ist die Haltung unsrer Regierung. Sie hat, um Ausdrücke einer frühern Erörterung zu wiederholen, das Lied vom ungemeinen Gesetzessinn so lange mitgesungen, im Lande und in Berlin, daß es ihr jetzt schwer fällt, die Falschheit der Melodie geltend zu machen. Die Einmischung von Ehre und Würde des Landes in eine Frage, die damit gar nichts zu thun hat, zurückzuweisen, ist sie auch dadurch verhindert, daß diese volltönenden Worte jetzt vornehmlich von den Anhängern der Regierung gegen den Diktaturparagraphen ins Feld geführt werden. Diesen gar aus dem Staatsnotrecht zu rechtfertigen, würde in den Verdacht schlimmster Reaktion bringen. So beschränkt sich denn die Regierung auf eine matte Defensive und ist froh, wenn sie auf das leidige Thema nicht einzugehen braucht. Fügt es sich so, daß sie nicht ausweichen kann, wie z. B. am Schluß der vorjährigen Tagung, so erntet sie zwar oratorische Lorbeeren, aber nicht durch wirkliche und darum nachwirkende Wärme für die Sache, sondern durch ihre Überlegenheit in der parlamentarischen Debattirkunst. Das sind schnell verrauschende Erfolge, denn nicht auf der Parlamentsbühne selbst, sondern hinter den Kulissen spielen sich die entscheidenden Vorgänge ab, in Elsaß-Lothringen noch mehr als anderwärts. Da nun steht alles so, daß die Einflüsse gegen den Diktaturparagraphen stetig fortwirken und an Kraft gewinnen. Auch im Reichstage, möchte ich meinen, hat der Eindruck, daß es sich für die Regierung nur um eine mit halbem Herzen behauptete Stellung handle, zur Annahme der dagegen gerichteten Anträge beigetragen, und durch diese Halbheit wächst fortwährend die Gefahr, daß der Diktaturparagraph zur politischen Ware werde. Darin und in der Übermacht der Phrase zeigt der Verlauf des Kampfes große Ähnlichkeit mit dem, der zu dem Fall des Sozialistengesetzes geführt hat. Es ist doch auch nichts zufälliges, daß die Anträge auf Aufhebung im Reichstage nicht bloß von den elsaß-lothringischen Separatisten, sondern auch von den Sozialdemokraten gestellt worden sind.

Eine Wendung in dieser Entwicklung ist nur davon zu erwarten, daß die Offensive ergriffen wird. Im Lande selbst wird das nicht leicht sein: nachdem wir die ganze Zeit heraus den Leuten zu viel und aus uns zu wenig gemacht haben, kann nur mit weitern Zugeständnissen gearbeitet oder es muß hingenommen werden, daß der bisher nur selten gelüftete Schleier, der den wahren Stand

Digitized by Google

der Dinge verhüllt, ganz weggezogen wird. Günstiger steht es im Reich, wohin das Kampffeld verlegt worden ist, denn die Reichstagsmehrheit war nur klein und die eines Rumpfparlaments, die verbündeten Regierungen sind nicht durch die Rücksichten gebunden, die die Landesregierung hemmen, und die Reaktion gegen die Bismarckische Politik, jede Form der Revolution zu bekämpfen, ist schon lange im Ebben, Fürst Bismarck erlangt auch darin wieder seinen Einfluß auf die Gemüter. Die Freunde ordnungsmäßiger Freiheit finden also eine sehr starke Strömung für ihre Ziele vor. Sie können und sollten die Kampfziele selbst erweitern und auf das ganze Reich ausdehnen. Aussicht auf Erfolg haben sie um so mehr, als ihnen die Erfahrungen der Vergangenheit, namentlich auch die in Elsaß-Lothringen, ein fertiges Programm gewähren.

Den festen und dauernden Bestand des Programms bildet der Diktaturparagraph, dessen Handhabung den höchsten Reichs- und Landesbehörden zufiele. Vorübergehend sind daneben noch besondere Vollmachten notwendig, bei deren Ausübung auch weniger hochgestellte Behörden mitzuwirken haben. Sie können nach dem Muster des Sozialistengesetzes festgestellt werden, aber so, daß die Möglichkeit, mit den Anstachlungen revolutionärer Gesinnung auch den wirklichen Geisteskampf zu knebeln, wirksam ausgeschlossen wird. Dazu wird schon die Bezeichnung revolutionär viel thun, statt der mißglückten Definition des Sozialistengesetzes; die richtige Bezeichnung hat auch den Vorzug, daß dadurch alle Revolutionäre, nicht bloß die sozialdemokratischen Bekenntnisses, getroffen werden, und daß der Vorwurf des Parteigesetzes keinen Anhalt findet. Gerechte und unparteiische Ausführung setzt aber vor allem voraus, daß Willkürlichkeiten und persönliche Übergriffe nicht vertuscht, sondern bestraft und verhütet werden. Den außerordentlichen Vollmachten entspricht außerordentliche Verantwortung; der Beamte, der mit diesen Vollmachten Mißbrauch treibt, muß strengerer und schnellerer Ahndung gewärtig sein, als das regelmäßige Disziplinarrecht ermöglicht.

Durch die Verwirklichung dieses Programms wird ja nicht der soziale Streit verschwinden, aber seine revolutionären Wucherungen werden beseitigt werden, und er wird nicht mehr so leicht zur Gefährdung der öffentlichen Sicherheit auswachsen; die Freiheit wird durch das Programm nicht bedroht. Gerade wir Freunde der sozialen Reform sollten uns dazu bekennen und dafür wirken. Jeder hat einen Kreis, dessen natürlicher Vorarbeiter er ist, er bemühe sich darin, die Vorurteile zu zerstreuen und für das Ziel zu werben. Das ist wirkliche politische Arbeit, die auch für die Zukunft säet, und sie ist nicht nur unsre wie aller Bürgerpflicht, wir haben noch weiter zu bedenken, daß ohne Sicherung friedlichen Verlaufs auf keine Reform der sozialen und wirtschaftlichen Mißstände zu rechnen ist. Die Arbeit für das Ordnungsprogramm wird uns auch zu einem sozialen anspornen; auch für dieses bedarf es fester und darum begrenzter Ziele, gangbarer, also erprobter Wege. Außer

Digitized by Google

dem Eigennutz und der Gewohnheit stellt sich unsrer Sache nichts mehr entgegen, als daß jeder Tag für sie nur neue gestaltlose Anregungen gebiert, und daß wir nur immer fordern, ohne der Macht auch etwas zu bieten. Das nimmt Männer, die mit politischen Werten zu rechnen haben, gegen uns ein, unsre Mitwirkung zum Ordnungsprogramm wird sie günstiger stimmen.

# Jenseits der Mainlinie

Von Carl Jentsch

(Schluß)

Als ich bis hierher geschrieben hatte, fiel mir die vorjährige Nr. 49 des Altkatholischen Volksblatts in die Hand, worin ich folgendes las. Im Höhgauer Erzähler hat der Landgerichtsrat Beck in Offenburg (ob das der Weckebeck ist, weiß ich nicht) einen Rückblick auf die altkatholische Bewegung Badens veröffentlicht und darin den Nachweis geführt, daß „der erste Anstoß zu einer altkatholischen Widerstandsbewegung gegen den zunehmenden Ultramontanismus in Baden schon 1865 erfolgt sei.“ Diese Bewegung vor 1870 „war rein politischer Natur. Die Glaubenssätze der römischen Kirche ließ sie auf sich beruhen; diese wurden weder angegriffen noch verteidigt. Das einzige, worum es sich dabei handelte, waren die politischen Machtansprüche des Ultramontanismus; diese suchte man zu vereiteln und für das staatliche Leben des deutschen Volkes unwirksam zu machen. [Baden hat seinen Kulturkampf bekanntlich schon vor 1870 gehabt; den Anlaß gaben, wenn ich mich recht erinnere, die Streitigkeiten über die Besetzung des erledigten erzbischöflichen Stuhles; es wurde um dieselben Gegenstände gestritten wie im spätern preußischen, der eine im größern Maßstabe angelegte Kopie davon war.] Das alles [schreibt der Altkatholische Bote] giebt Herr Beck selbst zu und führt es weitläufig aus. Zugleich erblickt er hierin den großen Vorzug der frühern Bewegung vor der spätern. Denn was geschah? Nach Beendigung des vatikanischen Konzils wurde die Tendenz des badischen Altkatholizismus durch den Einfluß Döllingers geändert. An die Stelle des politischen Altkatholizismus trat ein religiöser, oder wie Herr Beck es ausdrückt, der Kampf gegen die ultramontanen Forderungen im politischen Leben wurde zur Unterströmung, dagegen die gegen die römische Verfälschung des religiösen Glaubens zur Oberströmung, und eben hierin erblickt Herr Beck

Digitized by Google

den Grund für die Thatsache, daß sich der Altkatholizismus nicht in dem Maße ausbreiten konnte, wie man gehofft hatte." Das läßt der Altkatholische Bote nicht gelten, aber meiner Überzeugung nach hat Beck bis zu einem gewissen Punkte Recht. Ob die badischen Liberalen, die sich später Nationalliberale nannten, weiter gekommen sein würden, wenn sie sich auf den politischen Kampf beschränkt hätten, kann man nicht wissen; ich glaube, daß es ihnen auch in diesem Falle nicht gelungen sein würde, weder sich die ganze katholische Kirche Badens zu unterwerfen noch einen bedeutenden Teil der Bevölkerung von ihr loszureißen. Aber wenigstens die Heuchelei wäre den Herren erspart geblieben, zu der sie sich seit 1870 durch die Teilnahme an der altkatholischen Bewegung*) genötigt sahen, und die den Mißerfolg unvermeidlich machte. Die Professoren Döllinger, Huber, Reinkens, Reusch, Weber, Michelis und ihre Freunde waren aufrichtig überzeugt, daß man in Rom neue Dogmen gemacht habe, sie kämpften ehrlich für die Aufrechterhaltung des vorvatikanischen Zustandes, und dann, nachdem sie die Kirchengeschichte mit protestantischen Augen ansehen gelernt und das Menschliche in der Kirche bis in die Apostelzeit verfolgt hatten, für die Wiederherstellung eines seit anderthalb tausend Jahren vergangnen Zustandes und waren also vollauf berechtigt, sich Altkatholiken zu nennen. Durch ihre Schriften und Zeitungsartikel gewannen sie ein Häuflein Anhänger unter den Gläubigen und Frommen für sich, aber zur Gemeindebildung reichte das nicht aus. Da gaben sie der Versuchung nach, die ihnen, namentlich in Baden, dargebotene Hand der liberalen Bürgermeister, Juristen und Professoren anzunehmen, und damit gelang nun freilich eine kleine Kirchengründung, die mir persönlich als materielle und geistige Zuflucht sehr willkommen gewesen, den zweierlei Gründern aber verhängnisvoll geworden ist. Die gläubigen Professoren gerieten durch die Bundesgenossenschaft mit persönlich zwar durchaus achtungswerten, aber teils religiös indifferenten, teils ausgesprochen ungläubigen Männern in eine schiefe Lage, und die Lage, in die sich diese achtungswerten Männer begaben, war noch mehr als bloß schief. Indem sich Herren, die seit Jahren nicht mehr in der Kirche gesehen worden waren, eifrig an Gemeindegründungen beteiligten, die mit der Treue gegen den alten katholischen Glauben gerechtfertigt wurden, erregten sie selbstverständlich im katholischen Lager allgemeine Heiterkeit, und die katholischen Geistlichen bedurften kaum eines andern Mittels, sich die Treue ihrer Herden zu sichern, als des Hinweises auf die Männer, die an die Spitze der neuen Gemeinden traten. Ich bemerke ausdrücklich, daß das nicht für München gilt, wo die Leiter der Gemeinde durchweg religiös gesinnte Männer waren.

*) Den Feldzug, den die badischen Liberalen unter der Anführung der Regierung vor 1870 gegen den Katholizismus unternommen haben, schon als altkatholische Bewegung zu bezeichnen, hat keinen Sinn.



Digitized by Google

Nicht wenige von den Führern mögen das sehr bald erkannt haben, aber es auch zu bekennen, daran hinderte sie eine falsche Scham; niemand gesteht gern ein, daß er im öffentlichen Leben eine unglückliche Rolle übernommen hat; lieber sucht man sie bis zu Ende durchzuführen, wenns nicht anders geht, in der Pose des tragischen Helden. In Offenburg sprach es ein hochangesehener und vortrefflicher Mann in einer Versammlung offen aus: Wir haben eine Thorheit begangen, wir hätten protestantisch werden sollen! Ich widersprach ihm, weil ich mich für meine Person zum Übertritt nicht hätte entschließen können. Übrigens haben einige von den liberalen Führern das religiöse Interesse, das ihnen anfangs abging, nach und nach gewonnen. Bis zum Ausbruch des französischen Krieges war einige Monate hindurch die Allgemeine Zeitung mit ihren Janus- und Quirinusartikeln das begehrteste Blatt, und alle großen Zeitungen druckten sie nach, wie sie dann bald darauf die Grenzboten nachgedruckt haben. Und wie im vierten Jahrhundert die Marktweiber von Alexandrien über homo- und homoiusios gestritten hatten, so erörterten jetzt die Stammtischgäste den Primat des römischen Bischofs, und die Parlamente verwandelten sich in Konzilien. Dann kamen die Agitationsreisen der Theologieprofessoren, die Gemeindegründungen, und nachdem die Gründer schon eine Menge theologische Vorträge angehört hatten, mußten sie nun Schande halber auch manchmal in die Kirche gehen und Predigten anhören. Wenn nun nach den Professoren ein Geistlicher kam, der eine genießbare Predigt zustande brachte, so fanden die Herren, daß Religion und Gottesdienst keine so ganz unvernünftigen und widerwärtigen Dinge seien, als sie sich vorgestellt hatten, und einige von ihnen fanden sogar Geschmack daran und hielten nicht bloß Schande halber aus. Andre freilich sparten grundsätzlich mit dem Kirchenbesuch, auch wenn sie den Geistlichen gern hörten, denn, sagte mir einmal ein lieber Freund: Betbrüder sind wir nun einmal nicht. Ich bins auch nicht, aber Kirchenreformatoren müssens sein; denn nur Menschen, die der religiöse Geist treibt, können die Kirche reformiren oder Kirchen gründen, und das Leben solcher Menschen ist ein immerwährendes Gebet. Darum sagte ich einmal bei einer besondern Veranlassung, wo die Kirche ziemlich voll war, meinen Zuhörern und guten Freunden: Wenn ihr — ich hätte sagen sollen: wenn wir — die Kirche reformiren wollt, so ist das gerade so, wie wenn eine Gesellschaft von Stocktauben die Musik reformiren wollte.

Auch bei diesen aufgeklärten Herren zeigte sich die merkwürdige Erscheinung, die ziemlich allgemein wahrgenommen wird — nur unsre deutschen Sozialdemokraten halten darin anders —, daß sie um die religiöse Erziehung ihrer Kinder sehr besorgt waren. Es machte einen merkwürdigen Eindruck auf mich, als ich einen berühmten Politiker darüber klagen hörte, daß die altkatholischen Religionsschüler so wenig zu lernen aufbekämen, denn über die Meinung, daß die Religion aus biblischem oder theologischem Lehrstoff bestehe und ein-

Digitized by Google

getrichtert werden könne, war ich doch schon in meiner römisch-katholischen Zeit ziemlich weit hinausgewesen. Aber es sollte noch schöner kommen. In einer Kirchenvorstandssitzung — das ist nicht in Offenburg geschehen — wurde ich von einem Mitgliede zur Rede gestellt, warum ich keinen ordentlichen Beichtunterricht erteilte; „die Bube jammere: wie soll das werde, 's isch bald Oschtere, und wir könne noch nit beichte, wir könne nit beichte." Ich war mir bewußt, mich im Beicht- und Kommunionunterricht rechtschaffen bemüht zu haben, um den Schülern Sinn und Bedeutung der heiligen Handlungen klar zu machen und ihre Herzen für eine würdige und fruchtreiche Begehung der Feier vorzubereiten, und so erklärte ich denn, wenn die Bengel und Bälger etwa kämen, mir ein Geschenk zu überreichen — das war mir angekündigt worden —, so würde ich sie rausschmeißen. Ein paar Tage darauf suchte man mich zu begütigen. Der Irrtum habe sich aufgeklärt. Mein Vorgänger habe immer schon lange vor Ostern den Marsch zum Altar einexerziert, und das sei diesmal noch nicht geschehen; nur dieses hätten die Kinder gemeint. Nun habe ich auch immer darauf gehalten, daß in der Kirche alles hübsch ordentlich zugehe, und habe namentlich die Ministranten tüchtig einexerziert, aber für den Gang zum Abendmahl ist doch keine besondre Einübung erforderlich; es genügt, wenn man den Kindern sagte, in welcher Ordnung sie kommen und wo sie Platz nehmen sollen. Die so schmerzlich vermißte Einübung übernahm dann der Küster, und das Ergebnis war ein lächerlich aussehender und darum die Andacht störender Gänsemarsch. Gerade bei der ersten Kommunion war ich immer bemüht gewesen, störende Äußerlichkeiten fernzuhalten. So hatte ich einmal in Liegnitz den Knaben gesagt: Ihr seid alle arme Jungen und an Glaceehandschuhe nicht gewöhnt; zur ersten Kommunion bekommt ihr die ersten, aber zieht sie lieber nicht an, denn das ungewohnte Zeug an der Hand würde eure Aufmerksamkeit vom Gebet abziehen. Und siehe da, kein einziger trug Handschuhe; aber zum Nachmittagsgottesdienst erschienen sie alle behandschuht, um zu zeigen, daß sie welche hätten. Von dem vielen Wunderlichen, was sich in der Wirrnis dieses Kirchenstreits ereignete, will ich nur noch eins erwähnen. Ehe die Offenburger Altkatholiken einen Geistlichen bekamen, hatte ein Arzt, ein hochgebildeter Mann von anerkannt ehrenwertem Charakter, beantragt, seine Söhne vom Religionsunterricht zu entbinden, und erklärt, er wolle sie selbst in der Religion unterrichten, aber „Großherzogliches Ministerium" ging nicht darauf ein; dieselbe Regierung, die den römischen Katholizismus leidenschaftlich bekämpfte, zwang den Mann, seine Söhne in den römisch-katholischen Religionsunterricht zu schicken. Aufrichtige Altkatholikinnen waren die Frauen. Manche von ihnen waren fromm, und es hatte sie einen schweren Kampf gekostet, ihren Männern zu folgen; die übrigen nahmen die Sache wenigstens sehr ernst als eine Angelegenheit des Gewissens und der Überzeugung, und es empörte sie, wenn der eine oder der andre von den Männern

Digitized by Google

aus irdischen Rücksichten abfiel. Einer der Führer, der Rektor einer höhern Schule, bewarb sich nach dem Tode seiner ersten Frau um die Tochter eines streng katholischen Mannes und versprach römisch-katholische Trauung und Kindererziehung. Da erregten die altkatholischen Frauen einen solchen Sturm der Entrüstung gegen ihn, daß er genötigt war, nun seine Versetzung einzukommen.

Was man in der Jugend begehrt, das hat man im Alter die Fülle. Die sechs Liegnitzer Jahre abgerechnet, wo der größte Teil meiner Zeit von Amtsgeschäften in Anspruch genommen worden war, hatte ich mich immer über zu wenig Arbeit zu beklagen gehabt. In dieser Beziehung bin ich nun von meinem zweiundvierzigsten Lebensjahre ab leidlich zufrieden gestellt worden. In Offenburg war die Arbeit noch mäßig. Ich hatte nur vierzehn bis sechzehn Religionsstunden die Woche zu geben und etliche Zeitungsartikel zu schreiben. Vorträge hatte ich, außer den Predigten, nur wenige zu halten. Gleich im Anfange brannte ich vor Begierde, durch Agitationsvorträge die Gemeinde zu vergrößern, und es wurde einer veranstaltet. Das Ergebnis war, daß sich zwei Männer in das bereit liegende Verzeichnis der Gemeindemitglieder einschreiben ließen; mehr konntens auch nicht sein, denn außer den Gemeindemitgliedern und diesen beiden, die schon vorher, vielleicht von ihrem Brotherrn, gewonnen worden waren, war niemand erschienen. „Ha ha ha, doas hätt ich Ihna bald sage könne; die nit gleich zu Ahnfang komme sind, die komme jetz erscht net," sagte der ehrliche, phlegmatische Kreisgerichtsrat M., als ich meiner Enttäuschung Ausdruck gab. Zeitungsartikel hatte ich zunächst für das Lokalblatt, den Ortenauer Boten, zu schreiben, und da verwickelte ich mich denn bald in eine Polemik mit dem Dekan Förderer, der den Lahrer Anzeiger herausgab. In der polemischen Hitze entfuhr mir einmal das Wort Lügner. Da belehrte mich denn eine Verurteilung, daß man zwar sagen dürfe: der und der hat die Unwahrheit gesprochen, nicht aber: er ist ein Lügner. Und bei reiflichem Nachdenken habe ich dann gefunden, daß die Herren Juristen in diesem Falle auch vom moralischen Standpunkt aus Recht haben. Denn mitunter eine Unwahrheit zu sagen, ist allgemeines Menschenschicksal, aber darum ist noch nicht jeder, dem es einmal zustößt, ein unwahrhaftiger Mensch. Zwar behaupten der Psalmist und der Apostel Paulus: jeder Mensch ist ein Lügner, aber quod licet Jovi, non licet bovi, und dann meint mans wohl auch anders, wenn man einen im Streit einen Lügner schimpft. Die Strafsumme wurde von einem ungenannten Wohlthäter gedeckt, aber die Kosten beliefen sich beinahe ebenso hoch und waren mir, wenn auch an sich nicht bedeutend, doch empfindlich, weil mein Gehalt von zwölfhundert Gulden, von dem ich auch die Wohnung und die Unterstützung meiner Mutter zu bestreiten hatte, für solche außerordentliche Lustbarkeiten nichts übrig ließ, und so nahm ich mir denn vor, in Zukunft die Worte sorgfältiger abzuwägen, woraus man sehen kann, daß Strafen nicht ganz unnütz sind. Dann schrieb ich fleißig für den

Digitized by Google

Altkatholischen Boten, den der Pfarrer Riecks in Heidelberg herausgab. Riecks sammelte damals auch Mitarbeiter für eine Reihe von Lebensbildern und übertrug mir das eines Offenburgischen Pfarrers Mersy, der im Sinne Wessenbergs gewirkt hatte. Bei der Stoffsammlung für das Schriftchen fand ich die ungünstige Meinung bestätigt, die ich vom kirchlichen Liberalismus der Wessenbergischen Zeit schon vorher gefaßt hatte. Jenen Geistlichen ging das tiefere Verständnis der Religion ab; sie waren trockne und nüchterne Pedanten und schrieben ein herzlich schlechtes Deutsch. In der Bekämpfung des Aberglaubens einiges geleistet zu haben, das dürfte ihr einziges Verdienst sein. Für die Broschüre erhielt ich sechzig Mark. Das war mein drittes Schriftstellerhonorar. In Schönau hatte ich dem Herausgeber einer homiletischen Zeitschrift einige Beiträge geliefert. Als er mir das erste Honorar schickte, es waren fünf Thaler, wirkte das nicht als Sporn, sondern als Scheuche; ich schrieb dem Herausgeber, ich hielte es für Sünde, den faulen Pfarrern die Faulheit zu stärken und auch noch Geld dafür zu nehmen; ich würde nichts mehr schicken. Heute schrecken mich Honorare nicht mehr ab. Dann schickte ich von Liegnitz aus einmal der Schlesischen Zeitung vier Artikel über Schulangelegenheiten, die sie als Feuilleton gebracht hat. Damals, wo es noch keine katholische Presse gab, war die Schlesische Zeitung das Blatt der schlesischen Pfarrer und der zur konservativen Partei haltenden katholischen Bourgeoisie, aber die Mehrzahl ihrer Leser waren doch Protestanten. Demgemäß hielt sie sich in den ersten beiden Monaten des Vierteljahrs stramm protestantisch, im dritten Monat dagegen lenkte sie ins katholikenfreundliche Fahrwasser ein und wurde gegen das Ende immer katholischer; sie soll sich für diesen Zweck einen katholischen Redakteur gehalten haben. Den Lesern hat dieser regelmäßig wiederkehrende Wandel bei allem Ärger immer viel Spaß gemacht. Als mich ein Ereignis, ich weiß nicht mehr welches, zu den Artikeln anregte, ist wahrscheinlich gerade der Vierteljahrsschluß nahe gewesen, sonst hätte ich kaum gewagt, ihr die Sachen zuzumuten. Auch so hielt ich noch eine kleine Kriegslist für notwendig. Da das Dickste erst am Schluß kam, schickte ich nicht alle vier Artikel auf einmal, sondern immer nur einen, und den nächsten erst, wenn der vorhergehende schon erschienen war. Nachdem nun die Zeitung a, b und c gesagt hatte, blieb ihr nichts übrig, als auch vollends d zu sagen. Honorar habe ich dafür nicht erhalten, auch nicht erwartet; ich habe, glaube ich, damals noch gar nicht gewußt, daß man so etwas bezahlt bekommt. Ein paar Jahre später, als ich in Harpersdorf die schon erwähnten zwanzig Mark bekam, wußte ich es schon und spekulirte darauf. Mersy brachte mir also das dritte ein, und dann kamen noch ein paar, vom theologischen Litteraturblatt, das Professor Reusch herausgab, und vom Deutschen Merkur für die Artikel über Augustinus.

Diese Artikel veranlaßten das Münchner Altkatholikenkomitee, mir die Redaktion des Deutschen Merkur anzubieten. Nomineller Redakteur war nach

Digitized by Google

dem Abgange Hirschwälders nach Bern Professor Meßmer, der humoristische Konservator des kunsthistorischen Museums, dessen Thätigkeit für das Blatt, wie er selber sagte, darin bestand, daß er es manchmal las, wenn er gerade Zeit übrig hatte; die Arbeit machte seit zwei Jahren ein Herr, der nicht genannt sein wollte, und der nun abgelöst zu werden wünschte, umsonst. Mir kam das Anerbieten sehr gelegen. Zu den Enttäuschungen gesellte sich der Umstand, daß mir die zunehmende Schwerhörigkeit im Religionsunterricht, bei Krankenbesuchen und im geselligen Verkehr immer hinderlicher wurde. Das Scheußlichste für einen Schwerhörigen sind Sitzungen, besonders wenn der Vorsitzende leise spricht, und man vom Inhalt der zu behandelnden Vorlagen keine Ahnung bekommt; das ist Höllenpein. Dem jovialen Oberbürgermeister von Liegnitz mit seinem Volksrednerbierbaß hatte ich immer jedes Wort verstanden, und auch den Konstanzer später verstand ich so ziemlich, aber dem Vorsitzenden der Schuldeputation in Offenburg — es war nicht der Bürgermeister — verstand ich selten ein Wort, obgleich ich mich immer neben ihn setzte. Und diese Schuldeputation verdarb mirs auch bei den Schülern. Anfänglich ging mit denen alles ganz prächtig. Ich bediente mich des Kunstgriffs, den ich schon als Gymnasiast unserm ebenfalls etwas schwerhörigen Direktor abgelernt hatte: wenn ich die Antwort des Schülers nicht oder nicht vollständig verstanden hatte, sagte ich: gut, und wiederholte die Antwort. Einmal nun, als ich der obern Abteilung der Gymnasiasten vortrug, stand einer auf und sagte etwas, was ich auch nach mehrmaliger lauterer Wiederholung nicht verstand. Die Jungen fingen an zu kichern, endlich öffnete sich die Thür — sie hatten gemeldet, daß es klopfe —, und der Ratsdiener trat ein, den ich wieder nicht verstand: er lud mich zu einer Sitzung ein. Von da ab kannten die Jungen den Grad meiner Taubheit und nutzten natürlich meine Schwäche aus, und da wurde der Unterricht ungemütlich. Der Übergang zur Publizistik war unter diesen Umständen der natürlichste Ausweg, an den ich schon einigemal gedacht hatte. Die Offenburger wollten davon nichts wissen; sie meinten, man brauche ja nur recht streng mit „dene Bube“ zu verfahren, und was dergleichen Redensarten Unfachverständiger mehr sind, aber das machte keinen Eindruck auf mich. So kam es denn zum Abschied, und bei dem gings so großartig und rührend zu, daß ich beinahe weich geworden wäre und den Münchnern abgeschrieben hätte. Sonnabend Abend (es war Anfang Januar 1877) wurde der Abschied gefeiert, Sonntag die Abschiedspredigt gehalten, und dann geleiteten mich die Männer der Gemeinde vollzählig auf den Bahnsteig, wo sie sich in Front aufstellten und mir bei der Abfahrt ein Hoch ausbrachten. Vorher war einer noch einmal an das Wagenfenster herangetreten und hatte gesagt: Wie wärs, wenn Sie wieder ausstiegen und blieben bei uns?

Zunächst fuhr ich nach Heidelberg, denn Riecks hatte mich dringend gebeten, ihn auf der Fahrt nach München zu besuchen. Ich hatte nur einen

Digitized by Google

und einen Zentelgefährten im „Abteil.“ Der ganze war eine tragikomische Gestalt: ein junger Wittwer, der seine Frau beweinte und seinen Säugling — mit welcher Grazie! — trocken legte; er brachte ihn zu den Eltern der Verstorbnen. Wenn ich von Riecks auch kein Honorar bekommen hatte für meine Beiträge, so hatte er mich dafür reichlich mit Lobsprüchen bezahlt; er schrieb mir wiederholt, daß ich der einzige anständige Mensch sei, mit dem er zu thun habe; andre seien so unanständig, daß sie auf seine Briefe gar nicht antworteten. Riecks war unermüdlich thätig und schrieb sich selbst das Verdienst aller Gemeindegründungen im Großherzogtum zu; Michelis, behauptete er, habe gar nichts ausgerichtet und sei ihm nur hinderlich gewesen. Als ich ihm mitteilte, daß ich nach München ginge, war er darüber sehr ungehalten. Was ich in München wolle! Den lahmen Götterboten könne ich von Offenburg aus redigiren, und wolle ich nicht in Offenburg bleiben, so solle ich nach Mannheim, wo er den Altkatholiken demnächst zu einer selbständigen Pfarrei verhelfen werde, als Pfarrer kommen. Die Aufforderung zum Besuche hatte, wie ich im Gespräch bald bemerkte, den Zweck, mich mit Mißtrauen gegen die Herren vom Münchner Komitee zu erfüllen. In der nächsten Nummer des Altkatholischen Boten las ich als Korrespondenz aus Offenburg: J. ist so taub geworden, daß er höchstens noch predigen kann [woraus man schließen mußte, daß ich die Orgel nicht mehr hörte und daher kein Hochamt halten könne]; er ist deshalb nach München übergesiedelt, um dort am Deutschen Merkur zu arbeiten (oder so ähnlich). Intlekofer schrieb mir entrüstet, er habe einen für mich sehr ehrenvollen Bericht eingeschickt, den habe Riecks in den Papierkorb geworfen, Riecks aber beschwerte sich in einem Briefe an mich über die Offenburger, die so unverschämt seien, daß sie ihm Vorschriften darüber machen wollten, was er in sein Blatt aufzunehmen habe. Wie Intlekofers Bericht gelautet haben mag, konnte ich aus dem entnehmen, den er an den Merkur schickte; der war so überschwänglich, daß mir der Anstand verbot, ihn in mein eignes Blatt aufzunehmen, obwohl es nicht als das meine galt, da Meßmer nach wie vor als Redakteur zeichnete. So erfuhr die Welt weiter nichts von mir, als was Riecks in seinen Boten gesetzt hatte, und das konnte mir sehr hinderlich werden, wenn ich es noch einmal mit der Seelsorge versuchen wollte. Das Verhalten des Mannes war mir unverständlich, und als etwas unverständliches ließ ich es auf mein eignes Verhalten keinen Einfluß ausüben. Ich blieb in freundschaftlichem Briefwechsel mit ihm, obwohl er in jeder Nummer seines Boten den Merkur schlecht machte und gegen meine Artikel polemisirte. In den Briefen gab er mir stets Recht, gleichzeitig mit einem solchen Briefe aber schrieb er gewöhnlich einen niederträchtigen Artikel in seinen Boten, worin er das Gegenteil sagte. Erst nach und nach — so dumm war ich damals noch — dämmerte mir der naheliegende Gedanke auf, daß Riecks fürchten möge, der Merkur werde unter meiner Leitung seinem Boten eine gefährliche Konkurrenz

Digitized by Google

machen. Ein Jahr später verbreitete er in badischen Blättern, ich sei um eine schlesische Staatspfarre eingekommen und hätte sie nicht erhalten. Was dieser Lüge zu Grunde lag, soll später mitgeteilt werden. Da konnte ich denn doch nicht mehr daran zweifeln, daß er ein durch und durch illoyaler Mensch sei, und brach den Verkehr mit ihm ab. Sein Blatt wurde mir immer widerwärtiger; in jeder Nummer kamen alte und neue Skandalgeschichten von katholischen Geistlichen. In Konstanz sagte ich einmal: Ich schäme mich jeden Sonntag, auf der Kanzel und am Altare zu erscheinen. Denn Sonnabend Abend lese ich jedesmal im Boten, daß die Pfaffen aller Religionen stets die schlechtesten aller Menschen gewesen sind, ich weiß, daß fast alle Gemeindemitglieder ihn ebenfalls gelesen haben, und die müssen sich doch sagen, wenn alle Pfaffen schlechte Kerle sind, wie käme denn da gerade der unsre dazu, eine Ausnahme zu machen? Als Theologe und Historiker war Riecks in dem engen Gesichtskreise des ältern Rationalismus befangen. Seiner Ansicht nach war jede Religion ein Kunstprodukt ihrer Pfaffen, war das Christentum durch Gewalt und nur durch Gewalt verbreitet worden, war demnach auch die Befreiung des Volks von der Religion eine Aufgabe, die eine Regierung jederzeit mit Leichtigkeit lösen konnte, wenn sie nur wollte. Daß das Volk eigne Neigungen, einen eignen Willen, tief wurzelnde Überzeugungen haben könne, daß seine Liebe und sein Haß, seine Bedürfnisse und seine Bestrebungen weltgeschichtliche Mächte seien, das erkannte er nicht an; das Volk, schrieb er mir einmal, ist nichts als ein Teig, den man kneten muß. Er soll darauf ausgegangen sein, die badischen Gemeinden von Bonn loszureißen und für sich ein eignes Bistum zu stiften. Ob das wahr ist, weiß ich nicht; jedenfalls hat er die Bonner Herren mit Intriguen und öffentlichen groben Angriffen so lange gereizt, bis sie sich endlich genötigt sahen, ihn aus der Altkatholikengemeinschaft auszuschließen. Man vernahm dann, daß er nach Berlin gegangen und evangelisch geworden sei. Ob er eine Pfarrstelle bekommen hat oder von Schriftstellerei lebt, weiß ich nicht. Als ich vor ein paar Jahren den Agrariern hinlänglichen Grund zum Gegenteil von Liebe gegeben hatte, und man anfing zu fragen, was ich denn eigentlich für ein Menschenkind sei, da brachte der Reichsbote einmal einen kurzen Abriß meines Lebenslaufes, der ganz so aussah, als stamme er von Riecks. Das hat mich veranlaßt, ein Bild von ihm zu entwerfen.

In Offenburg habe ich auch Sozialdemokraten kennen gelernt. Es waren ihrer nicht viele, lauter anständige Leute, darunter der Besitzer einer kleinen Maschinenbauanstalt; ich hatte bis dahin noch kein volkswirtschaftliches Buch gelesen und war erstaunt zu finden, wie viel die Leute wußten, und wie verständige Ansichten sie hatten; doch haben sie mich von der Richtigkeit ihrer Grundansicht nicht überzeugt. An Ostern kehrte ich noch einmal nach Offenburg zurück, um eine Anzahl von Kindern zur ersten Kommunion zu führen — ein Nachfolger war noch nicht eingetroffen. Auch der Sohn des Maschinen-

Digitized by Google

bauers, ein vortrefflicher Knabe, war darunter. Ich wurde von den Eltern zum Mittageſſen eingeladen und hatte da wunderliche Tiſchnachbarn: rechts einen alten freigeiſtigen Demokraten, links eine württembergiſche Pietiſtin in nonnenhaftem Gewande; ſie ſaßen einander gegenüber. Der alte B. ſchleuderte von Zeit zu Zeit grimmige und höhniſche Blicke über den Tiſch und Bemerkungen wie: „wenn ich Regierung wär, ich verkaufte alle Kirchen auf den Abbruch“; die Dame aber antwortete mit Seufzern und himmelwärts gerichteten Geberden.

# Der Kunſtgenuß des Laien

Von Wolfgang von Oettingen

Wenn Friedrich Schiller Recht hat — und merkwürdig! er behält deſto unbedingter Recht, je tiefer man ihn begreift —, ſo ſtehen wir Menſchen zwar an Fleiß und Geſchicklichkeit manchen untergeordneten Geſchöpfen, an Wiſſen den (hypothetiſchen) vorgezogenen Geiſtern nach: die Kunſt aber haben wir allein, und durch ſie, die uns „das Morgenthor des Schönen“ öffnet, bringen wir in der Erkenntnis Land, gelangen wir ſittlich geläutert zur Wahrheit, ſoweit es uns beſchieden iſt, ſie aufzufaſſen. So bezeichnet der künſtleriſch empfindende Philoſoph das Ziel, nach dem zu ſtreben dem regen Geiſte vornehmſter Lebenszweck iſt, ja das ihm das Leben unter Umſtänden überhaupt erſt oder noch lebenswert macht; und ſo wird nach Schiller die Kunſt für jeden, der mit wachen Sinnen und mit Feuer im Herzen ſeine irdiſchen Tage auskoſtet, ein Lebenselement, eine notwendige Nahrung, ohne die er verkümmern müßte.

Aber freilich! wie wenige von uns verkümmern, genau genommen, nicht, wie wenigen iſt es vergönnt, den Umkreis der Erkenntniſſe und Gefühle völlig zu durchmeſſen, der ihnen nach ihrer Aufnahmefähigkeit offen ſtünde! Nicht eigentlich äußere Bedingungen vermögen uns daran zu verhindern, denn dem wahrhaft Starken ſind auch widrige Verhältniſſe nicht auf die Dauer unüberwindlich. Was uns lähmt, iſt vielmehr die arge und eigentliche Erbſünde, die Krankheit, die dem Menſchen durch ſeine Zuſammenſetzung aus viel Stoff und wenig Geiſt erwächſt: die Trägheit dieſes ſo vielfach gehemmten Geiſtes, die wir nur in ſeltnen, glücklichen Augenblicken von Grund aus zu bannen imſtande ſind. Solche Augenblicke erzeugen dann durch ihre frei ſchaffende Kraft die großen und guten Thaten, die auf Erden geſchehen; ſie ſind es auch,



Digitized by Google

die mit übernatürlicher Gewalt unsre Seele lösen und sie durch wunderbar einschießende Erkenntnisse fördern. Die Kunst vor allem oder, im Sinne Schillers, sie allein führt diese Augenblicke, wenigstens die Möglichkeit, sie zu erleben, für uns herbei; sie ist unsre Seelenlöserin. Sie mag, minder gewaltig ergreifend, vielen liebenswürdig beschränkten Gemütern etwa die Trauer und die Sorgen durch anmutige Zerstreuung verscheuchen: auch das ist dankenswert. Heilig aber ist sie dem, dessen Grundtiefen sie erreicht und erschüttert. Dort eben wirkt sie das eigentlich Lösende, nämlich das geistig Sieghafte, das elementar Sittliche. Nicht indem sie etwa eine aufgeregte Schwärmerei anstiftete, nein, sie ordnet, klärt und stärkt. Echte Kunst beruht stets auf vollendeter Harmonie, und von ihr, die unserm Wesen nie vollkommen beschieden ist, verleiht sie uns, wenn wir sie mit Hingebung begreifen, einen Abglanz, eine Ahnung. Und diese Ahnung beseligt. Indem wir ein wahres, in sich harmonisches Kunstwerk mit verlangenden, weit geöffneten Organen in uns aufnehmen, indem wir dadurch miterleben, was des Künstlers Phantasie aus der Summe seiner Existenz übersinnlich und gewissermaßen unbewußt empfing und bewußt in die sinnfälligen Formen umsetzte, erlangen wir Anteil an einem geistigen Leben, das sich reiner und höher entwickelt, als es sich in dem engen Raume der Wirklichkeit zwischen den stoßenden, drängenden Körpern und körperhaften Interessen abspielt; an einem idealen Leben, das, weniger abstrakt als mathematische Wahrheiten, die ausschließlich den Verstand beschäftigen, nämlich unter Erregung und Vermittlung der Sinne und also unter Durchdringung unsers gesamten sinnlich-geistigen Organismus, uns genußreich ahnen läßt, daß wir bedingten Geschöpfe trotz allem Teilhaber und Mitglieder einer alles umfassenden, daher nie zerspaltenen, einer einheitlichen und im höchsten Maße zusammenklingenden, harmonischen Schöpfung sind. Diese Anschauung — und in transcendentalen Dingen wird die Ahnung, das unmittelbare Empfinden, der Glaube zur Erkenntnis — beseligt aber deshalb, weil sie uns mit Gott verbindet. Mag er sich in welches Dogma er wolle verhüllen, mag er dem Resignirten jenseits der Schranken des Verstehens als eine unfaßliche Existenz vorhanden sein, er ist die Ewigkeit und die Wahrheit, deren Schleier zu lüften, mit der uns zu vereinigen das göttliche Teil in uns unablässig beflissen ist oder wenigstens sein sollte. Solange wir an unserm Körper haften, wird uns das zu erreichen wohl nur in frommem Selbstbetruge beschieden sein: das Ewige bleibt unermeßlich. Aber jede noch so beschränkte Offenbarung aus der übermenschlichen Sphäre (und eine solche Offenbarung ist, im tiefsten Wesen gefaßt, die durch Phantasie beseelte Kunst) trägt bei zu unsrer innern Vollendung; bringen wir die Harmonie, die wir ahnend begreifen, soweit es uns möglich ist, in unser sittliches Wollen und Handeln, so erweisen wir uns als würdige Verwalter des Gutes, das uns das Schicksal, als es uns so viele andre Güter vorenthielt, in der Kunst geschenkt hat.

Digitized by Google

Diese Auffassung des Kunstgenusses und seiner Wirkung findet ihre volle Berechtigung natürlich nur in der Idee und bei den seltnen Gelegenheiten, wo ein echtes, geisterfülltes Kunstwerk unsers Herzens Härte schmilzt und uns über uns selbst erhebt. Gedächten wir sie auf jedes unbedeutende Kunstwerk anzuwenden, so wäre sie allerdings zu hoch gespannt und daher als phrasenhaft abzulehnen. Beobachten wir doch täglich, daß der Kunstgenuß im allgemeinen sehr oberflächlich zu sein pflegt, wie denn auch die große Mehrzahl der Kunstwerke, die man uns vorführt, im strengsten Sinne nicht Kunstwerke genannt werden dürften. Was ohne unmittelbare, selbständige Empfindung mehr mit der Hand als mit dem Herzen geschaffen wurde, grenzt nahe an das konventionelle Handwerkererzeugnis oder ist eine Spielerei; das große Kunstwerk beginnt da, wo sich jener göttliche Funke, die schöpferische, und zwar auf etwas dem Menschen wesentliches gerichtete Phantasie, kräftig waltend spüren läßt. Denn wie der physische Funke stets das Ergebnis eines energischen mechanischen Vorgangs ist, so erscheint der göttliche auch nur dann, wenn ein inneres Erlebnis die Künstlerseele entflammt hat.

Wenn aber, wie wir hören werden, selbst die soit-disant-Kunstwerke nicht einer gewissen Existenzberechtigung ermangeln, so hat nicht minder der behagliche und harmlose Kunstgenuß die seinige. Wir sind eben nicht imstande, uns allen Eindrücken, die uns anfallen, in dem Grade hinzugeben, der ihrer wahren, erschöpften Bedeutung entspräche. Das Kruzifix, das wir täglich vor Augen haben, werden wir nur in empfänglichen Stimmungen voll Rührung, Schaudern und andächtiger Dankbarkeit betrachten, und tausendmal besehen wir es so kalt und teilnahmlos, als zeigte es uns nicht einen gemarterten, namenlos leidenden Menschenleib und nicht den idealen Propheten, der vorbildlich für seine Sendung und für uns starb. Wir müßten ja geradezu zu Grunde gehen, wären uns auch nur die äußern Beziehungen immer gegenwärtig und bewußt, die uns mit den umgebenden Dingen verbinden; und schlechthin geisteskrank wären wir, wollten und könnten wir alle kleinen und großen Probleme, die uns berühren, unablässig auflösen und uns mit ihren Faktoren aufs innigste beschäftigen. Wie die Vergessenheit, so ist uns auch die Unfähigkeit zu ununterbrochner Spekulation und radikaler Empfindung ein notwendiges Trost- und Heilmittel bei unsrer irdischen Unvollkommenheit. Andrerseits kann man auch nicht von den Künstlern verlangen, daß sie nur Werke von außerordentlichen Wirkungen, von äußerster Energie schaffen. Denn die Künstler sind schließlich doch auch Menschen; und wenn schon die großen und echten unter ihnen manche Stunden haben, in denen sie sich nicht völlig sammeln können und arbeiten müssen, ohne begeistert, d. h. ohne in lebhaftem Austausch mit ihrem Dämon, der Phantasie, zu sein — was soll man da von den übrigen fordern, von der unüberseh baren Mehrzahl, die, mittelmäßig oder gar armselig in Urteil und Begabung, nur das hervorbringen, was ihrem Geiste gleicht, nämlich leidliches

Digitized by Google

und flaches? Und ihre oft so gut gemeinten, aber, streng genommen, unbedeutenden Werke entbehren, wie schon angedeutet, keineswegs einer Bestimmung. Nicht nur dienen sie den Meisterwerken zum nötigen Hintergrund, sondern in gewissem Sinne sind sie es auch, die den Kunstgenuß des Laien entwickeln. Das klingt paradox, ist jedoch nicht so bedenklich, wie es scheint.

Ein Laie, laicus, ist nach der eigentlichen Bedeutung des Wortes jeder, der nicht geistliche Weihen empfangen hat; auf das Gebiet der Künste übertragen: jeder, der nicht Künstler ist. Wer ist ein Künstler? Der die Gabe der Erfindung oder die der Nachempfindung in besonders hohem Grade hat und das Erfundne oder Empfundne durch eine Technik zum Ausdruck zu bringen weiß in Werken, die nichts andres bedeuten als eine von mechanischen Funktionen im Sinne praktischer Zwecke freie Darstellung der Idee. Dem Künstler eng verwandt ist der Dilettant; er unterscheidet sich von ihm oft nur durch den Grad seiner technischen Ausbildung, mit dem auch ein Unterschied im Urteil zusammenhängt. Er bildet das an sich sehr löbliche Zwischenglied zwischen Künstler- und Laientum und verdient eine gewisse Geringschätzung nur dann, wenn ihm den eignen Leistungen gegenüber das Urteil versagt. Der Laie aber verzichtet auf die Ausübung von Künsten; er bleibt der Empfangende. Man dürfte hinzufügen: der nur zu oft leidende Teil — wenn nicht feinsinnige Künstler und Dilettanten in der Erkenntnis des Abstandes zwischen ihrem Wollen und dem Vollbringen auch, und viel häufiger und schmerzhafter, unter der Kunst litten als der Laie, der Augen und Ohren ja verschließen kann. Die Laien nun sind den Künsten in höherm oder in geringerm Grade zugethan. Das richtet sich nach der Beweglichkeit ihres Gemütes und Geistes, sowie nach der Schärfe ihrer Sinne und nach dem Maße ihrer Geschmacksbildung. Wer sich in dem Bewußtsein jener Bedeutung der Kunst für das menschliche Leben ernsthaft und eindringend den Kunstwerken hingiebt, wer sie nicht nur mehr oder weniger flüchtig genießt, sondern sie auch studirt, wer sich zum Kunstgenuß schult und sich keine Willkür im Urteil gestattet, der kann zu tiefem Verständnis und also zur aufrichtigsten Verehrung der Kunst gelangen, auch ohne irgend eine Technik auszuüben. Wer sich nur gleichgiltig und oberflächlich zur Kunst als zu einer herkömmlichen Veranstaltung stellt, der wird sie nie verstehen und verkennt überhaupt ihre Bedeutung und ihren Umfang. Denn er kann, wenn er auch wollte, in Wahrheit ihr weder entgehen, noch sie entbehren. Das vermag niemand. Mag man die Schönheitslehre Schillers anerkennen oder nicht: Thatsache bleibt, daß ein Trieb zur Kunst allen Menschen eingeboren ist; nur dem gänzlich stumpfen, sittlich Kranken geht er ganz verloren. Selbst die sogenannten Wilden haben in naiven Formen und mit naiven Absichten ihre Künste; sie wenden ästhetische Grundsätze zur Erzielung von Wirkungen an, bei denen der ästhetische Eindruck maßgebend ist. So freut sich auch selbst der rohefte Ackerknecht oder Senner am Gesang, an der Zither, an seinem

Digitized by Google

Schnitzwerk. Und wir, die in verwickelten Verhältnissen und mannichfaltigen Umgebungen leben, wir gewöhnen uns an die täglich tausendfältige Aufnahme von Kunstleistungen aller Art in so hohem Grade, daß uns ohne sie unser Leben reizlos vorkäme, wie das in einem Gefängnis. Findet doch auch der Ärmste, der eine Stadt bewohnt, allenthalben Anregung und Kunstgenuß! Wir bauen neuerdings kaum mehr einen Stall, ohne ihn mit Stilformen auszustatten; Skulpturen sind öffentlich in großer Anzahl aufgestellt; Museen aller Art sind vorhanden und, wenigstens zeitweise, unentgeltlich zu besuchen; schon die Schaufenster der Kunstläden bieten eine freie Augenweide. Dem einfachen Hausrat fehlt selten irgend eine Verzierung; Kunstwerke, freilich oft sehr fragwürdige, dringen in jede Wohnung und an alle Wände; Theater und Konzerte sind leicht zugänglich; die klassischste Poesie wird um ein Geringstes feilgeboten; sogar die Natur wird in Park- und Gartenanlagen aus einer regellosen Unkultur, die innerhalb der Stadt nur beleidigend wirken könnte, zur Ordnung und Harmonie gebracht und, künstlerisch gestaltet, als Kunstwerk genossen. So täuscht sich denn, wer etwa meint, ihn kümmere die Kunst durchaus nicht, weil er Konzerte nicht besucht und Museen flieht: die Kunst, zu seinem unerkannten Besten, hat ihn doch, sie besitzt ihn unter Formen, deren Wert er spüren würde, wenn sie sich ihm entzögen. Aber es ist kein Zweifel, daß die trotzige wie die gleichgiltige Kunstscheu in unserm fruchtbaren Zeitalter abnimmt, und daß die Kunstfreude, die den Menschen von dem kaum bewußten Genuß eines bescheidnen Ornaments an bis zu dem Entzücken an einer Symphonie in eine ideale Welt hineingewöhnt, ganz entschiedne Fortschritte macht.

Hier kommen wir nun zu dem Nachweise, daß unser Paradoxon von den nützlichen Mittelmäßigkeiten berechtigt ist. Unter Mittelmäßigkeiten verstehen wir dabei nicht Dinge wie die allerschnödeste Ausstellungs- und Lotterieware an Gemälden oder die ganz teilnahmlos heruntergespielten Musikstücke eines schlecht geleiteten Konzerts, sondern wir meinen die Menge von Kunstwerken aller Art, die die Bezeichnung verdienen, weil sie, wenn auch mit Phantasie ersonnen und mit tüchtigem Können ausgeführt, von einem doch nur mittelmäßig, nicht hervorragend begabten Erzeuger stammen; und es ist ja selbstverständlich, daß wir bei einer theoretischen Darlegung nur das relativ Vollkommne als gut bezeichnen. Relativ, weil kein menschliches Machwerk absolute Vollendung erreicht.

Aber auch das relativ Vollkommne erscheint nicht häufig vor uns. Die großen Geister, die es leisten, erwachsen ebenso selten wie die berühmten Diamanten. Und gleich dem Diamanten, dessen Härte kaum überwindlich, und dessen Gesunkel blendend ist, läßt sich das erhabne Kunstwerk nicht ohne weiteres begreifen; je näher es dem vollen Ausdruck seiner Idee steht, desto mehr Überirdisches, Ungewohntes hat es aus der geheimnisvollen Sphäre seiner Erzeugung in sich aufgenommen und strahlt es aus. Wie wir ein Bildnis von sprechender Ähnlichkeit oft als unheimlich empfinden, wie die Italiener den Meister terribile

Digitized by Google

nennen, der der Natur die überzeugenden Züge des Lebens durch scheinbar übernatürliches Können abgelauscht und abgerungen hat, um die Laien mit ihrer Wiedergabe zu verblüffen, so fassen wir die Erscheinung des von dem Geheimnis seiner Heimat umwobenen Kunstwerks zunächst nur zaghaft auf; vielleicht stößt es uns sogar zuerst durch seine herbe Art zurück. Als ob es widerwillig unter den Menschen stünde, bemüht es sich nicht um ihre Gunst; und ganz leise, freilich mit immer wachsender Macht, zieht es nur die an, die hohes, höchstes in ihm ahnend, wie von etwas verwandtem zu ihm hingetrieben werden, so wie kraft des Naturgesetzes der unabsichtlich wirkende Magnet das Eisen anzieht. Dagegen ist mehr als wahrscheinlich, daß kühle, künstlerisch nicht gebildete und nur oberflächlich interessirte Laien, solange dieser Zustand in ihnen dauert, das große Kunstwerk nicht würdigen können. Es verweigert ihnen die bequemen Handhaben, mit denen es unter konventionelle Begriffe zu bringen wäre; es verhüllt ihren stumpfen Sinnen die Reize, von denen die geschärften überwältigt werden; ja es reizt sie so wenig und erscheint ihnen andrerseits so absonderlich, daß es nicht als etwas wesentliches für sie vorhanden ist. Man mag den Satz: Für Kinder ist das Beste eben noch gut genug, mit manchen Gründen verteidigen: auf die Laien, die in dem Mangel an Entwicklung gewisser Fähigkeiten den Kindern gleichen, ist er nicht anzuwenden. Das Kind kennt keine Vorurteile, und wenn es die Vorzüge an dem Besten, das ihm dargeboten wird, nicht begreift, so gewöhnt es sich doch unbewußt an deren Wirkung und gewinnt sie zu Grundlagen seiner Urteile. Der Laie, der nicht mehr Kind und in kein näheres Verhältnis zu den Künsten getreten ist, hat sich aber schon mit unzähligen Vorurteilen belastet, und mag er auch vielleicht in seinen ausgesprochnen Urteilen bescheiden sein, er überlegt und urteilt auf seine Weise schon viel zu selbständig und entschieden, als daß er den Versuch von sich verlangte, sich gründlich mit dem von andern als groß bezeichneten Kunstwerke, das ihm gleichgiltig ist, abzufinden.

Nur allmählich, schrittweise wird der Laie, der zu bewußtem Kunstgenuß überhaupt befähigt ist, zum tiefern Verständnis gelangen. Hat er diese Befähigung, nämlich eine entzündliche Phantasie, lebhafte Empfindung und taugliche Sinneswerkzeuge, so kann der gute Wille zur Kunst in ihm geweckt werden; und ist dieser erst vorhanden, so wird bei anhaltendem Interesse die gesteigerte Aufmerksamkeit auf Kunstwerke zur bewußten Gewöhnung an sie, zur immer eindringendern Beschäftigung mit ihnen und zuletzt zur durchdringenden Auffassung. Was den guten Willen des noch kühlen Laien weckt und die weitere Entwicklung ein gutes Stück begleitet, ist aber nichts andres als der Reiz unsrer Mittelmäßigkeiten. Das Faßliche an ihnen in Form und Inhalt bemächtigt sich seiner zunächst banalen Phantasie und ergötzt ihm die noch nicht wählerischen Sinne; und da das Faßliche nicht schlechthin gemein zu nennen ist, so wird seine Wirkung keine frivole zu sein brauchen. Im Gegenteil. Die Sphäre des tüch-

Digitized by Google

tigen Kunstwerks, die wir im Auge haben, ist so weit und so reichhaltig, daß ihr gedeihliche Eindrücke aller Art entströmen. Der Laie wird bei der bildenden Kunst und bei der Poesie gewöhnlich zunächst durch den Gegenstand, bei der Musik durch den Charakter des Stückes beschäftigt und gefesselt; er läßt sich daher, wenn ihm die Künste Darstellungen allgemein interessanter Dinge, Vorgänge, Stimmungen entgegenbringen, nicht ungern auf ihre Annahme ein, wenn ihm das nur nicht durch Beleidigung seines beschränkten Geschmacks erschwert und vergällt wird. Allmählich bemerkt er dann im Kunstwerk den Künstler; er spürt, daß sich der eine Künstler anders ausspricht, überhaupt anders denkt und empfindet als ein zweiter, daß er gewisse Lieblingsgegenstände, Lieblingswendungen hat und abnutzt; er beginnt zu ahnen, was Auffassung und was Technik ist, und alles, was er hierbei entdeckt, ist ihm verständlich, weil die Kunstwerke, auf die er seine Beobachtungen und Schlüsse gründet, durch ihren Mangel an wirklicher Eigenart und durch das Mittelmaß ihrer Schöpfer keine allzu hohen Ansprüche an ihn stellen. Ist er erst soweit gekommen, so hat er schon viel erreicht, denn sein Kunstgenuß haftet nicht mehr ganz an der Oberfläche, er ist eindringlicher und mannichfaltiger und also fürs Leben ergiebiger geworden. Nunmehr hängt jeder weitere Fortschritt, die Bildung eines individuellen Urteils, die Forderung individueller Leistungen lediglich von der Energie ab, die der Laie für sein Verhältnis zur Kunst aufzuwenden vermag; jedenfalls aber ist, wie wir sehen, seine Seele auf den Weg zum Guten und Schönen gebracht und den idealen Bewegungen gewonnen worden durch die Vermittlung der schlecht- und rechten Künstlermassen.

Dem empfänglichen, fein angelegten und hoch entwickelten Laien fällt es allerdings meist schwer, diesen Künstlerscharen gerecht zu werden und ihnen Wert und Leben zu gönnen. Menschen von strengen Grundsätzen und sittlich verfeinerter Kultur neigen ja, auch wenn sie sich in ihrem Innern gegenüber dem sündhaften Ich zerknirscht und demütig fühlen, zu hochmütiger Verurteilung und herrischer Nichtachtung ihrer Nebenmenschen, die vielleicht nicht ärgere, sondern nur naivere Sündenknechte sind, als sie selbst; noch viel unduldsamer sind ästhetisch fortgeschrittene Laien gegen die zurückgebliebnen Brüder und gegen die Künstler, die ihnen nicht genügen, oder die sie nicht gleich verstehen. Daher in tausend Abstufungen das unerquickliche Eifern in Kunstangelegenheiten. Mag aber, wer das B begriffen hat, sich gegenüber dem, der erst das A beherrscht, in kindlichem Stolze brüsten — wer bis zum X oder Y gelangt ist, sollte billig bedenken, daß auch er nur im ABC steht, und daß das Lesen, d. h. für unsern Fall: die Beherrschung der ästhetischen Urteile, ihm selbst demnächst vielleicht unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzen wird. Vor allem jedoch: sein schroffes Gebahren schreckt zaghafte Laien zurück und lähmt ihren guten Willen; noch verderblicher wirkt es außerdem auf die Entwicklung der Künste selbst.

Digitized by Google

Die Wandlungen innerhalb der Künste, die sich in den Unterschieden der Stile und Schulen zeigen, und die wir Fortschritte nennen, obgleich sie oft Rückschritte bedeuten, vollziehen sich auf Grund veränderter Anschauungen innerhalb des gesamten geistigen Lebens ihrer Zeit; die ganze Masse des Publikums wie der Künstler arbeitet bewußt und unbewußt an ihnen mit, und die Genies, deren Werke uns als die wesentlichen, charakteristischen erscheinen, sind nur scheinbar ihre Veranlasser, ja nicht einmal immer ihre Führer. Stilwandlungen liegen, sozusagen, in der Luft; das Neue in der Kunst taucht gleich strichweise auf. Bald fährt ein Schwarm Stare über uns hin, bald einer von Wachteln, von Schneegänsen, von wilden Schwänen; aus den Schwärmen sondern sich hie und da die stattlichsten Vögel als Spitzenführer ab, und wohl uns, wenn wir eines der prächtigen Geschöpfe in unsern Gesichtskreis bekommen. Gewiß aber geschieht das nicht, wenn wir mit thörichten Flintenschüssen den Zug in Unordnung bringen. Gerade wie diese Zugvögel überraschen uns die oft wunderlichen, fremdartigen Schöpfungen in neuen Formen, die seit einigen Jahrzehnten besonders in der Musik und in der Malerei auftreten; sie sind plötzlich da, und obgleich man allenfalls erklären kann, woher sie kommen, erscheinen sie doch ungewohnt, aufregend, unter Umständen bedenklich; sie verbreiten sich gruppenweise und bergen als Mittelpunkte die Kunstwerke, denen ein Teil der Zukunft gehört; aber diese Werke bleiben verborgen, wenn die Entwicklung ihrer Gruppe sich nicht mit Sinn und Ordnung vollzieht. Der echte und bescheidne Kunstfreund wird sich daher hüten, das Neue in der Kunst, das unabwendbar kommen muß, wie es kommt, mit Vorurteilen anzufahren und einzuschüchtern; je gebildeter er ist, desto ruhiger wird er sich auf das Beobachten beschränken und für sich persönlich genießen und anerkennen, was er vermag.

So wäre denn dem Laien von absprechender Kritik abzuraten? Und die offiziellen Kritiker, die über dem guten Geschmack zu wachen haben, geberden sich doch so oft wehleidig und empört genug und sind doch auch Laien? Oder hätten etwa die Künstler eine so unbedingte Zuverlässigkeit des Urteils, daß der Tadel, der schließlich auszusprechen ist, ihnen allein überlassen werden sollte? Das Letzte ist nun gewiß nicht der Fall. Das Urteil der Künstler über die Werke ihrer Kollegen ist zwar in Bezug auf technische Mängel und Vorzüge ohne Zweifel wertvoll und dem Laienurteil gewöhnlich vorzuziehen, aber bei vielen Künstlern hört mit dem Technischen das eigentliche Interesse für das Kunstwerk und damit die scharfe Unterscheidung zwischen gut und schlecht überhaupt auf; dann schiebt sich das Temperament und das Talent des Künstlers wie eine mehr oder minder stark gefärbte Brille zwischen sein Auge und das betrachtete Kunstwerk, und da die Künstler eben durch ihre besondre Begabung mit dem Talente (und oft durch Unbildung und Unkultur dazu) viel farbiger, viel eigensinniger sehen als die meisten Laien, so werden

Digitized by Google

sie dem Gegenstande und der Auffassung des betreffenden Kunstwerks nur selten in einer für das Publikum, d. h. für den Durchschnitt der kunstfreundlichen Laien, maßgebenden Weise gerecht. Die Probe ist leicht gemacht: man befrage zwei scheinbar unbefangne, bedeutende Künstler um ihre Meinung über das Werk eines dritten, und es ist zu wetten, daß sie in der Schätzung des Technischen so ziemlich übereinstimmen, im übrigen jedoch einander heftig widersprechen werden. Was ferner die offiziellen Kritiker angeht, unter denen die Rezensenten der Tagesblätter und Zeitschriften, sowie, in gewissem Sinne, die Vorsteher öffentlicher Kunstinstitute zu verstehen sind, so setzt man ja bei ihnen leider oft mit Unrecht voraus, daß sie ohne Schmähsucht und Parteitendenz und dafür auf Grund geordneter, aufrichtiger Überzeugung tadeln, wenn etwas zu tadeln ist. Trotzdem müssen wir grundsätzlich annehmen, daß der richtige Kritiker von Einzelwerken nur die verurteilt, die hinter der offenbaren Absicht ihres Schöpfers an ästhetischer Durchbildung und technischer Vollendung zurückbleiben, daß er nur den Künstler als einen irrenden hinstellt, der sich innerhalb der von ihm zum Anschluß gewählten Gruppe willkürlich, verworren, widerspruchsvoll zeigt, und daß er bei der Besprechung der ganzen Künstlergruppen oder Kunstrichtungen keine einzige schlechthin verdammt, da eine jede ihre natürliche und also notwendige Herkunft hat, sondern sie klar definirt, ihre Motive und ihre Ziele darlegt, ihre Berechtigung hervorhebt und nur ihre Übertreibungen, Unklarheiten und Velleitäten brandmarkt. Die Grundlage, auf der er alle diese Einzelurteile und das Gesamturteil fällt, hat er sich durch genaue Kenntnis des künstlerischen Schaffens, durch umfassende Orientirung über Kunstwerke und Künstler, durch Bildung einer ästhetischen Überzeugung erworben; und er wird diese Überzeugung, seinen Maßstab, nicht sowohl aus theoretischen Abstraktionen und aprioristischen Forderungen aufgebaut haben, als vielmehr sie einer gewissen Erfahrung verdanken, einer Erfahrung, die ihrerseits auf der beobachteten durchschnittlichen Aufnahmefähigkeit des normalen kunstfreundlichen Menschen fußt. Natürlich wird dabei diese Norm eher zu hoch als zu niedrig angesetzt, um Publikum wie Künstler, gleichsam pädagogisch, anzustrengen und anzuspornen.

Da nun der nichtoffizielle Kritiker, der freiwillig kritisirende Laie, durchaus nicht ungebildeter und ungeübter zu sein braucht als der offizielle, so gilt das soeben von diesem gesagte auch für ihn. Wir würden jedem Laien, und dem leidenschaftlichsten am dringlichsten, zur besonnenen Objektivität raten.

Das wird den Enthusiasten nicht gefallen und ebensowenig den flott Subjektiven, die unsre jugendseligen Tage auf allen Gebieten des Ethischen und des Ästhetischen so besonders zahlreich hervorbringen. Sie werfen ein, daß das Streben nach Objektivität ihnen den harmlosen Genuß beeinträchtige und das Recht des unmittelbaren Urteils verkürze. Wohl ihnen, wenn ihr Ich, das ihnen bei solcher Gesinnung überall wie aus Spiegeln entgegenspringen wird,



Digitized by Google

ſo unerſchöpflich iſt, daß es ſie ſtets befriedigen kann; viele andre werden finden, daß ihr Genuß und Urteil an Friſche oder Originalität nichts verliere, wenn das betreffende Kunſtwerk, mag es zu den großen oder zu den mittelmäßigen gehören, bei ſeiner Aufnahme zur vollen Wirkung und Geltung, kurzum: zu ſeinem Rechte gekommen iſt. Denn Bildung, Reiſe und hingebendes Verſtändnis hindern niemand, ſich an der Schönheit zu begeiſtern, und Venus Urania erſcheint uns nur um ſo herrlicher, je demütiger wir ſie begreifen.

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

**Europa und Aſien.** Europa iſt eine lahme Gans, und da ſich vor einer lahmen Gans nicht einmal ein kleiner Junge zu fürchten braucht, ſo thun die Griechen recht daran, Europa als Luft zu behandeln. Die europäiſchen Diplomaten ſind alleſamt hochgebildete und geſcheite Männer, manche von ihnen mögen Weiſe ſein, und in ſeinen eignen Angelegenheiten bewährt wahrſcheinlich jeder von ihnen Thatkraft genug; aber da ſie eine Kollektivperſon bilden ſollen, was bei dem Intereſſengegenſatz ihrer Auftraggeber nicht möglich iſt, und da ſie niemals ſagen dürfen, was ſie denken und wollen, ſo ſehen ſie ſich zur Ohnmacht und Unthätigkeit verurteilt, und weder ihre Verſuche zu handeln noch ihre Worte können den Eindruck großer Geſcheitheit machen. Am dümmſten iſt wieder das Geſicht Europas, das aus den großen Zeitungen herausſchaut; über den ſchweren Bruch des Völkerrechts jammern ſie, auf die Frechheit, mit der ſich Griechenland dem Willen Europas widerſetze und die Souveränität des Sultans antaſte, ſchimpfen ſie; wenn die Franzoſen mitten im Frieden in die Rheinprovinz einfielen, die Entrüſtung könnte nicht größer ſein. Schade, daß es keinem Giaur geſtattet iſt, moslemiſche Heiligtümer zu berühren! Dieſes Europa würde, wenn nur ein Kursgewinn winkte, an der Ramaſanfahrt des Sultans teilnehmen und auf den Knieen rutſchend den Zipfel des Prophetenmantels küſſen. „Dieſelben Parteien und dieſelben Blätter, ſo ſpottet eine Zentrumskorreſpondenz, die den räuberiſchen Einfall der Garibaldianer in das Königreich Neapel und in den Kirchenſtaat aufs lebhafteſte billigten und als Heldenthat prieſen, können ſich jetzt nicht genug über den griechiſchen Treubruch entrüſten. Dieſelben Blätter, die in ihrem eignen Hauſe als unumſtößliches Dogma verkünden, daß die Stärkung des Nationalgefühls und die Vereinigung aller Volksgenoſſen zu einem Staate heiligſte Pflicht ſei, ſprechen von griechiſchen Schwarmgeiſtern und nationalem Schwindel. Was dem italieniſchen Freibeuter und dem damals bankrotten Königreich Sardinien als eine wahre Großthat angerechnet wurde, das gereicht in den Augen derſelben Herren den Griechen zur unauslöſchlichen Schande; nicht laut genug können ſie nach der Einmiſchung der europäiſchen Mächte ſchreien,“ nachdem bei der Einigung der Italiener der Grundſatz der Nichtintervention zur Grundlage des Völkerrechts gemacht worden iſt. Nach dieſem Grundſatze liegt die Sache ungeheuer einfach; die Griechen auf Kreta und in Griechenland wollen ſich zu einem Staate vereinigen, und das geht keine andre Macht

Digitized by Google

etwas an; ebenso wenig geht es andre etwas an, ob es der Türkei gelingt, sich ihre rebellischen Unterthanen wieder zu unterwerfen oder nicht.

Etwas anders wäre es, wenn die europäischen Regierungen von einer gemeinsamen Idee beseelt wären, wie etwa zur Zeit der Kreuzzüge. Diesmal könnte es die Idee sein, das Eindringen des asiatischen Wesens und Geistes in Europa zu verhindern, in Asien die europäische Kultur zu verbreiten und damit zugleich die europäischen Staaten, die an Menschenüberfluß leiden, davon zu befreien. In diesem Falle könnten die europäischen Regierungen, oder könnte eine Mehrheit von ihnen eine zu planmäßigem Handeln befähigte Kollektivperson bilden. Das ist nun aber nicht der Fall, und da sich keine der Großmächte stark oder kühn genug fühlt, ihre eignen Ziele im Widerspruch zu den übrigen offen zu verfolgen, so kann von einer planmäßigen Abwicklung der orientalischen Wirrnisse keine Rede sein, es bleibt alles dem Zufall überlassen, und so wenig sich der kühne Entschluß des Königs Georgios hat voraussehen lassen, so wenig lassen sich die nächsten Episoden des vor 76 Jahren angesponnenen weltöstlichen Epos voraussagen. Nur darauf möchten wir hinweisen, daß eine ziemlich allgemein verbreitete Vermutung über den zukünftigen Verlauf der Dinge keineswegs so ganz wahrscheinlich ist, wie sie scheint.

Wie auch immer die Dinge im einzelnen verlaufen mögen, zuletzt muß es doch — so nimmt man an — zum Streit um die Beute, namentlich um Konstantinopel zwischen Rußland und England kommen, und daraus wird sich, da beide Mächte an verschiednen Mitinteressenten Bundesgenossen finden werden, ein europäischer Krieg entwickeln. Wenn es nun aber zu einer friedlichen Verständigung zwischen Rußland und England käme?

Schon in Nr. 3 haben wir darauf aufmerksam gemacht, daß manche Leute eine Annäherung zwischen den beiden Mächten, die zusammen das halbe Asien besitzen, also mehr asiatische als europäische Mächte sind, sehr gern sähen. Seitdem ist diese Annäherung in der englischen Presse wiederholt erörtert worden, und in der Saturday Review vom 13. Februar finden wir ein Programm für die asiatische Politik Englands, das zu einem völligen Einvernehmen zu führen geeignet sein könnte. Der Verfasser, Lepel Griffin, bespricht: Backwards or Forwards. Indian Problems III, by Colonel H. B. Hanna. Hanna und Griffin sind Gegner der Leute, die die Russenfurcht zu ihrer Religion gemacht haben, und die sich einbilden, die Verteidigung der Nordwestgrenze Indiens sei wichtiger als seine wirtschaftliche Wohlfahrt. Diese Auffassung erklärt Griffin für grundfalsch; die Regierung von Indien müsse eine friedliche Politik befolgen. Indien könnte sehr reich sein, wenn die Regierung seine natürlichen Hilfsquellen zu entwickeln verstünde. Zunächst hätten die von der Regierung dem Lande erwiesenen Wohlthaten nichts als Elend erzeugt und bedrohten es mit noch größerm Elend. Die Sicherung des Lebens und die Beseitigung gesundheitsschädlicher Zustände habe die Sterblichkeit in dem Grade vermindert und eine solche Übervölkerung zur Folge gehabt, daß, wenn dieses Übel gelindert werden solle, jeder Einnahmeüberschuß auf die Entwicklung des Ackerbaus und der Industrie verwendet werden müsse. Daher seien „wissenschaftliche Grenzen" und dergleichen Phantasien der Militärtheoretiker ein Luxus, den sich die indische Regierung schlechterdings nicht erlauben dürfe. Diese Regierung sei viel zu militärisch; der Höchstkommandirende dürfe dem Rate des Vizekönigs nicht als beständiges Mitglied angehören, was er in Wirklichkeit sei, wenn er auch der Verfassung nach nur außerordentliches Mitglied sei; er und das ordentliche militärische Mitglied des Rats zusammen bildeten ein Übergewicht, dem der Vizekönig namentlich dann zu leicht nachgebe, wenn er selbst von dem Ehrgeize besessen sei, dem schon jetzt allzu

Digitized by Google

großen Reiche neue Provinzen einzuverleiben. So würden kostspielige Verteidigungsmaßregeln an Grenzen ergriffen, die niemals würden angegriffen werden, und würden Millionen hinausgeworfen, um ein wertloses Gebirgsthal wie das von Tschitral zu erwerben oder eine Besatzung zu befreien, die man aller Vernunft und Erfahrung zuwider auf einen verlornen Posten geschickt habe. Man entschuldige diese zwecklose Verschwendung mit der von Rußland drohenden Gefahr. Zugestanden, daß es zu einer gesunden Politik gehöre, sich auch für die unwahrscheinlichsten und allerentferntesten Gefahren zu rüsten, so dürfen doch, meint der Verfasser, solche Rüstungen das weit wichtigere friedliche Werk der wirtschaftlichen Entwicklung Indiens nicht hindern. Sind wir nicht imstande, beides zugleich zu leisten, so müssen wir davon absehen, in Wildnissen militärische Bahnlinien zu bauen und Forts zu errichten, zu deren Entsetzung wir jedesmal eine Armee brauchen würden. Warten wir doch, was das Schicksal von dieser Seite her bringen wird, ruhig ab mit den Waffen in der Hand und bereit, den unvergleichlichen Schutzwall wüster Berge, mit dem die Natur das indische Paradies umfriedigt hat, aufs äußerste zu verteidigen! Trotz aller Aufschneidereien des Generals Skobeleff, der übrigens vor seinem Tode seine Meinung geändert habe, seien die Erörterungen über die Möglichkeit des Erfolgs eines Einfalls der Russen in Indien nur theoretische Spitzfindigkeiten. Ein solcher Feldzug würde kein geringeres Wagnis sein, als der Zug Napoleons I. nach Rußland; das wüßten die Russen ganz genau, und darum lasse sich über die zentral- und ostasiatischen Angelegenheiten mit ihnen ein Einvernehmen erzielen. In Ostasien hätten die Engländer keine andern als Handelsinteressen, und wenn Rußland nur nicht an seinem Brauch, alle seine Thore mit Prohibitivzöllen zu sperren, auch im Osten festhalte, dann könne man ihm die Entwicklung Sibiriens, die Ausbeutung Chinas und einen eisfreien Hafen am Stillen Ozean ruhig gönnen; es werde nicht so wahnsinnig sein, dadurch Selbstmord zu begehen, daß es England an seiner unverwundbarsten Stelle angreife.

Das alles scheint uns an sich wenig anfechtbar zu sein, wenn auch der Wunsch der Vater des Gedankens ist, und könnte von den Staatsmännern beider Reiche als richtig anerkannt werden, sodaß sie zu der Überzeugung gelangten, es sei gescheiter, sich im Mittelmeer nicht in die Haare zu geraten. Das läge ja vor allem in Englands Interesse, denn sein Hauptinteresse besteht hier natürlich darin, daß sich keine andre Macht am Suezkanal festsetze, die diesen zu sperren vermöchte; wenn aber Rußland keine Absichten auf Indien hätte, so brauchte ihm vielleicht auch nichts darau zu liegen, den Engländern an dieser Stelle in den Weg zu treten. Übrigens könnte es den Russen in der That wegen der gewaltigen Aufgaben, die ihnen am Stillen Ozean erwachsen sind, rätlich erscheinen, kriegerischen Verwicklungen in Europa aus dem Wege zu gehen, also auf Landerwerb, wie in Indien, so auch in der Türkei, zu verzichten. Man mag die geistige, finanzielle und militärische Macht Rußlands so hoch anschlagen, wie man will — eine gleichzeitige Aktion auf drei Kriegsschauplätzen, die tausend Meilen voneinander entfernt liegen, dürfte doch über seine Kräfte gehen.

Die Lehren des Hamburger Ausstands. Um Hunderte von Millionen hat, wie die Ausstandsfreunde berechnen, der Hamburger Ausstand die Arbeitgeber geschädigt, um das vielfache mehr den Volkswohlstand überhaupt. Und wie steht es mit den guten Lehren, die für dieses Riesenlehrgeld erkauft worden sind? Wie es bisher scheint, herzlich dürftig, und von links und rechts ist man noch dazu bemüht, dieses dürftige Ergebnis zu verwischen und zu verwirren. Vor allem wird natürlich als gute Lehre aus dem Ausstande gepriesen die Parole: „Organisirt euch!“ Auch

Digitized by Google

Dr. Jastrow, der Herausgeber der Sozialen Praxis, der, wie er selbst sagt, „in Rücksicht auf die Interessen der Gesamtheit“ gewisse Bedenken gegen „jede“ bis aufs äußerste getriebne Anspannung des Koalitionsprinzips hegt, erklärt in seinem Blatte „die Bedeutung der Koalition für gewerbliche Streitigkeiten“ für die erste und am meisten in die Augen springende Lehre des Hamburger Ausstands. Es ist lehrreich, etwas näher auf seine Ausführungen einzugehen. Dabei müssen wir von vornherein nachdrücklich gegen eine Behauptung Verwahrung einlegen, die man auf der ganzen Linie der Ausstandsfreunde als unumstößliche Wahrheit populär zu machen bemüht ist, die Behauptung nämlich, daß der Hamburger Ausstand ohne jede vorhergegangne Organisation ausgebrochen sei. Der Ausbruch dieses Ausstands selbst, so sagt Jastrow, sei ein Beweis dafür, „wie schwer unorganisirte Massen zu zügeln“ seien. Der Zeitpunkt wäre für die Arbeiter ungünstig gewesen, da der Beginn des Winters für den Hafen den Eintritt verminderter Geschäftsthätigkeit bedeutet hätte. Die „Führer“ hätten vor dem Ausstande gewarnt, aber ihre Warnungen seien überhört worden, da sich die „bis dahin unorganisirte Masse“ durch „Affekte“ habe leiten lassen und nach der Anweisung Tom Manns zu noch längerm Abwarten nicht mehr zu bewegen gewesen sei. Wir haben über die Unwahrhaftigkeit dieses Märchens in den Grenzboten bereits das nötige gesagt, aber es sei hier nochmals daran erinnert, daß es in der Geschichte der deutschen Ausstände kaum einen gegeben hat, dessen Ausbruch der Sache nach so trefflich vorbereitet war wie dieser, mag immerhin die äußere Form einer gewerkschaftlichen Organisation nur teilweise vorhanden gewesen sein. Auf diese Form kommt es nicht an. Es handelt sich hier um die bekannte „sozialdemokratische Mache,“ um jene überaus wirksame und gemeingefährliche Organisation und Agitation, die mit gewerkschaftlichen Formen wie ohne solche dem Hamburger und andern großen Ausständen in Deutschland ihren bösen Charakter aufgeprägt hat, der jetzt um jeden Preis abgeleugnet werden soll, weil er den Ausschlag giebt für das Urteil aller ernsthaften, die Interessen der Gesamtheit berücksichtigenden Leute über das Verhalten der Arbeiter sowohl wie über das der Arbeitgeber und des Staats. Wie kann man uns im Ernst noch vorreden wollen, daß diese erstaunlich prompte Massenarbeitseinstellung, die sofort erfolgte, nachdem die in schroffster Form gestellten Forderungen einer verhältnismäßig kleinen Gruppe von Hafenarbeitern nicht innerhalb einer ganz unzureichend kurz bemessenen Frist genehmigt worden waren, nicht ganz vortrefflich organisirt gewesen sei? Natürlich haben die sozialdemokratischen Organisatoren, wie immer, auch hier die „Affekte“ der Massen zu benutzen verstanden, so raffinirt verstanden, daß sie die Schuld an dem Mißlingen auf die Arbeiter schieben zu können glauben, die nicht blind genug gehorcht hätten.

Und gerade wegen dieser „sozialdemokratischen Mache“ in Hamburg und anderwärts muß es doch fast naiv erscheinen, wenn uns Jastrow dann weiter belehrt: „Gegen diese Herrschaft der Affekte giebt es kein andres Mittel, als eine festgefügte Organisation, in der die Einzelnen die Männer ihres Vertrauens an die Spitze stellen und ihnen, wenn sie sich in jahrelanger Verwaltung der gewerkschaftlichen Angelegenheiten erprobt haben, im entscheidenden Moment Gehör schenken.“ Ja, wenn nur eben nicht die deutsche Sozialdemokratie wäre! Dann vielleicht könnten solche Phantasien auch in Deutschland für ernsthafte Freunde des sozialen Fortschritts ein praktisches Interesse gewinnen. Aber wie die Sachlage nun einmal ist, ist das unmöglich; schwindet doch auch in England mit dem Zunehmen der sozialdemokratischen Einflüsse in den Arbeiterorganisationen das Vertrauen zu diesen als Mittel zur Sicherung des Friedens immer mehr. Und auch wenn Jastrow keinen Anstand

Digitized by Google

nimmt, wie er sagt, ausdrücklich zu betonen, daß „gute“ Koalitionen von Arbeitgebern sozialpolitisch genau ebenso wünschenswert seien wie solche der Arbeiter, so gilt doch für das Prinzip der Kampforganisation erst recht, was Karl Jentsch kürzlich in der Zeit geschrieben hat: „Das si vis pacem, para bellum hat nur den Sinn, daß eine vorübergehende Kriegsgefahr durch rechtzeitige Rüstung abgewendet werden könne, aber dauernde Rüstungen bilden eine dauernde Kriegsgefahr.“ Die täglichen, ja stündlichen Beziehungen der wirtschaftlichen Parteien innerhalb eines Volkes sind so eng und lebhaft, daß die dauernde Kriegsbereitschaft hier sehr leicht zu einem dauernden Kriegszustande wird, der zwar nicht immer im Gefechtszustande zu bestehen braucht, aber jede gedeihliche wirtschaftliche und soziale Entwicklung auf die Dauer in ihr Gegenteil verwandeln muß. Das ist eben nach unsrer Auffassung der Fluch des manchesterlichen Untergrundes, auf dem unsre modernen Sozialpolitiker fast ausnahmslos noch immer stehen, daß sie die Organisation nur kennen zum Zweck des Kampfes, zum Zweck einseitiger Verfechtung von Sonderinteressen ohne jedes Verständnis für ihre Bedeutung für die eigne soziale Pflichterfüllung. Solange die Organisationen auf diesem Untergrunde aufgebaut werden, der allem echten, gesunden Sozialismus schnurstracks widerspricht, gefährden sie den sozialen Frieden mehr, als sie ihn sichern. Das gilt nicht allein von den sozialdemokratischen Organisationen der Arbeiter, sondern auch von den gepriesenen Arbeitgeberverbänden, den Zunftbestrebungen, den agrarischen Kampfgenossenschaften usw.

Als eine weitere Lehre, die aus dem Hamburger Ausstand zu ziehen sei, nennt Jastrow „die Notwendigkeit von Schiedsgerichten und Einigungsämtern.“ Wir könnten fast jedes Wort unterschreiben, wenn er dazu bemerkt, daß man die Frage, ob in gewerblichen Streitigkeiten „verhandelt“ werden soll oder nicht, unmöglich — wenigstens nicht in dem Maße wie bisher — dem Belieben Einzelner überlassen könne, ohne dadurch die gesamte Volkswirtschaft aufs schwerste zu schädigen. Es handle sich dabei, fügt er ganz richtig hinzu, keineswegs notwendig um ein Schiedsgericht, das mit zwingendem Spruch dem Ausstand ein Ende mache, schon ein bloßes „Einigungsamt“ sei sehr wirksam. Es sei doch ein sonderbarer Zustand, daß ein „Staat,“ der bei der geringfügigsten Streitigkeit um wenige Mark das Recht für sich in Anspruch nehme, beide Teile vor sein Gericht zu laden, ein solches Recht nicht haben solle, wo tausende von Personen gegeneinander streiten und unzählige Millionen auf dem Spiele stünden. Wie gesagt, das könnten wir fast alles unterschreiben, wenn nur nicht Jastrow mit seinen Anschauungen über das Wesen eines solchen staatlichen Eingreifens und die dazu berufenen Organe schon so ganz und gar auf Irrwege geraten wäre. Was soll man dazu sagen, daß dieser deutsche Jurist einerseits die bisherigen „Gewerbegerichte“ als die „zur Wahrung des sozialen Friedens eingesetzten Behörden“ anpreist, obgleich sie doch als Einigungsämter wahrhaftig die Probe herzlich schlecht bestanden haben, und auf der andern Seite den „Gerichten“ des Staats das Vertrauen des Volks abspricht, weil „die Richter ausschließlich und die Schöffen überwiegend aus den besitzenden Klassen genommen“ seien? So wirksam ein solcher Appell an die landläufige Gedankenlosigkeit vielleicht heute auch sein mag, wo die Untergrabung des Vertrauens zu den deutschen Richtern Mode ist, wir hätten dem Juristen Jastrow solchen Widersinn nicht zugetraut. Es ist doch der helle Unsinn, wenn der heutige Pseudosozialismus davon ausgeht, daß immer und überall nur die Geltendmachung von Sonderinteressen die staatlichen Einrichtungen beherrsche und beherrschen könne. Wie sollen denn in aller Welt die nach diesen Vorstellungen vertrauenswürdigen Gerichtshöfe zusammengesetzt sein? Wie soll denn in ihnen das

Digitized by Google

Recht gefunden werden? Soll der Richter grundsätzlich Partei sein, und zwar immer von der Partei des „Nichtbesitzenden"? Herr Jastrow sollte sich als Jurist nicht der Wahrnehmung verschließen, daß den bisherigen „Einigungsämtern" das Vertrauen, das sie haben müßten, häufig deshalb nicht entgegengebracht wird, weil man die Beisitzer von vornherein gar zu sehr nach Parteirücksichten wählt und von solchen Rücksichten abhängig weiß, und noch viel weniger sollte er die „Richter" so ohne weiteres der „Partei" der Besitzenden zurechnen und ihnen deshalb die Unparteilichkeit absprechen lassen, weil sie nach dem Stande unsrer ganzen Kultur in der Regel das besitzen, was man vielleicht, auch ohne als Arbeiterfeind zu erscheinen, als höhere Bildung im Vergleich zu der des Durchschnittsarbeiters bezeichnen dürfte. Solche Versuche, das Vertrauen, das das Volk erfreulicher Weise noch immer der höhern Bildung entgegenbringt, in Mißtrauen zu verwandeln, sind mit Entschiedenheit zurückzuweisen; sie sind von jeher ein charakteristischer Bestandteil der sozialdemokratischen Taktik gewesen und die gemeingefährlichste Brunnenvergifterei in dieser ganzen traurigen Bewegung.

Zu verwundern ist es nicht, wenn bei dieser sonderbaren „Aufmachung" der guten Lehren aus dem Hamburger Ausstand die Arbeiter ganz und gar nichts gutes aus ihm lernen. Wir haben es auch gar nicht anders erwartet. Die Sozialdemokratie sah richtig voraus, daß auch der Mißerfolg der Arbeiter in diesem Kampfe für die Partei ein Erfolg sein würde, wenigstens zunächst, solange nicht die Arbeitgeber und der Staat die Lehren des Ausstands so, wie sie sollten, beherzigen. Und wie stehen in dieser Richtung die Aussichten? Es wäre sehr zu beklagen, wenn das beteiligte Unternehmertum und mit ihm das deutsche überhaupt glauben sollte, durch den äußern Sieg dem Einfluß der Sozialdemokratie auf die verrannten Arbeitermassen schon eine Schlappe beigebracht zu haben, oder wenn sie gar von der unerläßlichen baldigen und energischen Fürsorge für die Arbeiterverhältnisse Abstand nehmen wollten, um nicht als die Besiegten oder Bezwungnen zu erscheinen. Wir verstehen vollkommen, daß der Unternehmerschaft Reformen zu Gunsten der Arbeit durch die sozialdemokratische Verhetzung furchtbar erschwert werden. Sie müßten nicht Menschen sein, wenn das anders wäre. Aber der Sünden Menge ist zu groß, die der Sühne harrt, als daß in dieser Erschwerung auch nur die geringste Entschuldigung für weitere Sünden gesucht werden dürfte. Wir kennen die Roheit, mit der sich häufig genug der einseitigste kaufmännische Egoismus in deutschen Arbeitgeberverbänden brüsten durfte, mit der die schwarzen Listen gehandhabt und die Paragraphen, die überall die werkthätige Förderung des Arbeiterwohls als Zweck der Vereinigung zu nennen pflegen, als wesenloses Aushängeschild bezeichnet wurden, deren Bedeutungslosigkeit dem Wissenden gar nicht zweifelhaft sein könne. Den Terrorismus, den diese Vertreter des rohen Manchestertums unter den Berufsgenossen üben, gilt es zu brechen, und der deutschen Unternehmerschaft würde in ihrer großen Mehrzahl, wie wir sie zu kennen glauben, ein Alp von der Brust genommen sein, wenn sich dieser Bruch vollzöge. Mit der berechnenden Klugheit ist dabei nichts gethan, auch in dem rechnerisch am höchsten stehenden Hamburg nicht, der Mammonskult muß weg, die Pflicht des Besitzes muß zur Geltung kommen. Ist dazu Hoffnung vorhanden? Gott gebe es, wir wissens nicht. Aber das wissen wir: der Staat hat vor allem die guten Lehren aus dem Ausstand anzunehmen, sonst sind sie für die Arbeitgeber wie für die Arbeiter vollends ganz verloren. Sollte es wirklich, wie manche fürchten, dabei sein Bewenden haben, daß einigen sozialistischen Professoren und Pastoren durch staatliche Maßregelungen die verworrenen Köpfe gewaschen würden, so wäre das

Digitized by Google

wahrhaftig das unvernünftigste, was geschehen könnte. Es wäre aber auch ein schreiendes Unrecht, nachdem man jahrzehntelang die Züchtung unreifer und einseitiger Volkswirte und Sozialpolitiker gehegt und gepflegt und mit Orden, Titeln und Anstellungen prämiirt hat. Der Staat verlange von seinen Lehrern der Staatswissenschaften eine gründliche Kenntnis der Verhältnisse, wie sie sind, eine Erziehung in der Praxis und nicht nur im Seminar und in der Studirstube, ja er verlange womöglich eine ausgiebige juristische Schulung von ihnen. Es giebt kein andres Fach in allen Fakultäten zusammen, wo das so not thäte. Aber da er das bisher nicht verlangt hat, so ist der Ruf nach dem Staatsanwalt, wenn einzelne aus der Schule, und vielleicht nicht die schlechtesten, Dummheiten machen, am allerwenigsten am Platze. Es fehlte gerade noch, daß preußischer Unverstand diesen verworrenen Köpfen die Märtyrerkrone aufsetzte!

Die deutschen Agrarier in ungarischer Beleuchtung. Unter dem Titel „Ungarische Agrarpolitik, die Ursachen des Preisfalls der landwirtschaftlichen Produkte und die Mittel zur Abhilfe“ hat kürzlich ein ungarischer Landwirt, Stefan von Tisza, eine sehr bemerkenswerte Abhandlung veröffentlicht, die jetzt auch in deutscher Ausgabe vorliegt (Leipzig, Duncker und Humblot), und in der eine überaus treffende Kritik der deutschen agrarischen Agitation das besondre Interesse auch der Grenzbotenleser in Anspruch nehmen darf. Der Verfasser ist zu seiner Arbeit in der Hauptsache durch das Auftreten der „deutschen Partei der Bimetallisten und Agrarier“ auf dem 1896 in Budapest abgehaltenen internationalen landwirtschaftlichen Kongreß veranlaßt worden, wo diese Störenfriede „in geschlossenen Reihen“ für das „orthodoxe agrarische Programm“ eingetreten seien und in gewissen Kreisen der ungarischen Landwirte dafür eifrige Schüler und Agitatoren geworben und gewonnen hätten. Der Verfasser glaubt seine Landsleute und Berufsgenossen nachdrücklich vor diesen Treibereien warnen zu sollen. Zwar ist er keineswegs Freihändler, sondern er sieht in Getreideschutzzöllen für das vereinigte österreichisch-ungarische Zollgebiet das hauptsächlichste unmittelbare Abhilfemittel gegen das Herabdrücken der Weizenpreise unter einen Stand, der die Produktion noch lohnend erscheinen lasse, und auch in der Währungsfrage ist er kein extremer Silberfeind, wenn er auch der Behauptung der Agrarier, daß die Entwertung und insbesondre die Demonetisirung des Silbers die Preise der landwirtschaftlichen Produkte in Ungarn wie in Deutschland verschuldet habe, mit den bekannten statistischen Beweisen entschieden entgegentritt. Eine bestimmte und zwar sehr ansehnliche Quantität Silber vertrage, meint er, auch der Verkehr der Kulturstaaten, und wenn es gelänge, dem Silber als Subsidiärgeld durch eine internationale Vereinbarung eine bedeutendere Rolle, als es jetzt spielt, zu sichern, so wäre auch damit ein wichtiger Schritt zur Erreichung des Zieles gethan, „daß der riesige Aufschwung der Edelmetallproduktion in der Preisbildung auch zu Gunsten der produktiven Klassen zur Geltung gelange.“ „Insbesondre wir Ungarn — fügt er ehrlicherweise hinzu — haben kein Interesse daran, diesen Bestrebungen Hindernisse in den Weg zu legen. Wir sind ja eine kapitalarme, dem Auslande verschuldete Nation. Jede Veränderung in den Verhältnissen der Weltwirtschaft, die für den Schuldner gegenüber dem Gläubiger eine günstige ist, wendet uns fast nur Vorteile zu, während die Nachteile zum überwiegenden Teile die auswärtigen Gläubiger treffen.“ Um so energischer geht er den zum politischen Partei- und Klassenkampf reizenden Bestrebungen der deutschen Agrarier zuleibe. Die agrarische Bewegung in Deutschland sei von politischen Momenten erfüllt, mit politischen Zwecken verknüpft. Die Vertreter der landwirt-

Digitized by Google

schaftlichen Interessen seien von gesellschaftlicher und politischer Abneigung gegen das „Kapital" geleitet, und nicht so sehr die „objektive volkswirtschaftliche Überzeugung," sondern die „Parteileidenschaft und die Parteitaktik" führten sie in den Kampf gegen das sogenannte Großkapital, gegen die Börsen und deren heutigen Geschäftskreis. Das Schlagwort vom „international organisirten Großkapital" scheint ihm für die Agitation geschickt gewählt, um gewisse Kreise zu erschrecken und zu erregen. Es sei ja Thatsache, daß die moderne wirtschaftliche Entwicklung riesige Vermögen geschaffen habe, die das Vermögen der „stolzesten Oligarchen" in Schatten stellten. Es sei ferner Thatsache, daß die heutige Geldaristokratie ihr Vermögen nur zum Teil, vielleicht nur zum geringern Teil, ihrer „Arbeit und Genialität" verdanke. Die Quellen dieses Vermögens seien in vielen Fällen Geschäfte von zweifelhaftem Wert. Der Neid, die Abneigung gegen diese Leute sei menschlich sehr begreiflich bei der Klasse der Landwirte, die im besten Falle die von den Vorfahren ererbte Vermögenslage zu erhalten verstanden habe und sich nun durch die glücklichen Besitzer der leichterworbnen Millionen an Einkommen und Luxus überflügelt sehe. Nichts sei daher leichter, als manchem einzureden, daß eine geheime Verschwörung der Geldleute, ein plutokratisches Freimaurertum bestehe, das Parteien und Regierungen verführe und bestehe und das Schicksal der Welt im eignen Interesse zum Schaden der Landwirte lenke. Aber mit Recht fragt der ungarische Edelmann diesen Vorstellungen gegenüber: „Wer hat sich jemals Kenntnis von der Existenz dieses internationalen Bundes verschafft, aus wem, wo, seit wann und wieweit besteht er? Was ist seine Organisation? Wer leitet ihn? Welches ist sein gemeinsames Interesse, das zu dem Interesse der Landwirte im Gegensatz stünde? Wo tritt diese Solidarität des Kapitals zu Tage?" In einer Beziehung, so giebt er zur Antwort, sei ihm die Solidarität des Kapitals bekannt, das sei die „Solidarität gegen die das Privateigentum bekämpfenden Bestrebungen der Sozialdemokratie." Die Bekämpfung dieser sei allerdings ein gemeinsames Interesse jeder Art von Besitz, jeder Art von Kapital, vor allem aber des „unbeweglichen Kapitals." Namentlich die ungarischen Landwirte würden einen Hauptfehler begehen, wenn sie dieser Solidarität nicht eingedenk bleiben wollten. In Ungarn sei der Sozialismus von Anbeginn an mit „der Tendenz einer Aufteilung von Grund und Boden" hervorgetreten. In den Augen des ungarischen Volkes sei der Großgrundbesitz weit mehr der Vertreter des Großkapitals als das mobile Vermögen, und wenn es gelänge, die Massen in den Kampf gegen das Kapital zu führen, so würden diese es dort angreifen, wo es am nächsten erreichbar sei, und sie würden erst „durch die Zichys hindurch zu den Rothschilds" gelangen.

Wir meinen, diese Mahnung des ungarischen Großgrundbesitzers sollten sich unsre Herren östlich von der Elbe doch zu recht zu Herzen nehmen. Wer Gelegenheit hat, sich darüber zu unterrichten, welche Verwirrung die Lehren des Herrn von Plötz schon jetzt in den Köpfen unsrer Bauergutsbesitzer anrichten — wir brauchen diesen Ausdruck absichtlich im Gegensatz zu den kleinen Leuten und Arbeitern auf dem Lande, denen die preußischen Agrarier nichts versprechen, obwohl gerade sie nicht nur Versprechungen, sondern Hilfe am nötigsten hätten —, der muß einsehen, daß eine Stärkung konservativer Anschauungen am wenigsten daraus hervorgeht, sondern die Wirkung einen ausgesprochen demokratischen Charakter im schlimmsten Sinne hat. Daß damit der Überhandnahme sozialdemokratischer Gesinnung unter den kleinen Leuten aufs beste Vorschub geleistet wird, liegt auf der Hand, und nur die Blindheit der Parteileidenschaft zusammen mit der Frivolität der gut fundirten Berufsagitation kann die ungeheure Gefahr übersehen, die daraus für die besitzenden



Digitized by Google

Klassen auf dem Lande auch bei uns erwächst. Wenn die kleinen Leute im Osten Deutschlands gegen das „Kapital" aufgehetzt werden, richten sie ganz natürlich ihren Haß ebenso wie die in Ungarn zunächst, ja allein gegen die Gutsbesitzer, die Arbeiter gegen die „gnädigen" Herren, und selbst der rücksichtslos wuchernde Kaufmann, der Jude wie der Christ, wird vor der ausbrechenden Gewaltthätigkeit des ländlichen Proletariats tausendmal sicherer sein als der Grundherr.

Herr von Tisza weist dann darauf hin, wie wenig in den sonstigen praktischen wirtschaftspolitischen Fragen die viel genannte „Solidarität des Kapitals" zur Geltung komme. Im Gegenteil, meint er, werde dieses Kapital durch zahllose Interessengegensätze in die verschiedensten Lager der mannichfachsten Bestrebungen geteilt. Das feste Verzinsung genießende Leihkapital gegenüber dem in produktiven Unternehmungen verwendeten, der Handel gegenüber der Industrie, einzelne Zweige der Industrie gegen einander böten ein buntes Bild der Interessenkonflikte selbst innerhalb ein und desselben Landes. „Wenn wir aber, fährt er fort, das sogenannte Großkapital par excellence, die haute finance, betrachten, die ihr Vermögen in erster Linie in fest verzinslichen Anlehensobligationen anlegt, so muß man fragen: woher nimmt man auch nur einigen Schein der Berechtigung für die Annahme, daß ihr Interesse dem der Landwirte immer entgegengesetzt sei? Wie gering ist gerade ihr Interesse an der Herabdrückung der Warenpreise, und wie mächtige Interessen knüpfen sich für sie an das Aufblühen der Landwirtschaft! Ist denn nicht der Kredit eines großen Teils gerade der Länder, bei deren Anlehen die haute finance eine so wichtige Rolle spielt, mit dem Schicksal der Landwirtschaft verwachsen, und macht sie denn das immer größern Umfang gewinnende Pfandbriefgeschäft nicht zum Genossen der Interessen der Landwirte?" Wenn auch, wie man klagen hörte, ein großer Teil des Bodenertrages von dem Kapital (dem Gläubiger) genossen werde, so werde es doch nicht mit selbstmörderischer Hand die Quelle seines Vermögens angreifen. „Für eine wirklich zerstörende landwirtschaftliche Krise, die den Wert des Bodens dauernd niederdrückt, bietet bisher nur England ein Beispiel, wo infolge der Aufteilung und Gebundenheit des Grundbesitzes die kontinentalen Formen und Dimensionen des Hypothekarkredits sich nicht entwickeln konnten. Eine Krise von ähnlicher Ausdehnung in der mitteleuropäischen Landwirtschaft hätte die Zahlungsunfähigkeit eines großen Teils der Landwirte und einen Pfandbriefkrach zur Folge. Die Abwendung dieser Krise jedoch ist ebenso ein Interesse der großen Banken und der großen Finanziers wie der kleinen Kapitalisten, die ihre ersparten Pfennige zusammenlegen, gleichwie es unser, der Landwirte, allereigenstes Interesse ist."

Wir würden es für sehr ersprießlich halten, wenn jeder einzelne Rittergutsbesitzer in Altpreußen, wenn er dem „Kapital" den Kampf bis aufs Messer schwört, jedesmal feststellen müßte, wo denn die Kapitalisten und wie die Beziehungen sind, in denen er zu ihnen steht. Der ganze Unsinn solcher Schlagworte würde dann in überwältigender Weise zu Tage treten. Die Kapitalisten, bei denen er seinen Personalkredit befriedigt, sind doch nicht gerade in neiderregender Lage. Fast durchweg werden unvernünftige Borgfristen verlangt, zum Ruin namentlich des Mittelstandes im Handel, der Rittergutsbesitzer zu Kunden hat. Und unter den Hypothekengläubigern vergißt man in der Regel ganz und gar die Vorbesitzer mit ihrem stehengebliebnen Guthaben und die Verwandten mit dem eingetragnen Erbteil, wenn man dem „Kapital" den Krieg erklärt, und doch berechnet sich dieses Leuten von agrarischer Herkunft gehörige Kapital vielleicht nach Milliarden. Wer hat denn von der Riesenbelastung der Rittergüter infolge der zu unsinniger Höhe getriebnen Kauf- und Übernahmepreise den Kapitalgewinn eingeheimst? Doch ganz

Digitized by Google

gewiß nicht die Kaufleute, die Börsenmänner, die Juden! Und doch ist dadurch die Notlage der ostelbischen Landwirtschaft vor allem herbeigeführt worden. Aber alles das wird nicht mit einem Gedanken berührt bei dem Gezeter über das „Kapital," diese unpersönliche abstrakte Größe, dieses unübertreffliche Schlagwort bei den Agrariern wie bei den Sozialdemokraten.

Wir wünschen den ungarischen Landwirten von Herzen, daß der Bann, in den die deutsch-agrarische Agitation ihren Verstand zu schlagen begonnen hat, wieder gebrochen werde. Das Buch des Herrn von Tißza wird hoffentlich dazu beitragen, und die unmittelbar greifbar gewordne agrar-sozialistische Gefahr wird den Nachdruck geben. In Deutschland östlich von der Elbe werden wir zunächst noch das Schauspiel zu erwarten haben, daß Herr von Plötz und die Seinen jedem sozialdemokratischen Wahlsieg über einen Nichtagrarier Beifall klatschen.

Vaterländische Kriegsandenken. Vor kurzem erwarb das Berliner Zeughaus von der Sammlung Hamburgischer Altertümer ein waffengeschichtlich und kunstgewerblich gleich wertvolles altes Geschütz. Hamburg gab von zwei gleichen Stücken eins ab, um dafür althamburgische Waffen und Fahnen einzutauschen. Dazu hatte es sich aber noch etwas besondres erbeten: zwei vollständige Kriegsausrüstungen, wie sie 1870/71 von dem ruhmvollen hanseatischen Infanterieregiment Nr. 76 geführt worden waren.

Gegenstände solcher Art zu sammeln ist eine Neuerung. Unsers Wissens ist es bisher nirgends geschehen. Die große Handelsstadt trägt zum erstenmale Sorge, sich aus dem Kriege Andenken zu sichern, die sie besonders angehen. Aber mit dem Wunsche nach jenen Stücken, die die selbstbewußten Hanseaten in der gewaltigen Zeit getragen haben, und die heute gar nicht mehr so leicht zu beschaffen waren, hat die freie Stadt ein nachahmenswertes Beispiel gegeben.

In dem letzten Vierteljahrhundert ist eine Unzahl von Museen in Deutschland entstanden, viel zu viel für die allgemeine Aufnahmefähigkeit und vielfach auch von geringem Werte, denn es giebt gar nicht genug gute Sachen, um alle zu füllen, und obwohl sie angeblich alle für das Volk geschaffen sind, steht dieses doch der Mehrzahl ganz gleichgiltig gegenüber; sie sind ihm „nüchterne, öde Depots," sie sagen ihm nichts.

Ganz anders steht es mit der Teilnahme des Volks für Andenken aus seiner eignen Vergangenheit. Die Waffen, die Uniformen, die Feld- und Erinnerungszeichen aus der Kriegszeit von 1870, aus den Freiheitskriegen und, in Preußen, aus der friederizianischen Zeit üben eine gewaltige Anziehungskraft aus. Was die Väter und Großväter in Zeiten trugen, von denen sie ihren Enkeln am liebsten erzählen, was die Kinder noch gesehen, wovon sie in der Schule mit glücklichem Stolz gehört und zu Hause mit Leidenschaft gelesen haben, das sind die volkstümlichsten Sachen, die es geben kann. Ein Sonntagsbesuch im Zeughaus zu Berlin, dem volkstümlichsten aller Museen, kann das zeigen. Dort finden sich vor den alten Andenken zahllose Besucher zusammen. Sie sind sich fremd, doch der Drang, ihr Wissen, ihre Gedanken und ihre Erinnerungen auszutauschen, führt sie zusammen. Nicht leicht bietet sich dem Beobachter anderweit ein ähnliches Bild; diese Gegenstände sprechen zum Gemüt des Volkes.

Wunderbar, daß dem bisher fast nirgends Rechnung getragen worden ist. Wenige Hauptstädte ausgenommen, hat unser Volk in diesen fünfundzwanzig Jahren in öffentlichen Sammlungen nichts von Erinnerungsstücken von 1870 gesehen. Unsre Kinder, denen die vaterländische Geschichte das liebste und teuerste ist und sein soll, müssen darauf verzichten, während ihrer Lernzeit auch etwas lebendiges

Digitized by Google

aus jenen Zeiten zu sehen: eine Waffe, eine Uniform oder dergleichen. Frage man nur unsre trefflichen jungen Schulmeister, wie sie das bedauern! Erst beim Vortrag über alte Geschichte finden sich zur Ergänzung überall die alten Gipse, ja vielleicht sogar eine römische Fibula oder gar ein Stückchen Holz vom römischen Brückenbau über den Rhein. Während zersetzende Kräfte aller Art mit Gewalt und Überredung großen Volkskreisen ihre nationalen Güter zu nehmen suchen, wird dem deutschen Volke in all den mit so viel Fleiß und Geld hergerichteten Museen wenig oder nichts geboten, was seinem nationalen Gefühl, seiner Vaterlandsfreude und seiner kriegerischen Tugend die Nahrung böte, die es unwillkürlich verlangt, weil sie ihm so nötig ist.

Der Gegenstand kann hier nicht erschöpft werden, wir wollen aber mahnen, daß nach dem Vorgange Hamburgs auch anderwärts die Andenken aus dem letzten Kriege gesammelt werden möchten. Nicht um unserm friedlich arbeitenden Volke kriegerische Liebhabereien einzuflößen; das wäre ein überflüssiges Bemühen. Doch die Erinnerung an jene große Zeit muß unter allen Umständen mehr als bisher gepflegt werden, und dafür giebt es kein besseres Mittel als lebendig wirkende Andenken. Vieles ist schon verschwunden, aber das nötigste und beste ließe sich noch zusammenfinden. Übrigens hat die Nation auch die Pflicht, jene Dinge der Nachwelt zu erhalten, denn sie bleiben, treu gepflegt, die besten Grundlagen für die nationale Erinnerung und für jede zukünftige poetische oder künstlerische Verklärung jener Zeiten. Frage man nur einen Künstler, wie viel mehr wert ihm eine alte Uniform ist als das beste Bild oder gar eine Beschreibung! Alles aber, was Poesie und Kunst bisher zur Verherrlichung des großen Einigungskriegs geleistet haben, reicht nicht entfernt an die damaligen Thaten hinan. Die Kunst ist dem deutschen Volke hierin noch so gut wie alles schuldig geblieben. Das wäre zu verwundern, wenn nicht die Erfahrung lehrte, wie langsam und tief unser Volk große Eindrücke verarbeitet. Auch die Thaten Friedrichs des Großen haben erst hundert Jahre später durch Menzel ihre künstlerische Darstellung gefunden. Es ist bekannt, wie eifrig Menzel die Uniformen und andre Überbleibsel aus jener Zeit verwendet hat. Aber selbst heute noch finden sich z. B. in der Mark Brandenburg, abgesehen von Berlin, mehr Andenken an die Zeit des alten Fritz als an den Krieg von 1870. Wie sollen aber unsre Künstler einst den Todesritt der Reitergeschwader von Mars la Tour und so manche andre Heldenthaten darstellen, wenn von jenen Regimentern keine Uniformen mehr vorhanden sind?

Jede Stadt sollte bemüht sein, eine kleine Sammlung von Andenken an die Kriegszeit zusammenzubringen, Andenken, die zu der Bürgerschaft und Garnison in Beziehung stehen. Mit Hilfe der Regimenter würde das billig zu machen sein, denn nirgends sonst sind die Sachen zu finden, als dort, wo manches in alten Beständen übrig geblieben ist und Fehlendes noch genau wieder hergestellt werden könnte. Auch die höchsten Militärbehörden würden aus den Dispositionsbeständen des Berliner Zeughauses und der Waffendepots gewiß helfen, soweit es möglich ist. Zu diesem feldmäßigen Teil aber werden sich aus den Bürgerfamilien die Andenken an besondre Vorgänge, an die Feldpost, an die Verwundetenpflege, an einzelne Soldaten, Bürger und Beamte bis hinauf zu den Führern und selbst zu den hehren Gestalten des Kaisers und seines Kanzlers gesellen, sodaß bei richtiger Leitung selbst in kleinern Orten leicht zu viel zusammenkommen könnte, und man zur Selbstbeschränkung würde raten müssen. Denn der Feind aller lebendigen Sammlungen ist das Überwuchern des Mittelguts.

Und alle diese Gegenstände müßten in die zugänglichsten Räume gebracht werden, mitten hinein ins Leben — in den Ratssaal, auf die Rathausdiele,

Digitized by Google

in die Aula, in das Turn- und Schützenhaus, ja sogar, wie früher, in die Kirche. Der belebteste Platz ist der beste, und ein verständiger, warmherziger Lehrer mit seinen Jungen wäre der beste Hüter des kleinen Gemeindeschatzes. Übrigens macht die Erhaltung keine Mühe; selbst die Motteugefahr ist für Uniformen bei den heutigen Hilfsmitteln nicht mehr schlimm. So könnte alles ohne kostspielige Bauten, ohne Beamte und ohne Schematismus gemacht werden.

Und wie in den Städten, so müßte es auch auf dem Lande sein, in den Hausmuseen des hohen Adels, wie auf den Sitzen der alten und neuen Geschlechter, die den Königen und Fürsten so viele Offiziere geliefert haben. Wo sind die Uniformen geblieben, die die Familienangehörigen damals als Offiziere und Freiwillige getragen haben? Sie müßten die Andenken in den Städten ergänzen.

Größeres aber sollten ganze Provinzen schaffen. Dort werden ja vielfach die alten Baudenkmäler wieder hergestellt, und oft wird die Frage gehört, wie jene Bauwerke durch Nutzbarmachung gegen neuen Verfall geschützt werden sollen. Die Provinzen mögen ihre Sammlungen hineinlegen, die das ganze Armeekorps umfassen. Von größtem Wert wären sie in den Grenzprovinzen, wo das Deutschtum mit andern Nationalitäten zu kämpfen hat. Einem Preußen polnischer Abkunft würden solche Erinnerungszeichen an den großen Krieg, den er tapfer mitgekämpft hat, eine eindringliche, zum Herzen gehende Sprache reden, gegen die nichts ankommt. Des Königs Rock getragen zu haben, darauf sind alle stolz, und nun gar im großen Kriege! In den Grenzlanden muß vor allem für gute preußische Tradition gesorgt werden, und dazu sind sichtbare Zeichen nötig.

Soll das alles aber wirklich volkstümlich werden, so muß es vom Volke selbst ausgehen, nicht von staatlichen Behörden. Was Einzelne und Gemeinden schaffen, daran hängen alle mit besondrer Liebe und sorgen für seine Fortentwicklung. Daß die Behörden mithelfen würden, ist wohl selbstverständlich.

Ein patriotischer Festtag, der hundertjährige Geburtstag Kaiser Wilhelms I. steht bevor. Um ihn würdig zu begehen und über den lauten Tagesjubel hinaus ein sichtbares Andenken an den Tag zu schaffen, sollte man bei diesem Anlaß überall in deutschen Landen zur Sammlung vaterländischer Andenken aus der Zeit von 1870 schreiten. Den Stadt- und Schulbehörden, den Turnern, Schützen und Sängern, sowie endlich dem schönsten aller Vereine, dem deutschen Kriegerverein, sei diese Sache eindringlich ans Herz gelegt.

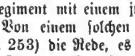
Berlin E. v. Ubisch

Königl. Fachingen. Seit einiger Zeit bringen die Tagesblätter große Anzeigen über die bekannten Mineralbrunnen zu Fachingen und Selters. Die Überschriften der Anzeigen lauten: „Königl. Selters“ und „Königl. Fachingen,“ und am Schlusse der einen stand gar in der ersten Zeit: „Königl. Fachingen verlängert das Leben.“ Merkwürdigerweise ist nun das Wort „Königl.“ in diesen Anzeigen nie ausgedruckt, sondern stets so abgekürzt: „Königl.,“ obgleich es — wenigstens bei „Fachingen“ — einen durchaus unschönen Eindruck macht, daß die zwei ungleich langen Wörter Königl. und Fachingen durch den preußischen Adler getrennt sind. Unter der großen Anzahl von Empfehlungen, die den Hauptteil der Anzeige des Fachinger Wassers ausmachen, ist aber keine einzige, in der von „Königl. Fachingen“ die Rede wäre, sondern alle sprechen, wie das ja auch ganz natürlich ist, vom Fachinger Wasser oder vom Fachinger Brunnen; nur ein Arzt schreibt: „Der von Ihnen bezogne ›Fachinger‹ hat mir .... Dienste geleistet,“ wo aber eben „Brunnen“ zu ergänzen ist. Wie in aller Welt soll man das „Königl.“ nun eigentlich auflösen? Königlicher Fachingen? Oder: Königlich Fachingen? Oder:

Digitized by Google

Königliches Fachingen? Oder wie sonst? — Sagt man sich, daß man wie von einer „Flasche Selters“ so auch schließlich von einer „Flasche Fachingen“ sprechen könne, so müßte es „Königliches Fachingen“ heißen. Weshalb druckt man es dann aber nicht so und quält sich und andre mit der emmichischen Form „Königl.“? Die Verfasser der Anzeigen thäten der deutschen Sprache einen Dienst, wenn sie die Leser darüber aufklärten, wie sie das Wort ausgesprochen wissen wollen.

Berichtigung. Ein Freund der Grenzboten schreibt uns: In Nr. 5 dieser Zeitschrift S. 261 wird gesagt, „der bekannte Svarez“ habe „Friedrich dem Großen“ alles Ernstes vorgeschlagen, aus den Juden wegen ihrer Tüchtigkeit als Reiter ein besondres Kavallerieregiment mit einem jüdischen Oberst zu bilden. Hier liegt eine Verwechslung vor. Von einem solchen jüdischen Kavallerieregiment ist zwar in Stölzels „Svarez“ (S. 253) die Rede, es wird aber dort mitgeteilt, daß „der bekannte Wöllner,“ der Kultusminister Friedrich Wilhelms II. und dessen früherer Lehrer, der von Friedrich dem Großen als „betrügerischer und intriganter Pfaffe“ bezeichnet wurde, seinem Schüler einen Vortrag gehalten habe, worin er die Errichtung eines jüdischen Kavallerieregiments empfohlen habe. Svarez und Wöllner waren die größten Gegensätze. Um Reiterregimenter hat sich Svarez auch nie gekümmert.



## Litteratur

Sozialpolitische Schriften. Da aus Heinrich Freeses Fabrikantensorgen (Eisenach, M. Wilckens, 1896) die Zeitungen lange Stellen abgedruckt haben, so bleibt uns nur noch übrig, die Leser zu bitten, sie möchten sich mit diesen Auszügen und Stichproben nicht begnügen, sondern das Schriftchen ganz durchlesen. Hier spricht nicht ein Theoretiker, sondern ein Fabrikant, der so ziemlich alles, was die Sozialdemokraten, als innerhalb der bestehenden Gesellschaftsordnung erreichbar, jetzt schon fordern, den Arbeitern seiner vier Fabriken gewährt hat (namentlich den Achtstundentag, Abschaffung aller Über- und Sonntagsarbeit, Arbeiterausschüsse, Gewinnbeteiligung und Selbstregierung bei allen Wohlfahrtseinrichtungen) und der versichert, daß bei durchschnittlich zehnjähriger Erprobung dieser Einrichtungen weder er noch die Arbeiter etwas verloren haben, und daß er mit seinen größtenteils sozialdemokratischen Arbeitern in nie gestörter Eintracht lebt. Der Zentralverband deutscher Industrieller hat 1890 sogar die Bestimmung der Gewerbeordnung, wonach sich die Arbeiter bei Erlaß einer Fabrikordnung zu äußern haben, mit Berufung auf die privatrechtliche Natur des Arbeitsvertrags für unannehmbar erklärt. Dazu bemerkt Freese: „Man sieht hieraus zur Genüge, was sich diese Herren eigentlich unter einem Vertrage vorstellen, und man wird bei solchen Worten nur allzusehr an die Worte Niccolo Machiavellis erinnert, daß das Streben des Volks immer viel ehrlicher sei als das der Großen, denn die Großen wollten das Volk unterdrücken, das Volk wolle aber nur nicht unterdrückt sein.“ Es ist erklärlich, daß ein so edler Mann an das, was von den englischen Fabrikgreueln erzählt wird, nicht recht zu glauben vermag; leider sind diese Greuel durch die Berichte von Parlamentskommissionen aktenmäßig erwiesen. Freese steht bekanntlich auch an der Spitze der Berliner Bodenbesitzreformbewegung, die eben für

Digitized by Google

Berlin ihre ganz besondre Bedeutung hat. Den dortigen Arbeitern nützt keine Lohnerhöhung, den Fabrikanten (die ja auch meist zur Miete wohnen) keine Gewinnsteigerung, den Ladeninhabern und den Gastwirten keine Mehreinnahme, weil das Raubgesindel der Bodenwucherer, Grundstückspekulanten und Bauschwindler jeden Mehrverdienst frißt. Im letzten Abschnitt seiner Schrift stellt Freese diese haarsträubenden Zustände, die sich das Volk — und zum Volke gehören in diesem Falle alle Nichthausbesitzer — mit unglaublicher Geduld gefallen läßt, noch einmal sehr wirksam zusammen.

So unendlich viel Gutes nun gewirkt, und so unsägliches Unheil abgewendet werden könnte, wenn alle Unternehmer von dem Geiste Freeses beseelt wären — eine Lösung der sozialen Frage wäre das immer noch nicht. In Freeses Fabrikationszweige — er ist bekanntlich Jalousienfabrikant — mag es nicht so gar schwierig sein, Eintracht und überhaupt erträgliche, sogar erfreuliche Zustände herzustellen, weil die Arbeit darin weder gesundheitsschädlich, noch lebensgefährlich, noch sonst widerwärtig ist. Dasselbe gilt von Möbelfabriken, Maschinenbauanstalten und noch manchen andern industriellen Unternehmungen. Aber daß es psychologisch möglich sein sollte, daß die Arbeiter in einer Gifthütte, wo sie im zwanzigsten Lebensjahre schon alle ihre Zähne verlieren, oder die in irgend einer unterirdischen Hölle, an ihren Brotherrn anders als mit Ingrimm denken, das bezweifeln wir ganz entschieden. Arbeitsscheu bedeutet in sehr vielen Fällen weiter nichts, als daß sich die Natur des Menschen gegen eine solche Arbeit sträubt, oder gegen eine Arbeit, der seine Kräfte nicht gewachsen sind. Daß es aber auch viele giebt, die beim besten Willen nicht einmal solche Arbeit bekommen können, und daß die Zahl dieser wirklich Arbeitslosen bei zunehmender Bevölkerung stetig wachsen muß, wenn wir keine Kolonien haben, davon wird sich jeder nicht absichtlich und freiwillig Blinde aufs neue überzeugen, wenn er das Buch des königlich preußischen Majors a. D. Hans von Meyerinck liest: Praktische Maßregeln zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit. Eine kurze Darstellung der bisher angewandten Mittel und Reformvorschläge für Deutschland. (Jena, Gustav Fischer, 1896.) Der erste Teil, der die bestehenden Einrichtungen wie Herbergen zur Heimat, Naturalverpflegungsstationen, Arbeiterkolonien, Heimatkolonien, Arbeitsnachweise, Arbeits- oder Korrigendenhäuser geschichtlich und statistisch behandelt, umfaßt auch die wichtigsten Staaten des Auslands. Daß es an Arbeitsgelegenheit fehlt, wird schon allein durch zwei Umstände schlagend bewiesen. Erstens: mit Ausnahme einer einzigen derartigen Anstalt vermag in keiner die Arbeit der Pfleglinge ihren Unterhalt zu decken; sie erfordern alle Zuschüsse, und zwar recht bedeutende. Freilich sind die Arbeiter größtenteils minderwertig, aber da sie unter hartem Zwange so viel arbeiten müssen, als sie vermögen, müßten sie doch, wenn genügend Nachfrage nach ihren Erzeugnissen vorhanden wäre, wenigstens ihren Unterhalt und die Kosten der Betriebsleitung verdienen, da ja doch bei gesunden Zuständen ein vollwertiger Arbeiter nicht bloß sich, sondern auch eine Familie erhalten, dazu die Wohnungsmiete aufbringen muß, die bei jenen Anstalten wegfällt. Zweitens wird das Fehlen der Arbeitsgelegenheit dadurch bewiesen, daß jene Anstalten, ausgenommen die Moorkolonien und die Ackerbaustationen, keine Arbeit leisten können, ohne durch ihre Konkurrenz Handwerker und freie Lohnarbeiter zu schädigen. Man kann keinen Vagabunden oder Bettler beschäftigen, ohne einem beschäftigten Arbeiter entweder die Arbeit zu nehmen oder ihn wenigstens durch Lohn- und Preisdruck elend zu machen. Der Verfasser zieht daher aus dem Ergebnis seiner Untersuchungen die Folgerung, daß der Staat verpflichtet sei, Arbeitsgelegenheit zu schaffen, und daß das auf keine andre Weise geschehen könne, als daß man Heimatskolonien nach dem

Digitized by Google

Muster von Friedrich-Wilhelmsdorf bei Bremen zur Urbarmachung von Moorboden gründe. Der Verfasser glaubt, daß die sieben Millionen Morgen Moorboden, die wir in Deutschland haben sollen, für unsern Bedarf hinreichen würden. Wir vermögen es nicht zu glauben; aber allerdings wird man dazu vorläufig seine Zuflucht nehmen müssen, solange wir nicht etwas besseres haben als Moorboden. Unter den Vorschlägen zur Verbesserung der bestehenden Einrichtungen sind die wichtigsten, daß der Gesetzentwurf zur Regelung des Wanderburschenwesens, der dem preußischen Landtage am 29. April 1895 vorgelegt, von diesem aber abgelehnt worden ist, aufs neue eingebracht und angenommen werde, und daß man das Landarmen- und Korrigendenwesen einer gründlichen Änderung unterziehe. Seit Jahren haben wir nach einer Auskunft über die Ergebnisse des Korrigendenwesens vergebens gespäht; hier finden wir endlich eine. „Aus einer Korrektionsanstalt kommt so leicht keiner gebessert heraus.“ Das Ergebnis ist also gleich Null oder wenig darüber. Dem scheint zu widersprechen, daß die Zahl der Rückfälle zwischen 50 und 75 Prozent schwankt; aber man muß bedenken, daß nicht alle Rückfälligen in die Korrektionsanstalt zurückkehren; da sie diese mehr fürchten als das Zuchthaus, so begehen sie lieber ein Verbrechen, das ihnen dessen Pforten öffnet, und viele kommen ja doch um, ehe sie wieder beim Bettel erwischt werden. Einen aus dem Korrektionshause entlassenen nimmt kein Mensch in Arbeit, und Gemeinden weisen Korrigenden grundsätzlich aus. „Was soll solch ein Mann nun andres anfangen, als so lange vagabundiren, bis er aufgegriffen und von neuem ins Arbeitshaus gesperrt wird?“ Die Arbeitshäuser sind also keine Besserungsanstalten, sondern Strafanstalten, und da ist es nun merkwürdig, daß Personen, deren Schuld oft nur in Unvermögen oder Willensschlaffheit besteht, härter bestraft werden als die schwersten Verbrecher. Und „als unverzeihlich muß man es bezeichnen, wenn sich unter den Korrigenden Greise, Krüppel, Schwachsinnige oder mit chronischen Krankheiten behaftete Personen befinden — Individuen, welche nach ungefährer Schätzung 10 Prozent der ins Arbeitshaus Eingesperrten ausmachen.“

Nun fehlt es ja gewiß in einem Gebiete wenigstens an Arbeitern: auf den Gütern der ostelbischen Großgrundbesitzer, die aus diesem Grunde durch Hereinziehung von Arbeitern aus russisch Polen das Land polonisiren. Aber Vagabunden taugen so wenig zu ländlichen Lohnarbeitern wie stellenlose Buchdrucker, Schneider oder verbummelte Kandidaten der Philosophie, und was die Landarbeiter aus Ostelbien vertreibt, das haben wir bei Erörterung der Agrarfragen oft genug auseinandergesetzt. Professor Freiherr von der Goltz faßt die wichtigsten Punkte noch einmal kurz zusammen in einem sehr hübschen Schriftchen*) für solche, die seine unsern Lesern bekannten größern Bücher, sowie die von Knapp und die Schriften des Vereins für Sozialpolitik über die Agrarfragen nicht lesen können. Bekanntlich schlägt der Verfasser als Heilmittel der Not vor: Weiterführung der preußischen Rentengütergesetzgebung, sodaß sie die massenhafte Errichtung von Arbeiterrentengütern ermöglicht, gute Arbeiterwohnungen und Rückkehr, wenigstens teilweise Rückkehr zur Naturallöhnung. Der deutsche Landwirtschaftsrat hat in seiner Sitzung am 8. Februar diese Vorschläge zu den seinigen gemacht.

*) Die Landarbeiterfrage im nordöstlichen Deutschland. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1896. 6. Heft des 1. Bandes der von Heinrich Sohnrey herausgegebnen Flugschriftensammlung: Die Zukunft der Landbevölkerung.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# Englische Offenherzigkeiten

Wohin die Herzenswünsche der großen Mehrheit des englischen Volks gerichtet sind, läßt sich aus einigen Kundgebungen der neuesten Zeit deutlich erkennen. Einer der höchsten Staatsbeamten hat sich in öffentlicher Rede herausgenommen, ein ebenso unverschämtes, wie auf völliger Unkenntnis beruhendes Urteil über die Sklaverei in der deutschen Armee abzugeben — unwillkürlich erinnert man sich dabei an die Phrasen Napoleons III. über die Befreiung Deutschlands von dem preußischen Joch; Cecil Rhodes, der „afrikanische Napoleon," hat ohne jeden Rückhalt in London erklärt, er habe den Raubzug Jamesons gegen Transvaal unterstützt, um das Land rechtzeitig deutschem Einflusse zu entziehen, und als dritter im Bunde legt die Wochenschrift Spectator einen saubern Plan vor, in welcher Weise man Deutschlands Welthandel und Kolonialpolitik mit einem Schlage zu Gunsten Englands ein Ende bereiten könnte und sollte.

Bei John Bull hört in Geldsachen die Gemütlichkeit noch früher auf als bei andern Leuten; der friedliche Wettkampf der Völker wird nur so lange als Aushängeschild benutzt, wie das Geschäft gut geht. Das Made in Germany dringt in seine Träume ein und läßt ihn nicht mehr schlafen. Da der friedliche Wettkampf in diesem Falle nicht den gewünschten Erfolg zu versprechen scheint, so kommt der Spectator-Artikel kurzer Hand zu dem Schluß: „Schlagt ihn tot, den Hund! Es ist ein Konkurrent." Alles ist hübsch überlegt und ordentlich vorbereitet, und da es England niemals an der nötigen Vorurteilslosigkeit in moralischer Beziehung gefehlt hat, so wird sich auch zur rechten Zeit ein Vorwand einstellen. Auch dem Auge des Philisters muß dadurch klar werden, was für Eingeweihte längst sicher ist, daß die ungeheuern Flottenausgaben in England wesentlich gegen die Weltmacht- und Welthandelsstellung Deutschlands gerichtet sind.



Digitized by Google

Angesichts dieser Thatsachen dürfen wir uns nicht verhehlen, daß unsre maritimen Kräfte zum Schutze unsers Handels und unsrer Industrie völlig unzureichend sind. Unsre Parteien müssen sich darüber klar werden, ob sie für Deutschland Exportindustrie und Seehandel haben wollen oder nicht. Halten sie beides für notwendige Lebensbedingungen des neuen Deutschlands, so würde die Ablehnung der Flottenvermehrung einfach keinen Sinn haben. Gerade die Klassen der Bevölkerung, die den Hauptvorteil von Handel und Industrie haben, müssen hierbei in Opferwilligkeit vorangehen, wenn sie nicht ihre völlige politische Unreife verraten wollen. Ohne Blüte der nationalen Industrie giebt es weder gute Unternehmergewinne, noch gute Arbeitslöhne; Unternehmer wie Arbeiter sind also gemeinsam an dem Schutz des Exporthandels interessirt. Das „uferlose" Geschwätz muß endlich verstummen und sachlichern Erwägungen Platz machen. Parteien, die notwendige Forderungen ablehnen und mit Rücksicht auf den Wählerfang immer nur Einschränkung der Staatsausgaben als höchste Weisheit zu predigen wissen, zeigen das Gegenteil von politischer Klugheit. Ihr Standpunkt ist genau derselbe, wie der des vielbelachten Herzogs von Mecklenburg, der kurz vor dem Kriege 1806 auf ein von Preußen gestelltes Ansuchen, zu den Verpflegungskosten der Armee beizutragen, erwiderte: so dankbar er den preußischen Schutz benutzen würde, wenn er sich in Gefahr glaube, so dringend müsse er sich unter den gegenwärtigen Umständen eine Beitragsleistung verbitten!

Wir feiern bald den hundertsten Geburtstag des ersten Kaisers unsers neuen deutschen Reichs, wir feiern in diesem Jahre auch die hundertjährige Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. Er war einer der edelsten und besten deutschen Monarchen aller Zeiten, und doch hat Preußen unter ihm die entsetzliche Demütigung von Jena, die Schmach und den finanziellen Druck der siebenjährigen Fremdherrschaft zu tragen gehabt. Dann aber konnte, schon zwei Wochen nach dem Tilsiter Frieden, das Reorganisationswerk beginnen, weil kein Einsichtiger mehr im Zweifel war, was geschehen müsse; dem jungen Könige hatten nur in den ersten zehn Jahren seiner Regierung die Festigkeit und der Entschluß gefehlt, die notwendigen Opfer von seinem Volke zu fordern. Sind wir im Laufe dieses Jahrhunders soweit politisch gereift, daß wir die nötigen Opfer freiwillig bringen, oder wollen wir wieder warten, bis uns eine fremde Macht das Ungenügende unsrer Rüstung in empfindlichster Weise fühlbar macht?

Daß wir uns in absehbarer Zeit als ebenbürtige Seemacht neben England stellen könnten, ist ja vornherein ausgeschlossen; aber wir müssen unsre Marine in einen Stand setzen, der uns einem Gegner Englands als respektabeln und wünschenswerten Bundesgenossen erscheinen läßt.

Noch etwas andres scheint uns England gegenüber für unsre Politik dringend nötig zu sein, was ihm die Lust, unsern Seehandel zu vergewaltigen, verderben könnte. An einen Seeangriff auf englisches Festland oder an einen

Digitized by Google

Landungsversuch, wie ihn noch Napoleon I. plante, werden wir nicht denken können. Aber um es zu der Achtung und Höflichkeit im Verkehr mit uns zu veranlassen, die wir zu beanspruchen haben, würde es genügen, wenn wir an einem Punkte, wo eine kräftige Machtentfaltung für uns möglich ist, Englands Landnachbar würden. Je näher dieser Punkt einer der englischen Hauptverkehrsstraßen läge, desto empfindlicher würde es für jeden dort ausgeübten Druck sein.

Wir glauben, daß es von diesem Gesichtspunkt aus kaum ein Land auf irgend einem Fleck der Erde giebt, das einer deutschen Besitzergreifung größere Vorteile böte als Syrien. Es ist ein Land, wo deutsches Blut in Strömen geflossen ist, und das deutsche Helden und Heldenthaten in Menge gesehen hat. Wenn die deutsche Fahne wieder auf Accon wehte, dann würden wir Deutschland auf dem Wege zu der ihm gebührenden Weltmachtstellung sehen.

## Der Nachwuchs der ländlichen Arbeiter

Eine der am ärgsten vernachlässigten und doch wichtigsten und lohnendsten sozialen Aufgaben ist die Fürsorge für den Nachwuchs der ländlichen Arbeiter im Osten Deutschlands. Daß die Aufgabe wichtig ist, leugnet niemand. Die Klagen über die Nichtsnutzigkeit der jungen Arbeiter auf dem Lande sind ebenso allgemein und unsrer Erfahrung nach auch ebenso berechtigt wie die Klagen über den Mangel an Arbeitern und über ihre Abwanderung in die Städte und zur Industrie. Auch darüber ist man allgemein im klaren, daß eine Rückwanderung von Arbeitskräften aus der Stadt und der Industrie nicht zu erwarten ist und, wenn sie stattfinden sollte, den Interessen der Landwirtschaft und der ländlichen Bevölkerung wenig entsprechen würde. Und auch daran zweifelt wohl kaum noch jemand, der sich die Mühe giebt, über den gemeinen Nutzen nachzudenken, daß das Heranziehen junger Arbeitskräfte aus entfernten Landesteilen oder von jenseits der Grenze, sei es zu dauerndem Dienst oder zu vorübergehender Arbeit, nur ein trauriger, sozial schädlicher Notbehelf ist, dem so bald als möglich ein Ende zu wünschen wäre. Daß die Fürsorge für den Nachwuchs der Landarbeiter bisher vernachlässigt worden ist, besonders im Osten Deutschlands, wird auch kaum bestritten werden. Hat man doch in den Kreisen der ländlichen Besitzer an eine solche Fürsorge überhaupt längst

Digitized by Google

zu denken aufgehört oder nie gedacht, sofern sie weiter geht als die vom Staat erzwungne Volksschulpflicht, über deren beschwerliche Last man Ach und Weh zu schreien gewöhnt ist. Wir haben in den letzten dreißig bis vierzig Jahren diese Gleichgiltigkeit wahrzunehmen hinreichend Gelegenheit gehabt. Mit Klagen und Wettern über die Zügellosigkeit und Verrohung, über die Unverschämtheit und Faulheit der aus der Schule entlassenen Jugend glaubte man genug gethan zu haben. Höchstens forderte man mit dem lautesten Brustton politischer Parteitreue die Einführung der Prügelstrafe als Recht jedes Guts- und Gemeindevorstehers, die strenge Bestrafung des Kontraktbruchs und die Beseitigung der Freizügigkeit; aber in dem eignen Wirkungskreise, in der eignen großen oder kleinen Wirtschaft rührte man nicht einen Finger, um der Erzieherpflicht der Dienstherrschaft gegen die ihr anvertrauten Kinder und jungen Leute zu genügen. Wir haben diese Wahrnehmung gemacht selbst bei sonst pflichttreuen Wirtschaftern, bei gebildeten Männern und Frauen, bei Rittergutsbesitzern und Bauern, und um so ausgesprochner, je mehr die Anschauung, daß es mit dem patriarchalischen System nun einmal vorbei sei, den „intelligenten" Betriebsleitern in Fleisch und Blut übergegangen war. Selbst bei unsern Geistlichen auf dem Lande war diese Gleichgiltigkeit in einem uns immer unbegreiflichen Maße zu finden, und natürlich nicht minder bei den Schullehrern. Wir haben nie daran gezweifelt, und oft genug haben wir es ausgesprochen, daß das eine schwere Sünde sei, und daß sich diese Sünde bitter rächen müsse an den Besitzern und am ganzen Volke; aber immer war ein überlegnes Achselzucken die Antwort. Jetzt ist der Notstand da, die Folge der Schuld von Generationen, und das gegenwärtige Geschlecht hat sich mit ihr abzufinden, sie zu sühnen, so hart ihm das ankommt.

Aber diese Sühne scheint uns auch eine der lohnendsten sozialen Aufgaben der Gegenwart zu sein. Man kann, man muß sie lösen zum Heile des deutschen Volks, zum Segen für unser ganzes Vaterland! Freilich auf den ersten Blick erscheinen die Aussichten gerade jetzt sehr wenig erfreulich. Auf der einen Seite die agrarische, auf der andern Seite die sozialistische Verirrung. Dort der extreme, Recht und Billigkeit mit Füßen tretende Egoismus, der jede eigne Pflichterfüllung weit von sich weist, bis seiner materiellen Begehrlichkeit genug gethan ist; hier die Wahnvorstellung von einer vollkommen neuen, noch nie dagewesenen, noch gar nicht bekannten Gesellschaftsordnung mit grundsätzlich „andern" Begriffen über Recht und Billigkeit. Dort, so scheint es, die ostelbischen Gutsbesitzer beherrscht von Herrn von Plötz und Genossen, hier die jungen Pastoren inspirirt von den Herren Naumann, Wagner und ihrer Gefolgschaft. Was soll da wohl für die Erziehung des landwirtschaftlichen Arbeiternachwuchses gutes herauskommen? Und doch trauen wir diesen ostelbischen Gutsbesitzern und den jungen Pastoren die Lösung dieser großen sozialen Aufgabe immer noch zu. Wer die Verhältnisse im Osten kennt, der

Digitized by Google

weiß, daß in unserm grundbesitzenden Adel trotz mancher den Westdeutschen und den Großstädter abstoßenden Standesvorurteile ein großer Schatz vornehmen Pflichtgefühls lebendig ist, der sich mit der agrarischen Agitation nicht verträgt, mag sie auch unter dem Druck der materiellen Notlage eine Zeit lang stillschweigend geduldet werden.

Vor allem aber hat sich dieser vornehme Adel die Neigung bewahrt, für „seine Leute" zu sorgen, und diese werkthätige Nächstenliebe des Wohlhabenden zu dem Armen, des Herrn zu dem Arbeiter hält Stand und siegt ersichtlich vielfach, wenn auch in dem Ringen nach den veränderten Formen, die ihr die neuen Wirtschafts- und Rechtsverhältnisse, auch wohl hie und da ein höherer Bildungsstand der Arbeiter, aufnötigen. Es ist der reine Unverstand, wenn für die ländlichen Verhältnisse im Osten von der manchesterlichen und parteisozialistischen Einseitigkeit „patriarchalische" Beziehungen zwischen Unternehmer und Arbeiter ohne weiteres für unmöglich und unzulässig erklärt werden. Es muß einmal von arbeiterfreundlicher Seite im Interesse des Fortgangs vernünftiger Sozialreformen und ganz besonders im Interesse einer bessern Erziehung des ländlichen Arbeiternachwuchses ganz nachdrücklich gesagt werden, daß wir den Patriarchalismus gar nicht entbehren können, den natürlichen, gesunden, vernünftigen, wenn auch ganz alten Patriarchalismus, der den Starken in seinem Herrschaftsbereich für den Schwachen sorgen läßt in materieller wie in sittlicher Beziehung, mögen die Formen dieser Fürsorge nach Ort, Zeit und Person auch ganz verschieden sein. Fünf, sechs Jahrzehnte lang hat die Manchesterschule gegen das „patriarchalische System" geeifert, jetzt besorgen das die Herren Bebel, Naumann, Wagner noch besser, ohne jede Rücksicht darauf, daß dadurch draußen auf dem Lande, auf den Rittergütern und in den Bauerhöfen, dem Herrn wie dem Arbeiter alles vergällt und verleidet wird in der Wirtschaft und in der Arbeit, ja die Heimat selbst. Auch unsre bürgerlichen Rittergutsbesitzer, soweit sie nicht zu den leider mehr, als man annimmt, verbreiteten spekulirenden Güterhändlern gehören, sondern Landwirte sind, wie sie sein sollen, sich auf die Dauer mit Land und Leuten eins fühlen, sind immer noch sehr wohl befähigt und geneigt, sich patriarchalischer Pflichterfüllung zu widmen. Wenn sie nur erst von dem Wahne geheilt sein werden, daß das doch eigentlich gar nicht mehr zeitgemäß sei, und wenn sie erst eingesehen haben werden, daß ein brauchbarer Arbeiterstand nicht nachwächst wie Unkraut hinterm Zaune, wenn sie endlich auch im Osten im Arbeiter die rechtlich und sittlich freie, gleichwertige Persönlichkeit anerkennen werden, wie es das Christentum seit Jahrhunderten von jedem einzelnen unzweideutig verlangt — nicht etwa irgend welcher neue Begriff von Recht und Billigkeit —, dann ist eine kräftige, praktische Mitarbeit der Besitzer sicher, so verständnislos auch heute noch die Mehrzahl der Aufgabe gegenübersteht. Und die jungen, von christlich- und nationalsozialen Theorien angeregten Herren Pastoren werden hoffentlich der Sauerteig

Digitized by Google

werden, der bisher auf dem Lande im Osten gefehlt hat, das heilsame Gegengift gegen das manchesterliche Laisser-aller, die agrarische Lieblosigkeit, den protzenhaften Hochmut, die läppischen Standesvorurteile der Besitzer. Man müßte ja an der menschlichen Natur ganz verzweifeln, wenn diese von idealem und doch auch praktischem Eifer erfüllten Theologen in der Praxis des Amts nicht die Einseitigkeit und die Gedankenspielerei ihrer sozialistischen Inspiratoren erkennen sollten, mögen sie auch im Anfange sich manchmal die Finger verbrennen und auf die Finger geklopft werden müssen. Was wir in dieser Beziehung selbst gesehen und gehört haben, bestärkt unsre Zuversicht. Die Aufgabe der Geistlichen, der katholischen wie der evangelischen, ist ungeheuer groß auf unserm Gebiete, und sie können sie lösen, nicht gegen die Besitzer, sondern mit den Besitzern und durch sie. Danken wir dem Himmel, daß der alte Geist der sozialen Gleichgiltigkeit einer hingebenden Arbeitslust Platz zu machen beginnt; es wäre wahrlich Sünde, den gesunden Trieb einiger störenden Auswüchse wegen durch plumpe Gewalt zum Verkümmern zu bringen. Wo Menschenalter hindurch aus der Bevölkerung heraus nichts für den Nachwuchs der ländlichen Arbeiterschaft gethan ist, da kann sehr viel geschehen, da verspricht jede vernünftige, liebevolle Pflege eine reiche Ernte.

Dazu kommt, daß auch der Staat auf diesem Gebiete bisher fast noch gar nichts geleistet hat. Wenn auch die soziale Pflichterfüllung des Einzelnen hier das Beste thun muß, so ist doch ohne ein kräftiges Eingreifen des Staats mit materiellen Mitteln, mit moralischem Druck und nötigenfalls mit gesetzlichem Zwang eine Besserung schwer zu erwarten, jedenfalls nicht so zeitig zu erwarten, wie es im Interesse des sozialen Friedens und der wirtschaftlichen Gesundung unsrer Landbevölkerung geboten ist. Das Vorgehen der Regierung ist, wie die Verhältnisse in den preußischen Ostseeprovinzen nun einmal liegen, von so ausschlaggebender Bedeutung, daß wir uns mit ihr noch etwas eingehender beschäftigen müssen. Es ist in Preußen — abgesehen von der allgemeinen Volksschule — eigentlich nur auf dem Gebiete des sogenannten Fortbildungsschulwesens etwas gethan worden, und was es mit diesem Versuch auf sich hat, davon giebt eine kürzlich veröffentlichte Denkschrift des Landwirtschaftsministers über die Entwicklung und den Stand der ländlichen Fortbildungsschulen in Preußen im Jahre 1896/97 ein sehr charakteristisches Bild. Wir bitten deshalb den Leser, zunächst mit uns in diese Denkschrift einen Blick zu werfen, er wird dadurch auch am besten über die Vorbedingungen für die nötigen Reformen überhaupt unterrichtet werden.

Das ländliche Fortbildungsschulwesen in Preußen hat früher unter dem Unterrichtsministerium, später unter dem Handelsministerium gestanden, seit dem Januar 1895 ist es dem landwirtschaftlichen Ministerium überwiesen worden. Die erste einheitliche Regelung erfuhren diese Schulen durch einen gemeinsamen Erlaß des Unterrichts- und des Landwirtschaftsministers vom Februar 1876

Digitized by Google

Unter Hinweis auf die gesetzliche Grundlage, die die Gewerbeordnung für die Errichtung gewerblicher Fortbildungsschulen giebt, betonte der Erlaß, daß zur Zeit entsprechende gesetzliche Bestimmungen für die Errichtung ländlicher Fortbildungsschulen noch fehlten, und daß es deshalb noch nicht möglich gewesen sei, für ihre Förderung „über das Maß der bisher aus dem Dispositionsfonds des landwirtschaftlichen Ministeriums den landwirtschaftlichen Vereinen bewilligten Beträge hinaus“ Staatsmittel bereit zu stellen. Diese Sachlage ist heute, nach zwanzig Jahren, noch unverändert, nur ist mit dem Übergang der Schulen auf das landwirtschaftliche Ministerium aus dem allgemeinen Fonds zur Förderung der Fortbildungsschulen ein besondrer Fonds von ganzen 36000 Mark für das gesamte Preußen für die Zwecke der ländlichen Fortbildungsschulen abgezweigt und dem landwirtschaftlichen Ministerium überwiesen worden. Nach dem Erlaß von 1876 wurde den ländlichen Fortbildungsschulen die Aufgabe zugewiesen, „die Volksschulbildung ihrer Zöglinge zu befestigen, zu ergänzen und, soweit sich die Möglichkeit dazu bietet, mit besondrer Rücksicht auf die ländlichen Gewerbe und den Betrieb der Landwirtschaft zu erweitern.“ Bei dem Mangel gesetzlicher Unterlagen, „auf Grund deren allein eine Nötigung zur Errichtung, sowie zum Besuche solcher Schulen eintreten könnte,“ und bei der großen Verschiedenheit „der für die Einrichtung derselben maßgebenden Verhältnisse“ schien der Regierung „eine Gleichförmigkeit der ländlichen Fortbildungsschulen weder zu erreichen, noch auch zu erstreben,“ und man begnügte sich mit der Festsetzung einiger allgemeinen Grundzüge. Im Jahre 1890 nahm das königliche Landesökonomiekollegium in einem Gutachten Stellung zu der Sache, indem es aussprach, daß zweckmäßig eingerichtete und gut geleitete Fortbildungsschulen besonders geeignet seien, „in weitern Schichten der der Elementarschule entwachsenen ländlichen Jugend gute Kenntnisse und Sitten zu erhalten und zu fördern“; sie seien daher „überall zu empfehlen, wo nicht aus lokalen Verhältnissen unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstehen.“ Ausdrücklich wurde empfohlen, an den Grundzügen vom Februar 1876 festzuhalten. Der Fortbildungsschulunterricht sei dadurch den Schülern anziehender zu gestalten, daß neben der Wiederholung der Aufgaben der Elementarschule auch darüber hinaus neuer, anregender und für das Fortkommen der Schüler in ihrem künftigen Beruf nützlicher Lehrstoff geboten werde. Den Charakter einer „Fachschule“ dürfe jedoch die Fortbildungsschule nicht annehmen. Den „obligatorischen“ Fortbildungsschulunterricht gleichzeitig für den ganzen Staat durchzuführen, erscheine nicht rätlich; wo aber in Zukunft in einzelnen Landesteilen „der ausgesprochne Wunsch der Bevölkerung nach solchen Maßregeln“ erkennen lasse, daß das Bedürfnis „genügend anerkannt“ sei, und die wirtschaftlichen Verhältnisse eine solche Einrichtung gestatteten, auch „die Einsicht in den Nutzen solcher Schulen genügend verbreitet“ sei, und die Errichtung obligatorischer Fortbildungsschulen „von der Provinzial-

Digitized by Google

vertretung befürwortet" werde, würde dieser Frage „im Wege der Gesetzgebung näher getreten werden können." Man wird nicht behaupten können, daß das Landesökonomiekollegium mit diesen Wenn und Aber die Frage wesentlich geklärt hätte. In einem Gutachten vom Jahre 1895 dagegen empfiehlt das Landesökonomiekollegium ausdrücklich die Aufhebung der Grundzüge von 1876 und schlägt vor, daß der Unterricht „den praktischen Bedürfnissen der kleinen Landwirte entsprechen und in allen Unterrichtsfächern darauf Rücksicht nehmen soll, daß die Schüler bereits in der Landwirtschaft thätig sind, und daß denselben für diesen Beruf nützliche Kenntnisse vermittelt werden sollen." Diesen Vorschlägen hat sich die Regierung durch einen Erlaß vom Oktober 1895, jedoch ohne Aufhebung der allgemeinen Grundzüge von 1876, anschließen zu müssen geglaubt. Als Lehrer an den Fortbildungsschulen sind nach den noch heute geltenden Grundzügen von 1876 die Volksschullehrer des Orts, „soweit es irgend thunlich ist," anzusehen, doch soll es nicht ausgeschlossen sein, daß ausnahmsweise ein „dafür besonders befähigter andrer Fachmann" den Unterricht übernehme. Natürlich ist die Befähigung der Volksschullehrer für diese Schulen umsomehr Bemänglungen ausgesetzt, je mehr sie sich dem Charakter der landwirtschaftlichen Fachschulen nähern.

Folgende Übersicht giebt ein Bild von dem Stande der ländlichen Fortbildungsschulen für 1896/97 nach den einzelnen Provinzen. Es bestanden in

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Ostpreußen | — | Schulen | mit | — | Schülern |
| Westpreußen | 8 | „ | „ | 91 | „ |
| Brandenburg | 1 | „ | „ | 26 | „ |
| Pommern | 3 | „ | „ | 25 | „ |
| Posen | 21 | „ | „ | 213 | „ |
| Schlesien | 33 | „ | „ | 910 | „ |
| Sachsen | 41 | „ | „ | 735 | „ |
| Schleswig | 50 | „ | „ | 384 | „ |
| Hannover | 133 | „ | „ | 1982 | „ |
| Westfalen | 8 | „ | „ | 138 | „ |
| Hessen-Nassau | 320 | „ | „ | 4518 | „ |
| der Rheinprovinz | 206 | „ | „ | 3791 | „ |
| Hohenzollern | 51 | „ | „ | 504 | „ |

Die Kosten für diese 875 Schulen belaufen sich insgesamt auf 91808 Mark, wovon durch den Staat 33717 Mark, durch die Kreise 16014 Mark, durch die Gemeinden 19430 Mark und durch Private, Vereine und Schulgeld 22647 Mark aufgebracht werden. Dazu ist zu bemerken, daß — abgesehen von Ostpreußen, wo solche Schulen überhaupt nicht bestehen — in Westpreußen der Staat und die Kreise sich in die geringen Kosten (1265 Mark) teilen, Gemeinde, Vereine usw. nichts beitragen, in Brandenburg an den nur fünfzig Mark betragenden Kosten weder der Staat, noch die Kreise, noch die Gemeinden beteiligt sind, ebenso in Pommern, wo im ganzen 150 Mark zu leisten sind,

Digitized by Google

und daß in Posen die Kosten von 1441 Mark durch die Gemeinden mit zwölf Mark und durch den Staat mit 1429 Mark gedeckt werden. An den 875 Schulen waren im ganzen thätig 1182 Lehrer und zwar 1122 Volksschullehrer, 42 Pastoren, 17 Landwirte u. dergl., ein landwirtschaftlicher Lehrer. Zu beachten ist, wie die Denkschrift sagt, daß der Unterricht durch Geistliche und Lehrer vielfach unentgeltlich erteilt wird.

Man wird zugeben müssen, daß dieses Ergebnis mehr als zwanzigjähriger Bemühungen — wenn dieses Wort nicht schon zu viel sagt —, soweit die Ostprovinzen und Westfalen in Betracht kommen, überaus kläglich ist. Die Denkschrift sucht das wie folgt zu erklären. Zunächst „verkenne“ die ländliche Bevölkerung das Bedürfnis. „Interesse- und ihre Teilnahmlosigkeit“ mache, daß zahlreiche auf die Entwicklung dieser Schulen gerichtete Bestrebungen und Anregungen Einzelner und der Behörden im Keim erstickten. Die „klein- und mittelbäuerliche“ Bevölkerung, für deren Söhne insbesondre die Fortbildungsschulen in Betracht kommen müßten, zeige „in den meisten Teilen der Monarchie noch einen völligen Mangel an Verständnis für diese Schulen.“ In den „großbäuerlichen“ Kreisen mangle das Interesse, weil für die eignen heranwachsenden Söhne ein ländlicher Fortbildungsunterricht nicht für ausreichend gehalten werde. Daher seien es vielfach die größern Bauern, die das Zustandekommen von Fortbildungsschulen in den Bauerngemeinden verhinderten, wegen ihrer Abneigung, für Zwecke, die ihnen nicht unmittelbar zu gute kämen, Aufwendungen zu machen. „Fast noch mehr — sagt die Denkschrift wörtlich — wie die großbäuerlichen Kreise stehen die größern Landwirte und Großgrundbesitzer dem ländlichen Fortbildungsschulwesen ablehnend gegenüber. Ihnen fehlt selbstverständlich in noch höherm Maße ein unmittelbares Interesse an dem Fortbildungsunterricht, der für die eignen Söhne gar nicht in Frage kommen kann; andre Gründe mehr grundsätzlicher Natur führen sie zu einer der Fortbildungsschule häufig selbst feindlichen Stellungnahme. Dies ist namentlich in den östlichen Teilen der Monarchie der Fall, wo die Frage in den Vordergrund tritt, ob der ländliche Fortbildungsunterricht auch der ländlichen Arbeiterbevölkerung zu teil werden soll. Man begegnet nicht selten der Ansicht, daß eine Fortbildung für diejenigen, deren späterer Beruf der eines Knechtes oder ländlichen Tagelöhners ist, keinem Bedürfnis entspreche; der Volksschulunterricht gilt als völlig ausreichend; von einem Mehr wird eine Art von Halbbildung erwartet, die nur schädigend wirken und den Erfolg haben werde, die ländliche Arbeiterbevölkerung mit ihrem Beruf unzufrieden zu machen und mehr noch, als dies durch andre Ursachen bereits bewirkt wird, den Zug in die großen Städte zu verstärken. Auch wird die Befürchtung gehegt, daß das Halbwissen, das durch den Fortbildungsschulunterricht begünstigt werde, die ländliche Arbeitervölkerung den Verführungen und Lehren sozialdemokratischer Agitatoren zugänglich machen könne. Einen mehr die sach-



Digitized by Google

liche Seite betonenden Fortbildungsunterricht hält man vollends für nicht erforderlich, da die ländlichen Arbeiten mehr auf Handfertigkeit und physische Ausdauer der Arbeiter, als auf selbständiges Überlegen und Durchdenken hinwiesen. Daneben sind auch wirtschaftliche Bedenken für die Abneigung gegen den Fortbildungsunterricht maßgebend. Man scheut es vielfach, daß der jugendliche Arbeiter und Knecht der Arbeit, wenn auch nur für Stunden, entzogen werde. Dies Bedenken tritt um so stärker da hervor, wo bereits Mangel an ländlicher Arbeitskraft sich fühlbar macht, wie dies in vielen Teilen des Ostens bereits seit längerer Zeit der Fall ist."

Kennzeichnen diese Ausführungen der Denkschrift das Verständnis der ländlichen Grundbesitzer für die Sache schon hinreichend, so ist es für die Stellung der Regierung nicht minder bezeichnend, daß, während der Unverstand der kleinbäuerlichen und bäuerlichen Besitzer in der Denkschrift die gebührende Kritik erfährt, das Verhalten der Großgrundbesitzer auch nicht mit einem Wort als unverständig und verfehlt bezeichnet und von einem ernsthaften Bekämpfen dieses Widerstands nach dem ganzen Inhalt der Denkschrift thatsächlich auch vollständig Abstand genommen wird. Man wird nicht behaupten können, daß das dem friedericianischen Geiste entspreche, auf den man in Preußen so stolz ist, dem ziel- und pflichtbewußten Regierungswillen, an dem es in dem absoluten Hohenzollernstaate so selten gefehlt hat und im konstitutionellen Preußen erst recht nicht fehlen sollte. Die Denkschrift stellt sich ganz auf den oben gekennzeichneten Standpunkt des Landesökonomiekollegiums von 1890, diesem nachgerade zur Gemeingefährlichkeit ausartenden Selbstverwaltungsfanatismus, nach dem die Durchführung für das Gemeinwohl notwendiger Maßnahmen grundsätzlich von dem guten Willen der Leute abhängig gemacht wird, denen erklärtermaßen das Verständnis für die Sache und namentlich für das Bedürfnis abgeht. Es entspricht dieser Stellung der Regierung auch nur, wenn am Schluß der Denkschrift die „Stellung des Ministers" zu der wichtigen Frage, ob „fakultativer oder obligatorischer Unterricht" vorzuziehen sei, mit folgender geradezu klassischen Antwort abgethan wird: „Zur Frage des Schulzwangs hat weder die königliche Staatsregierung noch die landwirtschaftliche Verwaltung bestimmte Stellung zu nehmen bisher Veranlassung gehabt; seitens der letztern ist lediglich in einem bestimmten Fall, in welchem angenommen war, daß auf Grund des § 102 der Landgemeindeordnung für die sieben östlichen Provinzen vom 3. Juli 1891 es möglich sei, den Schulzwang für die Fortbildungsschulen für ländliche Gemeinden einzuführen, die Ansicht vertreten worden, daß diese Annahme nicht zutreffend sei, daß es vielmehr zur Erreichung der, wenn auch nur ortsstatutarischen Einführung des Schulzwangs des Erlasses eines besondern Gesetzes bedürfe."

Es liegt auf der Hand, daß es der ländlichen Fortbildungsunterricht in den Ostprovinzen auf diesem Wege auch in Zukunft zu keiner auch nur

Digitized by Google

halbwegs gedeihlichen Entwicklung bringen, und daß er am wenigsten etwas für den Nachwuchs der landwirtschaftlichen Arbeiterschaft leisten wird. Schon dadurch, daß man neuerdings der Fachseite des Unterrichts größeres Gewicht beilegt, erschwert man diese Entwicklung. Betrachtet man diese Schulen als landwirtschaftliche Fachschulen, wenn auch allerunterstem Ranges, so macht man natürlich den angeblichen Mangel an geeigneten Lehrkräften von vornherein zur willkommnen Einrede für die Gleichgiltigen. Zunächst ist doch die Lehrbefähigung der Masse der vorhandnen Volksschullehrer zu Grunde zu legen, deren allgemeine pädagogische Schulung die segensreiche Wirkung des Unterrichts vor allem sichern muß und nach dem Leistungsstande der preußischen Seminare auch im allgemeinen in der Richtung sichern wird, daß sie die Lehrer veranlassen dürfte, beim Unterricht an die Berufsthätigkeit der Schüler anzuknüpfen. Wenn es nach der Denkschrift als Grund für den Mangel an Lehrbefähigung angegeben zu werden pflegt, daß die Lehrer vielfach ihr Dienstland nicht selbst bestellen, sondern verpachten, so ist solchen Einreden wahrhaftig wenig Gewicht beizulegen. Daran wird es nie fehlen. Noch mehr als die Masse der Handwerkslehrlinge in den ostdeutschen Kleinstädten, und das will viel sagen, braucht der Nachwuchs der ländlichen Arbeiterschaft dringend eine Befestigung und Erweiterung des Lehrstoffs der Elementarschule, aber noch mehr ist das auch für ihn keineswegs der einzige Zweck, vielleicht nicht einmal der Hauptzweck des Fortbildungsunterrichts. Muß es denn wirklich noch besonders betont werden, daß gerade die sittliche, die Charaktererziehung der jungen Leute heute die Aufgabe solcher Schulen ist? Die Klagelieder der ländlichen Grundbesitzer über die Verwahrlosung des Arbeiternachwuchses lassen darüber doch keinen Zweifel, daß es hierauf vor allem ankommt. Schwer ist diese Aufgabe freilich, aber die Erfahrung lehrt, daß sehr wohl ersprießliches geleistet werden kann. Man mute die Aufgabe nur immer den Lehrern und Geistlichen auf dem Lande zu, und man mache sie ihnen erträglich durch Abwehr unberufner Dreinredereien, und man wird auf die guten Früchte nicht lange zu warten brauchen.

So wie jetzt geht es eben einfach nicht weiter; der Staat muß in unsern Tagen die Kräfte und Mittel alle benutzen, die ihm zur Überwachung und Erziehung der aus der Schule entlassenen jungen Leute auf dem Lande zur Verfügung stehen. Hier hat er sie, geschulte und meist willige Kräfte, und er läßt sie brach liegen, weil ihm der nörgelnde Unverstand der Grundbesitzer mehr Berücksichtigung zu verdienen scheint als das Wohl des Ganzen. Wenn nichts andres, so sollte schon die Rücksicht auf den Armeeersatz den leitenden Kreisen die Augen über diese Politik öffnen. Grundsätzlich halten wir natürlich bei dieser Sachlage auch die obligatorische Fortbildungsschule für nötig, so wenig wir die Schwierigkeiten verkennen, die aus den örtlichen Verhältnissen zur Zeit noch vielfach erwachsen und Ausnahmen notwendig machen

Digitized by Google

werden. Verkehrt wäre es aber jedenfalls, die Einführung des Zwangs von jemand anders abhängig zu machen, als von der obersten Regierungsgewalt selbst. Der Schulzwang auf Grund ortsstatutarischer Festsetzungen ist in den Städten ein totgebornes Kind geblieben, auf dem Lande wäre er, darüber klärt die Denkschrift selbst am besten auf, ein Unding. Von heute zu morgen wird man natürlich auch durch den Zwang kein blühendes ländliches Fortbildungsschulwesen im Osten schaffen, aber ohne Zwang schafft man gar nichts. Da heißt es eben endlich mit dem „Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht naß" zu brechen, zu dem die famose Selbstverwaltung die preußischen Regierungsstellen gar zu sehr verführt hat.

Ganze 30000 Mark giebt der Staat Preußen für das ländliche Fortbildungswesen aus! Eine Million wäre, alles Ernstes gesprochen, vielleicht angemessen angesichts der zu leistenden Aufgabe und der hunderttausende, die allein von der landwirtschaftlichen Verwaltung bisher den Vereinen für Vieh- und Pflanzenzuchtzwecke alljährlich zur Verfügung gestellt worden sind. Die Kreise geben etwa ebensoviel. Von den hunderten von Millionen, die ihnen aus den Erträgen der Zölle nach der „lex Huene" überwiesen worden sind, haben sie nichts, auch gar nichts übrig für die ländlichen Fortbildungsschulen, für den Nachwuchs der Arbeiterschaft überhaupt. Nun sollen die Gemeinden in den leeren Beutel greifen, diese armen ostdeutschen Landgemeinden, deren Leistungsfähigkeit ohnehin im ärgsten Mißverhältnis zu ihren Aufgaben steht, ganz abgesehen von den Schwierigkeiten, die das Nebeneinander von Gemeinden und Gutsbezirken auch in dieser Sache hervorruft. Wie kann man da etwas vernünftiges erwarten? Nur wenn der Staat selbst eingreift, selbst entscheidet, selbst zahlt, kann die preußische ländliche Fortbildungsschulfrage aus dem kläglichen Zustande herauskommen, in dem sie sich heute befindet, und der aller preußischen Verwaltungstraditionen unwürdig ist. Aber die Tage des verrannten Agrariertums wie die des verrannten Sozialismus sind doch wohl auch in Preußen gezählt. Dann wird der friedericianische Geist wieder frei werden von den ungesunden Fesseln, und er wird die Sozialreformen, die die Neuzeit fordert, fortführen können auch in der Landbevölkerung des Ostens. Das ist die alte Hohenzollernpolitik östlich von der Elbe, und zu ihr werden wir das Vertrauen noch lange nicht verlieren, selbst wenn die kommenden Reichstagswahlen noch einmal dem Unverstande zum Siege verhelfen sollten.

Wir bitten den Leser, mit uns noch einen Blick in eine zweite Veröffentlichung aus der neuesten Zeit zu werfen, in die verdienstvolle Arbeit des Generalsekretärs des deutschen Landwirtschaftsrats Dr. Dade, „Die Entwicklung der ländlichen Arbeiterverhältnisse in den Königreichen Preußen, Baiern und Sachsen von 1875 bis 1895 und die Mittel zur Besserung derselben." Den Inhalt bilden Auszüge aus den Jahresberichten der „landwirtschaftlichen

Digitized by Google

Zentralvertretungen," die einen wertvollen unmittelbaren Einblick in die Verhältnisse gestatten, wie sie sich in den Anschauungen unsrer bisher trefflich organisirten landwirtschaftlichen Vereine wiedergespiegelt haben. Auch beim Durchlesen dieser Auszüge gewinnen wir den Eindruck, daß dieses Vereinsleben nicht der Boden ist, wo die agrarische Unvernunft dauernd Wurzel fassen kann, mögen auch die Schreier noch eine Weile den Verständigen den Mund verschließen. Doch ist es hier nicht möglich, näher darauf einzugehen. Wir müssen uns darauf beschränken, über eine praktische Anregung aus dem schleswig-holsteinischen Vereinsleben zu berichten, die uns ganz besondre Beachtung zu verdienen scheint.

Schon 1886 wird von da berichtet, die Erziehung sei bei dem heranwachsenden Gesinde am ehesten mit Erfolg zu betreiben. Bei dem ältern Gesinde lasse sich zur Zeit wohl nichts andres thun, als gutes Beispiel dienende Leute auszuzeichnen und in besondrer Weise zu belohnen. Um sich allmählich ein besseres Gesinde heranzuziehen, habe man besonders den Mangel wirklich bestehender Verträge mit „jugendlichen" Dienstboten, die man wohl auch als „Lehrlinge" bezeichnen dürfe, beklagt. Infolgedessen nähmen sie teilweise eine viel freiere und ungebundnere Stellung als z. B. „Handwerkslehrlinge" ein. Man hat nun geglaubt, daß es Erfolg haben könnte, wenn die Mehrzahl der Dienstherrschaften eines größern Bezirks sich zusammen schlösse und verpflichtete, in Zukunft nur auf Grund bestimmter schriftlicher Verträge ihr Gesinde, soweit es minderjährig ist, in Dienst zu nehmen. 1890 wurde das Statut eines „Vereins für Arbeitsnachweisung" beschlossen, nach dem sich die Mitglieder verpflichten, „ihre Dienstboten zur Gottesfurcht, Arbeitsamkeit, Ordnung und zu guten Sitten anzuhalten." Die Mitglieder sind ferner verpflichtet, „den Dienstboten ausreichende Beköstigung zu geben und ihnen ein Unterkommen zu gewähren, welches auch den in sittlicher Beziehung zu stellenden Anforderungen genügt." In demselben Bericht heißt es: „Das einzige Mittel, der Verwilderung der Jugend abzuhelfen, liegt darin, daß man den unerwachsenen Menschen eine Selbständigkeit, die notwendig zur Zügellosigkeit führen muß, nicht länger einräumt, daß man durch die Gesetzgebung die Gesindeordnung in der Weise abändert, daß das ganze Verhältnis wieder auf eine sittliche Grundlage zurückgeführt wird, und daß für die Minderjährigen an Stelle der jetzigen Gleichberechtigung ein Lehrlingsverhältnis tritt." Ohne gesetzliches Eingreifen werden unsers Erachtens private Verabredungen zu solchen Zwecken selten dauernden Erfolg haben, aber der Gedanke, den jungen Arbeitern in der Landwirtschaft — wie übrigens auch in der Großindustrie — einen ähnlichen Schutz zu gewähren wie den Handwerkslehrlingen, giebt zweifellos die Richtung an, in der geholfen werden könnte. Das sozialpolitische Interesse, das man an der gewerblichen Jugend nimmt, sticht schroff ab von der Gleichgiltigkeit, die man dem landwirtschaftlichen Nachwuchs gegenüber

Digitized by Google

bewahrt. Zum Teil ganz unnötigerweise zerbricht man sich den Kopf über die Organisation des Handwerks und die Regelung des Lehrlingswesens, und kein Geheimrat und kein Assessor in den Ministerien denkt an die armen Jungen und Mädchen, die in der Landwirtschaft verwahrlosen. Die Herren Konservativen und vom Zentrum, die nun seit achtzehn Jahren das Handwerk mit der Innungsfrage genasführt haben, thäten wahrhaftig wohl daran, ihr laut genug betontes warmes Herz für die Landbevölkerung vorher durch gesetzgeberische Leistungen zu bethätigen, ehe sie sich wieder für Zwangsinnungen und Befähigungsnachweis ins Zeug legten. Es würde keineswegs hunderte von Paragraphen erfordern, um das Verhältnis des landwirtschaftlichen Arbeitgebers zum Arbeiter wenigstens vorläufig in solche Formen zu bringen, daß die Erzieherpflicht der Herrschaft ebenso wie ihre Rechte praktisch zum Ausdruck und unter geeignete obrigkeitliche Kontrolle käme, und so vor allem einem gesunden patriarchalischen Dienstbotenverhältnis wieder das Übergewicht verschafft würde. Hier thut Zwangsorganisation not, viel mehr als im Handwerk. Hier lohnt es sich erziehend auf die Jugend einzuwirken gegen sozialdemokratischen Narrheiten, hier gilt es einen gesunden, kräftigen, nach Millionen zählenden Schlag Menschen, die ganze ländliche Arbeiterschaft der Zukunft, vor dem Verkommen zu retten, sie der Heimat und ihnen wieder eine Heimat zu gewinnen; hier gilt es die Ehre der ländlichen Arbeit endlich auch in denen anzuerkennen, die sie als Arbeiter leisten. Wenn ein Bericht aus Schleswig-Holstein aus den letzten Jahren sagt: „Von den Arbeitern wird es immer bitter empfunden, daß fast durchweg die gewöhnliche Handarbeit eine Mißachtung der Person herbeiführt, und daß allein der Besitz von Geld genügt, um ein Ansehen der Person zu begründen," so sollen diesen Spruch die Grundbesitzer im Osten mit meterhohen Lettern in ihren Herren- und Bauernhäusern an die Wand schreiben und ihn beherzigen in Haus, Hof und Feld. Sie werden dann der Landwirtschaft zu größerer Ehre verhelfen, als durch das Gezeter über die Börsenjobber, deren Millionen unter vornehm denkenden Leuten die Ehre nicht erhöhen, wenn sie auch, leider immer häufiger, für vornehm genug gehalten werden, die Wappenschilder agrarischer Sprößlinge zu vergolden. β

Digitized by Google

# Goethes Lieder in den Kompositionen seiner Zeitgenossen

Wenn wir eine Schumannsche Symphonie hören oder spielen, so beschleicht uns wohl mitten in der Freude und dem Genuß eine wehmütige Vorstellung: wie schade, daß das Beethoven nicht hat hören können! Was würde er dazu gesagt haben? Würde es ihm gefallen haben? Gefallen! Nein, würde er nicht entzückt davon gewesen sein, so entzückt wie wir heute? Würde er nicht bereitwillig zugestanden haben, daß hier bei aller Abhängigkeit von ihm — namentlich in dem äußern Aufbau des Ganzen wie der einzelnen Teile — doch auch in manchen Beziehungen ein Schritt über ihn hinaus gethan sei: in der Innigkeit und Süße der Melodik, in dem Reichtum der Modulationen und der Rhythmen, in der Farbenmischung und Farbenpracht der Instrumentation? Oder würde er unmutig die Brauen verzogen und über Sinnlichkeit, Unnatur, Übertreibung gewettert haben?

Ähnliche Gedanken kommen uns, wenn wir einen Liedertext aus dem achtzehnten Jahrhundert, etwa ein Goethisches Lied aus der Zeit von 1770 bis 1780 in einer Komposition aus den zwanziger oder dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts hören und damit die eine oder andre von den Kompositionen vergleichen, in denen es Goethe selbst und seine Zeitgenossen gehört haben. Was würde Goethe gesagt haben, was würden seine beiden Leibkomponisten Reichardt und Zelter gesagt haben, wenn sie eines Tags den Fischer (Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll), in der Komposition von Moritz Hauptmann hätten hören und mit ihren eignen Kompositionen vergleichen können? Würden sie völlig neidlose Freude empfunden haben, wenn sie nach ihren armseligen, leierigen Strophenliedchen mit ihren leeren Melodien, ihren paar Ausweichungen und ihrer dünnen, klapprigen Begleitung diese breit ausgeführte dramatische Schilderung, diese seelenvolle, freie und doch aufs innigste den Worten sich anschmiegende Melodie, diese voll und reich dahinflutende Klavierbegleitung mit der zugehörigen Violinstimme, die so wonnig das „feuchte Weib" und seine schmeichelnde Lockung malt, hätten hören können, oder würden sie geklagt haben wie der alte Goethe einmal nach dem Anhören eines neuen

Digitized by Google

Klavierquartetts „eines berühmten jungen Komponisten“: „Man kann solchen Sachen aus eignem Geist und Herzen nichts mehr unterlegen. Mir bleibt alles in den Ohren hängen“?

Das kunstmäßige musikalische deutsche Lied hat in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in wenigen Jahrzehnten eine erstaunliche Entwicklung durchgemacht. Viel hat dazu unstreitig die neuere, nachgoethische Lyrik beigetragen. Aber auch schon an Goethes Liedern läßt sich diese Entwicklung deutlich verfolgen. Seine Liedertexte sind in der Geschichte des musikalischen deutschen Liedes wie allmählich sich erschließende Knospen. Die zeitgenössischen Komponisten haben nur die Knospe gesehen, erst die spätern haben die voll entfaltete Blüte gepflückt; die Zeitgenossen haben kaum eine Ahnung von dem lyrischen Gehalt dieser Lieder gehabt, in ihren Kompositionen bleibt er völlig latent, gebunden, erst die spätern haben ihn entfesselt.

Oder täuschen wir uns vielleicht? Tragen wir vielleicht die tiefere Leidenschaft unsrer Zeit, wie sie in unsrer Musik zum Ausdruck kommt, in jene Lieder hinein? Legen wir ihnen vielleicht etwas unter, was der Dichter selbst und seine Zeitgenossen gar nicht gefühlt haben? Ist nicht Goethe selbst mit vielen Kompositionen seiner Lieder, die unserm heutigen verwöhnten Ohre leer und geistlos bis zur Lächerlichkeit erscheinen, sehr zufrieden, ja beglückt darüber gewesen? Blenden uns nicht vielleicht die neuern Kompositionen durch Äußerlichkeiten, vor allem durch ihre klangvollere Klavierbegleitung? Würde sich nicht die schlichte Zeichnung manches Reichardtschen oder Zelterschen Liedes durch eine reichere, interessantere Begleitung zu einem farbenprächtigen Gemälde umgestalten lassen?

Nein, wir täuschen uns nicht. Die Entwicklung unsers musikalischen Liedes geht wirklich fast um ein halbes Jahrhundert hinter der lyrischen Dichtung her. Manche neuere Komposition eines Goethischen Liedes steht so hoch über denen aus Goethes Zeit, wie die ganze Lyrik Goethes über der anakreontischen und dem größten Teile der Musenalmanachspoesie. Goethes eignes Urteil in diesen Dingen will nicht viel sagen, denn für die Musik war er nur wenig beanlagt. So gern er sein Leben lang Musik gehört hat, so tief sie ihn oft ergriffen hat, so eifrig er, wie auf vielen andern Gebieten, auch auf diesem Gebiete bemüht gewesen ist, sich über theoretische und geschichtliche Fragen Klarheit zu verschaffen, man thut ihm doch nicht Unrecht, wenn man sagt: er war eigentlich unmusikalisch. In seinem umfänglichen Briefwechsel mit Zelter, der Hauptquelle für jeden, der über Goethes Verhältnis zur Musik ins Klare kommen will, hat er sich selbst wiederholt musikalische Begabung und musikalisches Urteil abgesprochen, und wir haben keinen Anlaß, ihn gegen diese Selbsterkenntnis in Schutz zu nehmen. Goethes Lieder haben es eben vertragen, daß sie nach Kayser und André, Reichardt und Zelter, Romberg und Kienlen auch noch von Beethoven und Schubert komponirt worden sind, und sie werden

Digitized by Google

noch mehr vertragen: viele von ihnen hängen, musikalisch betrachtet, noch heute wie festgeschlossene Knospen am Zweig und harren der Entfaltung.

Einmal in einer möglichst vollständigen und gut gewählten Sammlung die Entwicklungsgeschichte unsers musikalischen Liedes in der Zeit von 1770 bis zu Goethes Tode oder noch etwas darüber hinaus ausschließlich an Goethischen Liedertexten zu zeigen, ist mir schon längst als eine schöne und lohnende Aufgabe erschienen. Mit zweihundert Liedern etwa ließe sich die Sache machen. Freilich, alle Goethischen Texte, die überhaupt in dieser Zeit, und wäre es auch nur einmal, komponirt worden sind, in die Sammlung aufzunehmen würde nicht möglich sein; dazu ist ihre Zahl zu groß. Es wäre aber auch nicht nötig, denn es ist viel ganz wert- und gehaltloses darunter, auch viel gleichartiges, wovon ein paar Proben genügen. Namentlich unter dem, was die Leibkomponisten Goethes geliefert haben, die seine Lieder schließlich fast geschäftsmäßig „in Musik setzten," ist viel Schwaches, das weit hinter dem Gehalt der Texte zurückbleibt. Für die wissenschaftliche Goetheforschung könnte ja der Sammlung in einem besondern Bande ein vollständiges, bibliographisch genaues und nach der Zeitfolge geordnetes thematisches Verzeichnis aller Goethischen Liederkompositionen von 1770 bis 1832 mit guten Registern beigegeben werden. Das wäre sogar sehr wünschenswert. Die Sammlung selbst aber müßte sich auf das Beste und Schönste beschränken, doch so, daß möglichst viel Texte, vor allen die bekanntesten und volkstümlichsten, darin vertreten wären. Von Liedern, die besonders oft komponirt worden sind, müßten natürlich möglichst viel Kompositionen aus verschiednen Zeiten aufgenommen werden.

Eine solche Sammlung würde sehr wertvoll sein. Sie würde nicht bloß in der lehrreichsten und eindringlichsten Weise die Geschichte unsers musikalischen Liedes in der Zeit seiner glänzendsten Entfaltung zeigen, sie würde vor allem auch, zwar nicht Goethes Verhältnis zur Musik, wohl aber das Verhältnis der Musik zu Goethe zeigen, sie würde zeigen, wie seine Poesie auf den Fittichen der Musik allmählich ins Volk drang, wie sich die Musik allmählich seiner Lieder bemächtigte, wie diese Strömung mit der Zeit breiter wurde, nicht nur dadurch, daß neu bekannt gewordne Gedichte alsbald auch ihre Komponisten fanden (manche sind ja gleich mit Musik erschienen), sondern auch dadurch, daß an den ältern Gedichten immer wieder neue Komponisten, ja bisweilen sogar dieselben Komponisten zu wiederholten malen ihre Kräfte maßen. Die Musik ist es, die ein Lied volkstümlich macht. Ein Beweis dafür sind die Fehler, mit denen so viele Liedertexte umlaufen. Die Komponisten haben sich oft, aus musikalischen Rücksichten, mit den Texten Änderungen erlaubt; mit diesen Änderungen sind die Lieder dann in den Volksmund gedrungen, mit ihnen leben sie dort, die Fehler sind nicht wieder auszurotten. Die Sammlung könnte aber auch für das gebildete deutsche Haus ein musi-



Digitized by Google

kalisches Hausbuch ersten Ranges werden. Für viele der alten Lieder können wir zwar nur noch ein antiquarisches Interesse haben, aber sie alle in Bausch und Bogen mit den Worten zopfig oder veraltet abzuthun, geht doch nicht an. Auch unter den frühesten, namentlich auch unter denen, die von halben oder ganzen Dilettanten herrühren, ist so manches, dessen schlichte musikalische Schönheit niemand verkennen wird, und das, mit Ernst und Liebe behandelt, auch heute noch in empfänglichen Kreisen wirken kann. Auf jeden Fall versetzen uns diese Kompositionen lebendiger und treuer in die Gefühlsweise der Zeit als die Texte allein. Denn daß den meisten Zeitgenossen diese Kompositionen genügt haben, daß ihnen der Gehalt der Goethischen Lyrik darin erschöpft gewesen ist, ist gar kein Zweifel. Natürlich müßte die Sammlung von einer gut geschriebnen geschichtlichen Einleitung begleitet sein, die dem, der neu an diese Dinge hinantritt, die nötigen Fingerzeige gäbe und das, was das thematische Verzeichnis in trockner Statistik vorführen würde, durch biographische Mitteilungen über die Komponisten und kurze, treffende, faßliche Charakteristiken der ausgewählten Proben belebte. In dieser Einleitung müßten auch die Komponisten behandelt sein, die den ganzen Liedersegen Goethes mit erlebt haben, ohne nach ihm zu fragen. In größerm Umfange hat sich ja zuerst Reichardt der Goethischen Lyrik bemächtigt. Während das erste Heft seiner „Oden und Lieder“ (1779) unter 42 Nummern noch nicht einen einzigen Goethischen Text enthält, bringt das zweite (1780) unter 33 Nummern vier, das dritte (1781) unter 23 Nummern elf Goethische Texte. Den Anlaß zu dieser raschen Wandlung hatte ohne Zweifel die Himburgsche Nachdruckausgabe von Goethes Schriften gegeben, in deren viertem Bande (1779) zum ersteumale die bis dahin zerstreut gedruckten Gedichte Goethes vereinigt waren. Aber noch 1784 steht in Friedrich Wilhelm Rusts „Oden und Liedern aus den besten deutschen Dichtern“ unter 27 Liedern nur eins von Goethe, 1785 bis 1790 in den „Liedern im Volkston“ von Johann Abraham Peter Schulz sogar unter 133 nicht ein einziges Goethisches!

Freilich, die Aufgabe, eine solche Sammlung zu schaffen, ist nicht leicht. Sie könnte nur von einem gebildeten Musiker gelöst werden, der zugleich eine philologische Ader und eine gründliche Kenntnis der Goethelitteratur hätte, oder umgekehrt. Und er müßte den Stoff nicht bloß vollständig übersehen, sondern auch vollständig beisammen haben, um öfter vergleichen und auf diese Weise richtig auswählen zu können. Dazu gehört aber jahrelanges Sammeln, denn die Originale sind selten geworden, sind in öffentlichen und Privatsammlungen zerstreut. So manches bringt einem nur ein glücklicher Zufall, vielleicht aus einem antiquarischen Katalog, einmal in die Hände.

Da hat nun die Goethegesellschaft vor wenigen Wochen ihren Mitgliedern eine Überraschung bereitet: als elften Band ihrer „Schriften“ hat sie ihnen ein schmuckes Foliobändchen auf den Weihnachtstisch gelegt: Gedichte von Goethe

Digitized by Google

in Kompositionen seiner Zeitgenossen. Herausgegeben von Max Friedländer (Weimar, 1896). Der Band enthält auf 129 Seiten 46 Goethische Liedertexte in 78 Kompositionen von 41 Komponisten. 28 Komponisten sind mit je einem Liede vertreten, 8 mit je zwei Liedern, einer (Kayser) mit vier, einer (Beethoven) mit fünf, zwei (Reichardt und Zelter) mit je acht, einer (Schubert) mit neun Liedern. Am Schlusse des Bandes (S. 130 bis 150) sind 21 Seiten erläuternde Anmerkungen beigegeben.

Der Herausgeber dieser Sammlung hat sich durch mannichfache, namentlich textkritische Arbeiten auf dem Gebiete des deutschen musikalischen Liedes einen Namen gemacht. Vor allem hat er sich um Franz Schubert bemüht, und da Schubert über achtzig Goethische Lieder komponirt hat, so ist er wohl von Schubert zu Goethe geführt worden. Schon in dem letzten Bande des Goethejahrbuchs (1896, S. 176 bis 194) hat er unter der Überschrift „Goethes Gedichte in der Musik“ eine Art von Statistik über die Kompositionen von 24 Goethischen Liedern gegeben.*) Zugleich kündigte er in einer Anmerkung an, daß „der Gegenstand demnächst in einem Werke des Verfassers: Das deutsche Lied des achtzehnten Jahrhunderts zu ausführlicherer Behandlung gelangen“ würde. Während wir aber gegen Weihnachten dieses Werk zu erhalten hofften, hat er uns statt dessen als abermalige Nebenfrucht die Sammlung der Goethegesellschaft beschert, worin der Gegenstand ebenfalls „zu ausführlicherer Behandlung gelangt.“

An litterarischer Betriebsamkeit läßt eine solche dreifache Behandlung desselben Gegenstandes gewiß nichts zu wünschen übrig. Ob aber damit schließlich erreicht werden wird, was ich soeben als Ziel hingestellt habe?

Schon in der Statistik Friedländers im Goethejahrbuche wird sich mancher über die Auswahl der Texte gewundert haben (in der Sammlung der Goethegesellschaft sind denn auch von den 24 Texten sechs weggeblieben!). Wer aber den Gegenstand zufällig etwas genauer kennt, wird auch manches gerade unter den ältesten Kompositionen vermißt und sich über die Ungleichmäßigkeit in den Quellenangaben gewundert haben. So fehlen z. B. bei Nr. 4 (Das Veilchen)

*) Es sind folgende 24: 1. Kleine Blumen, kleine Blätter. 2. Mailied (Wie herrlich leuchtet mir die Natur). 3. Heidenröslein (Sah ein Knab ein Röslein stehn). 4. Ein Veilchen auf der Wiese stand. 5. Durch Feld und Wald zu schweifen. 6. Es war ein König in Thule. 7. Meine Ruh ist hin, mein Herz ist schwer. 8. Im Felde schleich' ich still und wild. 9. In allen guten Stunden. 10. Neue Liebe, neues Leben. 11. Trocknet nicht, Thränen der ewigen Liebe. 12. Dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegen. 13. Der Fischer (Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll). 14. Füllest wieder Busch und Thal. 15. Über allen Gipfeln ist Ruh. 16. Der du von dem Himmel bist. 17. Erlkönig (Wer reitet so spät durch Nacht und Wind). 18. Wer sich der Einsamkeit ergiebt. 19. Wer nie sein Brot mit Thränen aß. 20. Der Sänger (Was hör' ich draußen vor dem Thor). 21. Nur wer die Sehnsucht kennt. 22. Mignon (Kennst du das Land, wo die Citronen blühn). 23. An die Entfernte (So hab' ich wirklich dich verloren). 24. Nähe des Geliebten (Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer).

Digitized by Google

die Kompositionen von Philipp Christoph Kayser (aus dessen „Gesängen mit Begleitung des Claviers." Leipzig und Winterthur, 1777), von Carl David Stegmann (aus dessen „Erwin und Elmire," 1777) und von Christian Adolf Overbeck (aus dessen „Liedern und Gesängen mit Klaviermelodieen, als Versuchen eines Liebhabers." Hamburg, 1781). In der Sammlung der Goethegesellschaft sind zwar in einer Anmerkung die beiden ersten nachgetragen, die von Overbeck fehlt aber auch dort noch.*) Bei Nr. 8 (Jägers Nachtlied) fehlen die Kompositionen von J. J. Walder (aus dessen „Gesängen zum Clavier." Zürich, 1780. Nr. 21) und von Heinrich Panoska (aus dessen „Drei Liedern von Goethe für eine Singstimme mit Clavier-Begleitung componirt und dem Fräulein Eva Mendelssohn gewidmet." Op. 1. [o. O. u. J.]), bei Nr. 13 (Der Fischer) die schöne Komposition des Glauchischen Organisten Carl Gottlieb Saupe (aus dessen „Deutschen Gesängen beim Klavier zu singen. Seiner fleißigen Schülerin der Comtesse Augusta von Schönburg gewidmet." Leipzig, 1791. Nr. 1) und die von Friedrich Kanne (aus der Zeitung für die elegante Welt. 26. August 1802), bei Nr. 21 (Nur wer die Sehnsucht kennt) die Komposition von Anton André (aus dessen „Liedern und Gesängen mit Begleitung des Pianoforte." Heft III, Nr. 9), bei Nr. 22 (Kennst du das Land) die Komposition von August Mayer (Dresden [1819], „dem geehrten Dichter an seinem siebzigsten Geburtstage hochachtungsvoll zugeeignet"), bei Nr. 24 (Nähe des Geliebten) der erste Druck der Reichardtschen Komposition (in den Musikblättern zu dem Freimüthigen, Februar 1803, auf demselben Bogen, wo auch der erste Druck von Kotzebues und Himmels „Es kann schon nicht alles so bleiben" steht!). Unbekannt gewesen sind Friedländer auch bei Veröffentlichung seiner Statistik die „Zwölf Lieder von Göthe mit Begleitung des Piano-Forte in Musik gesetzt und Ihro Majestät der Königin von Baiern Friederike Wilhelmine Caroline in aller tiefster Ehrfurcht gewidmet von Kienlen, Königl. Baier. Musikdirektor." Infolgedessen fehlt die Komposition Kienlens im Goethejahrbuche bei nicht weniger als sechs Liedern, bei Nr. 3, 8, 12, 18, 21 und 24. Für die Sammlung der Goethegesellschaft ist er zwar auch auf dieses Heft nachträglich noch aufmerksam gemacht worden: er teilt dort Nr. 1, das Heideröslein, daraus mit; er hat es aber nicht für nötig gehalten, bei den übrigen das fehlende nachzutragen, wie er es doch beim Veilchen gethan hat. Ganz ungenügend unterrichtet zeigt er sich über die frühesten Kompositionen der Lieder aus

*) Ich habe schon vor zwölf Jahren einmal in diesen Blättern in einem Aufsatze: Ein Veilchen auf der Wiese stand (Grenzboten 1885, II, S. 523—531) die Kompositionen des Veilchens bis zu Mozart zusammengestellt und kurz besprochen. Diesen Aufsatz hat Friedländer bei Anfertigung seiner Statistik nicht gekannt, es hat ihn erst später irgend jemand darauf aufmerksam gemacht. Das scheint ihn aber so unangenehm berührt zu haben, daß er darüber nicht nur die Komposition von Overbeck abermals übersehen, sondern auch ganz vergessen hat, meinen Aufsatz zu erwähnen.

Digitized by Google

dem Wilhelm Meister. Bei Nr. 22 (Kennst du das Land) führt er richtig als erste Komposition die von Reichardt an, die 1795 dem ersten Druck des Romans beigegeben ist, und ebenso richtig als zweite die von Zelter (aus dessen „Zwölf Liedern am Klavier zu singen." Berlin und Leipzig, 1796 [Nr. 12]), dagegen falsch bei Nr. 18 (Wer sich der Einsamkeit ergiebt) die von Zelter (aus demselben Heft [Nr. 10]), noch falscher bei Nr. 19 (Wer nie sein Brot mit Thränen aß) die von Zelter (aus dessen „Neuer Liedersammlung" [Zürich und Berlin], 1821) und bei Nr. 20 (Der Sänger) die von Zelter (aus dessen „Sämmtlichen Liedern" usw. Berlin, 1812. Heft III [Nr. 1]), am falschesten bei Nr. 21 (Nur wer die Sehnsucht kennt) als erste Komposition das Duett von Reichardt (in dessen „Liedern der Liebe und der Einsamkeit." Berlin, 1798) und als fünfte(!) die von Zelter (in dessen „Neuer Liedersammlung," 1821). In Wahrheit verhält sich die Sache so. Gleich zu der ersten Ausgabe des Wilhelm Meister, die Band 3 bis 6 von Goethes neuen Schriften bilden (Bd. 3—5, 1795, Bd. 6, 1796) sind auf besondern Blättern folgende acht Lieder in Kompositionen von Reichardt beigegeben: 1. Was hör' ich draußen vor dem Thor. 2. Wer nie sein Brot mit Thränen aß. 3. Wer sich der Einsamkeit ergiebt. 4. Kennst du das Land. 5. Nur wer die Sehnsucht kennt. 6. Singet nicht in Trauertönen. 7. Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen. 8. So laßt mich scheinen, bis ich werde. Von diesen acht Liedern hat Zelter sofort Nr. 2, 3, 4, 5 und 7 nachkomponirt; diese fünf stehen sämtlich in seinen „Zwölf Liedern am Klavier zu singen." Aber auch Nr. 8, das erst 1796 erschien, komponirte er sofort wieder nach; diese Komposition erschien dann 1797 im Schillerschen Musenalmanach. Friedländer kann also weder die Originalausgabe des Wilhelm Meister noch die Zwölf Lieder von Zelter in der Hand gehabt haben.

Was hat er aber überhaupt von all diesen Liedern in der Hand gehabt? was hat er davon gesehen und nicht gesehen? Aus den ungleichmäßigen, oft recht oberflächlichen und manchmal sogar nachweislich falschen Angaben in seiner Statistik kann darüber niemand klar werden. Bald ist ein Liederheft mit Opuszahl oder Jahreszahl angeführt, bald ohne sie; hat ein Werk mehrere Hefte, ein Heft mehrere Lieder, so steht bald die Heftzahl und die Liedernummer dabei, bald fehlt sie; sehr oft ist bloß der Name des Komponisten genannt, und nichts weiter. Bei Nr. 4 (Das Veilchen) ist angeführt: „F. H. Himmel, Königl. Kapellmeister in Berlin, Op. 21, Nr. 5, publ. 1806"; bei Nr. 6 (Der König in Thule) bloß: „Fr. H. Himmel," bei Nr. 8 (Jägers Abendlied): „Fr. H. Himmel, Deutsche Lieder von Goethe, Berlin, 1806." Wer soll ahnen, daß die erste und die dritte dieser Angaben dasselbe Heft bedeuten, die zweite dagegen ein andres Heft? denn in Opus 21 von Himmel steht der König in Thule nicht. Ähnlich ist es bei Bernhard Klein. Ihn führt Friedländer bei zwölf Texten als Komponisten an, dreimal setzt er dazu: „Op. 15," einmal „Op. 15 und Op. 41, Nr. 1" (damit sind aber zwei verschiedne Kompositionen

Digitized by Google

gemeint, was wieder niemand ahnen kann), zweimal eine Jahreszahl („um 1823“ und „1815“), einmal „II. Heft, Nr. 6“ (!), und bei fünf Liedern nennt er nur den Namen, ohne jeden Zusatz, obwohl eins davon (Rastlose Liebe) ebenfalls in Opus 41 steht. Reichardt liebte es, einunddieselbe Komposition immer wieder in neuen Sammlungen drucken zu lassen. Für eine genaue Statistik der Goethischen Liederkomposition müßte Reichardt besonders genau behandelt werden, seine Kompositionen müßten in ihren verschiednen Drucken geradezu nach der Zeitfolge übersichtlich tabellarisch zusammengestellt werden, sodaß man z. B. gleich neben einander hätte:

| Mailied (Wie herrlich leuchtet) | Oden und Lieder III. 1781. S. 2 | Goethes lyrische Gedichte. 1794. S. 11 | Lieder geselliger Freude. 1796. S. 5 | Gesamtausgabe 1809. I, Nr. 43 |
|---|---|---|---|---|

Bei Friedländer finden sich dazu nur spärliche Ansätze. Dabei führt er noch „Göthes lyrische Gedichte“ durchweg unter der falschen Jahreszahl 1793 und zweimal (bei Nr. 11 und 12) ein Heft II an, das es gar nicht giebt. Diese Reichardtschen Lieder werden nämlich bisweilen als zweiter Band der „Musik zu Göthes Werken“ gezählt; als erster gilt dann Erwin und Elmire, als dritter Jery und Bätely. Wie kann man das so verwirren! Zelter verschmähte es, seine Kompositionen immer wieder drucken zu lassen; wenn er denselben Text in mehrere Sammlungen aufnahm, so komponirte er ihn fast immer neu. Bei Nr. 8 (Jägers Abendlied) führt auch Friedländer an: „Zelter zweimal: Neue Liedersammlung, Zürich, 1821.“ Dort steht es aber nur einmal; wo steckt die andre Komposition? Von Zelters „Sämmtlichen Liedern, Balladen nnd Romanzen“ giebt Friedländer ein paarmal (bei Nr. 10 und 12) geradezu ein falsches Heft an: Heft III (ohne Nummer); beide Lieder stehen in Heft IV als Nr. 3 und 1. Alle solche Ungenauigkeiten kann man sich doch nur dadurch erklären, daß Friedländer die Originaldrucke nicht in der Hand gehabt hat, sondern die Lieder nur nach irgend welchen Katalogen anführt.

Wird es schon hiernach etwas zweifelhaft, ob mit der Veröffentlichung der Goethegesellschaft der Zweck einer solchen Sammlung auch wirklich erreicht werden wird, so wird es noch zweifelhafter, wenn man sieht, wieviel Nebenzwecke der Herausgeber gleichzeitig zu erreichen gesucht hat. Mit vollem Recht hat er sich auf einstimmige Lieder beschränkt, einerseits alles mehrstimmige weggelassen, andrerseits (mit wenigen Ausnahmen) alles, was, wie die Arie oder die Ballade, über das wirkliche Lied hinausgeht. Auch daß die Sammlung „ein Bändchen Goethischer Hausmusik“ sein soll, ist mir aus dem Herzen gesprochen, wenn dabei unter Haus nicht Goethes Haus, sondern das heutige deutsche Haus verstanden werden soll. Aber Friedländer hat auch darauf Gewicht gelegt, ob die mitgeteilten Kompositionen dem Dichter selbst gefallen haben; ja er hat sogar mehrere Melodien mit aufgenommen, die früher da-

Digitized by Google

waren als die Goethischen Texte, mit andern Worten: denen Goethe nur einen Text untergelegt hat. Er hat ferner auch solche Kompositionen bevorzugt, in denen Goethische Gedichte gleich zum ersten male veröffentlicht worden sind. Er hat endlich Musiker bevorzugt, die Goethe befreundet waren, und solche, die „sich ihm persönlich oder schriftlich genähert haben." Das alles sind ohne Zweifel sehr erstrebenswerte Zwecke, aber in dem bescheidnen Umfange der vorliegenden Sammlung — klagt doch der Herausgeber selbst über Raummangel! — lassen sie sich nicht erreichen, wenn der Hauptzweck wirklich erreicht werden soll.

Eins der Sesenheimer Lieder (Erwache, Friederike) hat Goethe für Friederike Brion einer der Görnerschen Melodien zu Hagedorns „Neuen Oden und Liedern" untergelegt.*) Die Melodie ist also 27 Jahre älter als der Text — gehört so etwas in diese Sammlung? Ein paar dilettantische Kuriositäten, wie die Lieder von Corona Schröter, von Bettina und von Walter Goethe, nimmt man mit in den Kauf um der Personen willen, von denen sie stammen. Aber auf das opernarienhaft aufgeputzte Lied der Mignon von Spontini würde man gern verzichten, und vollends die beiden Lieder von Berlioz, der König in Thule und das Flohlied, sind beinahe eine Verunstaltung der Sammlung. Aber auch bisher ungedrucktes, wie das Veilchen von der Herzogin Amalia, Jägers Nachtlied von Kayser, Seckendorffs „Füllest wieder 's liebe Thal," „Ein armes Mädchen" aus „Scherz, List und Rache" von Kayser, sogar Zelters Erlkönig, hätte getrost wegbleiben können. Was nicht unmittelbar nach seiner Entstehung in die Öffentlichkeit gedrungen ist, was nicht gewirkt hat, ist doch so gut wie nicht vorhanden gewesen. Wenn endlich so ganz bekannte, leicht zugängliche und dabei doch ziemlich umfängliche Nummern wie Beethovens „Kleine Blumen, kleine Blätter," Schuberts Erlkönig, Mendelssohns „Die Liebende schreibt" weggeblieben wären, so hätte sich, selbst bei dem vorliegenden Umfange, leicht für Nötigeres Raum gewinnen lassen. Gleich von dem Lieder-heft des jungen Breitkopf bekommt hier niemand eine richtige Vorstellung; außer der „Nacht" hätten unbedingt das Neujahrslied und der „Wunsch eines jungen Mädchens" aufgenommen werden müssen, Lieder, die mit ihrer freien, fröhlichen Melodie so manche andächtig bestaunte Nichtigkeit von Reichardt und Zelter hinter sich lassen. Damit will ich aber nicht etwa sagen, daß diese beiden in der Sammlung zu stark vertreten wären; im Gegenteil, auch sie sind beide zu kurz gekommen. Von Reichardt vermißt man z. B. Meeresstille und Glückliche Fahrt (zuerst in Schillers Musenalmanach für 1796), von Zelter „Nur wer die Sehnsucht kennt," „Wer nie sein Brot mit Thränen aß," „Heiß mich nicht reden" u. a.

*) An der Thatsache ist wohl nicht zu zweifeln, denn die Strophenform ist ganz eigentümlich und kommt sonst kaum vor, und Goethe scherzt am Ende des Liedes selbst über die Schwierigkeit der Sache (des Reimes Joch).

Digitized by Google

Wohl die anfechtbarste Seite der Friedländerschen Sammlung ist aber nun ihre Anordnung. Anstatt nämlich die Lieder nach der Entstehungs- und Veröffentlichungszeit der Kompositionen zu ordnen, womit ganz von selbst der gewünschte Überblick über die Entwicklung der deutschen Liederkomposition zu Goethes Zeit gegeben gewesen wäre, hat er sich darauf versteift, sie nach der Entstehungszeit der Texte zu ordnen, hat, wenn er von einem Text mehrere Kompositionen mitteilt, diese stets hinter einander gestellt und so das musikalisch und musikgeschichtlich zusammengehörige, auf das es doch hier vor allen Dingen ankommt, überall verzettelt und dafür das ungleichartigste neben einander gebracht. So folgt z. B. gleich auf Nr. 1 (Die Nacht, aus dem Breitkopfschen Liederheft von 1769) eine Komposition desselben Liedes von Reichardt von 1809. Dann springt es mit Nr. 3 wieder zu Breitkopf zurück (1769), als Nr. 4 kommt gar „Erwache, Friederike" (mit der Melodie von Görner [1744]), als Nr. 5 „Kleine Blumen, kleine Blätter" in der Komposition Beethovens von 1810. Ein solches Kunterbunt ist die ganze Sammlung. Das musikalische Winseln und Grimassenschneiden von Berlioz*) steht mitten zwischen — Zelter und Reichardt, eine Singspielarie von Kayser mitten zwischen Spontini und Schubert usw. Um wieviel zweckmäßiger würde die Sammlung geordnet sein, wenn sie mit drei oder vier Nummern aus Breitkopfs Liederheft begönne, dann etwa noch das Neujahrslied in der Komposition von Löhlein folgte (aus der Monatsschrift Unterhaltungen. Hamburg, Dezember 1769), dann Andrés Veilchen und Kayserś „An Belinden" (beide aus der Iris, II, 3. März 1775), das zweite ohne Zweifel die Komposition, in der es Goethe von Lili singen hörte, als er vor seinem Abschied von Frankfurt zum letztenmal abends an ihrem Fenster vorbeiging, dann Kayserś Veilchen und „Ihr verblühet, süße Rosen" (aus dessen „Gesängen mit Begleitung des Claviers." Leipzig und Winterthur, 1777**), dann Neefes „Liebliches Kind" (aus dessen „Serenaten beym Klavier zu singen." Leipzig, 1777), dann Johann Philipp Schönfelds „An Belinden" (aus dessen „Liedern aus der Iris." Berlin, 1778) usw.

Einen ungünstigen Einfluß hat natürlich die verfehlte Anordnung auch auf die erläuternden Anmerkungen gehabt: auch dort ist oft das zusammengehörige

*) Zelter schreibt an Goethe über die Berliozschen Lieder: „Gewisse Leute können ihre Geistesgegenwart und ihren Anteil nur durch lautes Husten, Schnauben, Krächzen und Ausspeien zu verstehen geben; von diesen einer scheint Herr Hektor Berlioz zu sein."

**) Auf ihrem Titelblatt steht die schöne, doch wohl von Goethe gedichtete Strophe:

Tief aus dem Herzen hingesungen
Nehmt diese Lieder herzenein,
So ist mir jeder Wunsch gelungen,
So sind auch eure Freuden mein.

Ein Wort wie „herzenein" (vgl. himmelan, bergauf) hat damals nicht leicht ein andrer gewagt als Goethe; in Grimms Wörterbuch fehlt es übrigens.

Digitized by Google

zerrissen, sodaß sich störende Vor- und Rückverweisungen nötig machen. So wird z. B. die erste Berührung Zelters mit Goethe (die durch einen Brief der Frau des Berliner Verlagsbuchhändlers Unger vermittelt wurde) in der Anmerkung zu Nr. 53 erzählt. Vorher sind aber schon fünf Lieder von Zelter (Nr. 19, 40, 43, 46, 50) mitgeteilt und besprochen worden. Dann heißt es: „Bei Nr. 68 komme ich noch darauf zurück," und in der Anmerkung zu Nr. 68: „An dieser Stelle kann passend Goethes Antwort auf den oben unter Nr. 53 erwähnten Brief eingefügt werden." Passend? Nein, das ist doch sehr unpassend! Hätte Friedländer die Lieder, wie es das nächstliegende war, nach dem Erscheinen der Liederhefte geordnet, so kam alles an seine richtige, natürliche Stelle. In der Anmerkung zu Nr. 56 (Beethovens Mignon) heißt es: „Daß der Dichter mit Beethovens Komposition nicht einverstanden war, wird bei Nr. 57 noch erwähnt werden." Damit ist es ja aber schon „erwähnt"! Daß der Herausgeber seine Statistik aus dem Goethejahrbuch, anstatt ein für allemal in der Einleitung darauf zu verweisen, in den Anmerkungen sechzehnmal zitirt, in einer Anmerkung sogar zweimal, führe ich nur der Merkwürdigkeit wegen an.

Daß die textkritische Behandlung der Lieder wenig zu wünschen übrig läßt, darf man wohl bei einem so erfahrnen Herausgeber wie Friedländer voraussetzen. Er hat alles, was in den Originaldrucken im Diskantschlüssel steht, in den Violinschlüssel gesetzt, hat der Singstimme, die in den Originalen oft mit der Klavierstimme der rechten Hand in eine Zeile zusammengezogen ist, ihre eigne Zeile gegeben,*) hat fehlende Zeichen beigesetzt, überflüssige weggelassen, kurz, den musikalischen Text in die heutige Orthographie gebracht. Das alles

*) In der Anmerkung zu Seckendorffs König von Thule druckt Friedländer als unerhörte Absonderlichkeit ein Stück des Originaldrucks ab, bei dem die Singstimme zwischen die beiden Klavierzeilen gesetzt ist. „Abenteuerlich" nennt er das, indem er eine (mißverstandne!) Vortragsanweisung des Komponisten zu einem Wortspiel benutzt. Es war das aber damals durchaus nichts unerhörtes. Als sich Hiller 1765 in seiner „Cantate auf die Ankunft der hohen Landesherrschaft," die zur Frühjahrsmesse im „Großen Konzert" in Leipzig aufgeführt worden war, zuerst von dem bisherigen Gebrauch losmachte, die Singstimme samt der Klavierbegleitung auf zwei Linien zu schreiben, schrieb er die Singstimme durch den ganzen Klavierauszug zwischen die Klavierzeilen. Im Vorbericht sagt er darüber: „Es ist wahr, das Clavier bedarf eigentlich nur zwo Linien; aber ich halte es allemal für eine sehr unbequeme Arbeit, wenn man Singestücken, mit Instrumenten begleitet, auf zwo Linien zusammenzieht. Der Setzer und der Spieler sind in gleicher Verwirrung. Man muß entweder viel kleine Schönheiten des Accompagnements aufopfern, oder sie mit kleinen Nötchen unter, über und zwischen den Hauptnoten hineinzwingen; wie undeutlich und beschwerlich dieses für den Spieler sei, wird ein jeder wissen, der dergleichen Arbeiten vor den Augen gehabt hat. Wenn ich aber überzeugt bin, daß drei Linien sich noch eben so bequem übersehen lassen als zwo: so habe ich vielleicht nicht besser thun können, als drei Linien zu wählen, um auf der obersten das Accompagnement in seinem Zusammenhange, auf der zweiten die Singstimme allein und auf der dritten den Baß unvermischt vorzustellen." Auf das Beste und Vernünftigste ist man, wie gewöhnlich, zuletzt verfallen.



Digitized by Google

sind selbstverständliche Dinge. Vielleicht hätte er darin gelegentlich noch etwas weiter gehen können, z. B. die Takteinteilung verbessern. Gleich in dem ersten Breitkopfschen Liede verrät sich der Dilettant. Der Text hat vierfüßige Trochäen; diese hat Breitkopf durch Dehnung des zweiten und vierten Fußes zu Dreivierteltakt breitgezogen, dabei aber nicht gemerkt, daß nun das erste Viertel zum Auftakt wird; so teilt er das ganze Lied falsch ein: 3 1 2 | 3 1 2 | usw. In Zelters „Über allen Gipfeln" (S. 63) muß es auf Zeile 3 in der Verzierung der Singstimme wohl e statt eis heißen; wenigstens ist in zwei Exemplaren des Originaldrucks, die beide unmittelbar von der Verlagshandlung bezogen worden sind, die Stelle (mit andern Druckfehlern des Heftes) von alter Hand, also höchst wahrscheinlich auf Zelters Wunsch, so verbessert. Einige Lieder hat Friedländer „transponirt" (höher oder tiefer gesetzt). In den meisten Fällen macht er davon Mitteilung, aber nicht immer. Rombergs „An den Mond" (Nr. 39) geht im Original in C-dur, nicht in B-dur. Auch bei Zelters Lied an Mignon (Über Thal und Fluß getragen) fehlt die Angabe, daß es im ersten Druck (in Schillers Musenalmanach für 1798) in E-dur, nicht in F-dur geht. Ein paarmal hat Friedländer Änderungen vorgenommen, zu denen keine Nötigung vorlag, so in Nr. 11 (Corona Schröter), 36 (Kayser), 37 (Ruft). Die Vorschläge versichert er ausdrücklich überall genau wie in den Originalen geschrieben zu haben, aber auch das ist nicht durchgeführt; in Nr. 18 (Seckendorff) fehlt einmal ein Vorschlag ganz, zweimal ist ein Achtel mit Vorschlag als zwei Sechzehntel geschrieben.

In den Anmerkungen zu den einzelnen Liedern teilt Friedländer allerlei Geschichtliches mit, was er über „unser" Lied, „unsre" Komposition, „unser" Veilchen, „unsern" Nachtgesang — so schreibt er immer — zu erzählen weiß, giebt manchmal biographische Nachrichten über den Komponisten, manchmal auch nicht, lagert nachträgliche Funde hier ab, führt zu einzelnen musikalischen Stellen bisweilen Parallelstellen an, versucht auch einzelne Kompositionen zu charakterisiren oder giebt die Urteile andrer darüber. Manches hat er offenbar nur geschrieben, um etwas zu schreiben. Die Anmerkung zu Rombergs „An den Mond" (Nr. 39) beginnt: „In den Melodien habe ich mich der höchsten Simplicität und Faßlichkeit befliſſen, ja auf alle Weise den Schein des Bekannten darinzubringen gesucht. In diesem Schein des Bekannten liegt das ganze Geheimnis des Volkstons; nur muß man ihn nicht mit dem Bekannten selbst verwechseln." Jeder Leser muß glauben, das habe Romberg gesagt. Gott bewahre! „So spricht sich Johann Abraham Peter Schulz in der Vorrede zu seinen Liedern im Volkston 1785 aus.*) Nach dieser goldenen Regel hat sich Romberg in den vorliegenden Liedern gerichtet." In der Anmerkung zu Nr. 73 (Nachtgesang von Walter Goethe) teilt Friedländer noch ein zweites

*) Bei Schulz steht aber: nur muß man ihn mit dem Bekannten selbst nicht verwechseln.

Digitized by Google

Lied desselben Komponisten mit (Am Wasser) und klagt dann: „Es ist traurig, daß diese Melodie — eine der trivialsten, die je zu Goethischen Versen gesetzt worden sind — gerade von dem Enkel des Dichters herrührt.“ Ich finde das gar nicht traurig. Die Melodie ist nämlich dieselbe wie: „Und ein Butterbrot mit Käse, und ein Butterbrot mit Wurst“ — damit ich doch auch etwas zu den „Parallelstellen“ beisteure. Traurig ist doch nur, daß Friedländer solches Zeug ausgräbt. Zu Löwes Erlkönig heißt es in der Anmerkung: „Auch bei Löwe Op. I.“ Auch? Bei wem ist es denn noch Opus 1? Nun, bei Schubert. Das ist aber vorher nicht gesagt. — Geschrieben sind übrigens die Anmerkungen in einem recht pretiösen Stil, der zu ihrem Inhalt wenig paßt.*)

Die Originaldrucke, aus denen Friedländer die Lieder genommen hat, sind in der Sammlung der Goethegesellschaft ebenso ungleichmäßig und ungenau angeführt wie im Goethejahrbuch, wie denn überhaupt die philologische Seite der Arbeit auch hier nicht ganz „einwandfrei“ ist. Wer auf der einen Seite die Genauigkeit so weit treibt, daß er nicht wagt, bei „Schäfers-Klagelied“ den thörichten Bindestrich wegzulassen, der darf auch nicht comp. drucken, wenn im Original in Musik gesetzt steht, oder gesetzt, am Claviere, Chitarra, Bändern, wenn das Original gesezt, am Clavier, Chittarra, Bänder hat, oder gar den formell zwar falschen, aber syntaktisch richtigen Dativ Dessauischen Musikdirektor in Dessauischer Musikdirektor verwandeln.**)

Hoffentlich erlebt die Friedländersche Sammlung über kurz oder lang eine zweite Auflage, denn vervollkommnungsfähig ist sie nach verschiednen Seiten. Immerhin wird sie, auch so, wie sie ist, viel Freude und Nutzen stiften. Möchten sie auch die Musiker sich empfohlen sein lassen, vor allem die Sänger und — die Liederkomponisten. Wie schön wäre es, wenn uns ein Sänger wie Anton Sistermans oder Felix Kraus mit Hilfe dieser Sammlung nächsten Winter einmal durch einen „Goetheabend“ erfreute! Die Liederkomponisten aber könnten, wenn sie einmal das, was von Goethischen Liedern komponirt, ich meine endgiltig komponirt ist (wie Mozarts Veilchen und Schuberts Erlkönig), mit einer beliebigen Ausgabe von Goethes Gedichten vergleichen wollten, Entdeckungsreisen in die herrlichsten Liedergebiete machen, die von dem Fuße

*) Zu den Lieblingswörtern des Herausgebers gehören bedeutsam (sam!) und charakteristisch; viel denken läßt sich aber nie dabei.

**) Manches mag Stich- oder Druckfehler sein. S. IX ist zugängig gedruckt, wo es zugänglich heißen muß. S. 4 fehlt bei Hirzels Jungem Goethe die Bandzahl. S. 17 fehlt in der Klavierbegleitung im Baß ein d. S. 97 steht hinter einem Triller ein sinnloses Quadrat. S. 111 fehlen in der Klavierbegleitung am Schluß hinter zwei Sechzehnteln die Punkte. S. 122 steht in der Singstimme einmal c statt d. S. 51 muß es Op. 21 heißen statt Op. 26, S. 125 1847 statt 1843, S. 140 1883 statt 1835, S. 141 man kann sich denken, statt: man konnte sich denken.

Digitized by Google

der Musik noch so gut wie nicht betreten sind. Welch ein Liederheft könnten z. B. die Lieder an Lili werden, wenn ein Meister wie Brahms darüberkäme! Lieder an Lili? Wo stehen die denn? Ja, die stehen zerstreut, man muß sie sich zusammensuchen. Hier sind sie, nach der Zeitfolge geordnet und zu einer Liebesgeschichte verbunden, so ergreifend wie Schuberts Müllerlieder: Herz, mein Herz, was soll das geben — Warum ziehst du mich unwiderstehlich — Den kleinen Strauß, den ich hier binde — Und frische Nahrung, neues Blut — Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte — Angedenken du verklungner Freude — Holde Lili, warst so lang — Im holden Thal, auf schneebedeckten Höhen — Trocknet nicht, Thränen der heiligen Liebe — Im Felde schleich ich still und wild. Wer wagt sich dran?

Leipzig Gustav Wustmann

# Gottfried Keller und seine Novellen

Von Karl Kinzel (in Friedenau)

Zu eingehender Beschäftigung mit einem Dichter wird der Litterarhistoriker nicht immer bloß durch Neigung zu seinem Gegenstand oder durch innere Übereinstimmung mit seinen Lebensanschauungen oder durch Liebe und Bewunderung getrieben. Oft ist es ein eigentümliches Zusammentreffen äußerer Umstände, die von lange her immer wieder mahnend an ihn herantreten, oder innere Erlebnisse, die ihn drängen, einer Erscheinung seine Aufmerksamkeit zu widmen, an der er sonst nur sinnend vorübergegangen wäre. Daß Gottfried Keller, der Dichter des „Grünen Heinrich“ und der „Leute von Seldwyla,“ von vielen geliebt wird, war mir lange bekannt und bei den meisten nach seiner und ihrer Art auch wohl begreiflich. Daß ihn einzelne Kritiker hoch schätzten und über seinen großen Vorzügen die Schattenseiten seines Wesens vergaßen, war mir schon empfindlicher und regte mich zu immer neuer Betrachtung und Untersuchung an. Daß sich aber in neuer Zeit mehr und mehr eine maßlose Überschätzung dieses schweizerischen Erzählers breitmacht und festsetzt, daß man ihn zu einem der Größten, zu einem Klassiker zu stempeln und auch nach seiner ganzen Persönlichkeit den Besten unsers Volkes und Geistes zuzurechnen bestrebt ist, ja jeden, der diesem Urteil nicht blindlings beizustimmen geneigt ist, verächtlich ansieht und als „minderwertig“ betrachtet, das reizte meinen Widerspruch und machte den Drang in mir unwiderstehlich, ein nach allen Seiten gerecht abwägendes Urteil zu gewinnen und zu begründen.

Digitized by Google

In Hinsicht auf die ganze Persönlichkeit des Dichters, ohne die auch ein volles Verständnis seiner Dichtungen nicht zu erreichen ist, sind wir erst jüngst zu einem umfassenden Urteil befähigt worden, seitdem das weitschichtig angelegte Werk von Jakob Baechtold: Gottfried Kellers Leben, seine Briefe und Tagebücher, deren erster, fast 500 Seiten starker Band 1894 erschien, mit dem soeben ausgegebnen dritten Bande von fast 700 Seiten vollständig geworden ist. Daß das Werk gerade eine unterhaltende Lektüre für weitere Kreise wäre wie eine Biographie Schillers oder Goethes, kann man nicht sagen. Das Leben des Dichters war an äußern Ereignissen nicht reich, und auch was uns von seiner innern Entwicklung entgegentritt, sowohl in der nicht gerade sehr fesselnden Darstellung des Biographen, als auch aus den Briefen Kellers selbst, erhebt sich nur zuweilen aus dem Alltäglichen in höhere Sphären. Meist weht uns der kühle Hauch des verständigen Republikaners und des vernünftigen Atheisten entgegen, und ein auffallend gemütloser Ton erklingt fast durchweg. Jene Gemütstiefe, bei der alle Erscheinungen und Vorgänge der Außenwelt Beziehungen auf das Innere gewinnen und Empfindungssaiten erklingen lassen, tritt sehr selten hervor, und doch scheint sie, nach meinem Geschmack wenigstens, bei einem wahren Dichter nicht entbehrlich zu sein. Eine Betrachtung seines Lebensganges wird das beweisen.

Gottfried Keller wurde am 19. Juli 1819 als zweites Kind des Drechslermeisters Rudolf Keller aus Glattfelden bei Zürich und seiner Gattin Elisabeth in dem eignen Häuschen der Eltern zu Zürich geboren. Die Dürftigkeit des Elternhauses war kaum weniger groß als bei der Geburt Schillers; auch sonst waren die Verhältnisse nicht unähnlich, nur war umgekehrt der Vater Handwerker und der Großvater mütterlicherseits Feldscher, aber der Vater war auch ein durch Strebsamkeit und Würde in Kleidung, Haltung und Gesinnung ausgezeichneter Mann, der ebenfalls Gedichte machte und mit dem Wort wie der Feder gewandt umzugehen wußte. Im „Grünen Heinrich" hat ihm Keller zur Freude der Mutter ein Denkmal gesetzt, wenn auch seine Schilderung mehr auf ihren Erzählungen als auf eigner Wahrnehmung beruht. Denn schon in dem sechsten Lebensjahre Kellers starb sein Vater, dreiunddreißig Jahre alt, an der Auszehrung, nachdem er vier Kinder zuvor begraben hatte. So war Gottfried Keller mit seinem zarten Mütterlein und der zweijährigen Schwester Regula allein.

Die Mutter schildert Baechtold als eine verständige, brave Frau, nach außen etwas ängstlich und verschüchtert. „Dem Sohne gewährte sie in liebevoller Nachgiebigkeit ein größeres Maß von Freiheit, als ihm in früher Jugend zuträglich war. Dabei hielt sie ihn weniger zur Arbeit als zur Sparsamkeit an. Das war in ihren Augen die höchste Tugend für Leute von ihrer Lage. Der Sohn hat sich wenig davon angeeignet. Mit dem Gelde haushälterisch umzugehen war nicht seine Sache. Wer bei knappen Mitteln nie dazu kommt,

Digitized by Google

sich regelmäßig einzuteilen, sondern beständig genötigt ist, von der Hand in den Mund und zwar meist auf Borg zu leben, wird die Kunst des Haushaltens nie recht erlernen. Die Entbehrung, die sich die Mutter fortwährend auferlegte, ist dem Sohne in schwierigen Umständen wohl gekommen.*) Die Mutter war eine geistig aufgeweckte Frau, eine ganz vorzügliche Briefstellerin, die oft große Munterkeit des Gemüts, daneben auch eine gewisse schweizerisch derbe Rücksichtslosigkeit und Offenheit zeigt."

Die Schwester Regula blieb lebenslang ein bescheidnes Wesen, das man sich, bis auf die letzten Jahre, ganz gut aus der Umgebung des Bruders wegdenken kann. Sie wurde nach und nach ältliche Jungfrau und behielt seitdem etwas Mißvergnügtes, Mürrisches. Seit dem Tode der Mutter (1864) führte sie ihm die bescheidne Wirtschaft, freilich ohne die Fähigkeit, sein Leben freundlich zu schmücken. Zwischen beiden bestand ein ewiges Gebrumm. Und doch war sie ihm eine brave Schwester, die schließlich nur noch für ihn lebte.

Also darben hat Keller von seiner Mutter gelernt, und er hat es bis zu seinem vierzigsten Lebensjahre oft genug geübt, aber weder sparen noch andauernd arbeiten. Ob sie auf sein Gemüt einen wesentlichen Einfluß geübt hat, ist nicht zu ersehen. Aus seinen Briefen an die Mutter klingt sehr selten ein herzlicherer Ton der Liebe, mehr stille, freundliche Verehrung.

Anfangs besuchte Keller die Armenschule, dann einige Jahre das Landknabeninstitut, eine Privatanstalt, wo man außer den Elementarfächern im Französischen, im Italienischen und in der Buchhaltung unterrichtet wurde, und seit 1833 die kantonale Industrieschule, die zur Vorbereitung auf technische Berufsarten, Gewerbe und Handwerk bestimmt war. Hier wurde er als angeblicher Rädelsführer einer lärmenden Unbotmäßigkeit (gegen einen Lehrer) von der Schule verwiesen, „während man die schuldigern Herrensöhnchen schonte; das bittere Gefühl der ungerechten Relegation hat er nie recht verwunden. Seitdem war er völlig auf Selbstbildung angewiesen, die er von nun an mit einem heiligen Ernst betrieb, nicht ohne öfter schmerzlich durch die verschlossenen Gitter in den reichen Garten der reifern Jugendbildung zu sehen und den Verlust doppelt zu empfinden."

Im übrigen nahm er aus dem häuslichen Leben und dem Umgang in der Stadt mannichfache Eindrücke in sich auf, die sich später gerade in seinen Novellen und im Roman spiegeln und überhaupt seine jugendliche Phantasie mit bleibender Wirkung belebten: Hausgenossen und Hausfreunde, wie die Familie seiner Pflegeschwester Bäbeli (Das verlorne Lachen) und der durstige Schreiner Schaufelberger (Das Fähnlein der sieben Aufrechten), die Spiele der Jugend und das Mörserschießen der Alten (Züricher Novellen), das Puppenspiel, das die ersten Dichtungen veranlaßte, und vor allem die Trödlers-

*) Davon hat er Vorteil gehabt.

Digitized by Google

leute Hotz (Frau Margreth und Vater Jakoblein im Grünen Heinrich). Der junge Keller war der erklärte Liebling der dicken Frau in weißen Hemdärmeln, die „eine große Sammlung Heiden- und Götzenbücher, d. h. alter, fabelhafter Reisebeschreibungen, apokrypher Evangelien und Prophezeiungen, kurioser Chroniken und volkstümlich theosophischer Schriften besaß. Er lauschte bei den nächtlichen Zusammenkünften ihren geheimnisvollen Erzählungen aus dem Reiche der Ahnungen, Träume und Geister, hörte von schreckhaften Erscheinungen am Himmel und unter der Erde und schauerte vor Lust, wenn auf Hexen, Gehängte, Männer ohne Kopf, die der Frau in ihrer Jugend manchmal begegnet waren, auf Scharfrichter und Teufelsbanner die Rede kam. Ein barockes Phantasieleben begann den Knaben auf gefährliche Weise zu bedrängen." Aller Vorstellungen bemächtigte sich die Phantasie und gestaltete sie frisch nach ihrer Weise aus. Als ein Beispiel erzählt er selbst in einem Brief von 1874: „Ich war ein Kind von kaum fünf Jahren, als ich von einer Nachbarin sagen hörte, man werde ihre Vermählung feiern. Ich verstand Vermehlung und träumte gleich darauf von ihr, d. h. von der Person, wie sie entkleidet, in einen Backtrog gelegt und mit Mehl eingerieben und zugedeckt wurde, und dieser Traum hinterließ mir einen sehnsüchtig traurigen Eindruck, der mich lange Jahre trotz allen Gelächters nie verließ."

„In solch eigentümlicher Umgebung entwickelte sich, sagt Baechtold, in dem Kinde — es sind die ersten Vorzeichen des werdenden Dichters — der Hang, aus lauter Phantasie zu lügen, d. h. ohne böse Absicht mehr oder minder harmlose Abenteuer und Geschichten zu erfinden, die dann oft zu kleinen Verwicklungen führten. Ebenso bildete sich bei dieser stark in sich gekehrten Natur, die keine harte Berührung von außen duldete, der Trieb zur Einsamkeit, zur Einsilbigkeit aus, später, als sich der gewaltsam aus der Bahn geworfne Schüler zur Unthätigkeit verurteilt sah, die Neigung zu einem mürrischen Schmollen wie Pankraz und zu trübseligem Grillenfang."

Bald regte sich in dem Knaben die Liebe zur Kunst. Ein nicht ganz gewöhnliches Zeichentalent brachte ihn auf den Gedanken, Maler zu werden. Die schönen Tage, die er in dem nahe gelegnen Heimatsort des Vaters, in Glattfelden bei seinem Oheim, dem Arzt Heinrich Scheuchzer und seiner Gattin Regula, „dem Urbild von Frau Regel Amrain," verbrachte, wurden vielfach zum Naturzeichnen benutzt. So brachte ihn denn die Mutter zu einem dürftigen Kunstmaler in die Lehre. Aber von gründlichem Unterricht war nicht die Rede, der Anfänger blieb bedauerlicherweise meist sich selbst und seiner ausschweifenden Phantasie überlassen, sodaß er, im Keime verpfuscht, es nie zu etwas Rechtem bringen konnte. Nach seiner Konfirmation (1835), die keinen besondern Eindruck auf ihn machte, fand er einen gediegnern Meister in Rudolf Meyer. Aber dieser verließ bald Zürich, und so reifte in dem Zwanzigjährigen der Entschluß, zu weiterer gründlicher Ausbildung nach München

Digitized by Google

zu gehen, wozu ein kleines väterliches, vom Oheim verwaltetes Vermächtnis die Mittel gewähren sollte.

Neben diesen malerischen Neigungen regten sich aber auch die dichterischen Triebe in allerlei kleinen Versuchen und den ersten Gedichten, zu denen ihn eine erste Liebe entflammte. Mir scheint eine Stelle aus einem Briefe, den er mit achtzehn Jahren an einen guten Freund schrieb, trotz aller jugendlichen Aufblähung am meisten die Bedeutung seines Geistes zu bezeugen und zugleich für sein Wesen bezeichnend zu sein. Da heißt es:

Ich habe dir noch etwas zu sagen. Du schreibst: Mit den Thränen, die ich hier schon geweint habe, könnte man ein Paar Sommerhosen waschen. — Schämst du dich nicht ins innerste Mark hinein, das zu sagen! Fi! Weinen — weinen! Fi donc! Einer, der ein Mann werden will, der das Menschengeschlecht verachtet, spricht von weinen! Wenn das zehnte Jahr vorbei ist, so sollte der Mann sein ganzes Leben hindurch nicht mehr soviel Wasser vergießen, daß eine Fliege darin ersaufen könnte, weder aus Ärger noch aus Gefühl usw. Nicht daß das Auge des Helden sich nicht netzen dürfe; aber das sind seltne Fälle und köstliche Augenblicke. Wenn unaussprechlicher Gram um ein verlornes Seelengut, wenn bittrer Ärger über der Menschen Verworfenheit, erfahrner Undank, die Qual, seine hochfliegenden, herrlichen Pläne nicht erfüllen zu können, seine glühende Gedankenfülle erdrücken und verschlucken zu müssen, wenn noch hundert andre Feinde vereint auf des Mannes oder des Jünglings Brust einstürmen: dann kann eine schwere Thräne den Weg zum Lichte finden. Wie pochts dann mit lauten Schlägen an die Rippen, wie preßts das Herz! Ein Zentner liegt auf ihm. Wie brennts und kochts und sprudelt und siedet es in der hohen, doch so beklemmten Brust, daß die Flammen hoch aufschlagen und die Hülle zu sprengen drohen! Starr wie ein Fels steht der Mann, aber das innere Feuer zehrt an ihm. Heiß wallts hinauf, höher und höher aus dem zerknirschten Herzen, heiß wird die Wange, rot die hohe Stirn, und heiß dringt eine feuchte, volle Zähr ins finstre Auge. Betroffen will er sie zerdrücken, aber sie fließt schon hell die Wange hinunter. Verstohlen, wie wenn ein Mädchen den ersten Kuß verlor, wischt er sich das Aug; aber mit der Thräne ist aller Jammer ausgezogen. Leicht und flüchtig atmet er, mild glimmts noch im ausgebrannten Busen; eine düstre, doch weiche Melancholie haust noch in der verlassenen Brust und giebt dem Dulder den schönen, großen Blick, der den Schurken zu Boden drückt. Solch eine Thräne ist göttlich und der Moment unschätzbar zu nennen; aber der Name weinen bleibe fern von ihr. Denn nur das Weib darf weinen, oder der Thor, oder der Bösewicht. Ich bitte dich also, dir das Weinen abzugewöhnen, sonst ersaufen deine edeln Gedanken in der trüben Flut.

Auch wünsche ich, daß du an einem andern Orte das Wort tugendhaft weggelassen hättest; denn der Mensch soll nicht tugendhaft, nur natürlich sein, so wird die Tugend von selbst kommen. Überhaupt ist das Wort tugendhaft ein kleinliches, ärmliches, frömmelndes Ding und soll vom Manne gar nie ausgesprochen werden, weil der, der die Natur in ihrem heiligen Walten verehrt und die Menschen gerade um ihrer Sünden willen bemitleidet, die Tugend sich nicht erst anzugewöhnen braucht, sondern sie ist sein Element. Er weiß nichts von ihr; denn sie ist ihm eigen wie jedem Tiere das Atmen; und wenn er noch so viele Fehler hätte, so entspricht jeder Fehler einer Tugend. Freilich sind die Schwachheiten des großen Mannes und diejenigen des schlechten von himmelweitem Unterschied.

Digitized by Google

Diese Worte gewähren einen Blick in sein Innerstes, aus dem sie ohne jeden Zweifel offen und ehrlich — wie seine brieflichen Ergüsse immer — geflossen sind. Stark aufwallende Gefühle, die auch den stärksten übermannen, kannte er nicht, auch in seinem spätern Leben findet sich keine Spur davon. Er hat wohl thatsächlich nie eine Thräne vergossen. Er ging einsam durch die Welt; Weib und Kind hatte er nicht. Auch religiöse Empfindungen kannte er nicht. Seine einsamen Wege führten ihn auch davon immer weiter ab. Daß er je derartige Anregungen in seinem Elternhause empfangen hätte, auch davon findet sich nirgends eine Spur. Daher sind auch die Briefe seiner nächsten Jahre Urbilder von Trockenheit. Nie ein überschäumendes Gefühl, nie ein warmer Liebesausdruck gegen Mutter oder Schwester; selbst in den Liebesbriefen birgt sich die Empfindung unter trocknen Auseinandersetzungen.

Aber verfolgen wir zunächst den jungen Mann ein Stück weiter auf seiner Lebensreise und sehen wir, wie statt des Malers ein Dichter von der Wanderschaft heimkehrte.

Als „ein junges Männchen, dessen Gestalt ziemlich unter mittlerer Höhe geblieben war, auf dem schmächtigen Körper ein großer Schädel, mit einem aufs linke Ohr gedrückten Barett geschmückt," so tritt er uns 1840 in München entgegen, ein Kunstschüler, der mit den größten Hoffnungen nach Baierns Hauptstadt gekommen war, mit dessen Ausbildung es aber nur sehr langsam vorwärts ging. Die gehofften Erfolge blieben aus, vermutlich weniger aus Mangel an Talent als an Beharrlichkeit in der Arbeit, und die Mittel zum Leben waren so gering, daß er oft in der größten Not war. Dazu kamen Krankheit und Unglücksfälle mit seinen Bildern, die eigne Nachlässigkeit oder fremde Unzuverlässigkeit verschuldeten; so wurde sein Streben unterbunden, und es erwachten Zweifel in ihm an seinem Beruf. „Schon jetzt rief ihm ein Freund, den gerade eine Kellersche Leistung in einer Bierzeitung belustigte, er solle humoristische Aufsätze für öffentliche Blätter schreiben, was unter allen Umständen mehr einträge als das Malen. Aber Keller lehnte jede Zumutung dieser Art rundweg ab" und kehrte nach zwei und einem halben Jahre nach Zürich zurück.

Es folgte nun eine Zeit des innern Ringens. Immer mehr klärte und befestigte sich seine radikale politische und seine atheistische Weltanschauung, wie sie allgemein in der Zeit lag und in der Schweiz besondre Gestalt gewann. Und aus diesen innern Kämpfen heraus wurde der lyrische Dichter Keller geboren, dem sich in rascher Folge Gedicht auf Gedicht entrang, sodaß er bald (1846) den ersten Band seiner Jugenddichtungen hinausgehen ließ. Einige Stellen aus seinem nur wenige Wochen des Jahres 1843 umfassenden Tagebuche will ich hier zu seiner Charakteristik mitteilen. Am 11. Juli schreibt er:

Das Wetter heitert ein wenig auf. Heute faßte ich plötzlich den Entschluß, einige Gedichte zusammenzupacken und einer Zeitschrift, etwa Lewalds Europa, zu-



Digitized by Google

zusenden mit einem sentimentalen Katzenjammerbriefe. . . . Ich muß einmal etwas wagen, um den Karren aus dem Schlamm zu bringen. Geht es, so geht es und ist gut. Werde ich abgespeist, so habe ich das Meinige gethan und kann mit mehr Gelassenheit das Schicksal oder die Vorsehung walten lassen. Ich habe nun einmal großen Drang zum Dichten. Warum sollte ich nicht probiren, was an der Sache ist? Lieber es wissen, als mich vielleicht heimlich immer für ein gewaltiges Genie halten und darüber das andre vernachlässigen. Eine leichte Erzählung, die erste, wurde heut erfunden und angefangen.

Später heißt es:

Mein vierundzwanzigster Geburtstag, der 19. Juli, ist regnerisch und stürmisch an meinem Innern vorübergezogen. Meine Hoffnungen sind um nichts besser geworden, und wenn ich etwas weiteres gelernt habe, so muß es durch inneres Anschauen und durch von Erfahrung gestärkte Auffassungskraft geschehen sein; denn in der gedrückten, kummervollen Lage, in der ich mich fortwährend befinde, kann ich wenig mit meinen armen Händen arbeiten und mutig zu Tage bringen. Schreiben oder lesen kann ich immer, aber zum Malen bedarf ich Fröhlichkeit und sorgloſen Sinn.

Die Zeit ergreift mich mit eisernen Armen. Es tobt und gährt in mir wie in einem Vulkane. Ich werfe mich dem Kampfe für völlige Unabhängigkeit und Freiheit des Geistes und der religiösen Ansichten in die Arme; aber die Vergangenheit reißt sich nur blutend von mir los. Ich habe in den letzten Tagen Schriften der deutschen politisch-philosophischen Propaganda gelesen, viel Überzeugung daraus geschöpft, aber ich kann mich mit dem zersetzenden, höhnischen Wesen derselben noch nicht aussöhnen. Denn ich will eine so zarte, schöne Sache, wie das Christentum ist, auch mit Liebe behandelt wissen, und wenn es zehnmal auch ein Irrtum wäre; nicht der Pfaffen und Vorrechtler, sondern des armen Volkes wegen, dessen fast einziger Reichtum, wenn auch durch die heillosen Volksblutigel freilich mehr zu seinem Schaden, das Christentum bis dato noch ist. Indessen werde ich mich aller etwaigen Differenzen ungeachtet dennoch an die Propaganda anschließen; denn lieber will ich keinen Glauben herrschend wissen, als den schwarzen, knechtenden, ertötenden Glaubenszwang. Im ersten Falle kann am Ende jeder Mensch, jede wärmere Seele sich aus sich selbst erheben und den Weg zu ihrem Schöpfer suchen, was mir die festeste und reinste Religion zu sein scheint; während der denkende Mensch im letzten Falle gerade durch den erdrückenden Glaubenszwang immer in negative Haltung und Bitterkeit zurückgedrängt, der nicht denkende Mensch aber von den Verrätern der Seele und des Leibes, von den Finsterlingen, mißbraucht und mißhandelt wird.

Sein politischer Radikalismus klärte sich allmählich mehr ab. Schon 1847 gesteht er:

Aus einem vagen Revolutionär und Freischärler à tout prix habe ich mich zu einem bewußten und besonnenen Menschen herangebildet, der das Heil schöner und marmorfester Form auch in politischen Dingen zu ehren weiß und Klarheit mit der Energie, möglichste Milde und Geduld, die den Moment abwartet, mit Mut und Feuer verbunden wissen will. Daß Begeisterung und die frische Thatkraft, eine einmal erkannte Fessel zu brechen, oder mit andern Worten, der Sinn für die rechte und notwendige Revolution darüber nicht verloren gehen, bin ich versichert. Übrigens wird die Revolution von Tage zu Tage unzulässiger und überflüssiger, in einer Zeit, wo das lebendige Wort sich fast überall Bahn zu brechen

Digitized by Google

weiß, besonders aber bei uns, wo die Gerechtigkeit immer eklatanter nach jeder Verfinsterung auf dem gesetzlichen Wege sieht.

Für die revolutionäre Bewegung in Deutschland 1848 interessirte er sich lebhaft, doch war er nicht davon befriedigt. „Es weht, schreibt er, ein rauher, unfreundlicher Hauch überall durch den Geistesfrühling dieses jungen Jahres. Das Göttliche ist erwacht auf Erden und bricht in tausend goldnen Flammen hervor; aber zugleich sammelt sich alle menschliche Schwachheit und Unvollkommenheit in eine qualmende Staubwolke, und wenn jene Flammen nicht zusammenschlagen können, so scheint diese dunkle, dämonische Wolke sich um so leichter zu verdichten und den Schatten auf die irrenden Augen zu legen." Mit dem bekannten schweizerischen Selbstbewußtsein schreibt er in einem Briefe: „Wie überlegen, ruhig, wie wahrhaft vom Gebirge herab können wir armen kleinen Schweizer dem Spektakel zusehen!" Die Revolution gefällt ihm, aber die Revolutionäre nicht, die er 1849 in Heidelberg sah. „Ein roheres und schlechteres Proletariat, schreibt er an einen Freund, habe ich noch nirgends gesehen als hier. Man ist nachts seines Lebens nicht sicher, wenn man allein über die Straße geht. Die sogenannten Führer sind aber auch darnach, nämlich die Redakteure der Winkel- und Lokalblätter usw. Bornirtere und brutalere Kerle sind mir noch nicht vorgekommen, als die deutschen Republikaner zweiten und dritten Ranges; alle bösen Leidenschaften: Neid, Rachsucht, Blutgierde, Lügenhaftigkeit nähren und pflegen sie sorgfältig im niedern Volke."

Seine religiöse Entwicklung fand ihren Abschluß in Heidelberg, wohin er im Herbst 1848 mit einem Stipendium seiner Regierung zu weiterer Ausbildung ging. „Schon näherte er sich seinem dreißigsten Jahre, und noch immer streckte er die Füße unter den Tisch der Mutter, ohne einen eigentlichen Lebensberuf ergriffen zu haben. Daß man in dieser Welt nicht bloß Dichter sein könne, sah er bereits ein. Die Züricher Jahre seit seiner Heimkehr aus München beklagte er stets als verlorne. Auch seine Umgebung bemerkte mit Bedauern, daß ein prächtiger Mensch und ein reiches Talent in dem regellosen Treiben Schaden zu nehmen, ja zu verwildern in Gefahr stand."

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

# Pan in Dresden und München

Unsre Leser werden sich erinnern, daß der Pan, um die Enttäuschungen, die sein erstes Auftreten bereitet hatte, durch bessere Leistungen auszugleichen, vom zweiten Jahrgang an einen neuen Anlauf nahm: die Kunst des Auslandes sollte weniger Berücksichtigung finden, und dafür in jedem der vier Jahreshefte ein deutscher Kunstmittelpunkt eingehend behandelt werden; mit Berlin wurde (im ersten Hefte) der Anfang gemacht. Diese Art von Erneuerung war freilich zunächst nur eine Frage der Gruppirung, wobei der Erfolg im weitern Verlauf von dem abhängen muß, was man zum Gruppiren hat, und hierin sind denn doch die zwei folgenden Hefte (2 und 3) von einer Armseligkeit, der auch die höchste Kunst der Anordnung nicht viel wird helfen können. Es thut uns leid, diesen Eindruck zu haben, nicht als ob wir uns mit großen Hoffnungen getragen hätten und es nun bedauerten, daß etwas möglicherweise entwicklungsfähiges wohl zu Grunde gehen werde, sondern weil wir annehmen, daß der Pan in seiner traurigen Verfassung weiter bestehen und auf die große Menge der Urteilslosen aus den feinern Gesellschaftskreisen schädigend an Bildung und Kunstgeschmack wirken wird. Das Volk bleibt davor bewahrt, es kann höchstens durch billige Nachahmungen und indirekt durch Schriftsteller, die sich am Pan erbauen, angesteckt werden, und das geht ziemlich langsam. Einstweilen hat die wohlhabende, höhere Menschheit das Vorrecht, sich zugleich mit dem Wohlgefallen an einer für die meisten unbezahlbaren Ausstattung mühelos an Karikaturen zu ergötzen und dabei sicher zu sein, daß das Kunst und Wissen höchster Art ist. Denn die kenntnisreichen, hochgebildeten Männer, die an der Spitze des Unternehmens stehen, Sammlungsvorsteher, Kenner von Beruf, werden doch nur das Beste geben und nicht ihren Spott treiben mit den opferwilligen Thebanern. Was also der Pan bringt, und mag es noch so schlecht sein, wird willig als Belehrung angenommen, und es kann noch lange dauern, bis er einmal wegen seiner Lehrthätigkeit in partibus imprudentium mit dem verdienten Mühlstein um den Hals in irgend einer Versenkung verschwindet. Das also ist es, weswegen wir bedauern, daß der Pan auch diesmal nichts besseres bringt.

Gehen wir zuerst an die Kunst des Pan und dann an das, was er Dichtung nennt. Die neue Anordnung mit einer Hauptstadt im Mittelpunkt eines

Digitized by Google

Heftes hat den Vorzug gegenüber der frühern Unordnung, daß sie Aufsätze über diese Städte aus der Feder von sachkundigen Männern veranlaßt hat, aus denen man sich gern über das Kunstleben des betreffenden Mittelpunkts unterrichtet. So verdiente es ausgesprochen zu werden, daß das Malerische und Intime in der Architektur, was das alte Dresden trotz seines Schmutzes so reizend macht, was die Menschen allesamt entzückend finden, doch in dem, was sie in neuerer Zeit bauen, geflissentlich vermieden wird, und so das unzusammenhängende, wüste Bild der sich allmählich häutenden Stadt entstanden ist, über das einer dieser Aufsätze spricht. Inzwischen haben wir auch die Gewißheit bekommen, daß die herrliche alte Elbbrücke den Ansprüchen der modernen Schiffahrt geopfert und durch eine eiserne ersetzt werden soll. Ein andrer Aufsatz gilt den Kunstgewerbemuseen, und wir hören darin von keinem geringern als Bode, was sich mancher im stillen längst gesagt hat, daß die meisten dieser Anstalten keine Sammlungen von Vorbildern sind, was sie ursprünglich hatten werden sollen, sondern Anhäufungen von kulturgeschichtlich merkwürdigen Sehenswürdigkeiten aller Art, deren Durcheinander den suchenden Handwerker mehr verwirren muß, als es ihn fördern kann. Es wäre also besser gewesen, man hätte den Grundstock dieser Sammlungen in den alten sogenannten Kunstkammern der Museen gelassen, wo sie zum Teil noch jetzt gut aufgestellt sind, z. B. in Kassel und Braunschweig, und man hätte den Gewerbemuseen nur das gegeben, was in ihnen wirklich als Muster nützen kann. Der Aufsatz gehört eigentlich nicht in das Dresdner Heft, denn in Dresden bestehen ja noch die kostbaren Sammlungen der alten Art, das Grüne Gewölbe und für die Porzellane das Johanneum, er ist an die Adresse des Berliner Gewerbemuseums gerichtet, für dessen Inhalt der noch nicht zwanzig Jahre alte Neubau schon nicht mehr ausreicht, und enthält sehr viel Beherzigenswertes über kunstgewerblichen Unterricht. Andre Aufsätze betreffen die Verhältnisse der modernen Dresdner Plastik und Malerei, die sich seit 1880 durch das Absterben alter und den Zugang neuer Kräfte schnell verändert haben. Ja schneller als irgendwo, und der Wechsel der Personen bei der Leitung der Sammlungen und an andern für die Kunst wichtigen Stellen ist der Änderung günstig gewesen, denn alle die Neuen sind zufällig auch energisch für das Neue eingenommen und aufgetreten. Wie bekannt, hat die Dresdner Gesellschaft an diesen recht heftigen Kämpfen lebhaft Anteil genommen, und gegenwärtig liegt die Sache, wie der Pan ausführt, so, daß die Jungen nach allen den Begünstigungen, die ihnen zu teil geworden sind, gewonnenes Spiel haben. Also, meine jungen Herren, nun machen Sie mal Musik und zeigen Sie, daß Sie spielen können! Heraus mit den Bildern deiner Schützlinge, alter Pan!

Klinger, „Erinnerung, Originalradirung“: Mädchenkopf von etwas versinnertem Ausdruck, zwischen zwei Gardinen in einer langen Öffnung, wie ein Stück Vorhemd aus dem Westenausschnitt herausguckend — ferner „Studie

Digitized by Google

zum Prometheus," ein nackter männlicher Akt, und noch acht Kleinigkeiten. Alles das ist jedenfalls nichts besondres. Dann aber wird es vollends dünn. Paul Baum, „Landschaft, Hochätzung" ist eine Kinderei, die sogar manches Kind unendlich viel besser machen würde, wenn auch nicht als „Hochätzung." Pietschmann, „Centaurenpaar" (Radirung) erinnert an Böcklin, nur noch besonders stark karikirt. Lührig, „Freya und die Riesen" ist ein Gedränge von häßlichen Gesichtern, und Greiners „Golgatha" ist für jeden Menschen von anständigem Geschmack einfach scheußlich; was gut daran ist, ist von Rembrandt. Die letzten zwei Kunstbeilagen sind „Originallithographien." Der Pan pflegt seine Kunstblätter dem Leser ohne ein weiteres Wort der Erklärung hinzuwerfen und ihn dann der Pein zu überlassen; höchstens bringt er einen Aufsatz über die Gattung, zu der ein solches Stück gehört. So erzählt uns bei dieser Gelegenheit ein hervorragender Kunstgelehrter von der „Kunst des Steindrucks" im Stil höchster Begeisterung, mit Dornröschen beginnend und glücklich und zufrieden endend mit dem „Frühling einer neuen, jugendstarken deutschen Kunst." Ja, wie schön liest sich das! Uns aber gehts ungefähr wie den Hofleuten bei Fritz Reuter mit Reis und Pflaumen: „es sind unsre besten Gerichte, man bloß wir kriegen sie nicht." Und Scherz beiseite, was diese Kunst der „Jungen" in Dresden betrifft — wir sind ja selbst der Ansicht, daß das Alte zum Teil nicht viel wert war, und begreifen es kaum noch, daß man z. B. diese hölzernen, maskenhaften Skulpturen der letzten fünfzig Jahre für ernsthafte Kunstwerke hielt. Daß die Jungen statt dessen wirkliches Leben suchen, darin thun sie recht. Aber was sie erreicht haben, ist wahrlich noch nicht viel, und trotz alles Trompetengeschmetters, das die Kunstwissenschaft in Dresden zu ihrem Preise veranstaltet — wenn sie nichts besseres bringen als bisher, so werden sie eines Tages ganz still aus der Welt gegangen sein und noch viel weniger Spuren ihres Daseins hinterlassen als ihre Vorgänger, von deren fertigen Werken man doch wenigstens etwas sieht und sprechen kann. Und es will uns für diese sorgsam gepflegte Kunst nicht sehr rühmlich scheinen, daß der Pan, um die Blößen zu decken, die alte spätromanische Skulptur in Freiberg und Naumburg und außerdem Lukas Cranach zu Hilfe geholt hat,*) dessen „Ruhe auf der Flucht" aus dem Palast Barberini (jetzt bei Fiedlers Erben) ohne alle Frage das Beste ist, was beide Panhefte an Illustrationen enthalten.

Wir kommen nun nach München. Auch hier bekommen wir zuerst gute, belehrende Aufsätze über die Entwicklung des Kunstlebens, über Courbets Aufenthalt in München, der die Künstler bei ihrer Kostüm- und Prozessionsmalerei

*) Warum hat man nicht noch einige von den knallbunt angestrichnen Gipsabgüssen des Albertinums beigegeben? Das wäre doch wenigstens etwas ganz absonderliches gewesen, was man in keiner andern Stadt hat.

Digitized by Google

antraf und aufrüttelte, über die Sezession und ihre wohlgemeinten und verständlichen Absichten, endlich, was uns besonders interessirt hat, über den Privatbau, das bürgerliche Wohnhaus und seine letzte Gestaltung. Hier scheint München etwas gewonnen zu haben, indem die Baukunst in den Grundlagen natürlich und zweckmäßig und im Schmuck möglichst geschichtlich zu verfahren suchte, während doch alle andern großen Städte in den letzten Jahrzehnten leider sehr verloren haben. Der Gegenstand ist so wichtig, daß er eingehende Behandlung und Prüfung auf seine Ursachen hin wohl verdiente. Aber nun müssen wir uns zu der eigentlichen Kunst in München wenden. Sie wird uns dargeboten in einer größern Zahl von landschaftlichen Radirungen oder Lithographien, von denen einige sehr unbedeutend und skizzenhaft und des Veröffentlichens nicht wert sind, weniges ist gut (Halm, Motiv von der Reichenau, Böcklin, komponirte Landschaft von italienischem Charakter) und nichts hervorragend. Ohnehin ist ja die Landschaft nicht das Sorgenkind unter den heutigen Kunstaufgaben. Im Figürlichen aber kommen wir noch schlechter weg. Denn da sitzen wir sofort im Münchner Karikaturenstil, wenn die Benennungen auch nach etwas klingen. Z. B. „November, Originalradirung von Kirchner" heißt ein steil ansteigender Weg mit hinaufgehenden und herabkommenden Menschen, denen die Kleider so um die Ohren fliegen, daß es für den Beschauer dasselbe thut, ob er sie von vorn oder von hinten sieht. Eine schauderhafte bunte Fratze in drei Farben (zinnober, grün und lila) von W. Volz heißt „Salome, Originallithographie." Von demselben erhalten wir noch sechs Kleinigkeiten, Hexe, Nereide usw., die wenigstens ordentlich gezeichnet sind; mancher mag sie in der Auffassung originell finden, für uns sind sie widerwärtig. Dazu noch ein Blatt mit den wunderlichen „Ziergläsern" des als Radirer verdienten Professors Köpping, die man schön findet und überall ausstellt, als ob man noch nie etwas von einem Stil gehört hätte und zeigen wollte, daß alles Geld für kunstgewerblichen Unterricht umsonst hinausgeworfen wäre, und wir sind am Rande mit unsrer „Kunst." Kläglich! Oder soll uns vielleicht eine Lithographie in vier Farben von Thoma, eine Schwarzwaldlandschaft, entschädigen, weil sie einen Mann von bedeutendem Namen zum Urheber und ein technisch interessantes Verfahren zum Gegenstande hat? Die Kunstwissenschaft leitet uns dazu an mit umständlicher Belehrung. Aber als Kunst angesehen, ist es doch herzlich wenig.

Wir haben kaum noch den Mut, unsre Leser um ihre Begleitung zu einem Gang in das Lesekabinett des Pan zu bitten. Denn diese Lektüre ist noch um vieles trübseliger als die Bilder. Dresden und München machten hier keinen Unterschied, höchstens daß dort der unglückliche Nietzsche, weil er im Bereiche des betreffenden, von dem Pan gezognen Kunstkreises wohnt, wieder einmal gezeigt wird mit einigen Sprüchen Zarathustras und einem in Musik gesetzten Gedicht. Übrigens Übersetzungen aus dem Schwedischen und Norwegischen:

Digitized by Google

Hallſtroem, Hamſun, Ibſen, Björnſon und dergleichen, und die letzten drei noch obendrein abgebildet als „Kunſtbeilagen.“ Kinder, welche Langweilerei! Habt ihr denn gar nichts eignes?

Da klagt einer in Verſen ohne Reim über „ſeine Tage“; der Anfang lautet: „So ſchleichen ſie dahin, wie Schatten,“ der Schluß: „Am Ende aber dämmert einer auf, unſichtbar, unentrinnbar, ſcheu und ſchleichend, der letzte Tag,“ und ſo etwas, meinen die Herren Redakteure des Pan, hätte für einen andern Menſchen irgend welches Intereſſe! Dem Darſteller dieſes getünchten Peſſimismus möchten wir zuſprechen: Sie haben ſtudirt, Herr Doktor, und vermutlich auch etwas dabei gelernt. Wenn Ihnen Ihre Tage ſo wertlos ſind, daß Sie ſie mit ſolchen Verſen ausfüllen, dann laſſen Sie ſich doch lieber für eines der großen Wörterbücher als Zettelſchreiber anſtellen. Das koſtet auch nicht mehr Gedanken und iſt doch nützlich für andre, wenn auch nicht unterhaltender als Ihre Verſe! Das iſt nur ein Beſpiel dieſer „Dichtungen,“ freilich nicht gerade das beſte. Aber auch das Beſſere kann uns nicht froh machen. Es iſt immer die alte Manier, andre mit ſeinem eignen — eingebildeten — Gram unterhalten zu wollen und dazu Reime zu ſuchen, als ob Goethe niemals gelebt hätte, der vor dieſen Kindereien ſo nachdrücklich noch in ſeinen alten Tagen gewarnt hat, und andre haben darauf noch in Verſen viel gröber gethan als er. Aber es hilft nichts, es geht immer ſo weiter, nennt ſich Poeſie und gilt dafür, denn ſonſt würde es eine Redaktion nicht unter der Überſchrift „Dichtungen“ drucken laſſen. Aber der Leſer hat nichts davon, wenn wir ihn weiter damit beläſtigen wollten. Das ganze Gebiet iſt öde und nicht einmal mehr ſittengeſchichtlich von Intereſſe. Eher wirſt noch die Proſa etwas Belehrung ab, wenn auch ihre Verfaſſer nicht viel beſſer dabei fahren. In der ganzen Maſſe findet ſich eine einzige vernünftige lesbare Erzählung: Die Glocken von Krummſeifenbach von Polenz. Alles andre iſt ungeſundes, gequältes, affektirtes Zwitterweſen, nachgeahmt, erborgt, wir werden ſehen, woher.

Es denkt ſich jemand krank in einem dämmrigen Zimmer, mit abgeſchnittnen Blumen „von zu Haus“ in verſchiednen Gläſern, von deren undeutlichen Bildern er ſich zu einem Träumen anleiten läßt, das ihn in ſeine Heimat führt, wobei er bald alles einzelne wirklich zu erleben glaubt, bis er am Schluſſe merkt, daß es nur Phantaſie war. Darüber ſchreibt er zwei Quartſeiten und nennt es „Glück.“ Das iſt noch harmlos. Krankhafter iſt ein ähnlich gebautes Proſaſtück: „Die Nachtwandlerin,“ ganz in der erſten Perſon abgefaßt; am Schluß erwacht das Ich und „friert“ (das einzige begreifliche in dieſem wunderlichen Monolog). Aber weiter. Jemand ſchildert ſein liebes Ich, wie es ſich gefühlt hat bei einem Gang ins Freie, und beſchreibt die Eindrücke Schritt vor Schritt, in beſſerer Touriſtenſtimmung mit etwas Pantheismus verſetzt, wie er leicht auch dem allerungebildetſten anfliegt. Aber er macht

Digitized by Google

vier Seiten daraus und schreibt darüber „Aufschwung.“ Wenn nun wenigstens nur Feinheiten der Sprache in solchen Spielereien zu Tage träten! „Mir ist, als fielen alle Schlacken ab der kleinen Menschlichkeit“ — verehrter Herr, was für ein Unsinn! — Aber es wird noch schöner. In einer „Novelle,“ „Das Wunderbare“ genannt, erzählt jemand einem andern, wie er von einem Gebirgsaufenthalt aus in einen am Wasser gelegnen Schloßgarten geraten sei und dann mit der blassen, geheimnisvollen schönen Schloßherrin wochenlang gelebt habe, ohne von ihr andres zu empfangen, als Beweise fürstlicher Gastfreundschaft und unverständliche Bruchstücke einer wunderlichen, auf tiefe Krankheit deutenden Gedankenmitteilung. Endlich, nach zehn Quartseiten, scheint ihm der Zustand doch keiner Entwicklung mehr fähig und zwecklos. Er reist ab und weiß bis auf den heutigen Tag nicht, was eigentlich an diesem Erlebnis einen so bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht hat, und seine Leser natürlich erst recht nicht. Wohl aber werden sie denken, der junge Mann hätte doch erst die Sekunda eines Gymnasiums durchmachen müssen, wo man guten Aufsatzunterricht erhält, wenn sie folgende Stilblüten genossen haben werden. Meines Freundes Sorge um seine Familie „mußte ihn seit langem verhindert haben, das innere Ich zu beschäftigen und zu bilden, von dessen Pflege ich meinerseits niemals eine ernstliche Abhaltung(!) erfahren hatte.“ — „Das Mondlicht, dem ein ganz leichter Nebel seine Kälte nahm, ließ eine Seite der hohen, grüne Säle(!) bildenden Bosketts zauberhaft erglänzen, um die andern in desto tieferes Dunkel zu stürzen“ (ein merkwürdiges, ungemein vielseitiges Mondlicht). — „Der Kahn erwies sich als morsch und schlecht in Stand gehalten, aber wenigstens würde(?) mir niemand seine Benutzung verwehren.“ — „Und wenn mir diese Schönheit und ihr ganzes Walten unweltlich und traumhaft deuchte, so konnte es doch nicht den Grund haben, daß sie sich vor mir in Szene setzte. Ganz im Gegenteil blieb sie oft genug unachtsam für meine Anwesenheit.“ Der geschätzte Leser wird dies für eine Übersetzung Karlchen Mießnicks aus dem Englischen halten, aber es steht wörtlich in jener „Novelle“ des Pan S. 200. Ebenso dies: „Denn das Unbegreifliche war Leben geworden, und man atmete in lauter Rätseln, die keine waren, weil keine noch so leise Frage sie verriet.“ Welch ein Blödsinn! Und das will für andre Leute „Novellen“ schreiben!

Ein andrer von diesen eigenartigen Schriftstellern fährt, um einem Londoner Sonntag zu entgehen, auf einem Dampfer die Themse hinunter aufs Meer hinaus, sieht dann vor sich einen ebensolchen Dampfer, nur gelb angestrichen, in dessen Kielwasser der seine fährt, sodaß wohl ein Zusammenstoß zu denken wäre, wenn nicht die „gelbe Kröte“ wahrscheinlich gar kein Dampfer wäre, sondern vielleicht nur ein Phantasiebild des geistreichen Verfassers, der nun sechs Quartseiten lang darüber faselt, welchen Eindruck dieses seltsame Unbestimmte auf sein wertvolles Ich gemacht habe, und sich auf die



Digitized by Google

„gelbe Kröte“ als Titel seiner nicht einmal witzigen Schnurre nicht wenig zu gute thut. Das Muster zu solchen Scherzen geben die französischen „Analytiker“ mit ihrem dédoublement; sie behaupten wenigstens, daß durch ihre Seiltänzerkünste die Sprache an Fähigkeit, sich auszudrücken, gewinne. Unser deutscher Jüngling, der seine gelbe Kröte unter anderm „ein riesiges, giftiges Amphib“ nennt, weiß noch nicht einmal, und die Redaktion, wie es scheint, ebenso wenig, daß, was er abgeworfen hat, keine gleichgiltige Endung, sondern ein für die Bedeutung wichtiger Stammteil, und daß sein „Amphib“ genau so viel wert ist, wie wenn er statt des Vierfüßlers sagen wollte der Vierf.*) Müßte also nach Tertia zurück! Wieder ein andres Kunstwerk nennt sich „Ballade,“ ist aber nach alter Terminologie ein Stück aus einer Erzählung in erster Person von sehr dürftigem Inhalt (jemand hat eine Geliebte, weiß aber nicht, ob es zur Heirat kommen wird, weil beide arm sind, und beobachtet einstweilen die Wirkung dieses unsichern Zustandes auf sein interessantes Ich), und, um dafür in den Worten einen Ersatz zu schaffen, wird jeder Satzteil, z. B. ein Nebensatz, zu einem Satze für sich, und jeder Satz wird als Absatz für sich gedruckt. Und damit man erkenne, wieviel diese Wortgebilde wert seien, stehn dazwischen reichliche ....., die nun allerdings gar nichts wert sind, weil sie jeder Analphabete machen kann. Diese „Ballade“ enthält außer der Betrachtung des Ichs noch einen großen Vorrat an sinn- und stimmungsloser Beschreibung, wie sie die französischen Impressionisten gepflegt haben, und andre exotische Feinheiten. Z. B. auf dem Bahnsteig, als der Zug einfährt, im Menschengedränge (jedenfalls also vor der Zeit der Perronsperre oder ohne Rücksicht auf solche niedere Dinge) erwartet der Erzähler seine Geliebte; er kann sie noch nicht sehen, aber „er roch den Duft, den sie ausströmte,“ heißt es wörtlich Seite 114. Pfui! wird da ein anständiger deutscher Leser denken. Aber der Ärmste weiß nicht, daß nach der höhern Einsicht der „Symbolisten“ Riechen besser ist als Sehen, und Ahnen besser als Wissen, und daß, wenn man erst einen Gegenstand hat und kennt und mit seinem einfachen richtigen Namen nennt, das ganze Vergnügen zu Ende ist, woran sich in Frankreich seit den achtziger Jahren eine Anzahl von Journalisten erlustigt. Und die weniger graziösen deutschen Jünglinge ahmen ihnen unbeholfen nach und meinen, wenn sie solch unreifes Zeug zusammenschreiben, sie wären Schriftsteller. Warum sollten sies aber auch nicht, wenn mans ihnen abnimmt und auf Kartonpapier druckt, und es dann in einer Zeitschrift für die feinsten und vornehmsten Kreise zu lesen steht? Wir haben keine Lust, noch mehr davon hervorzuholen, denn es würde für den Gesamteindruck nichts ändern, wenn wir z. B. ein unsagbar langweiliges Bruchstück einer Novelle von Max Halbe (Neue Ziele aus Hans

*) Leider ist es aber bei Polyp, Katarrh und dem schönen österreichischen juridisch (aus juridicus) dieselbe Sache. D. R.

Digitized by Google

Hartwigs Höllenfahrt), der doch sonst schreiben kann, analysiren wollten. Also wozu das?

Aber noch eins. Was mögen sich wohl die Franzosen nach unsrer angeblich vornehmsten Zeitschrift von unsrer „Litteratur" für eine Vorstellung machen? Und mit welcher Überlegenheit werden sie an ihre Revue des deux mondes und an ihre Gazette des beaux arts denken, wenn sie sich an dieser unbeholfnen deutschen Nachäfferei genugsam erlustigt haben? Sie haben freilich Grund dazu, wenn sie sehen, wie man mit den Abfällen ihres Witzes Kultus treibt.

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Europa hat Ruh. Um Neujahr herum war der politische Froschteich unsers Vaterlands ein wenig in Aufregung geraten; außer den Hamburger Enthüllungen waren noch ein paar andre Steine hineingefallen, wie der Prozeß Tausch und der Hamburger Ausstand. Aber jetzt hat sich alles wieder beruhigt, und die verschiednen Gruppen singen ihr altes Lied in alter Ruhe und Gemütlichkeit ganz piano weiter. Die Agrarier schreien nicht mehr, sondern singen bloß noch, um so melodischer, da ihnen die Regierung das von der erfindungsreichen Chemie bereitete Dimethylamidoazobenzolpflaster auf den wunden Mund legt, die Sozialdemokraten verlangen, bloß zum Zeitvertreib, den Achtstundentag, wie das Kind den Mond verlangt, worüber sich die Welt so wenig aufregt, wie über ihre unvermeidlichen Nörgeleien an der Militärverwaltung und am Militärstrafprozeß, und die Nationalliberalen, die einigen Grund zur Verstimmung haben, sind viel zu gebildete Leute, als daß sie ihre Beschwerden mit einer das Schlummerkonzert störenden Energie laut werden ließen. Nur im Herrenhause, wo nicht einmal der Gedanke an Widerspenstigkeit gegen die Regierung aufkommen kann, haben sich bei der Beratung des preußischen Schulgesetzes die Oberbürgermeister, die ja wohl dieser Partei angehören, etwas lebhaftere Klagen über die Bedrückung der großen Städte zu Gunsten der Gutsbesitzer erlaubt. Dagegen nahmen es ihre Parteigenossen am 23. Februar im Abgeordnetenhause stillschweigend hin, daß der Graf Kanitz den Dortmund-Emskanal, wie sich ein Zentrumsabgeordneter ausdrückte, in den Dreck werfen wollte (Dreck in den Kanal zu werfen, würde leichter gehn), und dabei zur Aufmunterung etwaiger Streikgelüste bemerkte: „Wenn es irgend einer Industrie heute gut geht, so ist es die Kohlenindustrie, derentwegen der Kanal gebaut worden ist." Auch durch den sozialistischen Antrag Ploetz, die Kosten der Alters- und Invalidenversicherung durch Steuern aufzubringen und die Leute, die gar keine Arbeiter haben, nach ihrem Einkommen dazu heranzuziehen, regt die sonst in Sachen des Sozialismus so empfindlichen Herren nicht auf, ebensowenig der noch offenkundiger sozialistische Antrag des Zentralverbands deutscher Kaufleute, die großkapitalistischen Detailgeschäfte mit einer progressiven Betriebsteuer zu belasten, die bis zu hunderttausend Mark steigen soll; man nimmt dergleichen Anträge wohl nicht ernst. So

Digitized by Google

ist alles voll Ruhe und Harmonie, und die preußische Lehrerschaft stimmt sogar ein gedämpftes Loblied auf den Herrn Kultusminister an, das wohl, wenn die vom Herrenhause durchgesetzten „Verbesserungen“ anfangen werden zu wirken, allmählich wieder in ein gedämpftes Klagelied umschlagen wird. Das Bumbum vor Kreta hat nun diese idyllische Ruhe nicht etwa gestört, sondern ist mit Wonne und Behagen vernommen worden, wie vor fünfzig Jahren der ruhige Bürger in seinem Bett das Getute des Nachtwächters vernahm, von dem er wußte, daß es alle Ruhestörer verscheuche, und wenn Chamisso heute lebte, er würde singen:

Geht nach Haus und wahrt das Licht,
Daß dem Staat kein Schaden geschicht!
Lobt die Jesuiten!

was ja — nämlich das letzte — auch wirklich nächster Tage wieder einmal im Reichstage befolgt werden wird. (Die Leser werden gebeten, bei dieser Gelegenheit wieder einmal das ganze Nachtwächterlied durchzulesen, bloß aus litterarischem Interesse, um sich aufs neue zu überzeugen, in welchem Grade der echte Dichter ein Prophet ist.)

Andächtig und Beifall nickend liest bei solcher Gemütsverfassung der ruheliebende Staatsbürger die weisen Worte, mit denen Herr Hanotaux die Weisheit des diplomatischen Europas feiert: „Durch ein Verfahren, das stets Erfolg gehabt hat, da es reiflich überlegt ist, hat die europäische Diplomatie nach und nach das Eindringen des europäischen Geistes in die rebellische Welt des muselmanischen Orients bewirkt. Es ist die europäische Diplomatie, die allmählich, zuerst als privilegirte Provinzen, sodann als freie Fürstentümer oder selbst als unabhängige Nationalitäten alle Balkanstaaten: Griechenland, Rumänien, Serbien und Bulgarien begründete.“ Der loyale Bürger vergißt ganz und gar beim Anhören dieses Selbstlobes der Diplomatie, daß die Diplomaten keinen Tropfen Tinte über die orientalischen Wirren vergossen haben, der nicht entweder die Ursache oder die Wirkung von vergossenen Blutströmen gewesen wäre, und daß sie in der Europäisirung des muselmänischen Orients keinen Schritt vorwärts gethan hat, zu dem sie nicht durch Revolution oder Krieg gezwungen worden wäre; ja der loyale Bürger vergißt heute, was er erst gestern erlebt hat, daß die Kreter bis zum jüngsten Tage auf die ihnen jetzt von ganz Europa feierlich verheißene Autonomie hätten warten können, wenn sie sich nicht mit Griechenland verbündet hätten und dieses ihnen nicht zu Hilfe gekommen wäre. Wenn aber Herr Hanotaux ausruft: „Die europäische Diplomatie ist es, die es ermöglicht, daß auf Samos, in Rumelien und im Libanon — Armenien nennt er wohlweislich nicht — die christliche und die muselmänische Bevölkerung in Frieden Seite an Seite lebt unter dem Schutze ihrer hohen Garantin,“ so ist das vollends zum Lachen. In Rumelien wie im Libanon schlagen einander die friedlichen Nachbarn von Zeit zu Zeit tot, und in Samos ist die Zahl der Mohammedaner so gering, daß sie sich gegen die Christen nicht auflehnen können. Das Sprüchlein: Hilf dir selbst, so wird Gott dir helfen, heißt ins Hochpolitische übertragen: Helft euch selbst, ihr Völker, so wird euch die Diplomatie schon helfen!

Also Kreta hat jetzt seine Autonomie so gut wie in der Tasche. Das Kleinod Europas, die Herrschaft des türkischen Sultans, bleibt freilich — auf dem Papiere — unversehrt, und die Griechen werden vorläufig noch einmal von Kreta abziehen müssen. Ob sie besser, schlechter oder ebenso schlecht wie die Türken dort regieren würden, wissen wir nicht, weil wir niemals in Griechenland und in der Türkei gereist sind und die dortigen Völker nicht aus eigner Anschauung kennen. Nur so

Digitized by Google

viel wissen wir, daß keines der von der Türkenherrschaft befreiten Völker Lust hat, unter diese Herrschaft zurückzukehren, daß unter der Türkenherrschaft alle ehedem blühenden Länder zur Wüste geworden sind, und daß dieselben Blätter, die jetzt keinen guten Fetzen an den Griechen lassen, von Zeit zu Zeit Reisebeschreibungen gebracht haben, in denen von dem Charakter des Völkchens die günstigste Schilderung entworfen wird, wenn auch selbstverständlich Fehler zugestanden werden — welcher Mensch und welches Volk hätte die nicht? Ob die Beweglichkeit und Unruhe der Griechen, das hellenische Erbteil, zu ihren Fehlern oder zu ihren Vorzügen zu rechnen sei, das hängt von den Umständen ab; daraus, daß diese Eigenschaft den Nachbarn und den Diplomaten unbequem ist, folgt noch nicht, daß sie dem Volke selbst schaden müsse. Auch sozialdemokratische Blätter haben, vielleicht aus Abneigung gegen alles Christliche, für die Türken und gegen die Griechen Partei ergriffen. Ihnen tritt in Nr. 22 der Neuen Zeit Eduard Bernstein entgegen, der sich u. a. auf folgenden Satz in Andrees Handbuch beruft: „Die Türkenwirtschaft hatte dem Lande im ganzen 2300000 Ölbäume gelassen, 1860 waren wieder 7500000 und 1876 sogar 12000000 Ölbäume vorhanden. Das Erträgnis hat sich in vierzig Jahren verzwanzigfacht.“ An dem jetzigen finanziellen Bankrott des Völkchens, meint Bernstein, sei der Umstand schuld, daß ihm die Großmächte nicht gleich von Anfang an genügend Ellbogenraum gelassen hätten; er erinnert daran, daß Prinz Leopold von Koburg, dem die Krone zuerst angeboten wurde, sie mit der Begründung ausgeschlagen habe, die Grenzen des neuen Staates seien viel zu eng gezogen, vor allem gehöre Kreta unbedingt zu Griechenland. Bernstein erinnert an eine Thatsache, die beweist, wie kurzsichtig mitunter berühmte Staatsmänner sein können. Als im Mai 1858 Gladstone, von Lord John Russel, dem Führer der Liberalen unterstützt, für die Vereinigung der Donaufürstentümer zu einem unabhängigen Staate eintrat, da bekämpfte Palmerston seinen Antrag als „russisch,“ und Disraeli bezeichnete ihn als roh und unüberlegt; er spottete über die Idee, „in den Donaufürstentümern ein phantastisches Königreich aufzubauen und in jenen Ländern etwas einzuführen, was in Wirklichkeit nur ein Luftgebilde von Unabhängigkeit sein würde.“ Rumänien ein Luftgebilde! Für die Unabhängigkeit der Donaufürstentümer sprach Lord Cecil, der jetzige Lord Salisbury, den Bernstein mit den Worten charakterisirt: „kein durch eine Madame Novikoff hinters Licht geführter Gladstone, oder durch russische Rubel erkaufter Dutzendpolitiker, sondern der Abkömmling eines Geschlechts von Staatsmännern ersten Ranges, der Nachkomme William Cecil Burleighs, des berühmten Ministers der Königin Elisabeth“; auch kenne Salisbury die Türken aus eigner Anschauung. Nun, mögen sich die Dinge weiter entwickeln, wie sie wollen, das eine steht fest: wie bisher, so wird die Diplomatie auch in Zukunft alles Geschehene anerkennen, gut heißen und feierlich beglaubigen, weil sies eben nicht ändern kann.

Zur Frage über den Zeichenunterricht erhalten wir folgende Zuschrift:

Sehr geehrter Herr!

Die Novembernummer 48 der Grenzboten von 1896, welche mir erst jetzt zu Gesicht gekommen ist, enthält einen Artikel unter dem Titel „Die Reformation unsers Zeichenunterrichts von K. Lange.“ Sie gestatten wohl dem darin persönlich Angegriffnen, zugleich im Namen der andern, einige Worte zur Berichtigung.

Lange giebt sich den Anschein, als ob er den jetzigen Zeichenunterricht genau kenne. Er hat aber nicht einer einzigen Unterrichtsstunde beigewohnt, nicht eine

Digitized by Google

einzige Ausstellung von Schülerarbeiten besichtigt, durch welche ihm der Einblick in die Lehrweise der von ihm gröblich angegriffnen Vertreter dieses Faches hätte werden können, welcher ihn berechtigte zu urteilen. Einer zu diesem Zwecke von mir an ihn ergangnen Einladung ist er bis heute nicht nachgekommen.

Mein Lehrbuch hat er nachweisbar nur sehr oberflächlich durchblättert. Wie anders wäre es sonst möglich, daß er Anforderungen, die ich darin von jeher, von der ersten bis zur jetzt erschienenen fünften Auflage, entschieden vertrete, als neu aufstellt und seine Beschuldigungen darauf zu begründen sucht?

Wie seine Schilderungen der angeblich jetzigen Zustände beweisen, kennt er höchstens den Unterricht einiger Bedauernswerten, denen die Anforderungen der Jetztzeit ebenso oberflächlich bekannt sind als ihm, die gleich ihm die Rinde des Baumes benagen, dessen Blüten und Früchte sie kurzsichtigerweise nicht sehen.

Dem gegenüber hat seit einer langen Reihe von Jahren und aus den verschiedensten Ländern der Erde eine sehr große Zahl von Fachmännern, Künstlern und Pädagogen — darunter Namen ersten Ranges — teils durch längern Besuch, teils unmittelbar als Schüler dieselbe Lehrweise genau kennen und hochschätzen gelernt und deren Ruf verbreitet, die Lange als einen „pedantischen Unsinn," gelehrt von „verknöcherten Methodikern" den Behörden als überaus kunstgefährdend zu denunziren sucht.

Daß der Professor der Ästhetik mit diesen rustikalen Worten zugleich auf den Verein deutscher Zeichenlehrer und auf Dr. Stuhlmann, Hamburg, mit „Hieben," welche „sitzen" sollen, einhauen will, ändert nichts an der Sache. Er könnte sogar bei genauerem Quellenstudium, als es ihm der „Kaffeetisch" bot, eine bedeutend größere Zahl von erfahrnen deutschen und ausländischen Fachmännern mit seinen Rodomontaden bedrohen, die auf seine aufdringlich angepriesene „Reform" ebenso geringschätzig lächelnd herabsehen wie die Genannten, die z. B. den immensen Wert des vierjährigen Kopirens von „Lebensformen" nicht anerkennen, weil diese dem Kindergarten entnommnen Karrikaturen von zweibeinigen Möbeln, dreieckigen Regenschirmen und viereckigen Eimern aller unmittelbaren Naturanschauung zuwiderlaufen, folglich auch der künstlerischen. Die Schule der Neuzeit fordert aber von jedem ihrer Fächer, daß es belehre durch eine vernunftgemäß geleitete Anschauung. Deshalb will der jetzige Zeichenunterricht den schon von Rousseau und Pestalozzi bekämpften alten Schlendrian des gefühlsmäßigen Nachahmens endlich abschütteln, er will auf ein bewußtes Betrachten und Beobachten ein auch den Anforderungen der Kunst entsprechendes verständnisvolles Nachbilden gründen. Lange fordert das Erstere, verwirft das Letztere.

Hiermit soll nur im allgemeinen der Standpunkt charakterisirt werden, den der jetzige, im gesunden Fortentwickeln begriffne Zeichenunterricht der gewaltsam versuchten Reaktion Langes gegenüber einnimmt. Ein weiteres gehört in die Fachblätter.

Leipzig Prof. Fedor Flinzer

Wir haben dieser Zuschrift die Aufnahme nicht verweigert, geben aber selbstverständlich auch unserm Mitarbeiter, dessen Ausführungen wir nicht aufgenommen hätten, wenn wir ihnen nicht zustimmten, nochmals das Wort. Er schreibt uns:

Es ist von jeher Brauch gewesen, daß die Verteidiger eines verlornen Postens den Angreifern, die in ihren Augen natürlich frivole Revolutionäre sind, einen gänzlichen Mangel an Sachkenntnis vorwerfen. Ich habe mich deshalb durchaus nicht gewundert, daß auch Herr Flinzer das in seiner Erwiderung mir gegen

Digitized by Google

über thut. Auch bin ich ganz damit einverstanden, daß er sich seiner Haut wehrt und auf einen groben Klotz, wie ich einer bin, einen groben Keil setzt. Nur sollte er sich dabei an das halten, was litterarisch von mir vorliegt. Woher weiß er denn, daß ich niemals eine Ausstellung von Schülerarbeiten gesehen habe? Etwa daher, daß ich seine zu Ostern 1893 an mich ergangne Aufforderung, eine solche in Leipzig unter seiner Führung anzusehen, aus persönlichen Gründen dankend ablehnen mußte? Es giebt doch noch andre Städte auf der Welt als Leipzig und andre Zeichenlehrer als Herrn Flinzer!

Wie ich dazu kommen sollte, einer Unterrichtsstunde beizuwohnen, wüßte ich wirklich nicht, da mich noch niemand dazu aufgefordert hat, und unser Schulunterricht bekanntlich nicht öffentlich ist. Wie es in diesen Zeichenstunden hergeht, weiß ich aber ganz genau aus den zahlreichen Lehrproben, die die Zeichenlehrer selbst in ihren Zeitschriften und Lehrbüchern veröffentlicht haben. Und ich weiß auch, daß diese Zeichenlehrer sich, soweit sie nicht Schüler Stuhlmanns sind, immer auf Herrn Flinzer als die große Autorität, als den „Reformator des Zeichenunterrichts“ berufen. Und er selbst duldet diese Berufung, ja er hat seine Bestrebungen geradezu mit denen des Vereins deutscher Zeichenlehrer identifizirt, indem er die Wahl zum Ehrenmitgliede dieses Vereins angenommen hat.

Es ist mir nun durchaus nicht eingefallen, weder in meiner „Künstlerischen Erziehung der deutschen Jugend“ noch in dem inkriminirten Grenzbotenaufsatz, die Flinzersche Zeichenschule in ihren Einzelheiten kritisiren zu wollen. Es kam mir vielmehr nur darauf an, ein Bild der typischen Mißstände zu geben, die sich infolge der von Flinzer eingeführten geometrisch-ornamentalen Methode in den modernen Zeichenunterricht eingeschlichen haben. Worin sich dieser zu seinem Vorteil von dem „Bildchenmachen“ der frühern Zeiten unterscheidet, weiß ich sehr wohl und habe es auch in dem erwähnten Werke ausführlich dargelegt. Diese Darlegungen in dem Grenzbotenaufsatz zu wiederholen hatte ich nicht die mindeste Veranlassung. Die Mißgriffe aber, die thatsächlich vorhanden sind, kann jedermann aus der Litteratur sowohl wie aus der Praxis ebenso gut kennen lernen wie ich. Sie sind an der einen Schule größer, an der andern kleiner. Sie zeigen sich in einzelnen Städten nur wenig, in andern drängen sie sich geradezu auf. Sie werden von dem einen Lehrer nur in geringem, von dem andern in hohem Maße mitgemacht. Es ist doch eine lächerliche Forderung, daß ich, dem es darauf ankam, diese Fehler zu schildern, jeden einzelnen Fall besonders behandeln, jedem Zeichenlehrer womöglich seinen eignen „Storch braten“ solle.

In Bezug auf die Sache bemerke ich, daß jeder, der die Zeitschrift des Vereins deutscher Zeichenlehrer durcharbeiten will, in ihr die Belege für alle einzelnen Behauptungen meiner „künstlerischen Erziehung“ finden kann. Ich habe kein Wort gesagt, für das ich nicht, wenn es gewünscht würde, den Beweis aus der Litteratur beibringen könnte. Ob Herr Flinzer mit allen diesen Äußerungen seiner Kollegen übereinstimmt, weiß ich nicht, es ist mir auch höchst gleichgiltig. Genug, daß diese ihn als ihren geistigen Führer anerkennen.

Wie es aber mit der Praxis bestellt ist, das weiß jeder aus seiner eignen Erfahrung und aus Beobachtungen an seinen Kindern oder denen seiner Verwandten und Bekannten. Wozu ereifert sich also Herr Flinzer eigentlich? Wenn ich bei meiner Schilderung wirklich, wie er behauptet, übertrieben habe, so wird das ja jeder sofort sehen und meine „Rodomontaden“ ad acta legen. Habe ich aber nicht übertrieben, so wird keine Dialektik der Welt die Eltern davon überzeugen, daß ihre Kinder gegenwärtig einen anregenden und künstlerischen Zeichenunterricht erhalten.

Digitized by Google

Ich muß meinem Gegner leider die traurige Mitteilung machen, daß ich wieder auf Grund meines Grenzbotenaufsatzes eine ganze Reihe von zustimmenden Äußerungen erhalten habe, und zwar meistens von Leuten, die ich persönlich gar nicht kenne, und die trotzdem das Bedürfnis fühlten, mir zu versichern, wie sehr ich ihnen aus der Seele gesprochen hätte. Es befinden sich darunter Zeichenlehrer von anerkanntem Rufe und mir gänzlich unbekannte Laien, besonders aus Hamburg und Leipzig, also Leute, die dieser Frage sowohl als Sachkenner wie als Unbefangne, jedenfalls aber mit eigner persönlicher Anschauung gegenüberstehen. Besonders interessant war mir die Korrespondenz mit dem Zeichenlehrer Herrn Fritz Müller in Hamburg, der an einer dortigen Schule eine neue Zeichenmethode, das „Stäbchenzeichnen" eingeführt und darüber schon einen Leitfaden („Das Zeichnen nach Stäbchen auf der Unterstufe," Hamburg 1895) veröffentlicht hat. Diese neue Methode beruht auf denselben „schematischen Lebensformen," die ich im Anschluß an Pestalozzi und Fröbel vorgeschlagen hatte, freilich nicht, wie Flinzer sagt, als Unterrichtsstoff für vier Jahre, sondern mit Blättern zusammen für drei Jahre. Herr Flinzer freilich wird nicht müde diese Lebensformen in Vorträgen und Aufsätzen als Karrikaturen lächerlich zu machen, während sie sich in der Praxis überall, wo sie eingeführt worden sind, in Amerika wie in Deutschland, vorzüglich bewährt haben.

Herr Flinzer wird noch manche bittre Erfahrung dieser Art machen. Denn die Tage des kunstgewerblichen, des geometrisch-ornamentalen Zeichenunterrichts sind gezählt. Solange die Herren Flinzer und Stuhlmann ihren Einfluß geltend machen können, wird er freilich nicht ganz verschwinden. Aber es wächst ein jüngeres Geschlecht heran, das ihm bald ein Ende machen wird. Dann wird auch Flinzers Zeichenschule als eine für ihre Zeit immerhin interessante und in gewissen Richtungen verdienstliche Erscheinung gewürdigt, aber eben nur mit historischem, um nicht zu sagen archäologischem Interesse gewürdigt werden. **K. Lange**

# Litteratur

**Pastor Hammer.** Ein Zeitbild von **Leopold Guthart.** Leipzig, Reinhold Werther, 1896

Die Geschichte eines sozialen Pastors, der auf Betreiben der Junker seines Amts entsetzt wird, also „ein garstig Lied! Pfui! ein politisch Lied! ein leidig Lied!" aber eben deswegen als Zeichen der Zeit einiger Beachtung wert; auch ist die Erzählung nicht ohne novellistisches Geschick abgefaßt. Dem Verfasser ist jedoch das Malheur passirt, einen pommerschen Pastor zum Modell erkoren zu haben, der ein schlimmes Ende genommen hat; wahrscheinlich war das Buch schon fertig, als die häßliche Geschichte bekannt wurde, die selbstverständlich zu keinen Schlüssen auf den Charakter sozialer Pastoren im allgemeinen berechtigt.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# Griechenland und Kreta

Es kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß die Besitzverhältnisse der Balkanhalbinsel einer wichtigen Veränderung entgegengehen. Die Besetzung Kretas durch die europäischen Großmächte ist das Vorspiel zu der längst ersehnten größern oder geringern Autonomie der Insel und einer daraus hervorgehenden Abtrennung von der Türkei. Von einer Vereinigung mit Griechenland scheint wenigstens vorläufig nicht die Rede zu sein. Je widersprechender aber die Urteile sind, die man jetzt über die Stellung der Großmächte und besonders Deutschlands hört, je größer die Unkenntnis ist, der man in weiten Kreisen über die Zustände und Vorgänge in Griechenland und auf Kreta begegnet, um so gerechtfertigter dürfte es sein, auf die jüngsten politischen Vorgänge auf Kreta einen kurzen, zusammenfassenden Rückblick zu werfen.

Der springende Punkt bei den kretischen Aufständen der letzten zwanzig Jahre, also auch bei dem des vorigen Jahres, der jetzt fortgesetzt wird, ist der, daß die Konvention von Haleppa von der Pforte nicht eingehalten worden ist. Dieser Vertrag, der am 15. Oktober 1878 von Ghazi Mukhtar Pascha und den Mitgliedern des griechischen Komitees abgeschlossen wurde, bestimmte in seinen Hauptpunkten: 1. Annahme der im Jahre 1876 beantragten Abänderung des organischen Statuts von Kreta; 2. Ernennung eines christlichen Gouverneurs und Bestätigung durch die Großmächte auf fünf Jahre, auch Wiedererwählung auf weitere fünf Jahre, wenn er die Stimmenmehrheit der Einwohner für sich habe; 3. Beschränkung der türkischen Garnisonen auf die befestigten Plätze; 4. Überweisung der Hälfte der Nettoeinnahmen der Insel an die Staatskasse und Verwendung der andern Hälfte für öffentliche Arbeiten auf der Insel; 5. Ernennung von Friedensrichtern; 6. Kenntnis der griechischen



Digitized by Google

Sprache bei allen Beamten; 7. Anstellung von Christen im Zollwesen. Diesen Vertrag, der durch zwei Fermane von 1884 und 1887 noch ergänzt wurde, beseitigte die türkische Regierung nach dem Aufstande der Kreter von 1889; der bezügliche Ferman bestimmte: Dem Militärgouverneur können gleichzeitig die Obliegenheiten des Zivilgouverneurs übertragen werden; die fünfjährige Amtsdauer des Generalgouverneurs wird aufgehoben; die Kenntnis der türkischen Sprache ist bei den Beamten obligatorisch;*) für den Erlaß neuer Gesetze genügt nicht mehr die einfache Stimmenmehrheit der Nationalversammlung, sondern es ist eine Zweidrittelmehrheit erforderlich; die Beschlüsse der Nationalversammlung sind nicht mehr vom Generalgouverneur, sondern von der Pforte zu bestätigen; die Wahl der Richter ist vom türkischen Justizminister zu bestätigen; die Gendarmerie ist aus allen Provinzen des Reichs — nicht mehr vorzugsweise aus Einheimischen — zu ergänzen; die Hälfte der Zölle, nach der Konvention von Haleppa für öffentliche Arbeiten und Volksbildung bestimmt, fließt von nun an in den kaiserlichen Schatz. Auf diese Beschränkungen antworteten die Kreter damit, daß sie keine Wahlen zur Nationalversammlung mehr vornahmen, sodaß die Pforte deren Thätigkeit einfach durch den Erlaß von Fermans für die einzelnen Fälle ersetzte. Im Mai 1895 baten die Kreter endlich wieder um die Einberufung der Nationalversammlung; die Pforte kam auch diesem Wunsche ebenso wohl nach wie den weitern Bitten um Reorganisation der Gendarmerie und des Steuerwesens. Aber die vollständige Wiederherstellung der Konvention von Haleppa soll, nach türkischen Angaben, damals dadurch verhindert worden sein, daß sich die Kreter kurz darauf, durch das Beispiel der Armenier verleitet, wieder zum offnen Aufstand hinreißen ließen. Größere Ausdehnung nahm der Aufstand im Frühjahr 1896 an, und im Mai bildete sich ein „Komitee für Reformen," obgleich die Pforte für denselben Monat die Einberufung der Nationalversammlung versprochen hatte. Jetzt wurde als Bedingung dafür die Auflösung des genannten Komitees verlangt, während dieses andrerseits die Ansicht vertrat, daß die Beseitigung des Vertrags von Haleppa die Kreter aller Verpflichtungen gegen die Türkei entbinde, und thatsächlich die Bevölkerung aufforderte, keine Steuern mehr zu bezahlen. Diese Meinungsverschiedenheiten erzeugten vielfache Zusammenstöße zwischen Christen und Mohammedanern, die wieder die Pforte veranlaßten, die Garnisonen auf Kreta zu verstärken. Angesichts dieser Verhältnisse erklärten die fremden Konsuln den Schutz ihrer Staatsangehörigen für nicht durchführbar, wenn nicht ihre Autorität durch das Erscheinen von Kriegsschiffen vor Kreta unterstützt würde, ein Verlangen, das noch in den letzten Tagen des Monats Mai zunächst Frankreich, dann auch England erfüllte, sodaß eine gewisse Beruhigung eintrat. Gleichzeitig ernannte die Pforte einen neuen Gouverneur

*) Hierdurch waren die Kreter, da sie meist nur griechisch sprechen, ausgeschlossen.

Digitized by Google

in der Person von Abdullah Pascha. Mehr und mehr machte sich aber nun die Teilnahme der Griechen an dem kretischen Aufstande fühlbar; am 12. Juni erließ die griechische Regierung eine Zirkularnote an die Großmächte, worin sie deren Aufmerksamkeit auf die traurigen Zustände in Kreta lenkte und die Bitte aussprach, auf die Pforte zur Aufrechterhaltung des Vertrags von Haleppa einzuwirken, während doch gleichzeitig das kretische Komitee diesen als nicht mehr genügend bezeichnete. Von den weitern Ereignissen des vorigen Jahres seien nur noch die wichtigsten erwähnt: Für den 29. Juni wurde die kretische Nationalversammlung einberufen und Fürst Berowitsch — ein Christ — zum Generalgouverneur ernannt. Anstatt daß sich aber die Abgeordneten eingefunden hätten, stellte das Reformkomitee weitere Anforderungen an die Regierung, so namentlich die Ergänzung der Gendarmerie durch Einheimische, die wirtschaftliche Selbständigkeit der Insel und eine Zollunion mit Griechenland. Die griechische Presse trat mehr und mehr für den kretischen Aufstand ein, ja forderte sogar offen zur Einsetzung einer provisorischen Regierung und zur Vereinigung mit Griechenland auf. Daß solches Vorgehen den Absichten der griechischen Regierung entsprach, kann nicht geleugnet werden; hatte doch Minister Delyannis schon in der Sitzung des Berliner Kongresses vom 29. Juni 1878 mit vollem Nachdrucke erklärt, daß die griechische Regierung auf die Einverleibung Kandias und der Grenzprovinzen nie verzichten könne. Die wiederholten Vorstellungen, die die Großmächte an die griechische Regierung richteten, den Aufstand nicht zu unterstützen, verhallten ebenso ungehört wie die Aufforderung an die Kreter, die Feindseligkeiten einzustellen, und die Zusicherung, daß die Pforte bereit sei, den Vertrag von Haleppa in Kraft zu setzen. Am 15. Juni trat zwar die Nationalversammlung in Kanea zusammen, bot aber nur ein Bild innerer Zerrüttung und fortdauernder Kämpfe. Ende Juli und Anfang August wurden wiederholt Zuzüge von griechischen Freischaren nach Kreta beobachtet, denen sich sogar aktive Offiziere der Armee mit Waffen und Munition beigesellten.

Einen wichtigen Fortschritt machten die kretischen Verhältnisse Mitte September durch die Veröffentlichung des kaiserlichen Fermans, der die nach den Vorschlägen der Botschafter gewährten Zugeständnisse für Kreta enthielt. Die wichtigsten sind: 1. Der Sultan ernennt einen christlichen Gouverneur für fünf Jahre mit Zustimmung der Mächte. 2. Zwei Drittel der Offiziersstellen sind durch Christen, ein Drittel durch Muhammedaner zu besetzen. 3. Die Wahlen zum Landtage finden in jedem zweiten Jahre statt, mindestens jedes Jahr einmal eine Sitzung in der Dauer von vierzig bis achtzig Tagen; kein neues Gesetz kann in Kraft treten, ohne vom Landtage gebilligt zu sein. 4. Die Reorganisation der Gendarmerie wird durch eine Kommission, der auch europäische Offiziere angehören, durchgeführt. 5. An der Reorganisation der Justiz können auch fremde Christen teilnehmen. 6. Der Landtag wird sechs

Digitized by Google

Monate nach der Bestätigung dieser Zugeständnisse zusammentreten. 7. Die Mächte versichern sich der Durchführung dieser Zugeständnisse.

Man hoffte nun ernstlich, daß sich die Ruhe in Kreta wieder einstellen würde, namentlich da man auch mit der Wiedereinsetzung von Berowitsch Pascha als Generalgouverneur einverstanden war. Auch in Griechenland sprach man sich in diesem Sinne aus. Die kretische Nationalversammlung nahm auch am 4. September die Vorschläge der Pforte hinsichtlich der zu gewährenden Zugeständnisse an, und wenn auch noch immer einzelne revolutionäre Versammmlungen für eine Vereinigung Kretas mit Griechenland eintraten, so waren das doch nur Ausnahmen, im allgemeinen durfte man die Ruhe als wiederhergestellt ansehen. Aber schon nach wenigen Monaten, Ende Januar dieses Jahres, begann es im Innern Kretas wieder zu gähren. Mehrfach wurden Christen und Muhammedaner handgemein, am 5. Februar brach in dem christlichen Quartier Kaneas eine Feuersbrunst aus, die über zweihundert Gebäude vernichtete. Im nahen Haleppa wurde am 8. Februar die griechische Fahne gehißt und die Vereinigung Kretas mit Griechenland proklamirt, ein Beispiel, dem bald andre zahlreiche Ortschaften folgten. Am 13. Februar erfolgte der bekannte Angriff der Christen auf Kanea, und Berowitsch Pascha verließ die Insel. Die weitern Vorgänge, die jetzt ihres endgiltigen Ausgangs harren, gehören der neuesten Tagesgeschichte an.

Daß sich der König von Griechenland diesen Verhältnissen gegenüber in einer sehr schwierigen Lage befand und noch befindet, liegt wohl auf der Hand. Es ist wieder einmal einer der Fälle, wo man die Geister, die man erst rief, nicht wieder loswerden kann. Der kretische Aufstand des vorigen Jahres war nur die Fortsetzung der zahlreichen andern, die in den letzten fünfzig Jahren, so namentlich 1866/67 und 1889 auf der Insel stattgefunden und alle mehr oder weniger ihren Nährboden in Griechenland gehabt hatten. Die Kandioten sind durch Abstammung, Religion, Sprache und Sitten den Griechen verwandter als den Türken, obgleich sie seit mehr als zweihundert Jahren mit diesen politisch verbunden sind, und die Griechen möchten dieser Stammesverwandtschaft gar zu gern Rechnung tragen durch die Annexion der schönen und fruchtbaren Insel. In dieser Richtung wurde von jeher ein starker Druck auf die Regierung und persönlich auf den König ausgeübt, ein Druck, dem sich dieser nun nicht mehr entziehen konnte, wenn er nicht seine Krone für sich und seine Nachkommen aufs Spiel setzen wollte. Dadurch aber, daß er ohne vorherige Kriegserklärung, durch Entsendung von Schiffen und Truppen nach der türkischen Insel offen für die Aufständischen Partei nahm, setzte er sich mit den ersten Grundsätzen des Völkerrechts in Widerspruch und damit ins Unrecht. Eine gewisse Kühnheit, die stets Sympathie erweckt, war freilich mit diesem Vorgehen verbunden, umso mehr, als die bewaffnete Macht Griechenlands nur sehr bescheiden ist. Nach den neuesten Angaben verfügt Griechen-

Digitized by Google

land im Frieden über wenig mehr als 20000 Mann, die in nachstehender Weise gegliedert sind: 1. 10 Infanterieregimenter von je 3 Bataillonen (von denen aber 1 nur im Kadre besteht) zu 4 Kompagnien. 2. 8 Evzonen- (Jäger)-bataillone zu 4 Kompagnien. 3. 3 Kavallerieregimenter zu 4 Schwadronen. 4. 3 Feldartillerieregimenter, von denen das erste eine Batterie mit 87-Millimeter-Geschützen, 3 Batterien mit 75-Millimeter-Geschützen und 3 Gebirgsbatterien mit gleichen Geschützen hat. Das zweite Artillerieregiment hat 4 Batterien und 3 Gebirgsbatterien mit 75-Millimeter-Geschützen, während das dritte Regiment 2 Feldbatterien mit 87-Millimeter-Geschützen und 1 dergleichen, sowie 3 Gebirgsbatterien mit 75-Millimeter-Geschützen zählt. 5. 1 Genieregiment von 2 Bataillonen. Diese Truppen stehen unter 3 Generalkommandos in Larissa, Missolunghi und Athen. Ihre Stärke sollte im Jahre 1896: 1880 Offiziere, 23453 Unteroffiziere und Soldaten, 3294 Pferde und Maultiere betragen. Diese wurde aber bisher nie ganz erreicht, sondern dürfte sich, wie gesagt, nur etwa auf 20000 Köpfe belaufen.

Disziplin und Geist der Armee sind gut, so lange es sich, wie im vorliegenden Falle, um Verwendungen handelt, die dem Volke sympathisch sind; im allgemeinen übt aber der Umstand, daß in den Reihen der Armee lebhaft Politik getrieben wird, und daß viele Offiziere Mitglieder der Deputirtenkammer sind, einen verhängnisvollen Einfluß auf die Disziplin und den militärischen Geist.

Über Stärke und Organisation der griechischen Armee auf Kriegsfuß fehlt es an zuverlässigen Angaben. Man beabsichtigt im Falle einer allgemeinen Mobilmachung für die Armee erster Linie drei strategische Körper aufzustellen, die etwa folgende Zusammensetzung haben würden: 2 Infanteriebrigaden von je 2 Regimentern zu 3 Bataillonen, 1 bis 2 Evzonenbataillone, 1 Artillerieregiment von 3 bis 4 Feld- und 3 Gebirgsbatterien, 1 Kavallerieregiment zu 4 Schwadronen, 1 Geniebataillon zu 2 bis 4 Kompagnien und die erforderlichen Administrations-, Sanitäts- und sonstigen Abteilungen.

Zur Bildung der Reserve der Feldarmee werden voraussichtlich zur Verfügung stehen: 9 Infanterie- und 4 bis 7 Evzonenenbataillone, 3 bis 6 Schwadronen, 6 bis 8 Feldbatterien, 3 bis 9 Ingenieurkompagnien usw. Für die Territorialarmee und deren Reserve fehlten im Jahre 1895 sogar die Kadres; der Grund dürften hier namentlich finanzielle Schwierigkeiten sein. Die Stärke der Armee erster Linie wird nach dem Verpflegstand auf 82124 Köpfe angenommen, mit einem Gefechtsstand von 61130 Gewehren, 2700 Säbeln und 156 Geschützen.

Für die Territorialarmee stehen acht Jahrgänge Mannschaften zur Verfügung, was nach Abzug von 20 Prozent etwa 76800 Mann ergeben würde, während für die Reserve der Territorialarmee mit zehn Jahrgängen und 40 Prozent Abgang nicht mehr als 57600 Mann übrig bleiben würden.

Digitized by Google

Daß sich im Ernstfall diese Zahlen auch nicht annähernd werden erreichen lassen, unterliegt, wenn man die mangelhafte Organisation und den Mangel an Geldmitteln berücksichtigt, keinem Zweifel.*)

Ob sich die Lage der Kandioten unter griechischer Herrschaft wesentlich günstiger gestalten würde als unter der des Halbmondes, ist fraglich. Gerade in Kreta hat die Türkei mit sehr milder Hand und unter voller Gleichberechtigung der verschiednen Bekenntnisse regiert. Bei den frühern Aufständen der Kreter in diesem Jahrhundert läßt es sich ziemlich sicher nachweisen, daß die Christen mit Gewaltthaten gegen die Moslems begonnen haben. Man irrt, wenn man sich den Griechen noch immer als den edeln, hochherzigen oder roh unterdrückten Hellenen der Vorzeit vorstellt. Auch der Grieche weiß sich ebenso wie der Armenier seiner Haut sehr wohl zu wehren und ist durchaus nicht in allen Fällen der Unschuldige.

Da durch die Ereignisse, die hoffentlich bald ihre endgiltige Lösung finden werden, die Aufmerksamkeit einmal auf das schöne Eiland Kreta gelenkt worden ist, so wird uns vielleicht mancher Leser dankbar sein, wenn wir einen ganz kurzen Überblick über die Geschichte der Insel seit der Zeit des Mittelalters anfügen. Venedig zur Zeit seiner höchsten Machtfülle unter Enrico Dandolo erwarb Kandia durch den vierten Kreuzzug im Jahre 1204 aus der großen byzantinischen Beute und blieb in dessen Besitz bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Im Jahre 1640 war Sultan Ibrahim auf den Thron des osmanischen Reiches gekommen, zu einer Zeit, wo das Sultanat schon im Sinken war. Obgleich auch er, wie die meisten seiner unmittelbaren Vorgänger, ein Schwächling war, so begann doch unter ihm der letzte glückliche Eroberungskrieg der Türken, der Kampf um Kandia. Im Sommer 1645 landeten 50000 Mann türkische Truppen unter Jussuff Pascha auf der Insel, gut aufgenommen von der Bevölkerung, die tiefen Haß gegen die abendländischen Herrscher hegte. Kanea fiel ohne Kampf, im Herbst 1646 ebenso Rittimo durch Sturm, und die Hauptstadt Kandia wurde eingeschlossen trotz aller Bemühungen des venezianischen Statthalters Andrea Cornaro. Die Venezianer blieben nur zur See überlegen. Im Jahre 1648 folgte dem Sultan Ibrahim, der erdrosselt wurde, sein siebenjähriger Sohn Mohammed V., unter dem der auswärtige Krieg sehr übeln Fortgang nahm. Der von Venedig 1649 angebotne Friede war abgelehnt worden; zwei Jahre später, 1651 wurde die türkische Flotte zwischen Paros und Naxos und 1656 abermals am Ausgang der Dardanellen geschlagen. Da erwählte der eben volljährig gewordne Sultan auf Rat seiner Mutter den Albanesen Mohammed Köprili zum Großvezier, der mit kräftiger, aber auch grausamer Hand die Zügel der Regierung ergriff.

*) Wir folgen bei diesen Angaben den als zuverlässigste Quelle bekannten Militärischen Jahresberichten von Löbell für das Jahr 1895. Berlin, E. S. Mittler und Sohn.

Digitized by Google

Er wendete sich hauptsächlich gegen die Venezianer und besiegte ihre Flotte in dreitägiger Seeschlacht vor den Dardanellen im Juli 1657. Im Jahre 1666 übernahm er persönlich die Belagerung von Kandia. Trotzdem, daß Deutschland und Frankreich ebenso wie der Papst der Besatzung Hilfe schickten, mußte sich die Insel im August 1669 ergeben, und am 24. Oktober 1671 schloß Venedig auf Grund der Abtretung von ganz Kandia den Frieden von Salona.

# Zur Einkommensteuerveranlagung in Preußen

Wie alljährlich um diese Jahreszeit, so wird auch heuer vielfach und bitter geklagt über die mannichfachen Schwierigkeiten und Belästigungen, denen die Steuerpflichtigen wegen der Einkommensteuerveranlagung ausgesetzt sind. Seit der Einführung des Gesetzes vom 24. Juni 1891 geschieht diese Veranlagung für die größte Zahl der Steuerpflichtigen im Anschluß an die sogenannte Steuererklärung, worin jeder, der mehr als 3000 Mark Jahreseinnahme hat, über sein Einkommen im ganzen und über die einzelnen Quellen, aus denen es fließt, nach bestem Wissen und Gewissen genaue Angaben zu machen hat: inwieweit das Einkommen aus Kapitalvermögen, aus Grundvermögen, aus Handel, Gewerbe und Bergbau oder aus gewinnbringender Beschäftigung fließt, ob es feststehend oder schwankend ist, wie bei schwankenden Einnahmen der deklarirte Posten ermittelt worden ist, welche Abzüge von der Bruttoeinnahme gemacht worden sind, und dergleichen mehr. Die Veranlagung geschieht aber gesetzlich nicht gemäß der Steuererklärung, sondern nur im Anschluß an sie. Sie ist zwar ein Hauptmittel, aber nicht das einzige Mittel der Veranlagung. Daneben haben die Steuerveranlagungsbehörden nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, ihrerseits alle Nachrichten und Auskünfte zu sammeln und zu verwerten, die zur Beurteilung der Verhältnisse der Steuerpflichtigen und zu einer Nachprüfung der Steuererklärungen zur objektiv richtigen Erfassung des steuerpflichtigen Einkommens dienen können. Wo dieses Material der Behörden und die Erklärung des einzelnen Zensiten nicht im Einklange stehen, ist eine Aufklärung nötig, die in der Regel durch das Verfahren der sogenannten Beanstandung herbeizuführen gesucht wird.

Wo es sich um feststehende Einnahmen, wie Kapitalzins, Pachtgelder, feste Gehalte und Renten handelt, ist die Einkommensermittlung leicht, und dabei

Digitized by Google

wird verhältnismäßig selten eine Beanstandung vorkommen. Denn die Zahl derer, die hier einen Teil der Einkommensteuer zu hinterziehen beabsichtigen, ist jedenfalls sehr klein. Schwieriger aber ist die Feststellung des in dem einzelnen Steuerjahre (nach dem Durchschnitt des Ertrags der letzten drei Wirtschaftsjahre) zu versteuernden schwankenden Einkommens, insbesondre aus Handels- und Gewerbe-, aus Landwirtschaftsbetrieb, aus schriftstellerischer, künstlerischer, ärztlicher oder Anwaltsthätigkeit, deren Erfolg von unzähligen teils offenkundigen, überwiegend aber nicht ohne weiteres erkennbaren Umständen — Konjunkturen — abhängig ist. Diese Feststellung ist vielfach selbst für den sachverständigsten Kenner eines verwickelten Betriebs so schwierig, daß eine vollständige Genauigkeit nicht oder nur schwer erreicht wird, und deshalb liegt auch keine Verletzung darin, wenn eine „nach bestem Wissen und Gewissen" abgegebne Steuererklärung beanstandet wird, und wenn die Steuerbehörden das der Erklärung zu Grunde liegende Material, sei es geordnete Buchführung, seien es sonstige Beweismittel, einer eingehenden Nachprüfung unterwerfen.

Daß eine Beanstandung dem, der seine Steuererklärung gewissenhaft, vielleicht in tagelanger Arbeit und nach genauer Berechnung mit Mühe aufgestellt hat, peinlich ist und, wenn sie nur zum Beweise der Richtigkeit der Angaben des Zensiten führt, zur Unzufriedenheit gereicht, ist natürlich und kann nicht geleugnet werden. Aber die Erfahrungen der Geltungszeit des Gesetzes haben deutlich gezeigt, daß die Beanstandung unentbehrlich ist, und daß zahlreiche, nach bestem Wissen und Gewissen abgegebne Steuererklärungen ohne jede Schuld des Erklärers infolge durchaus möglicher Irrtümer, namentlich über die bestehenden Gesetzesbestimmungen, das steuerpflichtige Einkommen nicht in seinem ganzen Umfange dargestellt hatten. Ganz besonders ist das der Fall gewesen — das liegt ja in der Natur der Sache — bei allen schwankenden Einnahmen aus dem Landwirtschafts- und Gewerbebetrieb, wo eine Buchführung, die jeden einzelnen Ertragsposten umfaßte, überhaupt unmöglich oder doch thatsächlich nicht vorhanden ist. So mag z. B. in einem Landwirtschaftsbetrieb jeder Ausgabeposten (Tagelohn, Anschaffung und Ausbesserung von Inventarienstücken, Betriebsmaterial usw.) aufgezeichnet werden können; aber eine schriftliche Fixirung des Ertrags, namentlich alles dessen, was aus der Wirtschaft in dem Haushalte des Betriebsinhabers für seine Familie verwandt wird, z. B. an Milch, Eiern, Geflügel, Gartenerzeugnissen und dergleichen, was doch zur steuerpflichtigen Einnahme gehört und nach dem Durchschnittswert angerechnet werden muß, wird im allgemeinen durchweg unmöglich sein, und insoweit muß dieses Einkommen überall durch Schätzung ermittelt werden. Daß das aber unter Umständen zutreffender von der Behörde als vom Zensiten geschehen wird, kann doch nicht bezweifelt werden, zumal da diese Behörde nicht ein Berufsbeamter, sondern eine in der Hauptsache aus Laien gebildete Kommission ist.

Digitized by Google

Vergegenwärtigt man sich das alles, so kann man in der Beanstandung der Steuererklärung an und für sich in der That kein Mißtrauen, noch viel weniger aber eine Kränkung finden, wie es in den ersten Jahren aus Mißbehagen und in der Meinung, die Einkommenserklärung sei „auf Ehre und Gewissen“ abgegeben, vielfach geschehen ist. Die Ansicht aber, daß durch die Beanstandungen soviel Mißmut und Ärger gesät werde, daß dadurch der Staat an Anerkennung und Zuneigung bei seinen Angehörigen mehr verliere, als die ganze finanzielle Wirkung wert sei, und daß man deshalb ganz auf die Beanstandung verzichten solle, diese Ansicht kann doch nicht ohne weiteres gebilligt werden: einerseits würde von sehr vielen die Steuererklärung sehr leicht genommen werden, sobald sie unanfechtbar und maßgebend gemacht, oder wenn auch nur das Beanstandungsverfahren lax gehandhabt würde; andrerseits spricht die mit dem Gesetze gemachte Erfahrung vollständig dagegen, da gerade die finanzielle Wirkung sehr bedeutend gewesen ist.

Im großen und ganzen wird man aber auch sagen dürfen, daß von allen, die den Dingen näher getreten und zur Mitarbeit berufen gewesen sind, das Beanstandungsverfahren als solches als berechtigt und unentbehrlich anerkannt wird, und daß die Unzufriedenheit nur dadurch entstanden ist, daß vielfach der Grundsatz Minima non curat praetor außer Acht gelassen worden ist und ein tieferes, belästigendes Eindringen in die persönlichen Verhältnisse stattgefunden hat, das zur Zeit der frühern Klassen- und Einkommensteuer verpönt war, und das auch von dem neuen, doch unter lebhafter Zustimmung der weitesten Kreise zustande gekommnen Gesetz nicht vorausgesetzt worden war. Es kommt aber weiter hinzu, daß die Erklärungen vieler Zensiten Jahr für Jahr beanstandet worden sind, ohne daß sich der Beweis unrichtiger Deklaration hätte führen lassen, ohne daß ferner ein wesentlicher Umschwung in den allgemeinen oder persönlichen Verhältnissen eingetreten war. Und doch glaubt billigerweise das Publikum erwarten zu können, daß den Verwaltungsbehörden, in deren Kette die Steuerveranlagungsbehörden nur ein Glied bilden, die Verhältnisse so bekannt sind, daß sie zutreffend beurteilen können, ob sich die Lage einzelner Erwerbszweige, sei es des Handels und der Industrie, sei es der Landwirtschaft, in einer Weise zum Bessern gewandt haben, daß der Ertrag eines einzigen Jahres den dreijährigen Durchschnitt wesentlich erhöht haben könnte, oder ob nicht umgekehrt eher eine Wendung zum Schlechtern vorliege, die von Einfluß auf diesen Durchschnitt sein könnte. Daß es befremdet und verstimmt, wenn etwa von einunddemselben Gewerbtreibenden bei gleicher Lage des Marktes drei Jahre hintereinander die Vorlegung seiner Handelsbücher gefordert wird, ohne daß sich seine Steuererklärung als unrichtig erwiesen hätte, und nun dasselbe zum vierten male geschieht, darüber kann man sich nicht wundern, zumal in einer Zeit fast allgemeiner Unzufriedenheit, wo man dem Beamtentum ohnehin mangelhafte Kenntnis der thatsächlichen Verhältnisse und ungenügendes Ein-



Digitized by Google

gehen auf die persönlichen Umstände, d. h. Arbeiten vom grünen Tisch aus, zuzutrauen geneigt ist, und zumal da man die Beanstandungen, die in der Regel von dem Vorsitzenden der Steuerkommission ausgehen, vielfach als überflüssig ansehen zu können glaubt, wenn nur die Sache zuvor zu eingehender Erwägung bei der Kommission gebracht werde, deren Mitglieder aus allen Kreisen des Kommissionsbezirks heraus gewählt sind und mitten im Leben stehen, und von denen man sich denn doch einer einigermaßen sichern Beurteilung der allgemeinen und besondern Erwerbsverhältnisse versehen darf.

Wenn zuweilen Beanstandungen erfolgt sein sollen, nicht weil man von der Unrichtigkeit der Steuererklärung überzeugt war, sondern nur weil man keine Gewißheit von der Richtigkeit zu haben glaubte, so müßte das allerdings verworfen werden; denn im Falle der Beanstandung trägt der Zensit die ganze Beweislast, die liese aber in solchen Fällen nicht sowohl darauf hinaus, die Richtigkeit der Steuererklärung zu beweisen, als vielmehr darauf, die unzutreffende Annahme des Vorsitzenden der Steuerkommission zu entkräften. Solche Mängel werden aber sicher mit der Zeit wegfallen, wenn sich die Einrichtung mehr eingelebt hat.

Befremdlich ist es ferner, wenn die Veranlagung für das folgende Jahr ebenso hoch genommen wird wie die für das ablaufende Jahr, obgleich der Zensit alle Rechtsmittel dagegen eingelegt hat, und nur die Entscheidung der höchsten Instanz noch nicht ergangen ist; noch befremdlicher aber, daß es nötig ist, gegen die neue Veranlagung schon wieder Berufung einzulegen, und daß bei Fortdauer der Verhältnisse die Revisionsentscheidung dann doch nur für das vorige Jahr gilt, auch wenn sie erst in vorgerückter Zeit im neuen Steuerjahr erlassen wird.

Ein fühlbarer Mangel ist es endlich, daß die sämtlichen Steuerbehörden durch die Veranlagung und ihre Vorbereitung und später durch die Nachprüfung bei den Rechtsmitteln in einer Weise in Anspruch genommen sind, daß einerseits die Entscheidung auf die von dem Zensiten eingelegte Berufung in den meisten Fällen erst kurz vor Ablauf des Rechnungsjahres zu erfolgen pflegt, und andrerseits die Erörterung der Rechtsmittel nicht so gründlich geschehen und nicht so von der Behörde geleitet und gefördert werden kann, wie es im allgemeinen erwartet wird: der Deutsche fühlt sich doch der Behörde gegenüber nicht als Partei, sondern er sieht in der Behörde auch seinen Anwalt, der bei voller Wahrung der Staats- oder fiskalischen Interessen ohne Ansehen der Person dem Rechtsuchenden zu dem verhelfen will, was ihm zusteht. Es liegt aber auch durchaus im Interesse des Staates, die gründlichste Prüfung der Verhältnisse zu ermöglichen; denn wenn erst einmal die Sach- und Rechtslage genau erörtert und aufgeklärt ist bei einem Steuerpflichtigen, der zu deklarieren hat, der also bei einem Einkommen von mehr als 3000 Mark in der Regel doch wohl zu den Leuten gehört, die gesundes Urteil und Bildung

Digitized by Google

genug haben, den Zusammenhang der Dinge zu würdigen, so wird bei demselben Steuerpflichtigen kaum je die Notwendigkeit hervortreten, eine neue Beanstandung auszusprechen; er weiß, worauf es ankommt, und wird von vornherein Änderungen in der Steuererklärung erläutern und außer Zweifel stellen, übrigens auch in seinem Kreise zur Aufklärung und zum Verständnis der Steuergesetzgebung beitragen.

Unzweifelhaft ist der Grundgedanke des Einkommensteuergesetzes vom 24. Juni 1891 durchaus gesund. Alle Angriffe richten sich auch in der Hauptsache nicht gegen ihn, sondern gegen Fehlgriffe in der Ausführung des Gesetzes oder nebensächliche Bestimmungen, die ohne Beeinträchtigung der Hauptsache geändert werden können. Daß Mißgriffe bei einer so neuen Sache vorkommen, ist begreiflich und menschlich, denn schwer ist die Verantwortung derer, die die Veranlagung in erster Reihe leiten, groß die Arbeitslast sämtlicher beteiligten Beamten, und nicht gering die Schwierigkeit der ganzen Einrichtung, die eben noch neu und der Bevölkerung noch lange nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist.

Es giebt aber, wie uns scheint, ein wirksames Heilmittel gegen alle diese Nachteile oder viele davon und zugleich gegen die schwere Belastung der Kommunen und Beamten durch die alljährliche mühevolle Vorbereitung der Veranlagung usw. Wenn auch überall geklagt und anerkannt wird, daß das Amt des Gemeindevorstehers (Schulzen), des Amtsvorstehers usw. in der neuern Zeit so umfangreich und mühevoll geworden ist, daß ein Ortsbürger, ein Landwirt, ein Bauer, ein Gutsbesitzer das Amt kaum noch neben seinem bürgerlichen Berufe führen kann, wenn da, wo die Einrichtung der Amtsvorsteher besteht, entweder formell oder doch thatsächlich die Geschäfte von einem Büreaubeamten geführt werden müssen, so sind doch die Aufgaben der örtlichen Verwaltung, der Lokalobrigkeit, vorzugsweise durch die soziale Gesetzgebung, d. h. die Kranken-, Unfall-, Invaliditäts- und Altersversicherung und nicht am wenigsten durch die neue Steuergesetzgebung so anzuwachsen.

Das Abhilfemittel würde nun darin bestehen, daß die Veranlagungsperiode für die Einkommensteuer von einem auf zwei Jahre verlängert würde, wozu es nur einer Änderung des § 56 des Einkommensteuergesetzes bedürfte. Der Einwand, daß dadurch die Einnahmen des Staats leicht geschmälert werden könnten, da die Einkommensteuer im ganzen stetig zu wachsen pflege (im laufenden Etat wird auf eine Steigerung von drei Millionen gerechnet), und daß man auf diese regelmäßige Zunahme von finanziellem Standpunkte schwer verzichten könne, trifft nicht zu. Gewiß würde im ersten Jahr kein Zuwachs eintreten, dafür würde aber in minder günstigen Jahren die Steuer nicht gleich herabgehen. Übrigens wechselt die Höhe des Einkommens auch keineswegs in solchem Maße, daß durch eine Veranlagung auf zwei Jahre die Steuerzahler oder der Fiskus wesentlich geschädigt werden könnten. Und wenn jetzt die unbestimmten

Digitized by Google

und schwankenden Einnahmen nach dreijährigem Durchschnitt berechnet werden, so ist daraus gegen zweijährige Veranlagungsperioden kein wesentliches Bedenken herzuleiten, da erstens sehr viele Kaufleute mit ordnungsmäßiger Buchführung entweder nur aller zwei Jahre ihren Abschluß machen oder zur Zeit der Steuererklärung das Ergebnis des letzten Jahres noch nicht festgestellt haben können, also schon jetzt zwei Jahre hinter einander ein gleiches Einkommen aus dem Gewerbebetriebe zu versteuern haben; dann aber könnte doch wohl ebenso gut ein vierjähriger Durchschnitt vorgeschrieben werden als ein dreijähriger, und der Übergang vom drei- zum vierjährigen Durchschnitt hätte dann, wo allen Steuerpflichtigen mit wenigen Ausnahmen für eine Reihe einzelner Jahre ihre Abschlüsse und Ergebnisse vorlägen, keine Schwierigkeit.

Zudem stünde dann doch einem kleinen Ausfall oder, richtiger gesagt, einer vorübergehend etwas geringern Mehreinnahme der Staatskasse für ein Jahr eine gewiß nicht unbedeutende Ersparnis an Reisekosten, Tagegeldern und Versäumnisgebühren der Kommissionsmitglieder gegenüber, denn diese würden dann nur halb so oft als bisher zusammenzuberufen sein, ferner an Beamtenbesoldungen und Remunerationen, da eine sonst unerläßliche Vermehrung an Beamtenpersonal überflüssig werden würde. Um nur einen einzelnen Punkt herauszugreifen, so wird ja die Zahl der Berufungen für absehbare Zeit immer Legion bleiben; die Kosten der Berufungskommissionen sind aber sehr bedeutend. In größern Regierungsbezirken muß die Berufungskommission jährlich im ganzen drei bis vier Wochen arbeiten, und es wird nicht zu hoch gegriffen sein, wenn man die Tagegelder und Reisekosten für jede einwöchige Session auf etwa 1000 Mark schätzt. Bei weitem mehr Zeit und Geld kosten die Veranlagungskommissionen, von denen für jeden Land- und jeden Stadtkreis ungefähr eine mit durchschnittlich wohl nicht weniger als sieben Mitgliedern vorhanden ist; und je fünf dieser Mitglieder werden, außerhalb des Sitzes der Kommission wohnhaft, Diäten und Reisekosten zu beziehen haben.

Bei zweijähriger Veranlagungsperiode würde aber auch Aussicht sein, daß sich die Zahl der Berufungen und Revisionen verminderte. Zur endgiltigen Veranlagung sind so viele Stellen zur Mitwirkung berufen (Gemeindevorstand, Voreinschätzungs-, Veranlagungs-, Berufungskommission, Oberverwaltungsgericht), daß jetzt der normale Zustand kaum erreichbar ist, daß nämlich innerhalb der Steuerperiode die Veranlagung zum Abschluß kommt und rechtskräftig wird. Sozusagen unmöglich ist es auch, daß die gesetzlichen Bestimmungen von sämtlichen Veranlagungsbehörden bei ihrer wegen der Kürze der Zeit fortwährend überhasteten Arbeit genau befolgt werden. So kann es nicht ausbleiben, daß die Veranlagungen zum großen Teil auf mehr oder weniger unsichrer Grundlage geschehen, ohne daß die hervortretenden Unklarheiten bis zur

Digitized by Google

nächstjährigen Veranlagung aufgeklärt werden können, weil die knappe Zeit eine wirksame Sichtung und Verarbeitung der bei der Veranlagung, namentlich bei Erörterung von Berufungen usw. gewonnenen Materialien vereitelt.

Bei Einführung zweijähriger Perioden würde der Geschäftsgang langsamer werden, im ersten Jahre könnte die Festsetzung der Steuer durch die Behörden der ersten Instanz (in Kreis und Stadt) erfolgen, im zweiten Jahre die Erörterung und Entscheidung der Berufungs- und Revisionssachen erledigt werden. Damit würde eine sachgemäße, erschöpfende und befriedigende Aufklärung zweifelhafter Dinge ermöglicht werden, die Steuerpflichtigen würden viel weniger belästigt, und die zur Mitarbeit in den Kommissionen berufnen Laien würden seltner in unliebsamer Weise ihrem Berufe entzogen werden und dann gewiß freudiger, thatkräftiger und erfolgreicher eingreifen.

Die in der Tagespresse verlangten dreijährigen oder gar fünfjährigen Perioden verbieten sich aus fiskalischen und Gerechtigkeitsrücksichten, wegen der technischen Schwierigkeiten und der im Fortschreibungsverfahren (Ab- und Zugang steuerpflichtiger Personen, Besteuerung bei Erbanfällen, Erlaß bei Verlust von Einnahmequellen) zu befürchtenden Verwirrung.

Was die Ergänzungssteuer betrifft, so müßte selbstverständlich auch für sie eine zweijährige statt der gesetzlich vorgeschriebnen dreijährigen Periode eingeführt werden. Sie wird ja, solange kein Zwang zur Vermögensdeklaration besteht, in vielen Fällen, ja bei der Schätzung des Kapitalvermögens fast durchweg, nur nach der Einkommensdeklaration bemessen werden können. Die Bewertung von Grundstücken brauchte vielleicht nur aller vier Jahre einer genauern Nachprüfung unterzogen zu werden, sodaß eine Mehrbelastung der sogenannten Schätzungsausschüsse vermieden bliebe.

Was die übrigen direkten Steuern betrifft, die alljährlich erhoben werden, so kommt eigentlich nur die Gewerbesteuer in Frage; da sie aber für die Staatskasse nicht in Betracht kommt, sondern nur als Grundlage der Kommunalbesteuerung dient, so würde für sie auch eine zweijährige Periode genügen, und auch hier würde eine Minderbelastung der Behörden und eine größere Freudigkeit und Fruchtbarkeit der Mitarbeit der Laien die Folge sein.

Digitized by Google

# Der Nebenverdienst des höhern Lehrerstandes

Dem preußischen Abgeordnetenhause ist ein Gesetzentwurf zugegangen, der eine allgemeine Gehaltsaufbesserung der mittleren Beamten vorschlägt und unter andern auch die Lehrer an den höhern Schulen mit einer Zulage*) bedenken möchte. Aber die frühern, infolge der günstigen Finanzlage hochfliegenden Erwartungen sind seit dem Erscheinen des Entwurfs bedeutend herabgestimmt, und mehr und mehr beginnt in den Lehrerkreisen das Gefühl einer gewissen Enttäuschung Platz zu greifen. Denn nicht einmal auf die seit Jahrzehnten immer wieder verheißene Erfüllung eines Hauptwunsches ist zu rechnen: die Richter erster Instanz werden auch diesmal wieder in Anfangs- und Endgehalt und der Höhe der Alterszulagen, vor allem aber in der auf sie fallenden Gesamtsumme wesentlich besser gestellt werden als die Oberlehrer, die Verheißungen früherer Minister und Landtage sind also leere Worte geblieben.

Daß das wieder so gekommen ist, ist freilich weniger wunderbar, als es scheint. Denn ein Umschwung in der Meinung der Welt kann nur allmählich herbeigeführt werden. Ja es fragt sich sogar, ob es vonseiten der Oberlehrer klug gehandelt ist, sich immer wieder nur an diesen einen Vergleich anzuklammern. Lehrer sind keine Richter. Ob freilich die Abweisung jedes Vergleichs zwischen den „studirten" Ständen damit begründet werden kann, daß die Verhältnisse eines jeden Standes aus sich heraus beurteilt werden müssen, ist auch fraglich. Denn dann müßte jeder Stand auch abgesondert erzogen werden, für sich leben und ohne Wechselbeziehung zu andern gleichartigen Ständen stehn. So ist die Welt doch nicht eingerichtet.

Ich glaube vielmehr, daß man besser thäte, wenn man den Wunsch der Gymnasiallehrer erweiterte und so faßte, daß ihre Laufbahn etwa dieselben Aussichten bieten möchte wie alle andern „studirten" Berufe, soweit sie zu einer fest besoldeten Stelle führen; daß also z. B. dieselben Einkommenverhältnisse bei den Geistlichen, den Juristen (nicht bloß bei den Richtern) und

*) Alle Amtsrichter von 3000 bis 6300 Mark und Wohnungsgeld in 24 Jahren. Alle Oberlehrer 2700 bis 5100 Mark und Wohnungsgeld in ebenfalls 24 Jahren. Dazu für die Hälfte von ihnen die vielumstrittene sogenannte „Funktionszulage" von 900 Mark.

Digitized by Google

den akademisch gebildeten Lehrern herrschen möchten. Denn von einer größern oder geringern Wichtigkeit der der Gesamtheit geleisteten Dienste sollte man doch nicht reden. Bei billiger Beurteilung wird man zugeben müssen, daß sie auf den verschiednen, einander entsprechenden Stufen gleichwertig sind, nur Berufshochmut kann das leugnen wollen. Oder wer möchte sich getrauen, den Unterschied in dem Werte der Leistungen anzugeben, wenn in einer beliebigen Mittelstadt der Superintendent den Gottesdienst der Gemeinde leitet, der Gymnasialdirektor die studirende Jugend bis zur Universität bringt, und der Oberamtsrichter oder Landgerichtsdirektor die mittlere Rechtspflege versieht? Ferner: alle drei haben gleiche akademische Vorbildung, haben etwa gleiche geistige Befähigung und haben auch fast gleiche Opfer für ihre Ausbildung bringen müssen. Gewöhnlich werden sie auch zu einander in einem angenehmen persönlichen Verhältnis stehn, das auf der Anerkennung gesellschaftlicher Gleichberechtigung beruht. Es liegt also kein Grund vor, den einen Stand vor dem andern zu bevorzugen. Was aber für die leitenden Personen gilt, wird wohl auch für die Pastoren, Amtsrichter und Oberlehrer recht und billig sein.

Aber der höhere Lehrerstand giebt sich selbst nicht der Hoffnung hin, daß sich diese „Utopie" schnell verwirklichen werde. Ja die Pessimisten in seinen Reihen leugnen überhaupt die Möglichkeit. Nicht als ob der Lehrerstand davon überzeugt wäre, daß ihm mit dieser Zurücksetzung nur sein Recht geschehe, und daß er weiter nichts als den letzten Platz zu verlangen habe. Nein, aber das Vergleichen der einzelnen Stände ist zur Zeit unbeliebt, und wenn man davon redet oder darnach strebt, die Oberlehrer und die Juristen einander finanziell gleich zu stellen, so ist das eben ein Vergleich, ein in neuester Zeit immer mehr und mehr abgelehnter, oder nach dem schönen Kunstausdruck „inopportuner" Vergleich.

Ferner, wenn man sich überhaupt auf das Vergleichen einlassen will, so kommt es bekanntlich dabei nicht so sehr auf die Gerechtigkeit der Sache an (denn jeder Vergleich hinkt), sondern auf die mehr oder minder vorhandne Sympathie, die man den Vergleichsobjekten entgegenbringt. Will man z. B. dem höhern Lehrerstande wohl, so wird man mehr das Verbindende zwischen den einzelnen Ständen hervorheben; ist man entgegengesetzter Ansicht, so wird natürlich das Trennende hervorgekehrt. Wir dürfen uns aber nicht verhehlen: der höhere Lehrerstand genießt aus mancherlei Gründen in unserm Vaterlande nur ein geringes Maß von Beliebtheit, und darin liegt eine der Hauptursachen, daß man ihm etwas versagt, wozu er die volle Berechtigung hat: die innere und äußere Gleichstellung mit den andern „studirten" Ständen. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, wie weit diese Ansicht berechtigt ist. Es handelt sich nur darum, festzustellen, daß sie in den weitesten Kreisen der Gebildeten verbreitet ist.

Freilich tritt sie selten ganz unverhüllt zu Tage. Denn es sind meist

Digitized by Google

persönliche Veranlassungen, die dazu führen, und wer möchte z. B. gern zugeben, daß ihm der höhere Lehrerstand unsympathisch ist, weil sich für viele unliebsame Erinnerungen an die Schulzeit knüpfen, oder weil einzelne Glieder dieses Standes unsanft in die Verhältnisse der Familien greifen und die Hoffnung auf das Vorwärtskommen der Söhne herabstimmen mußten?

Dazu kommt noch ein zweites, was man in unsrer rasch lebenden und rasch vergessenden Zeit leicht übersieht: der höhere Lehrerstand ist ein junger Stand und hat keine eigentliche Standesgeschichte. In frühern Zeiten, wo es fast keine Philologen und Mathematiker von Fach gab, stand er als Vorstufe zum geistlichen Amte zwischen den Volksschullehrern und Pfarrern. Die meisten Theologen gingen durch das höhere Lehramt hindurch. Wer tüchtig war, erhielt eine Pfarrstelle. Wer diese aus irgend einem Grunde nicht erreichte, blieb an der Schule sitzen. Ältere Leser werden sich gewiß noch an manchen solchen ewigen cand. theol. erinnern, der für die höhern Schulen eben gut genug war. In manchen Ländern war es geradezu Vorschrift, daß die Theologen jahrelang an den Gymnasien philologischen Unterricht erteilen mußten, ehe sie eine Pfarrstelle erhielten. Ich verweise nur auf Württemberg und Siebenbürgen. Daraus ergab sich, vor allem für die ältern Gymnasiallehrer, ihre soziale Stellung zwischen dem Volksschullehrer und dem zum Geistlichen aufgerückten Theologen. Erst seitdem der höhere Lehrerstand nicht mehr eine Stufe geblieben, sondern ein Stand geworden ist, hat sich hierin etwas geändert. Aber es fehlt noch viel, daß dem gesamten Stande von der öffentlichen Meinung die Stellung eingeräumt würde, die ihm gebührt.

Freilich, unverhüllt wird das nirgends ausgesprochen, aber aus dem neuen preußischen Etatentwurf geht es wieder deutlich hervor: die Unbeliebtheit und die geringe soziale Wertschätzung des höhern Lehrerstandes sind immer noch Gemeingut der öffentlichen Meinung. Der höhere Lehrerstand hat nur den leidigen Trost, daß es den technischen Beamten, die nach der Maturitätsprüfung das Polytechnikum besucht haben, auch nicht besser ergeht. Wie heute die Dinge liegen, wird die Hoffnung alle Tage geringer, daß es gelingen werde, ähnliche Behandlung und Besoldung zu erlangen, wie die Juristen, geschweige denn, einmal eine eigne Verwaltung aus lauter Fachmännern zu erhalten. Dem höhern Lehrerstande, der so naiv war, die Einlösung früherer Versprechungen auch jetzt noch zu erwarten, werden diese mit immer deutlicheren Worten abgeschlagen, und dabei werden, damit man doch nicht bloß das Nein höre, auch einige Gründe vorgebracht, die manches für sich zu haben scheinen, wenn man die Dinge oberflächlich betrachtet.

Vor allen Dingen sind es zwei Einwürfe, die uns bei Erstrebung besserer Verhältnisse gewöhnlich entgegengehalten werden: die größere Ausdehnung der Freizeit (Ferien) und die größere Möglichkeit, durch Nebenarbeit unser Einkommen zu gewünschter Höhe zu ergänzen.

Digitized by Google

Auf den ersten Einwurf gehe ich hier nicht ein. Denn die Ferien sind nicht der Lehrer, sondern der Schüler wegen gemacht. Gerade die Leute, die sie den Lehrern am häufigsten vorhalten, würden sich wahrscheinlich am lautesten beklagen und entrüstet von Übereifer reden, wenn man bei ihren Söhnen anfangen wollte, das Maß der Freiheit einzuschränken.

Der zweite Punkt erscheint beachtenswerter. Es ist mit Sicherheit vorauszusehn, daß in allen künftigen Landtagsverhandlungen, die sich mit den Einkünften des höhern Lehrerstandes befassen werden, diese Einwendung wiederkehren wird. Es lohnt sich also wohl, ihre Berechtigung einmal zu untersuchen. Denn in der Regel werden die Nebeneinnahmen der Lehrer bedeutend überschätzt; ja nach manchen geheimnisvoll klingenden Andeutungen könnte es fast scheinen, als ob man mit Schriftstellern, Pensionäre halten und Privatstunden geben in kurzer Zeit weit größere Schätze sammeln könne, als vielleicht der zufällig das Unterrichtsreferat führende Abgeordnete und Landrat jemals in einer langen Reihe wohlabgeschlossener Terminverkäufe gesammelt hat.

Dem ist aber nicht so. Was zunächst die Schriftstellerei betrifft, so weiß jeder, der, ohne „Kassengröße“ zu sein, die Feder führt, daß ihr keine Goldströme entfließen. Nur wer das Geschick und das Glück hat, ein gut geheudes Schulbuch zustande zu bringen, darf hoffen, von seinem Honorar etwas übrig zu behalten. Wer aber bei wissenschaftlicher Arbeit auf einen erwähnenswerten Lohn hofft, der täuscht sich. In der Regel deckt das Honorar kaum die Aufwendungen für Bücher und Porti. Die Arbeit hat man meist umsonst gethan, und den Lohn kann man nur in der Anerkennung finden, die der Arbeit zu teil wird, wenn sie gut ist. Gewiß, es wird von den akademisch gebildeten Lehrern viel geschriftstellert, und mit Recht. Denn sie sind als Lehrer dazu berufen, nicht nur mit dem schlichten Wort, sondern auch mit der Feder zum Volke zu reden. Und sie sind, was man bei dem ewigen Ausrufen und Anpreisen der „neuen verbesserten Methoden“ leicht vergißt, im letzten Grunde doch Gelehrte, deren beste Habe in dem besteht, was sie gelernt haben. Sie sollen darum auch ihr Wissen in den Dienst der Gesamtheit stellen, und sie sind auch, das kann man ohne Unbescheidenheit sagen, seit dem Erstarken eines höhern Lehrerstandes ein nicht unwichtiger „Faktor“ in der Förderung der wissenschaftlichen Bildung der Deutschen geworden. Aber zu Reichtum hat es durch seine Feder wohl noch keiner gebracht, ja kaum zu Wohlstand. Die meisten, die zur Feder greifen, müssen sich damit begnügen, den Musen gehuldigt zu haben, und die Musen sind keine Erbtöchter. Jedenfalls sollte man niemanden damit abspeisen, zu sagen: Schreibe, um das, was dir der Staat giebt, zu einem erträglichen Einkommen zu erhöhen.

Was das Pensionswesen anlangt, so muß zugegeben werden, daß das Volk ein Interesse daran hat, daß sich geeignete Lehrerfamilien bereit finden lassen, Söhne, die nach auswärts gethan werden müssen, bei sich auf-



Digitized by Google

zunehmen. Denn es ist augenscheinlich, daß dort die Knaben die angemessenste Anleitung finden werden, mit Anstand durch die Schuljahre hindurchzukommen und zu einem befriedigenden Abschluß ihrer Gymnasial- oder sonstigen Studien zu gelangen. Es ist aber fraglich, ob man dieses Interesse in den Vordergrund stellen darf. Noch fraglicher ist es, ob man der Gesamtheit der Lehrerfamilien damit einen Dienst erweist, wenn man sie durch geringe Besoldung des Familienhauptes zu dieser Beschäftigung zu drängen sucht. Denn mit dem Pensionswesen hängt eine Menge von Unannehmlichkeiten zusammen. Handelte es sich bloß um die Erziehung, so wäre es ja sehr schön, das Haus voll strebsamer junger Leute zu haben. Aber leider kommt auch das Materielle hinzu, die Verpflegung und die Unterbringung in geeigneten Räumen, und hier kann man sehr häufig die Beobachtung machen, daß die „Werdenden" durchaus nicht immer dankbar sind, wenn sie auch allen Grund dazu hätten. Dazu kommt, daß sich bei unsern immer mehr sich ausbildenden Verkehrsverhältnissen die Zahl der Pension suchenden Schüler immer mehr vermindert; vor allem derer, die aus guter Familie stammen, und die das zu zahlen imstande sind, was eine Lehrerfamilie fordern muß, wenn sie einen bescheidnen Gewinn erzielen will. Daß in diesem Punkte die letzten Jahre überall einen Rückgang zeigen, ist wohlbekannt. Fast überall zahlte man vor fünfundzwanzig Jahren dieselben, ja höhere Pensionspreise als jetzt, und wie haben sich seitdem die sonstigen Preisverhältnisse geändert! Auch die starke Konkurrenz ist an diesem Stillstand der Preise schuld. Häufig befassen sich Witwen mit diesem Erwerb, auch Geistliche, die große Dienstwohnungen haben, bieten aus diesem sichern Besitz heraus billige und gute Pensionen, die der Lehrer deshalb nicht bieten kann, weil er mit der Wohnungsmiete und seiner amtlichen Verantwortung ein weit größeres Risiko trägt. Deshalb besteht in weiten Kreisen der höhern Lehrerschaft eine tiefe Abneigung gegen diese Art des Nebenerwerbs. Die Zahl der Pensionäre und der Pension haltenden Lehrer geht ständig zurück. Es ist aber auch durchaus nicht allen Lehrerfamilien möglich, selbst wenn sie wollten und geeignete junge Leute fänden, ein Pensionat zu halten. Denn zu einer ordentlichen Pension gehört eine tüchtige, kerngesunde Hausfrau, die ihre Aufgabe ebenso gut zu erfüllen weiß, wie der Mann die seinige. Aber abgesehen davon, daß sich nicht jede junge Frau dazu eignet, eine große Wirtschaft zu leiten, ist es auch nicht jederzeit erwünscht, halberwachsene Zöglinge im Hause zu haben. Sind die eignen Kinder noch klein oder sehr pflegebedürftig, so müssen in einer Pension von drei bis vier Schülern entweder diese oder die eignen Kinder zu kurz kommen. Noch weniger passend will das Pensionhalten erscheinen, wenn in einer Lehrerfamilie die Töchter heranwachsen.

Die Möglichkeit, Pensionäre zu halten, ist also, wie man sieht, für die Lehrerfamilien nicht nur nicht allgemein, sondern im Gegenteil sehr eingeengt. Kränkliche oder auch nur schwächliche Leute können es überhaupt nicht, und

Digitized by Google

auch für ganz Gesunde sind es verhältnismäßig nur wenige Jahre, die in Betracht kommen. In eine ganz junge Ehe paßt es nicht hinein, und andrerseits gehört völlige körperliche Rüstigkeit dazu, die Sorgen und Aufregungen zu ertragen, die damit verknüpft sind. Man bedenke, was es heißen will, wenn in einem Pensionat einmal eine ansteckende Krankheit ausbricht! Der Gewinn aber ist gegenüber der Unannehmlichkeit, daß man fast nie mit Frau und Kindern allein ist, recht geringfügig; am geringfügigsten in großen Städten, wo man für eine zu Pensionatszwecken geeignete Wohnung sehr hohe Preise zahlen muß, die auch dann weitergezahlt werden müssen, wenn sich kein einziger Pensionär melden will. Ich habe in eine ganze Reihe von Lehrerfamilien hineingeblickt, die es zur Aufrechterhaltung ihrer Lebensführung für notwendig hielten, sich diesem Erwerbszweige zu widmen. Aber fast nirgends habe ich den Eindruck der Behaglichkeit und Zufriedenheit gewonnen. Der Zwang, der auf dem Familienleben liegt, entfremdet die einzelnen Familienmitglieder, der Ärger, der mit halbwüchsigen jungen Leuten unfehlbar in das Haus einzieht, macht Mann und Frau nervös und vor der Zeit matt, und der Gewinn? Ich glaube nicht, daß die, die uns immer wieder auf das Pensionatswesen hinweisen, auch nur einen einzigen Mann anführen können, der bei anständiger Führung seines Haushalts einen nennenswerten Sparpfennig aus seinen Pensionatsjahren zurückgelegt hat.

So blieben denn noch die Privatstunden. Aber auch die sind wie das Pensionatswesen ein Übel. Es giebt drei Arten von Privatstunden, in denen sich ein wissenschaftlich gebildeter Lehrer beschäftigen und sich so einen Zuschuß zu seinem Gehalte verdienen kann: wenn er an Privatschulen nebenher Unterricht erteilt, wenn er junge Leute, die aus irgend einem Grunde den regelmäßigen Kursen ferngeblieben sind, auf die Reife-, Freiwilligen- oder sonst eine Prüfung vorbereitet, und wenn er Schülern der höhern Lehranstalten, die nicht vorwärts kommen, Nachhilfeunterricht giebt. Von diesen drei Arten ist die erste die angenehmste. Denn es ist immer anregender und abwechslungsreicher, zu einer Klasse, selbst auf einer „Presse“ zu reden, als zu einem Einzelnen. Man findet dann immer eine Anzahl williger, ja sogar befähigter Schüler, mit denen sich arbeiten läßt. Als ein Glück möchte ich es bezeichnen, wenn ein Lehrer, der sonst nur Knaben vor sich hat, die zum Studium gebracht werden sollen, auch einmal Mädchen unterrichtet, oder junge Leute, die sich einem sogenannten „praktischen“ Berufe zugewendet haben. Er wird dann manche Einseitigkeiten seiner Auffassung erkennen und sich bemühn, sie abzulegen. Aber gerade diese so erwünschte Ergänzung der Lehrthätigkeit wird nur schlecht bezahlt, bringt auch manche Mißlichkeiten wegen des Stundenplans mit sich (z. B. Abendunterricht, Hin- und Herlaufen zwischen den oft weit entfernten Unterrichtslokalen) und schafft neue Korrekturlast. Aber selbst wenn man das alles gering anschlägt, eine Hauptschwierigkeit, diesen Weg zu betreten,

Digitized by Google

ist die: er ist bei dem großen Andrang dazu schwer gangbar, weil sich fast nur in den großen Städten und auch da nur wenigen die Möglichkeit bietet, auf diesem Wege etwas zu verdienen. Es kommt also vor allem der Einzelunterricht in Betracht. Hier kann ich nun aus einer zwanzigjährigen Erfahrung reden und versichern, daß alle Vermutungen, was damit verdient werden könne, weit, oft um das Drei- bis Vierfache über das hinausgehen, was selbst in den besten Jahren mit großer Anstrengung und Selbstverleugnung dabei wirklich erworben werden kann. Am angenehmsten ist noch die Vorbereitung junger Leute zu irgend einer Prüfung. Denn in der Regel nimmt man mit ihnen einen Stoff durch, der ihnen noch unbekannt ist, was immer erfreulicher ist als die Wiederholung von schon Dagewesenem. Dann haben es die jungen Leute gewöhnlich sehr nötig, zur rechten Zeit zu bestehn, und zeigen daher meist guten Willen. Meistens hat man es freilich mit solchen zu thun, die aus ihrer frühern Bahn gelenkt worden sind, und die Begabtesten sind es gewöhnlich nicht, weil es diese eben auf den öffentlichen Lehranstalten bequemer und billiger haben. Aber ich erinnre mich doch noch gern an eine Reihe von Stunden, die ich solchen Leuten gegeben habe, vor allem Realschulabiturienten, die die Gymnasialreifeprüfung nachholen wollten. Auch früher nachlässig gewesene Gymnasiasten hatten in der Regel den Ernst ihrer Lage begriffen und arbeiteten unverdrossen, um zu bestehn. So ist dieser Unterricht nicht ohne Freude und bietet außer materiellem Lohn eine gewisse innere Befriedigung. Aber auch hier sind die Lehrer den Schülern gegenüber in der Mehrzahl, und in kleinern Orten wird höchstens aller paar Jahre einmal ein solcher Fall vorkommen.

Während aber diese beiden Arten noch eine befriedigende Thätigkeit bieten, läßt sich das von dem Nachhilfeunterricht an Zurückgebliebne in keiner Weise behaupten. Das ist eine öde Kärrnerarbeit, zu der Lehrer und Schüler nur durch die Not getrieben werden. Handelt es sich um kränkliche oder lange dem Unterricht ferngebliebne Schüler, so geht es immer noch. Aber die Hauptmasse wird ja von den indolenten Bengeln gestellt, die nur um der Stellung der Eltern willen die höhern Schulen besuchen. Wenn dann in langen, sorglosen Monaten selbst das Notwendigste versäumt worden ist, und das Elternhaus sich nicht mehr imstande fühlt, den Jungen auf der richtigen Bahn zu erhalten, ruft man nach Arbeitsstunden und Privatunterricht. Dann sollen in wenig Wochen die Lücken ausgefüllt und der Junge zur Versetzungsreife gebracht werden. In vielen Fällen ist das gar nicht mehr möglich. Dann ist natürlich der Lehrer schuld. Gelingt es ihm aber, so hat er auch dann auf keinen Dank zu rechnen, da nun die Eltern sehr oft die Ausgaben bereuen. Man sollte ja über eine Arbeit, die man sich selbst auferlegt, ja die man gesucht hat, nichts Übles sagen. Aber wie öde und verloren erscheinen doch einem Lehrer, der sich jahraus jahrein mit solchen Jungen plagt, solche

Digitized by Google

Stunden! Denn man giebt sie um des leidigen Lohnes willen, und meistens an Jungen, bei denen man voraussieht, daß es ihnen doch nichts nützt, und die, sowie die lästige Osterprüfung vorbei ist, bereit sind, sofort in ihren alten Fehler zu verfallen, nichts zu thun und das eben Gelernte so schnell als möglich wieder zu vergessen. Dazu kommt aber nun, daß sich an die Erteilung von Nachhilfeunterricht die gehässigsten Nachreden knüpfen. Da heißt es, daß der Ordinarius von Sekunda nur deshalb so auf die griechische Syntax drücke, daß möglichst viele Schüler sie sich noch einmal privatim von ihm einpauken lassen müßten. Oder vom Mathematiker, er hasse in der Geometrie und habe einen so undeutlichen Vortrag, nur um sein Studirzimmer möglichst voll mit „Übenden" zu besetzen und so möglichst viel Geld herauszuschlagen. Es ist eine Thatsache, daß gerade in den besser gestellten Kreisen solche Ansichten gäng und gäbe sind. Die höhern Schulen sind ja, seitdem der Überbürdungsruf erschollen ist, für viele Leute nur dazu da, mit Unmut von ihnen zu reden und auf diese billige Weise die eignen Fehler vor andern und vor sich selbst zu beschönigen. Um dem ärgsten Gerede vorzubeugen, besteht an vielen Schulen die Bestimmung, daß kein Lehrer seinen eignen Schülern Privatunterricht erteilen darf. Das läßt sich aber nur in großen Städten durchführen. In kleineren Orten ist es unmöglich. Dort muß der Lehrer schon aus Mangel an geeigneten Persönlichkeiten oft seine eignen Schüler unterrichten. Glücklich der, der soweit ist, das ganz ohne Entgelt thun zu können. Dank hat auch er nicht zu erwarten, aber es bleibt ihm wenigstens die üble Nachrede erspart. Am glücklichsten ist der zu preisen, der sich zu dem Entschlusse durchgerungen hat, gar keinen Privatunterricht zu erteilen und selbst der verlockendsten Versuchung aus dem Wege zu gehn.

Mancher wird nun glauben, daß, wenn die Sache selbst so verdrießlich ist, der Verdienst dabei doch sehr gut sein müsse, weil sich immer noch so viele finden, die ihn nicht verschmähen. Aber auch das wird gewöhnlich stark überschätzt. Die meisten deutschen Staaten haben die höchste Zahl der Privatstunden, die ein an höhern Lehranstalten angestellter Lehrer erteilen darf, festgesetzt, auf sechs in der Woche. Nun $6 \times 52 \times 3$ Mark*) giebt jährlich beinahe tausend Mark. Leider ist das Exempel falsch. Die Ferien und mancherlei Feiertage im Jahre fallen ohne weiteres weg, und wer das Privatstundenwesen kennt, weiß, daß in der Regel nur das Vierteljahr von Weihnachten bis Ostern in Betracht kommt. Denn die meisten Schüler und Eltern raffen sich erst dann zu einem Entschluß auf, wenn man ihnen zu Weihnachten förmlich und feierlich eröffnet hat, daß es mit den Versetzungsaussichten zu Ostern schlimm

*) Das ist der fast überall (seit zwanzig Jahren!) gebräuchliche Satz, der nur selten überschritten wird: sehr niedrig im Vergleich zu dem, was ein guter Arzt oder Rechtsanwalt in der gleichen Zeit verdient.

Digitized by Google

stehe. Aber selbst wenn man den Widerwillen überwindet und sich zu dieser Kärrnerarbeit entschließt, ist noch gar nicht gesagt, daß man alle sechs Stunden in diesem ertragfähigsten Vierteljahr besetzen kann. Die Konkurrenz von allerhand Privatlehrern und Privatlehranstalten ist so groß, daß es, selbst wenn man wollte, durchaus nicht immer gelingt, einen nennenswerten Bruchteil der oben genannten Summe zu erwerben. Mit den Jahren schwindet aber auch der Wille dazu. Man fühlt, wenn man eine Reihe von Jahren seine freie Zeit mit Privatunterricht ausgefüllt hat, unwillkürlich, daß es einen Zeitpunkt giebt, wo man die wissenschaftlichen Interessen nicht mehr ungestraft hintansetzen darf. Es ist die Furcht vor dem Handwerk, die einen dann überkommt und einem den Wunsch nahe legt, auf solches zu teuer erworbne Geld zu verzichten. Darum geht auch allgemein der Zug durch die höhere Lehrerschaft, das Privatstundenwesen sobald als möglich abzuschütteln, um seine Freizeit besser auszufüllen.

Aber gerade die dem höhern Lehrerstande gegönnte Freizeit ist schon oft Gegenstand einer übelwollenden Beurteilung gewesen. Indem man absichtlich Hand- und Kopfarbeit verwechselt und die Korrekturen, die häuslichen Vorbereitungen und die Konferenzen nicht berücksichtigt, sagt man: Vier Stunden den Tag ist nicht zu viel. Das hat sogar in Preußen dazu geführt, die Maximalstundenzahl als Normalzahl einzuführen und anderwärts die Gehalte zu beschneiden und die Lehrer ausdrücklich auf Nebenarbeit und Nebenverdienst hinzuweisen. Wie übel das erste gewirkt hat, wird jetzt von den Behörden selbst unumwunden zugegeben: in der vorzeitigen Dienstunfähigkeit so vieler Lehrer liegt eine eindringliche Warnung.

Also die Möglichkeit des Nebenerwerbs kann man nicht als triftigen Grund dafür ansehn, daß der höhere Lehrerstand schlechter bezahlt werden müsse, als die ihm gleichgestellten Theologen und Juristen, denn dann müßte man damit mindestens ebenso viel verdienen können, als die Einnahmen jener Stände höher sind.

Freilich, die Lehrerwelt hat noch weit zu ihrem Ziel. Die demütige Stellung des akademisch gebildeten Lehrerstandes kennzeichnet nichts mehr, als daß man dem ganzen Stande ansinnt, einem Nebenverdienst nachzugehn. Das ist nicht besser, als wenn man der Gesamtheit der Geistlichen zumuten wollte, für Geld Predigten und Vorträge zu Festlichkeiten zu halten, oder wenn man die Amtsrichter auffordern wollte, für Geld rechtsgelehrten Rat zu erteilen. Wenn das einer von den Angehörigen dieser Stände privatim thut, so ist es ihm, soviel ich weiß, unbenommen. Aber eine Behörde oder eine parlamentarische Versammlung würde sich wohl hüten, öffentlich den beiden Ständen solche Nebenthätigkeit zu empfehlen, um ihnen damit das Einkommen zu ermöglichen, das sie zu einer standesgemäßen Lebensführung brauchen, und das ihnen der Staat oder die Gemeinde nicht geben will. Damit soll nicht gesagt sein, daß solche Privat-

Digitized by Google

arbeit des höhern Lehrerstandes überhaupt aufzuhören habe, sie soll nur frei sein. Nicht die Not, sondern die Neigung soll den Einzelnen dazu führen. Wer keine Neigung hat, der mag in seinem Berufe sein Genügen finden oder sich mehr, als es in unsern Kreisen bisher üblich war, am öffentlichen Leben beteiligen. Vor allem aber soll uns der Übergang zum Lehramt nicht die Thüren zum Tempel der Wissenschaft verschließen. In dem Einerlei des Berufes hat man es oft recht nötig, dahin zu flüchten und in stillen Stunden bei den großen Alten und den „bessern neuern Schriften" einzukehren. Wie viele sind aber dazu, leider, zu — müde! Wie viele haben es auch in der langen Dulderzeit der Hilfslehrerjahre ganz verlernt!

Man hat seit einigen Jahren diese Übelstände erkannt. Man hat gesehn, daß die Einzelnen zu früh matt werden und ausspannen müssen, und daß der Nachwuchs ausbleibt. Die Söhne besserer Familien, die durch Familienüberlieferung und gute Vermögensverhältnisse gewissermaßen von der Natur zum Studium bestimmt sind, wenden sich immer mehr von der Philologie und der Mathematik ab, ja es ist zu fürchten, daß sich auch die Begabteren aus den ärmern Kreisen des Volkes nicht mehr zu diesem Berufe entschließen werden. Die Hörsäle der Philologen und der Mathematiker leeren sich zusehends, und ihre Seminare sind meistens nur zur Hälfte besetzt, und bisweilen mit Leuten, die vor zwanzig Jahren, als unser deutsches Schulwesen blühte, gar nicht daran hätten denken dürfen, aufgenommen zu werden.

So hat man denn in den meisten Staaten Abhilfe zu schaffen gesucht. Am entschiedensten ist Preußen vorgegangen. Dort haben die akademisch gebildeten Lehrer 1892 das Dienstaltersystem und damit endlich die Sicherheit des Aufrückens und den Normaletat erhalten. Und für 1897 ist vorgeschlagen, daß sie, wenn auch „in gebührendem Abstande" doch pari passu mit den Amtsrichtern vorrücken sollen. Daß sie wieder hinter diesen hermarschiren müssen, daran ist eben die falsche Vorstellung schuld, die von ihrem Nebenverdienst unter den Leuten verbreitet ist. Ob es diesmal gelingen wird, das längst gewünschte Ziel zu erreichen und auch die finanzielle Gleichstellung mit den Juristen gleichen Ranges zu erlangen, müssen wir abwarten. Es kann aber nicht oft genug darauf hingewiesen werden, daß dieser Anspruch auf Gleichstellung innerlich wohl begründet ist.

Wir haben jetzt den vierhundertjährigen Geburtstag Melanchthons, des praeceptor Germaniae, gefeiert. In einer seiner declamationes schildert er beredt das Elend der damaligen Lehrer. Seitdem ist vieles besser geworden, vieles trifft aber auch heute noch zu, vor allen Dingen die Belastung der Lehrer mit Nebenarbeit. Hoffentlich gelingt es unsrer Zeit, sie auch von dieser Last noch zu befreien.

Digitized by Google

# Gottfried Keller und seine Novellen

Von Karl Kinzel (in Friedenau)

(Fortsetzung)

In Heidelberg blieb Keller anderthalb Jahr, studirte Geschichte und Philosophie und beschäftigte sich mit allerhand dichterischen Plänen. Das auf die Neige gehende Geld drängte ihn zur Arbeit an seinem Roman, auf dessen baldige Vollendung er hoffen zu dürfen glaubte. Auch einige Novellenstoffe reisten heran, und der erwähnte Band lyrischer Gedichte wurde abgeschlossen. Dabei verkannte er seine eigentlichen Gaben und Aufgaben durchaus, da sich jetzt in ihm der Gedanke festsetzte, er sei zum dramatischen Dichter berufen, ein Irrtum, der ihn Jahre seines Lebens kostete. „Dieses wird wohl mein Abschied von der Lyrik sein, schreibt er von Heidelberg an den Staatsrat Sulzer in Zürich, sowie ich überhaupt, auch in Betreff obigen Romans, nun dieses subjektive Gebahren endlich satt habe und eine wahre Sehnsucht empfinde nach einer ruhigen und heitern objektiven Thätigkeit, welche ich zunächst im Drama zu finden hoffe." (23. Juli 1849.)

Den meisten Einfluß gewann Feuerbach auf ihn, der damals auf eigne Faust in Heidelberg Vorlesungen hielt und nicht nur das Christentum seines göttlichen Wesens entkleidet hatte, sondern auch die Hoffnung auf Unsterblichkeit als sinnlos bekämpfte. An ihn schloß er sich an und suchte auch im persönlichen Verkehr diese Anschauungen in sich aufzunehmen, die seinen bisherigen Ansichten entgegenkamen. In einem Brief an seinen Freund Baumgartner in Zürich (28. Januar 1849) spricht er sich darüber aus:

So viel steht fest, ich werde tabula rasa machen (oder ist es vielmehr schon geschehen) mit allen meinen bisherigen religiösen Vorstellungen, bis ich auf dem Feuerbachschen Niveau bin. Die Welt ist eine Republik, sagt er, und erträgt weder einen absoluten noch einen konstitutionellen Gott (Rationalisten).

Ich kann einstweilen diesem Aufruhr nicht widerstehen. Mein Gott war längst nur eine Art von Präsident oder erstem Konsul, der nicht viel Ansehen genoß; ich mußte ihn absetzen. Allein ich kann nicht schwören, daß meine Welt sich nicht wieder an einem schönen Morgen ein Reichsoberhaupt wähle. Die Unsterblichkeit geht in den Kauf. So schön und empfindungsreich der Gedanke ist — kehre die Hand auf die rechte Weise um, und das Gegenteil ist ebenso ergreifend und tief. Wenigstens

Digitized by Google

für mich waren es sehr feierliche und nachdenkliche Stunden, als ich anfing, mich an den Gedanken des Todes zu gewöhnen. Ich kann dich versichern, daß man sich zusammennimmt und nicht eben ein schlechterer Mensch wird.

Daß Keller ein starkes inneres Widerstreben gegen diesen Radikalismus hatte, daß er empfand, es werde etwas Wesentliches von Idealismus zerstört, wenn man die ganze Welt und das Menschenleben nur unter dem Lichte des Diesseits betrachte, geht aus dem Briefe deutlich hervor und scheint mir auch in den folgenden Worten zu liegen, mit denen er sein besseres Selbst beruhigt: „Für mich ist die Hauptfrage die: wird die Welt, wird das Leben prosaischer und gemeiner nach Feuerbach? Bis jetzt muß ich des bestimmtesten antworten: nein! im Gegenteil, es wird alles klarer, strenger, aber auch glühender und sinnlicher. Das Weitere muß ich der Zukunft überlassen, denn ich werde nie ein Fanatiker sein und die geheimnisvolle, schöne Welt zu allem möglichen fähig halten, wenn es mir irgend plausibel wird."

Ob dieser Augenblick für Keller je gekommen ist, kann man nicht sagen. Ich finde weder in seinen Briefen, noch in seinen Werken irgend einen positiveren religiösen Gedanken. Möglich, daß sich seine Ansichten später etwas gemildert haben. Zu seinem ganzen verschlossenen, allein auf sich selbst gestellten und bedachten Wesen passen sie durchaus. Daß sie nicht gerade dazu dienten, sein Gemütsleben zu entfalten und das anzuregen, was wir mit Liebe und „Selbstlosigkeit" bezeichnen und am Ende höher schätzen als die größten Geistesgaben, ist nicht zu leugnen. Ich will es durch zwei Zeugnisse vorläufig beweisen; zunächst eins von ihm selbst: „Als ich Gott und Unsterblichkeit entsagte — schreibt er an Ferdinand Freiligrath (4. April 1850) —, glaubte ich zuerst, ich würde ein besserer und strengerer Mensch werden; ich bin aber weder besser noch schlechter geworden, sondern ganz, im guten wie im schlimmen, der Alte geblieben." Sein Biograph aber giebt zum Schluß ein Urteil über ihn ab, das ihm gewiß nicht leicht geworden ist, das er aber ehrlicherweise nicht zurückhalten konnte; er sagt: „Es mangelte ihm das tiefe Wohlwollen. Dabei fügte er sich selbst mehr Leid zu als den andern. Nirgends in seinem Leben eine dauernde Neigung (Junggeselle ist er zwar ohne seinen Willen, aber nicht ohne seine Schuld geblieben), nirgends eine ganz innige Freundschaft. Dem Menschen (Keller) fehlt die Milde und Gütigkeit der Seele, die auch etwa das Geringere, das in der Welt vorhanden ist, neben sich duldet. Ich kann dies scheinbar harte Wort ruhig vertreten. Es braucht sich niemand zu entrüsten, noch sich in die Brust zu werfen. Ich stelle gelassen auf Kellers eigne Briefe ab."*)

Baechtold hat vollkommen Recht. Überall tritt uns derselbe trockne Ton entgegen, selbst in seinen Liebesbriefen nichts von Temperament, nirgends eine

*) verweise.



Digitized by Google

überzeugende, tiefe Leidenschaft. Der Brief, mit dem er 1847 der schönen Winterthurerin seine Liebe gestand, wirkt in dieser Hinsicht geradezu komisch:

Verehrtestes Fräulein! Erschrecken Sie nicht, daß ich Ihnen einen Brief schreibe, und sogar einen Liebesbrief, verzeihen Sie mir die unordentliche und unanständige Form desselben, denn ich bin gegenwärtig in einer solchen Verwirrung, daß ich unmöglich einen wohlgesetzten Brief machen kann, und ich muß schreiben, wie ich ungefähr sprechen würde.

Ich bin noch gar nichts und muß erst werden, was ich werden will, und bin dazu ein unansehnlicher, armer Bursche: also habe ich keine Berechtigung, mein Herz einer so schönen und ausgezeichneten jungen Dame anzutragen, wie Sie sind. Aber wenn ich einst denken müßte, daß Sie mir doch ernstlich gut gewesen wären, und ich hätte nichts gesagt, so wäre das ein sehr großes Unglück für mich, und ich könnte es nicht wohl ertragen. Ich bin es also mir selbst schuldig, daß ich diesem Zustande ein Ende mache; denn denken Sie einmal, diese ganze Woche bin ich wegen Ihnen in den Wirtshäusern herumgestrichen, weil es mir angst und bang ist, wenn ich allein bin usw.

Ist das nicht ein äußerst pedantisches Liebesgeständnis für einen achtundzwanzigjährigen Mann, und noch dazu für einen Dichter?

In Heidelberg erblühte ihm eine neue tiefe, aber ebenso aussichtslose Neigung. Die Briefe aus dieser Zeit sind nicht weniger verstandesmäßig und nüchtern. Bezeichnend für die Trockenheit seines Gemütslebens ist, was er diesem Mädchen über Freundschaft und Liebe auseinandersetzt (11. Dezember 1849):

Ich mache mir manchmal Vorwürfe, und ich weiß nicht, ob ich sie meinem ganzen Geschlecht machen soll, daß ich so wenig Geschick für einen unbefangnen, anmutigen Verkehr habe, daß ich erst durch bittere Schmerzen lernen mußte, mein Gefühl in Bande zu legen und mich in einer schönen Freundschaft froh zurechtzufinden, statt gleich Liebe zu begehren und geben zu wollen.

Es kommt übrigens vielleicht von dem verhältnismäßig kleinen Begriff, der sich in Beziehung auf Freundschaft überhaupt nach und nach in mir ausgebildet hat. Ich muß wirklich offen gestehen, daß mir die Freundschaft keine große Lücke in meinem Leben ausfüllt. Es versteht sich bei mir von selbst, daß alle tüchtigen und offenherzigen Leute sich gegenseitig gut sind, daß die Gleichgesinnten zusammenwirken, daß man sich hilft, wo man kann, sich duldet und seine Meinungen liebevoll austauscht. Was aber hierbei für die tiefsten und innersten Herzensbedürfnisse Genügendes herauskommt, das seh ich nicht recht ein. Man wird so oft getrennt; ich erwerbe mir neue Freunde, die mir so lieb werden wie die frühern; diese ihrerseits thun das Gleiche, und so entsteht ein großes Gewebe von guten und mannichfachen Charakteren, die von einander hören und oft eine gemeinschaftliche Sympathie haben. Aber gerade dadurch wird die Freundschaft mehr öffentlich, sozial, und mich dünkt, das, was sie sein soll und am besten ist. Es mag eine Zeit gegeben haben, wo die großen leidenschaftlichen und idealen Freundschaften gerechtfertigt waren; jetzt aber, glaube ich, sind sie es nicht mehr. Unter den Männern wenigstens scheint es mir je länger je mehr unpassend zu werden, wenn zwei so etwas recht besondres und exquisites unter sich haben wollen; es ist unbürgerlich und unpolitisch. Es ist schön, wenn sich Jugendfreunde ihr ganzes Leben durch so

Digitized by Google

lang als möglich aufmerksam und treu bleiben; aber der innerste, heiße Hunger des Herzens hat davon nichts, bei mir wenigstens nicht.

In Beziehung auf Frauen ist es etwas andres; aber auch da muß ich, wenn ich für eine einzelne eine recht hingebende Freundschaft bekommen soll, zuerst geliebt haben, oder vielmehr, ich kenne hier keinen Unterschied zwischen beiden Neigungen, und das Wohlwollen, das ich für die Frauen im allgemeinen empfinde, ist durchaus keine Freundschaft, wenn sie mir auch noch so nahe stehen: es ist nur Artigkeit.

Zu dieser Nüchternheit in der Auffassung jener idealen Lebensmächte paßt auch, was er an Freiligrath über einen beabsichtigten Besuch des Kölner Doms schreibt (4. April 1850): „Wir wollen mit Interesse in der wackern Ruine herumsteigen; wenn ich mich auch um den illusorischen Inhaber des Gebäudes nicht viel kümmere, so leide ich doch noch genugsam an Germanomanie, um mich an dem leeren Hause zu freuen. Ich habe schon so manche schöne Schale ohne Kern begafft, daß diese auch noch hingehen mag." Daß in diesen Worten etwa dem revolutionären Freiligrath gegenüber eine Art Renommisterei liegen sollte, ist unwahrscheinlich. Keller macht überall den Eindruck eines durchweg geraden, ehrlichen Menschen, der immer sagte, was er empfand. Es läßt sich wohl auch kein Beweis dafür bringen, daß er für Architektur und bildende Kunst überhaupt irgend ein tieferes Verständnis gehabt habe.

Die Heidelberger Zeit ging zu Ende. Was sie ihm gewesen war, sagt er in einem unvollendeten Brief: „Ich habe hier ein seltsames Jahr verlebt. Ich kann eben nicht sagen, daß ich sehr gelehrt worden bin, aber das Wenige, was ich gelernt habe, hat so gut in die äußern Erfahrungen eingegriffen, so viel Inneres mir aufgeschlossen, ich habe mein Selbst, welches in allerlei kleinen Passionen und Dingen von eitlem Geschmacke anfangen wollte zu verschwimmen, herausgerettet und sozusagen neu entdeckt und hergestellt, während ich doch meiner Natur nach der Alte geblieben bin, ich habe endlich meine sonderbare Jugend (ich bin diesen Sommer dreißig Jahre alt geworden) so rund abgeschlossen, daß ich dies Jahr nicht zu meinen schlechtesten zähle."

Allmählich war in ihm der Wunsch rege geworden, nach Berlin zu gehen. Dieser Wunsch hing zusammen mit seiner Absicht, sich der dramatischen Dichtkunst zu widmen. Drum wollte er dort den Besuch des Theaters mit den nötigen Geschichtsstudien verbinden und möglichst bald ein Drama zu wege bringen, weil er meinte, daß „von allen litterarischen Thätigkeiten diejenige des Dramatikers ihren Mann gegenwärtig noch am besten hält."

Im Jahre 1850 ging Keller nach Berlin, wo er fast sechs Jahre (bis zum Dezember 1855) blieb. Alle Nöte des Lebens, Hunger, Krankheit und Einsamkeit hat er hier durchgekostet. Denn die wenigen Mittel, die ihm zuflossen, und die seine Mutter mit den größten Opfern aufbrachte, reichten nicht hin, auch nur die notwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen. Einmal wollte

Digitized by Google

er sich für den letzten Groschen Brot kaufen. Als er im Laden das Brot schon in der Hand hatte und bezahlen wollte, erklärte die Verkäuferin das Geld für „falsch," und er mußte das Brot wieder hinlegen und beschämt von dannen gehen. Trotzdem konnte er sich nicht, wie einst Lessing in gleicher Lage in derselben Stadt, zu emsiger Arbeit aufraffen. Gewiß drückten die schlimmen Verhältnisse auf seine poetische Schaffenskraft, aber er hätte doch etwas thun müssen, um sie zu verbessern, und — er hat in günstiger Lage auch nicht eifriger gearbeitet. An Stoff fehlte es ihm nicht; denn etwas zu erdenken fiel ihm nicht schwer. Es liegt eine Menge dramatischer Entwürfe vor, aber keiner ist vollendet worden. Die meisten Pläne zu seinen Novellen reiften jetzt, aber nur die ersten Erzählungen aus den „Leuten von Seldwyla" wurden fertig. Mit Mühe und Not wurde endlich der „Grüne Heinrich" vollendet. Keller hatte längst einen günstigen Verlagskontrakt in der Tasche; der Buchhändler war für die Dichtung aufs lebhafteste interessirt, er bat, er drängte. Aber Keller war „kurz angebunden, unwirsch, saumselig, wortbrüchig bis zur äußersten Rücksichtslosigkeit." Und so blieb er auch sein Leben lang. „Für ihn hatte lediglich die Erfindung einer Dichtung einen Reiz. Sobald es an die schriftliche Ausführung ging, wurde ihm das Geschäft lästig, und er stellte sich demselben mit einer gewissen Gleichgiltigkeit, ja Feindseligkeit gegenüber." Noch am Ende der siebziger Jahre hat die Deutsche Rundschau mit den Züricher Novellen dieselbe Erfahrung gemacht wie hier sein erster Verleger.

Der Druck des „Grünen Heinrich" in seiner ersten Gestalt hat fast fünf Jahre gedauert, der ursprünglich festgesetzte Umfang ward um fünfzig Druckbogen überschritten! Das Werk hatte sich unter diesen Umständen ganz anders ausgewachsen, als es ursprünglich gedacht war. Nicht zum Vorteil der Einheit des Romans, der stückweise, wie er aus der Feder des Verfassers floß, in die Druckerei gewandert war. Keller war sehr unglücklich über diese Ungleichheit und Unfertigkeit der Arbeit. Dennoch wurde sie von der Kritik gut aufgenommen. Hierin ist er sein Leben lang wie wenige begünstigt worden. Aber der Erfolg entsprach dem nicht. Dieser Roman erfordert einen besondern Geschmack und eine willige Hingebung, wenn man seine Schönheiten wirklich empfinden soll. Und dabei liest man ihn jetzt nur noch in einer Umarbeitung, die Keller in seinem Alter vorgenommen hat!

Über die Jugendarbeit spricht sich der Dichter in einem Brief an seinen Freund Hettner, den bekannten Litterarhistoriker, so aus (4. März 1851):

Ich habe das gewagte Manöver gemacht, daß ich meine eigne Jugendgeschichte zum Inhalt des ersten Teiles machte, um dann darauf den weitern Verlauf des Romans zu gründen, und zwar so, wie er mir selbst auch hätte passiren können, wenn ich mich nicht zusammengenommen hätte. Es kommt nun alles darauf an, ob es mir mehr oder weniger gelungen sei, das Gewöhnliche und jedem Nahe-

Digitized by Google

liegende darzustellen, ohne gewöhnlich und platt oder langweilig zu sein; und dies ist es, was ich mir vorgeworfen zu sehen befürchte. Ich hatte nicht die Intention, aus eitler Subjektivität diese Jugendgeschichte einzufügen, weil sie die meinige ist, sondern obgleich sie es ist, und stellte mir dabei einfach die Aufgabe, mich selbst mir objektiv zu machen und ein Exempel zu statuiren. Desnahen ließ ich auch alles weg, was nicht charakteristisch für den Endzweck des Buches ist.

Ich hatte die doppelte Tendenz: einesteils zu zeigen, wie wenig Garantien auch ein aufgeklärter und freier Staat wie der Zürchersche für die sichere Erziehung des Einzelnen darbiete, heutzutage noch, wenn diese Garantien nicht schon in der Familie oder den individuellen Verhältnissen vorhanden sind, und andernteils den psychischen Prozeß in einem reich angelegten Gemüte nachzuweisen, welches mit der sentimental-rationellen Religiosität des heutigen aufgeklärten, aber schwächlichen Deismus in die Welt geht und an ihre notwendigen Erscheinungen den willkürlichen und phantastischen Maßstab jener wunderlichen Religiosität legt und darüber zu Grunde geht. Dies wird der Inhalt des zweiten Teiles sein. Doch ist mir die angewandte Novellistik, zum Teil auf äußeres und inneres Erlebnis gegründet, noch weit bedenklicher als die Jugendgeschichte, und ich habe eine jämmerliche Angst, das Buch aus den Händen zu lassen, da es mir viel verderben kann, und ich, nach dem langen Zaudern und Sprechen davon, mich schämen muß, wenn es durchfällt. Meine Hauptstütze ist die Hoffnung, daß das spezifische Geplauder und Geschwätz des Buches für stillere und feinere Leute, welche nicht auf großen Eklat sehen, angenehm und unterhaltend sein möchte.

Ebenso gehen, wie schon angedeutet, die Novellen, an deren Ausarbeitung er sich in Berlin machte, teilweise auf persönliche Eindrücke und Erlebnisse zurück. Schon im September 1851 schrieb er an Hettner: „Ich habe auch einige Erzählungen und Novellen ausgeheckt, welche farbenreich und sinnlich und reinlich und bedächtig geschrieben, in einem Bändchen vereinigt, den schlechten Eindruck verwischen sollen, den mein formloser und ungeheuerlicher Roman auf den großen Haufen machen wird." Und in der That ist Keller erst durch seine kleinern Erzählungen allgemein bekannt und beliebt geworden. 1856 erschien endlich der erste Band der „Leute von Seldwyla" mit den Geschichten: Pankraz der Schmoller, Romeo und Julia auf dem Dorfe, Frau Regel Amrain und ihr Jüngster, Die drei gerechten Kammacher, und Spiegel das Kätzchen, ein Märchen.

Von den spätern Erzählungen wurde manche damals wenigstens entworfen, wie denn überhaupt die Phantasie des Dichters unerschöpflich war. Vielfach erkennt man darin Kellers „ausgesprochnen Hang für das Bizarre und Schauerliche. Anwandlungen, Stoffe dieser Art dichterisch zu behandeln, packten ihn namentlich während der trüben Zeiten völliger Vereinsamung" und verleiteten ihn bisweilen gar zu unpoetischen Ausschweifungen in seinen Gedichten. Andrerseits wird bei ihm die Einfachheit, wie selbst Baechtold bekennen muß, nicht selten zur Nüchternheit.

Neben seiner lebhaften Phantasie tritt jetzt besonders sein klarer, scharfer Verstand hervor. Seine Briefe aus dieser Zeit, den frühern weit überlegen,

Digitized by Google

geben Zeugnis von seiner Auffassungsgabe und seiner treffenden Beurteilung. Hettner schätzte manche seiner Auseinandersetzungen so hoch, daß er sie aus seinen Briefen unmittelbar in sein Werk „Das moderne Drama" aufnahm. Ich kann es mir nicht versagen, einiges andre, das sich auf sein Leben, Denken und Arbeiten bezieht, hier mitzuteilen.

Als Entschuldigung seiner Unproduktivität schreibt er an Hettner, als dieser ihm Geld geborgt hatte (16. Juli 1853):

Ich bin leider keine Lorenz-Kindleins-Natur,*) welche bei Wasser und Sorgen immer munter drauf losschreibt. Das verworrene Netz von Geldmangel, kleinen Sorgen, tausend Verlegenheiten, in welches ich mich unvorsichtigerweise mit meinem Eintritte in Deutschland verwickelte, wirft mich immer wieder zur Unthätigkeit zurück; die Mühe, wenigstens der täglichen Umgebung anständig und ehrlich zu erscheinen, drängt die Sorge für die Entferntern immer zurück; und die fortwährende Aufregung, die man verbergen muß, diese tausend Nadelstiche absorbiren alle äußere Produktivität, während freilich das Gefühl und die Kenntnis des Menschlichen an Tiefe und Intensität gewinnen. Ich würde mir diese drei letzten Jahre später nicht abkaufen lassen.

Über seine Thätigkeit in Berlin hatte er schon im Anfang seines Aufenthalts an Freiligrath geschrieben (22. September 1850):

Was ich denn eigentlich thue? Ich kann Ihnen nichts sagen, als daß ich immer allein bin, etwas schreibe, lese, spekulire, düftle oder träume und die Zeit abwarte, wo das rasche Fertigmachen endlich sich einstellen will; denn ich muß Ihnen statt aller andern Aufklärung sagen, daß ich, schon ehe ich nach Heidelberg kam, in einer großen und trübseligen Mauser begriffen war, herbeigeführt durch mehrere Verhältnisse. Dieser sonderbare Zustand ist endlich im Verschwinden. Statt der Federn, welche den Vögeln während der Mauser ausgehen, sind mir alte Freunde ausgegangen, und neue haben sich bereits angesetzt; und im ganzen bin ich froh, daß ich dreißig Jahre alt geworden bin, ohne schon zehn Bände hinter mir zu haben, die ich nur widerrufen müßte.

Ein Jahr später schreibt er:

Berlin hat mir viel genützt, obgleich ich es nicht liebe; denn das Volk ist mir zuwider. Im Winter frequentirte ich einige Zirkel, z. B. den der Fanny Lewald, fand aber das Treiben und Gebahren der Leute so unangenehm und trivial, daß ich bald wieder wegblieb. Hingegen giebt es treffliche Leute, die im Stillen leben und nicht viel Geräusch machen, sowie auch überhaupt hier einem immer etwas ansliegt, was man in den kleinen Städten Deutschlands nicht hat. Ein reger geistiger Verkehr, mag er noch so verkehrt sein, regt den Einzelnen immer vorteilhaft an. Doch sehne ich mich recht herzlich einmal nach Hause und wünsche Berlin zum Teufel.

Diese Sehnsucht nach seiner Schweizerheimat wuchs von Jahr zu Jahr. Dazu kam, daß die Mutter und die Schwester, die er oft lange ohne Nachricht ließ, auf Heimkehr drangen. Aber trotz aller Not konnte sich Keller nur schwer

*) „Lorenz Kindlein, die Jammerfigur in Kotzebues Armem Poeten." Baechtold.

Digitized by Google

entschließen, diese entscheidenden Lehrjahre abzubrechen. Zuletzt hielten ihn auch die Schulden und der Wunsch, endlich seinen Verpflichtungen nachkommen zu können. Deshalb vertröstete er die Mutter (Juli 1852):

Freilich fällt es mir schwer aufs Herz, wenn ich denke, daß du und Regula zugleich darunter leiden, und daß Euch beiden darüber die Jahre vergehen. Allein ich kann meine Natur nicht ändern, und wenn ich einst mir einige Ehre erwerbe, so habt Ihr den größten Anteil daran durch Eure stille Geduld. Ich will Euch übrigens nicht weiter mit schönen Worten abspeisen und nur bitten, noch ein klein wenig auszuharren.

Es dauerte freilich noch an die drei Jahre, bis er, durch gute Freunde von seinen Schuldnern gelöst, heimkehrte. Sein Selbstbewußtsein hatte er dabei nicht verloren, wie er denn überhaupt immer sich selbst nicht minder klar beurteilte als die Verhältnisse. Im Februar 1855 schreibt er an die Mutter:

Wenn ich erst einmal in Zürich bin, so wird man schon sehen, wer ich bin, und daß man nicht so zur Not und aus Gnade mir ein Unterkommen zu gewähren braucht. Ich mache jetzt ein ganz andres Gesicht, als wie ich vor sechs Jahren so traurig abzog. Brauchbare und tüchtige Leute kann man überall brauchen; und wenn sie es dort nicht können, so ist die Welt weit. Hier in Berlin gelte ich als ein ordentlicher (soll heißen tüchtiger) Kerl, und alle Leute sagen mir, ich solle hier bleiben. Dies werde ich natürlich nicht thun, und vorzüglich Deinetwegen und meiner Schwester wegen.

Es handelte sich damals um eine Anstellung als Lehrer der Litteratur- und Kunstgeschichte an einem neu zu gründenden Polytechnikum in Zürich. Gute Freunde in der Heimat hofften, ihm die Stelle verschaffen zu können. Aber Keller lehnte trotz seiner bedrängten Lage ab, weil er fürchtete, daß ihn diese Arbeit seinem Dichterberufe entziehen und ihm auch wirtschaftlich nur Nachteil bringen würde. So sicher war er, daß nun endlich die Produktion und der pekuniäre Erfolg kommen müßten. In diesem Bewußtsein kehrte er im Dezember 1855 nach Zürich zurück, um dort fortan seinen Wohnsitz zu nehmen. An litterarischer Ausbeute brachte er zwar nichts Dramatisches, aber seinen Jugendroman, ein neues Bändchen Gedichte und die ersten Bogen seiner Novellen mit.

Seine Lebensanschauung war jetzt nach allen Seiten gefestigt und gegründet; sie war durchaus eine diesseitige. Seinen alten Atheismus brachte er aus der Fremde wieder mit, und wenn man sagt, daß er sich im spätern Leben etwas gemildert habe, so lassen sich aus dem vorliegenden Material keine Beweise dafür bringen. Ganz objektiv betrachtet, müßte eigentlich allgemeine Übereinstimmung darüber herrschen, daß eine Weltanschauung, die alle Vorgänge in der Welt und im Menschenleben nur im Lichte dieser Zeitlichkeit betrachtet, die glaubt, daß alle Errungenschaften des Geistes mit der Leiblichkeit in Staub zerfallen, daß es ganz gleich sei für den Ausgang, wie ein

Digitized by Google

Mensch seine Seelenkräfte bethätigt, ob er Liebe geübt hat oder nicht, daß eine solche Weltanschauung ärmer, dürftiger sei als eine, die die Lösung aller Probleme in einer Unvergänglichkeit des Seelenlebens erwartet. Es sollte doch allgemein anerkannt sein, daß der Mensch mit wirklich religiösen Empfindungen ein tieferes und reicheres Gemütsleben führe als der gleich beanlagte irreligiöse Mensch. Keller war nicht dieser Ansicht, wenn man nicht etwa annehmen will, daß er sich mit den nachfolgenden Worten über den ihm nun einmal anhaftenden Mangel an religiösem Gefühl hinwegheben wollte. An einen Freund schreibt er (27. März 1851):

Wie trivial erscheint mir gegenwärtig die Meinung, daß mit dem Aufgeben der sogenannten religiösen Ideen alle Poesie und erhöhte Stimmung aus der Welt verschwinde! Im Gegenteil! Die Welt ist mir unendlich schöner und tiefer geworden, das Leben ist wertvoller und intensiver, der Tod ernster, bedenklicher und fordert mich nun erst mit aller Macht auf, meine Aufgabe zu erfüllen und mein Bewußtsein zu reinigen und zu befriedigen, da ich keine Aussicht habe, das Versäumte in irgend einem Winkel der Welt nachzuholen. Es kommt nur darauf an, wie man die Sache auffaßt; man kann für den sogenannten Atheismus eben so schöne und sentimentale Reden führen, wenn dies einmal Bedürfnis ist, als für die Unsterblichkeit u. s. f.; und diejenigen Tröpfe, welche immer von höhern Gefühlen sprechen und unter Atheismus nichts weiter als rohen Materialismus zu verstehen imstande sind, würden freilich auch als Atheisten die gleichen grobsinnlichen und eigensüchtigen Beugel bleiben, die sie als „höhere" Deisten schon sind. Ich kenne solche Herren! Indessen bin ich weit davon entfernt, intolerant zu sein und jeden, der an Gott und Unsterblichkeit glaubt, für einen kompletten Esel zu halten, wie es die Deutschen gewöhnlich thun, sobald sie über den Rubikon sind. Es mag manchen geben, der die ganze Geschichte der Philosophie und selbst Feuerbach gründlicher studirt hat und versteht, wenigstens formell, als ich, und doch ein eifriger Deist ist, so wie ich mehr als einen ehrlichen Handwerksmann kenne, der den Teufel was von Philosophie kennt und doch sagt: Ich kann in Gottesnamen einmal nicht an dergleichen Dinge glauben! Tot ist tot! Daher kommt es, obgleich nach und nach alle Menschen zur klaren Erkenntnis kommen werden, einstweilen noch auf die innere Organisation und viele äußere Zustände an. Ich möchte daher auch nichts von grobem Hohne und gewaltsamer Aufdringlichkeit wissen.

Nur für die Kunst und Poesie ist von nun an kein Heil mehr ohne vollkommne geistige Freiheit und ganzes glühendes Erfassen der Natur und ohne alle Neben- und Hintergedanken; und ich bin fest überzeugt, daß kein Künstler mehr eine Zukunft hat, der nicht ganz und ausschließlich sterblicher Mensch sein will.

Die einzige Äußerung, die uns im spätern Leben über diesen Gegenstand entgegentritt, ist zu verschleiert, als daß sich viel damit anfangen ließe. 1881 schreibt er in einem Briefe:

Über die philosophische Zeitfrage ließe sich weiteres sagen. Ich könnte mich nicht mehr ganz so fassen, wie vor dreißig Jahren, ohne (doch) vom freien Gedanken abgegangen zu sein. Das seither entstandne Getümmel hat letztern ruhiger und kühler werden lassen. Der Satz Ludwig Feuerbachs: Gott ist nichts andres als der Mensch! besteht noch zu Recht; allein eben deshalb kann man nicht sagen:

Digitized by Google

Der Mensch ist Gott! insofern das zweite Substantivum nun doch wieder etwas Größeres ausdrücken soll als das erste.

Keller hatte eine tapfre Freundin, mit der er bis an ihren Tod in Briefwechsel stand, die einzige, wie es scheint, die bisweilen Religiöses ihm gegenüber berührte. Das war Fräulein Marie Melos, eine Weimarische Professorstochter, die Schwester von Frau Ida Freiligrath, nur ein Jahr jünger als er und an demselben Tage geboren. Er hatte ihr einst witzelnd zum Geburtstage geschrieben (18. Juli 1880), sie solle sich ein Geschenk auf seine Rechnung beim Herrgott bestellen und ihm sagen, er käme gelegentlich vorbei, um zu zahlen. Sie antwortete: „Was die Extrabestellung beim lieben Herrgott betrifft, so läßt er Ihnen sagen, daß er sich nicht darauf einließe, wenn Sie nur so gelegentlich bei ihm vorüberkommen wollten. Sie möchten nur hübsch fleißiger kommen, da ließe sich schon eher ein Wort sprechen; denn er hätte überhaupt schon längst auf Ihr Kommen gewartet." Sie hatte auch den Mut, vom Standpunkt des Christen am Ausgang der Reginen-Geschichte im „Sinngedicht" Kritik zu üben und ihm zu schreiben: „Dichter, welche nicht zugleich gläubige Christen sind, sollten dies (das religiöse) Gebiet vermeiden. Regine betet die ganze Nacht hindurch, ehe sie die größte Sünde begeht, mit vollem Bewußtsein und reiflicher Überlegung sich das Leben zu nehmen. Das ist für mich undenkbar. Auch Ihr »Verlornes Lachen« hat eine solche Klippe, weil Sie eben das wahre Christentum nicht kennen oder nicht kennen wollen."

An der politischen Entwicklung seines Landes nahm natürlich Keller regen Anteil, doch zog er sich immer mehr und mehr von den Immerunzufriednen und Nörglern der äußersten Linken zurück. Anfangs hielten ihn die Extremsten noch für einen der Ihrigen, und er kam auch in ihre Versammlungen. Aber er fand bald ein Haar darin und riß sich in seiner oft recht groben Art von ihnen los. Der Vorgang, den er selbst erzählt, kann allgemeineres Interesse beanspruchen, denn er giebt ein kleines Kulturbild. Es war am 22. September 1861. Keller war in den „Schwan" zu einer großen Gesellschaft geladen. „Er fand da viel extravagantes Volk versammelt. Der große sozialistische Agitator Ferdinand Lassalle war der Gefeierte. An seiner Seite erschien die Gräfin Hatzfeld in roter Bluse und weißer Krinoline. Herwegh, der einige Wochen später einen Ruf auf den Lehrstuhl für Litteraturgeschichte nach Neapel erhielt, seine Frau und sein Sohn, Stein von Gumbinnen und andre waren anwesend. Oberst Rüstow trug als Garibaldianer ebenfalls die rote Bluse. Auf dem Sofa lag eine russische Nihilistin, der die Herren eifrig den Hof machten. Ludmilla Assing sollte den neuen Herrn Staatsschreiber Keller unter ihre Fittiche nehmen. Nach dem Thee begann ein Gelage, das bis in den hellen Morgen hinein dauerte, wobei die Frauen dem Champagner nicht lässig zusprachen und dicke Havannacigarren rauchten. Keller fühlte sich aufs äußerste



Digitized by Google

angewidert, verhielt sich aber stumm. Als jedoch in vorgerückter Stunde Lassalle seine Kunststücke als Magnetiseur und Tischrücker in schauspielerischer Weise zum besten gab und eben seinen Hokuspokus über dem Haupte Georg Herweghs machte, um ihn einzuschläfern, fuhr Gottfried Keller wütend auf und schrie: Jetzt ists mir zu dick, ihr Lumpenpack, ihr Gauner! ergriff einen Stuhl und drang mit dieser Waffe auf Lassalle ein. Eine unbeschreibliche Verwirrung entstand. Die Frauen brachen in heftiges Weinen aus, die Männer schimpften, und der Unhold wurde an die frische Luft gebracht." (Baechtold II, 320.)

Wie es hier sein gesundes Gefühl war, das ihn vor der weitern Teilnahme an dieser Gesellschaft bewahrte, mehr als klare sittliche Grundsätze, so treten uns auch sonst in seinen Briefen eigentlich sittliche Gesichtspunkte kaum entgegen. Selbst in seinem Urteil über das Verhältnis Immermanns zur Gräfin Ahlefeldt, der Gattin des Herrn von Lützow, tritt mehr das gesunde Gefühl für das Schiefe der Lage als für das Unrechte hervor. Dennoch ist dies Urteil gegenüber der naturalistischen Verschwommenheit und Sentimentalität höchst erfreulich und für Keller zugleich bezeichnend. An Ludmilla Assing, die Verfasserin einer Biographie der Gräfin, schreibt er (22. August 1857):

Übrigens bin ich doch der unmaßgeblichen Meinung, das ganze Unglück wäre verhütet worden, wenn der junge Mensch, so Immermann hieß, sich nicht in die Frau eines andern verliebt hätte. Denn so sehr ich als Dichterling die Leidenschaft zu erheben verbunden bin, so sehr brauche ich für dieselbe auch eine natürliche Grundlage der Zweckmäßigkeit und Möglichkeit. Daß die Gräfin nachträglich von Lützow verstoßen und frei wurde, war für Immermann bloß ein Zufall. Es gefällt mir überhaupt schlecht, wenn junge, noch unfertige Menschen ihre Augen auf Frauen werfen; es ist eine verkehrte Welt, die sich an Immermann dadurch rächte, daß er im Schwabenalter und als verpflichteter Mann erst das that, was er früher hätte thun sollen.

Wir haben gesehen, daß Keller voller Pläne und Hoffnungen nach Zürich zurückgekehrt war. Aber vorläufig wurde noch nicht an ihre Erfüllung gedacht, sondern der Dichter, der noch immer an der Mutter Tische saß, begann sorglos wie immer ein lustiges, ja ausgelassenes Wirtshausleben, das oft in übermütigen Streichen endete. In anregendem Verkehr mit geistig bedeutenden Männern, die alle Wohlgefallen an ihm fanden und ihn bald schätzten, brachte er sein Leben hin und wies alle Absichten, ihn irgendwo in ein festes Amt zu bringen, weit von sich, was um so auffälliger war, als noch viele Geldverpflichtungen auf ihm lasteten. Jetzt erst bestand wirklich für ihn die Gefahr, die man durch die in Berlin erlittene Not für überwunden halten konnte, die Gefahr, sich selbst zu verlieren. Sie wurde aber glücklich beseitigt, als Keller, obwohl er sich durch sein Leben etwas anrüchig gemacht hatte, 1861 zum ersten Staatsschreiber erwählt wurde und damit die bestbesoldete Staatsstelle des Kantons erhielt.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Geplänkel. Die Faschingwoche ist, was das Innerpolitische anlangt, nicht weniger schläfrig verlaufen, als die vorhergehende, aber sie hat doch durch einige Debatten und Vorkommnisse an die Strömungen erinnert, die auf dem Untergrunde unsers Volkslebens neben und wider einander laufen, und die wohl noch einmal einen stärkern Wellenschlag erzeugen könnten. So z. B. haben die Agrarier und die Zünftler, während der Reichstag Faschingsferien hielt, im preußischen Landtage Erörterungen vom Zaune gebrochen, die in den Reichstag gehören, offenbar nur, um die Regierung fühlen zu lassen, daß sie keine Ruhe haben kann bei Tag und Nacht und nichts, was ihr Vergnügen macht, so lange sie nicht in allen Stücken den willigen und gehorsamen Diener dieser Herren spielt. In der Beantwortung der Interpellation Felisch und Genossen sprach der Handelsminister Brefeld — um mit einem demokratischen Blatte zu reden — ganz wie ein moderner Mensch: Gegen die natürliche Entwicklung könne die Regierung nichts ausrichten; sie könne weder die Großindustrie vernichten, noch etwas daran ändern, daß sich auch die Lebensbedingungen der noch lebensfähigen Zweige des Handwerks geändert hätten, indem z. B. der Handwerker seine Rohstoffe aus fernen Ländern beziehe und sich auf erweiterte Absatzgebiete einrichten müsse; den Nöten dieser noch lebensfähigen Zweige abzuhelfen, sei die Regierung bereit, so weit sie es vermöge, aber nicht in den Zwangsorganisationen bestehe die Abhilfe — diese seien nur der Rahmen, worin sich die Rettungsarbeit zu bewegen habe —, sondern in der Unterstützung der von den Handwerkern zu gründenden Kredit-, Einkaufs- und Absatzgenossenschaften mit Geldmitteln und in der verbesserten technischen Ausbildung der Handwerker. Den Befähigungsnachweis auch für solche Gewerbe zu verlangen, wo es sich nicht, wie bei den Apothekern, Ärzten, Schiffern und andern, um öffentliche Interessen, wie um die Gefährdung von Menschenleben handelt, sei wegen der fortwährenden Umwälzungen der Technik, die beständig die Grenzen zwischen den Gewerben verschöben, unmöglich. Die Debatte, die sich daran knüpfte, bewies, daß Konservative und Zentrum auf ihrem Schein bestehen bleiben; sie werden nicht eher ruhen, als bis sie den Befähigungsnachweis haben werden, den sie als ein Mittel begehren, die Zahl der Handwerker zu beschränken und die Konkurrenz zu verhindern; alles übrige ist ihnen Nebensache. Ob und wie das Mittel wirken wird, wenn sich die Regierung endlich dazu bequemt haben wird, bleibt abzuwarten. Auch in Sachen des Quebrachoholzes bekommt die Regierung nicht eher Ruhe, als bis sie sich löblich unterworfen haben wird. Es nutzt ihr nichts, daß, wie der Handelsminister zum so und so vielten male ausführt, die Handelsverträge keinen Zoll auf dieses Holz und auf die Extrakte daraus gestatten, daß auch nach Ablauf der Handelsverträge die Erschwerung der Einfuhr dieser Stoffe durch einen hohen Zoll bedenklich sein würde, weil dadurch die Lederindustrie geschädigt werden würde, die einen Überschuß der Ausfuhr über die Einfuhr von hundert Millionen erzielt, während die ganze deutsche Schälwaldproduktion bloß acht Millionen wert ist. Es nützt ihr auch nichts, daß sogar der Oberlandforstmeister Donner, dem doch gewiß der deutsche Eichenwald ans Herz gewachsen ist (ein Schälwald ist allerdings etwas andres als ein Wald alter Eichen), daß auch dieser der Regierung beitritt; er weist nach, daß der Preis der Eichenlohe schon heruntergegangen ist, ehe ihr das Quebrachoholz Konkurrenz machte, und daß die Rentabilität des Schälwaldes nur durch verbesserte Bewirtschaftung erhöht werden kann. Alles das nützt nichts und

Digitized by Google

wird auch in Zukunft nichts nützen. Wenn es die Regierung nicht für notwendig erachtete, ihre Haltung in solchen Fragen vor dem Lande zu rechtfertigen, könnten sich ihre Vertreter auf ja und nein beschränken und jede Begründung ersparen; den Agrariern Gegengründe vortragen, das ist ebenso viel, wie vor Steinbildern Reden halten.

In Sachen der Börse scheint ja nun die Regierung das thun zu wollen, was das Agrariertum für ihre Schuldigkeit erklärt; der Staatskommissar hat die Zusammenkünfte der Getreidehändler im Feenpalast und den sogenannten Frühmarkt für Börsen erklärt. Die Getreidehändler werden sich jetzt zu entscheiden haben, ob sie alle ihre Geschäfte in der Börse unter Aufsicht des Staatskommissars abmachen oder auf alle persönlichen Zusammenkünfte verzichten und nur noch brieflich oder telephonisch von Comptoir zu Comptoir miteinander verkehren wollen. Uns ist es lieb, wenn aus dem Börsengesetz die äußersten Folgerungen gezogen werden, denn nur so kann durch die Thatsachen entschieden werden, wer Recht hat: die Agrarier, die behaupten, eine Baissepartei an der Börse halte den Getreidepreis niedriger, als es das Verhältnis von Angebot und Nachfrage erfordere, oder wir, die wir behaupten, daß das reiner Unsinn sei, und daß keine Macht der Welt das Getreide wohlfeil machen könnte, wenn es nicht im Überfluß vorhanden wäre. In den dritthalb Monaten, die das neue Börsengesetz in Kraft ist, ist der Getreidepreis noch nicht um eine Mark gestiegen, sondern eher noch ein wenig heruntergegangen. Jetzt haben die Agrarier immer noch die Ausrede, daß daran die Mogelei im Feenpalast schuld sei, und es ist daher für die Theorie, deren Klärung ja dann wieder auf die Praxis zurückwirken muß, sehr nützlich, wenn das Experiment bis zu Ende durchgeführt wird. Selbstverständlich ist es uns ganz gleichgiltig, wer den Getreidehandel betreibt. Werden die bisherigen Händler ganz ausgeschaltet, gelingt es den Kornhausgenossenschaften, über deren Gedeihen wir uns ebenso freuen würden, wie über das jeder andern Genossenschaft, den bisherigen Händlerprofit den Landwirten zuzuwenden, so würden wir darin einen wirtschaftlichen Vorteil sehen, vorausgesetzt, daß die bisherigen Händler eine andre nützliche Beschäftigung finden oder auswandern. Für uns handelt es sich nur um das Preisproblem. Dieses kann allerdings noch nicht in den nächsten Monaten gelöst werden, da ja im Frühjahr, bei Abnahme der Vorräte, die Getreidepreise gewöhnlich steigen, namentlich wenn ungünstige Saatenstandsberichte eintreffen, sondern erst nach Ablauf eines ganzen Jahres mit seinen natürlichen Preisschwankungen. Sind nach völliger Unterdrückung des börsenmäßigen Getreidehandels die Getreidepreise um fünfzig bis hundert Prozent gestiegen, ohne daß entweder Mißernte oder nachgewiesene Verminderung der Anbaufläche dafür verantwortlich gemacht werden könnte, dann wollen wir den Agrariern Recht geben. Diese haben noch einen zweiten kleinen Triumph gefeiert. Ein Berliner Bankier hat seine Ultimoforderungen einkassirt, seine eignen Verbindlichkeiten zu lösen aber sich geweigert, mit der Berufung darauf, daß Forderungen aus Spielgeschäften nicht mehr klagbar seien. Uns soll es freuen, wenn es alle so machen, und wenn damit das Börsenspiel aufhört. Interessant an der Sache ist uns nur dieses: hat man jemals Klagen darüber gehört, daß an der Effektenbörse die Differenzspieler irgend ein Papier oder gar alle Papiere dauernd entwertet hätten? Jedermann sieht hier den Unsinn sofort ein, da Spielgewinne nur durch Schwankungen, nicht durch andauernde gleichmäßige Hausse oder Baisse erzielt werden können. An der Produktenbörse aber soll es im Interesse der Spieler liegen, den Warenpreis fünf Jahre lang unter dem natürlichen Werte der Ware zu halten!

Digitized by Google

Die Hochmögenden haben heute ein äußerst bequemes Mittel, ihnen unbequeme Theorien oder Beweisgründe zum Schweigen zu bringen; sie denunziren jeden, der solche vorträgt, als einen Sozialdemokraten, und legen damit der Regierung die Pflicht auf, dem Manne den Mund zu verbinden und die Feder aus der Hand zu nehmen. Dieser „sozialistische Professor Weber," hat Herr von Kardorff im preußischen Abgeordnetenhause am 27. Februar gerufen, „der das Verbot des Terminhandels als einen Rückschritt zur Barbarei bezeichnet!" Herr von Kardorff weiß so gut wie wir, daß die Schriften des Professors Max Weber über die Börse ganz manchesterlich sind und so frei wie möglich von jedem Hauche sozialistischen Geistes; er weiß so gut wie wir, daß Professor Weber nicht allein die Sozialdemokraten bekämpft, sondern auch die Nationalsozialen, denen er vorwirft, daß sie mit ihrem Mitleid und ihrer Fürsprache für die Mühseligen und Beladnen eine Politik des Miserabilismus trieben; er weiß sehr gut, daß Weber entschieden national gesinnt ist und Maßregeln gegen die Polonisirung Ostelbiens fordert. Trotzdem denunzirt er den Mann als Sozialisten! Trotzdem oder eben deswegen, denn freilich fordert Weber als das einzige Gegenmittel gegen die Polonisirung energische innere Kolonisation auf den Latifundien, und davon mögen die Herren Latifundienbesitzer nichts hören, ebenso wenig wie von einem kräftigen Bauernstande, der ihre Vormundschaft abschüttelt.

Gegen den Umsturz. Die Presse aller Parteien hat die Rede, die der Kaiser am 26. Februar bei dem Gastmahl des brandenburgischen Provinziallandtages gehalten hat, reichlich ausgebeutet. Das ist nicht zu verwundern, denn es ist heute schwer, sozialpolitische Reden zu halten, ohne Mißbrauch und Ausbeutung fürchten zu müssen, in der brandenburgischen Hauptstadt wie in Dortmund, für den Kaiser wie für den Professor. Für die sozialpolitischen Ziele des Kaisers wäre es vielleicht förderlicher, wenn weniger solche Reden gehalten würden, und die obersten Räte der Krone, die wahrscheinlich derselben Meinung sind, könnten sich ein Verdienst um den deutschen Kaiser und das deutsche Volk erwerben, wenn sie dahin zu wirken suchten. Das leuchtende Beispiel Kaiser Wilhelms I. würde ihnen dabei trefflich zu statten kommen.

Der Kaiser ruft zum Kampfe gegen den Umsturz auf. Das ist zu viel und zu wenig gesagt, als daß man sich über diesen Kampf ein Urteil bilden könnte. Dazu müssen wir erst klar sehen, wem er gilt, und mit welchen Mitteln er geplant ist. Soweit er den Kampf gegen die Sozialdemokratie bedeutet, hat das Ziel natürlich unsre volle Zustimmung. Man ist in den neuerdings in der national-sozialen Vereinigung vorübergehend zusammengerafften Kreisen sozialpolitischer Schwärmer und Querköpfe und fast noch mehr in den kraftlosen Überresten des abgelebten fortschrittlichen Liberalismus vielfach zu der irrigen Annahme gekommen, oder hält es wenigstens für ratsam, sich zu der Ansicht zu bekennen, als ob die Sozialdemokratie ihren gemeingefährlichen Charakter abgelegt, als ob sie sich zu einer auf dem Boden der bestehenden Staatsordnung gleichberechtigten Partei „ausgewachsen" hätte. Freisinnige Zeitungen, ja volkswirtschaftliche Fachblätter von sonst einsichtiger Haltung reden allen Ernstes dem Bündnis mit der Sozialdemokratie für die nächsten Reichstagswahlen das Wort. Das ist heller Unverstand. Es wird zwar unmöglich sein, diesen Unverstand für die nächsten Wahlen zu verhüten, aber gesagt werden muß es den Herren Wahlmachern, die keine überzeugten Sozialdemokraten sind, daß sie durch diese Wahltaktik ihrem Patriotismus einen Schandfleck anhängen und dazu noch Hohn und Undank von den Bundesgenossen ernten werden. Die Sozialdemo-

Digitized by Google

kratie hat mit Parteien der „besitzenden Klassen," wie sie sagt, nie einen Bund geschlossen, und sie wird sich auch in Zukunft immer freie Hand bewahren, solange sie besteht, freie Hand zum Umsturz, sobald die Zeit dazu den Führern, den vorsichtigen wie den unvorsichtigen, gekommen zu sein scheint. Für die Sozialdemokratie gilt auch heute noch das Manifest von Marx an die „Proletarier aller Länder" von 1849, daß ihre Zwecke nur erreicht werden können „durch den gewaltsamen Umsturz aller bisherigen Gesellschaftsordnung." Daß durch das ausgedehnte Stimmrecht im deutschen Reiche der Sozialdemokratie die Möglichkeit gegeben sei, ihre Anschauungen „ohne gewaltsamen Umsturz" zur Geltung zu bringen, wie man behauptet hat, ist ein Irrtum, denn wenn im Reichstag eine sozialdemokratische Mehrheit zur Macht gelangte, so wäre der gewaltsame Umsturz zur Erreichung ihrer Ziele nicht beseitigt, sondern gekommen.

Von den in der Presse über die Kaiserrede laut gewordnen Ansichten ziehen wir nur die der Hamburger Nachrichten in Betracht, ihres bedeutenden Hintermannes wegen, obwohl wir gerade bei dieser Kundgebung seines Organs an eine unmittelbare Inspiration nicht glauben können. Das Blatt meint, in gewissem Sinne nicht mit Unrecht, daß eine „Aktion gegen die Umsturzparteien, wie sie der Kaiser wünscht," nur dann Erfolg haben könne, wenn sich die Regierung an ihre Spitze stelle, wenn die Regierung klar und unzweideutig die Ziele bezeichne, die erreicht werden sollen, und die Mittel angebe, die sie anzuwenden entschlossen sei. Gewiß ist zu wünschen, daß, wenn der Kaiser in dieser Weise öffentlich jedermann, der ihm im Kampfe helfen will, die Hand bietet, seine verantwortlichen Berater unverzüglich dafür Sorge tragen, daß jedermann, der treu zu Kaiser und Reich hält, wenigstens weiß, ob er einschlagen kann oder nicht. Es sollte nicht möglich sein, namentlich bei diesem Kampfe nicht, daß der Kaiser die Hand bietet ohne vollen Erfolg, und jeder Tag, der vergeht ohne ausreichende Erklärung der „Regierung," was das Ziel sei, und wie sies zu erreichen gedenkt, ist vom Übel. Die Hamburger Nachrichten sind wenigstens mit dem Mittel schnell bei der Hand; sie verlangen ein besondres Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie. Wir denken nicht daran, hierüber grundsätzlich aus dem Häuschen zu geraten. Ein Verbot der sozialdemokratischen Verhetzung in öffentlicher Rede und Schrift wäre wohl zu wünschen, aber die juristisch-gesetzgeberische Möglichkeit eines solchen Verbots ohne anderweitige, den Nutzen aufwiegende Unzuträglichkeiten ist sehr fraglich, und wir neigen vorläufig der Ansicht zu, daß gerade in diesem Falle dem Erlaß eines besondern Gesetzes ebenso wie einer Abänderung des allgemeinen Rechts außerordentlich große Schwierigkeiten entgegenstehen. Die Ausbeutung der kaiserlichen Rede durch die politisch und kirchlich reaktionäre Presse geben einen wenig erbaulichen Vorgeschmack in dieser Beziehung. Am abschreckendsten aber wirkt, was die Hamburger Nachrichten selber sagen. Mit volltönenden Worten, sagen sie, oder mit „geistigen Waffen" sei der Sozialdemokratie so wenig beizukommen, wie mit der Sozialreform allein. Die sozialdemokratische Umsturzpartei mit „geistigen Waffen" bekämpfen zu wollen, sei ein ähnlich aussichtsloses Unternehmen, wie es der Versuch sein würde, Einbrecher, die es auf fremder Leute Geldschränke abgesehen haben, von der Ausführung dadurch abbringen zu wollen, daß man ihnen die moralische und juristische Verwerflichkeit ihres Thuns vorhalte. Es ist unbegreiflich, wie ein Blatt wie die Hamburger Nachrichten eine solche Unkenntnis der Verhältnisse und eine solche Oberflächlichkeit des Urteils verraten kann. Handelt es sich denn bei dem Kampfe gegen die Sozialdemokratie, den der Kaiser will, allein oder auch nur hauptsächlich um die Bekehrung der überzeugten Sozialdemokraten, der bewußt auf

Digitized by Google

Umsturz losarbeitenden Führer und Schürer? Wir wissen sehr gut, daß da wenig zu bekehren sein wird, daß, wer toll ist, toll bleibt. Aber es handelt sich doch auch und vor allem um die Masse der verführten, blindgläubigen Arbeiter, denen die Endziele der Führer höchst gleichgiltig und ganz unklar sind, die aber in treuer Kameradschaft fest zu denen halten zu müssen glauben, die scheinbar allein oder doch am aufopferndsten ihre Interessen vertreten. Wie kann man da die „geistigen Waffen“ einfach als unbrauchbar beiseite werfen? Wenn Religion und Kirche jemals etwas mit geistigen Waffen erkämpft haben, dann sind sie auch im Kampfe gegen die Sozialdemokratie am Platze. Es ist ein Hohn auf unsre ganze christliche Kultur, wenn man in dieser Weise nach dem Beifall der Krautjunker und Protzen hascht, die auf das Schlagwort von der Untauglichkeit der „geistigen Waffen“ hin im Hochgefühl ihrer überlegnen „Praxis“ natürlich sofort den Stock und die Reitgerte schwingen. Aber es ist auch die ausgesprochenste Mißachtung des Unterschiedes zwischen Sozialdemokratie und Arbeiterschaft, und der Himmel bewahre unser Volk davor, daß bei dem notwendigen Kampfe gegen die Sozialdemokratie dieser Unterschied etwa nicht überall scharf zum Ausdruck gebracht werden sollte.

Weiter heißt es dann in den Hamburger Nachrichten: Nicht viel anders sei es, soweit die Wirkung auf die Sozialdemokratie in Frage komme, mit der „Sozialreform.“ Diese finde „ihren Ausgangspunkt in rein menschlichen Motiven“ (was heißt das?). Sie habe — wenigstens wenn man sich auf die Aufgaben beschränke, die ihr durch die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 zugewiesen seien — den Zweck, die Härten zu mildern, die den Arbeitern „bei Erwerbsunfähigkeit,“ gleichviel aus welchen Ursachen, bedrohen. „Sie will den Staat in die Lage bringen, sich sagen zu dürfen, das er das Seinige gethan habe, und daß die Verantwortung allein der sozialistischen Verhetzung zufalle, wenn sich die Verhältnisse einmal so zuspitzen sollten, daß der Staat genötigt wäre, seine Existenzberechtigung und die der bürgerlichen Gesellschaft den Sozialdemokraten gegenüber im materiellen Kampfe erweisen zu müssen. Wer andre Erfolge mit der Sozialdemokratie erreichen zu können hofft, täuscht sich.“ Das also wird für die Sozialreform, für die Arbeiterfreundlichkeit Kaiser Wilhelms I. ausgegeben? Wir können uns keine ärgere Schmähung des Andenkens dieses großen Monarchen mit dem warmen, für die Armen und Schwachen schlagenden Herzen denken.

Es wäre sehr zu beklagen, wenn der kaiserliche Aufruf zum Kampfe gegen die Sozialdemokratie nicht bald ergänzt würde durch einen unzweideutigen Beweis, daß der Kaiser und seine Regierung die Politik ehrlicher Arbeiterfreundlichkeit, wie sie dem Willen des ersten Kaisers allein entspricht und in den Erlassen von 1890 zum bündigen Versprechen geformt worden ist, unbeirrt fortsetzen wird, trotz aller Gemeingefährlichkeit der Sozialdemokratie. Das deutsche Volk wird dann freudig einschlagen in die Hand des Kaisers und treu zu ihm stehen in allen Gefahren des großen nationalen Kulturkampfes, zu dem er aufruft, das deutsche Volk wird dann auch mit aufrichtiger Dankbarkeit den in diesem Kampfe vor allem unentbehrlichen gerechten, selbständigen und verantwortlichen Mitarbeitern des Kaisers den Lohn zu teil werden lassen, der ihnen gebührt. Die persönlichen Schmähungen, die das Hamburger Blatt am Schluß seines Artikels auch diesmal wieder gegen die Regierung des Kaisers richtet, werden es darin nicht beirren.

Sozialwissenschaftliche Studien. Vor kurzem hat in München Professor Brentano zur Eröffnung der Thätigkeit eines sozialwissenschaftlichen Studentenvereins einen Vortrag über die Stellung der Studenten zu den sozialpolitischen Aufgaben

Digitized by Google

der Zeit gehalten. (München, C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung.) Der Vortrag verdient die Beachtung weiterer Kreiſe, denn er enthält Perlen der Belehrung über die ſozialpolitiſche Forſchung überhaupt.

Brentano ſagt, für den Beobachter auf wirtſchaftlichem Gebiete ſei das Zeugnis der „Intereſſenten“ gleichzeitig das wertvollſte und das gefährlichſte. Das wertvollſte, denn der Intereſſent könne allein vollen Aufſchluß geben über das, was beobachtet werden ſolle; das gefährlichſte, denn eben weil er Intereſſent ſei, ſei es ſehr zweifelhaft, daß er überall da Aufſchluß geben wolle, wo die Kenntnis der Dinge, wie ſie wirklich ſeien, ſein Intereſſe ſchädigen könnte, und ſelbſt da, wo er nicht bewußt Falſches ſage, ſei das Intereſſe, das er an einer ihm günſtigen Auffaſſung habe, ſo groß, daß er ſelbſt oft unbewußt die Erſcheinungen in gefärbtem Lichte erblicke. Daher entſtehe für den „Studirenden“ die Gefahr, einer einſeitigen Parteinahme und damit der „Unwiſſenſchaftlichkeit“ zu verfallen. Und angeſichts der Energie, mit der die verſchiednen Intereſſengruppen heute beſtrebt ſeien, ihre Sonderintereſſen zur Herrſchaft zu bringen, ſei dieſe Gefahr beſonders groß. Während man früher in der Politik davon ausgegangen ſei, daß das Sonderintereſſe dem allgemeinen Intereſſe unterzuordnen ſei, erſcheine jetzt der Staat als das „Ausbeutungsobjekt,“ deſſen Machtfülle in den Dienſt der Sonderintereſſen geſtellt werden müſſe, und jede Partei gehe darauf aus, vom Staate Maßregeln zu erlangen, die ihre Sonderintereſſen auf Koſten der Geſamtheit zu fördern geeignet ſcheinen. In dieſem Hintanſetzen des Geſamtintereſſes hinter das wirtſchaftliche Sonderintereſſe einer Klaſſe habe der Hauptvorwurf gelegen, den man gegen die „Männer von Mancheſter“ erhoben habe. Wie wenig die „Negation der Staatseinmiſchung,“ wie ſehr vielmehr die „Verfolgung von Sonderintereſſen an Stelle des Geſamtintereſſes“ das Ausſchlaggebende am Mancheſtertum ſei, gehe daraus hervor, daß heute dieſelbe Handelskammer von Mancheſter aufs lebhafteſte für Staatseinmiſchung eintrete, wo es wieder gelte, ihr Sonderintereſſe auf Koſten des Geſamtintereſſes zu fördern, ſo wenn ſie lebhaft für künſtliche Wiedererhöhung des Silberpreiſes durch ſtaatliche Maßnahmen eintrete oder ſtaatliche Maßnahmen verlange zur Erſchwerung der Konkurrenz der indiſchen Baumwollenſpinnerei und Weberei mit der von Lancaſhire.

Wir haben ſeit langer Zeit von einem ſtaatswiſſenſchaftlichen Profeſſor nichts geleſen, was uns ſo gefallen hätte. Und wenn ſich Brentano vollends zu dem Zugeſtändnis veranlaßt ſieht, daß man „ſogar verſucht ſein könnte, die Arbeiter ſelbſt Mancheſterleute zu nennen, wenn ſie heute auf allen Gebieten des Wirtſchaftslebens die Verſtaatlichung der Produktionsmittel verlangen ohne Rückſicht auf die Schädigung, die daraus den Intereſſenten der Geſamtheit erwachſen würde,“ und daß dieſer Bezeichnung der Umſtand nicht im Wege ſtehe, „daß das alte Mancheſtertum ſein Sonderintereſſe gerade durch Negation der Staatseinmiſchung verfolgt habe,“ ſo möchte man beinahe hoffen, daß es den in die einſeitige ſozialdemokratiſche oder nationalſoziale Arbeiterfreundſchaft verrannten gelehrten Herren doch noch einmal klar werden könnte, wie wenig dieſe Parteibewegungen auf den Namen „ſozial“ ein Recht haben, weil ſie in der That auf nichts andres hinauslaufen als auf das extremſte Mancheſtertum der arbeitenden Klaſſe.

Die Erſcheinung, „daß ſelbſt Jünger der Wiſſenſchaft der Sophiſtik von Intereſſenten erliegen,“ heißt es weiter, ſei ein ſprechender Beleg für die Gefahr, der die Studenten der Staatswiſſenſchaften ausgeſetzt ſeien. Die Notwendigkeit, ſtatt die Geſetze des Wirtſchaftslebens aus aprioriſtiſchen Annahmen abzuleiten, von der Beobachtung der Einzelerſcheinungen auszugehen, führe dazu, „den Intereſſenten

Digitized by Google

aufzusuchen," und das Aufsuchen des Interessenten setze den Forschenden in Gefahr, „von dem Netz seiner Irrtümer umgarnt zu werden." Dieser Gefahr zu widerstehen, gleichviel von welcher Seite sie komme, sei die oberste Aufgabe der Staatswissenschaft: „denn wenn wir ihr erliegen, hören wir auf, Wissenschaft zu treiben, und werden Partei." Leider ist dieser Gefahr die moderne deutsche Staatswissenschaft bereits in bedenklichem Grade erlegen. Die Lehrer der Staatswissenschaft haben eine schwere Schuld auf sich geladen, indem sie unreife und unerfahrne junge Leute in hellen Haufen dieser Gefahr ausgesetzt haben, einer Gefahr, der sie umso weniger widerstehen konnten, da sich die Lehrherren selbst beeilten, die Lehrlingsarbeiten in einem früher unerhörten Umfange — denn wo hätte sich der Verleger gefunden? — drucken zu lassen und so in den unfertigen Verfassern sehr oft Ehrgeiz und Dünkel zu nähren. Es kommt leider für viele unsrer jungen Staatswissenschafter zu spät, wenn Brentano den jungen Herren in München jetzt zuruft: „Also bedienen Sie sich der Methode aller wahrhaft wissenschaftlichen Forschung, der Beobachtung der Einzelerscheinungen, um von ihnen ausgehend zu allgemeinen Sätzen zu gelangen, aber bedienen Sie sich ihrer mit der Vorsicht, die die besondre Natur der auf unserm Wissensgebiet zu beobachtenden Erscheinungen erheischt. Vergessen Sie nie, daß die Aufgabe der Wissenschaft niemals sein kann, Parteiinteressen zu dienen, sondern der Wahrheit, und daß die Erkenntnis der Wahrheit im Gesellschaftsleben die Beschränkung auf die Betrachtung von dem einseitigen Standpunkt jedweder Klasse verbietet, daß sie die Betrachtung vom Standpunkt des Ganzen verlangt. Denn die Interessen keiner einzigen Klasse allein sind identisch mit den Interessen des Ganzen, weder die der Agrarier, noch die der Großindustriellen, noch die der Kleingewerbetreibenden oder Handeltreibenden, weder die der Arbeitgeber, noch auch die der Arbeiter."

Das ist eine bittre, aber treffende Kritik der heutigen staatswissenschaftlichen Schule in allen ihren Schattirungen. Wir möchten aber dazu noch folgendes bemerken. Seit Jahrzehnten sind wir immer tiefer in eine Unterschätzung der Rechtswissenschaft und der juristischen Schulung für das Studium der Staatswissenschaft geraten. Die Feindschaft gegen die juristische Schulung ist jetzt geradezu Mode, und wer dagegen ankämpft, hat vorläufig auf keinen Erfolg zu rechnen. Es fällt uns nicht ein, zu behaupten, daß nicht auch Angehörige andrer Berufszweige, Männer, die in sonstigen wissenschaftlichen Thätigkeiten oder in Handel, Gewerbe und Landwirtschaft, selbst als Soldaten und vollends in Beamtenstellungen ohne juristische Vorbildung zur Reife gelangt sind, der von Brentano geschilderten Gefahr, „der Sophistik von Interessenten zu erliegen," widerstehen könnten, wir kennen selber solche Leute genug, die manchen Juristen als leuchtendes Beispiel dienen sollten. Aber wenn es sich um die staatswissenschaftliche Erziehung junger Leute, um das schulgemäße Studium handelt, erscheint uns die Trennung der Staatswissenschaft von der Rechtswissenschaft verkehrt, vollends seitdem die Staatswissenschaft in der Hauptsache Sozialwissenschaft geworden ist. Namentlich aber möchten wir, daß das „Aufsuchen der Interessenten" gereiften Leuten überlassen bliebe, daß es nicht als „gelehrte Übung" der Studenten und Doktoranden betrachtet werde, auch nicht der jungen, praktisch unerfahrnen Juristen. Nicht Mißachtung der Staatswissenschaft bestimmt uns hierzu, sondern gerade die Hochachtung vor ihr. Wenn, wie wir hoffen, die staatswissenschaftliche wie die juristische Vorbildung der deutschen Juristen und Verwaltungsbeamten den unerläßlichen Anforderungen der Gegenwart entsprechend gehoben wird, wenn ferner der Statistik und namentlich der Sozialstatistik endlich die ihr gebührende Stellung in wissen-



Digitized by Google

schaftlicher und praktischer Beziehung eingeräumt wird, dann wird auch der Staatswissenschaft als solcher und ihren schätzenswerten Lehrkräften eine bessere Würdigung zu teil und ein größerer Einfluß auf das Staatsleben gesichert werden.

Ein lehrreicher Fall, wo der Forscher der von Brentano geschilderten Gefahr erlegen ist, ist der von Professor Tönnies im zweiten Heft des zehnten Bandes des Archivs für soziale Gesetzgebung und Statistik veröffentlichte Aufsatz: „Hafenarbeiter und Seeleute in Hamburg vor dem Streik 1896/97." Man wird diese Arbeit wohl als den Abschluß der Versuche, den Streik zu rechtfertigen, betrachten dürfen. Es mag auch ein gewisses Maß von Berechtigung haben, wenn der Verfasser sagt, die Hamburgische Unternehmerschaft rühme sich gern ihrer kapitalistischen Leistungen, ihres Verdienstes um die Fortschritte des Verkehrs, der deutschen Flagge, des Nationalreichtums; aber der Förderung des sozialen und sittlichen Zustands der Arbeiterschaft können sie sich nicht rühmen, ja sie habe Ursache, sich ihres Verhaltens zu manchen Mißständen in den Arbeitsverhältnissen im Hafen zu schämen. Aber damit ist der Ausbruch dieses Streiks nicht gerechtfertigt. Tönnies hat durch seine nachträgliche „Untersuchung" der Mißstände im Hamburger Hafen erst recht erkennbar gemacht, daß die Anwendung eines so zweischneidigen Kampfmittels in diesem Falle völlig ungerechtfertigt, ja frivol war, und daß die Hamburger Arbeiterschaft aus sich selbst und aus den Verhältnissen heraus sich nimmermehr zu dieser ungerechtfertigten Arbeitseinstellung entschlossen hätte. Unter allen Mißständen, die Tönnies durch seine Untersuchung festgestellt zu haben meint, ist nichts zu finden, was nicht in den bisherigen Rechtfertigungsversuchen bereits aufgezählt worden wäre, mit Ausnahme — um nichts zu verschweigen — der hohen Mietpreise für die Arbeiterwohnungen in der Nähe des Hafens. Auch durch neue, zuverlässigere Quellen zeichnet sich diese Untersuchung nicht aus, wenn auch die den modernen Staatswissenschaftern eigne schulgerechte „Aufmachung" des Materials auf manche den Eindruck besondrer Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit machen wird. Die hohen Mietpreise betont Tönnies besonders, um den hohen „Nominallohn" der Hamburger Hafenarbeiter verhältnismäßig niedrig erscheinen zu lassen; aber wenn „in der Nähe des Hafens," nachdem dort ganze Straßenzüge niedergelegt worden sind, die typischen Arbeiterwohnungen von einem heizbaren und einem unheizbaren Zimmer durchschnittlich 200 Mark Jahresmiete erfordern und mit 3,34 Köpfen belegt sind, so sind das keineswegs Verhältnisse, die von den übrigen deutschen Großstädten allzu ungünstig abstechen und Arbeiter, denen in entfernteren Stadtteilen Wohngelegenheit zur Verfügung stand, zum Ausstand treiben konnten, zumal da der Senat Maßregeln zur Schaffung besserer Arbeiterwohnverhältnisse plant. Daß solche Pläne nicht von heute auf morgen ausgeführt werden können, hätte sich der staatswissenschaftliche Forscher bei etwas geringerer Voreingenommenheit selbst sagen können. Wir bitten die staatswissenschaftlichen Herren Professoren, wenn sie auch nicht imstande sind, aus den Hamburger Ausstandserfahrungen die für die Erforschung der Wahrheit notwendigen Lehren zu ziehen, wenigstens in Zukunft selbst den Schein zu vermeiden, „Partei" zu sein. Sie werden dadurch nicht nur der Anforderung der Wissenschaftlichkeit entsprechen, sondern auch den Hamburger Arbeitsverhältnissen am besten dienen.

**Ein neuer Nekrolog der Deutschen.** Jahr für Jahr wird unser Büchermarkt mit neuen periodischen Erscheinungen überschwemmt, nach denen nicht das geringste Bedürfnis ist. Für die unbedeutendste Liebhaberei von zwei oder drei Leuten wird sofort eine neue Zeitschrift gegründet. Dann wird dem Publikum

Digitized by Google

vorgeredet, wie notwendig die Zeitschrift sei, es finden sich auch Mitarbeiter, die mit Mühe und Not eine Anzahl Hefte füllen, und ein paar gutherzige Leute, die darauf abonniren, aber nach kurzer Zeit verschwindet sie wieder, und wenn sie sich wirklich eine Reihe von Jahren aufrecht erhält, so wäre es doch das Beste, wenn sie wieder verschwände, denn sie nimmt doch nur notwendigern Blättern eine Zeit lang die Mitarbeiter und die Käufer weg.

Zu diesen überflüssigen neuen Zeitschriften, wir wollen es nur offen gestehen, haben wir auch die „Biographischen Blätter" gerechnet, die seit 1895 von Anton Bettelheim herausgegeben worden sind. Sie waren weder Fisch noch Fleisch, hatten keinen rechten Zweck, und der Verleger (Ernst Hoffmann u. Co. in Berlin) hat schwerlich Seide dabei gesponnen.

Mit Anfang dieses Jahres sind aber nun die „Biographischen Blätter" in einen andern Verlag übergegangen (Georg Reimer in Berlin), und damit ist zugleich eine Umwandlung mit ihnen vorgenommen worden, durch die das ganze Unternehmen mit einem Schlage zu einem der notwendigsten periodischen Erscheinungen werden wird: von diesem Jahre an sollen die „Biographischen Blätter" als „Biographisches Jahrbuch und — Deutscher Nekrolog" erscheinen. Alljährlich soll die Zeitschrift spätestens Mitte November als Band von 480 bis 500 Seiten Lexikonoktav ausgegeben werden. Das Hauptgewicht soll dabei auf einen sorgfältig und vollständig gearbeiteten Nekrolog der im vorhergehenden Jahre (also diesmal 1896) gestorbenen hervorragenden Deutschen gelegt werden.

Wir begrüßen die Zeitschrift in dieser Umgestaltung mit aufrichtiger Freude und Genugthuung. Seit 1854 fehlt es uns in Deutschland an einem derartigen Unternehmen. Der „Neue Nekrolog der Deutschen," der seit 1823 erschienen war, im Anschluß an Schlichtegrolls „Nekrolog" (später „Nekrolog der Teutschen") von 1790 bis 1806, ging 1854 aus Mangel an Teilnahme (unglaublich!) ein. Seitdem sind wir, wenn wir nach Lebensnachrichten über hervorragende Deutsche suchen, die nach 1854 gestorben sind, falls keine Biographien in Buchform über sie erschienen sind, auf die Nachrichten angewiesen, die die Tagespresse, die illustrirten Zeitungen und Familienjournale und die Fachzeitschriften gebracht haben. Wie mühselig, ja wie ganz unmöglich es oft nach wenigen Jahren schon ist, solche Lebensnachrichten wieder zur Stelle zu schaffen, weiß jeder, der wissenschaftlich arbeitet. Wie unbefriedigend ist aber auch oft das Ergebnis! Solche Nekrologe für die Tagespresse, für illustrirte Zeitungen usw. werden meist mit größter Schnelligkeit angefertigt und meist von gewerbsmäßigen Journalisten, von Leuten, die dem Verstorbnen fern gestanden haben, die weder imstande gewesen sind, sich genauer über seinen Lebensgang zu unterrichten, noch seine Bedeutung auch nur entfernt zu würdigen. Nichtssagende Phrasen auf der einen Seite, ungenaue oder falsche Angaben auf der andern sind die gewöhnlichen Eigenschaften solcher Nekrologe. Oft ist nicht einmal der Todestag richtig angegeben, die natürliche Folge des Umstands, daß die erste Todesnachricht jetzt gewöhnlich durch ein Telegramm verbreitet wird, das sich mit einem „heute" oder „gestern" begnügt, ohne das Datum beizufügen.*) Weit besser, oft ganz vorzüglich, sind die Nekrologe in Fachzeitschriften, aber wer weiß sie einem nach Jahren noch nach? Es ist unbegreiflich, daß man ein Unternehmen wie den

*) Am 19. Mai des vorigen Jahres starb Clara Schumann. Schon in der Woche darauf gab die Leipziger Illustrirte Zeitung den 20. Mai als ihren Todestag an, und derselbe Fehler kehrte auf dem Programm des Leipziger Gewandhauskonzerts wieder, das ihrem Gedächtnis gewidmet war. Das ist nur ein Beispiel von vielen.

Digitized by Google

„Nekrolog der Deutschen" vor dreiundvierzig Jahren hat aufgeben können. Die Lücke läßt sich ja nie wieder ausfüllen. Einen kleinen Teil davon hat zwar in der Zwischenzeit die „Allgemeine deutsche Biographie" ausgefüllt, aber der größere Teil der Lücke wird weiter klaffen und wird jetzt, wo sich die „Allgemeine deutsche Biographie" mit raschen Schritten ihrem Abschluß nähert, immer größer werden, wenn nicht sobald als möglich an das, was vor dreiundvierzig Jahren leichten Herzens aufgegeben worden ist, wieder angeknüpft wird. Die Grenzboten haben schon vor Jahren einmal eindringlich darauf hingewiesen, wie notwendig das sei.

Dieser Aufgabe will sich nun das „Biographische Jahrbuch" unterziehen. Es soll, wie die Verlagshandlung in dem soeben ausgegebnen Prospekt mitteilt, „genaue, von sachkundigen Bearbeitern herrührende Lebensbeschreibungen der im vorigen Jahre verstorbnen bemerkenswerten Fürsten, Staatsmänner, Dichter, Künstler, Soldaten, Juristen, Theologen, Mediziner, Schulmänner, Beamten, Parlamentarier, Industriellen, Schriftsteller, Publizisten, auch Frauen, bringen, je nach der Wichtigkeit der behandelten Person in künstlerisch ausgeführten Darstellungen oder in kurzen, alle Angaben aus erster Hand schöpfenden Abrissen unter Benutzung und Anführung aller erreichbaren Quellen."

Daß das Unternehmen in dieser seiner neuen Gestalt bald einen ausgedehnten Abnehmerkreis haben wird, ist wohl kein Zweifel. Keine Bibliothek, aber auch keine selbständigere Redaktion wird es entbehren können. Möge aber der „Nekrolog" auch recht viele tüchtige Mitarbeiter finden, auch freiwillige! Denn es wird im Anfang, ehe ein größerer Stamm ständiger Mitarbeiter gewonnen ist, nicht leicht sein, das Material für das verflossene Jahr vollständig und rechtzeitig zusammenzubringen. Darum: wer etwas zu bieten hat, was vielleicht kein andrer augenblicklich so bieten kann wie er, der sende es ein, auch unaufgefordert; er kann sicher sein, daß es auf irgend eine geeignete Weise der Sache zu gute kommen wird. Und somit denn dem neuen „Nekrolog" eine lange und ersprießliche Zukunft!

Clara Schumann bei Goethe. In der „Allgemeinen Musikalischen Zeitung," die seit dem Jahre 1798 bei Breitkopf und Härtel in Leipzig erschien — wenn es heute eine solche Zeitung gäbe! —, findet sich im 34. Jahrgang (1832. März. Nr. 12) eine Korrespondenz aus Weimar, die über das musikalische Leben Weimars während des verflossenen Winters sehr umsichtig und verständig Bericht erstattet. Darin heißt es auch: „Ein einziges Extra-Concert wurde in dem angegebenen Zeitraume gegeben und zwar von der zwölfjährigen Virtuosin auf dem Pianoforte Dem. Clara Wiek aus Leipzig. Die darin vorgetragenen Stücke waren: Ouverture von Hummel, Adelaide von Beethoven, Lieder von Justinus Kerner, componirt von Clara Wiek, Romanze für die Physharmonika, gespielt von Herrn Wiek (dem Vater der Concertgeberin) und vier Concertstücke, gespielt von Clara Wiek, nämlich Concert von Pixis, Op. 130; Là ci darem la mano, variirt von F. Chopin, Op. 2; Duo für Pianoforte und Violine von Herz und Beriot und Bravourvariationen von Herz, Op. 20. Die noch so junge Künstlerin erntete schon in dem ersten Stücke den rauschendsten Beifall, der in den folgenden bis zum Enthusiasmus stieg. Und wirklich ist die große Fertigkeit, Sicherheit und Kraft, mit der sie auch die schwierigsten Sätze leicht und spielend vorträgt, weit mehr aber noch das Geist- und Gefühlvolle ihres Vortrags, der kaum etwas zu wünschen übrig läßt, höchst bewunderungswürdig. Dem. Wiek spielte vorher mit großem Beifalle bei Hofe und vor und nach dem Concerte in mehreren Privatzirkeln, in denen sie, wenn sie nicht eben vor dem Flügel saß, ganz liebenswürdiges Kind war. Ihr Vater, der ihr

Digitized by Google

einziger Lehrer im Spiel ist, gedenkt mit ihr eine größere Reise zu machen zu weiterer künstlerischer und allgemeiner Ausbildung."

Zu den „Privatzirkeln," von denen der Berichterstatter hier spricht, hat auch Goethes Haus gehört. Am 5. Oktober 1831 schreibt Goethe an Zelter: „Gestern erschien bei mir ein merkwürdiges Phänomen. Ein Vater brachte seine flügelspielende Tochter zu mir, welche, nach Paris gehend, neuere Pariser Compositionen vortrug; auch mir war die Art neu, sie verlangt eine große Fertigkeit des Vortrags, ist aber immer heiter; man folgt gern und läßt sichs gefallen." Obwohl in dem „Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter" nirgends — weder in einer Anmerkung, noch im Register — der Name dieser „flügelspielenden Tochter" genannt wird, kann doch nicht der geringste Zweifel darüber sein, daß es Clara Wieck war.*)

Merkwürdig ist, daß sie selbst später niemals dieses Besuches bei Goethe gedacht zu haben scheint. Soviel ich weiß, findet sich in der ganzen reichen Litteratur über Robert und Clara Schumann nirgends eine Spur davon. Für Goethe war der Besuch eins seiner letzten musikalischen Erlebnisse, vielleicht das letzte überhaupt — im April 1830 hatte ihn noch die Schröder-Devrient, ebenfalls auf der Reise nach Paris, besucht und ihm Schuberts Erlkönig vorgesungen. Sieben Blätter weiter nach jener Korrespondenz aus Weimar (März. Nr. 13) meldet die „Musikalische Zeitung" seinen Tod. G. W.

# Litteratur

Volkstümliche Kunst. Wir weisen gern auf Bücher hin, die unsre Heimatskunst sachlich genau und dabei in der Form so darstellen, daß sie der Leser als eine Äußerung des Volksgeistes empfindet, auf die er ebenso zu achten hat, wie auf Worte der Dichtkunst oder des Schrifttums. Die Franzosen sind uns in dieser Art von Büchern über Kunst weit voraus. Sie behandeln Gotik, Renaissance, Rokoko in ihren einzelnen Abschnitten in besondern Büchern für die verschiedensten Leserkreise und immer im Hinblick und mit dem deutlichen Hinweis darauf, daß es *ihre* Geschichte ist, die sie schreiben. Hoffentlich kommen wir allmählich nach. *Deutsche Eigenart in der bildenden Kunst* von *Gustav Ebe*, mit 100 Abbildungen (Leipzig, Weber) ist ein derartig erwünschtes Buch. Es behandelt den romanischen Stil und seine Vorstufen, auch die Kleinkunst, und was neben der strengern Erscheinung des Stils hergeht, z. B. das Bauernhaus der einzelnen Stämme, in einfacher und sehr klarer Sprache.

Der Verfasser ist Architekt, beschreibt sachgemäß, läßt aber dabei durchaus auch die geschichtlichen Verhältnisse zu ihrem Recht kommen. Das kleine handliche Buch hat in seiner ganzen Art etwas sehr anziehendes.

Sehr wertvoll ist ebenfalls ein auf unendlich mühsamen Studien beruhendes

*) Vermutet worden ist dies schon von andrer Seite, in dem vortrefflichen Aufsatz von Ernst Riemeyer: Über Goethes Stellung zur Tonkunst (Programm des Königl. Gymnasiums zu Chemnitz. 1881), dem Besten, was über Goethes Verhältnis zur Musik bisher geschrieben worden ist — leider, wie so manche gute Programmarbeit, so gut wie unbekannt.

Digitized by Google

Werk von F. W. Schubart, Hofprediger in Ballenstedt: Die Glocken im Herzogtum Anhalt, mit über 300 Abbildungen (Dessau, Baumann), das dem regierenden Herzog als Festgabe zu seinem Jubiläum dargebracht worden ist. Der Gegenstand hat vielfaches Interesse: Alter, Geschichte, Bilder und namentlich Inschriften der einzelnen Glocken ergeben bei einer Gesamtzahl von 594 schon recht brauchbare geschichtliche Folgerungen über den Einfluß der Reformation auf das Glockenwesen (das Verschwinden der Heiligennamen), den Glockenraub während des dreißigjährigen Krieges, die überhandnehmende Sitte des Umschmelzens, gegen die der Verfasser mit Recht vieles einwendet, über Läuteordnungen usw. Gebildeten Geistlichen und allen, die Sinn für die ernsten Seiten des Volkslebens haben, wird das Buch viel Freude machen. Wir glauben, daß es noch kein zweites in seiner Art giebt. Es kann solchen Arbeiten zum Muster dienen, denn es erfüllt alle Aufgaben, die mit der Behandlung des Gegenstands verbunden sind, ganz vortrefflich.

Pädagogik. Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin? von Adolf Matthias, Gymnasialdirektor in Düsseldorf (München, C. H. Beck) ist ein hübsch und interessant geschriebnes Buch über Erziehung in sehr konkreter Art der Darstellung. Wir finden alles gut und richtig, nichts übertrieben und pedantisch, wie es leicht kommt, wenn Schulmänner über häusliche Erziehung schreiben. Weil wir mit allem gleich einverstanden sind, so würden wir, ohne etwas hervorzuheben, das Buch einfach mit unsern besten Wünschen empfehlen, wenn nicht die Leser solcher Anzeigen auf einzelnes aufmerksam gemacht zu werden liebten. So wollen wir zweierlei hervorheben. Besonders gefallen hat uns die wiederholte Anwendung des Satzes, daß man Kindern möglichst wenig verbieten solle. Darin liegt viel Weisheit. Wir haben einen hervorragenden Gelehrten gekannt, der kürzlich gestorben ist: der verbot seinen Kindern nur das Schlechte. Solcher Richtschnur kann nicht jeder folgen, wohl aber kann er daran den Unwert des ewigen Nörgelns erkennen, das auf Kinder ebenso schlecht wirkt, wie es Erwachsenen unausstehlich ist. Der Verfasser behandelt ferner öfter das Gegenteil von dieser Methode, die Affenliebe, das Spielen mit den Fehlern der Kinder, und belegt seine Urteile mit Beispielen der Verkehrtheit aus guten und reichen Häusern, wo man die Kinder den Bonnen und Hauslehrern überlasse und die Eltern ihrem Vergnügen nachgingen. Wir fürchten, das ist konventionell und nicht aus dem wirklichen Leben, gleich den Beispielen etwa, die der Herr Direktor vielleicht zu seinen grammatischen Regeln zu geben gewohnt ist. Nach unsern Erfahrungen herrscht in den sogenannten bessern und besten Kreisen viel Einsicht und viel guter Wille, sobald die Erziehung der Kinder ernstlich in Frage kommt, während sich andrerseits in den niedern Ständen die Eltern in unglaublicher Weise von den Unarten und Begierden ihrer kleinen und großen Kinder (Näscherei, Putz, Vergnügungssucht) regieren und oft geradezu knechten lassen. Die Kinder der sogenannten Armen in den großen Städten haben es in dieser Hinsicht vielfach leichter und besser als die Kinder der Eltern, auf die der Verfasser mit seinem Buche einwirken möchte.

Als fünften Teil von Raumers Geschichte der Pädagogik hat ein andrer Gymnasialdirektor, G. Lothholz, eine „Pädagogik der Neuzeit in Lebensbildern“ (Gütersloh, Bertelsmann) herausgegeben. Die Anknüpfung an Raumer ist willkürlich, und die Zusammenstellung der Lebensbilder wohl auch: unsre Klassiker von Goethe und Schiller an, dazu philologische Universitätsprofessoren (worunter wieder bedeutende fehlen, wie C. F. Hermann, Droysen, Theodor Mommsen), Schulräte und Gymnasialdirektoren. Viele davon galten im Leben viel, aber nachher nimmt

Digitized by Google

die Muse der Geschichte, die ja auch diese kleinen Details an ihren Grenzen mit zu versehen hat, einen gründlichen Platzwechsel vor, und wir sind gewohnt, daß uns die Geschichtschreiber diese auf eine gewisse Zeit hinaus für endgiltig angesehene Auffassung wiedergeben. Der Verfasser giebt uns viel interessantes, weil fast alle die Männer, von denen er handelt, einen reichen Lebensinhalt gehabt haben. Bei den einzelnen entsprechen aber der Platz und der Raum, den sie einnehmen, nicht immer ihrer Bedeutung, und auch in der Beurteilung der bleibenden Verdienste dürfte der Verfasser manchem Widerspruch begegnen. Das Zufällige seiner Neigung und seiner Kenntnis macht sich zu sehr bemerklich, und durch ganz überflüssige Litteraturverzeichnisse anstatt der Charakterisirung von Hauptschriften wird viel Platz weggenommen. Wir wollen aber für das Gebotne dankbar sein und neben dem zusammengebrachten Stoff eine gesunde Grundanschauung hervorheben, wodurch das Buch sich vielen Lesern nützlich erweisen wird.

Von Max Nordaus Entartung ist 1896 die dritte Auflage erschienen (Berlin, C. Duncker, zwei Bände) — das fünfte und sechste Tausend. Wenn sie verkauft wäre, und jedes Exemplar nur von wenigen Lesern gelesen würde, so hätten bald mindestens hunderttausend Menschen Gelegenheit gehabt, sich über sehr viel Thorheit in Litteratur und Kunst zu einem richtigen Urteil anleiten zu lassen, und das wäre für ihre Wirkung auf die übrigen nicht gering anzuschlagen. Nordau behandelt bekanntlich die französischen Dekadenten und ihre deutschen Nachäffer, ferner Ibsen, Tolstoi, Björnson, Nietzsche, Richard Wagner und viele geringere Verführer der Menschheit von dem Gesichtspunkt des Irrenarztes, und wenn er auch wegen der technisch zugespitzten Form seiner Urteile von vielen ohne weiteres der Übertreibung geziehen und von manchen vielleicht auch deswegen ignorirt worden ist: mit den Grundzügen seiner Kritik hat er Recht behalten. Er hat zum erstenmale diese ganze Litteratur oder auch Kunst in ihrem zeitgeschichtlichen Zusammenhange dargestellt, und zwar so, daß sein Buch nicht wieder vergessen werden kann. Und was die Entartung seiner Verrückten anlangt, so treffen die Kennzeichen, die er zuerst aufgestellt hat, ohne Frage das Wesen der Sache: unvollkommne Beobachtung des Thatsächlichen und im Ausdruck ein Sichgehenlassen in ungeordneten Ideenverbindungen, also Mangel an scharfem Denken, sind die Haupteigenschaften aller dieser Schriftsteller und Künstler. Daß ferner manche von ihnen im Irrenhause geendet haben, ist ebenso unbestreitbar, wie daß andre ebenfalls hineingehörten, wenn jedem sein richtiger Platz angewiesen werden könnte. Die neue Auflage enthält zahlreiche Zusätze. Wir hoffen, daß es noch nicht die letzte sein werde, damit es noch öfter denen, die es angeht, zu Gemüte geführt werde, daß sie sich eigentlich an Fäulnisprodukten erlustigen. Denn so ist es ja doch in der That. Was Sinn und Wert hat in dieser ganzen Dekadentenlitteratur, das geht auf unsre deutschen Romantiker zurück; man könnte es also, wenn daran gelegen wäre, näher haben. Aber wer liest die heute noch? Nun aber bekommt man es verändert und bis zur Unkenntlichkeit entstellt zurück aus Frankreich und Skandinavien: Sumpf und Schmutz und möglichst angefressene Lebensverhältnisse, und dazu einen mit mehr oder weniger Erfolg eigens dem angepaßten Ausdruck in Prosa und Versen. So wird es genießbar für unsre deutschen Feinschmecker, und sie verfallen wieder einmal in ihre alte, historische Erbsünde und lesen das Zeug, übersetzen es und preisen es in abhandelnden Aufsätzen als der Weisheit letzten Schluß, ohne dabei zu merken, daß sie bei den Ausländern, denen sie die Stiefel putzen, doch als rechte Tölpel gelten müssen. Nordau ist jedenfalls der gründlichste Kenner dieser Zeiterscheinung

Digitized by Google

und der ganzen mit ihr zusammenhängenden Litteratur. Er geht ihr sehr ernst und gewissenhaft zu Leibe, aber so, daß er uns zugleich durch seine Unterhaltung festhält. Wer sich entschließt, das Buch anzufangen, wird es ganz gewiß zu Ende lesen. Diese Vorzüge sind längst bekannt. Der wichtige Gegenstand ist Anlaß genug, sie noch einmal hervorzuheben.

Dantes Spuren in Italien. Wanderungen und Untersuchungen von Alfred Bassermann. Heidelberg, Winter

Eine wahrhaft prachtvolle Publikation, auf die der deutsche Buchhandel stolz sein darf. Der Verfasser schildert seine Wanderungen in einer lebendigen Sprache und macht uns jedesmal aufmerksam auf die Eindrücke, die sein Dichter an dem betreffenden Orte empfangen und in seiner bekannten charakteristischen Weise ausgesprochen hat. Denn Dante ist ein großer Schilderer in Worten. Der Verfasser bedient sich für die Hölle seiner eignen, sehr geschmackvollen Übersetzung in gereimten Terzinen. Wir folgen seinen Ausführungen gern. In einem besondern Kapitel behandelt er, wie weit die bildende Kunst Dantischen Anregungen gefolgt sei. Wie man weiß, ist das von seiten der hohen Kunst selten geschehen (was die alten italienischen Maler ähnliches haben, liegt in der Zeit und ist nicht geradezu an Dante gebunden), desto reicher sind die Handschriften Dantes an Illustrationen, und hier giebt der Verfasser sehr viel interessantes in höchst splendider Ausstattung. Er ist diesen Dingen mit Liebe nachgegangen, ist der Überzeugung, daß im Dante noch viel ungehobnes Material für die Kunst liege, und denkt sich als Zukunftsbild eine umfassende Illustration, die den Dichter erst wahrhaft populär machen werde. Wir meinen, das könne leichter und müsse zunächst durch das Wort geschehen. Der Verfasser hat ja durch seine Übersetzung dazu den Anfang gemacht. Wenn er sie zu Ende führte und mit einer geschmackvollen Biographie versähe (die von Wegele ist für die meisten zu lang), so wäre ja das schon ein guter Schritt vorwärts. Ein gewisses allgemeines (weniger höflich ausgedrückt, oberflächliches) Interesse an dem Italienischen ist in Deutschland seit zwanzig Jahren ohne Frage im Wachsen, und es würde wahrscheinlich noch besser damit stehen, wenn nicht die Zustände des italienischen Buchhandels so jämmerlich wären. Wir meinen die Vertretung der großen Verlegerfirmen in Deutschland. Nirgends ist ein ausreichendes Lager (vielleicht in Berlin?), und wer neue italienische Bücher haben will, muß schon einen Teil fest nehmen, wie die Katze im Sack, damit der Sortimenter einem aus Gefälligkeit den andern Teil zur Ansicht mitkommen läßt. So sind wir von italienischen Büchern abgesperrt, während wir englische und französische nach Gefallen finden. Man begreift nicht, warum die großen italienischen Firmen, die Barbèra, Le Monnier, Sansoni usw. so gegen ihr eignes Interesse handeln. Wenn sie von jedem ihrer Verlagswerke fünfzig Exemplare auf Lager in deutschen Städten verteilten, so hätten wir ihre Bücher, und sie wahrscheinlich bald unser Geld. Und so lesebedürftig ist doch wahrlich der Italiano von heute nicht, wenigstens nicht in Bezug auf seine eigne, bessere Litteratur, daß die fünfzig Exemplare den Herren drüben fehlen müßten. Vielleicht bekommen sie dieses schöne deutsche Dantewerk zu Gesicht und denken dabei: wer das liest, der würde auch zuweilen ganz gern ein paar italienische Bücher kaufen, wenn — er nur könnte.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# Kaiſer Wilhelm der Siegreiche

### Zur hundertjährigen Feier ſeines Geburtstages

Vor kurzer Zeit hat Fürſt Bismarck einmal über ſeinen „alten kaiſerlichen Herrn,“ den er wohl beſſer kannte, als irgend einer der Lebenden, geäußert: „Der Große, das trifft vielleicht nicht ganz zu, aber ein Ritter war er, ein Held!“ Ja das war er, und ein ſiegreicher Held dazu. Drei Kriege hat er als Monarch geführt, alle drei hat er mit durchſchlagendem Erfolge beendet, und aus allen dreien hat er glänzende Eroberungen davongetragen, die ſeinem Staate den unentbehrlichen Zuſammenhang ſeines Gebiets geſichert, dem ganzen Deutſchland verlorne Grenzlande wiedergebracht haben. So erſcheint er als der Fortſetzer und Vollender des mühevollen Werks der Wiederherſtellung deutſcher Macht und Größe, das 1656 vor Warſchau begann und 1871 vor Paris endete, und fürwahr, wenn man die wunderbare Stufenfolge überſchaut: der große Kurfürſt, der große König, Kaiſer Wilhelm, dann iſt es begreiflich, wenn man gern fortfahren möchte: der große Kaiſer.

Denn groß in der That iſt das Werk, das ſich an dieſen Namen knüpft, und groß iſt auch ſein perſönlicher Anteil daran. Er hat die größten Schlachten des Jahrhunderts, bei Königgrätz, bei Gravelotte, bei Sedan, perſönlich geleitet und alle drei mit einem entſcheidenden, zweifelloſen Siege beendet, und er hat das bezwungne Paris zu ſeinen Füßen geſehen; niemals iſt er geſchlagen worden. Und das, was ſolche Siege ermöglichte, die Schöpfung des neuen preußiſch-deutſchen Heeres, ſie war, wie er immer betont hat, ſein „eigenſtes Werk“; er hat ſie durchgeſetzt in einem langen parlamentariſchen Kampfe gegen die Vertreter ſeines eignen Volkes, der ſeiner milden, landesväterlichen Empfindung ans Herz griff, und es war ſein letzter großer Sieg, daß der Reichstag im Februar 1888 die geforderte Heeresverſtärkung bewilligte. Siegreich



Digitized by Google

endlich hat er seine, die historische, die verfassungsmäßige Auffassung des Königtums verfochten gegen das im tiefsten Kern undeutsche und verfassungswidrige Bestreben, das auf fremden Vorbildern beruhte, die Krone zu entwürdigen zu einem Dekorationsstück eines parlamentarisch geordneten Staats. Und nur weil er die echte Monarchie als den unerschütterlichen Grund seines Staats behauptete, weil er das Heer geschaffen hatte, das seine siegreichen Schlachten schlug, nur darum ist er geworden, was ihm selbst anfangs sehr fern gelegen hat: der siegreiche Wiederhersteller und der erste Kaiser des deutschen Reichs, der Begründer seiner Weltstellung und einer neuen wirtschaftlich-sozialen Politik, die unmöglich gewesen wäre ohne jene, und die zum erstenmale den ernsten Versuch einer tiefgreifenden Sozialreform machte. Er selbst würde den Gedanken, daß er das alles allein erdacht und geschaffen habe, weit von sich gewiesen haben; niemals hat ein König die Verdienste der großen Männer, die er mit „fast irrtumsloser Menschenkenntnis“ auswählte und dann mit zäher Treue gegen alle Anfeindungen hielt, wärmer, neidloser, bescheidner anerkannt als er, und niemand würde dem Satze: „Ohne König Wilhelm kein Fürst Bismarck, aber auch ohne den Fürsten Bismarck kein Kaiser Wilhelm“ rückhaltloser zugestimmt haben als er; aber sein ist das Verdienst, auch die großen Gedanken, die in ihnen, nicht in ihm entstanden, wenn auch zuweilen widerstrebend, sich angeeignet und seinen treuen Paladinen die Möglichkeit zu ihrer Verwirklichung gegeben zu haben. Siegreich war er auch hier, denn er überwand sich selbst.

Und ein Sieger war er auch über die Herzen. Kein Staatsrechtslehrer, der nicht ernsthaft an der Lebensfähigkeit eines monarchischen deutschen Bundesstaats gezweifelt hätte, eines Bundesstaats, für den schlechterdings kein Beispiel in der Geschichte vorlag, und der in keine staatsrechtliche Definition hineinpaßte, ja der mit den Waffen in der Hand hatte begründet werden müssen. Wie sollten es alle diese alten, mit ihren Ländern seit Jahrhunderten verwachsenen Fürstengeschlechter jemals vergessen, daß sie einen Teil ihrer in langen Kämpfen erworbnen Rechte hatten opfern müssen für das Ganze, und daß einer aus ihrer Mitte hoch über sie alle emporgestiegen war, dem die meisten von ihnen mit den Waffen gegenübergestanden hatten? Und doch ist es geschehen, und doch fügten sie sich alle diesem ehrwürdigen Haupte, und als nach dem Tode der beiden ersten Hohenzollernkaiser der dritte den Thron bestiegen hatte, da scharte sich, als er seinen ersten Reichstag feierlich eröffnete, „Deutschlands einträchtiger Fürstenrat“ um die Person des jungen Erben, um vor aller Welt zu bezeugen, daß das deutsche Reich, der deutsche Bundesstaat unerschütterlich feststehe. Auch das war ein Sieg des ersten Kaisers. Denn niemals wollte er mehr sein als der erste unter seinesgleichen; alles, was das Selbstgefühl seiner fürstlichen Genossen hätte kränken können, vermied er aufs sorgfältigste, niemals ging er auch nur eine Linie über die verfassungsmäßige Grenze seiner

Digitized by Google

kaiserlichen Rechte hinaus, und so erwarb er ein Vertrauen, das auf deutscher Treue fester beruhte, als auf irgend welchen Paragraphen des Staatsrechts. Und wie wuchs er dem ganzen deutschen Volke ans Herz! Er hatte es mit tiefem Kummer empfunden, daß er daheim jahrelang nichts weniger als populär war, und es war in dieser Beziehung sein erster glücklicher Tag, als er am 4. August 1866 von den böhmischen Schlachtfeldern nach seiner Hauptstadt zurückfuhr, allerorten umbraust von stürmischem Jubel; mit dem Siege im Felde hatte er auch die Herzen seines Volkes besiegt. Doch seine größte Zeit kam erst seit 1870. Welch ein Eindruck, als er damals am 14. Juli von Ems nach Berlin zurückkehrte und überall begrüßt wurde als der Vorkämpfer und Held der Nation, als am 19. Juli der stürmische Beifall des Reichstags seine Rede, die den Krieg gegen Frankreich verkündete, elfmal unterbrach, als er am 31. Juli nach dem Kriegsschauplatze abging, um den Oberbefehl über das ganze deutsche Heer zu übernehmen, das zum erstenmale geeint vor dem Feinde stand, als er endlich am 16. Juni 1871 in der nunmehrigen Reichshauptstadt einzog, seinen siegreichen Truppen voran, auf stolzem Rappen, Lorbeerkränze um Helm und Degengefäß und Arm, und von dem brausenden Jubel der Hunderttausende begrüßt, die alle Straßen und Fenster und Dächer erfüllten! Und wo er seitdem hinkam in Nord und Süd, wenn er etwa als oberster Kriegsherr einen Teil des deutschen Heeres musterte, da klangen feierlich die Glocken von den Türmen beim Einzug, da wogte ein Fahnenwald in den Straßen, da drängten sich freudig erregt die Tausende, um den greisen Helden zu sehen, der siegreich selbst dem Alter trotzte, und sie waren glücklich, wenn sie einen Blick seiner schönen blauen Augen erhaschen konnten.

Ja, er war ein Sieger überall, und er war es doch vor allem durch seine Persönlichkeit. Denn das Volk will seine Ideale verkörpert schauen, und Kaiser Wilhelm hat es verkörpert. Mit frohem, langentbehrtem Stolze sagte sich die Nation: ohne jeden Widerspruch der erste Mann des europäischen Fürstenstandes, der ehrwürdigste Herrscher der Welt stand an ihrer Spitze. Immer blieb er der König, im großen wie im kleinen. So fest das Vertrauen war, das er seinen auserwählten Räten schenkte, so einzig das Verhältnis, das ihn mit seinem großen Kanzler verband, eigentlich vertraulich war es doch niemals. Ein gütiger Hausherr und ein vollendeter Kavalier, zog der greise Kaiser durch eine förmliche Höflichkeit, die streng darauf hielt, jedem die gebührende Ehre zu geben und sie selbst zu empfangen, eine unsichtbare, aber unüberschreitbare Schranke um sich. So frei er seine Minister in ihrem Amtsbereich gewähren ließ, in seiner Hand liefen doch alle Fäden zusammen, und die letzte Entscheidung gab er doch selbst, immer nach sorgfältigster Prüfung, oft nach demütigem Gebet, denn er war ein herzlich frommer Mensch und von einem unerschütterlichen Gefühl wie für seine monarchische Würde, so für seine monarchische Pflicht durchdrungen. Daher war es ganz unmöglich, ihn zu irgend

Digitized by Google

einem Entſchluſſe anders zu beſtimmen, als durch wohlerwogne ſachliche Gründe, und ſtets, auch von Dingen, die ſeinem im weſentlichen militäriſchen Bildungsgange ganz fern lagen, ſuchte er ſich durch unermüdliche Arbeit eine ſelbſtändige Anſicht zu verſchaffen. Mit merkwürdigem, unfehlbarem Takte ſprach er öffentlich in ſeiner ſchlichten, beſtimmten Weiſe über jede Sache und zu jedem immer das, was gerade geſagt werden mußte. Er verſtand aufs würdigſte und glänzendſte zu repräſentiren, aber für ſich lebte er in ſeinem ſchmuckloſen Palais in ſtreng ſoldatiſcher Einfachheit, ſchlief bis in ſein höchſtes Alter im ſchmalen eiſernen Feldbett und war vom frühen Morgen an in Uniform. Denn immer blieb er doch durch und durch Soldat, und wenn der alte Herr, den Kopf etwas vorgeneigt, aber ſtraff im Sattel bis in ſeine letzten Jahre — er ritt noch mit fünfundachtzig Jahren Galopp — die Reihen ſeiner Regimenter muſterte, dann war es jedem einzelnen Manne, als wenn dies blaue Auge ſich gerade auf ihn richtete und ihm durch und durch ſchaute. Und doch ſtrahlten dieſe Augen wieder von Milde und Güte und guter Laune; niemals hat er jemanden wiſſentlich gekränkt, wohl aber zahlloſe Kränkungen verziehen, und mit ſeinem Humor wußte er eine komiſche Situation aufzufaſſen. So war er der Kaiſer, der dem deutſchen Weſen am meiſten entſprach, kein ſtolzer, herrſchgieriger Deſpot und keine geniale Natur, aber eine durch und durch harmoniſche, herzensgute und die Herzen unwiderſtehlich gewinnende Perſönlichkeit. In ſeiner ehrwürdigen Geſtalt verkörpert ſich uns die ganze große Zeit der Wiedergeburt unſers Volkes. Möge daher das Bild Kaiſer Wilhelms des Siegreichen in ſeinem milden, erwärmenden Glanze unſern Nachkommen leuchten bis in die fernſte Zukunft!

## Die moderne tribunitia potestas

Einige Vorgänge aus der jüngſten Vergangenheit machen es einer politiſchen Zeitſchrift zur Pflicht, klar zu einer der wichtigſten ſtaatlichen Fragen Stellung zu nehmen. Wir können es dabei nur beklagen, daß leidenſchaftslos ſachliche Erörterungen in den wichtigſten politiſchen Zeitfragen ſo außerordentlich ſelten geworden ſind. Eine Einigung über die praktiſch zunächſt zu ergreifenden Maßregeln würde oft leichter ſein, wenn die theoretiſche Erörterung der Endziele beiſeite bliebe und man den Gründen des Gegners gerecht zu werden ſuchte. Wir können es nicht für geſund halten, wenn bei jeder Meinungsverſchiedenheit das Geſchrei: Offiziös! Reptil! oder Umſtürzler! Ordnungsfeind! erſchallt.

Digitized by Google

Zur Stütze unsrer mittleren Stellung bedienen wir uns in diesem Falle absichtlich eines fremden Mundes, der Äußerung eines geistig und sittlich hochstehenden, über jede Verdächtigung erhabnen Mannes, der dem Adel angehörte und das Leben bei Hofe und in der Umgebung des Monarchen genau kannte, der General und königlich preußischer Kriegsminister und nach dem Urteil eines berufnen Geschichtsschreibers auch zu einem Kulturhistoriker ersten Ranges veranlagt war. Hermann von Boyen, auf dessen sechzigjähriges Dienstjubiläum König Friedrich Wilhelm IV. eine Denkmünze schlagen ließ mit der Umschrift: Belli pacisque artibus utilis patriae, schreibt im Jahre 1835 über den uns am Herzen liegenden Punkt:*)

Soll der Fürst in der bisher gewohnten Art fortregieren, sich in alles nach seinem Belieben einmischen, um es nach seiner eignen Ansicht ohne weitere Gründe zu bestimmen? Ich glaube hier nicht bloß im Interesse der Völker, sondern wahrhaftig auch der fürstlichen Geschlechter selbst: Nein! Nein! sagen zu müssen; die Zeit zu einem derartigen Regieren ist vorüber, und selbst Friedrich der Große, dafür bürgt mir seine richtige Urteilskraft, würde, wenn er jetzt noch auf dem Throne säße, dies anerkennen. Es gilt dies nicht bloß für die sogenannten konstitutionellen oder sich dieser Form nähernden Staaten, sondern auch für ganz absolute; der Kaiser Nikolaus würde gewiß nicht übel dabei fahren, wenn er die erwähnte Maxime als Grundlage annähme. Die Gründe dafür sind so einfach, daß sie kaum einer Auseinandersetzung bedürfen. Sobald der Zeitpunkt in der Volksbildung eintritt, daß man die Regierungsangelegenheiten sowohl im allgemeinen als auch besonders in ihren einzelnen Zweigen wissenschaftlich zu konstruiren sucht und nach einer Kette logischer Prinzipien ordnet, kann und muß, so fehlerhaft übrigens die ersten derartigen Versuche auch sein mögen, das Regieren, besonders das Anordnen neuer Verhältnisse gründlich studirt werden. Der höhere Beamte muß oder sollte wenigstens für seinen Zweig die Gesamtsumme der Erfahrungen besitzen, sie nach ihren Ursachen und Wirkungen durchdacht haben. Dies ist schon für einen einzelnen Zweig eine bedeutende geistige Anstrengung, für alle Zweige der Regierung aber vereinigt, was bei dem Selbstregieren in der frühern Form doch durchaus erforderlich wäre, eine herkulische Arbeit. Es mag allerdings einzelne begünstigte Naturen geben, die auch mit dieser umfassenden Aufgabe fertig werden können, aber sie sind so höchst selten, daß es gewissenlos wäre, auf einen einzelnen, nach Jahrhunderten sich wiederholenden Glücksfall eine Regierungsform gründen zu wollen. Überdem, je mehr die Bildung in einem Volke sich verbreitet, desto mehr entwickelt sich auch die individuelle Persönlichkeit eines jeden, in einer solchen Epoche kann von keiner Gewaltregierung mehr die Rede sein, sondern die erwähnten wissenschaftlichen Erfahrungen müssen durch größere Menschenkenntnis ins Leben gebracht werden; die Klugheit ist in einem solchen Verhältnis die Hauptgewalt der Regierung.

Nun aber ist in allen Verhältnissen der fürstliche Stand derjenige, in dem sich die wenigste Menschenkenntnis erwerben läßt. Nur mit einem sehr kleinen Teil der Nation kommen sie in Berührung; dieser gehört entweder von Haus aus nicht immer zu den bessern oder muß sich nach der angenommnen Etikette immer halb verschlossen gegen sie zeigen: unter diesen Umständen lernen die Fürsten oft nur

*) Erinnerungen aus dem Leben des Generalfeldmarschalls H. v. Boyen. Von F. Nippold. Leipzig, Hirzel, 1889.

Digitized by Google

die schlimmen Seiten einer kleinen Anzahl von Menschen kennen, gewöhnen sich, nach diesen ihr ganzes Volk zu beurteilen, von dem sie eben denselben anscheinend blinden Gehorsam als aus dem Kreise ihrer Höflinge erwarten. Ich will zugeben, daß eine bessere Erziehung der Fürsten oder auch nur ein langdauerndes Kriegsleben (diese große anthropologische Schule), wie bei Friedrich, den Fürsten mehr Menschenkenntnis, als sie gewöhnlich besitzen, geben kann, aber die erste ist noch nicht angeordnet, und das letzte hat auch seine Schwierigkeiten, sodaß man wenigstens in den nächsten hundert Jahren befürchten muß, daß den Fürsten die zum Selbstregieren unentbehrliche Menschenkenntnis fehlen wird.

Wenn sich nun auch die fürstlichen Mängel zum Regieren, wenn man der Wahrheit getreu bleiben will, nicht wegleugnen lassen, so bin ich doch sehr weit entfernt, mit einer neueren Modeansicht sie deshalb für entbehrlich zu erklären (Europa würde sehr bald die Nachteile davon empfinden), und ebenso wenig kann ich mich damit einverstanden erklären, sie zu bloßen Automaten herabzuwürdigen. Nein! man soll die Fürsten, die unserm Kulturstande unentbehrlich sind, unter deren Schutz wir diesen eigentlich erworben haben, fortdauernd als die höchste irdische Gewalt ehren, ihr nötiges Ansehen befestigen und nur dahin streben, sie von den Vorurteilen der Vorzeit zu befreien, ihnen das, was sie heutzutage leisten können und müssen, begreiflich zu machen und sie dadurch auf die wie für die Völker, so für die Fürsten selbst zuträgliche Art des Regierens hinzulenken.

Wenn ein großer Gutsbesitzer z. B. auf seinen Gütern eine bedeutende Brennerei hat und von dieser nichts versteht, was muß er als vernünftiger Mann thun? Er muß nicht Kenntnisse heucheln, die er nicht besitzt, sondern sich einen tüchtigen Brenner annehmen und diesem, nach dem mit aller Besonnenheit getroffnen Abkommen, einen möglichst freien und ungestörten Wirkungskreis einräumen; der Gutsherr soll alsdann den Gang der Sache und ihren Erfolg beobachten, nicht jeden Augenblick nach seiner Laune oder nach jedem ihm zukommenden fremden Altenweiberrat dem Brenner in seinen einmal angenommnen Geschäftsgang pfuschen. Dieses vielleicht manchem zu niedrig gewählte Beispiel enthält doch eine sehr praktische Vorschrift für das Benehmen der regierenden Fürsten; sie sollen sich alles Selbstregierens und Selbstmachens enthalten, aber dafür sollen sie mit redlichem Willen und Berücksichtigung der öffentlichen Meinung immer dahin streben, die tüchtigsten Männer im Volke zu ihren Ministern zu machen, diese nach den bestehenden Gesetzen ungestört verwalten lassen, aber die Erfolge ihrer Verwaltung immer unausgesetzt beobachten, über jede anscheinende Stockung Aufklärung erfordern, und wo die Verwaltung fortdauernd lahm geht, einen andern Mann an ihre Spitze bringen. Die Fürsten sollen die Wirkung der bestehenden Gesetze und den Gang der öffentlichen Meinung sorgfältig beobachten; wo ihnen neue Verordnungen notwendig scheinen, diese nicht selbst machen oder durch die Kabinettsräte hinter der Gardine anfertigen lassen, sondern sie den Ministern abfordern usw. Könige müssen nur über die Hauptprinzipien mit ihren Ministern diskutiren. Endlich sollen die Fürsten sich als die fortdauernden Vermittler zwischen dem Volk und den Beamten, als die gebornen Repräsentanten der ärmern Stände gegen die reichen ansehen und sich deshalb von aller Verwaltung neutral erhalten. Eben jene unrichtige Stellung der Fürsten entsteht auch, wenn sie sich mit einem Departement aus Liebhaberei ausschließlich abgeben und sich um die andern nicht bekümmern. Dies ist meiner Erfahrung nach der einzige sichere Standpunkt, den man der fürstlichen Würde heutzutage geben kann; er ist ebenso für das Volk als für das Fürstengeschlecht wohlthätig und paßt, wie ich es vorhin schon erwähnte, ebenso gut für absolute als konstitutionelle Staaten: denn auf ihm kann selbst auch eine beschränkte fürstliche

Digitized by Google

Natur nützlich und nicht hemmend in den Gang der Regierungsmaschine eingreifen, während das größte Genie, das von Zeit zu Zeit einmal auf den Thron kommt, doch auch in den vorgezeichneten Formen einen Wirkungskreis offen findet, in dem es sich segensreich einen ehrenvollen Standpunkt in der Geschichte seines Volks erwerben kann. Die Fürsten sollen anregen und bewachen, nicht selbst machen!

Ist auch manches in diesen Ausführungen von der Zeit überholt, so bleibt doch das meiste als allgemeingiltig bestehen. Wir sind gut kaiserlich allerwegen, aber darum wollen wir den Kaiser nicht an der Spitze einer Partei sehen, selbst nicht an der Spitze der sogenannten Ordnungsparteien, denn diese Parteien vertreten nur zu oft eine Ordnung, die sich überlebt hat, und verhindern eine notwendige Reform der Ordnung, wenn sie ihren Privatvorteilen nicht entspricht.

Fürst Bismarck hat im Jahre 1878 bald nach den Attentaten zu General Grant über die Persönlichkeit Kaiser Wilhelms I. geäußert:

Er unterscheidet sich ganz und gar von den Männern, welche in so hoher Lebensstellung geboren wurden, oder zum mindesten von vielen unter ihnen. Sie wissen, daß die Personen von seinem Range, Fürsten von Geburt, geneigt sind, sich für ganz verschieden von allen andern Menschen zu halten. Sie legen den Gefühlen und Wünschen andrer wenig Bedeutung bei. Ihre ganze Erziehung scheint darauf gerichtet zu sein, in ihnen die menschliche Seite zu ersticken. Der Kaiser ist im Gegenteil Mensch in allen Dingen. Er hat nie in seinem Leben irgend jemand Unrecht gethan, niemandes Gefühl verletzt, nie Härte empfinden lassen. Er ist einer jener Menschen, deren gütiges Naturell die Herzen gewinnt, immer beschäftigt und besorgt um das Glück und das Wohlsein seiner Unterthanen und seiner Umgebung.

In gewissen Beziehungen hat der Kaiser Ähnlichkeit mit seinem Vorfahren Friedrich Wilhelm, dem Vater Friedrichs des Großen. Die Übereinstimmung zwischen ihnen ist die folgende: der alte König hatte dieselbe Schlichtheit des Charakters, lebte einfach und zurückgezogen, führte ein wahres Familienleben; er besaß alle republikanischen Tugenden. So ist auch unser Kaiser; er ist in allen Dingen so republikanisch, daß selbst der eingefleischteste Republikaner ihn bewundern muß, wenn sein Urteil unparteiisch wäre.

Auch über Friedrich Wilhelm III. haben wir ein gleiches Urteil. Sièyes, Gesandter der französischen Republik in Berlin im Jahre 1798, berichtet seiner Regierung: „Am hiesigen Hofe ist der König der erste Republikaner."

Die preußischen Könige haben zuerst dem Volke wieder die schweren staatlichen Pflichten auferlegt, ohne die der Staat nicht leben kann, sie haben die nationale Ehre und Selbständigkeit nach außen zur Geltung gebracht, aber sie sind sich auch der andern unzertrennlich damit verknüpften Seite der tribunitia potestas bewußt geblieben: der Schirmherr der untern Klassen gegen den Egoismus der obern zu sein.

Mögen auch die deutschen Kaiser in gleicher Weise nach beiden Richtungen ihres hohen Amtes walten! Die Reiche werden nur durch die Kräfte und Mittel erhalten, die sie begründet und groß gemacht haben.

Digitized by Google

# Karl V. und die Fugger

Ich muß gestehen, daß ich das bekannte Bild C. Beckers, das darstellt, wie Anton Fugger, um Karl V. zu ehren, als er ihn bei sich zu Gaste hatte, vor seinen Augen einige Wechsel verbrennt, nie ohne ein Gefühl von Mißbehagen habe ansehen können, über das auch die meisterhafte Darstellung der Kostüme nicht hinweghalf. Fugger steht da mit der Handbewegung eines Mannes, dem auch die schwierigsten Dinge eine Kleinigkeit sind, und Karl weiß offenbar nicht, was er dazu sagen soll. Man empfindet es doch als eine arge Taktlosigkeit, einen hohen Gast dadurch ehren zu wollen, daß man ihn seine Abhängigkeit fühlen läßt. Ich wäre in der Lage Karls mehr für das Verfahren eines Engländers, der, als er ein Haar in der Suppe gefunden hatte, befahl: Bringen Sie mir ein andermal die Haare apart und die Suppe apart. Es wird eingewendet werden, daß damals die Verkehrsformen anders gewesen seien. Ja vielleicht die Formen, aber sicher nicht die Empfindung; die bleibt zu allen Zeiten gleich.

Aber ist denn die Geschichte überhaupt wahr? Die Anekdote taucht erst im siebzehnten Jahrhundert auf und wird zuerst in einer Zeitschrift, betitelt Journal des Sçavans 1685 erzählt, also in einer Zeit, wo man von den großen Reichtümern des sechzehnten Jahrhunderts nur sagenhafte Kunde hatte. Auffallend ist, daß in den Fuggerschen Familienpapieren nirgends von der gewiß erzählenswerten Geschichte die Rede ist, noch auffallender, daß die Geschichte auch von mehreren andern reichen Kaufleuten derselben Zeit, so von Adamo Centurione in Genua und von dem Antwerpner Kaufmann Jan Daem oder einem in Antwerpen wohnenden italienischen Kaufmann Juliano Dozzi erzählt wird. Wir müssen also annehmen, daß die Sache überhaupt nicht oder doch nicht in der geschilderten Weise geschehen ist. Vielleicht hat folgende Stelle aus einer Denkschrift vom Jahre 1546 den Anlaß zu der Sage gegeben. Dort wird geschrieben: Als Kaiser Karl (nach der Einnahme von Ingolstadt 1546) wieder zurückgekommen und von Herrn Anton abermals Geld begehrt, hat Herr Anton geantwortet, daß er in den Niederlanden wohl Mittel hätte, mit denen er Ihrer Majestät dienen wollte und könnte, was sehr angenehm gewesen ist, allein in Deutschland habe er keine andern Mittel als etliche Wechselbriefe, die er zerrissen und verbrannt, damit Ihre Majestät sehe, daß er ihr begehre mit seiner

Digitized by Google

ganzen Substanz zu dienen. Das ist etwas ganz andres, als was die Anekdote erzählt. Es ist nicht ein Stück Romanze, sondern eine verbindliche Ablehnung weiterer gefährlicher Geschäfte mit dem Kaiser. Um diese Pille zu versüßen, streicht Fugger einige ältere, wahrscheinlich uneinbringliche Forderungen. Das heißt wie ein Kaufmann gedacht und gehandelt. Mag aber die Geschichte aus diesem Anlaß oder aus der gebräuchlichen Redensart: Wechsel verbrennen entstanden oder frei erfunden sein, jedenfalls stellt sie eine finanzpolitische Lage in anschaulicher, auf den Raum eines Bildes zusammengedrängter Form dar.

Diese finanzpolitische Lage der Zeit Karls V. ist von großem Interesse, nicht bloß in Bezug auf die Kenntnis der Vergangenheit, sondern auch als Lehre für die Gegenwart. Wir verdanken hierüber dem Verfasser des Zeitalters der Fugger, Dr. Richard Ehrenberg, ein ausgezeichnetes Werk. Über seinen zweiten Teil ist schon neulich berichtet worden. Hier folgen wir den Ausführungen des ersten Teils und zeigen mit einigen Strichen die Bedeutung der großen Finanzleute des sechzehnten Jahrhunderts für die Geschichte ihrer Zeit. Wir beschränken uns dabei auf die beiden hervorragendsten Erscheinungen jener Zeit, auf Karl V. und Fugger.

Die längst begonnene Umwandlung der frühmittelalterlichen Naturalwirtschaft zur Geld- und Kreditwirtschaft nahm im Zeitalter der Renaissance einen sehr schnellen Verlauf. Das Geld wurde der nervus rerum, ganz besonders im Kriegswesen. Aus dieser Zeit stammt das geflügelte Wort, daß zum Kriege Geld, Geld und nochmals Geld nötig sei, freilich auch das Wort Macchiavells, daß die Menschenkraft beim Kriege die Hauptsache sei. Der Waffendienst, einst die Sache lehnspflichtiger Leute, war zum Handwerk und schließlich zur Großindustrie geworden. Die Kriegführenden legten ihren Auftrag in die Hände von Privatunternehmern, Condottieri; diese nahmen den Fürsten vorher die Ausbildung und Leitung der Heere ab, aber nicht die Unterhaltung. Die Unterhaltung der Heere kostete aber erstaunlich viel Geld. Im Jahre 1532 berechnete Scheurl die Kosten eines Heeres von durchschnittlicher Größe mit Sold, aber ohne Proviant auf 500000 Mark. Der Aufwand der spanischen Krone für die Bekämpfung des niederländischen Aufstands betrug durchschnittlich zwei bis drei Millionen Goldkronen im Jahre. Welche Kriegskosten jener Zeit überhaupt entstanden, ist daraus zu sehen, daß nur ein Viertel des ganzen sechzehnten Jahrhunderts ohne große Kriegsunternehmungen war. Die Einnahmen der Fürsten waren aber zum großen Teile Naturaleinkünfte; wenn Gelder einkamen, so waren sie doch nicht zur rechten Zeit am rechten Orte vorhanden. Überdies waren die Einkünfte dem Bedarf gegenüber unzureichend. Um Geld zu schaffen, veräußerte man Krongut, ein verzweifeltes Mittel, oder man borgte, wobei Einnahmequellen verpfändet wurden. Denn eine andre Sicherheit, daß der Fürst seinen Verpflichtungen nachkommen werde, gab es eigentlich nicht — gerade so, wie heute im Orient. War doch das Geldgeschäft noch immer mit



Digitized by Google

dem Makel des Wuchers behaftet, und war es doch eine juristisch zweifelhafte Sache, ob der Erbe verpflichtet sei, die Schulden seines Vorfahren zu zahlen.

Aus alledem ergab sich eine Reihe schwerer Übelstände, eine übermäßige Verschuldung der Fürsten, infolge dessen Verpfändung der Einkünfte, heillose Unordnung der Finanzen, Korruption des ganzen öffentlichen Lebens, Aussaugung des Volks und Abhängigkeit der Fürsten, sowie der gesamten Politik von den Geldleuten.

Jedermann weiß, daß die Fugger auf die Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts einen großen Einfluß geübt haben; wie groß dieser Einfluß in Wirklichkeit gewesen ist, und daß jede große politische Frage im Grunde eine Geldfrage war, das wird erst durch das Ehrenbergsche Buch zur vollen Klarheit gebracht.

Die Fugger waren ursprünglich Weber, sie wandten sich jedoch später dem Handel zu und gewannen damit das Kapital, mit dem sie das Geldgeschäft eröffneten. Das Besondre ihres Verfahrens war, daß sie ihre Geschäfte in großem Stile mit Fürsten und Ländern machten. Der das Kaufhaus zum Weltgeschäft machte, war Jakob Fugger, ein Mann „hohen Verstandes," der einen weiten, klaren Blick und eine außerordentliche Fähigkeit im Disponiren hatte. Die ersten Geschäfte neuen Stils machte er in Verbindung mit Antonio de Cavallis, indem er dem Erzherzog Siegmund von Tirol unter Bürgschaft der vornehmsten Gewerke der Schwazer Silbergruben 23000 Gulden vorstreckte. Die Schuld wuchs bald auf 150000 Gulden, wofür den Gläubigern bis zur Rückzahlung die ganze Ausbeute der Schwazer Silberbergwerke überwiesen wurde. Später machten sie Geschäfte mit Kaiser Maximilian, der ein schlechter Wirtschafter war und immer in solchen Geldnöten steckte, daß es ihm bisweilen an dem nötigsten Unterhalt fehlte. Dem Brandenburger Albrecht verhalf Fugger zum Erzbistum Mainz, indem er ihm 21000 Dukaten zum Kaufe des Palliums vorstreckte. Hierfür verpfändete dieser seine Einnahme, die er aus dem Generalkommissariat des päpstlichen Jubelablasses erwartete. Mit dem Ablaßprediger Tetzel reiste stets ein Vertreter des Fugger, der einen der beiden Schlüssel zum Ablaßkasten in den Händen hatte. War der Kasten voll, so wurde gezählt. Die eine Hälfte kam nach Rom, die andre erhielten die Fugger zur Tilgung der Schuld. Das war weder etwas neues noch auch vom geschäftlichen Standpunkte aus etwas verwerfliches. Neu war nur das unerwartete Ereignis, daß sich die Deutschen den Mißbrauch ihrer Gewissensnöte nicht länger gefallen lassen wollten.

Ebenso verhalf Fugger Karl V. zur Kaiserkrone. 1517 versah Karl seinen Gesandten Courteville mit 94000 Gulden in Wechseln auf die Fugger zur Bestechung der Kurfürsten. Kaiser Maximilian kannte seine Kurfürsten besser und schrieb an Karl, die Gelder müßten sofort bar ausgezahlt werden, auch

Digitized by Google

seien nicht 94000 Gulden, sondern 450000 Gulden nötig. Es wurden aber schließlich mehr als 850000 Gulden, wovon die Fugger 543000 hergaben, die Welser 143000, die Genueser und Florentiner 165000. Es giebt eine fein säuberlich aufgestellte Rechnung darüber: „Was Kaiser Karolus V. die Römische Königswahl kostete," worin in kaufmännischer Weise vorgetragen wird, womit die Kurfürsten, ihre Räte und Diener bedacht worden sind, was vielen andern Grafen, Freiherrn und Rittern, dem Schwäbischen Bunde und den spanischen Kommissaren gezahlt wurde. Die entscheidende Stellung, die die Fugger einnahmen, liegt nicht allein in der Höhe der Summe, die sie zeichneten, sondern auch in ihrer politischen und geschäftlichen Zuverlässigkeit. Die Kurfürsten erklärten wiederholt, daß sie nur für Barzahlung oder für Wechsel auf das Haus Fugger zu haben seien. Und Franz I. von Frankreich, der Konkurrent Karls, versuchte es alles Ernstes, Fugger und andre deutsche Geldmänner zu sich herüberzuziehen. Während er sich bei den andern nicht ohne Erfolg bemühte, erklärte Fugger, indem er glänzende ihm angebotene Geldgeschäfte ablehnte, ein guter und getreuer Unterthan des Königs seines Herrn bleiben zu wollen. Man sieht, wie die entscheidenden politischen Mittel im Geldgeschäfte lagen, und wie die ganze Kaiserwahl nichts andres als ein Geldgeschäft war. Was sonst an politischen Gründen und schönen Reden vorgebracht wurde, war Komödie fürs Volk.

Bald zeigte sich, daß Karl mit der Erwerbung der Kaiserkrone kein gutes Geschäft gemacht hatte. Er wurde in eine Reihe von Kriegen, besonders mit seinem unversöhnlichen Konkurrenten verwickelt, und diese kosteten Unsummen von Geld und zerrütteten die Finanzen des Reichs in heilloser Weise.

Schon bald nach der Wahl standen die Finanzen des Kaisers so schlecht, daß sich Fugger am liebsten mit Verlust vom Geschäft zurückgezogen hätte. Er schrieb damals dem Kaiser einen Brief, worin er ihm mit kühnen Worten vorhielt, daß der Kaiser die Krone ohne seine Hilfe nicht hätte erlangen können; wenn er vom Hause Österreich hätte abstehen und Frankreich fördern wollen, so hätte er viel Geld verdienen können, wie solches ihm auch angeboten worden sei. Darum möge der Kaiser seinen Verpflichtungen nachkommen. Der Kaiser scheint diesen Brief nicht übel genommen zu haben, und Fugger borgte weiter.

Der Krieg gegen Franz begann mit günstigem Erfolg und günstiger Geldlage, doch reichten die Mittel nicht aus. Da die von England erbetnen Subsidien zu spät eintrafen, so stand das ausgezeichnete Heer, das Karl in Oberitalien hatte, auf dem Punkte, aus einander zu laufen. Der französische Heerführer, der von der bedrängten Lage der Kaiserlichen Kunde hatte, suchte die Entscheidung zu verzögern. Da griff man aus Hunger das französische Heer bei Pavia an, besiegte es und nahm Franz gefangen. Jetzt gab es Geld,

Digitized by Google

Subsidien, Lösegelder und Vorschüsse die Hülle und Fülle. Hier hatte also nicht das Geld Soldaten gemacht, sondern umgekehrt — nach dem Ausspruche Macchiavells — Soldaten das Geld.

Im Jahre 1524 pachteten die Fugger zum erstenmale auf drei Jahre die Einkünfte der spanischen Krone aus den drei großen geistlichen Ritterorden von St. Jago, Calatrava und Alcantara. Diesen Pacht der „Mästrazgos" haben sie mit einigen Unterbrechungen hundert Jahre in Händen gehabt. Der Pachtzins betrug anfangs 135000 Dukaten oder 50 Millionen Maravedis, 1538 bis 1542 57 Millionen, 1563 bis 1572 93 Millionen und seit 1595 100½ Millionen. Die Pächter mußten immer den Zins im voraus bezahlen, was vermutlich auch im Jahre 1524 geschah.

Was die Fugger in ihrer Glanzzeit 1511 bis 1527 verdienten, ist aus den Bilanzen dieser zwei Jahre zu ersehen. 1511 besaßen sie an liegenden Gründen, Waren und sonstigen Aktiven 245463 Gulden, im Jahre 1527 2032652 Gulden. Hiervon sind abzuziehen 11450 Gulden für Stiftungen und 196791 Anlagekapital von 1511. So bleiben 1824411 Gulden. Das bedeutet für den ganzen Zeitraum einen Gewinn von 927 Prozent, für das Jahr einen Gewinn von durchschnittlich 54½ Prozent.

Dem im Jahre 1528 gestorbnen Jakob Fugger folgte sein Neffe Anton Fugger. Dieser beobachtete in den nächsten Jahren in den Geschäften mit dem Kaiser einige Zurückhaltung, da ausreichende Sicherheiten schon im Jahre 1526 nicht mehr zu beschaffen waren. Er ließ es geschehen, daß die Genueser und der Antwerpner Markt dem Kaiser die geforderten Mittel vorstreckten. Neue Anforderungen an den Kredit brachten die Türkenkriege und die Wahl Ferdinands zum römischen Könige. Nach langen Bemühungen erhielt Karl vom Papste die Cruzada bewilligt, eine Kreuzzugsbulle, auf Grund deren sich jedermann, der zum Kriege gegen die Türken beisteuerte, Ablaß kaufen konnte. Diese Cruzada wurde ganz in der Weise, wie es der Erzbischof von Mainz und Jakob Fugger gemacht hatten, zu Gelde gemacht. Zur Wahl Ferdinands gaben die Fugger 275000 Gulden her. Nach einer Aufstellung vom Jahre 1530 war Ferdinand den Fuggern bereits eine Million Gulden schuldig, und zwar 112000 Gulden von der Wahl Kaiser Karls, 249000 auf das Einkommen in Neapel und 258000 Gulden alte — schon 1527 als uneinbringlich abgeschriebne — ungarische Schuld.

Ich übergehe die Zeit bis zum Schmalkaldischen Krieg, aus der die Quellen spärlicher fließen. Auch jetzt hielten die Fugger treu zum Kaiser. Die Unterstützung, die er bei den großen katholischen Handelshäusern fand, erregte beim Schmalkaldischen Bunde große Erbitterung. Man forderte vom Magistrat zu Augsburg, daß er die Fugger bestimmen solle, auch dem Bunde Gelde zu geben; Augsburg würde sonst als Feind behandelt werden. Die Augsburger erklärten sich jedoch für solidarisch mit den Fuggern, wofür

Digitized by Google

sie nach Ausgang der Sache eine mildere Behandlung vom Kaiser erfuhren. Der Feldzug Karls gegen den Schmalkaldischen Bund wäre ohne die Fuggerschen Wechsel nicht möglich gewesen. Da aber Karl mit immer neuen Anforderungen kam, wurden die Fugger der kaiserlichen Anleihen müde, ja sie dachten ernstlich daran, ihr Geschäft aufzugeben. Hätten sie das gethan, es wäre ihr Glück gewesen. Aber freilich, es ist oft schwerer, ein Geschäft abzubrechen als anzufangen.

1552 war Karl mit seinen Hilfsmitteln gänzlich zu Ende, er war finanziell und politisch bankerott. Diese Lage benutzte Kurfürst Moritz von Sachsen, nachdem er gegen Preisgebung von Metz, Toul und Verdun von Frankreich Geldhilfe erlangt hatte, um über den kranken und wehrlosen Kaiser herzufallen. Jetzt gab es nur noch einen, der Karl retten konnte, Fugger. Dieser hielt so lange zurück, als er konnte; da ihn aber der Kaiser im März in dringlicher Weise persönlich nach Innsbruck forderte, reiste er hin. Den Ausgang des Krieges konnte er freilich nicht mehr ändern, doch konnte er die Verhandlungen in Passau zu Gunsten des Kaisers wenden. Ohne Geld und Truppen hätte sich Karl allen Bedingungen der deutschen Fürsten unterwerfen müssen; nachdem aber Fugger von neuem Geld vorgestreckt hatte, änderte Karl die Tonart der Verhandlungen, und Moritz erreichte lange nicht das, was er erstrebt hatte.

Der Geschäftsgewinn der Fugger war in der zweiten Periode, das heißt von 1525 bis 1546, nicht so glänzend als in der ersten. Die Bilanz von 1546 führt an liegenden Gütern und sonstigen Aktiven 5111883 Gulden auf. Das Anlagekapital hatte 1539 betragen 2197740 Gulden. Es waren also verdient worden in sieben Jahren 2914143 Gulden oder jährlich neunzehn Prozent.

Der Krieg gegen Frankreich 1553 warf die guten Vorsätze Fuggers, die alten Geschäfte abzuwickeln und keine neuen einzugehen, wieder über den Haufen. Es wurden jetzt besonders große und gewagte Geschäfte begonnen, um den Verlust, den die letzten Jahre gebracht hatten, wieder einzubringen. Das Handelshaus glich dem Spieler, der den Einsatz verdoppelt, um den Verlust zu decken. Trotzdem konnte der Krach nicht ausbleiben. Bei einer solchen ein halbes Jahrhundert lang geführten Geldwirtschaft mußte der Staatsbankerott kommen. Als Kaiser Karl V. im Oktober 1555 die Regierung der Niederlande seinem Sohne abtrat, überließ er ihm eine solche Schuldenlast, daß Philipp später äußerte, es sei ganz unmöglich gewesen, die schwebenden Verpflichtungen zu erfüllen. 1557 stellte Philipp sowohl in Spanien als auch in den Niederlanden alle Zahlungen an seine Gläubiger ein. Hieraus entstanden für die Fugger enorme Verluste. Doch gingen sie auf einen Akkord mit der Krone nicht ein, da, wenn ein Teil der Forderungen ausfiel, der Zins für das ganze Kapital auf fünf Prozent herabgedrückt worden wäre.

Digitized by Google

Zum Schluß möchte ich nur noch betonen, daß das Ehrenbergsche Buch: Das Zeitalter der Fugger, aus dem ich hier einen kleinen Ausschnitt gegeben habe, bei geschichtlichen, volkswirtschaftlichen und staatswissenschaftlichen Studien hinfort zu den unentbehrlichen Hilfsmitteln gehören wird.

# Gottfried Keller und seine Novellen

Von Karl Kinzel (in Friedenau)

(Schluß)

Fünfzehn Jahre hielt Keller auf seinem Posten aus, obwohl es eine höchst arbeitsreiche Zeit für ihn war, und er oft täglich acht bis zehn Stunden in Anspruch genommen wurde. Denn dem Staatsschreiber „stand die Oberleitung der Staatskanzlei zu. Er war zugleich Sekretär der Direktion der politischen Angelegenheiten. Über die Verhandlungen der obersten vollziehenden Behörde des Kantons führte er die Sitzungsprotokolle; er hatte den offiziellen Verkehr mit den übrigen Kantonsregierungen und dem Bundesrate zu unterhalten, mußte die jährlichen Rechenschaftsberichte sämtlicher Departements zusammenstellen, Gesetzesentwürfe, Eisenbahnkonzessionen, Verordnungen aller Art registriren oder endgiltig redigiren“ und dergleichen mehr. Sehr poetisch war die Arbeit nicht, aber sie war dem Menschen Keller heilsam, gewährte ihm und den Seinen ein anständiges Auskommen und die Möglichkeit, alle seine Schulden zu bezahlen. Mit Recht sagt sein Biograph (II, 319): „Niemand beklage diese Wendung im Leben des Dichters! Sie wurde thatsächlich sein Heil. Denn er befand sich auf dem nächsten Wege zur Verwilderung. Er war wild, in unbeschränkter Freiheit aufgewachsen, ohne Schulzucht, ohne regelmäßige Lehrzeit, ohne einen bestimmten Lebensberuf geblieben.

> Sonnen um Sonnen erflehn und führen die blühenden Jahre
> Mir aus der müßigen Hand strahlenden Glanzes hinweg,

klagte er damals. Jetzt mit zweiundvierzig Jahren lenkte er — es war die höchste Zeit — in die geregelte Bahn des Beamten ein und lernte endlich an sich und seinem ganzen Thun den Segen einer vorgeschriebnen Berufsarbeit kennen. In diesem Sinne faßten auch seine Freunde die Wahl geradezu als eine moralische Rettung auf.“

Digitized by Google

Umso weniger können wir aber Redensarten gelten lassen, wie die, mit denen Baechtold seinen dritten Band beginnt: „Von der Kunst dachte er zu hoch, als daß er sie je zur Erwerbsquelle erniedrigt hätte. Der Freiheit, die er bisher fast im Übermaße genossen, entsagte der gereifte Mann freiwillig, um sich dienend in ein Ganzes einzuordnen" und dergleichen mehr. Es war vielmehr so, daß Keller endlich fühlen mußte, die Kunst könne ihn bei seiner Art zu schaffen nicht ernähren. Es wäre sinnlos gewesen, auch diese sichere Stellung auszuschlagen. Er war eben nicht so reich an fruchtbaren Ideen und vor allem nicht an fleißiger, gewissenhafter Ausführung, daß er davon hätte leben können. Wie hat er seine Freunde, seine Verleger, sich selbst mit vergeblichen Hoffnungen gespeist! In Berlin schob er es auf die Not, aber auch in Zürich brachte er nur wenig und das Wenige unter stetem Drängen zu stande. „Was war denn in diesen letzten sechs Jahren freiester Muse Poetisches geleistet worden? Eine kleine Erzählung und einige Gedichte." (Baechtold II, 320.) Und in den fünfzehn Jahren seines Beamtentums, wo man hätte erwarten sollen, daß der unbezwingliche Trieb zur Kunst unter der winterlichen Decke der Kärrnerarbeit gewaltsam hervorbrechen würde, war es auch nicht viel anders. Am Ende dieser Zeit sagt er in einem Briefe an den Wiener Kritiker und Litterarhistoriker Emil Kuh (6. Dezember 1874):

Meine Faulheit, von der Sie nachsichtig schrieben, ist eine ganz seltsame pathologische Arbeitsscheu in puncto litteris. Wenn ich daran bin, so kann ich große Stücke hintereinander wegarbeiten bei Tag und Nacht. Aber ich scheue mich oft wochen-, monate-, jahrelang, den angefangnen Bogen aus seinem Verstecke hervorzunehmen und auf den Tisch zu legen; es ist, als ob ich diese einfache erste Manipulation fürchtete, ärgere mich darüber und kann doch nicht anders. Währenddessen geht aber das Sinnen und Spintisiren immer fort, und indem ich Neues ausbrüte, kann ich genau am abgebrochnen Satz des Alten fortfahren, wenn nur das Papier erst glücklich wieder daliegt.

Dramatisches kann ich Ihnen nichts mitteilen, da nur wenige Aufzeichnungen und einige zerstreute Szenen da sind. Diese Sache ist so beschaffen, daß sie mir zu wichtig ist, um so im voraus davon zu naschen und wieder aufzuhören. . . . Ich bin jetzt 55 Jahr alt; in einem Jahre etwa denke ich mit dem Erzählungswesen abzuschließen und dann auf frischem Tisch das Drama vorzunehmen [ist nie geschehen!], wobei es einzig darauf ankommt, ob ich noch fünf bis acht Jahre fähig bleibe. Das Altern ist ja bei jedem verschieden. Ich habe den Aberglauben, daß jeder irgend einmal macht, was ihm zukommt, früh oder spät, wenn er nur leben bleibt. Kommts nicht dazu, so ists auch Wurst.

Gedruckt war 1860 nur das „Fähnlein der sieben Aufrechten" in Auerbachs Kalender auf dessen Bitten, eine der besten Kellerschen Erzählungen, die später in die „Züricher Novellen" überging. Im Entstehen aber war mancherlei, wovon die Briefe Zeugnis geben. Da wurde an den „Leuten von Seldwyla" weiter gearbeitet, wo er „die Freude an seinem Vaterlande mit einer heilsamen Kritik verbinden" wollte; und auch das „Sinngedicht" schwebte ihm schon

Digitized by Google

klar vor der Seele. Er kündigt es Freiligrath (22. April 1860) unter dem Titel „Die Galathee“ an:

Einer liest Logaus Distichon: Wie willst du weiße Lilien zu roten Rosen machen? Küß eine weiße Galathee, sie wird errötend lachen! und reist aus, das Ding zu probieren, bis es am Ende des zweiten Bandes gelingt. In diesen Novellen sind unter andern sieben christliche Legenden eingeflochten. Ich fand nämlich eine Legendensammlung von Kosegarten in einem läppisch frömmelnden und einfältiglichen Stile erzählt (von einem norddeutschen Protestanten doppelt lächerlich) in Prosa und Versen. Ich nahm sieben oder acht Stück aus dem vergessenen Schmöker, fing sie mit den süßlichen und heiligen Worten Kosegärtchens an und machte dann eine erotisch-weltliche Historie daraus, in welcher die Jungfrau Maria die Schutzpatronin der Heiratslustigen ist.

Das alles aber lebte mehr in seinem Kopfe als auf dem Papiere, und so kam sein fünfzigster Geburtstag heran, ohne daß er als Dichter etwas weiteres geleistet hatte. Aber er war trotz alledem ein wunderbares Glückskind. Wie kaum je einem Dichter vor und nach ihm, sind ihm die Herzen der Menschen zugeflogen. Freunde und Verleger waren unaufhörlich bemüht, seinen Phantasiegeburten zum Dasein zu verhelfen, und Anerkennung und Wertschätzung liefen ihnen gleichsam vorher. So wurden ihm zum 19. Juli 1869 die größten Huldigungen zu teil. Studenten und Sängervereine brachten ihm einen Fackelzug. Auf einem Kommers wurde er von den Professoren gefeiert und ihm der Ehrendoktor verliehen. „Durchweg wurde betont, daß des Dichters äußerer Erfolg weit hinter seinem Werte zurückgeblieben sei.“

Keller sah in dieser Huldigung eine Mahnung zu neuem poetischen Schaffen. Den Studenten erwiderte er: das Unternehmen, seinen fünfzigsten Geburtstag ans Licht zu ziehen, habe in ihm das beschämende Gefühl einer unverdienten Auszeichnung erregt, und er befürchte, man könnte, wenn in dieser Weise so hell in das dunkle Kämmerlein des Poeten hineingeleuchtet werde, nichts finden, als ein altes verlassenes Frauenzimmer, die Muse früherer Tage. Möglich, daß dieser Schein sie früher wecken werde, als sie selber gedacht habe, daß sie sich dann aber auch sogleich unnütz machen werde. Ältere Frauenzimmer könnten zwar interessant, aber ebenso schwatzhaft und bösartig sein. Sollte so etwas bei ihm vorkommen, hätten es die Veranstalter dieses Festes auf dem Gewissen. Wenn bessere Leute als er bei derartigen Anlässen zu sagen pflegen, daß sie die Ehrenbezeugung auf die Sache bezögen, der sie hätten dienen wollen, so sei dies bei ihm doppelt und dreifach der Fall. (Baechtold III, 15.)

Wir dürfen auch diese Worte, so sehr sie sich auch an Wendungen anlehnen, wie sie bei solchen Gelegenheiten allgemein gebraucht werden, bei Keller für bare Münze nehmen. Denn wenn er auch jenen Dichterstolz hatte, der durch eine scharfe Kritik leicht verletzt wird, so muß man doch anerkennen, daß er überschwänglichem Lob, das ihm allezeit im Übermaß zu teil wurde, stets bescheiden gegenüber-, ja entgegengetreten ist. Er war ein klarer Kopf, der sich über sich selbst keiner Täuschung hingab, der wußte, daß ihm auf einem

Digitized by Google

beschränkten Gebiete, nämlich dem der kleinen Erzählung, bedeutende Gaben verliehen seien; aber jede Selbstüberschätzung lag ihm fern. Sonst hätten seine Freunde wahrlich ausreichend dafür gesorgt, ihm den Kopf zu verdrehen. Aber es gelang ihnen nicht. „Unannehmbar, schreibt er u. a. (29. Juli 1881) einem Kritiker, sind gewisse superlativische Wendungen des Lobes. Dergleichen ist nicht sagbar und ist auch niemals wahr, weder hier noch dort, und sieht aus, als ob sich einer lustig mache über einen." Emil Kuh mahnt er (12. Februar 1874): „Rauchen Sie den starken Lobtabak nicht weiter, wenn Sie mir nicht Feinde erwecken wollen wie Sand am Meer! Ich muß ihn für mich selbst noch auslaugen, wenn ich das mir zukommende und zuträgliche Friedenspfeifchen davon genießen will in stiller Ruhestunde." Und den Redakteur der Deutschen Rundschau bittet er inständigst (8. Juli 1883): „Lassen Sie nicht solche Wendungen passiren, wie sie wieder in den Aufsätzchen von A. F. enthalten sind: großer Dichter, Grundlage der Kellerlitteratur(!). F. hat an einem andern Orte drucken lassen, ich sei der größte Novellist aller Zeiten und Völker u. dergl. Das alles sieht genau so aus, als ob man absichtlich darauf ausginge, mich armen Wurm lächerlich zu machen und den Widerwillen andrer Leute zu erregen, abgesehen von dem unkritischen und daher schädlichen Aussehen, das solche Besprechungen dadurch gewinnen."

So flossen die Jahre seiner Beamtenlaufbahn ziemlich ruhig und gleichmäßig dahin in der Berufsarbeit, im Verkehr mit bedeutenden und unbedeutenden Freunden und ihn heimsuchenden Verehrern, im Hause und noch viel mehr im Wirtshause, wo man ihn am festen Stammplätzchen, besonders an gewissen Wochentagen zu jeder Abend- und Nachtzeit zu finden wußte, und wo er oft in heiterster Stimmung, manchmal aber auch launisch und mürrisch dasaß, und in dem Briefwechsel mit einer kleinen Zahl Getreuer, Männern wie Hettner, Kuh, Vischer, Adolf Exner, Conr. Ferd. Meyer, Wilhelm Petersen, Paul Heyse,*) Theodor Storm u. a., Frauen wie Marie Melos, Ludmilla Assing und Marie Exner (später Frau Prof. Frisch in Wien). Meist herrscht in diesen Briefen ein schlichter, frischer, humoristischer Ton. Es findet sich manche treffende Bemerkung über Zeitgenossen wie Grillparzer, Ludwig, Auerbach, Storm, auch beißende wie über den radikalen Philosophen des Übermenschen Nietzsche. Gefühlsergüsse finden sich nie, selbst nicht, wenn ihm der Tod eines Freundes angezeigt wird. Nur bei Freiligraths Abscheiden bricht er in die Worte aus (11. Mai 1876): „Er gehört zu den wenigen, von welchen man nicht glauben mag, daß sie wirklich fort und verschwunden sind, bei deren Tod man sich ängstlich fragt, ob man sich nichts vorzuwerfen, sie nie beleidigt habe, aber sofort ruhig ist, weil sie einem nicht den geringsten Anlaß dazu hätten geben können vermöge ihres wohlbestellten Wesens."

*) Heyse stand ihm sehr nahe; seine Briefe an ihn sind noch nicht veröffentlicht.



Digitized by Google

Von äußern Erlebnissen ist zu erwähnen, daß 1864 seine Mutter starb, und er nun auf die Pflege seiner einfachen, oft mürrischen, später auch kränklichen Schwester angewiesen war, die ihm den Haushalt ganz allein besorgte. Seine Versuche, eine Ehe zu schließen, die von Zeit zu Zeit aufgetaucht waren, waren alle mißlungen. Anfangs wohnten sie zusammen in einer Amtswohnung in der Stadt, dann auf einer Anhöhe, dem „Bürgli," von wo er „den ganzen See und das Gebirge, die Wälder des Sihlthals und das Limmatthal, kurz die ganze Rundsicht überschaute." Erst zuletzt zogen sie wieder in die Stadt, weil ihnen der Berg zu beschwerlich wurde. Die großen Ereignisse des Jahres 1870 erregten Kellers Teilnahme für Deutschland, ganz im Gegensatz zu vielen seiner Landsleute. Wollte er doch selbst durchaus ein deutscher, kein besonders Schweizer Dichter sein.*) Er erkannte an, daß in Deutschland Tüchtigkeit, Kraft und Licht sei. Aber über eine gewisse kühle Sympathie kam er auch hier nicht hinaus, und weitere Andeutungen finden sich in seinen Briefen nicht.

Unterdes stieg der Wunsch in ihm auf, die Bürde des Amtes niederzulegen, was denn auch endlich 1876 in allen Ehren geschah. „Auf 1. Juli bin ich nun von meinem Amte frei, schreibt er an Kuh (15. Mai 1876). Ich habe es nicht länger ausgehalten: den Tag durch Amtsgeschäfte, des Abends soll man schriftstellern, lesen, Korrespondenz führen usw. Das geht nicht und bleibt dann meistens alles zusammen liegen. Ich habe nun in poetisch-litterarischer Beziehung soviel zugeschnittne Arbeit oder Werch an der Kunkel, daß ich es wohl wagen kann, meine noch mir vergönnten bessern Jahre damit zuzubringen, ohne in schlimme Zustände zu geraten, wie junge Litteraten, oder anderseits einem schnöden Industrialismus zu verfallen. Ich würde auch schlechterdings die Zeit nicht finden, nur die Hälfte von dem zu machen, was ich noch machen kann und soll."

Es waren ihm noch vierzehn Jahre eines ruhigen und gemächlichen, im ganzen durch wenig Leiden beeinträchtigten Lebens beschieden, die er zum Abschluß der begonnenen Arbeiten und zur Schöpfung eines neuen Romans benutzte. Seine Vaterstadt verließ er nur noch ganz selten. Hatte er schon in frühern Jahren nur wenige Reisen gemacht — nach München und Wien, ins Salzkammergut und nach Tirol (nicht einmal die Schweiz kannte er ganz!) —, so war er jetzt trotz aller Bemühungen seiner Freunde nicht mehr herauszubringen. Nur gegen Ende seines Lebens versuchte er eine Kur in dem nahe gelegnen Baden und eine Sommerfrische in Seelisberg. Auch daheim zog er sich mehr und mehr auf sich selbst zurück. Der starke Andrang von Freunden und Neugierigen verstärkte einen Charakterzug in ihm, der ihm von Jugend an eigen war. Namentlich vor der Berührung mit Fremden

*) „Bei allem Patriotismus verstehe ich hierin keinen Spaß und bin der Meinung, wenn etwas herauskommen soll, so habe sich jeder an das große Sprachgebiet zu halten, dem er angehört" (20. Dezember 1880).

Digitized by Google

scheute er immer mehr zurück. Wenn sie ein Zusammentreffen mit ihm im Wirtshause herbeiführten, so hüllte er sich, wie Baechtold erzählt, in das berühmte Schweigen. „Am schwierigsten aber gestaltete sich die Sachlage, wenn er sich unverhofft von einer größern Gesellschaft umgeben sah. Es konnte leicht einer darunter sein, der ihm aus irgend einem Grunde unbequem war. In diesen Fällen begann auf der hohen Stirne das bedrohliche Runzeln zu spielen, und das Gewitter hing in der Luft. Ein Wort, eine Miene konnten es zum Ausbruche bringen. Übrigens ging bei dem jähen Temperament Kellers das heilige Donnerwetter oft auch bei anscheinend klarem Himmel los. Dann ließ er sich zur Gewaltthätigkeit, die ihm sonst fremd war(?), hinreißen. Der kleine Mann fuhr mit verblüffender Behendigkeit auf, stieß die Gläser um, wies einen Harmlosen vom Tische weg oder wurde gar handgemein. Fühlte er sich tags darauf im Unrecht, schrieb er eine seiner berühmten Episteln, einen Entschuldigungsbrief an den Betroffenen." *)

„In den letzten Jahren mußten auch alte Bekannte die äußerste Behutsamkeit im Umgang mit Keller beobachten. Das Herbe, Bittere, Unschmackhafte, Mißtrauische seines Wesens nahm mit dem Alter überhand. Dinge, die ihn selbst angingen, konnte man fast gar nicht mehr berühren. Lob war selbstverständlich von jeher ausgeschlossen; Tadel verletzte ihn leicht; schwieg man ganz, so war es wieder nicht recht. Am besten stellten sich die, die ihn selten sahen oder gar nur brieflich mit ihm verkehrten. Auch diejenigen, die so klug waren, ein heftiges Wort nicht böse zu nehmen. Wenn man erwägt, daß es ihm eigentlich die letzten dreißig Jahre seines Lebens auf dieser Welt so schlecht nicht ging, daß es ihm weder an Ruhm noch Verehrung fehlte, daß Gottfried Keller aber immer mehr zu Unmut, Argwohn, Reizbarkeit neigte, wird man schon sagen dürfen: der sprichwörtlich gewordne Optimist konnte im Leben (wie in seiner Dichtung übrigens zuweilen) ebenso starker Pessimist sein." **)

Im Jahre 1888 wurde ihm seine Schwester, die Führerin seines Haushalts, genommen, und er vereinsamte ganz. Da erstand ihm in Arnold Böcklin ein treuer Freund, der die letzten Jahre seines Lebens aufs rührendste für ihn sorgte und zuletzt immer um ihn war. 1889 erlebte er noch die Ausgabe seiner gesammelten Werke in zehn Bänden. In demselben Jahre wurde sein letzter Geburtstag großartig gefeiert, obgleich er krank in Seelisberg weilte. Als er im November heimkehrte, wurde er alsbald bettlägerig und ruhte von nun an meist mehr oder weniger teilnahmlos, viel vor sich hin sinnend und dann wieder laut phantasirend (doch nicht im Fieber), bis ihn am 15. Juli 1890 der Tod abrief. Seine Leiche wurde, seinem Wunsch entsprechend, verbrannt.

*) Baechtold III, 299.
**) Baechtold III, 213.

Digitized by Google

Werfen wir noch einen Rückblick auf seine Werke, insbesondre auf das, was die letzten Jahre hervorgebracht hatten.

Der Plan zum „Grünen Heinrich" geht bis in die Zeit zurück, wo der junge Maler enttäuscht aus München zurückkehrte. Aber der Vorsatz, „einen traurigen kleinen Roman zu schreiben über den tragischen Abbruch einer jungen Künstlerlaufbahn, an der Mutter und Sohn zu Grunde gingen," trat bald zurück. Das älteste erhaltene Bruchstück stammt aus dem Jahre 1846. Erst in Berlin wurden fünf Jahre auf die weitere Ausarbeitung verwandt; ebenso lange dauerte der Druck. 1855 war die Qual beendet. Was geschaffen war, war ein in den einzelnen Teilen wie im ganzen ungleiches Werk. Keiner erkannte das klarer als der Verfasser selbst. Deshalb trug er sich lange mit einer Erneuerung und Umarbeitung des Romans. Aber es stellten sich große äußere und innere Schwierigkeiten entgegen, noch in den siebziger Jahren, die erste Auflage war noch nicht ausverkauft, und „die Arbeit war nicht sowohl schwer als trübselig, mit offnen Augen in dem Unbedacht und der nicht zu verbessernden Unform eines längst entschwundnen Lebensalters herumbasteln zu müssen, anstatt sich dem neuen zuzuwenden." Im September 1880 war die Arbeit endlich fertig. 1884 erschien die dritte Auflage des dreibändigen Werkes.

Wie der „Grüne Heinrich" am Anfang seines Lebens steht, so bildet der Roman „Martin Salander" den Abschluß. Er erschien 1886 in der Deutschen Rundschau. Es war „das Bekenntnis des gereiften Mannes. Der Familienroman erweitert sich zu einem Stück Zeitgeschichte. In den Vorkommnissen eines engen Kreises spiegelt sich das Abbild allgemeiner Zustände. Das große Thema ist die Volkserziehung und Volkswohlfahrt . . . . Gegen die Untreue der Beamten, gegen das Höherhinaufwollen, das sich nach und nach auch der untersten Klassen bemächtigte, gegen die Genußsucht des Volkes, gegen das politische Gründertum, gegen den patriotischen Dünkel richtet sich der neue Kellersche Roman." *)

Er erregte großes Befremden selbst bei unbedingten Verehrern Kellers. „In Zürich, in der Schweiz erschrak man oder empfand wenigstens Mißbehagen, je weiter man las. Man sah die Schwächen des öffentlichen und häuslichen Lebens mit unnachsichtiger Strenge bloßgelegt." Erst allmählich folgten besonnenere und anerkennende Urteile.

Die Lyrik begleitete den Dichter durch sein ganzes Leben. Daher spiegeln seine Gedichte die verschiednen Entwicklungsstufen seines Empfindens. Zu einem neuen Aufschwung, einer Nachblüte kam es Ende der siebziger Jahre. Später nahm er mit strenger Selbstkritik und Abklärung eine Sichtung und Sammlung der Gedichte vor, und 1883 erschienen sie in einem 500 Seiten

*) Baechtold III, 300.

Digitized by Google

starken Bande. Aber sie fanden langsamer Verbreitung und Anerkennung als seine Novellen.

Und mit Recht. Denn in der kleinen Erzählung liegt ohne Zweifel Kellers Stärke. Was zunächst die äußere Geschichte betrifft, so gehen die „Leute von Seldwyla“ teilweise auf die erste Zeit seines dichterischen Schaffens zurück, wie denn einige Geschichten geradezu auf Jugenderinnerungen beruhen. 1856 erschien der erste Band mit fünf Erzählungen: Pankraz der Schmoller, Romeo und Julia auf dem Dorfe, Frau Regel Amrain und ihr Jüngster, Die drei gerechten Kammacher, und Spiegel das Kätzchen, ein Märchen. Weitere fünf, die jetzt im zweiten Bande vereinigt sind, nämlich Kleider machen Leute, Der Schmied seines Glückes, Die mißbrauchten Liebesbriefe, Dietegen und Das verlorne Lachen, folgten erst nach achtzehn Jahren, 1874. 1894 erschien davon in den Gesammelten Werken die vierzehnte Auflage. Dieselbe Zahl von Auflagen erreichten auch die unter dem Titel „Züricher Novellen“ vereinigten fünf Erzählungen: Hadlaub, Der Narr auf Manegg, Der Landvogt von Greifensee, Das Fähnlein der sieben Aufrechten, und Ursula. Die ersten drei erschienen zuerst im Winter 1876 auf 1877 in der Deutschen Rundschau, die Buchausgabe folgte 1877. Die „Sieben Legenden“ endlich, schon in den fünfziger Jahren in Berlin entworfen, kamen Ostern 1872 als Büchlein heraus, während das „Sinngedicht,“ dessen Idee und Entwurf auch schon von 1851 stammt, 1881 zuerst in der Deutschen Rundschau gedruckt wurde und in demselben Jahr noch drei Auflagen als Buch erlebte.

In vier Gruppen also treten uns die Erzählungen entgegen. Nicht bloß ein äußeres Band umschließt jede Gruppe, sondern nach dem Vorbilde Goethes und älterer Erzähler suchte Keller auch ein geistiges Band, eine Idee, unter der sie sich zu einer höhern Einheit zusammenschlossen. Am vollkommensten ist das wohl in den Seldwyler Geschichten gelungen. Der Gedanke an sich ist freilich ebenfalls nicht originell, sondern hat in den alten Erzählungen von den Schildbürgern seine Vorläufer. Das Städtchen Seldwyla, dessen Bewohner Keller schildert, ist ein solches Nirgendwo und Überall, daß man alles, was an belustigender kleinbürgerlicher Einfalt je geschehen ist, dahin verlegen kann. Aber Keller ist nicht so wahllos verfahren, sondern er hat alles unter einen höhern Gesichtspunkt, einen bestimmten, diesem Bürgertum anhaftenden gemeinsamen Charakterzug gestellt. Und doch war dieser auch wieder so allgemein, daß er sagen konnte, es rage in jeder Stadt und in jedem Thal der Schweiz ein Türmchen von Seldwyla. Freilich war es nicht eigentlich eine Satire auf Zustände der Gegenwart, so oft sich auch solche menschliche Vorgänge zu wiederholen pflegen. Keller hatte wirklich oder wenigstens vorgeblich vergangne Zeiten im Auge. Denn als er den fast zwanzig Jahre später erscheinenden zweiten Band der Seldwyler Geschichten mit einer Einleitung versah, gab er an, daß sich seine Schildbürger seitdem nicht unwesentlich verändert

Digitized by Google

hätten, sie sähen jetzt schon aus wie andre Leute, es ereigne sich nichts mehr unter ihnen, was der beschaulichen Aufzeichnung würdig wäre. Es sei daher an der Zeit, in ihrer Vergangenheit und den guten lustigen Tagen der Stadt noch eine kleine Nachernte zu halten.

Seine eigentlichen Absichten hatte die Vorrede zum ersten Bande enthüllt, wohl weil er wünschte, daß der Leser gleich von vornherein in das richtige Verständnis der Geschichten geführt würde. Es spricht sich hier ein lehrhafter Zug aus, der Keller eigen war. Er dachte sich seine Seldwyler arm und dabei zu einem gemütlichen, nichtsthuerischen Leben geneigt. Namentlich die Jüngern von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, die den Ton angaben, ließen andre für sich arbeiten, genossen das Leben und benutzten ihre Profession zur Betreibung eines trefflichen Schuldenverkehrs. Sowie einer die Grenze der genannten blühenden Jahre erreicht, wo die Männer andrer Städte anfangen, in sich zu gehen und zu erstarken, ist er in Seldwyla fertig. Er geht entweder in die Fremde oder lernt so nebenher allerlei thun, womit er sich und den Seinen das Leben fristen kann. Dabei sind sie alle eifrige Politiker und Kannegießer, immer Oppositionsleute, daher mit wechselnder politischer Gesinnung und Farbe usw. So schildert Keller das „Milieu" seiner Geschichten. Merkwürdigerweise fügt er dann am Schlusse hinzu: „Doch nicht solche Geschichten, wie sie in dem beschriebnen Charakter von Seldwyla liegen, will ich eigentlich in diesem Büchlein erzählen, sondern einige wunderbare Abfällsel, die so zwischendurch passirten, gewissermaßen ausnahmsweise, und doch auch gerade nur zu Seldwyla vor sich gehen konnten." In viele dieser Geschichten sind eigne, persönliche Erlebnisse des Dichters verwebt, wie in „Pankraz" und „Frau Regel," in vielen schildert er Personen und Verhältnisse, die er leibhaftig vor sich gesehen hatte, einige gingen in ihrem wesentlich Verlauf auf wirkliche Vorgänge zurück.

Ähnlich ist es in den Züricher Novellen. Auch da schildert er Verhältnisse und Personen, die mit seiner Vaterstadt zusammenhängen. Aber er begiebt sich in die geschichtliche Vergangenheit. „Hier wird überall nicht politisirt, sagt er in einem Briefe, sondern nur fabulirt und komödirt. Es sind Sachen aus dem dreizehnten, vierzehnten und achtzehnten Jahrhundert, wie die Entstehung des sogenannten Manessischen Kodex oder der Pariser Handschrift des Minnesanges (im Hadlaub), die Zerstörung der Burg Manegg am Albis, ein Jahrhundert später, die von einem Verrückten bewohnt war, durch lustige junge Züricher. Der Landvogt ist ein origineller Züricher Landolt aus dem vorigen Jahrhundert, der als Junggeselle gestorben ist" usw.*) Auch diese Erzählungen faßte er in einen Rahmen. Er führt uns durch eine Einleitung ins Jahr 1830 nach Zürich, wo ein älterer vornehmer Mann seinem Paten,

*) Brief an Exner vom 27. August 1875.

Digitized by Google

einem etwas eingebildeten Jüngling, einige Geschichten erzählt, um seine Sucht nach Originalität zu heilen und auf den rechten Weg bürgerlicher Tüchtigkeit zu leiten. Glücklicherweise ist dieser trocken lehrhafte Gedanke dann in den Erzählungen selbst so gut wie aufgegeben, er drängt sich wenigstens, zum Vorteil der Geschichten, nirgends hervor. Der junge Jacques und der alte Pate tauchen nur am Ende jeder Geschichte wieder auf, und mit dem Schlusse der dritten verschwinden sie ganz, sodaß die Geschichten von den „Aufrechten" und von „Ursula" für sich stehen. Die Rahmendichtung, an sich nicht bedeutend, ist auch nicht zu voller Wahrscheinlichkeit erhoben. Denn gleich die erste Geschichte von der Entstehung der Manessischen Minnesängerhandschrift, die in die Erzählung vom Schreiber Hadlaub verflochten ist, enthält viel gelehrtes Material, das einem Erzähler nicht ohne weiteres zu Gebote steht.

Weit mehr durchgeführt ist die Umrahmung der verschiedenartigsten Geschichten im „Sinngedicht." Einerseits erfahren wir die Erlebnisse des jungen Gelehrten, der durch ein Logausches Sinngedicht vom Studirtisch ins Leben hinausgetrieben wird, um „eine weiße Galathee" zu suchen, die „beim Küssen errötend lacht." Andrerseits sind wieder Geschichten eingefügt, die mit dieser Idee gar nicht zusammenhängen, Geschichten, mit deren Erzählung sich nur die Hauptpersonen die Zeit vertreiben. Aber auch hier ist Keller seiner Fiktion nicht immer treu geblieben; er vergißt zuweilen ganz, wer erzählt, und das wird doch recht fühlbar. Auch in ethischer Beziehung. Was die märchenhafte Lucie dem fremden jungen Manne vorplaudert, ist stellenweise mindestens unfein. Keller merkt auch das Unwahrscheinliche zum Teil selbst und macht sich in Lucies Worten den Einwurf: „Sie müssen sich nicht wundern, daß ich diese Einzelheiten so genau kenne, ich habe sie sattsam von beiden Leuten erzählen hören." Noch schlimmer ist es mit der Geschichte „Regine," die der junge Held dem Mädchen erzählt, besonders das Ende, das er vorbringt, als die Dienerinnen schon zu Bett geschickt sind, und er mit ihr bis Mitternacht allein sitzt. Die Nervanekdote ist geradezu taktlos. Wo ist derartiges möglich?

Die Schwierigkeit, die in dieser Zusammenfassung von Erzählungen liegt, und die keineswegs der Wirkung entspricht, hat Keller auch gefühlt. Er kündigt in einem Briefe vom 9. September 1881 an, daß dies nun der letzte sogenannte Cyklus sei, den er mache. „Man ist doch in mancher Beziehung genirt und beschränkt durch diese Form; immer muß man daran denken, wer erzählt und wem erzählt wird usw." Dennoch bilden die „Sieben Legenden" auch eine Art Cyklus, schon dadurch, daß „der Verfasser — wie er im Vorwort sagt — die Lust zu einer Reproduktion jener abgebrochen schwebenden Gebilde spürte, wobei ihnen freilich zuweilen das Antlitz nach einer andern Himmelsgegend hingewendet wurde, als nach welcher sie in der überkommenen Gestalt schauen." Sodann aber namentlich dadurch, daß eine gemeinsame Idee zu Grunde liegt, indem, wie er selber sagt (Brief vom 22. April 1860), die

Digitized by Google

Jungfrau Maria als Schutzpatronin der Heiratslustigen hingestellt wird. Besonders anmutend erscheint so wenig der Gedanke wie seine Ausführung. Keller wollte damit namentlich „die Freiheit der Stoffwahl gegenüber dem Terrorismus des äußerlich Zeitgemäßen behaupten" (Brief an Vischer 19. Mai 1872, an Kuh 3. April 1872), er sah aber zugleich darin „eine deutliche, gut protestantische Verspottung katholischer Mythologie."

Wenn wir uns nach diesem Überblick eine Vorstellung von dem Wert der Kellerschen Novellendichtung machen wollen, so tritt uns zunächst der Reichtum seiner Phantasie und seine Lust am Fabuliren entgegen. In dieser Beziehung ist er ein Romantiker ersten Ranges. Nirgends tritt uns die Prosa des wirklichen Alltagslebens entgegen, sondern überall ist es eine phantastische Welt, in die er uns führt, seien es die märchenhaften Gebilde seiner Legenden, seien es die Schilderungen aus Zürichs fernerer Vergangenheit, oder die näher liegende der Seldwyler Schildbürgerei. Aber er weiß die Gegenstände und Personen so anschaulich zu schildern, so bis ins einzelste auszumalen, daß sie den vollkommensten Schein des Wirklichen gewinnen, auch da, wo in der Nachprüfung des kritischen Verstandes Unwahrscheinlichkeiten hervortreten. Namentlich in der Ausmalung einzelner Miniaturbilder hat er großartiges geleistet: man denke an den nächtlichen Überfall der alten Manessischen Burg, den Brand und den Tod des dort hausenden Narren („Der Narr auf Manegg"), an die Porträts von Landolts Geliebten im „Landvogt von Greifensee," an die kurze Schilderung des Heereszuges mit dem ernsten Zwingli in „Ursula." Wie ein Zeitgemälde wirkt im „Landvogt" die Vorführung der Gesellschaft bei Geßner mit Bodmers Selbstbespiegelung; der Charakter der Zeit, der Zopfgeschmack, die Allegorisirungssucht usw. sind vorzüglich getroffen. Man denke an die Ausmalung des Gegenständlichen in Seldwyla, an den nächtlichen Tanz über die Heide hinter dem fiedelnden Zigeuner her in „Romeo und Julia," an die Feste in „Kleider machen Leute," in den „Sieben Aufrechten" und dem „Verlornen Lachen" u. a. Wollte ich vollends auf die einzelnen Persönlichkeiten eingehen, die er uns so plastisch vors Auge zaubert, ich fände des Lobes und der Beispiele kein Ende. Hierin hat Keller nur wenige seinesgleichen.

Ausgezeichnet ist der Erzähler auch durch seinen feinen Humor, der fast alle seine Geschichten durchzieht, und durch den starken Zug, überall das Leben von der komischen Seite zu erfassen und darzustellen. Er hat einen besondern Blick für die kleinen und großen Schwächen des menschlichen Lebens und Charakters. Oft begnügt er sich damit, sie einfach ins Licht zu stellen, und erzielt schon dadurch eine komische Wirkung, öfter aber erhebt er sich über sie mit einem überlegnen, sarkastischen Lächeln und wird auf diese Weise humoristisch. Aber es ist eine eigne Art von Humor. Nicht der Humor des Gemütes, der innigsten Teilnahme des Herzens, der Humor, von dem man sagt, daß er unter Thränen lächle. Bei Keller überwiegt das Denken. Sein Humor ist

Digitized by Google

der Humor des Verstandes, von dem aus der Philosoph mit fein überlegnem Lächeln die Thorheiten der armen Welt begleitet. Es ist im eigentlichsten Sinne der trockne Humor.

Wie launig ist das Treiben der Dichterlinge und ihres Anhangs in den „Mißbrauchten Liebesbriefen" geschildert! Wie komisch in der heikeln Geschichte „Der Schmied seines Glückes" der abenteuernde Nichtsthuer Kabis, der zum Erbschleicher und Ehebrecher hinabsinkt, und der alte Tropf Litumlei, der mit aller Macht nach Geschlecht und Stammbaum trachtet! Freilich bleibt dann Keller zuweilen in der Belustigung über die Vorgänge stecken und bewegt sich so scheinbar in einer Sphäre jenseits von Gut und Böse. Für die Schändlichkeit der Frau, deren Wesen überhaupt völlig im Dunkel bleibt, und des lumpichten Seldwylers hat er kein mißbilligendes Wort. Kabis fällt lautlos, wie er gestiegen ist. Daß er zuletzt fällt (was nach der Entwicklung der Geschichte gar nicht notwendig ist) und so den rechten Lohn empfängt, ist schließlich die einzig wohlthuende Empfindung, mit der man von der Erzählung scheidet. Es hat doch alles seine Zeit! Lachen hat seine Zeit, aber der Zorn auch.

Reine Komik herrscht unter andern in den „Drei gerechten Kammachern." Hier ist alles aufs feinste ausgeklügelt und auf seine Wirkung berechnet. Erst wird ein Geselle in seiner Selbstgerechtigkeit und Alltagsbiederkeit vorgeführt, dann dies durch einen zweiten und dritten übertrumpft und bis zum äußersten getrieben. Ebenso wird dann das neue Motiv, das Verlieben der drei in dasselbe Mädchen, in gleicher Weise gesteigert. Und die Komik erreicht endlich ihre höchste Wirkung in der Lösung des Rätsels, vor dem das Mädchen steht, in der Probe, die am nächsten Morgen angestellt wird. Aber der Ausgang paßt zu der durchweg auf das Komische angelegten Geschichte nicht: Jobst erhängt sich, der Baier wird liederlich, und der Sachse erhält sein Geschäft und sein Weib. Hier bricht unser Lachen jäh ab, und das ist immer unerfreulich. Nirgends eine Heilung, nirgends eine Versöhnung, und so kommt uns nun erst zum Bewußtsein, daß diese so hoch gepriesene Novelle durchweg herbe ist wie ihr Schluß.

Die Ursache liegt in dem auffallenden Mangel an Gemüt bei Keller, der überall fühlbar ist, dem Vorherrschen des Verstandes, das ihn zuweilen geradezu zu Geschmacklosigkeiten verleitet. Er vergißt Stand, Bildung und Charakter seiner Personen und legt ihnen seine eignen Gedanken und Worte in den Mund. Ja die einfachsten Leute reden fast nur Kellerisch. Man lese im „Fähnlein" nur die Rede, die Karl der Schneidersohn und Gerichtsschreiber beim Bundesschießen ex tempore hält: „Es ist ein Verein (der sieben Kahlköpfe), der keinen Namen hat, keinen Präsidenten und keine Statuten; seine Mitglieder haben weder Titel noch Ämter, es ist ungezeichnetes Stammholz aus dem Waldesdickicht der Nation, das jetzt für einen Augenblick vor den



Digitized by Google

Wald heraustritt an die Sonne des Vaterlandstages, um gleich wieder zurückzutreten und mit zu rauschen und zu brausen mit den tausend andern Kronen in der heimeligen Waldesnacht des Volkes, wo nur wenige sich kennen und nennen können und doch alle vertraut und bekannt sind." Und ebenso die Anreden der beiden Alten an Karl — die reine Popularphilosophie aus dem Munde der Handwerker!

Ebenso wenig passend ist es, wenn er Pankraz dem Schmoller seine Ansichten über Shakespeare in den Mund legt. Goethe hat das zwar im Wilhelm Meister auch gethan, aber dort ist alles an seiner Stelle. Dagegen lese man die Auslassung, die dem Seldwyler in den Mund gelegt wird: „Er schildert die Welt nach allen Seiten hin durchaus einzig und wahr, wie sie ist, aber nur wie sie es in den ganzen Menschen ist, welche im Guten und im Schlechten das Metier ihres Daseins und ihrer Neigungen vollständig und charakteristisch betreiben, und dabei durchsichtig wie Krystall, jeder vom reinsten Wasser in seiner Art, so daß, wenn schlechte Skribenten die Welt der Mittelmäßigkeit und farblosen Halbheit beherrschen und malen und dadurch Schwachköpfe in die Irre führen und mit tausend unbedeutenden Täuschungen anfüllen, dieser hingegen eben die Welt des Ganzen und Gelungnen in seiner Art, d. h. wie es sein soll, beherrscht und dadurch gute Köpfe in die Irre führt, wenn sie in der Welt dies wesentliche Leben zu sehen und wiederzufinden glauben" usw.

An andern Stellen fällt aber der Dichter sogar selbst in einen lehrhaften Ton, und nicht immer sind es Früchte vom grünen Baum des Lebens, die er uns da vorsetzt. Kinder hat er ja nie erzogen, daher erscheint uns seine Erziehungstheorie, die langatmig die Schilderung der werktüchtigen Regel Amrain unterbricht, etwas grau, und seine politische Auseinandersetzung ebenda mindestens etwas einseitig, wenn er sagt: „Wer freisinnig ist, traut sich in der Welt etwas Gutes zu und weiß mannhaft von nichts anderm, als daß man hiefür einzustehen vermöge, während der Unfreisinn oder der Konservatismus auf Zaghaftigkeit und Beschränktheit begründet ist. Diese lassen sich aber schwer mit wahrer Männlichkeit vereinigen. . . . Sei einer so tapfer und resolut, als er wolle, wenn er nicht vermag freisinnig zu sein, so ist er kein ganzer Mann."

Man mag solche Auswüchse,*) die sich gerade im ersten Bande der Seldwyler Geschichten besonders oft finden, seiner Jugend zu gute halten. Aber charakteristisch sind sie für ihn immerhin. Denn diese verständige Trockenheit tritt uns auch noch später oft genug störend entgegen. Der Ausgang von Reginens Geschichte, die im „Sinngedicht" der junge Reinhard seiner liebenswürdigen Wirtin, der reizenden Lucie erzählt, ist doch wahrhaft ergreifend.

*) Dahin gehört auch das Moralisiren, das zuweilen die Erzählung störend unterbricht und weder immer zutreffend, noch leicht verständlich ist.

Digitized by Google

Die schöne Frau, die ihr Mann aus niederm Stande emporgehoben hat, endet infolge eines Mißverständnisses und Argwohns durch Selbstmord. Und was sagt Lucie gleich darauf „nachdenklich“: „Ich könnte nun einwenden, daß Ihre Geschichte mehr eine Frage des Schicksals als der Bildung sei; doch will ich zugeben, daß eine schlimme Abart der letztern durch die Parzen, wie Sie die Trägerinnen derselben nennen, von Einfluß auf das Schicksal der armen Regina gewesen ist“ usw. So wird die Stimmung sofort durch eine verstandesmäßige Betrachtung unterbrochen, und die rechte Wirkung ist dahin. Der Dichter selbst hat sie zerstört.

Damit hängt auch der gleichmäßige Ton des Vortrags zusammen, der oft ermüdend wirkt, das Geschniegelte und Gebügelte der Diktion, das Wohlabgemessene, das er andern andichtet, wenn er von ihnen sagt: „Sie hatten alle ihre kleinen Erfahrungen und Vorkommnisse auf das genaueste eingereiht und abgeteilt, die angenehmen von den betrübenden abgesondert und jedes einzelne in sein rechtes Licht gesetzt und in reinliche Beziehung zum andern gebracht“; oder wenn er selbst von sich im „Landvogt von Greifensee“ sagt: „Wir wollen die Geschichten nacherzählen, jedoch alles ordentlich einteilen, absondern und für unser Verständnis einrichten.“ Ist es nicht ähnlich ausgerechnet, wenn er im „Sinngedicht“ im ersten Kapitel erzählt, wie Reinhard den Entschluß faßt, ein Mädchen zu küssen, die erröteud lacht, im zweiten, wie er eine küßt, die lacht und nicht errötet, und im dritten eine, die errötet, aber nicht lacht? Ähnlich vorgebeugt wird auch, wenn Lucie ihre Erzählung so einleitet: „Es dürfte am zweckmäßigsten sein, die Sache gleich in der Art zu erzählen, wie ein gezierter Novellist sein Stücklein in Szene setzt. Ich würde zugleich damit in meiner Erzählungskunst, die mir wie ein Dachziegel auf den Kopf gefallen, einen Fortschritt anstreben können, man weiß ja nie, wo man es brauchen kann. Es würde also etwa so lauten.“ Dann folgt die Geschichte von der armen Baronin, eine Erzählung die so wenig geschmackvoll mit der unwürdigen Rache des Mannes an den verkommnen Verwandten seiner Frau endet. Mit Recht hat sich auch Theodor Storm, der Keller so wohlgesinnt war, in einem Brief gegen diesen Schluß (wie auch gegen andre Sonderbarkeiten Kellers) gewandt. „Wie zum Teufel, Meister Gottfried, schreibt er, kann ein so zart und schön empfindender Poet uns eine solche Roheit — ja, halten Sie nur hübsch still! — als etwas Ergötzliches ausmalen, daß ein Mann seiner Geliebten ihren frühern Ehemann nebst Brüdern zur Erhöhung ihrer Festfreude in so scheußlicher, possenhafter Herabgekommenheit vorführt! Hier stehe ich nicht mit dem Hute in der Hand und sage: Wartet, der Dichter will erst seinen Spaß machen! Nein, liebster Freund, das haben Sie nicht wohl bedacht, das muß vor der Buchausgabe heraus!“ *)

*) Baechtold III, 289. Leider wurde es nicht geändert.

Digitized by Google

Wie dieses Spintisiren und Fabuliren einerseits seine Stärke ist und vielfach die schönsten Früchte hervorgebracht hat, so verleitet es ihn andrerseits zuweilen, über die Stränge zu schlagen und den Bereich des Möglichen, das zum Schein der Wahrheit unerläßlich ist, zu überschreiten. Man kann das selbst an einer so vollkommnen Erzählung — vielleicht der besten unter den Seldwylern — wie „Kleider machen Leute“ sehen. Auch hier steht man unter dem Eindruck, daß die Situationen und Voraussetzungen, unter denen der arme wandernde Schneidergeselle für einen polnischen Grafen gehalten werden konnte, aufs feinste ausgeklügelt sind. An ihm selbst zu zeigen, wie der Einfältige zu der Ehre kommt und sich darin benimmt, wie er, ohne zu wollen und immer bestrebt, zu entfliehen, durch Passivität sich immer tiefer in die Lüge verstrickt, das ist aufs anmutigste und belustigendste gelungen. Aber die Kunst der Erfindung macht sich fühlbar, wie bei einem Märchen. Es ist ein Gemälde, an dem man Strich für Strich den Pinsel des Künstlers sieht. Die volle Illusion des Lebenswahren gelingt ihm nicht. Wenn er z. B. bei Einführung einer neuen Person sagt: „Eine neue Wendung war eingetreten, ein Fräulein beschritt den Schauplatz der Ereignisse,“ so sieht man im Gewebe des bilderreichen Teppichs, wie sich der Einschlag zum Aufzug fügt, man sieht das Weberschiffchen fliegen und gewinnt so die Teilnahme für das künstliche Gewebe auf Kosten des dargestellten Gegenstands, zum Schaden der Illusion.

Aber über diese Schwäche kommt man noch leichter hinweg, als über den auffallenden Mangel in der Darstellung des Empfindungslebens. Er hängt mit dem Charakter des Dichters zusammen und tritt uns daher ebenso sehr in seinen Erzählungen wie in seinen Briefen entgegen. Rührende Situationen weiß er genug darzustellen, aber in die Tiefe des Gemüts führt er fast nie. Er ist ein Dialektiker der Seelenkunde, aber namentlich die weiblichen Regungen der Seele übergeht er. Das ist selbst bei seiner so hoch geschätzten Novelle „Romeo und Julie auf dem Dorfe“ fühlbar. Man beobachtet das fein gezeichnete junge Paar mit größter Aufmerksamkeit, etwa wie man buntschillernde Schmetterlinge unter einer Glasglocke beobachtet, aber man wird nicht in ihr freudvolles Leid mit hineingezogen, man erlebt es nicht innerlich mit. Daher entbehren auch Kellers Verlobungen immer des innerlich Ergreifenden, beim Schneider Strapinski und Nettchen, wie bei Hadlaub und Fides und andern. Auch Wiedersehen zwischen Sohn und Mutter, wie zwischen Geliebten gehen meist trocken vorüber. Möglich, daß das manchmal beabsichtigt ist, daß der Dichter absichtlich zurückhält und uns allein fühlen lassen will, während er gewissermaßen nur die Unterlage giebt. Aber er geht darin zu weit. Man erinnere sich an die Enttäuschung der beiden Geliebten in „Ursula“: der heimkehrende Krieger, der nach drei Jahren endlich seine Braut zu finden hofft, um mit ihr ordnungsgemäß zum Altar zu treten, und das Mädchen, die nach den neuen Menschheitsrechten der Freiheitspropheten ihm ohne weiteres als

Digitized by Google

Ehegemahl zu folgen bereit ist. Man beachte auch den Schluß der Geschichte: als sich beide zuletzt nach neuer, langer, innerer Entfremdung wiederfinden, hat Keller nur die Worte: „Das Glück, das sie empfand, half ihr bald wieder zu blühenden Wangen; denn sie war wie ein gesegnetes Fleckchen Erde, das alsbald wieder ergrünt, sobald nur ein Sonnenblick und ein Tau darauf fällt." Trockner kann man doch bei aller Zierlichkeit kaum verfahren.

So geht Keller in vielen Fällen an dem Innenleben der Hauptpersonen still vorbei. Besonders auffällig ist das in den „Sieben Legenden," wo gerade die psychologische Vertiefung das Wichtigste gewesen wäre, weil die naive Darstellungsart der Legende das vernachlässigt. Bevorzugt sind aber vielmehr Stoffe, wo den Leuten durch Wunder etwas in den Schoß fällt, was sie sich nicht erworben, was sie also auch nicht verdient haben. Dabei ist ein spöttischer Zug hinein verwebt, der die Illusion der märchenhaft wirkenden Geschichten stört. Man denke an die Worte: „Die Jungfrau Maria, welche ja als (Ritter) Zendelwald neben ihr saß, las dies Gebet in ihrem Herzen und war so erfreut über die fromme Dankbarkeit ihres Schützlings, daß sie Bertraden zärtlich umfing und einen Kuß auf ihre Lippen drückte, der begreiflicherweise das holde Weib mit himmlischer Seligkeit erfüllte; denn wenn die Himmlischen einmal Zuckerzeug backen, so gerät es zur Süße."

Am empfindlichsten zeigt sich der Mangel an Darstellung des Seelischen in der Legende „Die Jungfrau und die Nonne," an den Hauptstationen der Entwicklung. Die schöne Beatrix entflieht voll Sehnsucht nach der Welt dem Kloster und giebt sich alsbald einem heimkehrenden Kreuzfahrer hin, der sie zu seiner Gemahlin macht. Nachdem sie ihm acht Söhne geboren hat, und der älteste achtzehn Jahre alt ist, verläßt sie heimlich die Ritterburg und kehrt unbemerkt auf ihren Posten im Kloster zurück, den unterdes die Jungfrau Maria versehen hat. Nach zehn Jahren kommt auch ihr Gatte mit den Söhnen zu einem Marienfeste ins Kloster. Sie „erkannte sie, schrie auf und eilte zu ihnen, und indem sie sich zu erkennen gab, verkündigte sie ihr Geheimnis und erzählte das große Wunder, das sie erfahren habe." Weder beim ersten Wiedersehen mit ihrem Gatten, noch beim Verlassen und Wiederfinden ihrer Kinder sind irgend welche innern Vorgänge geschildert.

Noch stärker tritt das da hervor, wo es sich etwa um religiöse Motive handelt, wie in „Eugenia," die ein Mönch und Abt wurde. Von ihrer inneren Erfassung des Christentums erfahren wir so gut wie nichts und sind höchlich überrascht, daß sie zuletzt eine Märtyrerin wird.

Was endlich die Darstellungsart des Dichters betrifft, so ist sie ja in dem Bisherigen schon mehrfach berührt. Wir freuen uns über viele gute Bilder, über manchen zierlichen Ausdruck, über manchen feinen Witz. Aber zuweilen erinnern sie doch lebhaft an die Schnörkel des Rokoko, so wenn er sagt: „Zwei Abenteuer, welche, wie es bei Zwillingen zuweilen geht, nur

Digitized by Google

geringfügig waren und in die gleiche Windel gewickelt werden können." Und bisweilen ist der Ausdruck geradezu geschmacklos, ermüdend lange Sätze hemmen den Fluß der Rede, und selbst stilistische Fehler sind nicht selten.

Als hervorragender Stilist kann Keller auf keinen Fall bezeichnet werden. Er hatte für die Form ebenso wenig Sinn wie für Rechtschreibung und Interpunktion. Zur Erheiterung der Leser möge hier am Schluß eine Stelle aus einem Briefe Kellers von 1860 stehen, wo er Auerbach auffordert, seine Korrektur zu besorgen: „Wobei ich Sie bitten müßte, die häufigen Ungleichheiten in der Rechtschreibung, wie große oder kleine Anfangsbuchstaben u. s. f., deren Beseitigung mir im Manuskript immer ein bitteres Kraut ist, mit dem Rotstift zu berücksichtigen, im Falle Sie dadurch genirt sind. Mir selbst ist das durchaus gleichgiltig. Ich verfahre immer nach augenblicklicher Eingebung, je nach dem Gewicht, das ich auf das Wort lege."

Trotz all dieser Schwächen und Wunderlichkeiten, die jeder ruhige Beobachter an den Werken Kellers wahrnehmen und empfinden wird, stehe ich nicht an, ihnen, insbesondre den Novellen, die Wertschätzung angedeihen zu lassen, die ihnen zukommt. Einige, zu denen ich in erster Linie das „Fähnlein der sieben Aufrechten" und den „Landvogt von Greifensee" rechne, gehören zu dem Besten, was die deutsche Litteratur in dieser Art aufzuweisen hat. Wenn ich dennoch nicht in das maßlose Lob einstimme, das viele seiner Verehrer dem Dichter gespendet haben, so glaube ich das genügend begründet und damit einen Beitrag geliefert zu haben zu einer wirklich gerechten Würdigung des Dichters Gottfried Keller.

## Griechenland und die Großmächte

Offenbar befinden sich augenblicklich die europäischen Großmächte und mit ihnen leider auch Deutschland in einer richtigen Sackgasse. Ihre Einmischung in die kretisch-griechischen Dinge ist von der Voraussetzung ausgegangen, daß sowohl die aufständischen Kreter als das kleine Königreich Griechenland sich dem „einmütigen Willen Europas," d. h. ins Praktische übersetzt, dem, was die Regierungen der sechs Großmächte im Interesse des sogenannten Weltfriedens und der plötzlich so überaus kostbaren „Integrität" des osmanischen Reichs für gut befinden würden, gehorsamst unterwerfen müßten, und auch der ungeheuern Mehrheit der deutschen Presse und dem deutschen Reichstage läßt sich

Digitized by Google

der Vorwurf nicht ersparen, daß sie das Möglichste gethan haben, um die deutsche Diplomatie in der eingeschlagnen Richtung zu bestärken, dagegen für das sittlich-nationale Problem, das hier vorliegt, nicht das geringste Verständnis gezeigt haben.

In keinem der abendländischen Parlamente war die Debatte über die orientalischen Verwicklungen so unbedeutend wie im deutschen Reichstage, wo immer nur vom „Weltfrieden," von dem verletzten „Rechtszustande" und dergleichen mehr, mit keinem Worte aber von dem Kern der ganzen Frage die Rede war, und die deutsche Presse hat seit Wochen die Griechen mit einer wahren Flut von beleidigendem Hohn und wegwerfender Geringschätzung überschüttet. Ein verkommnes Volk auf einer verkommnen Insel heißen die Kreter, Griechenland ist ein prahlerischer Gernegroß, ein frecher Ruhestörer, die griechische Verwaltung ebenso schlecht oder noch schlechter als die türkische, und das alles wird in einem Tone der Unfehlbarkeit vorgebracht, die nur noch von der Unwissenheit der Herren Journalisten übertroffen wird. Warum und wozu? Steht es uns Deutschen zu, die wir erst vor dreißig Jahren unter schweren Kämpfen die Grundlagen unsrer Einheit gewonnen haben, die ähnlichen in ihrem Kern durchaus berechtigten Bestrebungen eines zwar kleinen, aber rührigen und energischen Kulturvolks zu bekämpfen, nur weil sie uns augenblicklich nicht ganz bequem sind? Wir sehen dabei noch ganz davon ab, daß die Kronprinzessin von Griechenland eine Schwester unsers Kaisers ist. Aber bestehen nicht sogar seit Jahrzehnten die vielseitigsten materiellen und geistigen Beziehungen zwischen Deutschland und Griechenland? Studiren nicht junge Griechen mit Vorliebe bei uns, haben nicht unsre Wissenschaft und unsre Schulen den Griechen als Vorbild gedient, arbeiten nicht beständig deutsche Gelehrte auf griechischem Boden? Was würde Ernst Curtius sagen, wenn er noch lebte! Die philhellenische Begeisterung der zwanziger Jahre wird jetzt niemand von uns verlangen, aber wozu dieser feindselige Hohn, der ein patriotisches Volk, wie die Griechen ohne allen Zweifel sind, aufs tiefste empören muß? Leider hat die Haltung unsrer Regierung dies ganz ohne Not herbeigeführte Verhältnis noch wesentlich verschärft. Daß von Berlin aus die Anregung gegeben wurde, auf Kreta wenigstens etwas zu thun, das war vielleicht in der Ordnung; aber daß gerade unsre „Augusta" am 21. Februar bei Kanea den ersten Schuß auf die kretischen Aufständischen abgab, das hätte vermieden werden können und müssen, schon weil dadurch der Schein erweckt wurde, als ob Deutschland den griechischen Bestrebungen ganz besonders feindselig gegenüberstünde. Jetzt heißt es im ganzen griechischen Orient: Der erste Schuß auf Griechen ist von einem deutschen Schiffe gefallen, und der ganze erbitterte Haß richtet sich in erster Linie gegen uns. War das nötig? Sind wir so reich an Sympathien im Auslande, daß uns das so ganz gleichgiltig sein könnte? War es ferner nötig, daß die deutsche Diplomatie von Anfang an eine ganz besonders schroffe Haltung annahm, daß

Digitized by Google

sie es für ihrer unwürdig erklärte, noch weiter in Athen zu verhandeln, daß sie als Vorbedingung für jede neue Ordnung der Dinge auf Kreta die Wiederherstellung des verletzten Rechtszustandes durch Zurückziehung der griechischen Truppen und Schiffe verlangte, beiläufig, ohne die Mittel zu haben, damit auch nur bei den andern Großmächten durchzudringen? War uns irgend welche Ordnung auf Kreta wirklich so viel wert, um alles zu zerstören, was an deutschen Sympathien in der griechischen Welt vorhanden war, und unser Ansehen zu riskiren? Schon jetzt beginnen auch unsre Geschäftsleute die Folgen einer so temperamentvollen Politik empfindlich zu fühlen.

Und wozu hat denn nun all dies Drohen und Höhnen geholfen, was haben selbst die Geschütze und Matrosen der europäischen Flotten ausgerichtet? Sie haben einige kretische Küstenstädte besetzt, das ist alles; im Innern geht der mörderische Bürgerkrieg fort. Von den Voraussetzungen unsrer scharfsichtigen Diplomatie ist nicht eine zugetroffen. Die Kreter haben sich bis jetzt der ihnen angebotenen Autonomie nicht unterworfen, sie wollen die Vereinigung mit dem Königreich Griechenland; dies selbst hat das Ultimatum der Großmächte rundweg abgelehnt und ruft unter Waffen, was es aufbieten kann. Wir stehen also vermutlich an der Schwelle eines griechisch-türkischen Krieges. Dazu hat es die großmächtliche Einmischung im Namen des „Weltfriedens" gebracht, denn erst sie hat die Griechen zum äußersten getrieben.

Was soll denn nun geschehen? Es ist von einer Einschließung Kretas die Rede, um durch Aushungerung die Unterwerfung zu erzwingen. Eine sonderbare Politik, die den Kretern eine Freiheit, die sie schlechterdings nicht wollen, durch das sanfte Mittel der Hungersnot aufzwingen will! Welche Summe von Elend und Erbitterung, selbst wenn der Plan gelänge! Und ob er gelingt? Man hat schon berechnet, daß die bloße Einschließung der großen Insel von zweihundertsechzig Kilometer Länge etwa vierzig Kriegsschiffe erfordern würde (was bei einer Küstenlinie von mindestens sechshundert Kilometern Gesamtlänge auf fünfzehn Kilometer ein Schiff ergeben würde), und ob diese Blockade wirksam sein wird, ja ob sich überhaupt eine völlige Absperrung einer so buchtenreichen Küste kühnen Seeleuten gegenüber wird durchführen lassen, das ist nach frühern Erfahrungen mindestens sehr zweifelhaft. Gewaltige Kosten, die mit dem zu erreichenden Zwecke in gar keinem Verhältnis stehen, wird die Maßregel den beteiligten Mächten jedenfalls verursachen. An eine Unterwerfung der Insel mit Waffengewalt aber ist bei ihrem Hochgebirgscharakter und bei der zähen Ausdauer, die dies „verkommne" Volk den Türken gegenüber stets bewiesen hat, gar nicht zu denken; sie würde eine ganze große Armee und ungeheure Opfer an Menschen erfordern, die keine Großmacht bringen wird und bringen kann, außer für ihre eignen Interessen. Ist die Blockade Kretas schon schwierig, so wird die Blockade Griechenlands noch viel schwieriger sein. Und ob sie etwas helfen wird? Ob sie auch nur den Aus-

Digitized by Google

bruch eines griechisch-türkischen Krieges verhindern wird? Man kann sich sogar denken, daß sie in diesem Falle den Griechen gar nicht so unwillkommen wäre, weil sie doch auch türkische Landungen verhindern würde. Wie lange aber wird denn die europäische Handelswelt eine solche Sperre ertragen? Wie dem nun auch sein mag, die Großmächte haben nur die Wahl, einen nichts weniger als ehrenvollen Rückzug unter irgend welchem leidlichen Vorwande anzutreten, oder, lediglich um ihre allerdings aufs Spiel gesetzte Autorität einem „machtlosen" Kleinstaate gegenüber zu behaupten, einen im höchsten Grade gehässigen Zwang anzuwenden, der sie, man mag sagen, was man will, zu Bundesgenossen der Türken stempelt, und dessen Erfolg doch höchst unsicher ist. Non credis, mi fili, sagte der alte schwedische Kanzler Oxenstjerna, der Minister König Gustav Adolfs, quam parva sapientia regitur mundus.

Unter allen Umständen wäre es schade um jedes Korn Pulver, das Deutschland an eine solche Politik noch wendete, und vollends die Knochen unsrer braven Matrosen sind uns dafür viel zu gut. Wir würden gegen eine Vernichtung Griechenlands durch die Türken, die militärisch sehr wohl möglich ist, im Interesse der Menschlichkeit und der Bildung allerdings mit einschreiten müssen, denn die Akropolis mit ihren Denkmälern ist uns nicht der Gegenstand etwaiger militärischer Operationen, wie früher den Türken und jetzt wieder dem offiziösen Hamburger Korrespondenten, sondern heiliger Boden; wir hätten auch gar nichts dagegen einzuwenden, wenn sich Deutschland vorbereitete, auch an seinem Teile die Erbschaft der doch dem Zerfalle zutreibenden Türkei mit anzutreten und würden von diesem Gesichtspunkte aus auch das rasche Vorgehen unsrer Diplomatie verstehen können trotz der unbequemen Folgen, die es augenblicklich für uns hat, weil es in diesem Falle darauf ankommen würde, von Anfang an zu zeigen, daß uns die Mittelmeerfragen nicht mehr gleichgiltig sein können, wie vielleicht früher. Aber an der Seite der türkischen Truppen, der albanesischen Banden und des Gesindels von Baschi Bozuks dürfen unsre Seeleute nicht stehen, auch nicht dem Scheine nach. Freilich, bei der schimpflichen Schwäche unsrer Flotte werden wir unter allen Umständen in jenen Gewässern vorerst eine ziemlich klägliche Rolle spielen, und es wird leider für den Erfolg ganz gleichgiltig sein, ob die „Augusta" vor dem Piräus liegt oder in Wilhelmshaven. Das eine Gute wird hoffentlich die ganze Verwicklung für uns haben, daß sie dem Reichstage endlich die Augen darüber öffnet, wo wir stehen. Wir erhitzen uns die Köpfe über Christlich-sozial, National-sozial, Organisation des Handwerks, Margarine und andre hochwichtige Dinge mehr, aber die ungeheure Gefahr, in der unsre ganze Zukunft und Weltgeltung schwebt, wenn wir uns nicht aufraffen und trotz aller Bosheit, Dummheit und Heulmeierei die Flotte schaffen, die wir brauchen, die sehen wenige. Darüber unser in der großen Politik immer noch kindlich unreifes Volk aufzuklären, das wäre jetzt die erste und wichtigste Aufgabe der deutschen Presse.



Digitized by Google

Denn lehnte der Reichstag wirklich die sehr mäßigen Forderungen der Regierung ab, fände die Regierung nicht den Entschluß, die Frage durchzukämpfen, und wären das wirklich der Reichstag und die Regierung, die unser Volk verdient, dann wehe unsrer Zukunft!

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die österreichischen Wahlen. Die Neue Freie Presse jammert: Nicht einmal die wilden Flammen der Sozialdemokratie haben das Eis des Gletschers politischer Gleichgiltigkeit zu schmelzen vermocht, der das Zentrum der Monarchie bedeckt! Die Germania jubelt: Ein Blitz ist vom Himmel hernieder gefahren und hat das goldne wie das rote Kalb [was für Hörner hat doch dieses Kalb schon!] zermalmt! Uns kann weder jener Jammer rühren noch dieser Jubel ergreifen — das ganze Wahlergebnis ist uns gleichgiltig; weiß doch ohnehin schon seit einem Jahre jedermann, wie es im nächsten Abgeordnetenhause aussehen wird. Badeni wird den Ausgleich, und was er sonst braucht und wünscht, von seinen Polen, von den Tschechen, den Christlich-sozialen und den Klerikalen bekommen; ob die Häuflein der Deutschliberalen und der Deutschnationalen — daß sich beide andre Namen beigelegt haben, macht sie nicht stärker — durch gehorsame Beistimmung ein wohlwollendes Kopfnicken oder durch kühne Opposition ein ironisches Lächeln Badenis zuziehen, ist politisch nicht von Bedeutung, und Pernerstorffer wird sich ein wenig schonen können, da er in seinen Reden für Arbeiterschutz und Preßfreiheit und gegen Korruption von ein paar Arbeitervertretern abgelöst werden wird.*) Interessanter als das Ergebnis ist der Verlauf der Wahl. Daß in den drei industriellen Provinzen alle feindlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie zusammengestanden haben, ist nichts besondres, sondern eine ganz allgemeine Erscheinung; dagegen haben Galizien und Wien einen eigentümlichen Charakter gezeigt. In dem rein agrarischen Galizien befindet sich die ganze Bauernschaft in der Opposition. Wenn wir der Wiener Arbeiterzeitung glauben dürften, wäre es dort bei der Wahlmännerwahl folgendermaßen zugegangen. Je nach den örtlichen Verhältnissen werden entweder die bäuerlichen Wähler eingesperrt, bis die Herren die Wahlmänner ernannt haben, oder die Herren sperren sich für das Geschäft ab und lassen die Bauern nicht in das Wahllokal hinein; fügen sich diese nicht geduldig, so wird von Gendarmen und Soldaten in sie hinein gestochen, gehauen und geschossen. Zwischen West- und Ostgalizien besteht der Unterschied, daß die Geistlichen dort zur Herrenpartei gehören, hier, als Ruthenen, zur Bauernpartei; die Propinationsjuden sind in beiden Hälften des Landes Werkzeuge der Herren. Nach den übrigen Blättern haben die Bauern, man sieht nicht deutlich aus welchen Gründen und zu welchem Zweck, bei den Wahlen Unruhen erregt. Für den Zeitchronisten war die Arbeiterzeitung wertvoller

*) Eben lesen wir, daß er in seinem Wahlkreise Wiener-Neustadt durchgefallen ist, also überhaupt nichts mehr zu sagen hat.

Digitized by Google

als die übrigen Blätter, weil sie vom ersten Tage an täglich mit genauer Angabe der Orts- und Personennamen berichtet und die Vorgänge ausführlich erzählt hat, während die übrigen Blätter mit der Berichterstattung acht bis vierzehn Tage später begonnen und so unklar berichtet haben, daß man sich bis heute noch keinen Vers darauf machen kann. Sogar von jenen reichsdeutschen Blättern, die früher immer viel böses von der Schlachzizenwirtschaft, von der Unterdrückung der Ruthenen und von den Propinationsjuden zu berichten wußten, die aber seit dem Regierungsantritte Badenis über alle diese seitdem noch weit ärger gewordnen Dinge schweigen wie das Grab, sogar von diesen vorsichtigen Blättern wagte das eine — natürlich ohne die Arbeiterzeitung zu nennen — die schüchterne Vermutung, die Regierungsorgane dürften sich wohl doch nicht so ganz korrekt benommen haben. Wie weit die erzählten Einzelheiten wahr, ausgeschmückt oder erlogen sind, darauf kommt nicht viel an; das wesentliche ist die oppositionelle und revolutionäre Gesinnung des fast ganz aus Bauern bestehenden galizischen Volkes. Es gehört zu jenen Grundwahrheiten der Politik, die, weil sie unbequem sind, von den Herrschenden gewöhnlich vergessen werden, daß, wo Rauch aufsteigt, ein Feuer brennt, daß revolutionäre Gesinnung breiter Volksschichten ein sicherer Beweis für vorhandne arge Übelstände ist, und daß umgekehrt, wo sich das Volk elend fühlt, die revolutionäre Gesinnung nicht ausbleibt, und eben weil man vor dieser selbstverständlichen, lächerlich einfachen Wahrheit in den entscheidenden Augenblicken der Weltgeschichte gewöhnlich die Augen geschlossen hat, muß bei solchen Gelegenheiten daran erinnert werden, und auch daran, daß auf Namen nichts ankommt. Den galizischen Bauern ist es sicherlich ganz gleichgiltig, ob sie Sozialisten, Antisemiten, Radikale oder Ruthenenpartei genannt werden; sie wollen das Joch der Schlachzizen und ihrer Werkzeuge, der Propinationsjuden und der Geistlichen abschütteln, und jeder ist ihnen als Führer in ihrem Befreiungskampfe willkommen, der sich ihnen anbietet und fähig erweist, er mag kommen, aus welchem Lager er will.

Die Wiener Wahl zeichnet sich zunächst dadurch aus, daß dabei die Juden und die liberalen Deutschen offen für die Sozialdemokraten eingetreten sind. Zu verwundern ist dabei nichts. Die Herren wissen ganz genau, daß sie nichts wagen, weil ihnen, wenn die Arbeiter so dumm wären, es mit einem Putsch zu versuchen, das Militär zum Schutze ihrer Geldschränke zur Verfügung stehen würde, während ihnen kein Militär die verlornen Sitze im Rathause wieder verschaffen kann. Das andre merkwürdige war der amerikanische Charakter der Wahlbewegung. Der Wiener Phäake ist gewiß dem Yankee so unähnlich wie möglich, aber in der gegenseitigen Beschimpfung der Parteien und in Wahlkniffen sind jetzt die Wiener den Newyorkern schon beinahe über. Beim bloßen Schimpfen ist es nicht geblieben, beide Parteien haben die schwersten Anschuldigungen gegen einander erhoben. Die Sozialdemokraten klagten täglich, daß die Antisemiten mit den gröbsten und plumpsten Ungesetzlichkeiten arbeiteten: den Arbeitern die Legitimationskarten verweigerten, den Leuten der eignen Partei doppelte Legitimationskarten ausstellten, die Beamten zweimal wählen ließen, im Bezirk ihrer Wohnung und in dem ihres Büreaus, und viel andres dergleichen, die Antisemiten dagegen, daß in ihre Versammlungen sozialdemokratische „Strolche“ eindrängen und Gewaltthaten verübten. Bekanntlich haben damit die Christlich-sozialen ihre Bitte begründet, der Statthalter möge ihnen am Wahltage Militär zum Schutze geben, Graf Kielmannsegg aber hat sich geweigert, unter dem Vorwande des Schutzes der Christlich-sozialen die Wahlfreiheit der Arbeiter zu beschränken. Daß dieser Zweck beabsichtigt war, hat ein antisemitisches Blatt ganz offen mit der Bemerkung eingestanden, wenn in Ungarn den Juden-

Digitized by Google

liberalen Militär für die Wahlmache zur Verfügung gestanden habe, so dürften in Cisleithanien die Christlich-sozialen das gleiche fordern. Auf welcher Seite am meisten gelogen wird, vermögen wir auch hier nicht zu entscheiden. Gegen die Antisemiten spricht der Umstand, daß einer ihrer Führer, der Abgeordnete Schneider, wegen öffentlicher Verleumdung eines sozialdemokratischen Kandidaten gerichtlich verurteilt worden ist, und daß der Prinz Liechtenstein in einer Wählerversammlung behauptet hat, die Sozialdemokratie bekämpfe alles, nur nicht das mobile Kapital. Thatsächlich hat sich an die großen Juden außer den Sozialdemokraten noch niemand gewagt, und die Arbeiterzeitung durfte fragen: Wo war denn die antisemitische Presse, als es galt, den Säckel des Volkes bei der Verstaatlichung der Nordbahn gegen die Griffe des Herrn von Taußig zu schützen? Wo war sie, als die Ostrauer Bergarbeiter gegen Rothschild und Guttmann den Verzweiflungskampf führten? Ist ihnen Rothschilds Geld noch zu wenig jüdisches, zu wenig mobiles Kapital? Den Umstand, daß die Staatsanwaltschaft die ganze Zeit über der Arbeiterzeitung Schimpffreiheit gewährt hat, möchten wir nicht als Beweis dafür gelten lassen, daß alles, was darin gestanden hat, wahr sei. Wir rechnen diese Zurückhaltung des Staatsanwalts mit der Weigerung des Grafen Kielmannsegg und dem amtlichen Dementi des „mein lieber Dr. Lueger," womit der Kaiser den zweiten Bürgermeister auf dem Stadtball angeredet haben soll, zu den Symptomen einer unbehaglichen Stimmung, in die sich die Regierung durch die Siege der Christlich-sozialen versetzt fühlt; die Judenliberalen scheinen ihr bequemer gewesen zu sein. Auch hier kommt übrigens wenig darauf an, auf welcher Seite am meisten gelogen wird; das wesentliche ist, daß es in der Reichshauptstadt nur noch zwei Parteien giebt, die Christlich-sozialen oder klerikalen Antisemiten und die Sozialdemokraten.

Das allermerkwürdigste bleibt immer das wunderliche neue Wahlrecht selbst. Man hat auch in Österreich empfunden, daß man den dienenden Klassen unmöglich alle staatsbürgerlichen Pflichten aufbürden kann, ohne ihnen einige politische Rechte zu gewähren. Ihnen aber diese Rechte in wirksamer Weise zu sichern fürchtet man sich, darum hat man dieses verzwickte Wahlsystem geschaffen, das ihnen formell Rechte gewährt, diese aber thatsächlich ziemlich unwirksam macht. Noch vollkommner wird freilich dieser Zweck durch die preußische Dreiklassenwahl erreicht, bei der das Wahlrecht der dritten Klasse (zu der in den größern Städten außer den Arbeitern auch die meisten Handwerker und Beamten gehören, an manchem Orte so ziemlich die gesamte Intelligenz) ganz illusorisch ist, weil sie von den stets verbündeten beiden ersten Klassen unter allen Umständen überstimmt wird. Wir finden diesen Ausweg aus einer der größten Verlegenheiten des modernen Großstaats, einen Ausweg, auf den auch alle die Künsteleien hinauslaufen, die man zum Ersatz für das deutsche Reichstagswahlrecht vorgeschlagen hat, weder klug noch würdig. Wir haben vor Jahren einen andern Ausweg vorgeschlagen, der nichts unwürdiges an sich hat und die beiden entgegengesetzten Zwecke aufs vollkommenste vereint, indem er den dienenden Klassen zu ihrem Rechte verhilft, ohne irgend welche Gefahr für den Staat zu enthalten. Entweder man behält das allgemeine gleiche Wahlrecht bei und führt es dort ein, wo es noch nicht besteht, verwandelt aber die gesetzgebenden in bloß beratende Körperschaften. Oder man läßt die gesetzgebenden Körperschaften bestehen, verleiht aber nur den Besitzenden das Wahlrecht dafür; die Besitzlosen läßt man vollkommen frei aus ihrer Mitte Vertreter wählen (die Unterbeamten der verschiednen Klassen je einen Unterbeamten, die Landarbeiter der einzelnen Landschaften je einen, die Gewerkschaften der Provinzen und der Großstädte je einen aus ihrer Mitte), die nicht Sitz und Stimme im Parlament bekommen, sondern

Digitized by Google

denen nur die Pflicht auferlegt wird, vor dem Parlament und den Regierungsvertretern alljährlich einen vollständigen Bericht über die Lage ihrer Genossen zu erstatten und Vorschläge zur Abhilfe ihrer Beschwerden zu machen. Zu den Kommissionssitzungen, in denen über diese Vorschläge beraten würde, müßten sie zugezogen werden. Diese Arbeitervertreter müßten Diäten erhalten.

Militarismus und Reserveoffizier. Aus unsrer politischen Lage ergiebt sich zweifellos, daß wir auf unsrer Hut sein müssen. Darum ist es lächerlich, wenn man immer den sogenannten „Militarismus“ bekämpft und über den „Reserveoffizier“ spottet. Was versteht man denn unter „Militarismus“? Doch wohl eine Vorliebe für alles, was mit dem Heerwesen zusammenhängt, eine Vorliebe, die viele bei uns für übertrieben halten. Und die Verbindung, in die der Militarismus stets mit dem Reserveoffizier und zwar eifernder- oder spottenderweise gebracht wird, kann doch nur bedeuten, daß man dieser Einrichtung feindlich gegenübersteht. Auf der andern Seite zeigt wieder das Streben, den Reserveoffizier zu erreichen, die Sitte, den Titel als Reserveoffizier auf den Besuchskarten anzuführen, und zwar oft vor dem Titel einer höhern Stellung im bürgerlichen Leben, einen wie hohen Wert man der Stellung des Reserveoffiziers beilegt. Der Spott darüber entspringt also dem Neide derer, denen es nicht gelungen ist, Reserveoffizier zu werden. Sie spotten, ohne Rücksicht darauf, daß sie damit einer militärischen Einrichtung schaden, die wir durchaus nötig haben.

Zu den Zeiten der stehenden Heere im wahren Sinne des Wortes, also im vorigen Jahrhundert gab es nur Berufsoffiziere; bei der Kleinheit der damaligen Heere reichte die Zahl der Berufsoffiziere auch im Kriege aus. Wo das aber nicht der Fall war, sah man sich in die unangenehme Notwendigkeit versetzt, alle möglichen Leute im Kriege als Offiziere einzustellen und nach dem Kriege wieder zu entlassen, ohne Rücksicht darauf, was aus ihnen wurde. Noch im Jahre 1866 sind in einzelnen süddeutschen Kontingenten, die bekanntlich die preußische Wehrverfassung, also auch die Reserveoffiziere nicht hatten, Leute als Offiziere eingestellt worden, die keinerlei militärische Vorbildung hatten. Nach dem Kriege wurden die meisten kaltblütig mit einer geringen Abfindungssumme wieder entlassen. Im Kriege hatten sie beim besten Willen kaum nützen können; nach dem Kriege konnten sie sehen, wie sie sich im bürgerlichen Leben wieder ein lohnendes Dasein schafften. Die amtliche Bezeichnung dieser Offiziere lautete: „Offizier auf Kriegsdauer“; der Volks- und Soldatenwitz aber nannte sie „kriegsbedauerliche Offiziere.“

Unsre heutigen Heere sind keine stehenden Heere mehr. Nur das Offizierkorps ist dauernd, und ein geringer Teil der Unteroffiziere. Die Mannschaften stellt das wehrfähige Volk, und der Unterschied in der Zahl zwischen Friedens- und Kriegsstand ist so groß, daß der Kriegsstand nicht mit lauter Berufsoffizieren versehen werden kann. Wir müssen also Offiziere auch im Beurlaubtenstande haben, die nötigenfalls bereit sind, die leeren Stellen in den verschiednen Heeresteilen auszufüllen. Dazu müssen sie die nötige Vorbildung haben. Unsre Reserveoffiziere haben auch in allen Kriegen von 1864 bis 1871 vorzügliches geleistet in der Schlacht sowohl wie in den mancherlei Verwendungen, die sie sonst gefunden haben. Infolge der größern Lebenserfahrung und Geschäftskenntnis, die die meisten Reserveoffiziere aus ihrem bürgerlichen Berufe mitbringen, sind sie zu mancherlei Thätigkeiten, wie Quartiermachen, Leitung von Verpflegungs- und Sanitätskolonnen geeigneter als die Berufsoffiziere. Ich habe selbst im Kriege von 1870/71 die besten Erfahrungen mit ihnen gemacht. Da wir also die Reserveoffiziere gar nicht entbehren

Digitized by Google

können, so sollte sich das ganze Volk freuen, daß bei unsrer Jugend und selbst bei Männern in reiferm Lebensalter das Streben, Reserveoffizier zu werden oder zu bleiben, so lebhaft ist. Was schadet es bei den Vorzügen dieser Einrichtung, wenn hie und da einmal Eitelkeit auf diese Stellung zu Tage tritt, die lächerlich, vielleicht auch gegen andre, die die Epauletten nicht haben erlangen können, verletzend ist? Deshalb braucht man doch nicht die ganze Einrichtung zu verwerfen und über Militarismus zu klagen. Die Zeit ist wahrlich nicht dazu angethan, unsre Heereseinrichtungen anzugreifen.

Der französische General Lewal sagt in einem Aufsatze im Journal des sciences militaires vom September 1896: „Den Militarismus angreifen ist ein Unsinn, weil dieser Geist ein genaues Gegenstück ist zu dem natürlichen Bedürfnis im Kampfe der Interessen. Wenn die Sozialisten das Gegenteil denken, so geschieht das deshalb, weil sie im Heer ein Hemmnis sehen für ihre Pläne zur Umgestaltung der Gesellschaft. Ihre Sendboten haben wohl erkannt, daß im Heere der Geist der Ordnung und der Zivilisation beruht, zu dem die Zerstörung und der Untergang im Gegensatz stehen. Aber die große Masse der Meinungen widersteht den nihilistischen Theorien, der militärische Geist ist und wird immer bleiben der Gradmesser für den Wert der Völker." So schreibt ein Franzose. Er hat freilich Grund dazu, das seinen Landsleuten zuzurufen. Denn in Frankreich ist der Militarismus, trotz des Chauvinismus, thatsächlich im Rückgange. Ich weiß aus zuverlässigen Mitteilungen von jungen Franzosen, daß gerade reiche Leute keineswegs nach dem „Einjährigen" streben. Warum? fragte ich. Ja, fürs Examen zu lernen ist ihnen zu langweilig. Sie dienen lieber diejelbe Zeit wie die übrigen Mannschaften und suchen durch allerlei Mittel ihre Dienstzeit so bequem wie möglich hinzubringen. Ein Beispiel dieser Art ist der junge Millionär, genannt le petit sucrier, der, weil er kein Examen gemacht hatte, seine Zeit beim Train abdiente und vorigen Herbst im Lazarett starb. Das Werk eines höhern französischen Offiziers, das ich vor einigen Jahren in den Händen hatte, schildert die Verhältnisse im französischen Heere in trübem Lichte. Er behauptet, die Hauptaufgabe der französischen Abgeordneten bestehe darin, möglichst viele Angehörige ihres Wahlkreises vom Heeresdienste zu befreien und, wenn ihnen das nicht gelinge, es doch wenigstens durch ihren persönlichen Einfluß fertig zu bringen, daß die jungen Leute vom Frontdienste befreit und als Diener, Ordonnanzen, Schreiber, Köche usw. ihre Militärzeit hinbringen können. Der Einfluß dieser Bestrebungen mache sich schon derart geltend, daß auf Exerzierplätzen die Musik einzelner Regimenter manchmal stärker sei, als die Bataillone. Die Besichtigungen der Truppenteile durch die höhern Vorgesetzten, bei uns bekanntlich mit größter Gewissenhaftigkeit und gänzlicher Rücksichtslosigkeit gegen die Person durchgeführt, verliefen in Frankreich meist ergebnislos, weil sich der Besichtigende scheue, ungünstig nach oben zu berichten.

Auch von Englands Heereszuständen gab kürzlich die Army and Navy Gazette in einem „Eingesandt" ein wenig schmeichelhaftes Bild. Es heißt da: „Die Armee hat nicht mehr die Anziehungskraft für die wohlhabenden Männer wie früher. Jährlich wächst die Zahl der Offiziere, die nur von ihrem Gehalt leben müssen. Wenn es die Absicht ist, die Offiziere gerade so arbeiten zu lassen wie die andern Stände, so werden die meisten Offiziere, die Privatvermögen besitzen, bald zurücktreten."

Das sind Zustände, die nicht auf Militarismus und Streben nach dem Reserveoffizier schließen lassen, aber auch Beweise dafür, wohin es führt, wenn im Volke

Digitized by Google

der Militarismus schwindet. Also hüten wir uns davor, jede hervortretende Eitelkeit eines Einzelnen auf seinen Rang als Reserveoffizier, jede Ausschreitung eines jungen Offiziers sofort zu verallgemeinern und gegen überhandnehmenden Militarismus zu eifern. Ausschreitungen und Eitelkeiten werden im Heere wahrscheinlich strenger beurteilt und behandelt als in bürgerlichen Ständen.

C. v. Herget, Generalmajor z. D.

Noch eine Schattenseite in der Justiz betrifft das Vormundschaftswesen. Nach dem preußischen Allgemeinen Landrechte hatte der Vormund eine in hohem Grade unselbständige Stellung. Auf Schritt und Tritt mußte er die Genehmigung des Vormundschaftsgerichts nachsuchen, und überall fand er sich dadurch in seiner Thätigkeit gehemmt. Aber die Vorschriften des Landrechts waren doch im ganzen wohlmeinend und verständig. Unter Umständen konnte der Richter dem Vormund auch eine etwas größere Selbständigkeit gewähren. Jedes Gesetz will mit Vernunft gehandhabt und angewendet werden, und wäre das immer geschehen, so wäre die landrechtliche Vormundschaftsordnung gar nicht so schlimm gewesen, wie sie gemacht und verschrieen worden ist. Aber sie wurde mit büreaukratischer Pedanterie gehandhabt. Wir könnten Beispiele anführen von kleinlichem, engherzigem und zugleich tyrannischem Verfahren, die man nicht für möglich halten sollte. So wurde das Vormundschaftswesen vielfach zu einer wahren Landplage, und daher kam es, daß in allen Testamenten, in denen ein Vormund ernannt wurde, dieser stets von der Aufsicht des vormundschaftlichen Gerichts, soweit es gesetzlich irgend zulässig war, befreit wurde.

Aus alter Gewohnheit geschieht das nun regelmäßig heute noch, wo es meist gar keinen Zweck mehr hat. Nach der neuern Gesetzgebung ist dies ja alles geändert. Der Vormund hat jetzt eine sehr selbständige Stellung, wenn es auch Bestimmungen genug giebt, die dem Richter eine Handhabe bieten, ihn erforderlichen Falls wirksam einzuschränken. Im allgemeinen ist über die Stellung und Thätigkeit des Vormundschaftsrichters nur bestimmt, daß er über die Vormundschaft die Aufsicht zu führen habe. In welcher Weise die Aufsicht geführt werden soll, und wie weit sie sich zu erstrecken hat, kann selbstverständlich kein Gesetz genau bestimmen; es muß das dem Taktgefühl des Richters und seinem vernünftigen Ermessen überlassen bleiben. Seine Thätigkeit ist, wie es in der Natur der Sache liegt, eine gemischte, teils eine richterliche, teils eine verwaltende (insofern er die Vermögensverwaltung zu beaufsichtigen hat), teils eine, man möchte fast sagen pastorale oder väterliche. Er ist für den Vormund der gewieseme Ratgeber, mit dem er dessen Angelegenheiten am besten mündlich bespricht. Wenn er seine Stellung so auffaßt und mit lebendigem Rechtsgefühl und treuer Sorge seines Amtes waltet, so hat er unaufhörlich Gelegenheit, gutes zu stiften und sich Vertrauen und Dank zu erwerben. Wie ein Erbvertrag geschlossen wird, ist oft viel wichtiger für das Wohl und die Zukunft einer Familie, als wie ein Prozeß entschieden wird. Aber wie steht es mit alledem in Wirklichkeit? In neuester Zeit ist folgendes vorgekommen. Die Witwe als Vormünderin ihrer Kinder gerät in eine verwickelte Rechtsangelegenheit und weiß nicht, ob sie sich auf einen Prozeß einlassen soll oder nicht. Sie wendet sich an den Vormundschaftsrichter und bittet um Rat. Darauf ergeht etwa folgende Verfügung: „Nach Paragraph so und so hat das vormundschaftliche Gericht über die Vormundschaft nur die Aufsicht zu führen. Es ist daher nicht Sache des Gerichts, Ihnen Rat zu erteilen, vielmehr lediglich Ihre Sache, zu erwägen, was Sie in der Angelegenheit zu thun haben,

Digitized by Google

und kann das nur Ihnen selbst überlassen bleiben." Hat es das Gesetz wirklich so gemeint? Das heißt doch nichts andres als: „Mach, was du willst, sieh, wie du fertig wirst, ich bekümmere mich um nichts." Und das geschieht alles Ernstes unter Berufung auf einen Paragraphen des Gesetzes! Hier wäre es Sache des Richters gewesen, sich um die Angelegenheit zu bekümmern. Aber freilich, das erfordert Arbeit. Man meint oft, alle Übelstände durch Gesetze abstellen zu können, aber man täuscht sich. Es kommt darauf an, wie die Menschen sind, die die Gesetze anwenden sollen. Hört auf, Büreaukraten und wortklauberische Pedanten zu sein und werdet pflichttreue Menschen, dann wird vieles anders werden!

Theodor von Bernhardis Lebenserinnerungen. Der sechste Band der Tagebuchblätter Theodor von Bernhardis führt den Sondertitel: Aus den letzten Tagen des deutschen Bundes und enthält die Erinnerungen des Verfassers aus den Jahren 1864 bis 1866. Vor allem ist es erfrischend, so manchen landläufigen — oder wenigstens landläufig gewesenen — Vorstellungen und Urteilen gegenüber hier die Stimme des gesunden Menschenverstands zu vernehmen. So sagt er von Mazzini, seine politischen Pläne kämen ihm so abgeschmackt und unsinnig vor, als rührten sie von einem verrückten Schuljungen her: von einem Gefühle für sittliche Würde, für Recht und Unrecht finde sich bei ihm keine Spur. Besonders bewährt Bernhardi sein richtiges Urteil England und den Engländern gegenüber. Er war im Winter 1863 auf 1864 nach London gegangen, um die Interessen des Herzogs von Augustenburg zu vertreten und die öffentliche Meinung durch die Presse über den deutsch-dänischen Streitfall aufzuklären, ein Unternehmen, dessen völlige Fruchtlosigkeit ihm desto klarer wurde, je näher er den englischen Verhältnissen trat. Seltsam, ruft er einmal aus, daß die magna charta immer noch als die Grundlage des Staatswesens betrachtet wird, und ein Beweis, wie wenig die Engländer ihre eigne Geschichte verstehen! Dieses Dokument, das bestimmt war, eine Ritterherrschaft in England einzuführen, und aus dem ein mecklenburgisches Staatswesen hervorgehen konnte, so gut wie das heutige englische! Diese Unwissenheit tritt ihm überall entgegen: Lord Houghton ist ganz erstaunt darüber, von Bernhardi zu hören, daß die Tudors Kelten waren. Im Parlamentsgebäude lacht Bernhardi über das große Gemälde der Schlacht bei Belle Alliance, auf dem Blücher mit ein paar Offizieren mitten im englischen Heere ist, während doch Wellington mit seinen Adjutanten nur inmitten des preußischen Heeres sein konnte. Betreffs der englischen Politik in den außereuropäischen Ländern veranlaßt ihn die Bemerkung eines Engländers, die unruhige Kreolenbevölkerung von Mexiko müsse eben ausgerottet werden, zu dem Ausruf: mit welcher Seelenruhe so ein Engländer davon spricht, daß Nationen ausgerottet werden müssen, damit für den englischen Krämer oder seinen Kram Platz wird, das setzt immer von neuem in Erstaunen! Am meisten erstaunt ist er über die Barbarei des Durchschnittslondoners. In Hampton-Court, wo ihm in der Gemäldegalerie über so manchen angeblichen Tizian die Haare zu Berge stehen, macht er die Bemerkung, daß die Galerie, in der sich Raphaels Kartons befinden, von dem zahlreich vorhandnen Publikum offenbar für einen Durchgangsraum gehalten wurde, da die Besucher einfach durchmarschirten, ohne auch nur einen Blick auf die Bilder zu werfen. In den Sälen des Britischen Museums, in denen die von Lord Elgin gestohlnen Parthenonskulpturen aufgestellt sind, war und blieb Bernhardi buchstäblich allein. Auch die ganze Anlage des Gebäudes, die Verbindung der Kunstsammlung mit einem großen Naturalienkabinett erscheint ihm geschmacklos; man denke sich die Werke des Phidias, sagt er, mit

Digitized by Google

ausgestopften Affen unter einem Dache! In Betreff der Zukunft Englands eignet er sich Lord Houghtons Ansicht an, der es bedenklich findet, daß das kleine Grundeigentum in der That bereits fast ganz verschwunden ist; schon damals war der gesamte Grund und Boden des Landes Eigentum von nicht mehr als zehntausend Grundherren. Houghton prophezeite, dieser eigentümliche Zustand werde wohl als letztes Ergebnis die furchtbarste aller Revolutionen haben.

Mit der Rückkehr Bernhardis aus England vollzieht sich in ihm der Umschwung, der den vorliegenden Band seiner Erinnerungen zu einem der interessantesten geschichtlichen Bücher macht, die je geschrieben worden sind. Der Verfasser ist hier gleichsam der Typus der gebildeten preußischen Bevölkerung, die bis dahin in die fortschrittlichen Phrasen und Anschauungen verrannt war, Militärreorganisation mit Muckertum und Reaktion für gleichbedeutend hielt und in Bismarck das Werkzeug der Reaktion sah. Wie es damals der gebildeten Welt im allgemeinen ging, so macht hier Bernhardi vor den Augen des Lesers die Wandlung durch, die ihn in der schleswig-holsteinischen Frage allmählich den Punkt erkennen ließ, von dem aus Preußen seine Mission in Deutschland beginnen mußte, und in Bismarck den Mann, der allein imstande war, aus der Finsternis Licht, aus dem Chaos Ordnung zu schaffen. Je deutlicher und schärfer sich aber dem Auge des großen Historikers die geschichtliche Wahrheit enthüllte, desto klarer durchschaute er die unendlichen Schwierigkeiten, mit denen Bismarck zu kämpfen hatte. Es hat etwas geradezu ergreifendes, wenn man sich mit Hilfe dieser authentischen, von Tag zu Tage gemachten Aufzeichnungen vergegenwärtigt, gegen welche Fülle von Feindschaft der Mann zu kämpfen hatte, der nichts weiter wollte, als Preußen endlich die ihm gebührende Stellung in Deutschland verschaffen, um damit zugleich die deutsche Frage zu lösen. Am schmerzlichsten wird man dabei von den Ansichten und dem Verhalten des damaligen Kronprinzen berührt. Am 3. März 1866 hatte Bernhardi eine Unterredung mit ihm, in der Friedrich Wilhelm gewissermaßen alles rekapitulirt, was er über die Lösung des schleswig-holsteinischen Konflikts und Preußens Politik Österreich gegenüber während Bismarcks Amtsführung empfunden hatte. Wir setzen seine hauptsächlichsten Äußerungen hierher, indem wir Bernhardis Zwischenreden weglassen.

Bei Beginn der Unterredung rief der Prinz aus: Ja warum treibt man die Dinge so auf die Spitze! und deutete an, Bismarck treibe, selber durch den Konflikt mit dem Abgeordnetenhause getrieben, in einer Art von Ratlosigkeit auf die Annexion der Herzogtümer und einen Bruch mit Österreich hin, bloß in der unbestimmten Idee, sich durch ein gewagtes Spiel, eine gesteigerte Verwirrung im Amte zu behaupten. In seiner ganzen Politik, fährt er dann fort, ist Bismarck von Anfang an lediglich durch den Haß gegen das Haus Augustenburg und die liberale Partei bestimmt worden, die sich dieses Hauses annehmen wollte. Dann behauptete er, der Herzog von Augustenburg sei in seinem Verfahren immer korrekt und stets bereit gewesen, Preußen alle billigen Vorteile einzuräumen. Dann kam er wiederholt auf das „treue preußische Herz" des Herzogs zurück: aber freilich, wenn man Forderungen stellt, ausdrücklich in der Absicht, daß sie nicht angenommen werden sollen! . . . . Bismarck, fährt er dann fort, hat sich des Königs ganz zu bemächtigen gewußt. Wie er das gemacht hat, weiß ich nicht, aber es ist so; der König sieht jetzt alles nur durch die Bismarcksche Brille. Und so steuern wir auf die Annexion los, denn der König will sie! Manteufel hat mir vor seiner Abreise gesagt: Die Annexion muß stattfinden, denn die Armee und das Volk will sie. Auf Bernhardis Einwendung, es dürfe nicht bekannt werden, daß der Kronprinz



Digitized by Google

gegen die Annexion sei, erwiderte er: O, das ist mir ganz einerlei. Das weiß man seit lange. Man hat mir schon sehr viele unangenehme Dinge gesagt, aber daraus mache ich mir gar nichts, und wenn sie auch irgend etwas ganz elkatantes gegen mich thun. Dann behauptete er, durch die Annexion werde die Lösung der deutschen Frage verdorben: hier hätte das Muster aufgestellt werden müssen, wie das Verhältnis zwischen den Einzelstaaten und der leitenden Macht zu regeln war. Die Mittelstaaten wissen recht gut, daß hier das Beispiel gegeben wird, wie sie alle beschnitten werden sollen. Hierauf sprach er von dem bevorstehenden Kriege mit Österreich und der erwarteten Neutralität Napoleons und fuhr fort: Nun gut, also Frankreich bleibt neutral; aber nach den ersten Kämpfen wird Napoleon seine Vermittlung anbieten, man wird sie ablehnen, er wird sie aber von neuem anbieten, und immer wieder, zuletzt gebieterisch — vielleicht den Frieden diktiren, wie er ihn haben will, und jedenfalls sagen: ihr sollt die Herzogtümer haben, aber gebt mir Belgien! Und wenn bei den Friedensverhandlungen zur Sprache kommt, daß die deutschen Verhältnisse, die natürlich nicht die bisherigen bleiben können, neu gestaltet werden sollen, dann wird Napoleon mit seinen Forderungen hervortreten.

Nicht viel günstiger lauten die Urteile sonst vernünftiger liberaler Politiker. Der frühere Unterrichtsminister von Bethmann-Hollweg ist in großer Aufregung und sehr unzufrieden mit Bismarcks „unverständiger, waghalsiger" Politik, und sein Sohn giebt bei dem drohenden Konflikte mit Österreich als Äußerstes zu: man wird sich wohl am Ende hinter den tollen Kerl spannen müssen!

Ganz anders die echten Fortschrittler. Bockum-Dolffs äußert bei der Bemerkung, die schleswig-holsteinische Verwicklung werde möglicherweise zu einem europäischen Konflikte führen, kaltblütig: wenn sich eine europäische Verwicklung daraus ergiebt, dann müssen wir sofort heraus aus den Herzogtümern; wir müssen sie dann ohne weiteres aufgeben, denn der Militäretat darf nicht erhöht werden! Noch erhebender ist Virchows schöne Offenheit: ich will gar keinen Kompromiß mit der Regierung (in der Frage der Militärreorganisation), ich will den König dahin treiben, daß er die Kammern nach Hause schickt und die Verfassung aufhebt; daraus muß sich dann später eine Revolution ergeben. Einen erheiternden Eindruck machen dabei die geschäftig hin- und herlaufenden kleinen Geister, die stets neue Nachrichten in der Tasche haben, die dann gewöhnlich am nächsten Tage widerrufen werden. Ihr Typus ist Gefficken. Ähnlich ist der Geheime Legationsrat Meyer, den Bernhardi — wir wissen nicht, weshalb — den Königs-Meyer nennt: er war Vorleser der Königin Augusta und gleich langweilig durch sein eintöniges Geschwätz wie durch seine schrecklichen Gedichte. Er wühlte mit Brandis, dem Sekretär der Königin, eifrig gegen die Annexion der Herzogtümer; als dann der Wind herumging, ließ er den Augustenburger fallen, der früher sein Abgott gewesen war, und als der Krieg mit Österreich in Sicht stand, veröffentlichte er in der Spenerschen Zeitung, die König Wilhelm damals zu lesen pflegte, ein herzbrechendes Ostergebet: O Gott, rett uns vor diesem Bruderkrieg! Hierbei ist bezeichnend, wie er das Gedicht in die Zeitung schmuggelte. Der Redakteur der Spenerschen Zeitung, Alexis Schmidt, war sein Neffe; ihm brachte er das Gedicht mit der Behauptung, der König habe es im Manuskript gelesen und großes Gefallen daran gefunden. Als auch das Gedicht nichts half, machte er am Theetisch der Königin Augusta einen Angriff auf den König, indem er über die Schrecken des Bürgerkriegs deklamirte, den er für einen Frevel erklärte. Der König erwiderte in seiner bekannten, unerschöpflichen Gutmütigkeit nichts weiter als: „Sie sprechen ja als mein Feind." Zuletzt begegnen wir ihm auf der Straße, wo er Bernhardi anspricht und ihm ausmalt,

Digitized by Google

Preußen würde als Resultat des österreichischen Krieges die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich erleben. Dann schrie er los: „Das ist eine Infamie, das ist eine Nichtswürdigkeit!“ Bernhardi erwiderte nur trocken, dergleichen Äußerungen ziemten sich für einen preußischen Beamten nicht.

Daß alle diese der Politik Bismarcks feindlichen Strömungen in den Herzogtümern selbst die eifrigste Förderung fanden, ist bekannt; das ärgste hierin leistete aber doch Samwer, der Berater des Herzogs von Augustenburg, indem er die Abfassung eines Artikels in der Schleswig-holsteinischen Zeitung veranlaßte, worin gesagt wurde: Kommen der Herzog und die Herzogtümer nicht auf anderm Wege zu ihrem Rechte, so werden sie den mächtigen Schutz Frankreichs anrufen; sollte darüber Preußen das linke Rheinufer verlieren, so wird das sehr zu bedauern, aber nicht die Schuld des Herzogs oder der Schleswig-Holsteiner sein.

Das erfreulichste an dem Buche ist all diesen Treibereien gegenüber die unwiderstehliche Macht der Wahrheit, die sich allmählich Bahn bricht. Am 26. Mai 1864 kommt Alfred von Auerswald zu Bernhardi und bestätigt ihm, daß ein großer Umschwung der öffentlichen Meinung zu Gunsten Bismarcks stattgefunden habe. Bismarck suchte nun auch Fühlung mit den vernünftigen Leuten der liberalen Partei zu gewinnen. Am 8. März 1865 hatte er ein eingehendes Gespräch mit Max Duncker. Ihm gegenüber bezeichnete er die Annexion der Herzogtümer als die einzige vernünftige Lösung, und als Duncker die Schwierigkeiten erwähnte, die dabei von Frankreich ausgehen könnten, erwiderte er: Dem kann ich dadurch begegnen, daß ich in den Tuilerien geltend mache, daß die Sache eben durchgeführt werden muß; kann ich sie nicht mit Frankreich machen, so muß ich sie mit Österreich machen. Als Duncker einwarf, alles sei gegen die Annexion, erwiderte Bismarck: dann muß die Nationalitätenfrage im größten Maßstabe aufgenommen werden. Duncker antwortete, das glaube ihm niemand. Und wenn es mir niemand glaubt, dann trete ich zurück, und ein andrer macht die Sache, einer von Ihrer Couleur!

Über ein Jahr später, am 22. April 1866, hat Duncker wieder eine Konferenz mit Bismarck. Der König schwankte, und Bismarck hatte den Eindruck, daß er ihn nicht zum Kriege gegen Österreich bewegen könne: Ich bin bereit zurückzutreten und die Führung der Geschäfte einem liberalen Ministerium zu überlassen, wenn ein solches Ministerium die Sache weiter zu führen vermag. Ist aber eins in diesem Augenblicke möglich? Und wer soll Minister der auswärtigen Angelegenheiten sein? Usedom ist ein liebenswürdiger Konversationsminister und nichts weiter; er hat nicht den Grad von Energie, den die jetzigen Verhältnisse fordern. Wenige Tage darauf, am 27. April, beschied Bismarck Bernhardi zu sich, um ihn zu veranlassen, nach Hannover zu reisen und dort das Terrain zu sondiren. Im Laufe der Unterredung setzte er Bernhardi auseinander, daß er nicht durch persönliche Rücksichten oder durch Berechnungen trivialen Ehrgeizes bestimmt werde, sondern daß es ihm nur darum zu thun sei, Preußens Größe und Macht zu fördern: Dabei sollten mich die Liberalen unterstützen, wenn sie irgend verständig wären; sie sollten sich keine Sorgen machen um das bischen Liberalismus, das sie etwa dabei einbüßen. Das will wenig bedeuten. Das holen sie nachher, unter dem ersten besten liberalen Ministerium in sechs Wochen wieder ein. Und jedenfalls wird unter dem Kronprinzen ein andres Regiment eintreten. Was mich anlangt, so kann es wohl sein, daß ich nicht imstande sein werde, das begonnene Werk zu vollenden, und daß ich zurücktreten muß. Das würde ich ganz gern thun, gern die Sache in die Hände eines liberalen Ministeriums legen, wenn ich nur hoffen könnte, daß dieses liberale Ministerium imstande sein würde, sie mit

Digitized by Google

Erfolg zu Ende zu führen. Aber wo sind die Leute dazu, wo die liberalen Minister, von denen man so etwas erwarten kann? Schwerin ist doch wahrlich nicht der Mann dazu. Und wer soll Minister des Auswärtigen sein? Usedom? Der ist ein Konversationsminister, ein liebenswürdiger Feuilletonist, eine geistreiche Dame. Oder etwa Goltz? Nein, der ist zänkisch und schwankend. Er weiß sich mit niemand zu vertragen und sieht die Dinge von einem Tage zum andern in sehr verschiednem Licht; bald überschwänglich zuversichtlich und hoffnungsvoll, bald wieder ganz entmutigt: himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt — so sind seine Berichte aus Paris, von einer Woche zur andern verschieden wie Tag und Nacht. Dann aber könnte auch ein liberales Ministerium den König, der ihm nie ganz trauen würde, noch weniger als ich zu den energischen Entschlüssen bewegen, die gefaßt werden müssen, und die Sache würde an dem Könige scheitern. In Hannover müssen die Leute vor allen Dingen davon überzeugt werden, daß die Forderung einer Bundesreform, die ich ausgesprochen habe, keineswegs ein Notschuß, durchaus kein bloßes Auskunftsmittel ist, zu dem ich in der Verlegenheit gegriffen habe, um herauszukommen, sondern ein Programm. Die Bundesreform ist ein Plan, der bei mir seit lange, seit der Zeit feststeht, wo ich politisch mündig geworden bin. Allerdings bin ich nicht politisch mündig gewesen, als ich vom Lande aus in das öffentliche Leben eintrat. Damals habe ich mir allerdings das Wesen der konservativen Interessen und die Politik Österreichs ganz anders gedacht, als sie wirklich sind. Ich habe damals geglaubt, daß ein redliches Zusammengehen mit Österreich möglich und die Vorbedingung der Macht und Sicherheit Deutschlands sowie der Ruhe Europas sei. Aber als Gesandter am Bundestage habe ich mich bald davon überzeugt, daß von einem solchen Zusammengehen nicht die Rede sein kann, weil eben Österreich in seinen Beziehungen zu Preußen nicht redlich, weil Österreichs Politik gegen Preußen nur eine Politik der Mißgunst ist. Seitdem ich dies eingesehen habe, ist die Reform des Bundes und das deutsche Parlament mein Programm. Das sagen Sie Bennigsen. Auf den Einwurf Bernhardis, wenn er dies Bennigsen sage, spreche er nicht mehr als unabhängiger Mann, sondern als Bismarcks Vertrauter, und als solcher finde er kein Vertrauen bei den Liberalen, fuhr Bismarck fort: Als der Fürst von Hohenzollern und Rudolph Auerswald an der Spitze der Geschäfte standen, wünschten sie mich einmal, der ich damals Gesandter am Bundestage war, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu haben. Ich wurde deshalb nach Berlin beschieden und hier eines Tags zusammen mit Hohenzollern, Auerswald und Schleinitz zum Könige entboten. Hier setzte ich meinen Bundesreform- und Parlamentsplan auseinander. Schleinitz sprach dagegen und sprach sich für ein Zusammengehen und Bündnis mit Österreich aus. Der König entschied sich „für jetzt“ für die letztere Ansicht, und ich wurde von Frankfurt nach St. Petersburg versetzt. Nachdem Bernhardi bemerkt hatte, er könne sich, nachdem ihm diese Mitteilung gemacht war, auf seinen verstorbnen Freund Rudolph Auerswald berufen, fuhr Bismarck fort: Vielleicht muß ich zurücktreten, denn ich frage mich, ob ich den König zu den energischen Entschlüssen werde bringen können, die nötig sind. Bei den vielerlei Einflüssen, die sich geltend machen, und zwar von seiten derjenigen Personen, die dem Könige am nächsten stehen, ist das sehr fraglich. Gerade die besten Eigenschaften des Königs, seine Milde, seine Scheu vor dem Jammer, den ein Krieg herbeiführt, sind mir da im Wege. Und seine passive Zustimmung genügt mir nicht: der König muß entschlossen, aktiv einschreiten und eingreifen, im Sinne der verlangten Politik. Nur halte ich es für unzulässig, meine Demission

Digitized by Google

einzureichen, bloß weil ich den König nicht unbedingt für meine Vorschläge gewinnen kann: das würde ich also nicht leichthin thun, aber es giebt doch Dinge, zu denen ich meinen Namen nicht hergebe, und tritt der Fall ein, so scheide ich aus dem Ministerium.

Bernhardis Sendung nach Hannover und seine Unterredung mit Bennigsen hatte keinen Erfolg. Am 30. April berichtete er Bismarck darüber. In Betreff der Bemerkung, die Bennigsen gemacht hatte, Bismarck könne den Krieg gegen Österreich gar nicht führen, da er die öffentliche Meinung im Lande gegen sich habe, sagte er: Man schießt nicht mit öffentlicher Meinung auf den Feind, sondern mit Pulver und Blei. Die neutrale Stellung der hannöverschen Liberalen, die Bennigsen in Aussicht stellt, kann uns zu gar nichts helfen, und auch das Versprechen hat keinen Wert, daß die Leute sich uns anschließen wollen, wenn unsre, die Bundesreform betreffenden Vorschläge bekannt gemacht, wenn Schritte geschehen sind, um den innern Konflikt auszugleichen: wenn wir sie nicht mehr brauchen, dann wollen sie sich uns anschließen! Die in Betreff der Bundesreform beabsichtigten Vorlagen bekannt zu machen, ist unmöglich: es würde nur zu endlosen Weiterungen führen, an denen die Sache scheitern müßte. Es kommt vielmehr darauf an, daß ein Termin für das Zusammentreten des Parlaments festgestellt und innegehalten wird, darauf, daß das Parlament wirklich zusammenkommt; dann bekommt das Parlament zunächst das Heft in die Hand — bis auf einen gewissen Grad —, und wenn die Herren die Initative ergreifen und mit einer Revision der Verfassung von 1849 anfangen, so nehme ich das mit Handkuß an. Ebenso ist es für jetzt unthunlich, eine Lösung des innern Konflikts zu versuchen; das kann erst nach der Entscheidung geschehen. Der Liberalismus soll sich nur beruhigen: was er etwa jetzt verliert, das gewinnt er ja unter dem Kronprinzen in wenigen Wochen wieder. Wenn wir erst wieder Frieden haben, dann mag meinetwegen regieren, wer will; aber so lange wir nicht Frieden haben, kann ich die Politik nicht von einer blödsinnigen Majorität abhängig machen.

Inzwischen wurde die Stimmung für Bismarck und das Verständnis für seine Politik immer stärker. Am 7. Mai zeichnet Bernhardi auf, daß in der Berliner Börsenwelt eine merkliche Veränderung vorgegangen sei: Bismarck werde nicht mehr als Urheber eines unnützen Krieges verflucht, sondern die Auseinandersetzung mit Österreich als unvermeidlich angesehen. Ja nach Roons Bericht hatte der Kronprinz auf der Parade gegen die Offiziere geäußert, er habe Unrecht gehabt, sich der Politik Bismarcks zu widersetzen, und sehe ein, daß der Krieg nicht zu vermeiden sei. Am 12. Mai hatte Bernhardi eine Unterredung mit Bennigsen, die Bernhardi als nicht sehr interessant und vollkommen unfruchtbar bezeichnet, da Bennigsen den innern Konflikt als das eigentliche Ereignis der Zeit ansah, um das sich in seinen Augen alles drehte. Der Krieg mit Österreich war ihm dabei völlig Nebensache.

Kurz darauf wurde Bernhardi beauftragt, in das Hauptquartier des Königs von Italien zu gehen. Am 22. Mai hatte er eine Audienz bei König Wilhelm, den er in rosigster Laune fand. Er gab Bernhardi die Hand und dankte ihm freundlich dafür, daß er die Sendung nach Italien bereitwillig übernommen habe. Dann versicherte er, daß er den bevorstehenden Krieg weder gewollt noch gewünscht habe und alles gern ergreifen werde, was den Frieden erhalten könnte. Über die Österreicher äußerte er, sie schienen in Italien die strikte Defensive zu beabsichtigen, Verona hielt er für nicht so stark, als man allgemein glaubte, und von

Digitized by Google

Benst sagte er: Er hat viel zum Ausbruch des Krieges beigetragen. Er ist unter allen Bedingungen feindlich gegen Preußen gewesen. Als ich das liberale Ministerium hatte, sprach er pis que pendre von Preußen, pis que pendre.

Am folgenden Tage wurde Bernhardi vom Kronprinzen empfangen. Er sprach zuerst davon, daß sich der Krieg hätte vermeiden lassen, und daß die Gefahr für Preußen, besonders wegen einer spätern Einmischung Frankreichs, sehr groß sei. Von seinen weitern Äußerungen ist besonders folgende merkwürdig: Wenn man den Forderungen der Zeit gerecht wird und den Erbprinzen von Augustenburg in den Elbherzogtümern einsetzt, ist der Friede heute noch zu haben.

# Litteratur

Ägypten. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Mit 29 Karten und Plänen, 48 Grundrissen, 65 Ansichten und Textvignetten. Vierte Auflage

Spanien und Portugal. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Mit 6 Karten, 31 Plänen und 11 Grundrissen. (Leipzig, Karl Baedeker, 1897)

Das Erscheinen einer neuen Auflage des „Baedeker" für Ägypten, der vierten seit 1877, und eines ganz neuen Bandes über Spanien und Portugal geht nicht bloß die reisende Welt an. Es liegt darin etwas kulturgeschichtlich Interessantes. Diese Bücher bezeugen ein Hinausschweifen der alten germanischen Reiselust in immer weitere Fernen, das auch ein Stück deutscher „Expansion" ist. Deutsche Reisebücher werden notwendig für Länder, wo der deutsche Belehrungs- und Vergnügungsreisende früher nur vereinzelt erschien. Aber ohne Zweifel regt das Erscheinen solcher Führer viele auch erst an, nach Ländern zu reisen, wo sie sich nun an der Hand eines deutschen Führers weniger fremd fühlen. Nachdem sie sich aus dem Reisehandbuch ordentlich unterrichtet haben, wagen sie den Schritt.

So wenig wir dem seichten, kurzatmigen Touristen- und Sommerfrischlertum hold sind, das allsommerlich Hunderttausende von Deutschen zu einem erholungsarmen Opfer an die Mode zwingt, so herzlich freut es uns, wenn immer mehr Deutsche in die Welt hinausziehen, um fremde Länder und Völker kennen zu lernen und Kenntnisse und Anschauungen mit nach Hause zu bringen. Wir haben ja unsre Pioniere da draußen seit langem, die gewöhnlich ohne Baedeker reisen, unsre jungen Kaufleute und Geschäftsreisenden vor allem, deren Landes- und Volkskenntnis besonders den englischen und französischen Lieferanten so unbequem ist. Es ist aber wünschenswert, daß ihnen noch viele andre nachfolgen. Und gerade Spanien und Portugal sind zu lange fast ausschließlich von Engländern besucht worden, die sich in ihrer Weise dort heimisch gemacht haben. Die Franzosen haben einfach den überwiegenden Einfluß des nächsten Nachbars in Anspruch genommen. Ein Deutscher aber konnte sich vor fünfundzwanzig Jahren selbst in Barcelona recht einsam fühlen, und in den größern Städten des Innern ist es überall so, daß für Engländer und Franzosen zur Not gesorgt ist, während der Deutsche nur so mit durchgeht. Wenn man erwägt, daß ein großer Teil der Stärke Frankreichs in der sanften Gewalt liegt, mit der es Spanien an sich fesselt und dem Einfluß des übrigen Europa

Digitized by Google

fernhält, so sind engere Beziehungen zwischen Deutschland und Spanien dringend zu wünschen. Auch auf dem friedlichsten und freundlichsten Weg von der Welt muß es Spanien immer wieder klar gemacht werden, daß es einen großen Fehler begehen würde, wenn es nur Frankreich, England und die Vereinigten Staaten für die Großmächte halten wollte. Aber denken wir nicht immer gleich politisch! Welches Land rein menschlich kennen zu lernen möchte sich besser lohnen? „Eine von stürmischen Meeren und einer schroffen Gebirgskette verteidigte Halbinsel, am Ende Europas, eine Geschichte, die mit der keiner andern abendländischen Nation Ähnlichkeit hat, ein Volk von starker Eigenart und stärkerm Selbstgefühl, von Alters her die Einmischung des Fremden empfindlich abwehrend, von dem Alleinwert des Eignen überzeugt, eine Litteratur, der das originellste Buch der Neuern angehört" — so faßt Karl Justi zusammen, was uns an Spanien anzieht. Dazu kommt die Kunst, von der uns in einem gedrängten Aufsatz „Zur spanischen Kunstgeschichte" niemand eine Darstellung von so meisterhafter Durchsichtigkeit geben konnte wie gerade Justi. Auch die kurzen Überblicke der Hauptlandschaft der iberischen Halbinsel, die die Führung durch jede einzelne eröffnen, sind höchst lehrreich und fein geschrieben. Durch solche Übersichten und Einführungen wird das Reisehandbuch mehr als ein Diener des unmittelbaren praktischen Bedürfnisses; es wird durch Winke, kunstgeschichtliche und landschaftliche, zum Lehrer und Anreger.

Der Baedeker über Ägypten hat sich längst eingebürgert. Er war in seiner vorigen zweibändigen Gestalt etwas schwerfällig geworden, nun ist er wieder in einen mäßigen Band zusammengezogen, von dem fast ein Drittel allgemeinere Kapitel enthält (über Klima, Land und Volk Ägyptens von Schweinfurth, über den Islam und mohammedanische Sitten und Gebräuche von Socin, über Religion, Geschichte und Kunstgeschichte der alten Ägypter von Steindorff und über arabische Baudenkmäler von Franz Pascha).

Zum Schluß möchten wir noch auf die Stellung der „Baedeker" im Ausland aufmerksam machen. Durch ihre französische und englische Ausgabe, die ungefähr ebenso weit verbreitet sind wie die deutsche, gehören sie zu den im Auslande bekanntesten Erzeugnissen der deutschen Litteratur. Sie haben sich gegen die englische und französische Wettbewerbung nicht bloß behauptet, sondern auch einen sichtlichen Einfluß auf die Reisehandbücher der Engländer und Franzosen geübt. Man muß die unsachlichen, ungediegnen oder reklamehaften Führer kennen, auf die man vor einem Menschenalter für Wales, die Cevennen usw. angewiesen war, um den Fortschritt zu begreifen, der auf diesem Gebiete gemacht worden ist. Dieser Fortschritt liegt aber ganz in der Richtung der ältern deutschen Baedeker, die sich besonders durch die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit ihrer Auskünfte auszeichneten und mit dem größten Eifer den für den Reisenden wichtigen Veränderungen nachgingen. Jedenfalls hat es nicht wenig zu dem Vertrauen beigetragen, dessen sie sich erfreuen, daß von Anfang an das Anzeigen- und Reklameunwesen streng verbannt blieb. Das ist eine Eigenschaft, die besonders den Ausländern auffällt. Auch dadurch machen die roten Bände dem deutschen Namen Ehre. Wer bei längerm Aufenthalt im Auslande die unverhältnismäßig schwache Vertretung der deutschen Litteratur — abgesehen von der gelehrtesten — in den Büchereien und Buchhandlungen selbst solcher Völker beobachtet, die uns an Bildung viel verdanken, wird überhaupt nicht ohne eine Art von nationaler Befriedigung wahrnehmen, wie in dem Fach der Reisehandbücher die deutschen Leistungen mustergiltig geworden sind.

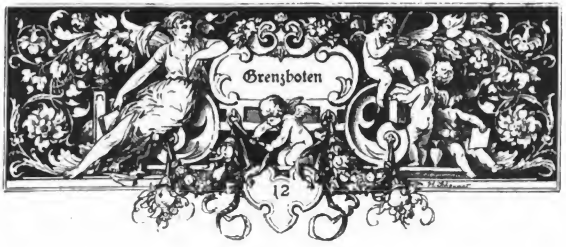
Digitized by Google

**Duellbuch. Geschichte des Zweikampfes nebst einem Anhang, enthaltend Duellregeln und Faustkomment. Von Hans Kufahl und Jos. Schmied-Kowarzik. Mit 20 Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber, 1896**

Die Verfasser dieses Buchs sind Anhänger des Duells. Sie gehören aber nicht zu den Verteidigern, die das Duellwesen, um es besser verteidigen zu können, idealisiren. Sie halten mit einem offnen Geständnis nicht zurück. Wir lesen bei ihnen: „Es giebt Lagen, aus denen der Mann sich nur durch das Duell zu retten vermag, wo der im Kampfe gefundne Tod den besten Abschluß bringt und einem fernern Leben in Schmach und Schande vorzuziehen ist. Da deckt der ehrliche Kampf, der Beweis der Unverzagtheit, sein blankes Schild über den Fleck, und der Nachruf hebt den Mut als alles Unschöne tilgende Tugend hervor." Ja, ganz gewiß, dazu ist das Duell da. An das Gericht darf man sich nicht wenden; denn dieses würde nur feststellen, daß der Schmutzfleck wirklich vorhanden ist. Dagegen hilft das Duell aus der Verlegenheit. Der, dessen moralische Existenz durch eine schlechte Handlung gefährdet ist, giebt seinem Leben durch den Tod im Duell einen ehrenvollen Abschluß. Oder er kann durch das Duell auch den, der ihm die Handlung vorgeworfen hat — mundtot machen. Darum ist der Gebrauch, den Herr v. Hammerstein vom Duell hat machen wollen, vollkommen sachgemäß, d. h. seinem Zweck entsprechend gewesen. Es ist immer anerkennenswert, wenn jemand, der eine Sache verteidigt, offen eingesteht, welchen Zweck sie hat. An dergleichen hohlen Redensarten, wie man sie neuerdings zur Beschönigung des Duellwesens gebraucht, haben wir genug. Die Offenheit und eine gewisse Objektivität der Berichterstattung sind überhaupt Vorzüge des Buches. Es zeichnet sich ferner durch großen Stoffreichtum, besonders durch Mitteilung zahlreicher einzelner Duellfälle aus; es ist in dieser Hinsicht dem Buche von Wiesinger: „Das Duell" (Graz, 1895) an die Seite zu setzen. Das Duellwesen erhält dadurch mannichfache Beleuchtung. Seite 121 wird uns z. B. aus Ungarn mitgeteilt: „Ein Beamter hat in verschiednen Zweikämpfen sieben seiner Gegner getötet. Hier mußte das Gesetz, wenn auch milde, angewendet werden, und man verhängte über ihn fünf Jahre Gefängnishaft. Während dieser Zeit wurde er aber nicht aus der Reihe seiner Kollegen ausgeschieden, sondern avancirte gleichzeitig mit ihnen." Ist es nicht auch belustigend, wenn wir hören (S. 120), daß ein im Jahre 1885 zwischen zwei Offizieren in Köln ausgefochtenes Duell, bei dem der eine nach zwölfmaligem Kugelwechsel in den Leib getroffen wurde, durch den Streit über die Verwechslung einer Mütze hervorgerufen war? Zu den Schattenseiten des Buches gehört, daß es wenig übersichtlich, und daß das wesentliche mit dem unwesentlichen ziemlich gleichmäßig behandelt ist. Die schwächste Partie bildet der Abschnitt über das Mittelalter. Die Verfasser vertreten hier die irrige Ansicht, daß das Duell germanischen Ursprungs sei. Zum Beweise drucken sie unter anderm einen angeblichen „Kampfbrief" vom Jahre 1336, der ein „Ahn unsrer Duellprotokolle" sein soll, Seite 85 f. vollständig ab. Dieser ist aber schon längst als Fälschung erwiesen worden. Vgl. hierzu und zu den andern geschichtlichen Abschnitten meine Schriften: „Das Duell und der germanische Ehrbegriff" und „Das Duell in Deutschland" (Kassel, Brunnemann). **G. v. Below**

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google




# Der Zusammenhang von äußerer und innerer Politik

In allen Tonarten wird heute die „produktive“ Arbeit und die Vermehrung des Kapitals als der Weisheit letzter Schluß gepriesen, und die Sache hört sich so angenehm und lieblich an, daß es nicht zu verwundern ist, wenn alles — Männlein und Weiblein — dem Sirenengesange lauscht und bald mit in den allgemeinen Chorus einstimmt. Namentlich die Presse — d. h. die Tageszeitungen, die sich schlechthin als Vertreter des gedruckten Wortes fühlen — ist es, die heute in der Vertretung materieller Interessen beinahe aufgeht und bei jeder Einschränkung dieser Interessen vom Standpunkte einer höhern Gemeinschaft aus über den Ruin des Wohlstandes und die Verletzung der Freiheit zetert. Man wird das nicht besonders tragisch nehmen dürfen: die Zeitungen sind eben nicht in der Lage, unangenehme Wahrheiten sagen zu können, denn wie stolz sie sich auch nach außen als „öffentliche Meinung“ oder „Stimme des Volkes“ in die Brust werfen, so sind sie doch von ihrer Parteigefolgschaft so abhängig, daß sie ihr jeden Morgen einige Schmeicheleien sagen oder Beweise dafür liefern müssen, wie mannhaft ihre besondern Interessen als Volksinteressen vertreten werden. Die Zeitungen sind da in der Rolle des Höflings ihrem Souverän gegenüber, und gerade dieser Souverän hat unter allen Souveränen die geringste Neigung, unangenehme Wahrheiten zu hören.

Aber noch von andrer und gewichtigerer Seite her hat die bezeichnete Richtung wesentliche Förderung erfahren. Die Fortschritte der Nationalökonomie gehören zu den erfreulichsten Erscheinungen der neuesten Zeit; die Früchte der verhältnismäßig jungen Wissenschaft werden erst reifen, wenn sie sich in praktische Staatskunst umzusetzen vermag, aber man wird gerade auf diesem schwierigen Gebiete zusammengesetzter Erscheinungen vor Einseitigkeit auf der



Digitized by Google

Hut sein müssen. Es ist klar, daß sich auch die Nationalökonomie wie andre Wissenschaften zuerst mit ihren materiellen Elementen und deren direkten Wirkungen beschäftigt; wenn aber auf dieser Stufe die Neigung hervortritt, die Gesamtheit aller Erscheinungen zu erklären und andre „imponderable" Einflüsse zu leugnen, so wird diese Neigung auch hier als ein unberechtigter Anspruch zurückzuweisen sein. Es gilt auch hier:

Dann hat er die Teile in seiner Hand,
Fehlt, leider! nur das geistige Band.

Es ist ganz richtig, daß die materiellen wirtschaftlichen Verhältnisse bei der Darstellung geschichtlicher Vorgänge oft übersehen oder zu wenig beachtet worden sind, aber die Einseitigkeit ist nicht geringer, wenn man glaubt, alle Geschichte in wirtschaftliche Vorgänge „auflösen" zu können. Für den Einzelnen wird eine derartige materielle Auffassung doch schon als ein überwundner Standpunkt angesehen, für eine Gesamtheit kann sie aber ebenso wenig zutreffen.

Dieser Richtung gegenüber ist es vielleicht zweckmäßig, auf eine der wichtigsten Seiten bei der Bildung und Umbildung von Staat und Gesellschaft hinzuweisen, die eine eingehendere Behandlung verdient, als ihr bisher zu teil geworden ist und ihr der Natur der Sache nach auch hier zu teil werden kann. Es ist das Gebiet der Heeresverfassung, das Gebiet, auf dem wie auf keinem andern die innern und äußern Verhältnisse von Staat und Gesellschaft zusammenhängen.

Ganz zweifellos werden in den modernen Kulturstaaten die Heereseinrichtungen zuerst von den auswärtigen Verhältnissen bestimmt, jeder will durch diese Einrichtungen den mutmaßlichen Gegner überbieten, ihm wenigstens die Wage halten; dem Gesetzgeber sind aber durch das Wesen des Staats, durch die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Volks die Grenzen gegeben, innerhalb deren er sich bewegen muß. Andrerseits ist nicht zu verkennen, daß die aus den erwähnten Gründen getroffnen Anordnungen wieder als Keime und Entwicklungsströmungen einen ganz wesentlichen Einfluß auf die Fortbildung der innern Verhältnisse haben müssen, einen Einfluß, der sich in ganz unzweifelhafter Weise geschichtlich nachweisen läßt.

Es scheint nicht zuviel gesagt, wenn man die Heereseinrichtungen eines Volkes als das bezeichnet, was im Bereiche der Natur die gesetzmäßige Anpassung der Organismen an ihre Umgebung ist. Völker, die sich in der Entwicklung ihrer Kräfte ihren Umgebungen und deren Veränderungen nicht anzupassen vermocht haben, sind in dem Kampf ums Dasein zu Grunde gegangen. Die innern Ursachen mögen noch so verschieden sein, die Thatsache, daß ihre Anpassungsfähigkeit den Anforderungen der Lage nicht gewachsen war, ist immer gleich. Wir wollen hier nur auf die hervorragendsten Beispiele, auf Karthager und Polen hinweisen. Nur von dieser Grundlage der auswärtiger

Digitized by Google

Verhältnisse aus können und dürfen die eignen Heeresverhältnisse beurteilt werden; werden sie aus dem Auge gelassen, so bleibt als Rest nur das so bekannte und so müßige Parteigeschwätz übrig. Vom Standpunkte der Billigkeit und der Bequemlichkeit aus giebt es noch viel bessere Wehrsysteme, als sie Bebel aufzutischen liebt, aber ob sie uns die nötige Sicherheit gegen Franzosen, Russen und Engländer geben, das ist es, worauf es ankommt, und wovon er wohlweislich schweigt. Ein schlechtes Wehrsystem, das diese Sicherheit nicht gewährleistet, ist jedenfalls das teuerste von allen; die Erinnerung an die Opfer der siebenjährigen Fremdherrschaft zu Anfang des Jahrhunderts dürfte wohl in Deutschland noch nicht völlig erloschen sein. In der Rolle des venetianischen Löwenrachens mit der Unterschrift denonzie secrete für Soldatenmißhandlungen mag der semper Augustus weiter glänzen, mit seinen Reformplänen für die Armee wird er sogar bei den „Genossen," die den bunten Rock getragen haben, nur Heiterkeit erregen. Denn der Kernpunkt, den er völlig übersieht, oder den er zu beachten nicht für nötig hält, liegt in dem gewaltigen Unterschied von dem Gebrauchswert der Heere. Ein Heer kann von der größten Kriegslust und von Vaterlandsliebe begeistert sein, es kann gut bewaffnet und im Gebrauch der Waffen ganz ausreichend bewandert sein und doch nur einen überaus geringen Gebrauchswert haben. Dieser hängt davon ab, ob auch die psychische Kraft zur Ertragung harter Strapazen, zum vollkommnen Gehorsam unter den erschwerendsten Umständen, zu ungeschwächter Besonnenheit und Selbstbeherrschung unter den Gefahren des Todes und zu freudiger Aufopferung des Lebens vorhanden und genügend entwickelt ist. Hier liegt das wesentliche aller kriegerischen Tüchtigkeit eines Heeres. Dieses wesentliche ist das eiserne Pflicht- und Ehrgefühl, der unerbittliche kategorische Imperativ den Stimmen gegenüber, die sich im Herzen zu Gunsten der Selbsterhaltung regen wollen; die von Kaiser Wilhelm I. so oft betonte Disziplin. Die ältere Generation hat es praktisch erfahren, warum unsre dezimirten Truppen doch immer das Feld behaupteten gegen die an Zahl so weit überlegnen französischen Mobilgarden, Nationalgarden und Franktireure. An dem Wunsch, uns aus Frankreich zu jagen, hat es ihnen nicht gefehlt, aber an der Grenze des wirksamen Feuers, wo der Wunsch nun zum Willen werden sollte, da wurde das Fleisch schwach.

Es ist ganz sicher, daß die verbesserte Waffentechnik in dem nächsten Kriege noch wesentlich höhere Anforderungen an die Gefechtskraft der Truppen stellen wird. Je mehr wir in aufgelösten Schwärmen fechten, je mehr diese Schutz im Gelände suchen müssen, desto weniger kann der Zusammenhang der Teile mechanisch durch Kommando gewahrt werden, desto mehr fechten wir nur „Herz an Herz" statt „Arm an Arm," desto mehr also müssen wir uns auf die Festigkeit dieser Herzen verlassen können. Es wird noch darauf zurückzukommen sein. Zunächst soll ein geschichtlicher Überblick zeigen, wie sich in der deutschen Geschichte die Anpassung des Volks an die äußern Bedingungen

Digitized by Google

vollzogen hat, und welche innern Strukturveränderungen aus dieser Anpassung hervorgegangen sind. Im Rahmen eines Aufsatzes kann dabei nur von einer Skizze die Rede sein.

Zu Beginn der geschichtlichen Überlieferung ist die deutsche Heeres- und Staatsverfassung der nach Geschlechtern geordnete Heerbann. Noch ohne ein eigentliches Vaterland besteht der Staat aus einer im wesentlichen militärischen Gliederung des Volks. Nach dessen Seßhaftwerden auf bestimmter Scholle treten wirtschaftliche Sorgen dringender in den Vordergrund, der allgemeine Heeresdienst wird zu einer Plage, der man sich entzieht, wenn nicht eine besondre Vergütung dafür gewährt wird. Häufige innere Kriege zwischen Parteien, sowie Kriege in größerer Entfernung von den Landesgrenzen veranlassen eine Änderung der Kriegsverfassung. Statt des sich langsam zersetzenden Heerbannes übernehmen die Vasallen mit ihren Hintersassen und Dienstmannen die Last, aber auch den Lohn des Kriegsdienstes, während der größte Teil des Volks für die Befreiung von der Waffenpflicht und den gewährten Schutz Gegenleistungen andrer Art übernimmt. Hiermit vollzieht sich je länger je mehr und je schärfer die verhängnisvolle Scheidung in die großen Gruppen der waffentragenden Schützer und der waffenlosen Beschützten. Während jene sich aufwärts bewegen, sinken diese von Stufe zu Stufe herab: aus den waffenlos gewordnen Altfreien und Unfreien werden die Grundholden, im Laufe der Jahrhunderte werden diese zu Hörigen und endlich zu Leibeignen. Mit der Waffenpflicht hat die Masse des Volks auch ihre Bürgerrechte verloren, sie ist zum Paria geworden; es ist nur natürlich, daß der Staat diesen Klassen, die seinen Nutzen nicht unmittelbar fördern können, auch nur ein geringeres Interesse entgegenbringt. Dieses Sinken der untern Volksschichten, insbesondre des Bauernstandes, dauert genau so lange, bis der Staat im eigensten Interesse ihrer wieder bedarf. Es ist das die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Die furchtbare Not der Zeit, die völlige Verwilderung des Berufssöldnertums und endlich das Muster der schwedischen Armee, in der das altgermanische kriegerische Bauerntum noch fortlebte, ließen den so natürlichen Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht wieder aufleben. Gern hätte der Staat die Aushebung eingeführt, aber die Masse des Volks war vorläufig für ihn nicht zu haben, andre Schichten mit erworbnen und angemaßten Rechten hatten sich dazwischengedrängt, und es hat eines Kampfes von mehr als anderthalb Jahrhunderten bedurft, bis der Staat zur Masse des Volks und diese zum Staate durchdringen konnte. Deutlich aber bleibt der um 1640 liegende Wendepunkt erkennbar, wo die bezeichnete Bewegung rückläufig zu werden beginnt, bis sie im neunzehnten Jahrhundert wieder zu dem modernisirten alten Heerbann, zur Vollfreiheit und Gleichberechtigung des alten Zustandes zurückkehrt. Das Sinken des Bauernstandes hatte aber auch den stärksten Einfluß auf seinen Charakter geübt: in der Abhängigkeit und Rechtlosigkeit war er träge, roh und liederlich, stupide

Digitized by Google

und tückisch geworden, ein Abbild der Eigenschaften, in denen großenteils noch heute Iren und Großrussen in ihrer Heimat leben, während mit der Hebung der deutschen Bauern auch diese schlimmen Eigenschaften bei ihm geschwunden sind.

Schon aus diesem allgemeinsten und wesentlichsten Umriß erhellt, in welcher Weise sich die Anpassung eines Volks an seine äußern politischen Verhältnisse vollzieht, wie diese nicht nur auf die innern staatlichen, sondern auch auf die bürgerlichen Verhältnisse zurückwirken; ein etwas näheres Eingehen auf die geschichtliche Entwicklung wird das noch mehr verdeutlichen und zeigen, wie gerade auf dem Gebiet der Heereseinrichtungen dieser Prozeß vor sich geht.

In einem naturalwirtschaftlichen Zeitalter, dem das Geld als allgemeines Verkehrsmittel fehlt, können Verdienste um den Staat nur durch Verleihung von Land belohnt, Würdenträger und Ämter nur in dieser Weise ausgestattet werden. Unter den Karolingern wurde dieses bisher rein persönliche Verhältnis zur Grundlage der Wehrverfassung gemacht, indem die Verleihung des Gutes dinglich mit der Heerfolgepflicht in Verbindung gesetzt wurde. Diese Verbindung ist der Kernpunkt des Lehnssystems. Sodann wurde die Verbindlichkeit zur Heerfahrt nach dem Vermögen geordnet, wodurch sich eine Sonderung der zu Pferde dienenden Reichern von den ärmern Fußkämpfern vollzog.

Es lag natürlich im Interesse der großen Vasallen, daß sie unausgesetzt nach Vermehrung ihrer Macht, sowie nach deren Vererblichung strebten. Führte dies schon zu einem fortwährenden Zerbröckeln des Königsbesitzes in einer Zeit mangelhaften Verkehrs und fehlender Zentralverwaltung, so hinderte andrerseits die Überlegenheit örtlicher Verteidigung über die Mittel des Angriffs in den meisten Fällen das Wiedereinbringen erlittener Verluste. Diese beiden Punkte sind als wichtige Entwicklungsrichtungen des Mittelalters schon oft hervorgehoben worden. Weniger Beachtung hat ein dritter Umstand gefunden, der fast noch kräftiger in gleicher Richtung gewirkt hat. Die Verpflichtung zur Heeresfolge war zeitlich beschränkt, die Bemessung der Zeit mochte auf den Durchschnittsfall einer gewissen politischen Lage passen; im Grunde war sie, so berechtigt sie vom Standpunkt der Interessen des Vasallen sein mochte, vom Standpunkt der Staatsgewalt aus ein schwerer Übelstand, denn die Dauer des Kriegs kann von dieser nicht einseitig bestimmt werden, sie liegt nicht in ihrer Hand. Die Kriegspflicht ist nun ein Arbeitsvertrag geworden, bei dem der die Arbeit leistende nur zu einem bestimmten Arbeitsmaß verpflichtet ist, während der Arbeitgeber seine Anforderungen nach der Konjunktur richten muß, wie wir das in moderner Sprache ausdrücken können. Droht der Arbeiter in schwierigen Lagen mit Ausstand, so hat er die Veränderung des Vertrags zu seinen Gunsten in der Hand. In naturalwirtschaftlicher Zeit kann eine augenblicklich notwendige Mehrleistung aber wieder nur durch Vermehrung der Besitztitel oder Rechte oder mit dem Versprechen einer Verminderung der Anforderung für

Digitized by Google

die Zukunft bewirkt werden, und das ist in der That der Weg, auf dem sich Kriegswesen und Staatsverfassung mit der Zeit immer mehr lockern.

Gegen die räuberischen Einfälle der östlichen Reitervölker bedarf man fester Zufluchtsorte, die eine lokale Verteidigung begünstigen, zum Kampf und zur Verfolgung vor allem einer kampfgeübten Reiterei. Hierin liegt ein weiterer Antrieb zur Bildung eines besondern Kriegerstandes. Der kostbare Harnisch kam dazu, der Waffendienst zu Pferde und in der Rüstung erforderte Übung; aus all diesen Umständen ergab sich, daß bald Adel, Reiterdienst, Ritterschaft und Vasallität zusammenfielen.

Den hervorgehobnen Zerbröcklungsneigungen gegenüber stellt im frühen Mittelalter die Kirche die zusammenhaltende Kraft dar; als unter Heinrich IV. Kaisertum und Papsttum in Gegensatz geraten, da ist das Übergewicht der zentrifugalen Kräfte mit einem Schlage entschieden. Nur mit Mühe und nach schweren Kämpfen erhält sich das Königtum mit großen Zugeständnissen gegen Papst und Fürstentum. Im Kampfe gegen die beiden bisherigen Stützen der Königsgewalt bedarf Heinrich IV. einer neuen Grundlage seiner Macht; er findet sie in dem Dienstadel, den Ministerialen und dem Bürgertum der rheinischen Städte. Eine Fülle königlicher Begünstigungen ist ihr Lohn, und aus dem langen Bürgerkriege gehen die Keime zu den glänzendsten Entwicklungen des spätern Mittelalters hervor.

Die Hohenstaufen sind unzweifelhaft die größten Politiker unter den alten Kaisern, aber in dem für die Entwicklung Deutschlands und der Königsmacht allerwichtigsten Punkt haben sie eine falsche Stellung eingenommen. Daran, daß sie es versäumten, die aufstrebenden deutschen Städte in den Staat einzuordnen, ihr Wohl nach Gebühr zu berücksichtigen, und statt dieses innern Gleichgewichts das geldwirtschaftliche Gegengewicht gegen die zentrifugalen Kräfte in Italien suchten, sind sie trotz aller Energie und Genialität zu Grunde gegangen. Karl Lamprecht hat in seiner deutschen Geschichte diesen Ereignissen den berechtigten Ausdruck eines allgemeinen Gesetzes gegeben: „Große Strömungen auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete, wie der Beginn der Geldwirtschaft, bedürfen fester Leitung von oben her; durch die ausgleichende Einwirkung der Staatsgewalt soll in ihnen nicht Egoismus und Partikularismus die Oberhand gewinnen über eine dem Gedeihen aller gerecht werdende Entwicklung."

Zur Verwirklichung der kaiserlichen Ansprüche in Italien reichten die Vasallenheere nicht hin; die großen Vasallen mochten auch ahnen, daß sie in Italien die Macht erkämpfen sollten, die sich dereinst gegen sie richten würde. Dadurch, daß sich der mächtigste von ihnen, Heinrich der Löwe, dem Kaiser widersetzte, wurde dieser einer Katastrophe entgegengeführt. Von diesem kriegerischen Ereignis nimmt eine der wichtigsten Verfassungsänderungen des alten Reichs ihren Ausgang. Friedrich Barbarossa beseitigt die mit einer selb-

Digitized by Google

ständigen kaiserlichen Politik unverträglichen Herzogtümer; aus ihnen wird eine ganze Zahl kleinerer Territorien, etwa in der Größe der Bistümer, gebildet und durch vielfache Verleihung der Herzogswürde der Titel seines bisherigen Wertes beraubt. Eine zweite militärische Maßregel dieser Zeit, die Einrichtung des Heerschildes, ist nicht minder folgenreich geworden. Ihr ursprünglicher Zweck war, dem Könige wenigstens bei der Befehlsführung im Kriege einen unmittelbaren Einfluß auf sämmtliche Angehörigen des Heeres zu sichern, einen Einfluß, der bei der vasallischen Gliederung verloren zu gehen drohte. Indem der Heerschild ein Prinzip zur Gliederung des hohen Adels nach verschiednen Stufen aufstellte, legte es den Keim, aus dem sich in verhältnismäßig rascher Entwicklung die Oligarchie der sieben Kurfürsten gebildet hat. Eine vermehrte Aufstellung von Streitkräften hat der Heerschild nicht bewirkt; innerhalb des Rahmens der Lehnsverfassung sollte er einigen dringenden Übelständen abhelfen. Blieben diese Übelstände trotzdem noch sehr groß, hinderten sie zumal eine kräftige Machtentfaltung nach außen und begünstigten sie das unheilvolle Fehdewesen im Innern, so stand die Kriegerkaste doch immer noch im Innern des Volkes. Schlimmer wurde es, als das Söldnerwesen an die Stelle der verfallenden Lehnskriegsverfassung trat. Ist das Lehnssystem eine wesentlich agrarische Kriegsverfassung, so hängt das Söldnertum aufs engste mit der emporkommenden Macht der Städte zusammen. Erstens waren die Städte der Schauplatz der sich entwickelnden Geldwirtschaft und somit lange Zeit hindurch allein in der Lage, Söldner auf Zeit gegen Bezahlung annehmen zu können. Sodann war den Städtern ihre Ruhe lieb und für ihre anderweiten Geschäfte wertvoll, sodaß sie es bequemer und auch lohnender fanden, die kriegerischen Aufgaben des täglichen Lebens durch Söldner besorgen zu lassen, und nur zur Zeit großer Gefahren und zur Verteidigung der Mauern selbst die Waffen ergriffen. Der ärmere Adel, Außenbürger, Landwirte außerhalb oder innerhalb der Mauern, deren Geschäft eine angestrengte Thätigkeit nur zeitweise erforderte, boten sich zunächst zum Dienste dar. Aber auch wer gegen die Städte kämpfte, war bald genötigt, sich der Söldner zu bedienen. Der Stadtbefestigungen halber erforderte der Angriff auf die Städte mehr Zeit als die Bezwingung eines Gegners im offnen Felde, und gerade die Zeit war bei den Lehnsheeren, die gern bald wieder nach Hause wollten, höchst kostbar und oft der Ruin des Kriegsheere. Sodann aber vermochte die Reiterei, die Hauptmacht der Lehnsheere, nichts gegen die Städte; sie war gegen die Mauern nicht verwendbar. So drängen die Verhältnisse des Kriegswesens von der Zeit an, wo die Kaiser ihre Aufgabe in der Bezwingung der italienischen, die Fürsten in der der deutschen Städte fanden, auf den allgemeinen Gebrauch der Soldheere. Der arme kriegsbedürftige und kriegsgewohnte Adel nahm Sold und diente dem Kriegsherrn, so lange dieser wollte. Der Dienst war nicht mehr

Digitized by Google

an die Zeit gebunden auf einem Gebiete, das seiner Natur nach eine sichere Zeitberechnung ausschloß. Es entstanden Horden, die vom Kriege als von einem Handwerke lebten.

Bis in die erste Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts hinein treten Soldheere oder die Besoldung von Lehnsheeren nur ausnahmsweise auf, noch ist die Geldwirtschaft nicht genügend entwickelt, und noch sind überflüssige Menschen nicht zahlreich genug vorhanden. Erst zu diesem Zeitpunkt ist der innere Ausbau, die Urbarmachung des westeuropäischen Landes ziemlich vollendet, und es giebt übrige Arme und Kräfte. Damit beginnt das Söldnerwesen in größerm Maßstabe, zumal da seit dem Ausgang der Hohenstaufen auch die Dienstmannen erbliche Lehngutsbesitzer geworden sind und durch dieses Verhältnis ebenso wie die großen Vasallen das Interesse an der Lehnsfolge verloren haben. Die Hussiten- und Türkenkriege brachten Verhältnisse mit sich, denen die Lehnsheere nicht gewachsen waren, indem dort ständige Bereitschaft gegen drohenden Angriff erforderlich war, hier der Krieg auf einem entfernten Schauplatz geführt werden mußte; im fünfzehnten Jahrhundert ward daher überall die neue Einrichtung in großem Maßstabe aufgenommen. In allen Heeren befinden sich ganze Abteilungen von Söldnern zu Fuß und zu Pferde, die den Krieg als ihr Handwerk treiben, die davon leben und daher bald hier bald dort Dienst nehmen, wo man eben ihrer bedarf. In mittelalterlicher Weise bildet das Landsknechtstum eine Körperschaft, die wie die andern Zünfte ihre Gesetze und Bräuche hat; ist kein Krieg, so lebt sie, wie sie kann, im Herumziehen von Raub oder Bettel. So hat man in dieser Zeit mit Recht die Landsknechte einen Bettelorden genannt. Die Organisation der Söldner zu größern Haufen bringt es mit sich, daß ihre Anführer mit der Zeit in der Rolle von Zwischenmeistern zwischen der kriegführenden Landesregierung und dem Kriegswerkzeuge, dem Heere, eine immer wichtigere Rolle spielen; Aufstellung des Heeres nach Zahl und Beschaffenheit, sowie auch Führung des Krieges wird ihnen von der Landesregierung in Entreprise gegeben. Die Interessen dieser Unternehmer waren nun oft sehr verschieden von denen der Staaten, die sie mieteten, und es versteht sich, daß diese Leute zunächst an ihren Vorteil dachten, ohne ängstlich nach den Interessen ihrer Kriegsherren zu fragen. Neben den Söldnern bestand zwar noch immer das Lehn- und Landaufgebot im Prinzip fort, aber mehr und mehr verkümmerte es und kam außer Gebrauch. Die Erfindung des Schießpulvers und seine Anwendung stürzte die Reste des Rittertums wie der Lehnkriegsverfassung über den Haufen und sicherte die Überlegenheit des Angriffs über die lokale Verteidigung. Wenige Erfindungen haben einen gleich starken demokratischen und staatenbildenden Einfluß ausgeübt. In der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts unterliegt der Harnisch den Feuerwaffen, der Dienst zu Pferde war nun nicht mehr so kostbar, „und mit den Bedingungen, unter denen der

Digitized by Google

Vorzug der ritterlichen Waffen und des Ritters entstanden war, verschwand auch der Vorzug selbst."

Nun sank der Adel unaufhaltsam; er war überflüssig und entbehrlich geworden. Im Nordosten ergriff er die Landwirtschaft als Beruf; beim Lehnsaufgebot kam er nicht mehr persönlich, sondern sandte als Stellvertreter Kutscher und Fischer, Schuster, Schneider, Schulmeister „und andre Handwerker" auf elenden Kleppern. Dem entsprach es, wenn die Fürsten solchem Lehnsaufgebot die Ablösung des Dienstes in Geldsummen vorzogen und dafür Söldner annahmen oder sich von ihren Ständen Söldner in natura stellen ließen. Nun wurde die Hauptsache für die Landesherren, das zur Bezahlung der Söldner nötige Geld zusammenzubringen, denn die Nichterfüllung des Kriegsvertrags von der einen Seite entband auch den andern Vertragschließenden seiner eingegangnen Verpflichtung. Das war nun aber der schwache Punkt. Das Geld war oft nicht aufzutreiben, die Zahlung erfolgte saumselig, und so ist die Meuterei das chronische Gebrechen der Söldnerheere. Ihre Anführer sind nur zu geneigt, ihre Macht gegen ihren Auftraggeber zu benutzen, unter irgend einem Vorwand ihm Zugeständnisse abzutrotzen und als Macht gegen Macht mit ihm zu verhandeln.

So lange der Fürst bei der Aufbringung der Mittel von den Ständen abhängig war, so lange war an eine gründliche Besserung dieser Verhältnisse nicht zu denken, den Ständen fehlte noch alles politische Verständnis; meist ließen sie sich nur von Eifersucht gegen die Macht des Fürsten und von kurzsichtiger Sparsamkeit leiten. Den gewöhnlichen Verlauf der Dinge schildert Stenzel in seiner preußischen Geschichte: „Wenn der Feind an der Grenze stand, eilte man, die Landstände zu versammeln, die die kostbare Zeit in unfruchtbaren Verhandlungen und gegenseitigen Beschwerden verschwendeten, weil jeder die größte Last dem andern aufbürden wollte, und alle lieber gar nichts thaten, sich auch gern durch leere Versicherungen des Friedens beruhigen ließen. Fiel dann der Krieg mit allem seinen damals wirklich grenzenlosen Elend über das Land, so büßte dasselbe hart, litt und zahlte nun tausendmal mehr, als eine tüchtige Verteidigungsanstalt gekostet haben würde."

Nun war erst das Elend vollkommen; die Kriegerkaste war eine verworfne Klasse Menschen, die außerhalb des Volks und außerhalb des Staates stand; keine gemeinsamen Interessen waren mehr vorhanden. Geld, gutes Leben, Beute, darum dreht sich schließlich alles; die Heere erhalten sich selbst, wenn sie stark genug sind. Die Hauptsache des Landesherrn ist, sie in Feindes Land zu bringen und, sobald man sie nicht mehr braucht, wieder loszuwerden. Besondre Leistungen, wie z. B. ein Sturm, werden besonders bezahlt, ein Anteil an der Beute ist ihr Recht. Ihre Führer sind um nichts besser, nur gehen ihre Erpressungen mehr ins Große, sie erwerben Güter und Herrschaften. Im ganzen lebt man von Raub und Plünderung; Georg Frundsberg sagt schon



Digitized by Google

im sechzehnten Jahrhundert, man müsse aus drei Gründen keinen Krieg führen: erstens wegen der Unterdrückung und Plünderung der armen Leute, zweitens wegen des sträflichen Wandels der Soldaten, und drittens wegen des Undanks des Fürsten. Später steigern sich diese Mißstände in den Schrecken des dreißigjährigen Kriegs ins Maßlose und Unerträgliche. Der schwedische Graf Königsmark kam arm nach Deutschland und raubte sich ein Vermögen zusammen, das eine Rente von anderthalb Millionen Mark nach heutigem Gelde abwarf. Es war klar, mit dem Übergang vom Lehnssystem zum Söldnertum, so notwendig er auch gewesen war, hatte man den Teufel durch Beelzebub vertrieben.

Als Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg zur Regierung kam, da löste er noch während der Dauer des Kriegs sein Heer auf; er zog es vor, waffenlos unter den Streitenden zu stehen, statt die Abhängigkeit von dem Raubgesindel der Söldner länger zu ertragen. Die Aufgabe nach dem Friedensschlusse war klar: die Staatswehr mußte wieder auf die Grundlage des Staates und Volkes zurückgeführt und in die Hand des Staatsoberhauptes gebracht werden. Es war ein langer und schwieriger Prozeß, der nur durch schwere Kämpfe nach allen Seiten zu erreichen war.

(Schluß folgt)

# Zu der Frage des Wahlrechts

Von Emil Kühn

Dadurch, daß der Reichstag einen Gesetzentwurf angenommen hat, wonach der Landesausschuß von Elsaß-Lothringen aus dem jetzt schon bestehenden allgemeinen und gleichen Wahlrecht in Zukunft unmittelbar, ohne Zwischenwahlen hervorgehen soll, ist die Wahlrechtsfrage überhaupt in Fluß gekommen, und es ist anzunehmen, daß sie auf der politischen Tagesordnung bleiben wird. Darin liegt eine Aufforderung, die Frage wieder zu erörtern, aber mehr vom praktischen als vom theoretischen Standpunkt aus.

Das empfiehlt sich auch darum, weil sich bei diesem Gegenstande noch mehr als sonst in politischen Dingen das Gefühl einmischt und die Empfänglichkeit für Vernunftgründe beeinflußt. Dem Bauer z. B. oder dem Gutsherrn ist der Gedanke, daß die Stimme seines Knechts ebenso viel gelten soll wie die seinige, so unfaßbar, daß ihn kein Grund je überzeugen wird, das sei dennoch das Richtige, und der Knecht selber wird sich zwar, wie es jetzt auf dem Lande steht, bekehren lassen, recht gern vielleicht, aber er wird sofort

Digitized by Google

wieder abschwören, wenn ihm eine Bauernstelle zufallen sollte. Dem „zielbewußten“ Genossen der Sozialdemokratie dagegen einleuchtend zu machen, daß gleiches Wahlrecht nur aus gleicher Würdigkeit, nicht aus der staatsbürgerlichen Gleichheit herfließen kann, ist ein ganz aussichtsloses Beginnen; nicht daß es ihm an dem erforderlichen Begriffsvermögen fehlte, sondern deshalb, weil bei ihm einer solchen Erwägung jedes Thor versperrt ist: fast nur in diesem Stück fühlt er sich nicht enterbt, wie soll er es fassen können, daß er auch das noch dreingeben soll? Und so ist es, näher besehen, bei allen Lebenskreisen. Selbst die, die für die Ausdehnung oder für die Einschränkung des Wahlrechts nur Vernunftgründe gelten lassen, werden in Wirklichkeit oft weniger von klar erkannter Überzeugung als von einem Gefühlsdrang geleitet, der sie entweder dazu antreibt, einer vermeintlichen Schuld der Gesellschaft und des Staats gerecht zu werden, oder sie gegen den Versuch einnimmt, die Menschen über einen Kamm zu scheren. In politisch bewegten Zeiten wird sich bei allen das Gefühl noch stärker einmischen als in Zeiten, die ruhiger Betrachtung günstig sind. Man mag diese Einmischung als Fälschung der Wahrheit beklagen, aber man muß damit rechnen; auch noch deshalb, weil das Gefühl den Eifer weckt. Ist es nicht so, daß der Eifer, womit die Sozialdemokratie und das Zentrum das jetzige Reichstagswahlrecht verteidigen, dafür werben und seine Ausdehnung betreiben, politisch weit schwerer in die Wagschale fällt als das Ergebnis der aus unsern und verwandten Kreisen stammenden Versuche, den einstigen Lieblingsschößling des Liberalismus zu beschneiden, mag auch das Ergebnis in schön erdachten Vorschlägen dem Verstande schmeicheln? Sollten wir uns nicht sagen, daß wir dadurch bestenfalls nur unsre Kraft verschwenden oder verzetteln, während sie die ihrige stetig erproben und mehren?

Als Fürst Bismarck für seine Bundeszwecke dem Verfassungswerk des Frankfurter Parlaments das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht entnahm, hat ihn gewiß keine Überschätzung von dessen theoretischem Wert geleitet; wer die Reden des Abgeordneten von Bismarck kennt, weiß, daß der Minister von Bismarck zwar sehr viel dazugelernt hatte und stetig dazulernte, daß er aber dennoch als Grundlage seines Handelns die in den ersten Mannesjahren erworbne und bethätigte Staats- und Lebensanschauung festgehalten hat. Zu dieser nun stimmte ein so nivellirendes Wahlrecht gar nicht, aber noch verwerflicher erschienen seiner scharfen Beobachtung und seinem Gerechtigkeitssinn die Abstufungen der preußischen Dreiklassenwahl; die ständische Gliederung Altpreußens war in der Auflösung begriffen und schon darum zur Übertragung ungeeignet, neue Stände waren nicht vorhanden, und auch die staatsrechtliche Theorie bot keinen Ersatz. Die Zeit drängte; zu den vielen Streitpunkten, von denen die Bundesreform bedroht war, durfte er nicht noch die politische Quadratur des Kreises, den Streit um das beste Wahlrecht, hinzukommen lassen — so knüpfte er denn hierin an den Bestand von 1848 und 1849 an.

Digitized by Google

Indem er aus dem Arsenal der Gegner eine Waffe herauszog, die in ihrer Hand für das, was erreicht werden mußte, sehr gefährlich gewesen wäre, war er sich wohl bewußt, wie schwer die Waffe in seiner eignen Hand wog. Gerade auch um deswillen griff er darnach, aber nichts hat ihm dabei ferner gelegen als Leichtfertigkeit, als eine Stimmung, die sich etwa so bezeichnen ließe, daß er den Gegnern ein Schnippchen zu schlagen beabsichtigt hätte. Es wird im Gegenteil schon bei dem ersten Ergreifen des Gedankens sehr ernst in seinem Innern ausgesehen haben, ebenso ernst wie es in den Verhandlungen mit seinem königlichen Herrn hergegangen ist, aus denen der Minister zuletzt die Ermächtigung schöpfte, den kühnen und genialen Wurf wirklich zu thun. Beiden ist der Entschluß gleich schwer geworden, und daß der Herr das von seinem ersten Diener wußte, hat sicher seine Zustimmung, die entscheidende, nicht weniger beeinflußt als das Vertrauen zu der überragenden Geisteskraft des Mannes, der seinem Herrscherwillen untergeordnet war. Nicht nur der Erfolg, den der Entschluß beförderte, sondern auch die Selbstüberwindung, die er beide Männer gekostet hat, mahnt uns daran, auch unsrerseits mit der unmittelbaren Frucht des Entschlusses, dem Reichstagswahlrecht, nicht leichtfertig zu schalten.

Die Einseitigkeit des Reichstagswahlrechts, die darin besteht, daß die Stimmen nur gezählt werden, nicht nach dem geistigen, wirtschaftlichen und sozialen Wert ihrer Träger abgestuft sind, wird für das Reich als Ganzes bis zu einem gewissen Grade durch seine räumliche Ausdehnung ausgeglichen. Die Zufälle und Überraschungen nämlich, denen dieses Wahlrecht noch mehr als andre ausgesetzt ist, können sich nicht auf vereinzelte Wahlkreise beschränken, sondern wiederholen sich in mehreren, aber natürlich mit abweichendem Erfolge, sodaß, was in dem einen Kreise verloren wird, in einem andern gewonnen, und das Gesamtergebnis nicht leicht getrübt wird. Einer Trübung widersetzt sich die Größe des Reichsgebiets auch dann, wenn eine noch so mächtige Geistesströmung auf einen Teil der Bevölkerung beschränkt bleibt, denn bei den andern Volksschichten wird sich dann in der Regel starker Widerstand zeigen, und zwar so, daß sie sich gemeinschaftlich gegen die das bisherige Gleichgewicht bedrohende Strömung kehren, die Unterschiede, die sie sonst trennen, zurückstellen und vereinigt doch mächtiger bleiben. Bei verschiednen Gelegenheiten, wo das Reichstagswahlrecht angegriffen wurde, hat Fürst Bismarck auf diese ausgleichenden Umstände hingewiesen. Sie haben auch lange Zeit so gewirkt. Aber seit mehreren Jahren scheint ihre Kraft zu versagen. Die Parteien, die durch das Gefühl des gemeinschaftlichen Gegensatzes und durch Kompromisse über gemeinschaftliche Ziele zu einem sich auch auf die Wahlen erstreckenden Kartell vereinigt worden waren, sind davon abgefallen und finden sich immer seltener zusammen; das, was sie trennt, drängt das zurück, worin sie gegen die gemeinschaftlichen Gegner einig sind oder doch sein sollten und könnten, und für die Wahlen fehlt es an einem

Digitized by Google

Losungsworte, das die von ihnen vertretenen Volksschichten zusammenhielte. Die Wahlen fallen denn auch immer mehr gegen sie aus, und die Aussichten der Gegner werden noch dadurch gefördert, daß sich diese, in geringerem Grade die sogenannten Freisinnigen, in höherem das Zentrum und die Sozialdemokratie, so organisirt haben, daß sie die Wahlen lange vorher vorbereiten. Nicht erst wenn der Wahltag naht, sondern während der ganzen Wahlperiode ist der katholische Geistliche am Werk, und ebenso werben für die Sozialdemokratie deren überzeugte Anhänger in der Presse, in Vereinen und Versammlungen, noch mehr im täglichen Leben, bei der Arbeit, in den Erholungszeiten, im Familien- und Einzelverkehr. So kommt es, daß die Kartellparteien im entscheidenden Augenblick nur über Wahlmilizen verfügen, während ihm das Zentrum und die Sozialdemokratie mit einem wohlgeschulten und festgeleiteten Heer entgegensehen. Das Heer selbst ruht nicht in den Zwischenzeiten; bei jeder Gelegenheit wird es beschaut und eingeübt, weshalb keine Gemeinde- oder Landtagswahl versäumt wird, mag auch gar keine Aussicht auf unmittelbaren Erfolg bestehn. Wie stechen davon, um nur ein Beispiel zu nehmen, unsre Wahlenthaltungen ab! Wir leisten nicht mehr, als wenn wir im Schlaraffenlande lebten, und wollen doch die Frucht der politischen Freiheit pflücken; wenn die Stunde der Wahl schlägt, rufen wir nach der Begeisterung und schelten, daß sie ausbleibt, ohne zu bedenken, daß „Begeistrung keine Heringsware" ist, die man auf Jahre „einpökeln" kann.

Die Unmittelbarkeit des Reichstagswahlrechts stellt noch mehr politische Aufgaben und verlangt noch mehr Arbeit als seine allgemeine Gleichheit, denn diese hat, wie gesagt, in den Volksschichtungen geistiger und sozialwirtschaftlicher Natur ein Gegengewicht, das nur langsam der Veränderung unterliegt und in beträchtlichem Maße von selbst wirkt, während der Umstand, daß am entscheidenden Wahlakt jedesmal eine so große Zahl von Menschen persönlich teilnehmen muß, auch jedesmal wechselnde Gefahren in sich schließt: das Interesse ist erschlafft, oder das Wahllokal ist für viele unbequem gelegen, der Kandidat ist nicht allgemein bekannt, oder sein Auftreten macht auf die Masse keinen Eindruck, und was sonst noch, vielleicht schlimmerer Art, den Sinn der großen Menge lenkt oder vom Wählen abhält. Die Bekämpfung dieser Einflüsse legt große und dauernde Anstrengungen auf. Wenn wir, anstatt sie zu leisten, nach Einschränkung des Reichstagswahlrechts rufen, so spielen dabei Unthätigkeit und Verlegenheit mehr mit als das Bedürfnis nach einer Wahlreform. Dergleichen als Armutszeugnisse zu bezeichnen und abzuweisen sind die Gegenparteien durchaus im Recht. Das Zentrum und die Sozialdemokratie können sogar darauf hinweisen, daß man gar kein Gesetz nötig hat, um den Vorteil von Wahlmännern zu haben, denn ihre werbenden Anhänger erfüllen deren Aufgaben schon jetzt, und es sind noch dazu Wahlmänner, die während der ganzen Wahlperiode wirken, am meisten natürlich auch am

Digitized by Google

Wahltage selbst, ohne daß gegen das Wahlergebnis der Vorwurf erhoben werden könnte, es beruhe auf einer fälschenden Zahlenkombination.

Wir sollten das Beispiel nachahmen und können es auch. Wenn unsre Gutsherren für ihre Leute sozial wieder mehr thun und ihrer Pflicht als der natürlichen Sach- und Wortführer der Bauerschaft wieder eingedenk werden, so werden sie auch wieder ihre Wahlmänner sein oder dauernd bleiben und das Eindringen andrer verhindern. Ebenso gut kann in der Stadt vorschauende Wahlarbeit geleistet werden, denn auch da haben wir Mitmenschen um uns, die nur darauf warten, daß wir ihren Nöten, geistigen und leiblichen, Herz und Sinn öffnen, um es uns durch Vertrauen und Nachfolge zu vergelten, bei den Wahlen wie bei allem, wozu sonst die Menschen zusammenzuwirken haben. Jeder von uns hat eine solche Umgebung, er braucht nur die Augen aufzumachen, um sie zu sehen. Wir wollen es thun und uns der Leute annehmen, nicht mit Almosen und von oben herab, sondern werkthätig und mit sozialer Hilfe. Wir werden dann wieder lernen, mit Menschen anders als fürs Geschäft und für die „Gemütlichkeit“ umzugehen, wir werden ihre Bedürfnisse und Leiden, die sozialen wie die persönlichen, an der Quelle erforschen und uns von dem Bann „unsrer“ Zeitung und andrer Geistessurrogate freimachen. Wenn wir einer so fruchtbaren Thätigkeit nur einen Teil der Zeit widmen, die wir an die Vereinsmeierei und an sonstigen politischen Tand verschwenden, so werden zwar die zahllosen Gerichtssitzungen, die jeden Tag auf der Bierbank über die höchsten Potentaten, über ministerielle und fürstliche abgehalten werden, allmählich aufhören, aber durch etwas besseres ersetzt sein. Dieses bessere ist wirkliche Selbstverwaltung, nicht deren klingende Schelle, wie sie jetzt überall ertönt. Kommt dann eine politische Aufgabe, an der alle teilzunehmen haben, so wird sie uns bereit finden; für die Reichstagswahlen zum Beispiel werden wir immer gerüstet und geordnet sein und von der großen Menge der Wähler den freien Gehorsam ernten, den wir uns verdient haben, und den wir selbst der Sache leisten. Es wird sich dann erweisen, daß auch wir die natürlichen Abhängigkeitsverhältnisse, die aller rechtlichen Freiheit und Gleichheit trotzen, politisch lenken können, es wird sich ferner aus den vielen thätigen Wahlmännern der engere Kreis derer, die zu wählen sind, sichtbarer und mehr nach der Würdigkeit als jetzt herausheben, und mit der Wahlfurcht vor den „schwarzen Scharen“ und vor den „Arbeiterbataillonen“ wird die Neigung verschwinden, im Reichstagswahlrecht ein Kompromiß umzustoßen, das ebenso mühsam zu erreichen gewesen ist, als das Ergebnis im Volk feste Wurzel gefaßt hat. Für unsre politischen Ziele, für die Sozialreform namentlich, dürfen wir ja nicht von der Vergangenheit zehren, aber für die politischen Mittel und Wege sollten wir das uns zugefallene Erbe hochhalten, aus Pietät und weil es unsre Kraft vermehrt. Ein besonders wertvolles Stück der Erbschaft ist die Bismarckische Tradition; wenn wir das Reichstagswahlrecht fest-

Digitized by Google

halten und durch unsre Arbeit befruchten, so bleiben wir auf der Bahn, die uns Fürst Bismarck gewiesen hat, und machen manches wieder gut, was wir vergessen und versäumt haben. Es wird dann nicht mehr den Anschein haben, als ob der beinahe dreißigjährige Lehrkursus, den seine Ministerlaufbahn bildet, ganz spurlos an uns vorübergegangen wäre.

Etwas ganz andres als die Festhaltung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts für die Reichszwecke ist seine Ausdehnung auf die Landtage der Einzelstaaten, denn dafür trifft keiner der Empfehlungsgründe zu, während alle Gründe, die aus dem Sonderleben der Staaten fließen, dagegensprechen. Nirgends ist ein Bedürfnis nach Änderung der bestehenden Wahlarten im „freiheitlichen" Sinne hervorgetreten, selbst die Dreiklassenwahl hat sich in Preußen fest eingelebt. Soweit die Bundesstaaten Aufgaben des Reichs auszuführen haben, sind sie mit Laband als Selbstverwaltungskörper anzusehen, eine Bethätigung, die selbstverständlich Ruhe und Stetigkeit voraussetzt; aber auch da, wo die Glieder des Reichs ihre Unabhängigkeit bewahrt haben, ist „hohe" Politik vom Übel. Diese hat nur im Reich ihre Stätte, und da müssen wir ja den von großer Bewegung unzertrennlichen Lärm hinnehmen, aber die Zumutung, diesen Lärm noch in jedem Landtag aufzumuntern, ist a limine abzuweisen. Die Umstände ferner, die im Reich die Mängel des Reichstagswahlrechts ausgleichen und erträglich machen, würden selbst in den größern Staaten ihre Kraft versagen, geschweige denn in den kleinern oder mittlern, wie zum Beispiel im Reichslande, wo es sich auch bei der erstrebten Übertragung gar nicht um politische Freiheit, sondern darum handelt, den Sondergelüsten eine noch wirksamere Grundlage zu verschaffen und vom Staate noch den formellen Oberbefehl über die Schule zu erobern. Ebenso prägnant ist das Beispiel der Hansestädte, namentlich Hamburgs: daß unsre größte Handelsstadt im Reichstag durch drei Sozialdemokraten vertreten ist, ist schon ein schwer zu rechtfertigendes Mißverhältnis, aber geradezu revolutionär ist die Forderung, daß auch für die Zusammensetzung der Bürgerschaft, in weiterer Folge also auch für die Bildung des Senats, nur die Zahl der Wähler entscheiden solle. In ähnlicher Weise sind gefährliche Wünsche überall im Spiel, es muß also auch überall Principiis obsta! heißen. Thatkräftiger Widerstand wird durch den Hinweis darauf erleichtert werden, daß der „Besitzstand" des Reichstagswahlrechts etwas Unteilbares ist: die räumliche Seite läßt sich von der zeitlichen nicht trennen, nur für das Reich ist das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht anerkannt worden, wer seine Übertragung auf die Bundesstaaten betreibt, gefährdet nicht weniger das Kompromiß, worauf das Ganze ruht, als wer an seiner Abschaffung im Reiche arbeitet.

Digitized by Google

# Eine Geschichte von Florenz*)

La civiltà europea è in gran parte italiana, l'italiana in gran parte toscana, la toscana fiorentina in gran parte. Mit diesen Worten des florentinischen Patrioten Niccolo Tommaseo hat es Robert Poehlmann gerechtfertigt, daß er mit seinen Studien über italienische Wirtschaftsgeschichte „von der Stadt Machiavellis“ ausgegangen ist, und kein Kenner unsrer modernen Kultur wird leugnen, daß zu dieser die Arnostadt in den zweihundert Jahren von Giotto bis Michel Angelo mit ihren damals hunderttausend Einwohnern einen unendlich viel größern Beitrag geliefert hat als das jetzt über hundert Millionen Bewohner zählende Russenreich in den tausend Jahren seines wüsten Daseinstraumes. Es ist ein neues Blatt in dem Ruhmeskranze der deutschen Wissenschaft, daß ihr dieses wichtige Gemeinwesen seine erste den heutigen Anforderungen genügende Geschichte verdankt. Trollopes Geschichte des Florentiner Gemeinwesens ist nur eine hübsche Erzählung nach Chroniken. Perrens hat das Staatsarchiv der alten Republik benutzt, aber doch, namentlich in der ältern Zeit, manche Lücke seines Wissens mit eleganter Rhetorik verhüllt und hie und da wohl auch seine gestaltungskräftige Phantasie zu stark walten lassen. Was aber Italien betrifft, so ist es ein sonderbares Verhängnis, daß die Stadt Villanis, Machiavellis und Guicciardinis in unsrer Zeit zwar ein Menge fleißiger Forscher, aber keinen wirklichen Geschichtschreiber hervorgebracht hat außer dem Marchese Gino Capponi, dem — er war die Hälfte seines achtzigjährigen Lebens blind — sein reicher Geist und edler Charakter die Augen nicht ersetzen konnten. Der Stoff des vorliegenden ersten Bandes von Davidsohn, der, die Register abgerechnet, achthundertdreißig klein gedruckte Seiten großen Formats enthält, wird bei Capponi auf zwanzig Seiten abgefertigt. Und um einen Begriff von dem Unterschied in der Behandlungsweise zu geben: Capponi will, wo er die Klostergründungen erwähnt, nur mitteilen, wie Vallombrosa entstand, und er-

*) Robert Davidsohn, Geschichte von Florenz. Erster Band. Ältere Geschichte. Mit einem Stadtplan. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn, 1896. — Forschungen zur älteren Geschichte von Florenz. Von Robert Davidsohn (in demselben Verlage). Die „Forschungen“ sind längere Anmerkungen zur „Geschichte,“ die ihres bedeutenden Umfangs wegen in einen besondern Band zusammengefaßt werden mußten.

Digitized by Google

zählt einfach die Legende von Johann Gualbert, dem Stifter von Vallombrosa, wie sie im Brevier steht, Davidsohn weist nach, daß die Fabel von der wunderbaren Bekehrung des Jünglings*) aus Deutschland stammt und von begeisterten Verehrern Johanns auf diesen übertragen worden ist, teilt eine von Fabeln freie, bisher ungedruckte Vita des Heiligen mit und macht den bedeutenden Einfluß klar, den Gualbert auf seine Vaterstadt ausgeübt hat.

Capponi ist, wie später Perrens, von Thiers angeregt worden, der zu sagen pflegte, da die moderne Entwicklung mehr und mehr der Demokratie zuneige, so sei es notwendig, die Geschichte des am meisten demokratischen Gemeinwesens zu studiren.**) Seit Thiers hat sich auf dem politischen wie auf dem historischen und dem naturwissenschaftlichen Gebiete eine starke Reaktion gegen die demokratische Strömung erhoben, und es ist ein heftiger Streit darüber entstanden, ob die Weltgeschichte von den Völkern oder von den großen Männern gemacht werde. Der Einsichtige muß nun zwar diese Fragestellung für unsinnig erklären, hält es aber allerdings für eine der wichtigsten Aufgaben der Geschichtschreibung, zu ermitteln, welcher Anteil den Massen, und welcher den Führern an den geistigen und politischen Bewegungen, an der gesamten Entwicklung gebührt, und wie beide gegenseitig von einander abhängen, und für diesen Zweck sind ohne Zweifel vor allem die kleinen Gemeinwesen ins Auge zu fassen, in und von denen die höhere Kultur geschaffen worden ist. Unsre heutige Zeit verfährt exakt und behandelt den Menschen zunächst als einen Gegenstand der Naturwissenschaften; sie erklärt jeden Einzelnen als das Produkt seiner Vorfahren und seines „Milieu." Und es läßt sich nicht bestreiten, daß sich auf diesem Wege vieles erklären läßt, wofern man nur immer festhält, daß all unser Erklären weiter nichts ist als ein Aufdecken von Abschnitten einzelner Kausalreihen, deren Anfänge uns ebenso verborgen bleiben wie ihre Enden. Die Eltern, die ihrerseits das Produkt von zwei Elternpaaren sind usw., liefern dem Kinde einen gewissen Knochenbau: „die Statur," wie es Goethe in der scherzhaften Wegerklärung seiner Originalität nennt, eine gewisse Blutmischung, eine gewisse Größe und Form des Gehirns, was alles das Temperament des neuen Wesens ausmacht und es zu gewissen Leistungen

*) Er habe seinem Feinde, der sich am Karfreitag mit wagerecht ausgestreckten Armen, also in Kreuzesform, vor ihm zur Erde geworfen, verziehen, und als er dann die Kirche betreten habe, habe das Bild des Gekreuzigten vor ihm grüßend das Haupt geneigt.

**) Thiers erregte gleich bei seinem ersten Hervortreten den heftigsten Abscheu der feinen, durch und durch aristokratischen Frau Emile Girardin (Delphine Gay); sie beschreibt ihn als un petit homme mal né, mal fait, mal mis et mal élevé. Die Wichtigkeit der Geschichte von Florenz hatte schon Gibbon bemerkt; er schwankte jahrelang, ob er die Geschichte dieser Republik (allerdings nur in der Mediceerzeit) oder der schweizerischen schreiben solle; ein Schweizer Freund gab für diese den Ausschlag. Das Manuskript wurde ungünstig beurteilt und deshalb vom Verfasser den Flammen übergeben.



Digitized by Google

befähigt, zu gewissen andern unfähig macht. Vom Milieu hängt es dann ab, ob dem Menschen zu den Leistungen, für die er befähigt ist, die Gelegenheit geboten wird oder nicht, welche seiner Anlagen entwickelt werden, welche unentwickelt bleiben oder verkrüppeln müssen. In der ungeheuern Mehrzahl der Fälle wird man damit auskommen, wenn man den Menschen als ein Ergebnis von Mischungen betrachtet; nur das Genie macht es zweifelhaft, ob nicht noch ein geheimnisvolles Etwas, ein gänzlich Unbekanntes, ein göttlicher Funke zur Mischung hinzukommen müsse. Bloßes Wissen ist als reine Quantitätenanhäufung leicht zu erklären, wenn man unter dieser nur versteht, daß ein Etwas zu einem ihm gleichartigen und an ihm meßbaren Etwas gethan wird, denn im übrigen allerdings verhalten sich geistige Quantitäten ganz anders als körperliche. Die seligen Knaben im Faust wachsen dadurch, daß sie vom Pater Seraphicus verschlungen werden und nun durch seine Augen, wie durch Fenster, die Welt betrachten. In der That wachsen die Schüler dadurch, daß sie der Lehrer mit seinen Augen sehen lehrt. Aber noch weit wichtiger ist der entgegengesetzte Vorgang, daß nicht die Schüler in das Innere des Lehrers eindringen, sondern daß er in ihr Inneres aufgenommen wird, daß nicht er sie verschlingt, sondern sie ihn verschlingen, und hier tritt eben der große Gegensatz der Geisterwelt zur Körperwelt, trotz des unlösbaren Zusammenhangs beider und ihrer gegenseitigen Abhängigkeit von einander, hervor, indem der Verschlungne nicht allein außerhalb des Verschlingenden und unversehrt bleibt, sondern durch dieses Verzehrtwerden selbst größer und stärker wird. In dem Kirchenhymnus Lauda Sion Salvatorem, der dem Thomas von Aquin zugeschrieben wird, erscheint der im Sakrament genossene Christus als der Typus und zugleich als der Höhepunkt dieses geistigen Ernährungs- und Verdauungsprozesses:

sumit unus, sumunt mille,
quantum isti, tantum ille,
nec sumtus consumitur.

Ein großer Gelehrter ist ein Mann, der viele andre Männer gegessen hat, und er könnte nicht das sein, was er ist, wenn es nicht viele außer ihm gäbe, die einen des Verzehrtwerdens werten geistigen Inhalt hätten. Selbstverständlich wird dieser gelehrte Mann dann wieder von vielen andern als geistige Nahrung genossen. Um ein andres Bild zu gebrauchen: der größere Mann ist Blüte und Frucht am Gewächse seines Volkes, dessen übrige Mitglieder Wurzeln, Blätter und Zellen des Schaftes oder Stammes sind; er könnte ohne den Stamm mit seinen Wurzeln, Zweigen und Blättern nicht da sein, und diese wiederum wären nicht da, wenn nicht der Same einer ältern Frucht aufgegangen wäre, wenn also nicht vor ihnen Männer mit einem bedeutenden geistigen Inhalt gelebt und gelehrt hätten. Da sich jedoch Blüte und Frucht weniger quantitativ als qualitativ von den übrigen Pflanzenteilen

Digitized by Google

unterscheiden, so wird wohl das Bild von der Pflanze nur in dem Falle passend gefunden werden, wenn der größere Geist nicht eine bloße größere Anhäufung von Wissensstoff, sondern zugleich mit einer Phantasie begabt ist, die die gesammelten Erkenntnisse neu zu ordnen, mit einander in neue Beziehungen zu bringen, aus ihnen neue Gestalten zu formen vermag, d. h. also, wenn die bloße Gelehrtenthätigkeit in die künstlerische übergeht. Dasselbe gilt natürlich von den bildenden Künsten und von der Musik. Aus einem ganz unmusikalischen Volk wird kein großer Tonkünstler entstehen; ein kleiner Mozart muß mit einem in jahrhundertelanger Vererbung verfeinerten Gehörorgan, ebensolchen Fingern und Gehirnverbindungen zwischen beiden ausgestattet sein, die ihn befähigen, Tonreihen leicht aufzunehmen, sie festzuhalten und auf einem Instrument neu hervorzurufen, und solche Tonreihen müssen sein Ohr von Kindheit auf umklingen. Bei einem mittelmäßigen Komponisten wird die Tonbildnerei, wie beim gewöhnlichen Gelehrten das Studium, eine bloße Stoffanhäufung bleiben, er wird in seinen Werken nichts als Erinnerungsbilder wiedergeben, die aus ihren alten Verknüpfungen in neue überzuführen eine von der Scherenarbeit des gewöhnlichen Zeitungsschreibers nicht wesentlich verschiedne Verrichtung ist. Das wunderbar ergreifende in den originellen Tongestalten des genialen Komponisten gehört eben zu den Erscheinungen, die uns zwingen, es unentschieden zu lassen, ob wir hier bloß noch eine durch Vererbung und Milieu hervorgebrachte außerordentliche Geschicklichkeit im Verknüpfen vor uns haben, oder ein neues, unmittelbar vom Himmel herabgestiegnes Element.

In den großen Staatsmännern und Feldherren haben wir zuerst wieder eine gewisse Menge von Kenntnissen als notwendig anzuerkennen, deren Wert dann, geradeso wie bei den Gelehrten, Dichtern und Künstlern, durch die hinzutretende Kraft der Phantasie erhöht und mit dem Stempel des Genies geadelt wird. Wie wäre ein Napoleon denkbar ohne einen großen Schatz von staats- und militärwissenschaftlichen Kenntnissen! Aber wer nicht bloß Bücher über Staats- und Kriegswesen schreiben, sondern einen Staat lenken und Kriege führen will, bei dem müssen zu den Kenntnissen noch eine Menge Gaben hinzukommen, die teils ins Gebiet der Phantasie, teils in das des Verstandes, teils in das des Willens gehören. Vor allem die Fähigkeit, herrschende Willensströmungen in seinen eignen Willen aufzunehmen, mit diesem die noch nicht wollenden zu ergreifen und in dieselbe Strömung hineinzureißen, macht den großen Volksführer, der freilich nur dann ein großer Staatsmann ist, wenn er sich erreichbare und vernünftige Ziele steckt, die Mittel zu ihrer Verwirklichung erkennt und sie richtig anwendet. Es ist nun klar, daß, so wenig die Botokuden einen Raffael erzeugen können, ebenso wenig ein großer Eroberer und Organisator, der einer gewaltigen Willenskraft bedarf, aus den schläfrigen Guaranis erstehen konnte, die von den seelenhungrigen Patres Jesuiten all-

Digitized by Google

nächtlich durch ein Glöcklein zur Erfüllung ihrer ehelichen Pflicht geweckt werden mußten, weil sie sie sonst aus Faulheit unterließen. Alexander der Große ist nicht denkbar ohne seinen Vater Philipp und seinen Lehrer Aristoteles, jener nicht ohne Epaminondas, Epaminondas und Aristoteles aber waren Produkte des griechischen Volksgeistes, der in den einzelnen Bürgern der kleinen griechischen Staaten lebte, vorzugsweise in dem am meisten demokratischen (nicht im heutigen Sinne demokratischen, da ja der Demos die Sklaven nicht mit umfaßte), in Athen. Thukydides hat von dieser Kulturwerkstatt, in der nicht allein Alexanders Geist, sondern auch ein wesentlicher Bestandteil unsers heutigen europäischen Geistes gebraut worden ist, sozusagen das Dach abgehoben in der Rede auf die Gefallnen, die er dem Perikles in den Mund legt, und die dieser wohl der Hauptsache nach so gehalten haben wird. Nach unsern Gesetzen, heißt es da unter anderm, haben alle gleiche Rechte, und wer sich in etwas auszeichnet, der wird zur Staatsverwaltung berufen, nicht weil er einer gewissen Klasse angehört, sondern seiner Tüchtigkeit wegen; Armut und niedriger Stand hindern niemand, dem Staate die Dienste zu leisten, die er zu leisten vermag; im Privatleben lassen wir weitherzig die Freiheit walten, beargwöhnen einander nicht, nehmen es dem Nachbar nicht übel, wenn er sich ein Vergnügen macht, und bürden uns und andern nicht solche Lasten auf, die zwar nicht den Charakter von Strafen tragen, aber doch mißmutig machen. Bei solcher Zwanglosigkeit des Privatlebens vermeiden wir doch Ungesetzlichkeiten, aus natürlicher Scheu und aus Gehorsam gegen die Obrigkeit und die Gesetze, vorzugsweise gegen die zum Schutze der Unrecht leidenden erlassenen Gesetze und gegen die ungeschriebnen, deren Übertretung Schande bringt. Durch öffentliche Lustbarkeiten, wie durch eine anständige häusliche Einrichtung erhalten wir uns die Heiterkeit. Bei unserm Reichtum genießen wir die Erzeugnisse des Auslands, als wären es heimische. In Beziehung auf den Krieg unterscheiden wir uns ebenfalls von unsern Gegnern. Wir machen unsre Stadt zum Gemeingut, lassen jeden unsre Sehenswürdigkeiten beschauen und weisen keinen Fremden aus, weil er vielleicht etwas gesehen hat, dessen Kenntnis unsern Feinden nützen könnte, indem wir uns weniger auf unsre Einrichtungen und auf Täuschung der Gegner verlassen als auf den Geist, den wir zu allen unsern Taten mitbringen; und während jene ihre Bürger vom Knabenalter an plagen, um sie zu tapfern Männern zu erziehen, leben wir ungezwungen und bestehen dann doch gleichgroße Gefahren. Indem wir so mehr mit leichtherzigem Mut als mit angequälter Dressur und nicht aus anbefohlner, sondern aus angeborner Tapferkeit den Gefahren entgegengehen, haben wir vor jenen den Vorteil voraus, daß wir uns nicht schon, ehe die unabwendbare Plage beginnt, vorher unnötigerweise abgeplagt haben. Und noch aus vielen andern Gründen verdient unser Staat Bewunderung. Wir lieben das Schöne ohne Verschwendung und betreiben die Wissenschaften, ohne dadurch verweichlicht zu werden. Den Reichtum gebrauchen wir nicht zum Prunk, sondern als

Digitized by Google

Mittel zu Thaten; seine Armut einzugestehen, ist für niemand ein Schimpf, nur wenn einer nicht arbeitet, um sich daraus zu befreien, gereicht es ihm zur Unehre. Unsre hervorragenden Männer sind gleich befähigt zur Besorgung ihrer eignen häuslichen wie der öffentlichen Angelegenheiten, und die Gewerbe treiben, sind trotzdem doch auch mit den Staatsangelegenheiten vertraut. Wer an diesen gar nicht teilnehmen will, den nennen wir nicht ruheliebend, sondern unnütz, und so beurteilen wir denn alle zusammen die öffentlichen Einrichtungen und Unternehmungen und planen sie, indem wir nicht die vorherige Beratung für einen Schaden ansehen, sondern vielmehr dieses, daß man nicht vorher mit Worten unterrichtet ist, ehe man zu Thaten schreitet. So zeichnen wir uns auch dadurch vor andern aus, daß wir zugleich kühn und besonnen sind, während die andern nur die Unkenntnis der Thatsachen mutig, Überlegung aber zaghaft macht. Die sind doch wahrlich die stärksten Seelen, die sowohl das Schreckliche wie das Angenehme auf das genaueste kennen und dennoch vor den Gefahren nicht zurückweichen. Auch in der Gutherzigkeit übertreffen wir die meisten, denn nicht als Empfänger, sondern als Spender von Wohlthaten haben wir uns Freunde gemacht.

So ungefähr sprach Perikles. Ein zu schönes Bild, als daß ihm die Wirklichkeit vollkommen hätte entsprechen können, oder als daß eine Wirklichkeit, die ihm entsprach, lange hätte dauern können! Doch hat die politischen Schattenseiten der Demokratie niemand schärfer hervorgehoben als Thukydides, und da er die Rede des Perikles ohne Kritik wiedergiebt, so muß er wohl diese Charakterschilderung des atheniſchen Staatswesens als im wesentlichen richtig anerkannt haben. Und auch wenn wir diese Rede nicht hätten, würden wir uns sagen, daß die Fülle von Geist und Schönheit, die das atheniſche Völkchen im Zeitraum eines Jahrhunderts hervorgebracht hat, nur im freudigen Zusammenwirken freier und glücklicher Menschen geschaffen worden sein kann. Daß Athen weder einen Großstaat begründen noch dem in seiner unmittelbaren Nachbarschaft entstehenden militärisch gewachsen sein konnte, versteht sich von selbst, da kein irdisches Wesen für entgegengesetzte, einander ausschließende Aufgaben befähigt ist. Seine Niederlage im peloponneſiſchen Kriege aber hat sich das Volk mehr durch Folgsamkeit gegen seine großen Männer als durch Widerstand zugezogen. Es war gewiß nicht richtig, wozu es Perikles überredete, Attika der Verheerung preiszugeben und sich sehr gegen seine Neigung in die Stadtmauern einpferchen zu lassen,*) wo es dann bald der Pest zur Beute fiel, und zu dem thörichten Unternehmen gegen Sizilien ließ es sich durch den glänzenden Alkibiades hinreißen. Jedenfalls haben wir in

*) Aus dem Munde des Dikaiopolis in den Acharnern erfahren wir, wie die Bauern die Stadt verwünschten, und aus dem des Trygaios im „Frieden," wie sie sich nach ihren Äckern und Weinstöcken sehnten.

Digitized by Google

Athen und Alexander das Muster der mit der politischen verschlungnen Kulturentwicklung: höhere Kultur kann nur im freien Spiel eng benachbarter, im lebhaftesten Gedankenaustausch und in immerwährenden Interessenkonflikten mit und gegen einander wirkender Menschen, also in kleinen städtischen Republiken erzeugt werden; zu großen auswärtigen Unternehmungen dagegen, zur Gründung von Großstaaten durch Eroberung, gehört eine ständige, einheitliche Leitung, sie ist also gewöhnlich das Werk eines genialen Monarchen oder eines Monarchen, der sich genialer Diener erfreut. Soll aber der Großstaat nicht ein bloßes Barbarenreich sein, das keinen höhern Zweck erfüllt und mit dem Tode seines Gründers zerfällt, so bedarf der Gründer aller der Kulturschätze, die vorher in jenen kleinen Werkstätten geschaffen worden sind, und der Zweck des Großstaates besteht dann darin, auch solche Volksschichten und Volksmassen, die ihrer geographischen oder wirtschaftlichen Lage nach zur selbständigen Erzeugung von Kultur unfähig sind, mit der von andern geschaffnen zu durchdringen.

Gewöhnlich, sagten wir, sei für dieses zweite die Monarchie notwendig. Gerade die merkwürdigste aller Großmächte jedoch, darum die merkwürdigste, weil sie nicht von einem ganzen Lande, nicht von einem starken Volke geschaffen worden, sondern gewissermaßen von einer politischen Zelle ausgehend pflanzenhaft erwachsen ist, war eine Republik. Aber allerdings eine aristokratische. Der Notwendigkeit einheitlicher Leitung bei großen Unternehmungen und in großen Gefahren hat Rom durch die Diktatur Rechnung getragen, die bewunderungswürdige Erfindung des politischen Genies, mit dem das ganze Römervolk begabt war, eine Erfindung, die die einheitliche militärische Leitung in gefährlichen Lagen sicherte, ohne das ganze Staatswesen dauernd einem einzigen Willen zu unterwerfen, der, mag er durch Geburt oder durch Wahl zur Herrschaft gelangt sein, ebensoleicht unvernünftig als vernünftig sein kann. Die Römer hatten das Vertrauen, daß es in einem nicht gar zu großen Kreise von patriotischem Geiste erfüllter Familien niemals an der zur guten Leitung und zur Vergrößerung des Staats erforderlichen Vernunft fehlen werde, und ihr Vertrauen hat sie nicht getäuscht. Sie waren sich bewußt, daß sie, die „Patres," zum Herrschen geboren, durch eine Art Schöpfungswunder dazu befähigt waren. Die sonderbarste aller Stadtgründungssagen läßt Rom aus einem Räuberasyl hervorwachsen, während doch das römische Volk die verkörperte Gesetzlichkeit gewesen ist; ihm hat in seiner ältern Zeit das Lob, das Tacitus den Germanen spendet, daß bei ihnen gute Sitten mehr gegolten hätten als Gesetze, in weit höherm Maße gebührt als diesen. Welche wunderbare Selbstbeherrschung eines ganzen, freilich kleinen Volkes bekundet es, daß die Ehescheidung dem Manne zwar gesetzlich erlaubt war, die erste Scheidung aber erst im Jahre 523 der Stadt vorgekommen ist! Und nicht aus einem unedeln Beweggrunde verstieß Spurius Carvilius Ruga seine schöne und tugendhafte Gattin, sondern weil

Digitized by Google

sie unfruchtbar war, was bei dem Familienstolze des Römers gewiß als ein wirkliches Unglück empfunden wurde; dennoch zog er sich eine Rüge vom Censor und den Haß des Volkes zu. Der erste Vatermörder war L. Ostius, nach dem zweiten punischen Kriege, der erste Muttermörder P. Malleolus, zur Zeit des Krieges gegen die Cimbern. Die Parteikämpfe, so heftig sie sein mochten, vollzogen sich unblutig, und bis zum Ende der punischen Kriege sah die Stadt keinen blutigen Aufstand in ihren Mauern, und selten ward sie mit groben Verbrechen befleckt. So waren die Römer ein gebornes Herrschervolk, dazu berufen, andern Gesetze zu geben, weil sie sich selbst beherrschten. Auch hier waren, wie in Griechenland, die großen Männer nur die Blüten und Früchte des Gewächses, ohne dieses Gewächs, das Volk, gar nicht denkbar; ein Cincinnatus, ein Scipio, ein M. Porcius Cato waren ebenso die Quintessenz und der Spiegel der guten Eigenschaften des römischen Volkes, wie Perikles die Quintessenz und der Spiegel Athens gewesen war. Als dann das fertige Weltreich einen Imperator erforderte, waren von dem Volke, das den Wunderbau aufgerichtet hatte, nur noch Reste, einzelne ausgezeichnete Männer, vorhanden; doch wäre es durch ein Wunder unversehrt geblieben — wie hätte es anders unvermischt und unverdorben bleiben können! —, so würde es dieser neuen Aufgabe nicht gewachsen gewesen sein; es ist undenkbar, daß eine Stadt ein Weltreich regieren könne.

In neuerer Zeit haben die Niederländer einen dritten Typus der kulturschaffenden und politisch erfolgreichen Republik dargestellt; sie waren Athener in der Fröhlichkeit und in der Liebe zu den Künsten (darin freilich mehr realistisch als idealistisch gerichtet), und Römer in der eisernen Willenskraft, der diamantenen Härte und unüberwindlichen Beharrlichkeit. Jüngst ist in diesen Heften das Urteil eines Finanzmanns angeführt worden, die Niederländer hätten mit ihrem Gelde die Spanier besiegt. Vor Ehrenberg hat das schon der letzte Geschichtschreiber der Niederlande, Wenzelburger, ausgesprochen: „Der selbstloseste Patriotismus, die aufopferndste Hingebung und der glühendste Religionseifer können auf die Dauer, wenn sie nachhaltige Wirkung äußern sollen, der realen Machtmittel nicht entbehren, und lange vor Montecuculi wußten die Provinzen ebensogut wie Philipp, daß die drei Erfordernisse zum Kriegführen sich in dem Worte »Geld« zusammenfassen ließen.“ Aber warum hatten sie Geld, während Philipp keins hatte? Weil sie unermüdlich thätig, von starkem Erwerbssinn gestachelt, von kühnster Unternehmungslust beseelt und gute Wirte waren. Und warum verwendeten sie ihr Geld auf Kriege mit übermächtigen Gegnern? Weil sie die Freiheit liebten. Und warum liebten sie die Freiheit? Weil ihr Leben einen Inhalt hatte, der ihnen wert war, weil sie dieses ihnen teuren Lebens froh werden wollten, und weil sie das nicht konnten unter einem Despoten. Gewiß wären die Niederländer unterlegen, wenn nicht Wilhelm von Oranien ihren Widerstand organisirt hätte, aber

Digitized by Google

auch ein Oranien kann nichts organisiren, wo nichts vorhanden ist, und er wäre nichts geworden, er hätte keine Rolle in der Weltgeschichte gespielt, wenn er nicht ein Volk von Männern getroffen hätte, von denen sich jeder lieber in Stücke hauen ließ, lieber ein Räuber wurde, als daß er sich den verhaßten Spaniern unterworfen hätte. Und was für Räuber waren diese Busch- und Wassergeusen! Jeder von ihnen wußte, daß ihm die grausamste Hinrichtung gewiß war, wenn er den Feinden in die Hände fiel, und aus diesem Bewußtsein verteidigte er sein eignes Leben und verfuhr er mit den Gegnern. Es war ein Heldenstück sondergleichen, als Moritz von Nassau bei Nieuwport die Flotte wegschickte und sein zwischen das Meer und den Feind eingeklemmtes Heer vor die Wahl stellte, ob es die Übermacht besiegen oder bis auf den letzten Mann fallen wolle, aber dieses Heer bestand eben aus Männern, von denen jeder zu gleichem Entschluß fähig gewesen wäre. Und wie innig war das Seeräubertum mit dem Handel verbunden, wie bereicherte es die Holländer, und wie förderte es den Aufschwung ihrer Flotte! Bald war die Handelsflotte der beiden Provinzen Holland und Seeland allein dreimal so groß wie die englische; im Jahre 1601 segelten fünfzehnhundert holländische und seeländische Heringsfischer aus, und alljährlich wurden tausend Schiffe gebaut; bald machte der Schiffbau Holland auch zum Mittelpunkte des europäischen Holzhandels, und friesische Dorfbewohner sägten mit den von ihnen erfundnen Windsägemühlen den Ausländern ihr Holz. Als dann der holländische Handel im Gange war, wurde die Seeräuberei allerdings als Plage empfunden und unterdrückt. Nicht bloß in Europa, in Indien bekämpften die Holländer Spanien, und die Staaten unterstützten Polarexpeditionen, nicht weil die Entdeckung einer nördlichen Durchfahrt Gewinn versprochen hätte, sondern um die Kühnheit und Todesverachtung der Seeleute zu steigern. Wo barer Gewinn winkte, da bedurfte es keines andern Stachels: „um des Gewinnes willen würde der holländische Kaufmann durch die Hölle fahren; er würde auch seinen Gott verkaufen, wenn er ihn liefern könnte.“ Mit Heiligenbildern schmückten diese kalvinistischen Bilderstürmer ihre Schiffe, wenn sie an italienischen Küsten Geschäfte machen wollten.

Der hervorragenden Männer bedurfte ein solches Volk von lauter Helden, Heiligen und Teufeln nur, wo und soweit einheitliche Leitung der aus jedes einzelnen Brust und Kopf hervorsprühenden Unternehmungslust notwendig war. Und auch da band man sich nicht sklavisch an den Willen des Führers. Die Einnahme von Briel durch Freibeuter im Anfange des Krieges (Den eersten Dag van April Verloor duc d'Alva zyn bril, spottete das Volk) entsprach durchaus nicht Oraniens Plänen; „aber wie der Aufstand aus der eigensten Initiative des Volks begonnen worden war, so wurde er auch von diesem, dem eigentlichen Helden des achtzigjährigen Kriegs, zu Ende geführt.“ Von Rembrandt schreibt Wenzelburger: „Keiner der Zeitgenossen ist so wie er der

Digitized by Google

beredte Zeuge der Herrlichkeit seines Vaterlands gewesen, denn nicht die Großthaten seines Volks oder einzelner Helden schilderte sein Pinsel, sondern das einfache, alltägliche bürgerliche Leben, dessen urwüchsiger Kraft alle die Tugenden entsproßten, die die Größe eines Volks und die Blüte eines Staats bedingen, war der würdige Vorwurf des Künstlers, der, als echter Sohn seiner Zeit und seines Volks, mit wahrem Künstlerstolz es verschmähte, dasjenige zu verherrlichen, was nach den herrschenden Begriffen nur die Erfüllung der Bürgerpflicht war." Die „Herren Staaten" bildeten einen Senat gleich dem römischen, dessen politische Weisheit nicht an eine einzelne Persönlichkeit gebunden war; ihren bedeutendsten und verdientesten Staatsmann nach Wilhelm, Oldenbarneveldt, opferten sie auf dem Schaffot, weil es das Gemeinwohl zu erfordern schien, und Hugo Grotius verbannten sie, aber dadurch wurden sie nicht unfähig, die Politik Europas noch ein halbes Jahrhundert hindurch zu beherrschen. Daß sie ihre Stellung auf die Dauer nicht behaupten konnten, lag an der Kleinheit ihres Landes, die freilich auch die Bedingung ihrer vorübergehenden Größe gewesen war, weil solche Gleichförmigkeit der Gesinnung und des Charakters bei großer Regsamkeit jedes Einzelnen nur auf einem kleinen Gebiete möglich ist. Die Einigkeit wurde auch so schon nur durch die gemeinsame Gefahr erhalten; sobald diese nachließ, sah man sich zunächst genötigt, die Verfassung aristokratisch zu gestalten, und die immer bequemer werdenden reichen Kaufherren ließen dann allmählich die Aristokratie in die Monarchie übergehen.

(Schluß folgt)

# Neue Novellen

Die deutsche Novelle, wohlverstanden die poetisch gehaltvolle, künstlerisch reife Novelle, die nach dem Ausspruch eines ihrer bedeutendsten Vertreter, Theodor Storms, „gleich dem Drama die tiefsten Probleme des Menschenlebens behandelt, die höchsten Forderungen der Kunst nicht nur duldet, sondern auch stellt," mit einem Worte „die strengste Form der Prosadichtung" ist, hat ihre Blütezeit entschieden in den fünfziger bis siebziger Jahren gehabt. Freilich ist auch damals die Zahl der bloßen Erzähler weit größer gewesen als die der erzählenden Dichter, und ein gewisser Teil des Publikums hat mit der angenehmen Gleichgiltigkeit, mit der die weidende Herde schlichtes Gras und blühende Blumen zwischen die Zähne bringt, platte Unterhaltungsgeschichten und wahre



Digitized by Google

Prachtnovellen als gleichwertige geistige Nahrung zu sich genommen. Aber aus der Masse jener Erzählungen sind doch nach und nach die wirklich dichterischen und vollendeten immer deutlicher hervorgetreten, und eine Entwicklung, an der ältere Dichter, wie Ed. Mörike mit dem Meisterstück „Mozart auf der Reise nach Prag," noch ebensowohl Anteil gehabt haben, wie jüngere Talente ihre ersten Erfolge in ihr errungen haben, hat der deutschen Litteratur einen Reichtum vorzüglicher Novellen zugeführt, der noch nicht einmal genügend gewürdigt ist. Seitdem hat zwar die Novellistik immer weitere Ausbreitung gewonnen — die Masse der Zeitungsfeuilletons, der illustrirten Familienblätter und der Kalender steigert den Bedarf, wie es scheint, unabläßig —, doch läßt sich leicht erkennen, daß in Bezug auf Lebensfülle und seelische Vertiefung, auf Anmut und Frische der Darstellung, auf Mannichfaltigkeit und Schlagkraft der Charakteristik ein gewisser Rückgang eingetreten ist. Die besten gehen noch zu Dreivierteln von Schriftstellern aus, die man nach unserm Sprachgebrauch schon zu den Alten rechnet, weil sie vor 1860 geboren sind, und auf viele der bessern, die von jüngern Verfassern herrühren, wirken die Muster der fünfziger und sechziger Jahre ein. Unsre neueste litterarhistorisch-kritische Methode, die überall nur litterarische Einflüsse, direkte litterarische Überlieferung und Nachahmung sieht, von der Wirkung der Natur und des Lebens auf die Dichtung möglichst gering denkt, hat begreiflicherweise wenig Neigung, dem eigentümlichen Umstande nachzugehen, daß es seitab von der Nachbildung eine vollkommen lebendige, unmittelbare Kunst giebt, die der Natur nachschafft, aber eben diese Natur in den Schranken und gleichsam mit den Augen vorausgegangner Meister sieht. Und ebenso wenig läßt sich diese Art von Kritik angelegen sein, die Einwirkungen der Lebensverhältnisse auf die Phantasie der Erzähler unabhängig von deren litterarischen Vorbildern zu untersuchen und zu würdigen. Aber auch wo dies ausnahmsweise geschieht, wird das Urteil so lauten müssen, daß die jüngste Novellistik eine starke Herabstimmung des poetischen Grundtons und der innern Freudigkeit gegenüber der Novellistik vergangner Tage zeigt.

An Neuigkeiten fehlt es, wie gesagt, nicht, und auch bunt genug nehmen sich diese Neuigkeiten aus. Es ist nicht zu verkennen, daß sich die Novelle im ganzen von den modischen Strömungen: der naturalistischen Elendsschilderung und der cynischen Behandlung aller erotischen Elemente freier gehalten hat als der gleichzeitige Roman. Das verbürgt wenigstens im Durchschnitt größere Frische der äußern Schilderung, größere Feinheit der Motive. Trotzdem sind nur wenige Novellen dem berechtigten Maßstabe gewachsen, der von einer vollendeten Novelle tiefere Lebenswahrheit und überzeugende Kraft fordert.

Der Aberglaube, daß diese Vorzüge, die der Erzähler haben und zeigen muß, durch eine gewisse Art von Stoffen verbürgt sei, spukt noch stark in den Köpfen einzelner Schriftsteller und auch eines Teils des Publikums. Die Novelle aus den Alpen beruht, wo sie nicht zum Spott werden soll, auf

Digitized by Google

genauer Kenntnis der Volkszustände und der Naturen, die dem Gebirge entstammen und mit ihm verwachsen sind. Doch zwischen dieser Kenntnis und ihrer poetisch ergreifenden Verwertung liegt noch eine weite Kluft. Das zeigen die Sammlungen Grenzerleut von Arthur Achleitner (Berlin, Verein für deutsches Schrifttum, 1896) und Dorffrieden und Alpenwildnis, Geschichten aus den Tiroler Bergen von Julius Syrutschek (Dresden, Leipzig und Wien, Ed. Piersons Verlag, 1897), die beide durch starke Effekte auszugleichen versuchen, was ihnen an eigentlich poetischer Kraft und tieferer Charakteristik abgeht. Achleitners Band enthält nur zwei größere Erzählungen „Ein treues Leut" und „Achterdrusch und Puchlmusik." Die erste, nicht ohne einzelne gute und anschauliche Schilderungen, aber in der Erfindung und Durchführung grell und roh, weist eigentlich nur eine lebensvolle, gewinnende Gestalt auf, die der treuen Häuserin Lisi. In „Achterdrusch und Puchlmusik" werden verschollne Gebirgssitten aus dem Schmiededorf Ebbs vorgeführt, aber die Erfindung ist eben so robust und das Kolorit eben so grell wie in der ersten Novelle, wenn auch einzelne Situationen und Züge vortrefflich sind. Alles in allem erscheint Achleitners Talent, obwohl der innern Entwicklung bedürftig, wie sein Stil der Reinigung von häßlichen Austriazismen, doch entschiedner und mehr versprechend als das Syrutschels. In „Dorffrieden und Alpenwildnis" sind sieben Geschichten: „Am Ziel," „Das Elend-Weibl," „Der Waldfeind," „Überwunden," „In der Forststraf" und „Der Herrgottsprediger" vereinigt, die meisten tragischer Natur; in mehr als einer ist der Selbstmord der letzte Ausweg, eine unerträglich gewordne Leidens- oder Sündenbürde abzuwerfen. Die Übertragung des neuern Pessimismus in die Dorfgeschichte fördert ja natürlich mancherlei trostlose Lebensläufe und schlimme Schicksale zu Tage, trübt aber den Blick und die Empfänglichkeit der Dichter für die gesunden Erscheinungen des bäuerlichen Lebens.

Daher ist der Schritt vom Lande in das Elend und die Qual der Städte längst nicht mehr so groß, als er einem frühern Darstellergeschlecht erschien und etwa Rosegger noch erscheinen mag. Unter den auf städtischem Hintergrund spielenden Erzählungen fallen zunächst die Kartäusergeschichten, Novellen und Skizzen von Otto Ernst (Hamburg, Konrad Kloß, 1896), dadurch auf, daß in ihnen neben ein paar von gutem Humor erfüllten Skizzen, wenigstens eine tragische Novelle von schlichter Wahrheit und fesselnder Darstellung enthalten ist. Diese Novelle „Anna Menzel," die Geschichte eines einfachen Dienstmädchens, dem sich nach langer, liebeleerer Öde eines ganz einförmigen Pflichtdaseins ein trügerischer Hoffnungsschimmer aufthut, und das die plötzliche Verdunklung dieses Scheins nicht überleben kann, gehört mit zu dem Besten, was die jüngste Novellistik hervorgebracht hat.

Nicht ohne Eigentümlichkeit und Stimmung sind die Drei Novellen des Prinzen Emil von Schönaich-Carolath (Leipzig, G. J. Goeschensche Ver-

Digitized by Google

lagsbuchhandlung, 1896). Aber Erfindung und Charakteristik aller drei: „Der Freiherr," „Regulus" und „Der Heiland der Tiere" leidet unter der Überreizung des Gefühls, das der Dichter seinen Gestalten giebt. Die bedeutendste, in ihrer ersten Anlage und dem Motiv, durch das der bäuerliche Held zum Heiland der Tiere wird, wirklich schöne und ergreifende Novelle wird im Fortgang immer greller, phantastischer, unmöglicher oder vielmehr — da am Ende alles möglich ist — immer ungesünder, immer weniger überzeugend. Der Drang zum Neuen ist in dem Verfasser, man könnte sagen, der Natur zum Trotz lebendig; im Gegensatz zu vielen, die das Brett bohren, wo es am dünnsten ist, hat Prinz Carolath eine entschiedne Vorliebe, an den knorrigsten Stellen sein Heil zu versuchen. So machen seine Novellen vor der Hand nur einen geteilten Eindruck.

Die schon in zweiter Auflage vorliegenden Novellen Villa Möhl und mehr von Gustav und Ina von Buchwald (Leipzig, Rob. Friese, 1896) verraten lebendigen Anteil an den Stoffen und eine frische Fabulirlust des Ehe- oder Geschwisterpaars, das diese Geschichten („Villa Möhl," „Der Klausner von Steppenfels," „Die Kaiserurkunde von Lachsbeck") verfaßt hat. Es sind eigentlich keine Novellen, sondern aufs äußerste zusammengedrängte kleine Romane, die in solcher Gestalt nun freilich weder seelisch begründet, noch äußerlich motivirt, sondern nur in den Spitzen ihrer Charakteristik und Stimmung erfaßt sind. Dasselbe gilt von den Novellen von W. Immisch: Hochflut der Liebe (Chemnitz, Josef Feller, 1896). Die Novellen „Stürmische Herzen" und „Irrlicht" sind Romane; die erste, die eine Stofffülle birgt, die in so knapper Form nicht innerlich belebt werden kann, erscheint noch dazu mit nüchtern-lehrhafter Prosa durchsetzt. Von den zwei Novellen: An Weibes Herzen von Gustav Klitscher (Berlin, Deutsche Schriftstellergenossenschaft) ist die erste, „Heilige Liebe," die beste, sie enthält in dem Verzicht des schwindsüchtigen Mädchens auf Liebe und Leben ein schönes Motiv.

Einen breiten Raum in der neuesten Novellistik nimmt die ethnographische Novelle ein, die ihre Wirkungen weniger in der Stärke der poetischen Erfindung und Gestaltung, als in der Schilderung fremdartiger Natur und besondrer Sitten sucht. Natürlich kann beides Hand in Hand gehen; unter Umständen können gerade den Voraussetzungen und Überlieferungen fremder Kulturzustände poetisch bedeutende, menschlich ergreifende Konflikte, originelle Gestalten entwachsen. Das hat Leopold Kompert, der Verfasser der Geschichten „Aus dem Ghetto," der Dichter der Prachtnovelle „Christian und Lea" sehr wohl gewußt. Gegen einen Nachfolger wie S. Kohn und dessen Alte und neue Erzählungen aus dem böhmischen Ghetto (Zürich, Cäsar Schmidt, 1896) würde er sich aber wahrscheinlich entschieden verwahrt haben. Die Erzählungen „Ein anderes," „Konfessionslos," „Zurückerstattet," „Ein glücklicher Wurf," „Die beiden Steine" sind von einer fanatischen und hoch-

Digitized by Google

mütig unwahren Verherrlichung alles jüdischen Lebens und Treibens erfüllt, der selbst die Geschichtsfälschung dienen muß. Die Erfindungen sind ziemlich platt, die Zeichnung des geschichtlichen Hintergrundes ohne Anschaulichkeit und Kraft, die Sprache durch Überladung mit dem entsetzlichen östlichen Judendeutsch verunstaltet.

Viel lebensfrischer und anziehender sind die beiden kleinen Sammlungen von Gustav Meinecke: Aus dem Kreolenlande und Texanisches und Kreolisches (Berlin, Deutscher Kolonialverlag). Die Geschichten „Im Mississippisumpf" und „In der letzten Stunde" mit ihrer Szenerie lesen sich wie ein paar nachträgliche Kapitel zu Sealsfield, was für die Echtheit der Beobachtungen und Bilder spricht. „In der letzten Stunde" ist eine sehr lebendig erzählte Eifersuchtsgeschichte, in der der heißblütige Ehemann den ihm unbekannten Bruder seiner Frau für deren Liebhaber hält. Unter den Novellen der zweiten Sammlung bietet besonders „Rollins Plantage" eigentümliche Bilder aus dem Leben der seit der Aufhebung der Sklaverei herabkommenden und verarmenden Pflanzer der Südstaaten der amerikanischen Union.

Die Türkischen Geschichten von Rudolf Lindau (Berlin, F. Fontane u. Comp., 1897) sind nach der Versicherung des Verfassers türkischen Erzählern getreu nacherzählt. Ihr Realismus zeigt einen bemerkenswerten, aber keinen zu schroffen Abstand von den Märchenerfindungen, die wir aus „Tausend und eine Nacht" kennen. Denn nach wie vor entspricht der jähe Schicksalswechsel, bei dem nach Allahs Willen das Hohe erniedrigt, das Niedrige erhöht werden kann, dem Gläubigen aber alles zum Heil gereichen muß, der Phantasie der Orientalen. Es waltet in diesen Geschichten vor die Freude am Geschehen, über die Beweggründe „will," wie Lindau sagt, der Hörer selbst nachdenken. Die buntesten Abenteuer folgen rasch aufeinander, aber der Sinn für das Wirkliche und Wahrscheinliche verleugnet sich in Erzählungen wie „Der grüne Schleier," „Die schöne Dschanfeda," „Gülmes Vesir," „Der kluge Toros Agha," „Der goldne Reif" keinen Augenblick. Welchen Anteil an der klaren Durchsichtigkeit dieser Novellen, an ihrem fesselnden Vortrag der deutsche Bearbeiter gehabt, vermögen wir nicht zu beurteilen. Jedenfalls haben die „Türkischen Geschichten," ganz abgesehen von den gänzlich unaufdringlichen Sittenschilderungen, schon durch ihre Erfindung einen Reiz, der auf zahlreiche Leser wirken wird.

Eine besondre Gruppe nur selten erfreulicher Erscheinungen bilden die Novellen, die vom Feuilleton ausgehen, auf das Feuilleton zugeschnitten sind und sich in nicht eben geschmackvoller Übertragung der amerikanischen short stories als „Kurzgeschichten" bezeichnen. An und für sich kann die Novelle, wo ihre besondre Aufgabe und ihre Form rein erfaßt wird, sehr wohl kurz sein, die ältern italienischen und französischen Novellen sind fast alle von sehr geringem Umfange. Aber um eine Wiederbelebung der ursprünglichsten Form,

Digitized by Google

die für einzelne Aufgaben möglich, wenn auch schwierig ist, handelt es sich bei den modernen „Kurzgeschichten“ nicht. Ihre Wirkung beruht meist darauf, daß sie von der poetischen Erfassung und Wiedergabe eines in seiner Art einzigen Vorgangs völlig absehen, sie sind eben gar keine Novellen, sondern verkleidete Feuilletonartikel, im günstigsten Falle Plaudereien und Humoresken, denen der Anstrich einer Erzählung gegeben ist. Proben davon erhalten wir in dem Bande Am Seelentelephon, neue Kurzgeschichten von Karl Pröll (Berlin, Hugo Storm, 1896), sein Verdienst beschränkt sich auf eine Reihe hübscher Einfälle und humoristischer Züge. Daß der Verfasser bisweilen den Ton trifft, der in dieser Art von Capriccios wirksam ist, belegen seine Skizzen: „War Eva schön?“, „Der Mitternachtsnabob,“ „Die Entlobungspfeife,“ „Eine Berliner Idylle,“ „Hellschlummer.“ Von poetischer Wirkung aber kann nicht die Rede sein. Dennoch ziehen wir die leichte Zerstreuung und Erheiterung, die durch dergleichen Plaudereien erweckt wird, der Wirkung sentimentaler, süßlicher Feuilletonskizzen vor, wie sie Elise Polko in ihren Verwehten und frischen Spuren. Geschichten und Bilder (Dresden, Leipzig, Wien, E. Piersons Verlag, 1897) wieder einmal — der Himmel weiß, zum wievielstenmale! — gesammelt hat. Es ist vor allem eine Eigentümlichkeit, die diese Art von Lebensbildern und Erinnerungen so fad und reizlos macht: die Paarung eines angeblichen Idealismus mit der Bewunderung der üppigen Äußerlichkeit, des bloßen Luxus — Weltschmerz auf Sammetpolstern, tiefes Leid zwischen persischen Teppichen und orientalischen Vorhängen, gebrochne Herzen mit Spitzen besetzt. Das ist in einem einzelnen Falle einmal zu ertragen, aber in unablässiger Wiederholung wird es schlechthin ungenießbar.

Etwas, aber nicht viel höher stehen: Höhere Töchter, Humoresken aus dem Schulleben von Elit Felsen (Breslau, Franz Gerlich, 1896), Nachahmungen der bekannten Schulgeschichten von Ernst Eckstein, von rüpelhaften Tertianern und Sekundanern auf die selbstbewußt heranwachsenden Dämchen einer „Selekta“ übertragen. In fünf Geschichten, „Sein Jubiläum,“ „Die Schule geschwänzt,“ „Ein Ausflug ins Buschenthal,“ „Ein sonderbarer Fürsprecher“ und „Im Klassenarrest,“ hat die Verfasserin hinlänglich Gelegenheit, alle die Teufeleien zu schildern, deren eine Taubenschar fähig ist, und vor allem die Selbstverherrlichungen und Selbsttäuschungen schulpflichtiger Backfische in komisches Licht zu rücken. Die leichte Ironie, mit der die vermeinten Leidenschaften, Neigungen und Abneigungen der höhern Töchter behandelt sind, ist ganz hübsch, aber viel von dergleichen Erfindungen kann man nicht genießen. Der Abstand solcher Milchsuppe von den überwürzten Gerichten der meisten modernen Erzähler ist kaum noch meßbar, und wenn es wirklich ein Publikum giebt, das ganz naiv beides auf sich wirken läßt, so darf man dieses Publikum um seinen Gaumen wie um seine Verdauung beneiden.

Digitized by Google

# Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

## Neue Folge

### 5. Was der Herr Konsistorialrat für Erfahrungen machte

Der Herr Konsistorialrat hatte den Rest seines Aktenhaufens, der zu erledigen war, mit nach Hause genommen und eben das letzte Stück des Restes abgearbeitet. Nun lehnte er sich mit aufseufzender Befriedigung in seinem Stuhle zurück, faltete die Hände über seiner rundlichen Vorderseite und überdachte das letzte Jahrzehnt seiner Amtsthätigkeit. Er konnte nicht sagen, daß diese Amtsthätigkeit durchaus erfreulich gewesen sei. Es hatte doch gar zu viel totes Schreibwerk gegeben, das thätige Leben, die Gemeinde, der er hätte dienen können, hatte gefehlt. Aber er konnte sich mit Genugthuung das eine sagen, daß er sich durch die Beschäftigung mit trocknen Formen sein warmes Herz nicht hatte nehmen lassen. Wie manche Handreichung hatte er den Amtsbrüdern, besonders denen auf dem Lande, die gar zu leicht in ihren Anschauungen auf die Stufe des sie umgebenden Lebens herabgezogen werden, gethan, um sie auf der Höhe ihrer Aufgabe zu erhalten! Wie manchen sorgenden oder klagenden Amtsbruder hatte er durch ein gutes Wort gestärkt und aufgerichtet!

Er hatte es auch eben in diesem letzten Schriftstücke gethan. Er nahm es nochmals in die Hand und überlas, was er geschrieben hatte. Es war die Antwort auf eine Eingabe der Ephorie Hagelingen, in der ausgesprochen war, daß die Schwierigkeiten zwischen Gemeinde und Pfarramt ihren Grund meist darin hätten, daß die Pfarrer in ihrem Einkommen von den Gemeinden abhingen. Die Pfarrer müßten selbständig gestellt werden; sie müßten ihren Gehalt aus einer kirchlichen Kasse beziehen; besonders nötig sei es, die Zehnten und Naturalabgaben abzulösen, da diese Art der Einnahme des geistlichen Standes nicht würdig sei. Der Herr Konsistorialrat hatte dieser Auffassung nicht zustimmen können. Er hatte geglaubt, daß durch Geben und Nehmen ein segensreiches Band zwischen Geistlichem und Gemeinde geknüpft werde, das man nur zum Schaden beider Teile auflösen würde. Das Pfarramt bietet, so hatte er geschrieben, der Gemeinde das Brot des Lebens, und es empfängt von der Gemeinde das Brot des Leibes. Dieser Austausch fördert auf beiden Seiten das Gefühl der Zusammengehörigkeit und des gegenseitigen Vertrauens. Das, was das Gemeindeglied darreicht, ist ein Opfer an heiliger Stätte, es muß als ein solches angesehen und entgegengenommen werden, nämlich mit Demut und Dank. Es würde eine Versündigung an dem frommen Sinne des Landmanns sein, wenn man seine Garbe verschmähen und das gern gebrachte Opfer

Digitized by Google

zur ungern gezahlten Steuer umgestalten wollte. Wir können nicht finden, daß die geistliche Thätigkeit des Amtes durch diese materielle Seite geschädigt werde. Kann doch im Gegenteil mancher Anlaß geistlicher Einwirkung gerade hier gefunden werden. Wir haben das Vertrauen zu der Umsicht und Selbstlosigkeit der Herren Geistlichen, daß sie etwaige Schwierigkeiten, die ja nicht ausbleiben können, wie bisher, so auch künftig in befriedigender Weise überwinden werden. Der Herr Konsistorialrat legte das Schriftstück nieder in der Überzeugung, die Brüder in Hagelingen darin durch geistlichen Zuspruch gestärkt zu haben.

Es war seine letzte Verfügung, die er als Konsistorialrat geschrieben hatte. Denn er hatte sich entschlossen, auf die höhere geistliche Würde zu verzichten, aufs Land zu gehen, eine Pfründe anzunehmen und Pastor in Wasendorf zu werden. Eben trat die Frau Konsistorialrätin in changeantfarbigem Seidenkleide ins Zimmer, um den Herrn Gemahl zu einem Abschiedsessen bei Herrn Kommerzienrat Rübsamen abzurufen. Man aß dort — nebenbei bemerkt — vorzüglich.

Kurz darauf siedelte der Herr Konsistorialrat nach Wasendorf über. Man nahm ihn mit offnen Armen auf. Besonders hatten sich die großen Ökonomen des Ortes angestrengt; sie hatten sich in Aufmerksamkeiten gar nicht genug thun können. Der Verkehr machte sich über Erwarten gut. Selbst die Frau Konsistorialrätin, die als Frau Divisionsprediger in A. und dann als Frau Konsistorialrätin in B. in den feinsten Kreisen zu verkehren gewohnt war, war nicht ganz unzufrieden. Oberpredigers in Frettchenstedt — der Herr Oberprediger war früher Marineprediger gewesen — waren sehr nett, Landrats in Oldra, Amtsrats in Buchenwinkel, Kommerzienrats in Schlehingen waren auch sehr nett. Selbst mit den großen Ökonomen im Dorfe ließ sich verkehren. Konsistorialrats hätten nicht gedacht, daß es unter den Ökonomen so gebildete Leute gebe. Das Haus war neu eingerichtet worden. Die Gemeinde hatte gethan, was sie konnte, das heißt, was die Kirchenkasse konnte. Als nun noch neue Wünsche und Bedürfnisse zu Tage traten, gab es wohl einige Bedenken und schüchterne Einsprüche, aber sie wurden ohne große Mühe von der geistlichen Beredsamkeit des Herrn Konsistorialrats überwunden. Gerade dies bereitete dem Herrn Pastor eine besondre Genugthuung, daß er fühlte, er hatte die Zügel in der Hand, das Dorf folgte seiner Leitung. Man brauchte nur den Leuten in eindringlicher und herzlicher Weise vorzustellen, was geschehen sollte, so waren sie leicht gewonnen. Er seinerseits konnte über Schwierigkeiten nicht klagen und war geneigt, anzunehmen, daß die Herren Amtsbrüder, die über ihre Gemeinden zum Erbarmen klagten, wohl der Lage nicht recht gewachsen wären.

Eines Morgens, als gerade der Herr Kantor ins Studirzimmer trat, läutete, und zwar zu ungewohnter Stunde, die kleine Glocke.

Warum läutet man denn? fragte der Herr Konsistorialrat.

Es ist die Bettelglocke, Herr Konsistorialrat, erwiderte der Herr Kantor in ehrfurchtsvollem Tonfalle.

Was? Die Bettelglocke? Für wen bettelt man denn?

Für den Herrn Konsistorialrat und für meine Wenigkeit.

Man bettelt für Sie und mich? Das finde ich aber kostbar.

Ja, Herr Konsistorialrat, es ist das Quartalgeld, 25 Pfennige von den Interessenten und $12\frac{1}{2}$ Pfennige von den Neusiedlern. Das wird quartaliter eingesammelt, nachdem die Bettelglocke in zwei Pulsen geläutet hat. Ich wollte mir eben erlauben, den Herrn Konsistorialrat um die Hebeliste zu bitten.

Das ist ja großartig. Denk einmal, Constanze, sagte der Herr Pastor zu

Digitized by Google

seiner eben eintretenden Frau, man läutet mit der Bettelglocke, um anzuzeigen, daß für den Pfarrer und Lehrer das Quartalgeld zusammengebettelt wird.

Nein, das ist ja abscheulich. Martin, das mußt du abschaffen.

Es geht nicht, liebes Kind, es ist ein Gehaltsteil, auf den ich im Interesse der Stelle nicht verzichten dürfte, wenn ich auch wollte. Aber man könnte die Gelder ablösen. Nicht wahr, Herr Kantor?

Gewiß, allerdings, man könnte sie ablösen. Ich wäre sehr dafür. Denn ich empfinde das Geschäft des Einsammelns als eine Entehrung. Es ist eine Sache, die des Lehrerstandes nicht würdig ist. Ich wäre sehr dankbar, wenn der Herr Konsistorialrat die Ablösung ins Auge fassen wollten.

Man könnte es ins Auge fassen, wenn ich auch darin, daß ein Christ den christlichen Mitbruder um sein täglich Brot bittet, keine Entehrung finden kann.

Der Herr Kantor war weit entfernt, darauf etwas zu antworten, aber er machte ein Gesicht, als ob er sagen wollte: Wenn du nur die Groschen selber einsammeln und die Redensarten hören müßtest, die dabei gemacht werden, so würdest du anders reden.

Am Abend waren Konsistorialrats zu Großkopfs eingeladen. Natürlich brachte die Frau Konsistorialrätin die Rede auf die Bettelglocke und die Quartalgelder und fragte, ob das nicht für alle Beteiligten etwas entwürdigendes wäre. Aber sie fand kein rechtes Verständnis für ihre Klagen. Die gebildeten Ökonomen hielten es im Grunde für ebenso natürlich, daß der Pfarrer zum Läuten der Bettelglocke seine Gelder einsammlte, wie daß bei ihnen der Misthaufen vor der Thür lag. So etwas gehörte nun einmal zum Geschäft. Aber da sich die Frau Konsistorialrätin über die Bettelglocke aufregte, so stimmten die gebildeten Ökonomen aus Höflichkeit zu, fanden die Sache unzeitgemäß und nannten sie einen Skandal, eine Sache, die unbedingt abgeschafft werden müsse. Der Herr Konsistorialrat legte die Frage in der nächsten Sitzung dem Gemeindekirchenrate vor, fand aber auch hier keine freudige Zustimmung. Man machte bedenkliche Mienen. Die Gemeinde würde es wohl nicht zufrieden sein; besonders würden die Neusiedler dagegenreden, denn es sei wenig Geld im Dorfe. Die letzte Ernte sei nicht gut gewesen, und der Weizen gelte nichts, und mit den Zuckerrüben werde es auch alle Jahre schlechter. Sie selber hätten ja gegen die Ablösung nichts einzuwenden, und es sei ja ein ganz gutes Geschäft, eine dauernde Last mit dem dreiundzwanzigfachen Betrage für immer los zu werden. Aber wenn die Gemeinde nicht wolle, so wolle sie nicht. Hier öffnete der Konsistorialrat die Schleusen seiner Beredsamkeit und führte dem Gemeindekirchenrate zu Gemüte, daß es doch nicht schwer sein könne, einer verständigen Meinung in der Gemeinde Gehör zu verschaffen, wenn man sich nur rechte Mühe gebe. Wenn nach § 25 des Gesetzes vom 10. September 1873 der Gemeindekirchenrat das Organ der Gemeinde sei, das das kirchliche Interesse nach allen Seiten zu wahren habe, so möge der Gemeindekirchenrat, um das kirchliche Interesse wahrzunehmen, die Unkundigen aufklären und die Widerstrebenden eines bessern belehren. Er zweifle nicht daran, daß die Gemeinde einer verständigen Belehrung und herzlichen Bitte zugänglich sei. Die Herren vom Gemeindekirchenrat schwiegen — es war ja auch gar nicht ihre Sache, zu entscheiden, ob der Pfarrer die Ablösung beantragen solle oder nicht. Na, mich solls wundern! sagte in der Stille einer zum andern.

Der Herr Konsistorialrat beschloß also, abzulösen. Aber es verging noch Jahr und Tag, ehe es zum Ablösungstermin kam, denn die rechtliche Lage war verwickelt, und das Pfarrarchiv in schauderhaftem Zustande.



Digitized by Google

Nun gab es im Orte einen Gastwirt mit Namen Nautsch. Dieser Gastwirt war katholisch und war von seinen Freunden in den Schulvorstand gewählt worden. Da that er nichts Gutes und nichts Schlimmes. Aber dem Herrn Konsistorialrat war es ein entwürdigender Gedanke, daß eine evangelische Schule einen Katholiken in ihrem Vorstande habe. Er sorgte also dafür, daß Herr Nautsch bei der Neuwahl nicht wieder gewählt wurde. Daraus entstand eine Todfeindschaft des Gastwirts gegen den Herrn Konsistorialrat, von der dieser freilich keine Ahnung hatte. Bei Nautsch hatten von jeher die unruhigen Elemente des Dorfes verkehrt. Hier wurden Weltverbesserungspläne geschmiedet und auf alles geschimpft, was in den „Gesichtswinkel" des dort versammelten Kollegii kam. Sozialdemokraten waren es gerade nicht, doch war man reichlich mit demokratischem Öle gesalbt. Man hatte einen unüberwindlichen Abscheu davor, überhaupt irgend etwas zu sollen, vor allem etwas zahlen zu sollen. Alles, was Steuern und Renten hieß, erschien als eine Art Verbrechen an der Menschheit. Mit der Biersteuer, bei der man sich ziemlich hoch einschätzte, war das etwas andres, das war eine freiwillige Sache.

Bisher waren der Herr Amtsvorsteher und der Herr Schulze der Gegenstand der freundlichen Erörterungen in diesem Kreise gewesen. Man hatte bei jeder Verordnung eine Vergewaltigung, bei jedem Gemeindebeschluß einen schändlichen Hintergedanken gewittert und seine Klugheit darin bewiesen, jedermann für einen heimlichen Menschenschinder und Spitzbuben zu halten. Als sich nun der Herr Konsistorialrat an der geheiligten Person des Wirts vergriffen und ihn aus dem Schulvorstande entfernt hatte, wurde auch er in eingehende Betrachtung genommen. Als aber die Ablösungsfrage auftauchte, stand es fest, daß es auf eine Beraubung der kleinen Leute abgesehen sei, und daß man dem mit allen Mitteln entgegentreten müsse. Sogleich wurde die Losung ausgegeben: Wir lösen nicht ab.

Aber wenn der Pastor die Ablösung beantragt, und wenn es die Großen zufrieden sind, dann hilft das nichts, dann können wir nicht umhin, sagte Maier-Karl.

Karl, erwiderte der Schmied Hentschel, der der Wortführer und der juristische Sachverständige des Kreises war, du bist doch zu dumm. Wer will dich denn zwingen? Nach dem Reichsgesetze darf niemand zu nichts gezwungen werden. Das ist Nötigung und wird mit Gefängnis bestraft. Keine Regierung und kein Ministerium kann die Gemeinde zwingen. Wenn die Gemeinde sagt: Is nicht, dann is es alle. Das nennt man Selbstverwaltung. Wir wollen diesem Pastor schon eins blasen, daß ihm die Ohren brummen.

Der Herr Ablösungskommissarius mit seinem Schreiber kam an, frühstückte auf dem Pfarrhofe und begab sich dann mit dem Herrn Konsistorialrat in den großen Gasthof zum Termin. Der Herr Konsistorialrat hatte gedacht, daß das Geschäft in ein paar Stunden abzuwickeln sei, aber der Termin nahm zwei volle Tage in Anspruch. Und wer weiß, wie lange die Sache gedauert hätte, wenn nicht der Herr Kommissarius viel Übung und Geschick gehabt hätte, mit ländlichen Dickköpfen umzugehen. Die Großen machten keine Schwierigkeiten, sie unterschrieben den Ablösungsvertrag, ohne auch nur zu fragen, was drinstehe. Das sollte einen nobeln Eindruck machen. Die Kossäten waren auch willig, nur ließ sich jeder das Wie und Warum von neuem auseinandersetzen. Als aber die hohen Hausnummern drankamen, wurde die Verhandlung schwierig.

Im Nebenzimmer hatte der katholische Gastwirt Platz genommen als lebendiger Zeuge der schreienden Ungerechtigkeit, daß er als Katholik dem protestantischen Pastor Ablösungsgelder zahlen solle. Um ihn hatten sich seine Getreuen versammelt. Diese benutzten den Termin als willkommne Gelegenheit, sich einen

Digitized by Google

Feiertag zu machen und viel Bier zu trinken. Sie steckten also die Köpfe zusammen und wüteten im stillen. Je länger der Termin dauerte, desto mehr belebte sich die Gruppe der Unzufriednen. Man fing an, laut zu räsonniren, auf den Tisch zu pauken und in die offne Thür zu treten und bösartige Bemerkungen zu machen. Jetzt kam Maier-Karl dran. Daß du nicht unterschreibst, sagte der Schmied Hentschel, sonst holt dich der Deibel! Maier-Karl hätte wirklich am liebsten unterschrieben; da er aber nun einmal nicht durfte, setzte er allem Zureden die Hartnäckigkeit der Furcht entgegen. Die Freunde waren Maier-Karl nachgefolgt, an den Tisch des Herrn Kommissarius getreten und redeten mit drein. Hentschel schlug mit der Faust auf den Tisch, daß das Tintenfaß erschrocken in die Luft sprang, und rief, das sei eine Ungerechtigkeit, daß an die Kirche gezahlt werden solle, und Nautsch wäre Katholik und nach der Verfassung steuerfrei, und sie hätten den Pastor nicht gerufen, und ihretwegen könnte er wieder hingehen, wo er hergekommen sei. Und abgelöst würde nicht, niemals nicht, in keinerlei Weise. Und der schiefe Gelbhaar schrie dazwischen: Das liefe alles nur darauf hinaus, daß die Kleinen ausgebeutelt und ausgezogen werden sollten. Da nehmt das nur gleich auch noch! rief er, zog seine Jacke aus und warf sie auf den Tisch.

Das war dem Herrn Kommissarius, der schon manches erlebt hatte, denn doch des guten zuviel. er sprang auf und hatte schon das Wort Staatsanwalt auf den Lippen; aber er bezwang sich, weil er aus Erfahrung wußte, daß durch Drohen die Sache nur schlimmer werde.

Aber liebe Freunde, sagte der Herr Konsistorialrat im mildesten Tone, wer will Sie denn schädigen? Sie haben ja handgreiflichen Nutzen von der Ablösung. Wenn Sie jährlich eine Mark zu zahlen haben, und es wird heute mit dem dreiundzwanzigfachen Betrage abgelöst, so haben Sie in fünfzig Jahren bereits siebenundzwanzig Mark gespart. Und erwägen Sie doch, das ganze Ablösungskapital ist doch nur eine Bagatelle.

Bagatelle! Das nennen die Reichen Bagatelle! Aber wir müssen davon leben, wer giebt uns was, wenn wir unsern Wochenlohn für die Ablösung hingeben sollen?

Ruhe! rief der Herr Kommissarius. Wer nicht dran ist, schweigt oder geht hinaus!

Man zog sich brummend zurück. Der Herr Kommissarius verfuhr nun klüglicherweise so, daß alle, die Schwierigkeiten machten, zurückgestellt wurden. Zuletzt hatte er ein Dutzend Ablösungsverweigerer beisammen, von denen sich die Hälfte doch noch bekehren ließ. Aber sechs blieben hartnäckig auf ihrem Nein.

Also Sie wollen nicht unterschreiben?

Nein. Denn es ist eine Ungerechtigkeit —

Ruhe! Sie bestreiten, verpflichtet zu sein, das Quartalgeld zu zahlen, und Sie verweigern die Zahlung?

Nein, das nicht. Das Quartalgeld wollen wir zahlen, aber wir wollen nicht ablösen.

Sie erkennen also Ihre Verpflichtung an, das Quartalgeld zu zahlen, aber Sie wollen nicht ablösen?

Ja, das thun wir.

Schön. Wenn Sie denn nicht anders wollen, so wollen wir das zu Papier bringen, Sie unterschreiben und können gehen.

Das geschah, und der Herr Kommissarius nahm die Unterschrift schmunzelnd entgegen. Denn nun hatte er seine Leute ja in der Hand. Und der kluge Hentschel hatte die Falle nicht gewittert.

Digitized by Google

Der Herr Konsistorialrat war von dem langen Termin an allen Gliedern wie zerschlagen. Dazu beugte ihn die Erfahrung nieder, daß es bei aller Freundlichkeit und Geduld nicht gelungen war, die Leute von der Wohlthat zu überzeugen, die man ihnen erwies. Und was sollte mit diesen sechs werden? O, sagte der Herr Kommissarius, die werden verklagt und auf Grund der Unterschrift vom Gericht gezwungen, der Ablösung beizutreten.

Das war dem Herrn Konsistorialrat gar nicht recht. Aber es war nicht zu umgehen, die Klagen mußten angestellt werden und wurden angestellt. Und so kam die Ablösung zu stande, und die Bettelglocke verstummte.

Als aber der Herr Konsistorialrat zum erstenmale seine Coupons abschnitt, that er es mit Seufzen, er hatte das Gefühl, es wäre besser gewesen, wenn schon vor zwanzig Jahren abgelöst worden wäre. Denn er konnte sich nicht verhehlen, daß er in dem letzten Jahre an Liebe und Vertrauen in seiner Gemeinde nichts gewonnen habe. Vielmehr machte sich eine gegen ihn gerichtete Bewegung im Dorfe mehr und mehr fühlbar. Und warum? Um die 12½ Pfennige Quartalgeld. Der Herr Konsistorialrat fing an, zweifelhaft zu werden, ob geben und nehmen wirklich ein Band des Vertrauens knüpfe.

Wasendorf war kein reiches Dorf, der beste Acker war im Besitze von wenig wohlhabenden Leuten, sowie der kirchlichen Institute. Der andre Acker war in kleinen Stücken in den Händen von einigen Kossäten und vielen Häuslern. Der größte Teil der Einwohner besaß gar kein Land und nährte sich von seiner Hände Arbeit und ein paar Morgen Pachtland. Die Pächter waren samt und sonders schlechte Zahler. Warum? Das konnte eigentlich niemand sagen. Es war einmal in der Gegend so Sitte, daß man es mit dem Zahlen an sich kommen ließ. Man hielt es für sein gutes Recht, erst einmal ein Jahr über den Zahlungstermin vergehen zu lassen und dann allmählich mit Abschlagzahlungen zu kommen. Ganz besonders hatte darunter der Ortspfarrer zu leiden. Der braucht es ja nicht, sagte man. Der ist ja unmenschlich reich. Drei Söhne hat er auf der Schule und in seinem Hause lauter Sammetstühle und Goldrahmen. Und den ganzen Tag braucht er nichts zu thun als Tabak zu rauchen. Aber wir armen Leute müssen uns die paar Groschen am Leibe abschinden. Das reine Sündengeld ist es, das man zahlen muß. Und so hielt man es für recht und sogar für eine Tugend, vorläufig erst einmal gar nicht zu zahlen.

Der Herr Konsistorialrat, der an Peinlichkeit in Geldsachen gewöhnt war, der auch pünktlich die Pension für seine drei Söhne zahlen mußte, war von einer solchen Saumseligkeit aufs unangenehmste berührt. Er hätte schon längst energisch eingegriffen und die Leute in ihrem eignen Interesse an größere Pünktlichkeit gewöhnt, wenn ihm nicht von allen Seiten abgeraten worden wäre. Thun Sie das ja nicht! Sie kriegen die ganze Gesellschaft auf den Hals. Und wen Sie um die Pacht gemahnt haben, der geht zu Ihnen niemals wieder in die Kirche. Der Herr Konsistorialrat übte also große Geduld. Zuletzt ging es aber doch nicht anders. Ein ganz schlechter Zahler mußte gemahnt werden, und als das nicht half, mußte mit einer Klage gedroht werden. Nun gings aber los. Was sich denn der Pastor denke? Sie seien ehrliche Leute und wollten niemanden betrügen. Das könne kein Mensch sagen, daß man jemandem schon was weggenommen hätte. (Na na! Der Herr Amtmann hätte manches sagen können, wenn er gewollt hätte.) Aber der Pastor gönne keinem Menschen was, er sei zu interessirt und zu gefährlich. Die Leute verklagen und dann auf die Kanzel treten und predigen, das passe nicht zusammen. So redete man in großen Haufen, und die

Digitized by Google

Frauen waren die schlimmsten. Der säumige Pächter aber, dem mit der Klage gedroht worden war, verkaufte seinen Weizen, den er viel zu lange hatte liegen lassen, weil er auf höhere Preise spekulirt hatte, brachte sein Geld und erklärte dem Herrn Konsistorialrat, er könne seine, des Pächters, Kirchenstelle verkaufen, er wolle katholisch werden. Der Herr Konsistorialrat erschrak und hätte am liebsten dem Manne sein Geld zurückgegeben.

Nun wurde die Lage noch dadurch erschwert, daß ein paar trockne Jahre schlechte Ernten brachten, und daß, als man sich durch eine bessere Ernte zu erholen hoffte, die Preise in noch nie erlebter Weise stürzten. Der Roggen 116 Mark und der Weizen 130 Mark, und die Gerste wollte überhaupt keiner haben, und die Rüben 75 Pfennige der Zentner, und die Kartoffeln zur Hälfte faul! Und dazu die hohe Pacht und der teure Dünger und die teuern Arbeitslöhne! Dabei konnte doch kein Mensch etwas werden. Die Leute ließen die Ohren hängen. Als nun der Bund der Landwirte in seinen Zeitungen einen Notschrei nach dem andern losließ, wurden diese Notschreie mit Eifer gelesen und beherzigt. Man kam zu der Überzeugung, daß die ganze Welt schlecht sei und darauf ausgehe, die Landwirtschaft zu ruiniren. Statt der Notlage mutig entgegenzutreten, fiel man in Mutlosigkeit und Bitterkeit gegen alles, was nicht Landwirt war. Man sah jedermann, der nicht für den Antrag Kanitz stimmte, für einen Reichsfeind, und jedermann, der nicht 160 Mark für den Weizen bewilligte, für einen Juden an. Wer aber bar Geld haben wollte, der war geradezu ein Übeltäter. Man sah nur sich selbst und seinen persönlichen Vorteil, man hielt es für sein gutes Recht, die eigne Begehrlichkeit zu nähren. Man lernte sich selbst für einen Märtyrer, den Verpächter, und wenns der Pfarrer war, als Feind und dessen gutes Recht als Unrecht ansehen. Das hatte zwar der Bund der Landwirte nicht gewollt, aber die Wirkung war unbestreitbar vorhanden.

Im Herbste wurden fünfzig Morgen Kirchenacker in Wasendorf pachtfrei. Leute, hieß es im Dorfe, es giebt billiges Land! Wenn wir zusammenhalten, giebt es billiges Land! Daß keiner mehr als zehn Mark für den Morgen bietet! Zehn Mark, wurde eingewendet, ist immer noch Heidengeld. Acht Mark, sechs Mark sind auch genug.

Ich gebe gar nichts, sagte der Schmied Hentschel, ihr sollt sehen, sie laufen noch hinter uns her und bitten uns um Gottes willen, daß wir ihnen den Acker abnehmen. Dann kriegen wir ihn für drei Mark.

Es wurde Termin gehalten. Man machte klägliche Angebote. Sonst hatte man dreißig, vierzig Mark gegeben, jetzt waren zehn Mark noch zu viel. Auf einzelne Anteile, die nicht ganz bequem lagen, wurde überhaupt nicht geboten. Der Gemeindekirchenrat konnte zu einem solchen Mißgebot keinen Zuschlag erteilen. Es wurde ein neuer Termin angesetzt, aber der Erfolg war nicht besser. Ganz zuletzt erschien Herr Großkopf und bot elf Mark, und zwar für den ganzen Plan, Morgen für Morgen elf Mark. Da niemand mehr bot — denn es fürchtete sich einer vor dem andern —, so erhielt Herr Großkopf den Zuschlag, und die ein feines Geschäft hatten machen wollen, hatten nun gar nichts und schauten sich mit nicht gerade erleuchteten Mienen an.

Darob erhob sich abermals großes Geschrei, und der Zorn der enttäuschten Pächter richtete sich gegen den armen Herrn Konsistorialrat, der pflichtgemäß gar nicht anders hatte handeln können, als er gethan hatte. Da müßte doch kein Gott im Himmel sein, wenn so etwas durchgehen sollte, riefen die erbosten Weiber, die nun freilich nicht wußten, wie sie ihre Kuh und ihr Schwein ernähren sollten.

Digitized by Google

Man dachte alles Ernstes daran, eine Beschwerde ans Konsistorium zu richten, in der der Pastor wegen Wucher und Übervorteilung armer Leute verklagt werden sollte,

In demselben Herbste war auch ein Plan Pfarracker von sechzig Morgen neu zu verpachten. Na warte, Pastor, hieß es im Dorfe, du sollst uns schon kommen.

Kinder! Kinder! sagte die alte Röse, eine alte Witwe, die in ihrer Jugend ein gutes Stück Welt gesehen und sich ihr Teil dazu gedacht hatte, treibt es nicht zu toll! Wie oft hat mir mein Vater seliger erzählt, wie es war, als die Pastoren hier zu Lande noch selbst wirtschafteten. Da war nicht eine Handbreit Pachtland zu haben, und alles hing vom Rappstedtschen Amtmann ab und mußte froh sein, für zwei Groschen und was zu essen Arbeit zu kriegen. Nun seht euch einmal das Dorf an, wie sichs geholfen hat. Ihr sagt immer, ihr müßt den Pastor ernähren, nein, er ernährt euch. Und wenn ihr das auf die Spitze treibt, so könnt ihrs erleben, daß ihr wieder auf dem Gute um den sechzehnten Scheffel dreschen müßt.

Aber da war kein Hören. Die Leute waren wild und wollten durchaus billiges Land haben. Man bot Jammerpreise, noch nicht einmal so viel wie für den Kirchenacker.

Das ist unrecht von den Leuten, sagte der Rappstedtsche Amtmann zum Herrn Konsistorialrat, man kann ja bei den schlechten Preisen keine sechsunddreißig Mark mehr geben, aber fünfundzwanzig, auch sechsundzwanzig gebe ich noch, wenn ich den Plan im ganzen haben kann.

Da war der Herr Konsistorialrat in großen Nöten. Wenn er, um in Frieden mit seinen Bauern zu leben, ihnen sein Land preisgab, so verlor er vierfünftel seines Einkommens. Wovon sollte er dann leben, wovon seine Söhne auf der Schule unterhalten? Wenn er an das Amt verpachtete, so war der Bruch mit der Gemeinde vollständig und unheilbar. Und wie ihm, so ging es vielen andern in der Gegend.

Es gab hier nur eine Hilfe: die Verpachtung und die Einziehung des Pachtgeldes mußte in die Hände eines Beamten gelegt werden, der nicht vom Pfarrer, sondern von der Kirchenbehörde angestellt wurde. Der Herr Konsistorialrat setzte sich also hin und legte dem Consistorio seine Lage und seinen Plan dar und bat in seinem und vieler Amtsbrüder Namen, die Geldfrage, die sich zwischen Pfarrer und Gemeinde gedrängt habe, zu beseitigen. Worauf er nach gemessener Zeit folgende Antwort erhielt: Wir haben die Darlegung Ew. Hochwürden mit Interesse gelesen und beklagen die Schwierigkeiten, die sich in Ihrer Gemeinde herausgestellt haben. Aber wir können doch nicht zugeben, daß ein Notstand vorhanden sei, der das Eingreifen der Behörden forderte. Wir würden es vielmehr für einen Notstand halten, wenn der unmittelbare Verkehr von Pfarrer und Gemeinde durch Eintritt eines Verpachtungsbeamten gestört werden sollte. Denn aus diesem unmittelbaren Verkehr ergiebt sich bei den einfachen ländlichen Verhältnissen ein Segen für das geistliche Amt, der größer ist, als der Unsegen, den vorübergehende Schwierigkeiten bringen können. Wir sind überzeugt, daß die Herren Pfarrer die gegenwärtige Not, deren Schwere wir durchaus würdigen, mit christlicher Geduld tragen und ihr Pfarramt mit um so größerer Freudigkeit verwalten werden, als sie sich bewußt sind, Freud und Leid mit ihren Gemeinden getragen zu haben.

Der Herr Konsistorialrat ließ den Arm mit dem Schriftstücke sinken und ver-

Digitized by Google

sank in tiefes Sinnen. Alle die wohlgemeinten schönen Verfügungen, mit denen er früher die lieben Brüder hatte stärken wollen, tauchten in seiner Erinnerung auf. Wenn er mit ihnen denselben Eindruck gemacht hatte, wie dieses Schreiben auf ihn, so hatte er nicht viel Freude angerichtet. Er legte die Epistel zu dem übrigen und schloß seufzend den Pachtkontrakt mit dem Rappstedter Amtmann ab.

# Maßgebliches und Unmaßgebliches

Von der schönen kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Die Parlamentsverhandlungen der letzten drei Wochen liefern eine hübsche Beispielssammlung zu einem der wichtigsten Sätze der Volkswirtschaft. Am 5. März lenkte im preußischen Abgeordnetenhause der Abgeordnete Knebel „die Aufmerksamkeit der Regierung auf die Gefahr der Einfuhr ausländischen Obstes hin“; auf 117 000 000 Kilogramm sei die Einfuhr gestiegen. Denn wenn eine Mutter sich freut, daß sie jedem ihrer Kinder täglich einen Apfel geben und ihrem magenleidenden Mann öfters Backpflaumen als Kompott vorsetzen kann, weil beides billig ist, so ist das natürlich in unsrer unvergleichlich schönen Wirtschaftsordnung ein Unglück, gegen das sofort der Staat einschreiten muß. Am 12. März klagte im Reichstage jedermann jeden an wegen des unglückseligen Zuckergesetzes. Keiner wollte es gewesen sein, auch Herr Paasche nicht; der Balg, meinte er, habe zu viele Väter, als daß er sich dafür verantwortlich fühlen könne; er weiß nicht einmal mehr, wie er gestimmt hat. Aber diese Väter sind doch lauter eminent staatserhaltende Männer, die nicht allein den Patriotismus, sondern auch die Weisheit in Erbpacht haben. In Frankreich hat sich an den letzten Debatten über die Zuckersteuer der sozialistische Abgeordnete Jaurès sehr lebhaft beteiligt, und da klagt nun Leroy-Beaulieu im Economisto: „Es ist bedauerlich, daß man in dieser Debatte die Initiative aller Verbesserungsanträge, von denen einige unpraktisch, andre aber durchaus annehmbar waren, Herrn Jaurès überlassen hat. Dadurch hat man den Sozialistenführer auf ein höheres Postament gestellt und ihn in die beneidenswerte Lage gebracht, in vielen Fällen den gesunden Menschenverstand vertreten zu haben, und man hat ihn obendrein zum Haupt der 220 bis 250 Deputirten erhoben, die gegen das Gesetz stimmten.“ Am 13. März zog im preußischen Landtage Graf Kanitz gegen das Kohlensyndikat des Ruhrgebiets los, empfahl dem Eisenbahnminister die englischen Kohlen und ausländische Schienen und sprach seine Freude darüber aus, daß der Anspruch der Bergarbeiter auf mindestens 1500 Mark Einkommen als berechtigt anerkannt werde (von der öffentlichen Meinung, muß man ergänzen; die Zechen haben ihn bis jetzt nicht anerkannt). Selbstverständlich beteuert der agrarische Graf, daß ihm das Gedeihen der deutschen Kohlen- und Eisenindustrie nicht weniger am Herzen liege wie den Besitzern der Werke; nur ist es die Frage, ob ihm diese Herren glauben werden; vermag er doch auch die Liebe der Getreidehändler zur Landwirtschaft nur schwer für echt zu halten. In mehreren Sitzungen sodann gerieten einander die Agrarier von Ost und West wieder einmal wegen der Staffeltarife in die Haare, und auch die Feindschaft gegen die Kanäle kam gelegentlich wieder

Digitized by Google

zum Ausbruch. Jede Interessengruppe will eben für die Ausfuhr ihrer eignen Produkte alle Verkehrsmittel in größter Vollkommenheit zur Verfügung haben und zugleich diese Mittel vernichten oder ihre Anwendung hemmen, wo immer sie von Konkurrenten benutzt werden, eine Zumutung, durch die der allergescheiteste und nervenloseste Verkehrsminister zum Wahnsinn getrieben werden kann. Sowohl im Landtage wie im Reichstage wurde mehrere Tage lang das leere Stroh der Börsenfrage gedroschen, wobei der Herr Handelsminister das Thema variirte: nichts gewisses weiß man nicht, und für seine Höflichkeit gegen beide gleich rastlose Parteien von der Rechten wie von der Linken gleich lebhaften Beifall erntete. Fügen wir noch hinzu, daß der neue Gesetzentwurf zur Organisation des Handwerks nach handwerkerfreundlichen Blättern ein „Zwitterding“ ist, „an dem niemand Gefallen finden wird,“ und daß nach der schon wieder einmal in einer großen Reichstagsdebatte vorgetragnen Ansicht der Konservativen die Bäckermeister zu Grunde gehen müssen, wenn ihnen nicht gestattet wird, ihre Gesellen und Lehrlinge in der von einer Reichskommission ermittelten Weise zu schinden und an der Gesundheit zu schädigen,*) so haben wir ein Bild unsrer höchst vortrefflichen Wirtschaftsordnung, wie es kein Sozialdemokrat schöner malen kann.

Karl Marx hat eben Recht mit seiner Darstellung der innern Widersprüche, an denen die kapitalistische Wirtschaftsordnung leidet, und die zu ihrer Auflösung führen müssen, wenn sie die Alleinherrschaft erlangte und die naturalwirtschaftliche Produktion für den eignen Bedarf, sowie die Produktion des Arbeiters mit eignen Arbeitsmitteln vollständig verdrängte. In diesem „wenn“ aber liegt, wie die Leser wissen, unser Unterschied von den Sozialisten. Diese sagen: es wird geschehen; wir sagen: es braucht nicht zu geschehen, und es kann und muß dafür gesorgt werden, daß es nicht geschehe. Die Eigenschaft, unter Umständen zerstörend zu wirken, ist keine Besonderheit der kapitalistischen Warenproduktions- und Tauschordnung. Jedes körperliche und jedes geistige Element: Sauerstoff, Wärme, Anziehungskraft, Autorität, Freiheit, Thatkraft, Liebe, und was man sonst nennen mag, wirkt unter gewissen Umständen schöpferisch und erbauend, unter gewissen andern Umständen auflösend und zerstörend. Dasselbe gilt von allen Triebkräften und Grundformen des Wirtschaftslebens und von allen Staats- und Gesellschaftseinrichtungen. Nichts wirkt wohlthätiger in einer gesunden Gesellschaft als der Kapitalzins, nichts verheerender und zerstörender in einer kranken. An sich ist nichts notwendiger zu einem zivilisirten Leben und wird nichts von allen Beteiligten als eine größere Wohlthat empfunden als der Austausch der Produkte und Leistungen. Unter welchen Umständen auch auf diesem Gebiete Vernunft Unsinn und Wohlthat Plage wird, haben wir oft genug gezeigt. Der Ministerverbrauch wird stark

*) Eine auf den Stimmenfang berechnete Politik macht stets einen widerlichen Eindruck, aber etwas widerlicheres als das Liebeswerben der Agrarier um die Bäckermeister haben, wir lange nicht erlebt. Ehe der verunglückte Feldzug gegen die Börse alle Kräfte der Agrarier in Anspruch nahm, wurden die Bäcker als Schmarotzer verfolgt, die sich im Bunde mit den Händlern und den Müllern auf Kosten der Landwirte bereicherten, und die durch Dominial- und Genossenschaftsbäckereien aufs Trockne gesetzt werden mußten; jetzt sind diese Bäckermeister auf einmal unentbehrliche Gesellschaftsstützen, die schon schwer um ihre Existenz ringen, und die nun noch dazu auch der Staat unverständigerweise bedroht, indem er ihnen eine unmenschliche Ausbeutung ihrer Arbeiter verbietet. Der Freiherr von Stumm freilich erklärt die Bäckerei für das gesündeste Gewerbe. Er soll doch seinen Sohn, wenn er einen in diesem Alter hat, jenem Stuttgarter Meister in die Lehre geben, der seinen Lehrling der Widerspenstigkeit beschuldigt, weil dieser nicht dem ersten Weckruf folgt: dem Jungen sind nämlich nur vier Stunden Schlaf, natürlich Tagschlaf zugemessen. In Schottland soll die Nachtarbeit in den Bäckereien beinahe vollständig abgeschafft sein.

Digitized by Google

werden, wenn das noch lange so fortgeht mit der Zumutung jeder Interessentengruppe an den Staat, daß er ihren Gewinn sichern und erhöhen soll auf Kosten aller andern Gruppen; welcher noch so kräftige Mann hielte das lange aus?

Zum Gesetzentwurf über das Auswanderungswesen. Der am 11. März dem Reichstage zugegangne Gesetzentwurf über das Auswanderungswesen ist in der Sitzung vom 16. März einem Ausschuß von 21 Mitgliedern zur Vorberatung überwiesen worden, ohne daß man aus den Verhandlungen der ersten Lesung einen Schluß auf die endgiltige Regelung der deutschen Auswanderung ziehen könnte. Der Gesetzentwurf will äußerlich polizeiliche Handhaben zur Förderung einer großen hochpolitischen Aufgabe schaffen, die nur in der Begründung der Vorlage zum Ausdruck kommt, nicht im Gesetze selbst, die aber natürlich ein viel größeres und grundsätzlicheres Interesse beanspruchen darf, als die auf ihre politische Zweckmäßigkeit zu prüfenden und vielleicht ganz anders zu fassenden fünfzig Paragraphen des Entwurfs. Über deren Inhalt genügt es, folgendes mitzuteilen. Wer die Beförderung von Auswandrern nach außerdeutschen Ländern betreiben will, bedarf hierzu einer Erlaubnis als „Unternehmer." Zur Erteilung der Erlaubnis ist der Reichskanzler zuständig, ebenso zu der jederzeit zulässigen Beschränkung oder Entziehung einer einmal erteilten Erlaubnis. Die Befugnis des Reichskanzlers in dieser Beziehung ist unumschränkt, der ihm zur Seite gestellte „sachverständige Beirat" soll nur eine beratende Stimme haben, und seine „Anhörung" ist nur vorgeschrieben vor Erteilung der Erlaubnis zu solchen Unternehmungen, „welche die Besiedlung eines bestimmten Gebietes in überseeischen Ländern zum Gegenstande haben." Die Erlaubnis ist nur für bestimmte Länder, Teile von solchen oder bestimmte Orte und im Falle überseeischer Beförderung nur für bestimmte Einschiffungshäfen zu erteilen. Im Falle beabsichtigter überseeischer Beförderung soll der um die Erlaubnis nachsuchende Unternehmer, abgesehen von einer in allen Fällen zu stellenden Sicherheit von fünfzigtausend Mark, den Nachweis führen, daß ihm hierzu geeignete „eigne" Schiffe zur Verfügung stehen — eine Bestimmung, die wohl von vornherein in dieser schroffen Form als unpraktisch bezeichnet werden muß. Verboten ist unter anderm auch die Beförderung von Reichsangehörigen, für die der Beförderungspreis ganz oder teilweise von fremden Regierungen oder von Kolonialgesellschaften oder ähnlichen Unternehmungen bezahlt wird, oder denen von solcher Seite Vorschüsse geleistet werden Ausnahmen in dieser Beziehung kann der Reichskanzler zulassen.

Es ist klar, daß diese Bestimmungen dem Reichskanzler eine außerordentlich wirksame Handhabe zur Regelung der Auswanderung geben würden, wenn auch das vom Gesetz betroffne „Betreiben der Beförderung von Auswandrern" nicht als gleichbedeutend anzusehen sein wird mit jeder Gewährung von Reisegelegenheit von Deutschland nach dem Auslande, auch wenn die Reisenden zufällig in der Absicht der Auswanderung die Gelegenheit benutzen. Ein klarere Fassung der Bestimmungen wird hier aber zur Verhütung falscher Auslegungen nötig werden.

Was die große politische Aufgabe anbetrifft, zu deren Förderung — Lösung wäre zu viel gesagt — der Gesetzentwurf die polizeilichen Handhaben schaffen will, so geht diese nach dem Wortlaut der Begründung dahin: „eine in wirtschaftlicher und nationaler Beziehung zielbewußte Auswanderungspolitik in dem von der öffentlichen Meinung in Deutschland verlangten Sinne zu ermöglichen." Es verdient Beachtung, daß darnach die verbündeten Regierungen von einer „eignen" Meinung auch auf diesem Gebiete zu sprechen vermeiden. Das kann das Vertrauen zu der



Digitized by Google

deutschen Auswanderungspolitik der nächsten Zukunft nicht gerade erhöhen. Alle Achtung vor der „öffentlichen Meinung" und dem Respekt, den die Regierungen vor ihr haben, aber eine eigne Meinung bei den Herren an leitender Stelle kennen zu lernen, wäre uns viel lieber. Die „öffentliche Meinung" verlangt nach der Begründung des Entwurfs in der Hauptsache dreierlei: 1. staatliche Fürsorge für zuverlässige Auskunfterteilung an Auswanderungslustige; 2. erweiterte Fürsorge der amtlichen Organe des Mutterlandes für die Auswandrer auch nach ihrer Niederlassung am Bestimmungsort; 3. Erhaltung des Deutschtums unter den Auswandrern und Nutzbarmachung der Auswanderung für die Interessen des Mutterlandes, und zwar durch Ablenkung der Auswanderung von ungeeigneten und Hinlenkung nach geeigneten Zielen.

Dem Verlangen nach einer staatlichen Auskunftsstelle für Auswanderungslustige trägt der Entwurf keine Rechnung, und zwar deshalb nicht, weil diese Stelle schon im Auswärtigen Amte vorhanden sei. Man wird sich damit wohl zufrieden geben dürfen, nur muß das Auswärtige Amt als Auskunftsstelle für Auswandrer auch seiner Aufgabe möglichst vollkommen zu entsprechen suchen. Wenn es will, kann es gewiß auch darin genügendes leisten. Ähnlich steht es mit der Erfüllung des zweiten Verlangens der „öffentlichen Meinung," der Fürsorge für die Ausgewanderten in der neuen Heimat. Auch hier werden die bisherigen Einrichtungen, d. h. das Konsulatswesen, grundsätzlich für ausreichend gehalten, unter Umständen soll der Reichskanzler besondre Kommissare damit beauftragen dürfen. Das scheint uns richtig, natürlich auch nur, wenn die Konsuln zahlreich genug vorhanden und auf dem Platze sind, was nicht immer der Fall ist. Jedenfalls wird die „öffentliche Meinung" gut daran thun, sich gegenwärtig zu halten, daß das Dreinreden vom Mutterlande aus in die Verhältnisse der neuen Heimat des Ausgewanderten seine Grenzen hat und oft eine sehr heikle Sache ist. Das wird man auch bei der Beurteilung dessen, was die Begründung über die dritte Forderung der „öffentlichen Meinung" sagt, nicht vergessen dürfen. Am Biertisch ist die alldeutsche Politik viel ungenirter als im Auswärtigen Amt.

Diese dritte Forderung ist das, wozu hauptsächlich die Schaffung der neuen Handhaben vorgeschlagen wird. Deshalb ist die Vorlage sehr wichtig und könnte sogar unter günstigen Umständen epochemachend werden. Bei der Erfüllung der Forderung wäre natürlich in erster Linie an die deutschen Schutzgebiete, an die Besiedlung unsrer Kolonien mit deutschen Auswandrern zu denken, aber es entspricht der praktischen Sachlage, daß die Regierungen bei der Einbringung dieses Gesetzentwurfs daran zunächst nicht gedacht haben. Die deutschen Schutzgebiete kommen zur Zeit für die Besiedlung mit deutschen Auswandrern nicht in Betracht; geschieht das einmal, dann werden auch andre, neue Aufgaben erwachsen, denen die Regierungen, und das ist nur zu billigen, in der gegenwärtigen Vorlage nirgends vorgreifen. Es handelt sich darin nicht um die Auswanderung nach eignen Kolonien, in denen das deutsche Reich der Herr im Hause ist, sondern zunächst nur um die Auswanderung Deutscher nach Ländern, wo eine fremde Staatsgewalt Herr ist, und wo daher das hochverehrliche „europäische Konzert" in seiner bekannten Menschen- und Friedensliebe auch die schlechteste Herrschaft schützen und stützen würde, gerade wenn sich Deutschland zu ernsterm Dreinreden entschlösse. Wir sind zwar der Meinung, daß Deutschland über kurz oder lang da oder dort zu diesem Entschluß kommen muß, und daß dann seine Schiffsgeschütze einen kräftigen Ton zu reden haben werden, aber damit hat der vorliegende Gesetzentwurf nichts zu thun; das wird uns wohl auch die alldeutsche „öffentliche Meinung"

Digitized by Google

zugeben müssen. Wegen der heute in Frage kommenden deutschen Auswanderung unterscheidet die Regierung in der Begründung nach den thatsächlichen Verhältnissen zwischen der Auswanderung nach den Vereinigten Staaten, Kanada und Australien einerseits und Südamerika, namentlich Südbrasilien und gewissen Teilen der Laplatastaaten, andrerseits. Sie läßt dabei mit Recht durchblicken, daß die Auswanderung nach den erstgenannten Gebieten der Forderung, für die der Entwurf die neuen Handhaben schaffen will, im allgemeinen nicht entspricht, aber ebenso mit Recht sieht sie ein, daß es weder die Aufgabe dieses Gesetzentwurfs sein kann, noch daß es überhaupt zu erreichen ist, die Reichsangehörigen, die den Entschluß gefaßt haben, dorthin auszuwandern, von diesem Vorhaben abzubringen. Thatsächlich spitzt sich also der Zweck, den man hauptsächlich durch das neue Gesetz fördern will, auf die deutsche Auswanderung nach Südamerika zu.

Hinsichtlich der Auswanderung nach Südamerika, d. h. also wohl im Gegensatz zu der nach den Vereinigten Staaten, Kanada und Australien, soll, wie die Begründung sagt, davon Abstand genommen werden, „den ganzen südamerikanischen Kontinent oder größere Teile desselben ohne weiteres als geeignetes Ziel der deutschen Auswanderung“ und demgemäß als „zulässiges Ziel der entsprechenden Unternehmerthätigkeit“ zu bezeichnen. Die darüber auszufertigenden „Erlaubnisurkunden“ sollen vielmehr enger begrenzt werden, und zwar möglichst auf „bestimmte Ansiedlungen oder Ansiedlungsterrains“ lauten. In dieser Spezialisirung der Erlaubnisurkunden erblickt man, und zwar mit Recht, das wirksamste Mittel, die Ansiedlung deutscher Auswandrer „in kompakten Massen“ zu ermöglichen, was zur Erhaltung des Deutschtums unter den Ausgewanderten besonders wichtig erscheint. Auch will man es dadurch in der Hand behalten, „durch Beschränkung der Erlaubnis auf die bei der Vorprüfung der betreffenden Ansiedlungsverhältnisse als zulässig befundne Kopfzahl, Berufsart und dergleichen von Auswandrern Katastrophen vorzubeugen, wie solche sich häufig aus einer die Grenzen der vorläufigen Aufnahmefähigkeit einer Ansiedlung übersteigenden Anzahl von Ankömmlingen oder aus dem Zufluße nicht verwertbarer Klassen von Ansiedlern ergeben haben.“ Gedacht ist bei dieser, wie man sieht, ziemlich weitgehend beabsichtigten Regelung der einzelnen Auswanderungsunternehmungen hauptsächlich an die Thätigkeit „deutscher Besiedlungsgesellschaften,“ d. h. Gesellschaften, die ihren Sitz in Deutschland haben, mit deutschem Kapital begründet sind „und, indem sie sich mit einer den Verhältnissen des deutschen Geldmarkts bei soliden Anlagen entsprechenden Verzinsung ihres Kapitals begnügen, jede thunlichste(!) Förderung umso mehr verdienen, als sie durch ausgiebige Übernahme der Unternehmerrolle nicht nur in den Dienst nationaler Auswanderungspolitik stellen, sondern auch eine erwünschte Gelegenheit bieten würden, um (!) dasjenige deutsche Kapital, das bisher in erheblichem Umfange und nicht zum Vorteile des deutschen Nationalwohlstands in den schwer kontrollirbaren Wertpapieren gerade jener Einwanderungsländer Verzinsung suchte, nationalen Aufgaben und Anlagen zuzuführen.“

Damit hätten wir etwa das aus den bisherigen Auslassungen der Regierung wiedergegeben, was ein Bild davon geben kann, wie man sich die Sache vorläufig denkt. Die Rede des Regierungsvertreters in der Reichstagssitzung vom 16. März hat der Vorlage keine wichtigen neuen Züge hinzugefügt. Das weitere wird sich nun in den Ausschußverhandlungen abspielen, vielleicht sehr reichlich und sehr lebhaft und nicht immer im Sinne der von der Regierung zitirten „öffentlichen Meinung.“ Der „Freisinn“ wird natürlich auch in dieser Frage wieder seine orthodoxe Beschränktheit durch grundsätzliche Opposition bethätigen, und das Zentrum

Digitized by Google

wird zusehen, was dabei für Rom zu schachern ist. Daß in Südamerika die deutschen Einwandrer deutsch bleiben, wird das Zentrum niemals aufrichtig wünschen. Wie die Deutschen im Polnischen möglichst schnell zu Polen gemacht werden im römischen Interesse, so wird das Zentrum des deutschen Reichstags immer darauf ausgehen, daß die Deutschen in Südamerika möglichst schnell „Lateiner" werden, denn nur so werden sie zu gehorsamen Dienern des niederträchtigsten papistischen Pfaffentums der Welt. Das Zentrum ist und bleibt der geschworne Feind des Deutschtums, das soll man auch bei den Verhandlungen über diese Frage nicht vergessen.

Für den praktischen Erfolg der vorgeschlagnen Bestimmungen, wenn sie Gesetzeskraft erlangen, wird die wichtigste Voraussetzung sein, daß deutsches Kapital und solide deutsche Unternehmer sich bereit finden, die Sache in die Hand zu nehmen. Daß auf diesen Gebieten die Gefahr von Schwindelunternehmungen und noch mehr die von Phantastereien besonders groß ist, verhehlen wir uns nicht, und die Verantwortlichkeit, die der Reichskanzler durch die Vorlage übernimmt, ist sogar ungeheuer groß. Man muß wünschen, daß ihn die allbeutsche „öffentliche Meinung," der er so weit entgegenkommt, gewissenhaft und mit geschäftsmännischem Ernst unterstützt. Nackenschläge könnten für unsre ganze volks- und weltwirtschaftliche Entwicklung ein schwerer Schaden werden. Es ist freudig zu begrüßen, daß die Auswanderungsfrage von der Regierung selbst endlich in Fluß gebracht worden ist, aber auch hier werden unsre leitenden Staatsmänner keinen Segen stiften und keinen Dank ernten, wenn sie nicht als ganze Männer die Zügel führen, alles einsetzen für das, was sie selbst als heilsam erkennen, und rücksichtslos der jämmerlichen Zerfahrenheit der parlamentarischen Parteiwirtschaft zu Leibe gehen, die das deutsche Volk, wahrhaftig unverdientermaßen, zum Gespött macht, nicht nur in Europa.

β

National-sozial und sozialdemokratisch. In ihrer Ausgabe vom 18. März hat die „Zeit" einen höchst beachtenswerten Beitrag von Professor Rudolph Sohm über die Stellung der National-Sozialen zur Sozialdemokratie veröffentlicht, auf den wir bei dem Ernst der Sache und des Verfassers an dieser Stelle eingehen zu müssen glauben, so wenig es sonst Sache der Grenzboten sein kann, mit der Tagespresse zu polemisiren. Der Artikel läuft im wesentlichen auf folgendes hinaus. Die „Partei," die die National-Sozialen ins Leben rufen wollen, soll die „Arbeiterbewegung" von dem „Bündnis" mit der Sozialdemokratie befreien. Die Sozialdemokratie habe das „Verdienst" gehabt, „den deutschen Arbeiterstand zu wecken, zu organisiren, in Schlachtordnung aufzustellen." Aber sie sei unfähig, „das Heer zum Siege zu führen." Warum? Die Sozialdemokratie sei der erklärte Feind der ganzen bestehenden Staats- und Rechtsordnung. Die naturnotwendige Folge des kapitalistischen Privateigentums sei nach ihrer Lehre „die Ausbeutung des Arbeiters durch den mit Kapital ausgerüsteten Unternehmer"; der eigne sich den „Mehrwert" an, er sei an sich der Ausbeuter. Es gebe für die Sozialdemokratie keine Nation, sondern nur zwei Klassen: Ausbeuter und Ausgebeutete. Der Staat sei darnach ein Klassenstaat, der lediglich zum Schutze der Ausbeuterklasse und der von ihr betriebnen Ausbeutung diene. Der Staat sei nach dieser Lehre ein Unstaat, das Recht Unrecht, Hilfe durch den Klassenstaat und innerhalb des Klassenstaats ausgeschlossen. Das unerbittliche Naturgesetz der ökonomischen Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft, so lehre die Sozialdemokratie, fördere vielmehr die „wachsende Zunahme des Elends, des Drucks, der Knechtung, der Erniedrigung, der Ausbeutung," bis endlich der Arbeiterstand durch den Arbeiterstand selbst, das

Digitized by Google

heißt durch die von ihm herbeizuführende Umwandlung des Klassenstaats in den Zukunftstaat, befreit werde.

Diese sozialdemokratische Lehre sei — so erklärt Sohm — eine „Irrlehre." Erstens täusche sie den deutschen Arbeiter über sein „Verhältnis zum Unternehmer." Der Unternehmer „als solcher" sei nicht der Ausbeuter, sondern der „Führer im Produktionsprozeß, der die an sich leistungsunfähige Masse organisirt, zu dem von ihm erkannten Ziele in Bewegung setzt und sie durch seine Thätigkeit fähig macht, den »Mehrwert« zu erzeugen." Dann täusche die sozialdemokratische Lehre den Arbeiter zugleich über sein „Verhältnis zu Recht und Staat." Das bestehende Recht sei nicht „als solches" Unrecht, der bestehende Staat nicht „als solcher" der Klassenstaat. Das bestehende „Recht" wolle die „Freiheit" des Arbeiters und seines Arbeitsvertrages. Der bestehende Staat wolle „nach seinem Wesen" Gerechtigkeit für alle seine Angehörigen. Das bestehende Recht und der bestehende Staat sei, wie auch die augenblickliche Handhabung der Staatsgewalt sei, „der geborne Bundesgenosse des deutschen Arbeiters," und nur auf dem Boden der bestehenden Rechts- und Staatsordnung werde dem deutschen Arbeiter geholfen werden.

Und wie will nun das die neu zu begründende Partei im Gegensatz zur Sozialdemokratie nach des Verfassers Vorstellung erreichen, wie will sie im Gegensatz zur Sozialdemokratie die „Arbeiterbewegung" zum Ziele führen? Was ist das Ziel, und welche praktischen Maßnahmen sollen zu seiner Erreichung, immer im Gegensatz zur Sozialdemokratie, ergriffen werden? Der Artikel bringt uns keine Klarheit und wird sie auch der Masse der Arbeiter nicht bringen, das Ziel wie die Mittel bleiben vielmehr noch unklarer als bei der sozialdemokratischen Lehre und Agitation.

„Die Arbeiterbewegung begehrt die Freiheit des Arbeiters — sagt Sohm —; der Arbeiter will ein freier, gleichberechtigter Vertragsteil bei Festsetzung der Bedingungen des Arbeitsvertrages sein." Das scheint das Ziel zu sein, wenigstens finden wir kein andres angegeben. Das aber genügt uns nicht und wird auch den Arbeitern nicht genügen. Es ist zu viel und zu wenig gesagt. Was heißt das: die Freiheit und Gleichberechtigung beim Arbeitsvertrag? Rechtlich ist die Gleichstellung ja schon vorhanden, nur thatsächlich nicht. Man thäte vielleicht besser, Freiheit und Gleichheit beim Abschluß des Arbeitsvertrags zu sagen, man würde dann wenigstens das, worum es sich handelt, die thatsächliche wirtschaftliche Machtstellung der Vertragsteile, etwas greifbarer vor Augen behalten. Wenn ich mit jemand einen Vertrag schließen muß, der es nicht nötig hat, ganz gleich, ob ich arm bin, und er reich ist, oder umgekehrt, so bin ich der schwächere Teil, und von Freiheit und Gleichheit bei Festsetzung der Vertragsbedingungen ist da eigentlich nicht die Rede. Beim Abschluß des Arbeitsvertrages hat es der Unternehmer wohl meistens weniger dringend nötig als der Arbeiter und kann es länger aushalten, er hat zuzusetzen, zu verlieren. Manchmal freilich giebt auch der Umstand, daß man nichts zu verlieren hat, eine höhere Machtstellung. Soll diese Ungleichheit der Vertragsteile nun ganz aus der Welt geschafft, ganz unmöglich gemacht werden? Die Sozialdemokratie verspricht das den Arbeitern. Auch die National-Sozialen? Es giebt aber auch noch eine weitere, für die Bedingungen des Arbeitsvertrags folgenreiche Ungleichheit, das ist die Ungleichheit der Personen auf ein und derselben Seite. Der gute, liebenswürdige, auch der schwache Unternehmer findet unter Umständen viel leichter Arbeiter und Dienstboten — denn auch diese kommen doch in Betracht — als der energische, mürrische, als bös verschrieene. Dann ist die

Digitized by Google

geschäftliche Möglichkeit, den Wünschen der Arbeiter zu entsprechen, überaus verschieden. Es wird das in unbegreiflichem Maße von den Arbeiteraposteln unbeachtet gelassen, wie überhaupt die Frage: Was kann der Unternehmer für die Arbeiter leisten? Und auf der andern Seite schlägt doch der tüchtige, der willige, freundliche, auch der gesunde und begabte Arbeiter häufig den untüchtigen, den widerhaarigen, mürrischen, kranken und dummen in den Arbeitsbedingungen. So ganz unnatürlich ist das auch gar nicht, solange der Unternehmer, wie der Verfasser sagt, der „Führer des Arbeitsprozesses" ist, der die Arbeiterschaft organisirt und „zu dem von ihm erkannten Ziele in Bewegung setzt," und vollends, solange das „kapitalistische Privateigentum," das der Verfasser doch erhalten haben will, dem Unternehmer ein unbestreitbares Interesse daran aufzwingt, daß er Herr in dem Hause bleibt, das er bewirtschaftet, das sein ist. Soll auch diese Ungleichheit beim Arbeitsvertragsschluß unmöglich gemacht, jedes Recht der Auswahl dem Unternehmer entzogen werden? Auch das verspricht die Sozialdemokratie den Arbeitern. Und wie stellen sich dazu die National-Sozialen? Soviel wir sehen, in beiden Fragen nicht um ein Haar anders als die Sozialdemokraten, oder die ganze Bewegung ist viel Lärm um nichts, nicht wert, daß ein Arbeiter sich deshalb umdreht.

Aber die Mittel sind verschieden. Die Sozialdemokratie will das heutige Recht und den heutigen Staat durch den Zukunftsstaat ersetzen, wo kein kapitalistisches Privateigentum mehr besteht; durch den Arbeiterstaat, wo es überhaupt keinen Unternehmer mehr giebt, und der ganz und ausschließlich den Arbeitern dient, sich um sie dreht und von ihnen unbeschränkt beherrscht wird. Sie will dahin gelangen, d. h. zum Umsturz des Bestehenden, indem sie die arbeitenden und besitzlosen Klassen organisirt, in Industrie und Landwirtschaft, im Beamtentum und in Handel und Verkehr, in Stadt und Land, in Zivil und Militär, im Landsturm, in der Landwehr, in der Reserve und selbst bei den Fahnen. Dahin wird unermüdlich „zielbewußt," mit psychologischer Findigkeit und demagogischem Geschick gearbeitet, es wird gewühlt und geschürt, bald laut polternd, bald im geheimen. Jede Mitarbeit in den Parlamenten, in den Gemeindevertretungen, in gemeinnützigen Vereinen wird in den Dienst dieses einen großen Ziels gestellt, zum Teil dem Einzelnen nur halb bewußt, mit dem dem Fanatismus eignen Instinkt, der die Jesuiten zu so trefflichen Werkzeugen der schwarzen Internationalen macht. Ist dann die Organisation fertig, so ist der „Umsturz" da. Die National-Sozialen dagegen wollen das bestehende Recht und den bestehenden Staat mit dem kapitalistischen Privateigentum und den kapitalistischen Unternehmer erhalten, aber ihr Ziel wollen auch sie — wie es scheint — durch die Organisation der Massen der Arbeiter, aller Arbeiter erreichen. „Die Arbeiterbewegung wird siegen — sagt Sohm —, das Recht ist auf ihrer Seite. Der freie Arbeitsvertrag ist der Arbeitsvertrag der bestehenden Rechtsordnung. Die von der Gewerbeordnung gewährte Koalitionsfreiheit ist die Besieglung dieser Thatsache." Alle Arbeiterschutzgesetze, heißt es weiter, so hochbedeutsam und so sehr dankenswert sie seien, berührten den „Kern der Arbeiterfrage, den Schutz der Freiheit des männlichen, erwachsenen, gesunden Arbeiters bei Abschluß des Arbeitsvertrags" entweder gar nicht oder doch nur in ungenügender Weise. „Lediglich die Koalitionsfreiheit der Gewerbeordnung greift an dem entscheidenden Punkte ein. Aber ihre Verwirklichung wird in dem größten Teile Deutschlands durch ein veraltetes Vereinsrecht gehindert."

Die Sozialdemokraten haben Recht, wenn sie darüber lachen, daß die National-sozialen das Ziel durch die Koalition ohne Umsturz des bestehenden Rechts erreichen zu wollen vorgeben. Die Arbeiter, die man an das Ziel glauben macht, müssen

Digitized by Google

der Sozialdemokratie als reife Früchte zufallen Die national-soziale Irrlehre hat eben noch den besondern Fehler der Halbheit. Die Arbeiter sind nicht so unpraktisch, daran zu glauben, daß durch Koalitionen die bei der heutigen Rechtsordnung natürliche Ungleichheit in der Machtstellung der vertragschließenden Teile aus der Welt geschafft werden könnte, ohne daß zugleich der gewaltigen Masse der Arbeiter und Nichtbesitzenden die alleinige, unumschränkte Macht zufiele, neben der von Rechten kapitalistischer Unternehmer gar nicht mehr die Rede sein könnte. Wie sollte denn das anders praktisch durchgeführt werden? So wohlthätig auch unter Umständen Arbeiterkoalitionen auf die Besserung der Lage der Arbeiter eingewirkt haben und einwirken können: die Arbeiter unter der Parole jenes Ziels und zum Kampf dafür organisiren, grundsätzlich und überall, das hieße doch einen Staat im Staate bilden, einen Gewaltstaat im Rechtsstaat, einen nach Millionen zählenden Arbeiterstaat, der die Angelegenheiten seiner Angehörigen nach gleichsam kommunistischen Grundsätzen allmächtig regeln, jede Sonderbeziehung der Einzelnen zur Arbeitsgelegenheit aufheben, das Häuflein Unternehmer draußen nach seiner Pfeife zu tanzen zwingen und ganz selbstverständlich auch die Räder der alten Staatsmaschinerie mit starker Hand zum Stillstand bringen würde, wenn seinen leitenden Geistern die Bedingungen nicht angemessen schienen, für die die arbeitenden und besitzlosen Millionen den Interessen des alten Gesamtstaatswesens dienen müssen. Man sollte sich doch nicht darüber täuschen, daß dieser Lehre gegenüber die radikale Umsturztheorie der Sozialdemokratie, so ungesund und unklar sie ist, den deutschen Arbeitern als ein Urbild von Gesundheit und Klarheit erscheinen muß.

Es ist unmöglich, daß die National-sozialen bei solchen Zielen ehrlicherweise behaupten können, daß sie im Gegensatz zur Sozialdemokratie für die Aufrechterhaltung des bestehenden Rechts und des bestehenden Staats einträten. Ihre praktische Agitation straft sie auch Lügen. Das kann gar nicht anders sein in dem Konkurrenzkampf mit der stärkern Sozialdemokratie, den man als „Partei" aufzunehmen sich vermißt. Die Theoretiker der neuen Partei mögen daran zum Teil selbst keine Schuld haben, aber verantwortlich bleiben auch sie für das Unheil, das sie anrichten, schon dadurch, daß nichts den Fortgang gesunder Sozialreformen mehr lähmen und hemmen kann, als ein so einseitiges, unklares und ungerechtes Eintreten für die Bevölkerungsschichten, denen durch seine Reformen zu helfen der für die Interessen und die Rechte aller Schichten verantwortliche Staat sich redlich bemüht hat und noch bemüht. Das bestehende Recht und der bestehende Staat ist der geborne Bundesgenosse des deutschen Arbeiters, sagt Professor Sohm; möchte er diese Überzeugung den Arbeitern durch die national-soziale Propaganda auch nicht rauben lassen. Alle Dialektik der gelehrten Herren kann uns nicht über die Wahrnehmung hinwegtäuschen, daß dies in verhängnisvollem Maße geschieht.

Der Gefechtswert der Kriegsflotten. Zum Nachweis der dringenden Notwendigkeit einer Verstärkung unsrer Flotte soll im nachstehenden ein Mittel gegeben werden, das den Laien in den Stand setzt, den Gefechtswert eines Kriegsschiffes und dadurch auch die Stärke jeder Kriegsflotte zu berechnen. Es soll dabei von folgenden Voraussetzungen ausgegangen werden: die Stärke der Kriegsflotten wird ausgemacht durch den Gefechtswert aller Panzerschiffe und Kreuzer von mehr als 2000 Tonnen Größe (= Wasserverdrängung oder Gewicht des Schiffskörpers); diese Größe entspricht auch der vierten der vom Kaiser dem Reichstage übergebnen Tafeln, die von der Hand des Kaisers den Vermerk trägt: „Alle Panzerkanonenboote, Torpedokreuzer, Avisos, Divisionsboote, Torpedoboote, Kanonenboote sind

Digitized by Google

fortgelassen, da sie für den endgiltigen Ausgang eines Krieges belanglos sind." Ferner: jedes große Kriegsschiff von etwa dreißig Jahren Alter hat so gut wie keinen Gefechtswert mehr, und je älter ein Schiff ist, desto schneller nimmt sein Gefechtswert ab. Die neue amtliche Denkschrift setzt die Altersgrenze der Panzerschiffe nur auf fünfundzwanzig Jahre an; trotzdem ist hier dreißig Jahre als Grenze angenommen, um zu beweisen, daß auch unter noch günstigern Annahmen für den Gefechtswert unsrer alten Schiffe die Gesamtkraft unsrer Flotte weit hinter den Flotten vieler andern Seemächte zurücksteht. Schließlich: zwei Schiffe gleicher Gattung und gleicher Größe, die ungefähr zu gleicher Zeit erbaut worden sind, haben annähernd gleichen Gefechtswert; diese Annahme ist deshalb richtig, weil Schiffsbaukunst und Waffentechnik bei allen Seestaaten heutzutage auf ziemlich gleicher Entwicklungsstufe stehen. Die Unterschiede zwischen gleichartigen, gleichaltrigen und gleichgroßen Schiffen verschiedner Flagge gleichen sich ungefähr aus; ist eine Eigenschaft, z. B. die Bewaffnung bei den Schiffen eines Staates stärker entwickelt im Verhältnis zur Schiffsgröße, als bei gleichen Schiffen eines andern Staates, so haben dafür diese letztern mehr Panzerschutz oder größere Geschwindigkeit oder größern Kohlenvorrat, als die zuerst genannten Schiffe. Man darf eben nie vergessen, daß kein von Menschenhänden gebautes Kriegsschiff das Ideal des Schiffes sein kann, das der menschliche Geist auszuklügeln versteht. Der Schiffskörper soll schwimmen und möglichst schnell beweglich sein; er soll Geschütze tragen und Panzerschutz gegen feindliche Geschosse haben. Ein schnelleres Schiff braucht stärkere, also schwerere Maschinen und größern Kohlenvorrat als ein langsameres Schiff von gleicher Größe. Ein Schlachtschiff, das dem Feinde dicht zu Leibe gehen soll, muß in seinen wichtigsten Teilen stark, also schwer gepanzert sein, muß deshalb entweder in der Schnelligkeit oder im Gewichte seiner Trutzwaffen beschränkt werden. Es ist nicht nötig, auf die Entwicklung des Panzerschiffbaues einzugehen, um klar zu machen, daß der Gefechtswert jedes einzelnen Panzerschiffs zwar sehr verschieden große Einzelposten aufweisen kann, in seiner Gesamtsumme aber doch eine Größe sein wird, die fast nur von der Wasserverdrängung des Schiffs und von dem jeweiligen Entwicklungsstande der Technik, also von dem Alter des Schiffs abhängt; deshalb kann man ohne nähere Prüfung sagen, daß z. B. die Schlachtschiffe erster Klasse Barfleur (englisch, Stapellauf 1892, Größe 10500 t), Brennus (französisch, 1891, 11395 t), Georgi Pobjedonoseţ (russisch, 1892, 10218 t) und Oregon (nordamerikanisch, 1893, 10231 t) ungefähr denselben Gefechtswert haben wie unsre Brandenburg (Stapellauf 1891, Größe 10033 t). Giebt man den um 1895 (zwischen 1893 und 1897) vom Stapel gelassenen Panzerschiffen von 10000 Tonnen Größe als Gefechtswert die Zahl 10 und bedenkt, daß ein dreißig Jahre altes Schiff fast gar keinen Wert mehr hat, so wird man die Wertabnahme für ältere Schiffe gleicher Größe in folgender Weise ausdrücken können:

| Jahr des Stapellaufs . . . | 1895 | 1890 | 1885 | 1880 | 1875 | 1870 | 1865 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Gefechtswert eines Panzerschiffs von 10000 Tonnen Größe . | 10 | 9 | 8 | 6,5 | 5 | 3 | 1 |

Berechnet man sich auf Grund dieser Skala eine Tabelle für Panzerschiffsgrößen von 2000 bis 16000 Tonnen, so hat man einen Maßstab, wonach man für alle Panzerschiffe den Gefechtswert bestimmen kann. Obgleich dieser einfache Maßstab natürlich nicht das leisten kann, was einzelne Fachleute mit Hilfe der sehr verwickelten und langwierigen Formeln des italienischen Kapitäns zur See Bettolo zu berechnen imstande sind, so giebt er doch einen sehr zuverlässigen Taxwert für

Digitized by Google

jedes Schiff der Flottenliste. Nach dieser Tabelle ist der Gefechtswert für Barfleur 9,5, für Georgi Pobjedonosetz 9,3, für Brennus aber 10,3, für Oregon 9,8 und für Brandenburg 9,0. Die Schiffe der Sachsenklasse und alle fremdländischen Schiffe gleicher Größe und gleichen Alters bekommen den Gefechtswert 4,6, also wenig mehr als die Hälfte der Brandenburg. Die neusten deutschen Schlachtschiffe Kaiser Friedrich III. und Ersatz-Friedrich d. G. bekommen die Verhältniszahl 12,2, während die vier im Bau begriffnen japanischen Schlachtschiffe das Maximum des Gefechtswerts mit 15,5 erreichen, denn ihre Größe wird nach den neuesten Angaben 15500 Tonnen erreichen. Wie Sachsen, so wird auch das österreichische Kasemattenpanzerschiff Tegetthoff (Stapellauf 1878, Größe 7390 t) mit 4,6 zu rechnen sein, während der etwas größere und etwas neuere französische Terrible, ein für die Küstenverteidigung bestimmtes Turmschiff (Stapellauf 1881, Größe 7575 t), den Gefechtswert 4,8 hat. Es sei noch erwähnt, daß nach dieser Tabelle den fünf ältern Küstenpanzerschiffen der Siegfriedklasse der Wert 3,3 und den drei neuen, Hagen, Odin und Ägir (Stapellauf 1893 bis 1895, Größe 3500 t), der Wert 3,5 zufällt, ferner der Oldenburg (1884, 5200 t) 4,1. Das französische Küstenpanzerschiff Tempête (1876, 4869 t) ist seines Alters wegen nur mit 2,5 gerechnet. Diese Beispiele werden genügen, um die Verwendung der Tabelle zu erläutern; bisher wurde sie nur für Panzerschiffe benutzt. Ohne einen merklichen Fehler zu begehen, wird man die Panzerkreuzer ganz ebenso einschätzen dürfen wie die Panzerschiffe; viele ältere Panzerkreuzer der englischen, französischen, russischen und die drei der deutschen Flotte sind ja nichts andres als alte Panzerschiffe. Die modernen großen Panzerkreuzer, wie z. B. Dupuy de Lôme, Rjurik, Rossija, Jeanne d'Arc und Emperador Carlos V. unterscheiden sich nur durch größere Geschwindigkeit und leichtern Panzerschutz von gleich großen Schlachtschiffen; die Bewaffnung ist bei beiden Gattungen gleich schwer. Von den genannten Panzerkreuzern hat also Dupuy de Lôme (Stapellauf 1890, Größe 6406 t) den Gefechtswert 5,8, Rjurik (1892, 10933 t) hat 10,0, Rossija (1896, 12200 t) hat 12,2, Jeanne d'Arc (im Bau, 11270 t) hat 11,3, Emperador Carlos V. (1895, 9090 t) hat 9,1 als Gefechtswert. Von unsern Panzerkreuzern muß Ersatz-Leipzig (im Bau, 10650 t) mit 10,7 gerechnet werden, während die kürzlich unter die Panzerkreuzer versetzten alten Panzerfregatten König Wilhelm (1868, 9757 t), Kaiser und Deutschland (beide 1874 vom Stapel und 7676 t groß) nur 2,9, 3,8 und 3,8 als Gefechtswert bekommen können, das heißt: alle drei zusammen haben nur noch ungefähr soviel Gefechtskraft wie ein moderner Panzerkreuzer von der Größe der Ersatz-Leipzig.

Für die geschützten Kreuzer über 2000 Tonnen Größe, also die Panzerdeckskreuzer erster bis dritter Klasse setzt die schon erwähnte Denkschrift zwanzig Jahre als Altersgrenze an; um aber dieselbe Tabelle wie für die Panzerschiffe benutzen zu können, sollen wieder fünf Jahre Überschuß gerechnet werden, sodaß einem zwanzig Jahre alten geschützten Kreuzer noch 0,3 seines Anfangswertes zugestanden werden soll. Dadurch wird wieder vermieden, daß den hier angestellten Berechnungen der Vorwurf gemacht werden könnte, die Abnahme des Gefechtswertes mit dem Alter sei zu groß angenommen. Freilich darf man die geschützten Kreuzer nicht gleichwertig mit den Panzerschiffen rechnen; denn bei ihnen ist zu Gunsten der Geschwindigkeit und des großen Kohlenvorrats (Eigenschaften, die die Selbständigkeit des Kreuzers ausmachen) die Schwere der Bewaffnung und die Ausdehnung des Panzerschutzes derart eingeschränkt, daß sich diese Kreuzer nicht mit Schlachtschiffen gleicher Größe und gleichen Alters messen können. Deshalb soll ihr Gefechtswert in folgender Weise ausgedrückt werden:



Digitized by Google

| Jahr des Stapellaufs . . . . . | 1895 | 1890 | 1885 | 1880 | 1875 |
|---|---|---|---|---|---|
| Gefechtswert eines geschützten Kreuzers von 10000 Tonnen Größe . . . | 9 | 8 | 6,5 | 5 | 3 |

Das ergiebt für unsre neuesten Kreuzer zweiter Klasse, Ersatz-Freya, K, L, M und N den Gefechtswert 5,1, für Kaiserin Augusta 5,0, für Gefion 3,5, für Irene und Prinzeß Wilhelm je 3,0; als einzigen geschützten Kreuzer dritter Klasse kann man den Aviso Hela mitrechnen, dessen Gefechtswert 1,8 beträgt.

Man übersieht sofort, daß man zur Berechnung der Gefechtswerte aller geschützten Kreuzer von mehr als 2000 Tonnen die für Panzerschiffe berechnete Tabelle benutzen kann, wenn man darauf alle Jahreszahlen entsprechend ändert. Um jedem Gelegenheit zu geben, ähnliche Berechnungen anzustellen, die ja nur zur Klärung des Bedürfnisses für die baldige Kräftigung unsrer Seemacht dienen können, soll hier die Tabelle vollständig gegeben werden:

Tabelle zur Berechnung des Gefechtswerts von Kriegsschiffen

| Für Panzerschiffe und Panzerkreuzer | 1895 | 1890 | 1885 | 1880 | 1875 | 1870 | 1865 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Schiffsgröße . . . . . 2000 t | 2,0 | 1,8 | 1,6 | 1,3 | 1,0 | 0,6 | 0,2 |
| 3000 | 3,0 | 2,7 | 2,4 | 1,95 | 1,5 | 0,9 | 0,3 |
| 4000 | 4,0 | 3,6 | 3,2 | 2,6 | 2,0 | 1,2 | 0,4 |
| 5000 | 5,0 | 4,5 | 4,0 | 3,25 | 2,5 | 1,5 | 0,5 |
| 6000 | 6,0 | 5,4 | 4,8 | 3,9 | 3,0 | 1,8 | 0,6 |
| 7000 | 7,0 | 6,3 | 5,6 | 4,55 | 3,5 | 2,1 | 0,7 |
| 8000 | 8,0 | 7,2 | 6,4 | 5,2 | 4,0 | 2,4 | 0,8 |
| 9000 | 9,0 | 8,1 | 7,2 | 5,85 | 4,5 | 2,7 | 0,9 |
| 10000 | 10,0 | 9,0 | 8,0 | 6,5 | 5,0 | 3,0 | 1,0 |
| 11000 | 11,0 | 9,9 | 8,8 | 7,15 | 5,5 | 3,3 | 1,1 |
| 12000 | 12,0 | 10,8 | 9,6 | 7,8 | 6,0 | 3,6 | 1,2 |
| 13000 | 13,0 | 11,7 | 10,4 | 8,45 | 6,5 | 3,9 | 1,3 |
| 14000 | 14,0 | 12,6 | 11,2 | 9,1 | 7,0 | 4,2 | 1,4 |
| 15000 | 15,0 | 13,5 | 12,0 | 9,75 | 7,5 | 4,5 | 1,5 |
| 16000 | 16,0 | 14,4 | 12,8 | 10,4 | 8,0 | 4,8 | 1,6 |
| Für geschützte Kreuzer . . . . . | — | 1895 | 1890 | 1885 | 1880 | 1875 | — |

Um die Tabelle richtig und so genau wie möglich zu benutzen, muß man für Schiffe, die z. B. zwischen 1885 und 1890 gebaut sind, in den wagerechten Reihen Zwischenwerte suchen, während man für die Hunderte des Tonnengehalts in den senkrechten Reihen den genauen Wert bestimmt. In den Summen der Gefechtswerte jeder Schiffsklasse wurden zur Vermeidung der Dezimalen die Zahlen abgerundet, wie allgemein üblich ist. Mit Hilfe der Tabelle ist für sämtliche in dem Werke „Deutschlands Seemacht sonst und jetzt“ auf Seite 188 bis 193 angegebnen Panzerschiffe, Panzerkreuzer und geschützten Kreuzer erster und zweiter Klasse, außerdem für die geschützten Kreuzer dritter Klasse, deren Zahl die Tabelle auf Seite 194 ebenda anführt, der Gefechtswert bestimmt worden. Weggelassen wurden nur die „geplanten“ französischen Kreuzer und die alten hölzernen Panzerschiffe zweiter Klasse Colbert, Trident, Richelieu und Suffren. Die aus der Liste unsrer Kriegsschiffe gestrichnen Panzerschiffe Preußen, Friedrich der Große, Friedrich Karl und Kronprinz, die jetzt als Hafenschiffe aufgebraucht werden, sollen hier, obgleich sie aus technischen Gründen so gut wie keinen Gefechtswert mehr haben, mit den der Tabelle entsprechenden Wertzahlen $3+3+1+1=8$ mitgerechnet werden, weil sie im Notfalle bei der Verteidigung der Kriegshäfen noch mitwirken können, und weil einige gleich alte und gleich schwache Schiffe der andern Seestaaten hier auch mitgezählt worden sind.

Digitized by Google

Den Gefechtswert der wichtigsten Kriegsflotten zeigt nach dieser Berechnung folgende Übersicht:

| Flotte | 1 englische | 2 französische | 3 russische | 4 nordamerikanische | 5 japanische | 6 italienische | 7 deutsche | 8 spanische | 9 österreichische |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Hochseepanzerschiffe 1. Klasse | 393 | 178 | 162 | 97 | 85 | 127 | 58 | 8 | — |
| „ 2. „ | 65 | 30 | 9 | — | — | — | — | — | — |
| Panzerschiffe 3. Klasse | 27 | 47 | — | 11 | — | — | 23 | 1 | 22 |
| „ 4. „ | 21 | 20 | 24 | 9 | 4 | 2 | 27 | — | 22 |
| Hafenschiffe | — | — | — | — | — | — | 8 | — | — |
| Gefechtswert der Panzerflotte | **506** | **275** | **195** | **117** | **89** | **129** | **116** | **9** | **44** |
| Panzerkreuzer | 60 | 61 | 64 | 23 | 7 | 31 | 21 | 72 | 11 |
| Geschützte Kreuzer 1. Klasse | 187 | 39 | — | 15 | 30 | — | — | — | — |
| „ „ 2. „ | 191 | 66 | 21 | 34 | 51 | 12 | 40 | 20 | 7 |
| „ „ 3. „ | 57 | 25 | — | 6 | 12 | 17 | 2 | — | 2 |
| Gefechtswert der Kreuzerflotte | **495** | **191** | **85** | **78** | **100** | **60** | **63** | **92** | **20** |
| Gefechtswert der ganzen Flotte | **1001** | **466** | **280** | **195** | **189** | **189** | **179** | **101** | **64** |
| Also Verhältniszahl: | 10 | 4,7 | 2,8 | 2,0 | 1,9 | 1,9 | 1,8 | 1,0 | 0,6 |

Obgleich also sozusagen „Krüppel und Lahme," nämlich die Hafenschiffe mitgerechnet sind, und obgleich den alten Schiffen ein etwas höherer Gefechtswert eingeräumt ist, als ihn die amtliche Denkschrift festsetzt, nimmt die deutsche Flotte erst die siebente Stelle ein. Und da wagt man davon zu reden, es sollte eine Flotte ersten Ranges werden!

Wie die Stärkeberechnung deutlich zeigt, giebt es nur eine einzige Seemacht ersten Ranges, die englische; die französische ist knapp halb so kräftig wie die englische, sie ist folglich keine Seemacht ersten, sondern nur eine zweiten Ranges. Da aber die französische Flotte je zwei der andern Flotten geringerer Größe gewachsen ist, so giebt es auch keine andre Flotte zweiten Ranges, als die französische. Wie die Verhältniszahlen zeigen, muß man die russische, die nordamerikanische, die japanische, die italienische und die deutsche Flotte zu den Flotten dritten Ranges rechnen. Ist es nun der Größe des deutschen Welthandels angemessen, daß Deutschland die schwächste Flotte dritten Ranges hat?

Georg Wislicenus

**Handelsstand und Kriegsmarine.** Wenn auch die neuesten Verhandlungen über die Stärkung der deutschen Seemacht nicht unmittelbar zu einem sogenannten „Konflikt" zwischen Regierung und Reichstag führen sollten, so werden sie doch eine wertvolle praktische Bedeutung für die Zukunft behalten. Um des lieben Friedens willen diese Bedeutung zu vertuschen, wäre ein arger Fehler. Mag man an der Form, in der es geschehen ist, manches bemängeln: daß die oberste Kriegsleitung dem Volke in der Flottenfrage einmal „reinen Wein" eingeschenkt hat, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Es ist endlich unzweideutig ausgesprochen worden, daß mit dem bisherigen parlamentarischen Spiel, worin die Mehrheit des Reichstags ihre Weisheit und Manneswürde bethätigen zu müssen glaubte, und für dessen Verkehrtheit die jüngsten Verhandlungen und Beschlüsse den schlagendsten

Digitized by Google

Beweis geliefert haben, in der Flottenfrage nicht mehr auszukommen ist. Verantwortlichkeit und Sachkunde waren machtlos gegen die unverantwortliche Rechthaberei, mit der die Herren vom Freisinn und vom Zentrum im Verein mit den Sozialdemokraten selbst von den zur Aufrechterhaltung des bisherigen Standes unsrer Seemacht unerläßlichen Forderungen der Regierung abgehandelt und abgestrichen haben. Höfliche Rücksicht war diesem Treiben gegenüber nicht mehr am Platze; das Volk durfte darüber nicht mehr im Zweifel gelassen werden, wer und wie man mit seinen ernstesten Interessen spielte. Die Stellung der katholischen Fraktion im Reichstag auch zu der Flottenfrage soll hier nicht näher erörtert werden. Sie wird ihren Richter finden über kurz oder lang. Wir sind überzeugt, daß die Katholiken Deutschlands nur zum kleinen Teile hinter dieser Politik stehen, aber die Herren Lieber und Genossen, mögen sie es in ihrer Art vielleicht mit der engern Heimat gut meinen, sollen sich nicht mehr beklagen, wenn sie von deutschen Politikern nicht mehr voll als Deutsche gerechnet werden, jedenfalls weniger als die deutschen Juden. Auch die Haltung der „freisinnigen“ Reichstagsabgeordneten selbst soll uns nicht weiter beschäftigen; ihre Politik ist schon gerichtet und abgethan. Aber daß gerade der deutsche Handelsstand immer noch in hellen Haufen selbst in der Flottenfrage hinter ihnen am Narrenseil herläuft, das ist eine Erscheinung, die jetzt ganz unmittelbar das Interesse herausfordert.

Wir stehen im Zeichen der sogenannten „agrarischen Übergriffe.“ Es gilt uns als politisch und sozial verkehrt, Deutschland nur deshalb in die selbstgenügsame Beschränktheit des Agrarstaats zurückzwingen zu wollen, weil viele landwirtschaftliche Grundbesitzer, zum großen Teil nicht ohne eigne Schuld, infolge der neuen weltwirtschaftlichen Entwicklung in ihrem Vermögensstande zeitweilig geschädigt worden sind, während die Gesamtwirtschaft der Nation und vor allem der Staat selbst in seiner finanziellen Existenz unwiderruflich und in zunehmendem Maße auf den Anteil angewiesen sind, den der Gewerbefleiß durch den Handel an der Weltwirtschaft nimmt. Deutschland ist nun einmal der zweite Welthandelsstaat in Europa, der erste nach England, daran ist nicht zu rütteln, ohne das Ganze zu ruiniren. Aber wenn sich in einem solchen Staate die Kaufleute von den Agrariern mit so ausgesprochner Mißachtung, ja mit so herausforderndem Übermut behandeln lassen müssen, wie wir das seit Jahr und Tag sehen, und wenn trotz seiner gewaltigen finanziellen Leistungsfähigkeit und auch thatsächlichen Leistung für den Staat unser Handelsstand gegen diese Behandlung, wenigstens in Preußen, vom Handelsminister kaum ein Wort der Verteidigung, vom Finanzminister sogar das Gegenteil zu erwarten hat, so sind das doch ganz unnatürliche Zustände, die zu ergründen und zu erklären die Kaufleute selbst ein ernstes Interesse zeigen müßten. Wir verstehen es, wenn im deutschen Handelsstande darüber Entrüstung und Verbitterung herrscht, und daß man in solcher Gemütsstimmung leicht Thorheiten macht; aber wir verstünden es nicht, wenn die Kaufleute, die doch sonst sehr klug sind und den Menschen vor allem nach dem Erfolge beurteilen, nicht bald einsähen, daß die Hauptschuld an der politischen Ohnmacht des deutschen Handelsstands seine eigne politische Unreife trägt. Die ungeheure Thorheit, die von deutschen Kaufleuten jetzt in der Flottenfrage begangen wird, soweit sie „unentwegt“ den freisinnigen Schlagworten folgen, sucht in der Geschichte des Welthandels vergebens ihresgleichen, und wir möchten fast hoffen, daß ihnen über diese Thorheit vor sich selber ein heilsamer Schreck in die Glieder fahren wird, wenn sie sichs nur einmal recht überlegten, was sie jetzt in Deutschland sein sollten und was sie sind: politische Führer oder Prügeljungen. Die große Masse der „freisinnigen“ Kaufleute gehört dabei nicht

Digitized by Google

etwa den an Geld und Einsicht untern Schichten des Standes an. Diese, die Kleinhändler für den örtlichen Bedarf, sind fast ganz in das zünftlerisch-mittelstandsparteiliche Lager übergegangen und kommen für Welthandelsfragen und auch für die deutsche Flottenfrage nicht in Betracht. Für sie hat nur noch die Unterbindung des inländischen Verkehrs Interesse. Dagegen reicht der „freisinnige" Kaufmann, namentlich in der Reichshauptstadt, nach oben bis zu den höchsten Stufen, zur haute finance der Banken, die portugiesische und griechische und auch bessere Werte auflegen, wie in die Kreise der Hunderte von Millionen umsetzenden Exportfirmen. Gewiß giebt es im deutschen Handelsstande Männer genug, die die öde Unfruchtbarkeit der freisinnigen Doktrinen hinreichend kennen und sie bekämpfen, aber sie sind der Masse gegenüber noch ohnmächtig, zaghaft, vereinzelt, sie sind jedenfalls nicht imstande, der Gesamthaltung unsrer Kaufleute ein andres Gepräge aufzudrücken. Die deutsche Kaufmannschaft, mit der zu rechnen ist, tanzt noch heute nach der freisinnigen Pfeife.

Sehen wir uns den Tanz in der Flottenfrage etwas näher an. Der Kaiser und die Regierung bieten in voller Würdigung der Lage alles auf, um für unser Wirtschaftsleben aus den zu eng gewordnen agrarstaatlichen Fesseln heraus draußen in der Welt die Stellung zu erringen, die uns allein lebensfähig erhält, die Weltstellung, die Weltmacht Deutschlands, die wir nicht mehr entbehren können. Mit diesen Zielen sind die Kaufleute wohl zufrieden, und eifrig suchen sie sie gegen Junkertum und Zünftlertum und alle andern Feinde auszuspielen, ja gegen die Regierung selbst, wenn es paßt. Aber sobald es gilt, zur Regierung zu stehen, wenn sie die Mittel verlangt, die unerläßlich sind nach dem Urteil ihrer sachverständigen, verantwortlichen, berufnen Beamten, an deren Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit kein Zweifel obwaltet, dann ist die „freisinnige" Opposition das einzige, was für den deutschen Kaufmann in Betracht kommt, und jedes eigne Denken und Urteilen scheint völlig aufzuhören. Wenn unsre Kaufleute, frei von dem Banne der freisinnigen Parteiorthodoxie, die Frage prüften, ob Deutschland bei der heutigen Weltlage die Stellung als Großmacht behaupten könne allein mit dem Landheer, ohne starke Flotte, dann müßten sie, gerade sie zuerst, zu einem entschiednen Nein gelangen. Gerade der Kaufmann muß wissen, daß zu Lande Großmacht, zur See Kleinstaat sein für Deutschland heute gleichbedeutend ist mit Ohnmacht, er muß es verstehn, daß ein Agrarstaat, selbst als Großmacht, vielleicht mit der notdürftigen Küstenverteidigung auskommen kann neben einer starken Landarmee, aber daß für einen Industrie- und Handelsstaat wie Deutschland als Großmacht die Beschränkung auf den Küstenschutz eine Unmöglichkeit ist, er muß anerkennen, daß das Schlagwort vom „Küstenschutz," über den hinaus alles „uferlos" sei, bisher das Steckenpferd des bürgerlichen abgelebten Liberalismus im Parlamentsspiel, im Grunde genommen ein agrarischer Ladenhüter ist aus der Zeit des deutschen Bundes und des Zollvereins. Und was heißt denn überhaupt ausreichender Küstenschutz? Daß dazu kräftige Offensivstöße unentbehrlich sind, wird kaum von jemand geleugnet. Wie weit sollen diese Vorstöße im Küstenschutz gehen, und soll das vom Reichstage bestimmt werden? Etwa nur soweit das Meer Ostsee heißt und Nordsee? Daß ein künftiger Krieg zwischen Großmächten ein Weltkrieg sein wird, ist sehr wahrscheinlich, das glauben die Mächte, die sich Griechenland auf der Nase herumtanzen lassen, aus Furcht, einander gegenseitig in die Haare zu geraten, selbst wohl am sichersten, aber daß in einem Weltkriege eine Großmacht, die der zweite Handelsstaat Europas ist, auch auf dem Weltmeere ein gesuchter Freund und ein gefürchteter Feind sein muß, wenn sie nicht trotz der auf das Landheer verwendeten Milliarden

Digitized by Google

zu Schanden werden soll, das bekümmert, wie es scheint, den freisinnigen deutschen Kaufmann keinen Augenblick. Wie kann man im Ernst behaupten, daß dieses Ziel zusammenfalle mit einer Gleichstellung der deutschen Seemacht mit der französischen oder gar mit der englischen? Wer denkt daran in maßgebenden deutschen Kreisen? Nur mit der agrarisch-kleinstaatlichen Idee von der Küstenverteidigung müssen wir brechen, und von da bis zur „erstklassigen" Seemacht neben England und selbst neben Frankreich ist noch ein sehr weiter Weg. Auch das ist doch nicht zu vergessen, daß unsre Verbündeten, Österreich wie Italien, uns zur See wenig oder nichts helfen. Das führt zu der ungesunden Abhängigkeit von Englaud, dieses größten, erbittertsten Gegners des deutschen Handels, solange wir mit dem Rachekriege Frankreichs rechnen müssen. Oder verfängt bei den freisinnigen Kaufleuten wirklich noch immer die lächerliche Schlußfolgerung, daß für jedes neue deutsche Panzerschiff von den übrigen Seemächten zwei oder drei solche gebaut, unsre Flottenaufwendungen mithin zum Fenster hinausgeworfen sein würden? Diese „Schraube ohne Ende" ist ja ein ganz famoses Schlagwort für alle Fälle, aber weil es eben auf alles paßt, was Deutschland zum Schutz des Friedens und zur Förderung seines Handels thut zu Wasser wie zu Lande, sollte es der Kaufmann, der den Konkurrenzkampf gewohnt ist, als absurd erkennen. Jedenfalls ist es für den Gegner sehr viel unbequemer, eine starke Flotte gegen uns aufbieten zu müssen als einige Schiffe, und die Versicherung gegen die Kriegsgefahr, auf die es doch bei unsrer Wehrkraft vor allem ankommt, wird dann erst wertvoll. Es wird auch für den Abschluß neuer Handelsverträge, das sollten sich die Herren von der Kaufmannschaft gesagt sein lassen, recht wertvoll sein, wenn bis dahin mit der Doktrin vom bloßen Küstenschutz in den Köpfen des deutschen Handels endgiltig aufgeräumt ist.

Der freisinnige Haupttrumpf bleibt natürlich der Kostenpunkt. Wir kennen unsre Kaufleute zu gut, um nicht zu wissen, daß ihnen in Wirklichkeit damit gar nicht imponirt wird, wenn sie auch andern vielleicht damit gelegentlich imponiren wollen. Der Hamburger Ausstand hat nach den Berechnungen seiner Gönner in die Hunderte von Millionen Schaden gebracht. Was würde wohl dem deutschen Volke durch eine Blockade verloren gehen, unmittelbar und mittelbar? Aber das wissen die Kaufleute alles viel besser als wir, ebenso wie sie es besser wissen, wie wenig unsre Volkswirtschaft durch griechische und portugiesische Verluste ruinirt worden ist, obgleich damit eine ganze stattliche Flotte zum Fenster hinausgeworfen worden ist. Unsre Kaufleute wissen auch am besten, daß es eitel Spiegelfechterei ist, den Ruin unsrer Finanzen zu prophezeien für den Fall, daß man einige schleunige Schiffsbauten aus Anleihen zu bezahlen genötigt sein sollte, und daß ein Aufschub, um das zu vermeiden, leicht das weit schlechtere Geschäft sein könnte. Es lohnt wahrlich nicht, über diese Einwendungen noch ein Wort zu verlieren.

Es ist in ziemlich weitem Maße üblich geworden, die unverständige — man pflegt auch zu sagen: unpatriotische — Haltung des deutschen Handelsstandes in solchen Fragen, überhaupt seinen orthodoxen „Freisinn," unsern jüdischen Mitbürgern in die Schuhe zu schieben. Die Kaufmannschaft ist verjudet, sagt man, und da ist eine patriotisch weitsichtige Politik nicht mehr möglich. Leider haben unsre Juden dazu reichlich Veranlassung gegeben. Die heutige Generation der reichen jüdischen Kaufleute, die den Ton unter ihren Glaubensgenossen durchaus angeben, ist leider noch belastet mit einer verhältnismäßig großen Anzahl der widerlichen Emporkömmlinge mit ausschließlicher Börsenerziehung, Cynikern nach jeder Richtung, ohne Liebe zur Heimat, ohne Pietät gegen das Elternhaus, wie sie die zweite Hälfte des Jahrhunderts ja auch unter den christlichen Deutschen gerade genug gezüchtet hat. Nichts

Digitized by Google

aber ist ungerechter und unvernünftiger gewesen, als das brutale Streben des Antisemitismus, den Juden überhaupt das Heimatsgefühl zu rauben. Wer sich in unsern alteingesessenen Judenfamilien umgesehen hat in den sechziger und siebziger Jahren und noch einen Funken Gerechtigkeitsgefühl hatte, der mußte empört sein über die Roheit und Dummheit, mit der die Antisemiten dem deutschen Juden schlechtweg auch das deutsche Nationalgefühl absprachen. Man hat sich damit am deutschen Volke schwer versündigt, die guten Elemente unter den Juden zurückgedrängt, die schlechten mächtiger und schlechter gemacht und alle mit Gewalt in das Lager des Freisinns getrieben, wenn nicht gar in das der Sozialdemokratie. Es kann hier nicht unsre Aufgabe sein, die antisemitische Verirrung und ihre verhängnisvollen Wirkungen eingehend zu behandeln, ebenso wenig wie das, was am Judentum zu verurteilen ist, aber alles Ernstes möchten wir dagegen Verwahrung einlegen, den jüdischen Kaufleuten die Fähigkeit, die Pflicht und das gute Recht zu bestreiten, als vollgiltige deutsche Patrioten einzutreten auch für Deutschlands Macht zur See. Als Kaufleute werden sie im Verständnis für die Flottenfrage den Christen ohnedies nicht nachstehen, wenn die freisinnige Suggestion nur erst ihren künstlich geschaffnen und erhaltenen Reiz verliert.

Die politische Haltung des deutschen Kaufmannsstandes darf so nicht bleiben, wie sie ist. Sie ist eine Gefahr für unsre Volkswirtschaft und unsre nationale Existenz. Schwer empfinden die Kaufleute selbst ihre ungesunde, unnatürliche Stellung. Es wird ihre eigne Aufgabe sein, der Juden wie der Christen, dem ein Ende zu machen. Das können wir andern, das kann der Staat verlangen. Je eher es ihnen gelingt, je leichter es ihnen gemacht wird, um so besser für die Gesamtheit. Das sollte kein guter Deutscher vergessen.

## Litteratur

Eine französische Litteraturgeschichte. Uns hat immer ganz besonders die französische Abteilung in Hettners Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts gefallen, weil sie klar die Zusammenhänge zwischen der Zeitgeschichte und den Arbeiten der Schriftsteller darlegt und dabei nicht dozirt, sondern schildert. Da wo sie anfängt, bei Massillon, endet gerade die gleich ausgezeichnete Darstellung der französischen Litteratur des siebzehnten Jahrhunderts von Ferdinand Lotheißen (zwei Bände, Wien, Gerold), die uns jetzt in zweiter Auflage vorliegt. Lotheißen, ein geborner Darmstädter, verließ sein Heimatland als junger Gymnasiallehrer, wie so mancher tüchtige Mann vor ihm, weil er sich mit dem damals stark rückschrittlichen und dabei in die persönlichen Verhältnisse seiner Angestellten eingreifenden Staatsregimente nicht stellen konnte und wollte. Er ging zunächst nach Genf, lernte dann Frankreich und Italien näher kennen und kam zuletzt nach Wien, wo er in einem frühen Alter als Lehrer des Französischen an einer Realschule und Universitätsprofessor 1887 gestorben ist. Er war ein geistreicher, warmherziger, lebendiger Mann, der auch sehr viel geschrieben hat. Das

Digitized by Google

meiste bezieht sich auf französische Litteratur und Kultur. Er hatte eine vielseitige theoretische Bildung und dazu Kenntnis der Welt und den Sinn, alles, was er beobachtete, von seiner charakteristischen Seite anzusehen. Das geht auch auf seinen Stil über und giebt ihm, was die Franzosen personel nennen. Er schreibt interessant, fesselt uns durch die Auswahl seiner Beispiele und Stellen und zeigt durch seine gelegentlichen Urteile über vieles andre, daß er noch mehr weiß, als wovon er schreibt. Seine Hauptwerke sind ein Buch über Molière und diese Litteraturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts, die sein Schwiegersohn herausgegeben und mit einer kurzen Biographie versehen hat. Die Darstellung ist ebenso fesselnd wie die Hettners, aber sie ist viel ausführlicher und giebt eine Menge von Einzelheiten als Grundlage der Urteile, auch überall Mitteilungen über den Zustand der Ausgaben. Neben den Haupthelden (Corneille, Molière, Racine) und der Hauptform des Jahrhunderts, dem Drama, treten uns die zeitgeschichtlichen Verhältnisse anschaulich entgegen, und besonders gelungen ist die Schilderung der Nebengattungen: Erzählung und Memoiren. Kurz es ist ein ebenso unterhaltendes wie belehrendes, ungewöhnlich reichhaltiges Buch, das sich lange behaupten wird.

**Karl Marx zum Gedächtnis. Ein Lebensabriß und Erinnerungen. Von W. Liebknecht. Nürnberg, Wörlein u. Comp., 1896**

Der Leser des „Kapitals" stellt sich Marx leicht als einen Scholastiker vor, dessen Trockenheit nur durch einen Zusatz von Galle genießbar geworden sei. Aus Liebknechts Büchlein lernen wir ihn als zärtlichen Gatten*) und Vater, kindlich heitern Kinderfreund, mildthätigen Wohlthäter der Armen und hilfreichen Genossen der in London zusammengeströmten politischen Flüchtlinge kennen. Um ihn auch Wustmann zu empfehlen, fügen wir bei, daß er „in Beziehung auf Reinheit und Korrektheit der Sprache von peinlichster Gewissenhaftigkeit war." Liebknecht hat es niemals mehr gewagt, über stattgehabte Versammlungen und stattgefundne Ereignisse zu berichten, nachdem er das erstemal vom Alten angeranzt worden war. Dagegen, erzählt er, „rettete ich in der Schlacht um das intransitive Partizip der Vergangenheit den gelernten Schuster, und zwar mit Hilfe des gelehrten Schusters, den Marx doch nicht gut anerkennen konnte." Das Schriftchen enthält manche Beiträge zur Zeitgeschichte, namentlich zur Geschichte der revolutionären Bewegungen, die nicht ohne Wert sind. Daß Liebknechts Urteile über die deutschen Zustände — abgesehen von dem Einflusse seiner sozialistischen Theorie — der Brille entsprechen, durch die politische Flüchtlinge ihr Heimatland zu betrachten pflegen, wird niemand verwundern; doch ist es immerhin interessant, zu erfahren, daß er in der Schweiz einmal Prügel gekriegt hat, und in London einmal beinahe Prügel gekriegt hätte, weil er Deutschland gegen Beschimpfungen in Schutz genommen hatte.

*) Das litterarische Denkmal für Marx ist zugleich eins für seine edle Gattin, der sich Liebknecht zu unaussprechlichem Dank verpflichtet fühlt (sie war die Schwester des preußischen Ministers von Westphalen und Schwägerin des Jesuitenpaters Florencourt), und für „das treue, liebe Lenchen," eine Pflegetochter der Frau von Westphalen, die sie ihrer Tochter gegeben, „als das beste, was sie ihr schicken könne," und die über fünfzig Jahre, bis zu ihrem Tode, als Dienstmagd, Freundin und Helferin in allen Nöten in Marxens Familie ausgehalten hat.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

# Der Katholizismus im Staatsdienst

Alljährlich kehren bei der Beratung des preußischen Staatshaushalts die Klagen des Zentrums über angeblichen Mangel an „Parität“ wieder. Dieselben Beschwerden werden in der klerikalen Presse fast ohne Unterbrechung das ganze Jahr hindurch geführt, die Katholiken, heißt es, die in Preußen etwa fünfundzwanzig, im deutschen Reich etwa dreißig vom Hundert der gesamten Bevölkerung ausmachen, werden bei Besetzung der hohen und höchsten Ämter in Preußen und im Reich auch nicht annähernd in dem richtigen Verhältnis berücksichtigt. Den Einwand der Gegner, daß die Ämter fast ausnahmslos eine akademische Vorbildung erfordern, die Katholiken aber sich diese nicht in der nötigen Zahl aneignen, weisen die Klerikalen mit Recht als haltlos zurück. Allerdings müßten nach dem Verhältnis, in dem die beiden Bekenntnisse an der Gesamtbevölkerung teilnehmen, auf hundert Studenten im deutschen Reich etwa dreißig Katholiken kommen, während thatsächlich, namentlich wenn man vom theologischen Studium absieht, die Zahl der katholischen Studenten nur etwa zwanzig vom Hundert beträgt; aber die Klerikalen heben mit Recht hervor, daß dieser Umstand doch nur dann zur Erklärung herangezogen werden könnte, wenn die Katholiken etwa nur zu einem Fünftel bei Besetzung der genannten Ämter berücksichtigt würden; thatsächlich aber würden sie nur ganz ausnahmsweise und vereinzelt als Inhaber hoher und höchster Ämter in Preußen und im Reichsdienst angetroffen. So wenig also die klerikale Partei eine rein „arithmetische“ Beteiligung der Katholiken fordert, so wenig kann man ihr den Vorwurf machen, daß sie bei ihren Beschwerden „katholisch“ mit „ultramontan“ verwechsle. Die Leiter der preußischen Staatsregierung und der Reichsregierung stehen in politischer Beziehung auf konservativem oder nationalliberalem Standpunkt, und die notwendige Einheitlichkeit jeder Regierung



Digitized by Google

erfordert, daß zu hohen und einflußreichen Stellungen nicht Beamte berufen werden, die in ihrer politischen Gesinnung im Gegensatz zu den obersten Leitern der Staatsregierung stehen; so wenig in solche Stellungen etwa freisinnige Beamte berufen werden, ebensowenig können Anhänger des Zentrums auf diese Stellungen Ansprüche erheben; das gilt von allen Ämtern, deren Inhaber nach den Vorschriften der Disziplinargesetze beliebig ihres Amtes entsetzt werden können, die also verpflichtet sind, die Politik der Regierung überall und insbesondre bei Wahlen zu vertreten. Auch das erkennen verständige Klerikale an; sie weisen aber darauf hin, daß man auch Katholiken, die nicht ultramontan seien, in den hohen und höchsten Ämtern nur ganz vereinzelt finde. Diese nichtultramontanen Katholiken werden nun von den Klerikalen in zwei Klassen eingeteilt. Die eine Klasse ist die der „Taufscheinkatholiken" oder „Auchkatholiken"; es sind das solche, die zufällig katholisch geboren und erzogen, aber mit der Kirche zerfallen sind und ihren katholischen Glauben in keiner Weise bethätigen, insbesondre bei Mischehen ihre Kinder protestantisch erziehen lassen. Die andre Klasse ist die der „Staatskatholiken"; das sind die, die in rein kirchlicher Beziehung ihre Zugehörigkeit zum Katholizismus mehr oder minder bethätigen, in so fern also den Anforderungen der Klerikalen genügen, aber in politischer Beziehung, insbesondre wo es sich um das Grenzgebiet zwischen Staat und Kirche handelt, mehr den konservativen oder nationalliberalen Standpunkt einnehmen. Zu den „Taufscheinkatholiken" rechnen die Klerikalen den gegenwärtigen preußischen Justizminister Schönstedt, der in Mischehe lebt und seine Kinder protestantisch erziehen läßt, zu den „Staatskatholiken" den jetzigen Reichskanzler. Daß die Klerikalen die Beförderung von „Taufscheinkatholiken" nicht als eine Abschlagszahlung auf die von ihnen beanspruchte „Parität" gelten lassen, ist selbstverständlich; als es neulich ein liberales Blatt als eine Bevorzugung des Katholizismus bezeichnete, daß Katholiken, die in äußerlich hervortretender Weise mit ihrer Kirche zerfallen seien, zu den höchsten Stellungen befördert würden, während Protestanten in gleichem Falle keine Beförderung zu erwarten hätten, wies die klerikale Presse diese Anschauung mit gebührendem Hohn zurück. Mit größerer Befriedigung erwähnt die klerikale Presse Fälle, wo „Staatskatholiken" zu höhern Stellungen befördert werden. Aber auch an diese Fälle wird stets die Betrachtung geknüpft, daß es sich nur um vereinzelte Ausnahmen handle, und die Klage, daß die Katholiken auch nicht annähernd in dem richtigen Verhältnis bei Verleihung hoher Ämter berücksichtigt würden. Man sieht hierin eine Zurücksetzung des katholischen, eine Bevorzugung des protestantischen Bekenntnisses, die jedes sachlichen Grundes entbehre.

Dennoch erklärt sich die auffällige Thatsache sehr wohl aus sachlichen Gründen. Vor kurzem hielt der klerikale Professor Freiherr von Hertling in der Versammlung der Görresgesellschaft in Konstanz einen Vortrag über die

Digitized by Google

Teilnahme der deutschen Katholiken am wissenschaftlichen Leben, insbesondre am Lehramt auf den deutschen Hochschulen. Dabei räumte er offen ein, daß sich die deutschen Katholiken in wissenschaftlicher Beziehung von den Protestanten bedeutend hätten überflügeln lassen; er führte an, daß sogar in Baiern, dessen Herrscherhaus katholisch ist, und dessen Bevölkerung zu fünf Siebenteln dem katholischen Bekenntnis angehört, die Universitätsprofessoren (wenn man von den theologischen Fakultäten absieht, bei denen das Bekenntnis ohne weiteres gegeben ist) zu etwa zwei Dritteln Protestanten und nur zu einem Drittel Katholiken sind. Sicherlich mit schwerem Herzen erwähnte Freiherr von Hertling hierbei einen in der bairischen Reichsratskammer besprochnen Fall: eine bairische Universitätsfakultät hatte einen Professor vorzuschlagen, dessen Besetzung mit einem Katholiken wünschenswert ist (es handelte sich wahrscheinlich um die Besetzung einer juristischen Professur für Kirchenrecht). Die Fakultät sah sich überall nach einem passenden Vertreter um, mußte aber schließlich einen Protestanten vorschlagen, weil thatsächlich unter den Dozenten für das gedachte Fach nicht ein einziger Katholik zu ermitteln war! Diese Thatsache, daß sich die Katholiken in wissenschaftlicher Beziehung von den Protestanten haben überflügeln lassen, versuchte Freiherr von Hertling sodann geschichtlich zu erklären: der Grund liege fast hundert Jahre zurück und sei zu finden in der — Auflösung des „heiligen römischen Reichs deutscher Nation." So lange dieser vortreffliche Staatskörper bestanden habe, habe das deutsche Reich etwa hundert Vaterländer gehabt, von denen etwa die Hälfte katholische Staaten gewesen seien, geistliche Kurfürstentümer, Bistümer, Ritterorden und sonstige Duodezfürstentümer, deren Bevölkerung, Herrscherhäuser und Regierungen katholisch gewesen seien. Seit der Auflösung des alten Reichs seien im deutschen Bunde nur noch zwei Staaten gewesen, deren Herrscherhäuser katholisch und deren Bevölkerung vorwiegend katholisch gewesen sei, nämlich Österreich und Baiern. Die Regierungen der übrigen deutschen Bundesstaaten seien ebenso wie die Bevölkerung ausschließlich oder doch ganz überwiegend protestantisch gewesen; dadurch seien die Protestanten im geistigen und besonders auch im wissenschaftlichen Leben allmählich in eine herrschende Stellung gekommen, die Katholiken aber seien zurückgedrängt worden, sodaß sie sich an dem geistigen Leben Deutschlands nicht mehr hätten bethätigen können; und dieses Mißverhältnis sei noch gewachsen, als seit 1866 das katholische Österreich aus Deutschland gänzlich verdrängt worden sei. Nach dieser Begründung sollte man annehmen, daß im vorigen Jahrhundert, also zu Zeiten des „heiligen römischen Reichs" und jedenfalls noch in den nächsten folgenden Jahrzehnten das geistige und besonders das wissenschaftliche Leben in Deutschland von den Katholiken oder doch wenigstens von diesen und von den Protestanten in gleichem Maße ausgegangen sei. Das kann aber doch im Ernst niemand behaupten: Kant und Fichte, Klopstock, Herder, Lessing, Goethe und Schiller, Winckelmann, Schlosser

Digitized by Google

und Feuerbach, Lobeck, Jakob Grimm, Fr. Aug. Wolf und Wilh. von Humboldt, alle diese hervorragenden Geister in Philosophie, Dichtung, Kunst, Sprach- und andern Wissenschaften, die im vorigen Jahrhundert und in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts für das geistige Leben tonangebend waren, waren Protestanten. Man kann dem klerikalen Geschichtsschreiber Janssen zugeben, daß die Dichtung und Wissenschaft jener Männer vielfach unkirchlich war; aber der Katholizismus hat gleichbedeutende Männer nicht hervorgebracht. Übrigens könnte die von Freiherr von Hertling beklagte Verdrängung der Katholiken aus dem wissenschaftlichen und geistigen Leben doch nicht mit einem Schlage bei Beginn des Jahrhunderts, sondern nur ganz allmählich etwa im Lauf der Jahrzehnte vor sich gegangen sein. Dann ist es aber um so auffälliger, daß Männer wie Virchow, Koch, Mommsen, Helmholtz, Dubois-Reymond, deren geistige Thätigkeit ihrem Beginn nach in die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts fällt, Bismarcks und Moltkes gar nicht zu gedenken, nicht auch aus den Kreisen der katholischen Bevölkerung hervorgegangen sind. Am wenigsten überzeugend ist es, wie Freiherr von Hertling das Unterliegen der Katholiken in Baiern begründet: in diesem ursprünglich rein katholischen Staat sollen sie aus dem Reich der Wissenschaften dadurch verdrängt worden sein, daß zu Anfang des Jahrhunderts etwa ein Dutzend Reichsstädte von protestantischem Stadtregiment und protestantischer Bevölkerung, die damals an Baiern fielen, allmählich eine Sippenherrschaft von Vettern und Basen errichtet hätten, durch die sie die übrigen fünf Siebentel der bairischen Bevölkerung wissenschaftlich und geistig tot gemacht hätten!

Es steht also nur die vom Freiherrn von Hertling zugestandne Thatsache fest, daß sich die Katholiken, was wissenschaftliche und überhaupt geistige Leistungen betrifft, von den Protestanten haben überflügeln lassen, daß sie also minder regsam und minder leistungsfähig sind als die Protestanten. Ist es nun aber selbstverständlich, daß die Staatsregierung in die höchsten Ämter doch nur Beamte beruft, von denen die besten Leistungen zu erwarten sind, so ist es doch auch begreiflich, daß die Katholiken nicht in der ihrem Verhältnis zur Gesamtbevölkerung entsprechenden Zahl in hohe und höchste Ämter berufen werden.

Hierzu kommt nun aber ein weiterer Grund, der unmittelbar mit dem Katholizismus als solchem zusammenhängt. Während es zahlreiche protestantische Landes- und Staatskirchen giebt, giebt es nur eine einheitliche katholische Kirche, die ihrem innersten Wesen nach mit der Staatenbildung nicht nur nichts zu thun hat, sondern im Gegenteil mit dem heutigen Staat seit Jahrhunderten mehr oder minder auf Kriegsfuß steht, weil die Kirche ein Bestimmungsrecht in Anspruch nimmt auf Gebieten, die der Staat im Besitz hat, und auf denen er eine Herrschaft oder auch nur eine Mitherrschaft der Kirche unmöglich dulden kann. Das gilt besonders von der Gerichtsbarkeit und der Gesetzgebung

Digitized by Google

in Ehesachen, von dem gesamten Unterrichtswesen, von der Vorbildung und Anstellung der Geistlichen, dem Ordenswesen usw., lauter Gebieten, auf denen der Streit zwischen Staat und Kirche bald mehr bald minder lebhaft hervortritt, auf denen der Katholizismus wohl zurückweicht, wo er den thatsächlichen Verhältnissen Rechnung trägt, aber dabei stets seinen grundsätzlichen Standpunkt wahrt. Strenggläubige Katholiken, die sich in hohen und höchsten Staatsämtern befinden, kommen hier nur allzu leicht in die Lage, in einen Widerstreit zwischen ihren kirchlichen Anschauungen und ihren Pflichten als Staatsbeamte zu geraten. Man vergegenwärtige sich den Vorgang bei Beratung des bürgerlichen Gesetzbuches in der Reichstagskommission bei Regelung des Eherechts. Die klerikalen Mitglieder der Kommission Spahn und Genossen verlangten Regelung des gesamten Eherechts nach den Grundsätzen der katholischen Kirche. Sie führten dabei aus: Nach der für die Katholiken maßgebenden Lehre der Kirche stehe die gesetzgebende Gewalt über die Ehen unter Katholiken einzig und allein der katholischen Kirche zu; diese habe die Eheschließungsform, die Voraussetzungen der Eheschließung, die Ehehindernisse festgestellt. Nach der Auffassung der Kirche sei die staatlich abgeschlossene Ehe nicht als kirchlich giltig anzusehen. Da die Katholiken Deutschlands an diesen Lehren und Grundsätzen nichts ändern könnten, so habe man sie als gegeben anzunehmen und nur darnach zu suchen, den Anschauungen der Katholiken gerecht zu werden; der von der Reichsregierung vorgelegte Entwurf greife in das kirchliche Gebiet ein, stelle sich dem katholischen Dogma entgegen, indem er das Recht des Reichs zur alleinigen und ausschließlichen Ordnung und Regelung des gesamten Eheswesens festsetze, während dem Katholiken nur die kirchliche Ehe eine Ehe sei; die staatliche Ehe sei ihm nur eine Formalität. Der klerikale Abgeordnete Dr. Rintelen äußerte sogar in der Reichstagssitzung vom 3. Februar 1896: „Gelingt es nicht, diese Vorschriften (d. h. über das Eheschließungsrecht) aus dem Gesetzbuch zu entfernen oder sie so umzugestalten, daß die Gewissensbedenken der Katholiken beseitigt sind, so sind wir genötigt, nicht nur gegen diese Vorschriften, sondern gegen den Entwurf im ganzen zu stimmen."

Da man seit Luther die Ehe als ein „rein weltlich Ding" auffaßt, und die rein staatliche Regelung des Eherechts im Gesetzbuch für ebenso notwendig ansieht, wie etwa die Regelung des Darlehnsvertrags, so wäre es interessant, zu erfahren, wie sich die klerikalen Männer von der kirchlichen Gesinnung der Herren Spahn und Rintelen als preußischen Justizminister und als Staatssekretär im Reichsjustizamt vorstellen, oder als Ministerialräte, denen die Ausarbeitung eines Gesetzbuchs obliegt, oder etwa als Oberlandesgerichtspräsidenten, denen der Entwurf vom Minister zur Begutachtung vorgelegt wird! Strenggläubige Katholiken, die die Anschauungen ihrer Kirche teilen, haben als Richter das Gesetz, so wie es einmal gegeben ist, anzuwenden; als Justizverwaltungsbeamte würden sie in peinlichen Widerspruch zwischen ihren

Digitized by Google

kirchlichen Anschauungen und ihren Pflichten als Staatsbeamte geraten, selbst wenn sie „Staatskatholiken," d. h. geneigt wären, ihren Pflichten vor ihren Anschauungen den Vorzug zu geben. Und derselbe Widerspruch kann sich ergeben für den einfachen Regierungsschulrat oder Landrat in unbedeutenden Verwaltungsangelegenheiten. Der Streit zwischen Staat und Kirche, der heute vielleicht „latent" ist, kann morgen auf der ganzen Linie ausbrechen. Hieraus erklärt es sich, daß strenggläubige Katholiken oft gar nicht geneigt sein werden, hohe und höchste Ämter zu bekleiden; ebenso erklärt sich aber daraus, daß sich auch die Leiter der Staatsverwaltung bei der Übertragung solcher Ämter an Katholiken stets die Frage vorlegen werden, ob die kirchliche Stellung des Beamten mit den ihm durch das Amt aufgelegten Pflichten vereinbar sei, und welche Entscheidung bei dem Beamten zu erwarten sei, wenn er in einen Widerspruch der gedachten Art gerate. Daraus erklärt sich dann wieder, daß auch befähigte Katholiken, die ihren Leistungen nach zur Bekleidung höherer Ämter geeignet wären, verhältnismäßig selten dazu gelangen. Es ist also unbegreiflich, wie sich die klerikale Presse beschweren kann, daß in dem „Musterländle" Baden, wo der Kampf zwischen Staat und Kirche viel heftiger ist als in Preußen, strenggläubige Katholiken von den obersten Staatsämtern fast gänzlich ausgeschlossen sind.

Die klerikale Presse ist für solche Erwägungen selbstverständlich unzugänglich. Sie hat von dem Zugeständnis des Freiherrn von Hertling Kenntnis genommen, teilt auch die fadenscheinige geschichtliche Begründung mit und ereifert sich dann über die Gegner, die behaupten, daß die dem Protestantismus zu Grunde liegende „freie Forschung" der Grund der größern geistigen Regsamkeit der Protestanten sei. Wie weit jene Behauptung zutrifft, kann dahingestellt bleiben. In dem katholischen Glauben als solchem aber kann doch der Grund des Zurückbleibens der Katholiken kaum gefunden werden, da ja in fast ganz katholischen Staaten wie Österreich und Frankreich die geistigen Führer selbstverständlich Katholiken sind und eine Überlegenheit der wenigen Protestanten dort kaum hervorgetreten ist. Der Hinweis auf die größere Wohlhabenheit der deutschen Protestanten kann nicht zur Aufklärung dienen; denn es fragt sich ja eben, wie jene größere Wohlhabenheit zu erklären ist, warum die Katholiken nicht in gleichem Maße wie Protestanten Anteil am Nationalvermögen haben, warum Handel, Industrie und sonstige gewerbliche Unternehmungen vorherrschend in den Händen von Protestanten sind. Der klerikale Schriftsteller Alban Stolz hat behauptet, daß hiernach die jüdische Religion die schätzenswerteste sein müsse, da unstreitig die Juden geistig regsamer und erwerbsfähiger seien als die Christen. Aber dieser Hinweis ist augenscheinlich verfehlt, denn die größere Regsamkeit und Erwerbsthätigkeit der Juden hängt nicht mit der jüdischen Religion, sondern mit den eigentümlichen Verhältnissen zusammen, unter denen ihre Bekenner, im Gegensatz zu den Christen, gelebt

Digitized by Google

haben, während zwischen den beiden christlichen Bekenntnissen ein Unterschied der Lebens- und Daseinsverhältnisse nicht bestanden hat. Jedenfalls tragen bloße Beschwerden über angeblich ungerechtfertigte Zurücksetzungen der Katholiken zur Aufklärung der Gründe des Mißverhältnisses nichts bei.

# Der Zusammenhang von äußerer und innerer Politik

(Schluß)

Ist das Lehnskriegswesen die feudalistische Form der Kriegseinrichtung, so kann man das Söldnertum als kapitalistisch-plutokratische bezeichnen; es zeigt in der That, je länger je mehr, alle Eigentümlichkeiten, Schattenseiten und Auswüchse kapitalistischer Betriebsweise. Es herrscht die freie internationale Konkurrenz, die Kapitalkraft des Unternehmers und sein rücksichtsloser Interessenegoismus sind die Bedingungen des Erfolges. Nur reiche Leute können die Söldner zusammenbringen und durch das oft nötige Vorschießen des Soldes für den Kriegsherrn zusammenhalten. Ihrem Auftraggeber liefern sie das billigste, was sie haben konnten, d. h. oft Schund, mit Zahl und Qualität suchen sie ihn übers Ohr zu hauen, wo sie können, auch ihre Arbeiter sind gewohnt, um einen Teil ihres Soldes wieder betrogen zu werden; natürlich leben sie mit ihnen gewohnheitsmäßig auf dem Kriegsfuß. Dafür drücken die Unternehmer beide Augen zu, wenn die Arbeiter, die Söldner, sich an der Bevölkerung des Landes schadlos halten. Nationalökonomisch gesprochen, wird ein großer Teil des Arbeitslohns auf das Land und seine Bewohner „abgewälzt." Die Unerträglichkeit der kapitalistischen Betriebsweise auf diesem wichtigsten aller staatlichen Gebiete, dem der Existenzsicherung des Ganzen wie des Einzelnen gegen Vergewaltigung, veranlaßt nun zuerst in Brandenburg-Preußen die allmähliche, aber konsequent durchgeführte Verstaatlichung des Heerwesens. Das ist der Sinn der Reformen von 1640 bis 1740. Ob diese Reformen konservativ, ob sie liberal oder sozialistisch waren, darum haben sich die Herrscher glücklicherweise nicht bekümmert, sondern nur darum, ob sie notwendig und heilsam waren. Die dringendste, aber auch höchst schwierige Aufgabe war, die Unternehmer, deren Vorteil mit dem seitherigen Zustande der Dinge verknüpft war, der staatlichen Autorität zu unterwerfen, sie zu Beamten des Staats zu machen. Erst nach einem Menschenalter war man so weit, daß der Kurfürst den Obersten — bisher reinen Spekulanten — ein Regiment „konferirte."

Digitized by Google

Zunächst mußten die Stände anerkannt werden, um die Mittel für den Schutz des Staates nach außen zu erhalten. Nachdem dessen Existenz notdürftig gesichert war, galt es, in der Staatsverwaltung und in der Wohlhabenheit des Volks die Grundlagen der äußern Machtstellung zu schaffen. Der Staatswehr gilt in erster Linie die Begründung der absoluten Monarchie, „die Stabilirung der Souveränität," ihr gilt die Theorie des Merkantilsystems.

Schon bald nach dem Kriege machte der Kurfürst einen Versuch, den erforderlichen Ersatz vom Lande ausheben zu lassen, aber so weit war man noch nicht; wie natürlich, scheiterte der Versuch an dem Widerstand der Stände, und so blieb nur Werbung übrig. Diese mußte um so leichter sein, als von dem langen Kriege eine große Zahl abgedankter Soldaten, die nicht mehr zu andern Gewerben überzugehen Lust hatten, übrig geblieben war. Sie fanden damit ein Unterkommen und einen Lebensberuf. An eine Verschmelzung des Soldatenstandes mit den übrigen Teilen des Volks war noch lange nicht zu denken, dazu hatten sich die geschiednen Teile viel zu lange feindlich gegenüber gestanden; wer Soldat wurde, schied damit aus seinem bürgerlichen Verhältnis aus.

Blieb somit der Kriegerstand als besondre Kaste bestehen, so gelang es doch, das Heer mit der Zeit wenigstens wieder in die Hand des Staatsoberhauptes zu bringen. Eine der wichtigsten Einrichtungen, die auf diesen Zweck gerichtet war, bestand in den Kriegskommissaren: sie waren sozusagen Deputirte des Landesherrn, die darauf zu sehen hatten, daß Fürst und Land nicht durch die Söldnerführer übervorteilt wurden. Der Große Kurfürst betont in seinen Erlassen an erster Stelle, daß ihn die regelmäßige Zahlung des Soldes auch berechtige, allen Übergriffen zu wehren. Die Offiziere mußten sich in den Quartieren von Kommissaren und Magistraten ihr Wohlverhalten bescheinigen lassen. Schrittweise wurde das Feld dem Einflusse des Landesherrn unterworfen*); freilich liefen auch in seiner Hand allein die gemeinsamen Interessen des Landes und des Heeres zusammen. Aber die Verbindung war noch keine organische: das Volk wurde als ein Ertrag gebendes Ding angesehen und sah seinerseits die Regierung als den Feind an, der sich überall, wo er könne, alles Eigentums zu bemächtigen trachte. So blieben die Interessen auch von Volk und Regierung getrennt.

Solange der Kampf gegen die Stände währte, blieb das platte Land der Herrschaft des Adels unterworfen; erst als er völlig entschieden war, konnte die Regierung an eine Heranziehung der bäuerlichen Bevölkerung in größerm Maße zur Rekrutirung der Armee denken. Mit dem unmittelbaren Nutzen, den der Bauer für den Staat gewinnt, wächst auch die staatliche Fürsorge für den Stand. Die Bauernpolitik Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II.

*) Mit zuletzt fiel die Eigenwirtschaft der Kompagnien im Jahre 1807.

Digitized by Google

hängt ganz zweifellos mit dem Militärdienst zusammen. Die Festsetzung der Frohnden und der Bestiftungszwang sind hier als die wichtigsten Maßregeln zu nennen: der Bauernhof darf nicht mehr eingezogen werden; wo ein Bauer gesessen hat, muß wieder ein Bauer hinkommen. Das Verhältnis des Bauern zum Rittergutsbesitzer war wesentlich ein Arbeitsverhältnis, der Gutsbesitzer oder Verwalter suchte seine Arbeiter der Aushebung und Werbung zu entziehen, sowohl um ihre Arbeitskraft nicht zu verlieren, als auch weil der Soldat ein unbequemes Selbstgefühl erwarb, das sich mit der Fesselung an die Scholle und den Anforderungen des Herrendienstes nicht recht vertrug; so konnte Friedrich Wilhelm I. wirklich nur „überflüssige Bauernkerls" für die Armee haben, aus diesem Grunde sorgte er wie sein Nachfolger dafür, daß die vorhandne Bauernmenge nicht vermindert, sondern wo sich nur die Gelegenheit dazu bot, vermehrt wurde.

Wie auf dem Gebiete der Armee, so schreitet auf dem gesamten staatlichen Gebiete die zentralisirende Richtung des neuen Brandenburg-Preußens mit zähester Beharrlichkeit und Folgerichtigkeit vorwärts, bis Friedrich Wilhelm I. 1723 mit der Errichtung des Generaloberfinanz-, Kriegs- und Domänendirektoriums der Organisation den Schlußstein einfügt. Der Staat hat in dem Jahrhundert von 1640 bis 1740 einen ungeheuern Fortschritt gemacht. Noch beim Tode des Großen Kurfürsten gab es gesetzlich keine stehende Armee, sondern die Truppen, die man seit 1660 nicht mehr entlassen hatte, wurde der kriegerischen Zeitläufte halber vorläufig bei einander gehalten; 1740 hinterließ Friedrich Wilhelm I. seinem Sohn 83000 Mann, mit denen dieser Österreich angriff und auch von dem vereinten Kontinent nicht niedergeworfen werden konnte.

Spät, langsam und mit vielen Rückschlägen hat der Gedanke wieder Boden gefaßt, daß die Einwohner des Staates auch seine natürlichen Verteidiger sind, daß der Staat auf ihre Kraft einen berechtigten Anspruch hat. Er mußte dazu erst im eigentlichen Sinne volkstümlich werden; bis dahin durfte die Regierung nur bescheidne Ansprüche in dieser Richtung machen. Diese nahmen ihren Ausgang von den Übelständen und Schwierigkeiten der inländischen Werbung. Statt direkter Werbungen durch die Werbeoffiziere der Truppenteile selbst werden mitunter ständische oder administrative Einheiten (die Kreise und Städte) mit Stellung von so und so viel Rekruten beauftragt; damit sich die Werber nicht gegenseitig das Geschäft verteuern und verderben, werden bestimmte Bezirke bestimmten Truppenteilen zugewiesen. Die Domänenbauern als Unterthanen des Staatsoberhauptes werden am leichtesten der Staatspflicht unterworfen; dann greift der Staat weiter: Friedrich Wilhelm I. in seiner durchgreifenden Energie scheut sich nicht, in seinem Kantonsystem den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht auszusprechen, freilich ohne ihn durchführen zu können oder zu wollen. Aber der Grundsatz



Digitized by Google

war ausgesprochen, es war doch schon ein großer Fortschritt, wenn man nur auf Grund von „Exemtion“ nicht diente. Von vornherein war der Exemtion ein großer Spielraum gelassen: wer ein Vermögen von 6000 Thalern hatte, war frei, ebenso die erste Generation von Einwandrern usw. Bestand die Armee unter Friedrich Wilhelm etwa zur Hälfte aus Inländern, zur Hälfte aus geworbnen Ausländern, so ging Friedrich der Große in den Exemtionen noch weiter. Die Regimenter sollen sehen, daß sie zu zwei Dritteln Ausländer bekommen und ihre inländischen Rekruten in den Kantons als eine allzeit gewisse Ressource ansehen. Die Städte Berlin und Potsdam, eine ganze Anzahl andrer Städte, die sechs schlesischen Gebirgskreise, die Provinzen Cleve und Ostfriesland werden völlig kantonfrei gemacht; die Söhne von Kaufleuten, Rentnern, Künstlern, Fabrikanten, königlichen Beamten und alle, die 6000 Thaler besitzen, sollen ganz frei von Aushebung und Werbung sein. Nach dem siebenjährigen Kriege galt des Königs Sorge vor allem der Hebung des Landes; der Wohlstand und die Vermehrung der Bevölkerung wurde mit allen Kräften befördert. Damit traten die materiellen Interessen überall in den Vordergrund. Sein schwacher und wohlwollender Nachfolger vermochte diesem Streben gegenüber nicht mehr die legitimen Ansprüche des Staats zur Geltung zu bringen; die Sitten wurden weichlich, die Gesinnung sentimental, die Anträge der Behörden auf Exemtion häuften sich mit jedem Jahre, wodurch sich der Geist des Heeres wie der des Volkes gleicherweise verschlechterte. Das Jahrzehnt nach dem Basler Frieden mit der damals hochgepriesenen Neutralitätspolitik bringt den Materialismus auf allen Gebieten völlig zur Blüte; kosmopolitischer Idealismus verblendet sich gegen die Pflichten, die der Staat auferlegt, kurzsichtiger pharisäischer Optimismus hält sich in dem Schutze der „unüberwindlichen“ Armee gegen jeden Unfall versichert. Diese Armee besteht zur Hälfte aus geworbnen Ausländern, dem Abschaum der Bevölkerung aus aller Herren Ländern, zur andern Hälfte aus den niedrigsten und ärmsten Volksklassen des Inlands. Die Desertion, die Geißel aller Söldnerheere, ist ihre Hauptkalamität in Krieg und Frieden; furchtbar strenge Strafen sind nicht zu entbehren. Bei zwanzigjähriger Dienstzeit ist der Soldat doch kaum zwei Jahre bei der Fahne.

Mit dieser Armee, deren Einrichtungen durchweg Versteinerungen waren, trat man den Franzosen unter Napoleon gegenüber, und es erfolgte die Katastrophe. In Frankreich hatte bei der großen Staatsumwälzung das souveräne Volk die Regierung übernommen, folglich mußte es auch selber Krieg führen. Nun war freilich diese Einheit von Regierung und Volk nur eine geheuchelte, dennoch erwies sie sich selbst in dieser Form so stark, daß sie persönliche und finanzielle Opfer auferlegen konnte, die auch der mächtigste absolute Monarch nicht hätte zu fordern wagen können. Das war der Kernpunkt, worin Preußen die Franzosen nachzuahmen, womöglich zu übertreffen suchen mußte. Staat und Volk mußten eins werden, in jedem Einzelnen mußte das

Digitized by Google

Staatsgefühl so lebendig werden, daß er Gut und Blut für den Staat einsetzte, er mußte also auch die Überzeugung gewinnen, daß dieser Staat nach Kräften für sein Wohl sorge, er mußte den ihm gebührenden Anteil an der Leitung des Staates, an der Regierung erhalten.

Stein und Scharnhorst sind darüber nicht einen Augenblick im Zweifel gewesen, es ist der Angelpunkt aller ihrer Maßregeln. Scharnhorst stellt als Hauptziel hin, „die Nation mit der Regierung aufs innigste zu vereinigen, gleichsam ein Bündnis zu schließen, das Zutrauen und Liebe zur Verfassung erzeugt und der Nation ihre Unabhängigkeit wert macht." Der beste Gehilfe der Reformatoren war die siebenjährige Fremdherrschaft, deren maßlosem Druck die Regierung wie das Volk rechtlos gegenüberstand. Das Ergebnis ist die Geburt des aktiven Staatsbürgertums. Scharnhorst vertritt den Gedanken, daß jeder waffenfähige Unterthan verpflichtet sei, eine gesetzlich bestimmte Zeit im Nationalheer zu dienen, das Heer wird eine nationale Schule, während es bisher eine Ablagerungsstätte für die „Vagabunden, Trunkenbolde, Diebe, Taugenichtse und andre Verbrecher aus ganz Deutschland, die die Nation verderben, die Armee dem Bürger verhaßt und verächtlich machen und, sobald sie marschirt, weglaufen," gewesen war. Natürlich muß darnach alles im Heere von Grund aus geändert werden. Damit war die allgemeine Wehrpflicht proklamirt; ihrer Einführung stand bis zum Ausbruch des Krieges die Beschränkung der Armee auf 42000 Mann, die Armut des Staates, die Anwesenheit des argwöhnischen Feindes im Lande und die Abneigung der gebildeten Klassen entgegen.*) Erst am 9. Februar 1813 wird Ernst damit gemacht, indem alle Exemtionen aufgehoben wurden. Bei dem Erlaß der Landwehrordnung 1813 ist die Aufstellung der Landwehrtruppenteile zunächst im Sinne von Ersatzbataillonen (Schwamm) gedacht; aus ihnen sind fertige Neuformationen auszuscheiden, wie auch der Ersatz des Heeres zu leisten, während sie sich aus dem Lande immer wieder zu ergänzen haben.

Im Rahmen dieser Skizze kann auf die Reorganisation von 1807 bis 1813 nicht näher eingegangen werden, nur ein in den meisten Arbeiten zu wenig gewürdigter Punkt soll noch hervorgehoben werden. Es wird immer eine Hauptschwierigkeit aller Heereseinrichtungen sein, die Teilnahme und das Interesse des wohlhabenden Bürgerstandes lebendig zu erhalten. Eine dauernd auf Vermehrung des Erworbnen gerichtete Gesinnung befördert den Egoismus, den Materialismus; der Genuß des Erworbnen stärkt den Hang der menschlichen Natur zu Ruhe und Wohlleben. Überall ist der liberalismus vulgaris bereit, auf seine Rechte zu pochen, während er von öffentlichen Pflichten möglichst wenig wissen will. Ihm gegenüber fordert der Staats- und Heeres-

*) Selbst Besorgnis vor einer Revolution ist von den preußischen Franzosenfreunden den Volksbewaffnungsplänen entgegengesetzt worden, wie denn Scharnhorst und seine Freunde häufig von Höflingen und „Ordnungsmännern" Jakobiner genannt wurden.

Digitized by Google

dienst gewissenhafteste Pflichttreue und Idealismus. Ganz besonders groß waren natürlich gerade in dem Preußen von 1807 die Schwierigkeiten der ersten Eingliederung des wohlhabenden Bürgerstandes in das Heer; in wahrhaft genialer Weise wurden sie 1813 durch die Errichtung der freiwilligen Jägerdetachements bei den Linienregimentern gelöst. Ganze Truppenteile aus den Jägern zu bilden ging nicht an, da man sie nicht der Vernichtung durch den Feind aussetzen durfte; in die Linie einstellen durfte man sie bei den damaligen Verhältnissen ebenfalls noch nicht. Wir können die Bedeutung und die Schwierigkeiten der Sache nicht besser zeigen, als mit den Worten Boyens: „Fast alles, was zum gebildeten oder wohlhabenden Bürgerstande gehörte, war durch eine Reihe von Jahren und Exemtionen der Verteidigung des Vaterlandes entfremdet. Ohne ein allgemeines Aufbieten aller geistigen und physischen Nationalkräfte war aber an einen glücklichen Krieg 1813 nicht zu denken. Nicht bloß, weil es dann wirklich der Kopfzahl nach an Menschen gefehlt hätte, sondern auch und hauptsächlich, weil nur durch den Zutritt und die richtige Verteilung frischer geistiger Elemente sich eine dem Gegner überlegne Gefechtskraft bilden konnte. Die Ausführung dieser Aufgabe war aber damals nicht leicht; wenn auch Seine Majestät durch die im Jahre 1808 gegebnen Kriegsartikel den eigentlichen Grund zu einer bessern und höher gestellten Landesverteidigung gelegt hatte, so waren deswegen doch nicht die ältern Vorurteile gegen das Leben im Heere bei allen Ständen und Familien verwischt. Man mußte, wenn man die gebildete Jugend zu den Waffen rief, den etwa besorgten Eltern die Aussicht zeigen, daß die Berührung ihrer Söhne mit dem damaligen Heere nur bedingungsweise stattfinden würde, man mußte den jungen Leuten, die der Mehrzahl nach von dem heimatlichen Herde eher Vorurteile als besondre Kriegsgeschicklichkeit mitbrachten, eine solche Stellung zu geben suchen, daß sie nicht wegen dieser Unvollkommenheiten von den ihnen physisch überlegnen ältern Kriegern entmutigt und doch in ihrem eignen, ihnen gegebnen Kreise das Ehrgefühl und mit ihm die Gefechtskraft bis zu dem höchsten Punkt gesteigert wurde. Man mußte endlich diesen gebildeten jungen Leuten die Gelegenheit geben, sich durch eigne Erfahrung so schnell als möglich zu Offizieren zu bilden, weil nur dadurch der zu erwartende große Abgang von Anführern im Laufe des Krieges gedeckt werden konnte."

Man sieht, der geniale Nothehelf der Jägerdetachements, der ebenfalls dem Kopfe Scharnhorsts entsprungen ist, steht genau an der Stelle, die heute in der deutschen Heerordnung die Einrichtung der Einjährig-Freiwilligen und der Reserveoffiziere einnimmt, die eine wie die andre der beiden Anordnungen haben sich glücklicherweise eine große Volkstümlichkeit erworben. Bei allen Ausstellungen im einzelnen haben sie eins der festesten Bänder zwischen den bürgerlichen Neigungen und Interessen und den kriegerischen Einrichtungen gebildet.

Digitized by Google

Die allgemeine Wehrpflicht hatte die Beseitigung der Privilegien wie die grundsätzliche Befreiung des Bauernstandes zur natürlichen Folge; völlig vereint traten Volk und Regierung in den Kampf für die Befreiung des Vaterlands. Leider war der Gegensatz aber noch nicht auf die Dauer beseitigt, wieder gewann die Ansicht von der besondern Erleuchtung der Regierenden und dem beschränkten Unterthanenverstande die Oberhand. Ein Jahrzehnt nach dem Kriege waren Deutschlands Regierungen nach innen unfruchtbar und despotisch, nach außen abhängig und wehrlos. Ein geistvoller preußischer Soldat und Staatsmann urteilt gegen Ende der dreißiger Jahre über die innere Politik: „Es wird vielleicht noch lange dauern, bis die Regierungen dahin kommen werden, statt sich vor dem geistigen Entwicklungsgange ihrer Völker zu fürchten, die Erhebung und Stärkung des Nationalgeistes als eine ihrer ersten Pflichten anzusehen. Nur dann, wenn der Volkswille entweder aus Mangel höherer Leitung oder gewaltsam niedergedrückt, sich selbst die Bahn bricht, kann er zerstörend wirken, geht die Regierung aber, so wie Friedrich that, beharrlich auf der Bahn des Lichtes voran, dann findet sie im Gegenteil in der geistigen Entwicklung ihres Volks ihre stärkste Stütze und einen Anker, der sie durch die Bande der Dankbarkeit aus dem stärksten Schiffbruch rettet." Die tiefe Unzufriedenheit, zunächst durch das Vertrauen zur Gerechtigkeit und Pflichttreue des Königs und die Liebe zu seiner Person zurückgehalten, brach sich 1848 Bahn: es war „der große Anmeldetermin für alle lang gehegten Wünsche und Beschwerden des deutschen Volkes," wie es ein bedeutender Nationalökonom treffend bezeichnet hat.

Wir haben den Faden der Entwicklung damit bis zu einer Zeit verfolgt, die wir noch erlebt haben, oder unter deren unmittelbaren Nachwirkungen wir noch heute leben. König Wilhelm trat in Preußen die Regierung an; in richtiger Auffassung der äußern Verhältnisse setzt er mit dem vollen Bewußtsein der übernommnen Verantwortung seine Krone an die Sicherung der Größe und der Zukunft seines Volks gegen die in doktrinäre Theorien verrannten Abgeordneten. Die Anpassung der Heereseinrichtungen an die Anforderungen der äußern Lage gelingt, und der größte Staatsmann des Jahrhunderts setzt nach drei siegreichen Kriegen Deutschland in den Sattel und spricht zuversichtlich: „Reiten wird es schon können."

Nachdem diese Heroenzeit vergangen ist, haben wir Anlaß zu der Frage: Kann Deutschland wirklich reiten? War Bismarcks Zuversicht gerechtfertigt? Wohl haben wir unsre bewährte Heeresorganisation auf ganz Deutschland ausgedehnt, wohl bemühen wir uns, immer wieder den raschen Bevölkerungszuwachs ihr zahlenmäßig einzufügen, wohl halten wir uns in Bezug auf Waffentechnik auf der Höhe der Zeit. Anders steht es aber, wenn wir nach dem Geiste des Heeres fragen, der ja kein andrer ist und sein kann als der Geist des Volks. Ein herrlicher und gewaltiger Geist ist es gewesen, der 1813 und 1870 zu jedem

Digitized by Google

Opfer bereit unsre Schlachten geschlagen, unsre Siege gewonnen hat. Brauchen wir diesen Geist, den Geist williger Unterordnung, freudiger Hingebung und Aufopferung in der Zukunft nicht mehr? Können wir ihn ersetzen durch die Massen der Streiter, durch die vollendeten Kriegsmaschinen? Nein, und abermals nein! Mehr als zu irgend einer andern Zeit hängt die Entscheidung der Schlachten von dem Geiste ab, der das Heer beseelt. Schon auf weite Entfernung vom Feinde müssen sich die Massen zerlegen, die geschlossenen Reihen lösen; nur im bedeckten Gelände gelingt es den Schützenmassen, an den rasch in seiner Stellung verschanzten Feind hinanzukommen, und auch dann nur, wenn ihnen der innere Drang innewohnt, zu siegen oder zu sterben. Wir fechten nicht mehr Arm an Arm, wir fechten Herz an Herz, ohne mechanischen Zusammenhang, oft ohne Aufsicht und Kommando. So sind die Antriebe, die das Herz bewegen, die Hauptmittel des Sieges; weniger als jemals werden kleine, aber tüchtige Berufsheere noch in den künftigen Völkerkämpfen eine Rolle spielen können. Unter diesen Verhältnissen müssen wir es als ein großes Unglück beklagen, wenn ein bedeutender Teil des Volks grollend beiseite steht, wenn von einer „innigen Vereinigung der Nation mit der Regierung, von Zutrauen und Liebe“ in der Gegenwart so wenig die Rede ist. So sind wir auch von dieser Seite her an die „soziale Frage“ gelangt.

Wir gestehen, wir fürchten keinen „Umsturz,“ mit einer Revolution hat es bei uns gute Wege. Ist ihr Gelingen höchst unwahrscheinlich, so wolle uns doch Gott in Gnaden auch vor den Folgen eines Sieges über die Revolution bewahren. Damit, daß in dieser Beziehung nichts zu fürchten ist, ist uns aber nicht gedient. Was wir brauchen, das ist der gute Wille der Massen, ihr positives freudiges Mitthun. Wer sagt es, woran es liegt, daß wir nicht mehr unbedingt darauf zählen dürfen? Theorien werden von beiden Seiten zur Begründung und Stützung der Interessen angeführt und weitergesponnen, Beschuldigungen des Gegners von beiden Seiten erhoben. Immer und immer wieder hören wir von der Vaterlandslosigkeit der Sozialdemokratie, und doch reiht man die Sozialdemokraten in das Heer und erwartet, daß sie sich für das Vaterland totschießen lassen. Mehr als sein Leben hat weder der Ärmste noch der Höchste des Volks einzusetzen; wie kann der Staat dies Opfer fordern, wenn nicht der Ärmste wie der Höchste sein Wohl von diesem Staate nach Möglichkeit wahrgenommen glaubt? Vielleicht lohnt es sich, einmal einen andern Weg zu versuchen, an Stelle der bloßen Negation Positives dem Positiven entgegenzusetzen. Daß man sich über die Theorien und die Endziele einigt, ist ja höchst unwahrscheinlich; über Endziele zu hadern ist aber doch auch ein überaus unpolitisches Verfahren. Wann hätte bei innerpolitischen Kämpfen ein solcher Streit jemals Erfolge aufzuweisen gehabt? Bei den Religionskämpfen, bei den ständischen Auseinandersetzungen, bei den konstitutionell-liberalen Bestrebungen, überall hat er sich als unfruchtbar erwiesen. Man hat ihn stets aufgegeben und damit

Digitized by Google

geendet, sich über die nächsten praktischen Schritte zu verständigen und die Art zu suchen, wie man in Frieden und womöglich in Freundschaft mit einander weiter leben könne. Die Ausführung des heute Notwendigen ist die beste Schule für die Erkennung des künftig Erwünschten; in gemeinsamer praktischer Arbeit an der Besserung anerkannter Übelstände berichtigen sich erfahrungsmäßig die Anschauungen über das Erreichbare, jeder lernt an den guten Willen auch des politischen Gegners glauben und die gemeinsamen, verbindenden Interessen aufsuchen. Alle einsichtigen Männer hegen den dringenden Wunsch, die trennende Kluft im Volke friedlich zu überbrücken und allmählich auszufüllen.

Viele Anzeichen der letzten Zeit sprechen dafür, daß in der deutschen Arbeiterschaft eine große Zahl die dargebotne Hand willig ergreifen würde. Das Volk hat bisher noch immer ein ihm von der Regierung erwiesenes Vertrauen von Herzen erwidert. Eine Gruppe doktrinärer Fanatiker wird immer übrig bleiben, sie finden sich in allen Parteien; schlimm ist es, wenn es ihnen gelingt, die Herrschaft an sich zu bringen, mögen sie nun Philipp und Alba, Ferdinand, Robespierre und St. Just oder Bebel und Liebknecht heißen. Unsre gebildeten Schichten nehmen für sich einen schrankenlosen Subjektivismus in Anspruch, mit welchem Recht will man die gleiche Auffassung den Arbeitern versagen?

Es zeigt sich darin nur die alte Wahrheit, daß jede günstig gestellte Klasse der Gesellschaft geneigt ist, ihre vorteilhafte Lage durch Abschluß nach unten zu erhalten, während sie sich zu weiterm Aufsteigen nach oben in jeder Weise für befähigt hält. Daß sich eine Klasse freiwillig nach oben abgeschlossen hätte, davon giebt es wohl kein Beispiel, während die Versuche eines Abschlusses nach unten überaus zahlreich sind. Gewinnen solche sehr erklärlichen Regungen Erfolg, so kommt es mit der Zeit notwendig zu einem Kastenwesen; jedes Kastenwesen ist aber nationale Erstarrung — Tod statt Leben, denn es verlangt den Verzicht der untern Schichten und läßt in den obern die sittlichen Kräfte absterben, da sie ihrer nicht mehr bedürfen. Ist aber das Aufsteigen immer neuer Lebenskräfte aus den untern Schichten Lebensbedingung für ein Volk, so muß eine gute Staatseinrichtung dem Talent und der Tüchtigkeit die Möglichkeit geben, sich in den ihnen entsprechenden Stellen zu bethätigen, sich an diese Stelle hinanzuarbeiten. Nur so bleiben die obern Schichten dauernd gesund. Es ist mithin nicht zu verwerfen, wenn die untern Schichten nicht entsagen, sondern ein erfreuliches Zeichen von der Kraft des Volks und ein sicheres Anzeichen, daß dieses Volk noch eine Zukunft, d. h. die Kraft einer Erneuerung aus sich selbst hat. Daß solche Bestrebungen einige Unbequemlichkeiten für die obern Klassen haben, soll damit nicht geleugnet werden.

Die große Aufgabe des kommenden Geschlechts ist es, dem berechtigten Subjektivismus die notwendige Ergänzung in der ihm entsprechenden Form

Digitized by Google

der Autorität zu finden. Daß die alten Formen ſchon vielfach unhaltbar geworden ſind, iſt klar. Auf einem der wichtigſten Gebiete, dem des Rechts, haben die Grenzboten den rechten Weg ſchon mehrfach gewieſen. Hier wie auf zahlreichen andern Gebieten kommt es zunächſt weniger darauf an, das Allerbeſte und völlig Einwandfreie zu finden, als vielmehr darauf, ſich in der als richtig erkannten Richtung überhaupt zu bewegen, dann kommt man auch vorwärts. Alle großen Reformen haben ſich aus der Befriedigung augenblicklicher Bedürfniſſe oder aus der Abſtellung von Übelſtänden ergeben.

Die deutſche Arbeiterſchaft aber möge beherzigen, daß ſie die politiſchen Kinderſchuhe erſt ausgetreten haben und zu ernſten Verhandlungen fähig ſein wird, wenn ſie von ihren Führern unbedingt verlangt, daß ſie ſich auf den Boden des nationalen Staates und der organiſchen Reform auf geſetzlichem Wege ſtellen. Nur auf dieſer Grundlage giebt es überhaupt Verhandlungen. Darin liegt, daß ſie auch die Opfer zu bringen bereit ſind, die für die Machtentfaltung des Reichs, für unſre Wehrhaftigkeit nötig ſind. Nur mit ſolchen Parteien kann die Regierung paktiren. Zeigen ſie ſich hierin weiter politiſch unreif, ſo muß ſich die Regierung an die ſtaatsklügern und deshalb wichtigern Parteien halten. Auch die Arbeiterſchaft muß durch Maßhalten und Unterordnung unter die Intereſſen der Geſamtheit ſelber an ihrem Glück mit ſchmieden helfen.

# Eine Geſchichte von Florenz

(Schluß)

Die Zeit, wo Florenz für die neuere Kultur dasſelbe geweſen iſt wie Athen für die alte, kennen wir genau genug aus ſeinen litterariſchen und Kunſtdenkmälern und aus neuern Geſchichten und Monographien, ſodaß der zweite Band Davidſohns nicht viel neues bringen dürfte. Der vorliegende erſte aber leiſtet uns den Dienſt, daß er uns zeigt, wie jenes Große geworden iſt. Nicht daß damit das Schöpfungswunder enthüllt wäre, aber wir können aus dem ungemein reichen Urkundenmaterial aus der bisher für völlig dunkel und unerforſchbar gehaltenen ältern Geſchichte der Stadt ungefähr ſchließen, unter welchen Bedingungen ein ſolches Schöpfungswunder vor ſich gehen kann.

Und da ſcheint nun zunächſt Barbarei nicht bloß Vorſtufe, ſondern die erſte Bedingung für das Entſtehen höherer Kultur zu ſein. Georg Hanſen

Digitized by Google

hat in seinem Buche: Die drei Bevölkerungsstufen gelegentlich bemerkt, Dichten sei Sprache schaffen; nachdem eine Sprache fertig sei, könne in ihr kein großer Dichter mehr erstehen. Wer erinnerte sich dabei nicht daran, was Schiller von den Epigonen gesagt hat: sie bildeten sich nur ein, daß sie dichteten, die Sprache thue es für sie? In der That sind alle Dichter ersten Ranges die Schöpfer der Sprache gewesen, deren sie sich bedienten; was nach ihnen kam, war Nachahmung, Wiederholung, Variation, dann entweder Verfall und Auflösung oder Erstarrung und Chinesentum. Und das dürfte doch wohl Lebensgesetz für alle Gebiete menschlicher Thätigkeit sein. Höchste menschliche Kultur ist ein gottähnliches Schaffen; wo schon alles geschaffen ist, da giebt es nichts mehr zu schaffen. Wo alles in einer abgezirkelten Ordnung verläuft, da sind die Menschen keine vollen Menschen mehr, sondern nur noch Automaten oder beseelte Puppen; daher keine Wiedergeburt alternder Kulturen ohne Umsturz! Der Umsturz der antiken Staats- und Gesellschaftsordnung ließ nun an Gründlichkeit und die daraus entstehende Barbarei an Wildheit nichts zu wünschen übrig; namentlich die Langobarden werden als geradezu fürchterlich geschildert. In solchen Zuständen dürfte sich die Florentia des siebenten und achten Jahrhunderts*) von den Errungenschaften der alten Kultur ungefähr so viel bewahrt haben, wie von klaren historischen Erinnerungen an die römische Zeit, nämlich nichts; nur die Laster der Hefe des kaiserlichen Roms hatte es mit dem übrigen Italien geerbt. Unzählige Schriftwerke des Mittelalters geben davon Zeugnis, unter denen des Peter Damian Liber Gomorrhianus das bekannteste ist. Den Lastern der Überkultur gesellte sich die wilde Grausamkeit der Unkultur zu; die ältere Geschichte des mittelalterlichen Italiens ist voll von Greuelthaten, die die kämpfenden Parteien an einander verübten. Hat doch dem wahrhaftig nicht weichmütigen Otto von Freising der Anblick der Gefangnen, die in den scheußlichen Kerkern tuscischer Städte schmachteten, Thränen ausgepreßt.**) Und die Art und Weise, wie sich die Kaiser auf ihren Römer-

*) Die erste Florentia ist um 200 v. Chr. gegründet und auf Sullas Befehl im Jahre 82 zerstört worden. Um das Jahr 59 wurde auf Grund der Ackergesetze Cäsars die zweite gebaut, nicht ganz auf derselben Stelle. Das heutige Florenz bedeckt mit seinen neuesten Straßenzügen auch wieder den Platz, wo die älteste Stadt gestanden hat.

**) Man war absichtlich grausam gegen die Gefangnen, um ein hohes Lösegeld zu erpressen oder günstige Friedensbedingungen zu erlangen. Kindern jedoch, die als Geiseln mitgenommen wurden, ließ man liebreiche Pflege angedeihen. Grausamkeit gegen Kinder ist etwas so unnatürliches, daß sie auch bei den wildesten Völkern selten vorkommt, und daß es dem industriellen Zeitalter vorbehalten geblieben ist, die Empfindung dafür abzustumpfen. Im 29. Kapitel des 7. Buches berichtet Thukydides, daß die Thraker in Mykalessos sogar die in der Schule versammelten Kinder niedergemetzelt hätten; er erachtet es dabei für notwendig, hervorzuheben, daß die Thraker, wo sie es wagen dürften, mordlustiger als die schlimmsten Barbaren seien, und er nennt dieses Unglück das entsetzlichste von allen Unglücksfällen, die die Stadt betroffen hätten, und das am wenigsten habe erwartet werden können.



Digitized by Google

zügen „Ordnung“ zu stiften bemühten, war wenig geeignet, die wilden Sitten zu mildern; so ließ z. B. Kaiser Lothar, dessen Heer in der Nähe von Florenz von den Landleuten mit Steinen beworfen wurde, den ergriffnen die Nasen abschneiden und sie sonst noch am Leibe strafen. Von der Armut endlich, worein die Bevölkerung versunken war, giebt das Inventar eines mit großen Ländereien, siebzehn Stück Vieh und vier Hörigen ausgestatteten Landgutes einen Begriff; an Hausrat fanden sich darin vor ein Kochkessel und die Kette, womit er übers Feuer gehängt wurde, sonst nichts. Freilich war das in der Zeit der Magyareneinfälle. Ungefähr so mag es in Griechenland ausgesehen haben zu der Zeit, wo Herkules und die übrigen Helden der Sage das Land von Unholden befreiten.

Was diese zweite Barbarei, oder wenn wir das griechische Heroenzeitalter mit Rücksicht auf die vorangegangne orientalische Kulturentwicklung die zweite nennen, diese dritte Barbarei von jeder frühern unterschied, das war die Mitwirkung der Kirche bei ihrer Überwindung. In Italien haben wir sie uns anders zu denken als im germanischen Norden, wo eine Zeit lang Klöster die einzigen Kulturwerkstätten waren. In Italien hatte man die Werkstätten, d. h. die Städte, vom römischen Reiche fertig geerbt, und die Lage von Florenz in einer fruchtbaren,*) von anmutigen Hügeln umgebnen Ebne an einem schiffbaren Strome, nicht gar weit vom Meere, ist ohne Zweifel eine der Bedingungen der spätern Blüte der Stadt gewesen, die ja schon gleich bei ihrem Ursprung, wahrscheinlich in der Vorahnung eines von der günstigen Lage zu hoffenden Gedeihens, die „blühende“ genannt worden war. Hier konnten also die Geistlichen als Kulturschöpfer nicht in dem Maße überwiegen, wie in Deutschland und in England. Die Kirche trug in Italien, namentlich in Tuscien, von vornherein den Charakter einer geistlich-weltlichen Anstalt, die vom Bürgertum weit mehr als Mittel für allerlei Zwecke benutzt wurde, als daß sie über dieses hätte herrschen und es entweder für ein höheres Leben erziehen oder niedern hierarchischen Bestrebungen dienstbar machen können. Von einem Einfluß der Geistlichen auf die Besserung der Sitten ist so wenig etwas zu spüren, daß sie vielmehr den Laien immer in allem Schlechten um einige Schritte voraus gewesen zu sein scheinen, was leicht zu erklären ist; waren sie doch Kinder

*) Freilich nicht von Natur besonders fruchtbar. „Der Garten Italiens, schreibt Davidsohn, dankt, was er ist, nicht sowohl einer verschwenderischen Laune der Natur, als der harten, an jeglichem Tage Erneuerung heischenden Arbeit vieler auf einander folgenden Geschlechter. Der Boden ist an zahlreichen Stellen steinig, an andern zu lehmig; die Temperatur ist sehr starken Schwankungen ausgesetzt, und wenn in der That die Florentiner Landschaft in ihrer Anmut und lachenden Fülle wie selten eine den Blick des Beschauers erfreut, so ist es vor allem unendliche Mühe der Menschen gewesen, die auf den Höhen die langsam wachsende Olive großzog, sumpfigen Boden in Weingärten oder Fruchtfelder verwandelte und jeden Fußbreit Boden nutzbar zu machen verstand.“

Digitized by Google

ihres Volkes, die höhern unter ihnen Söhne von Feudalherren, die niedern Bürgers- und Bauerssöhne, in den Anschauungen ihrer Verwandtschaft aufgewachsen und durch ihre geistliche Stellung einerseits vor Mangel geschützt, also der Arbeit um den Lebensunterhalt überhoben, andrerseits durch Privilegien vor Anklagen gesichert, was beides die Laster weit mehr begünstigte als die Tugenden. So kam es, daß Florenz trotz des Christentums erst am Ausgange des Mittelalters ungefähr den Grad von Humanität erreichte, dessen sich Athen zur Zeit des Perikles hatte rühmen dürfen, und daß es in der geschlechtlichen Sittlichkeit eher tiefer als höher gestanden hat. Nur in einem Punkte dürfte es besser gewesen sein als seine heidnische Vorgängerin, in der Mildthätigkeit gegen die Armen und in dem Mitleid mit den Unterdrückten. Vorzugsweise auf diesem Gebiete wurden die Gewissen von den bessern Lehrern des Christentums von Zeit zu Zeit aufgerüttelt und mit Wundergeschichten geschreckt. Ein Graf Hubert, um ein Beispiel anzuführen, hatte einer armen Witwe ein Schwein gestohlen und ließ es braten. Die Beraubte flehte die Gräfin an, ihr wenigstens von dem Braten ein Stückchen zu schenken, allein „die hochmütige Matrone" wies die arme Frau mit harten Worten ab. Nachdem sie den Braten verspeist hatte, setzte sie sich, um zu verdauen, auf den Burgwall und wurde da durch einen Felsensturz zerschmettert. Ein Bernardinus, Herr von Anghiari, beschloß 1104 auf dem Krankenlager, in Zukunft die „überflüssigen Plünderungen zu unterlassen," die seine Verwalter und Diener gegen die Armen zu verüben pflegten; und um sie desto gründlicher zu verhindern, schenkte er „zum Heil seiner Seele" einen Teil seiner Besitzungen dem Kloster Camaldoli und allen seinen Hörigen die Freiheit; den Masnadieri (das waren die zum Waffendienst verpflichteten Leute des Burgherrn) von Anghiari gab er ein Drittel der Ländereien, die sie bisher inne gehabt hatten, zu eigen. Diese befreiten Hörigen bildeten eine Gemeinde und wählten sich Konsuln; 1163 hat Rainald von Köln diese Kommune nicht allein anerkannt, sondern für reichsunmittelbar erklärt. Hier finden wir also den christlichen Glauben als eine politisch befreiende und die Gemeindebildung, das freie Verfassungsleben ermöglichende Kraft wirksam.

Das war nun freilich auf dem Lande, die Städte bedurften der religiösen Anregung nicht; bei ihnen wirkten der Selbsterhaltungstrieb, die Habsucht und der an den Erfolgen erstarkende Ehrgeiz zusammen, Freiheitsliebe und politisches Leben zu erzeugen und ihnen die Freiheit wirklich zu verschaffen. Einen Verheerungszug nach dem andern hatten die italienischen Städte über sich ergehen lassen müssen; sie hatten geblutet, sie waren unzähligemal ihrer in mühseliger Arbeit geschaffnen Habe beraubt worden, aber sie waren geblieben, ihre Mauern standen noch, während die Räubervölker der Reihe nach untergegangen waren und ein Königsgeschlecht das andre verdrängt hatte. Zur Zeit der Ungarneinfälle waren die Städte schon die Zuflucht der Landbevölkerung, viel wichtiger

Digitized by Google

als die Burgen, die demselben Zwecke dienten, aber doch einerseits weniger Raum und Sicherheit boten, andrerseits selbst nur zu oft Räubernester waren. „Auf sich selbst gestellt, hatten die Bürger es gelernt, in der herrschaftslosen Zeit, oder wenn der Hader um die Krone jeden Schutz vereitelte, den Feinden von den Mauern her zu wehren und die nächste Umgebung so gut zu verteidigen, als es gehen mochte. Ihr Selbstvertrauen mußte dadurch wachsen, ihre Kraft reifen; sie erlangten durch die thatsächlichen Verhältnisse über das offne Land ein Übergewicht, das sich allmählich zu einer Schutzgewalt steigerte und in einem Steuerrecht als Entgelt für die gewährte Zuflucht seinen Ausdruck fand. Der Bürgersinn erstarkte, weil an den alten Römermauern jene Hochflut von Verwüstung und Plünderung brandete, die das offne Land überschwemmte. Damals ertönte in Modena und wohl in vielen andern Städten der lateinische Gesang:

Du tapfre Jugend, kühne Kriegesmacht,
Laß deine Lieder klingen durch die Nacht!
Ihr haltet auf den Mauern treue Wacht,
Daß ihr des Feindes List zu Schanden macht.
Und von den Mauern tönt es: eia, wacht!
Das Echo hallt es wieder: eia, wacht!“

So wirkten in Italien die geringere Ausdehnung des Landes, die dichtere Zusammendrängung der Menschen, die aus der Römerzeit erhaltenen Stadtmauern und die häufigern Barbareneinfälle samt den sich daran schließenden räuberischen Überfällen von Burgherren oder eifersüchtigen Nachbarstädten zusammen, ein weit regeres Gemeindeleben zu schaffen als im Norden, in Deutschland. Auf dem Dorfe wie in der Stadt fühlte sich die Bürgerschaft in Leid und Freud, in Not und Gefahr wie im Glück und bei Erfolgen solidarisch; bei Verträgen schworen oder unterzeichneten alle Gemeindegenossen, alle „Nachbarn,“ wie sie sich oft nannten; erst als die Gemeinden zu vielköpfig wurden, ließen sie sich von einem Ausschuß, den boni homines, vertreten. Unter der Ulme vor der Pfarrkirche hielten sie ihre Versammlungen ab, zuweilen auch in der Kirche selbst, die als Rathaus diente. Alle kirchlichen Einrichtungen wurden dem Gemeindeleben dienstbar gemacht. Die Abteien waren Vermögensanlagen reicher Familien; der Bischof übte Grafenrechte, aber bald war er nur noch Werkzeug der Gemeinde, die sich durch ihn der Grafenrechte bemächtigte. Fiel dem Bistum eine Erbschaft zu, so erbte in Wirklichkeit die Stadt. Die Vicedomini, die das Bistumsvermögen verwalteten, waren städtische Beamte, der Bischof selbst wurde, wenn nicht vom Volke, so doch unter dessen Mitwirkung gewählt, und die Florentiner waren einmal nahe daran, ihre Stadt anzuzünden, um sich nicht einen Bischof gefallen zu lassen, den man ihnen aufdrängen wollte. Die Pfarreien waren politische Verwaltungsbezirke, und wenn die Bürger (namentlich ist das bei den Florentinern nachzuweisen) in den kirch-

Digitized by Google

lichen Streitigkeiten Partei ergriffen, so geschah es mit kluger Berechnung des Vorteils ihrer Stadt. Die Florentiner waren manchmal ketzerisch, manchmal von orthodoxem Eifer erfüllt; aber mochte die religiöse Begeisterung, die sie zeitweise ergriff, auch noch so ehrlich sein, der unfehlbare Instinkt des Gemeindeegoismus sorgte dafür, daß sie sich nie für die falsche Seite begeisterten. In der großen Reformbewegung des elften und zwölften Jahrhunderts stand das gemeine Volk, wie fast überall in Mittel- und Oberitalien, auf der Seite der Reformatoren.*) Die zahlreichen Niederlassungen der die Reform betreibenden Vallombrosaner waren ebenso viele Vorposten der Gemeinde von Florenz und Stützen ihres Einflusses. Ihren Vorteil geltend zu machen, ließen sie sich niemals durch religiöse Bedenken abhalten; mehr als einmal wurden sie vom Papste mit dem Interdikt bestraft, sie ertrugen es mit größerer Gelassenheit, als es heutige sogenannte Freigeister ertragen würden, die ein Mordgeschrei erheben, wenn beim Begräbnis eines ihrer Gesinnungsgenossen das Glockengeläute verweigert wird; ihnen war so etwas gleichgiltig. Einer ihrer Bischöfe, Rainer, versetzte die Welt durch die Behauptung in Aufregung, der Antichrist sei schon geboren. Papst Paschalis II. hielt in Florenz ein Konzil ab, um diese schwierige Frage zu entscheiden, und es war vorauszusehen, daß Rainer verurteilt werden und seine Ketzerei mit Absetzung büßen würde. Den Florentinern lag nun zwar nichts am Weltuntergange, aber sie wollten ihren Bischof, der bloß schrullenhaft und im übrigen ein guter Mensch gewesen zu sein scheint, nicht verlieren. Das Volk wohnte den Konzilverhandlungen bei, unterbrach sie durch Tumult und zwang den Papst samt seinen Konzilvätern, unverrichteter Sache abzuziehen.

Wie es sich für Städte, die in großer Zahl auf einem kleinen Raum bei einander liegen, von selbst versteht, sahen sich die Bürgerschaften Tusciens sehr bald zum Export ihrer überschüssigen Gewerbeerzeugnisse gedrängt. Anfangs hatte Pisa die Vorhand. Willkommnen Anlaß zu großartigem Seeraub, zu Plünderung und Eroberung von Inseln im Mittelmeere boten ihnen die Kreuzzüge; nicht weniger als tausend Pisaner Geschäftsleute lebten um 1160 in Konstantinopel. Der Sieg der Florentiner über diese Nebenbuhler fällt in eine viel spätere Zeit; dennoch war auch ihr Handel schon im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts so bedeutend, daß Innocenz III. sicher sein durfte, sie an der empfindlichsten Stelle zu treffen, wenn er in seinen wiederholten Konflikten mit ihnen sein möglichstes that, ihren Handel zu schädigen; einmal drohte er, er werde in alle Lande einen Aufruf senden, die Florentiner Kaufleute zu fangen und ihnen ihre Waren wegzunehmen. Hundertdreißig Jahre früher hatte sie Heinrich IV. für ihre Papstfreundlichkeit damit gestraft, daß er ihnen

*) Wie unabweisbar notwendig diese Kirchenreform in sozialer und politischer Beziehung war, wird durch das von Davidsohn beigebrachte Material noch klarer.

Digitized by Google

die Märkte von Borgo San Donnino und Parma verschloß, für die er den Lucchesen, ihren Konkurrenten, ein Privilegium gewährte. Sobald der Handel einige Bedeutung erlangte, waren die Schloßherren doppelt unbequeme Nachbarn für die Städte; deren Streben, das benachbarte Gebiet sich anzueignen, vereinigte sich mit der Notwendigkeit, dem Raubrittertum zu steuern, und stachelte sie zu einem Vernichtungskriege gegen die Grafengeschlechter. Von keiner Stadt wurde dieser Kampf planmäßiger, standhafter und folgerichtiger durchgeführt als von Florenz. Manche der Burgen und kleinen Festungen mußten monatelang belagert, und weil sie immer wieder aufgebaut wurden, wiederholt erstürmt werden, wie Monte di Croce, um das jahrzehntelang gerungen wurde. Man kann sich ungefähr vorstellen, wie es in der Blütezeit des tuscischen Rittertums ausgesehen haben mag, wenn man erfährt, daß die Firidolfi einer von ihnen gestifteten Abtei urkundlich als eine besondre Vergünstigung zusicherten, sie würden, wenn aus den benachbarten Orten Leichen zur Bestattung dahin gebracht würden, das Leichengefolge nicht überfallen und auch auf dem Rückwege keinen totschlagen. Was die Waffen der Städte begonnen hatten, vollendete das Geld; die Adlichen waren sehr bald den Bürgern tief verschuldet, und diesen wurde es umso leichter, die Verschuldeten ganz von sich abhängig zu machen, da sie aller Wucherkünste Meister und in deren Anwendung ganz gewissenlos waren; die Geistlichen wucherten fleißig mit, doch waren sie in diesem Punkte immerhin etwas bescheidner als die Laien, sie begnügten sich bei Darlehen mit einem Pfand und fünfundzwanzig Prozent. So wurden die „Magnaten,“*) einer nach dem andern, arm und klein gemacht und in die Stadt zu ziehen gezwungen. Längere Zeit hindurch setzten sie hier ihr wildes Fehdeleben fort. Sie bewehrten ihre Häuser mit Festungstürmen — ihre Zahl schätzt der Verfasser auf etwa hundert —, Sippe stand gegen Sippe, Turmgenossenschaft gegen Turmgenossenschaft. Am gefährlichsten für das Gemeinwesen wurde der Kampf, den die kaiserlich gesinnten Uberti von ihren in der Gegend des spätern Palazzo Vecchio gelegnen Türmen aus unternahmen, um den Ring der herrschenden Geschlechter, die ihr Interesse bereits an das des Volkes geknüpft hatten und seine Führer geworden waren, zu durchbrechen; ein Drittel der Stadt ging dabei in Flammen auf. Die Bürger sollen damals wiederholt darüber beraten haben, ob es nicht besser wäre, auszuwandern und

*) Nach Davidsohn bezeichnet dieser terminus technicus keineswegs, wie man bisher geglaubt hat, bloß die in die Stadt gezogenen Adelsgeschlechter, sondern alle reichen und vornehmen Bürger. Wie wir aus einem Bericht Santinis über Villaris I primi due secoli della storia di Firenze ersehen (Archivio Storico von 1895, I 136), wurde wenigstens der Ausdruck grandi noch am Ende des dreizehnten Jahrhunderts nur von den Angehörigen des alten Feudaladels gebraucht, in den sich allerdings schon einige reiche Kaufmannsgeschlechter eingeheiratet hatten; die wurden aber von den übrigen verachtet. Die Kaufleute wurden zum popolo grosso gerechnet und gehörten der Popolanenpartei an.

Digitized by Google

an einer andern Stelle eine friedlichere Stadt zu erbauen.*) Wie das Volk die wilden Gesellen später doch endlich gebändigt hat, konnte der Verfasser in dem vorliegenden Bande, der bloß bis zum Anfange des dreizehnten Jahrhunderts reicht, nicht mehr erzählen. Doch durften schon im Jahre 1193 auch die Florentiner Bürger von sich sagen, was die Pisaner 1162 zu Innocenz II. gesagt haben sollen: Wir sind weder Herren noch Knechte. (Sehr bald wurden sie, als Beherrscher des Contado, Herren.) In dem genannten Jahre nämlich waren es schon die Vorsteher der sieben Handwerkerzünfte,**) die das Statut für das nächste Jahr festsetzten. Dieses alljährliche Statut der tuscischen Städte war die vollkommenste Anpassung des Rechtszustands an den stetig wechselnden thatsächlichen, die sich denken läßt. Es ist, schreibt der Magister Buoncompagno, „die willkürliche Satzung', die aus der volkstümlichen Gewohnheit stammt; denn jede Stadt in Italien macht ihre Konstitutionen, nach denen die Podestà oder die Konsuln die Geschäfte führen und Übertretungen bestrafen, ohne Rücksicht auf irgend ein Gesetz, das dem Statut widersprechen könnte, da sie vor dem Amtsantritt beschwören, dieses in seinem vollen Umfange zu beobachten." Aus einer andern Stelle Buoncompagnos fügt Davidsohn hinzu, „daß man bei der Abfassung vor allem auf Klarheit und Gemeinverständlichkeit bedacht war, daß man verlangte, jede Bestimmung sei ihrem Wortlaut und Buchstaben nach anzuwenden, und daß man sich gegen alle Interpretationskünste und Deuteleien der Rechtskundigen verwahrte. Die Bürgerschaft in ihrem nüchternen Sinn wollte von gelehrten Finessen nichts wissen; ihr Bestreben richtete sich auf klares, allen verständliches Recht, und nach Freiheit strebend, wollte sie auch frei sein vom übergroßen Juristenscharfsinn, der, wie der Magister sich ausdrückt, ›nicht nur zweifelhafte Dinge wahr zu machen, sondern auch sichere Fälle und offenbare Vernunftgründe ins Wanken zu bringen versteht.‹" Es braucht kaum besonders gesagt zu werden, daß alle Ämter Ehrenämter waren und von Nichtfachleuten verwaltet wurden; nur die niedern Verrichtungen der Schreiber, Büttel usw. wurden von bezahlten Gemeindedienern besorgt. Bezahlt wurde allerdings auch der von auswärts berufne Podestà.

Vor einigen Jahren ist einmal in den Grenzboten dargestellt worden, mit wie wunderbarer Klarheit, Festigkeit und Folgerichtigkeit der aus unbekannten und ungenannten Bürgern bestehende Florentiner Rat dem Kaiser Heinrich VII. Widerstand geleistet und unter den verzweifeltsten Umständen an seiner nationalen

*) Davidsohn hält das allerdings für Übertreibung.

**) Es steht nicht fest, welches diese sieben ältesten Zünfte gewesen sind; der Verfasser vermutet: die Schmiede (in einem kleinen Nachbarorte erscheint 1172 ein Schmied als Konsul), Wollenweber, Kürschner, Gerber, Schneider, Schuhmacher und Steinmetzen (einschließlich der marmorarii, die schon Künstler waren). Später bildeten auch die Kaufleute, die Wechsler, die Richter und Notare je eine ars, wie die Zünfte in Italien so schön hießen, aber in der ältern Zeit wurden nur wirkliche Handwerke so benannt.

Digitized by Google

Politik feſtgehalten hat, und wie dieſe Bürger politiſch weiſer geweſen ſind als ihr mit Recht verbannter großer Mitbürger Dante.*) Dieſe politiſche Weisheit, die nichts andres iſt als ein zu wunderbarer Feinheit entwickelter Inſtinkt der Selbſterhaltung in einem ganzen Gemeinweſen, war der Stadt ſchon in den Zeiten Gregors und Mathildens eigen, wo ſie aus der Unterthänigkeit unter Kaiſer und Markgraf herausſtrebte. Alle Konjunkturen der Kämpfe zwiſchen Kaiſer und Papſt, zwiſchen Adel und Städten, zwiſchen den Städten ſelbſt wußte ſie aufs geſchickteſte auszunutzen. Nur die zunächſt gelegnen kleinern Städte wurden bis zur Vernichtung bekämpft. Fieſole ward einmal zerſtört; der fernern und mächtigern, Piſa und Lucca, ſuchte man ſich mehr mit diplomatiſchen Künſten und geſchickten Bündniſſen zu erwehren; mit Piſa war Florenz im elften und zwölften Jahrhundert meiſtens befreundet und verbündet. Dem gewaltigen Barbaroſſa und ſeinen beiden gewaltigen Kanzlern, Rainald von Köln und Chriſtian von Mainz, war die Stadt natürlich nicht gewachſen, jahrelang mußte ſie unterducken und die getreue Unterthanin ſpielen; aber ſie verlor auch in dieſer Lage ihre Ziele nicht einen Augenblick aus den Augen und ſchnellte bei jeder Verminderung des Druckes wie ein Gummiball in die Höhe. Auch einem Barbaroſſa unterwarf ſie ſich nicht, ohne Widerſtand zu verſuchen; trotzig, und dieſes erſtemal ungeſtraft, verſchloß ſie ihm auf ſeinem erſten Römerzuge die Thore. „Wenn die Künſtler ſpäterer Zeiten mit unverſieglicher Vorliebe den Knaben David meißelten, der des Geiſtes voll gegen den Rieſen kämpfte, ſo ſchufen ſie unbewußt das Bild der Vaterſtadt in den Anfängen ihrer Entwicklung, wie ſie die trotzig bewehrte Hand gegen jede Übergewalt erhob.“ Und die Art und Weiſe, wie Friedrich die italieniſchen Angelegenheiten „ordnete,“ war nicht geeignet, ſie an ihrem Streben nach munizipaler Freiheit irre zu machen. Brennende Städte beleuchteten den Weg des ſchrecklichen Kaiſers. Und nicht ſeine Truppen allein plünderten: unter ſeinem Schutz erhoben die gedemütigten Burgherren aufs neue ihre Häupter; unter dem Vorwande, dem Kaiſer die Rebellen zu unterwerfen, raubten ſie luſtig drauf los. Daß Friedrich ſeine Zeit nicht verſtanden hat und darum auch nichts dauerhaftes begründen konnte, das wird heute wohl allgemein anerkannt, nachdem der Glanz ſeiner Augenblickserfolge die Völker und die Geſchichtsſchreiber lange Zeit hindurch geblendet hatte. „Wie immer, ſchreibt Davidſohn, ging die politiſche Reaktion mit der wirtſchaftlichen Hand in Hand.“ Unter anderm ſuchte der Kaiſer die zahlreichen Güter, die aus dem Beſitz von

*) Ganz ſo urteilt a. a. O. S. 143 Santini. Dante habe einen von der Kirche unabhängigen reinen Laien- und Rechtsſtaat im Sinne gehabt, der der legitime Nachfolger des römiſchen Imperiums ſein ſollte, er habe aber überſehen, daß der Staat die Nationalität zur Grundlage haben müſſe, daß die Ausführung ſeines Planes Italien ins Mittelalter zurückgeſchleudert, und die ganze Kulturarbeit der Kommunen vernichtet haben würde; la sua idea in somma mancava di senso pratico; invece i Fiorentini erano pratici per eccellenza.

Digitized by Google

liederlichen Geistlichen und Klosterleuten in den der fleißigen Bürger übergegangen waren, diesen wieder zu entreißen und „der Kirche" zurückzuerstatten. Vergebliche Mühe! Den Stadtbürgern, nicht den Mönchen gehörte die Zukunft. Der kluge und liebenswürdige Rainald von Dassel verstand ja das kaiserliche Joch den Tusciern einigermaßen erträglich zu machen, obwohl die Stadtbürger auch unter ihm klar genug einsahen, daß die ganze Reichsregierung bloß auf Gelderpressung hinauslief und nichts leistete, nicht einmal Ruhe und Sicherheit des Lebens zu verbürgen vermochte. Sein Nachfolger aber, der grobe Christian, konnte nichts als totschlagen und brennen. Fast ganz Toskana erhob sich in Wut gegen ihn. Den Florentinern gebührt der Ruhm, seiner „Regierung" im Frühjahr 1172 ein Ende gemacht zu haben. Sie stürmten sein Kastell Colle di Val d'Elsa, führten die Besatzung gefangen nach Florenz ab und besiegten ihn dann in offner Feldschlacht. Der Druck war freilich dadurch noch nicht von Tuscien genommen; nicht lange nach ihrem Siege fanden es die Florentiner geraten, sich freiwillig der Reichsgewalt zu unterwerfen und mit ihr zu verbünden, und auch Heinrichs VI. schwere Hand bekamen sie noch zu fühlen. Aber dessen Tod bildete „für die italienischen Städte und für Florenz mehr als für die andern einen Markstein der Entwicklung; der eigentlich mittelalterliche Zeitabschnitt in dessen Geschichte ging an dem Tage zu Ende, an dem ein atemloser Bote, durchs römische Thor sprengend, die Kunde ausrief, daß der gefürchtete Sohn Barbarossas tot, ein lallendes Kind unter der Obhut einer Frau sein Erbe sei." So konnten sie von nun an, nicht eben in gemächlicher Ruhe, aber doch mit der sichern Aussicht auf Erfolg den Gipfel der Kulturhöhe vollends ersteigen. So klein die Städte, Florenz nicht ausgenommen, nach heutigen Begriffen sein mochten, sie waren schon Weltstädte. „Seit früher Zeit haftete der italienischen mittelalterlichen Welt nichts von bedrückender Enge und Kleinstädterei an; der Handel weitete den Blick, die Kriegszüge der Deutschen, Verwaltung durch Reichsbeamte, Gesandtschaften an das Reichsoberhaupt, Wallfahrten nach entlegnen Gnadenstätten, das Zuströmen von ausländischen Pilgern und Geistlichen, die nach Rom gingen, das alles schuf fortwährende Berührungen mit der Fremde."

Wenn das spätere Florenz weiter nichts hervorgebracht hätte als Industrie und Handel, tüchtige Staatsmänner, Schriften über Politik, Geschichtswerke und das moderne Wechsel- und Bankwesen, so ließe sich das aus seiner mittelalterlichen Geschichte erklären. Ein Zustand, wo jeder Einzelne beständig jeden Nerv und Muskel anspannen muß, um sich seiner Haut zu wehren, wo er aber zugleich auch die Freiheit hat, um sich zu schlagen und nicht allein sich zu behaupten, sondern emporzusteigen, eine Freiheit, die nur durch freiwillige Bindung an Geschlechtsgenossen, Nachbarn und Mitinteressenten eingeschränkt wird, ein Zustand, wo jedermann gezwungen ist, seinen Unterhalt durch Arbeit in einem Gewerbe zu verdienen, wo aber auch jeder seinen kleinen Staat mit



Digitized by Google

regiert und in unmittelbarste Wechselwirkung mit den beiden größten Gewalten der Erde, mit Papst und Kaiser tritt, ein solcher Zustand mußte, thatkräftige Menschen vorausgesetzt, auf den genannten Gebieten die höchsten Leistungen hervortreiben. Es wäre nur noch zu untersuchen, wie es kommt, daß die an Knechtschaft gewöhnte Bevölkerung des Italiens der römischen Kaiser thatkräftige Nachkommen haben konnte, ob ein gewisses Klima und eine gewisse Bodenbeschaffenheit die Thatkraft von selbst wieder erstehen lassen, wenn ein Druck, gegen den jeder Widerstand ohnmächtig war, durch äußere Umstände beseitigt ist, ob die Thatkraft unzerstörbar in der Rasse wurzelt und nach Beseitigung unüberwindlicher Hindernisse immer wieder hervortritt, ob die Beimischung von Lombarden- und Frankenblut auch bis nach Tuscien hinein reichlich genug war, in der erschlafften italienischen Bevölkerung neue Lebensgeister wach zu rufen. Aber etwas andres scheint uns schlechthin unerklärlich: wie ist es gekommen, daß die italienische Bevölkerung, namentlich eben die toskanische, in diesen wilden Zeiten, noch dazu mit wilden Nordländern gemischt, nicht wilder und härter geworden ist als die alten Römer, daß sie weit mehr dem athenischen als dem altrömischen Volke ähnelt? Wie ist es gekommen, daß sie die zartesten Blüten der Poesie erzeugt und schönheitstrunken die Welt mit den herrlichsten Kunstwerken überschüttet hat? Wie konnte Florenz die Hauptvertreterin der Humanität werden? Man wende nicht ein, daß die Florentiner ja die Vorbilder der Alten hatten, daß die italienische Kunst der Renaissance zu verdanken sei; Giotto lebte vor der Renaissance, wenn man darunter das Ausgraben alter Bildsäulen versteht, und er hat sie mit seinen Zeit- und Kunstgenossen ohne die Vorbilder der Alten geschaffen, wenn man darunter die Wiedergeburt der schönen Künste versteht.*) Und was nützen alle griechischen Bildsäulen den Türken, die sie nahe genug vor der Nase haben? Auch das Christentum mag manches erklären, obwohl die Kirche in ihren Anfängen nicht eben kunstfreundlich gewesen ist. Auf die Humanität des Lebens hat sie doch wohl zuletzt einigen Einfluß geübt, nur daß die Art und Weise, wie — in Florenz mehr als in irgend einer andern italienischen Stadt — der schöne Schein der Humanität mit schönem Sein und schönem Empfinden verschmolz oder dessen Abglanz war, wieder etwas ganz dem italienischen Volkscharakter eigentümliches ist, das die Kirche anderswo nicht zustande gebracht hat. Daß sich die Florentiner am Ausgange des Mittelalters zur wirklichen Humanität des Denkens, Empfindens und Handelns aufgeschwungen haben, dafür haben wir einen klassischen Zeugen. Luther erzählt (Walchs Ausgabe, 22. Band, S. 786): „In Italia sind die Spitale sehr wohl versehen, schön gebauet, haben gut Essen und Trinken, haben fleißige Diener und gelehrte Ärzte, die Betten

*) Damit soll selbstverständlich nicht geleugnet werden, daß die Vorbilder der Alten die italienische Kunst vielfach beeinflußt und ihre Entwicklung beschleunigt haben.

Digitized by Google

und Kleidung ſind fein rein, und die Wohnungen ſind ſchön gemahlet. Alsbald ein Kranker hinein wird gebracht, ziehet man ihm ſeine Kleider aus, im Beiſein eines Notarien, der ſie treulich verzeichnet und beſchreibet, werden wohl verwahret, und man zieht ihm einen weißen Kittel an, legt ihn in ein ſchön gemachtes Bette, reine Tücher. Bald bringt man ihm zween Ärzte, und kommen die Diener, bringen Eſſen und Trinken in reinen Gläſern, Bechern, die rühren ſie mit einem Fingerlein an. Auch kommen etliche ehrliche Matronen und Weiber, verhüllt unter dem Angeſicht, etliche Tage, dienen dem Armen als Unbekannte, daß man nicht wiſſen kann, wer ſie ſind, darnach gehen ſie wieder heim. Das habe ich alſo zu Florenz geſehen, daß die Spitale mit ſolchem Fleiße gehalten werden. Alſo werden auch die Findlinghäuſer gehalten, in welchen die Kindelein aufs beſte ernähret, aufgezogen, unterweiſet und gelehret werden, ſchmücken ſie alle in eine Kleidung und Farbe, und ihr wird aufs beſte gewartet." Alſo ein Schöpfungswunder bleibt eine ſolche Kulturwerkſtatt, aber von den Bedingungen, unter denen es zuſtande kommt, nehmen wir doch in der ältern Geſchichte der italieniſchen Städte einige wahr, und Davidſohns Werk verbreitet nicht wenig neues Licht darüber.

## Reiſeſchilderungen

Die Zeit, wo ſich der deutſche Philiſter geduldig und andächtig mit zwölf Bänden von Friedrich Nicolai durch Deutſchland und die Schweiz geleiten ließ, iſt längſt vorüber, und ſelbſt Friedrich Gerſtäcker würde gegenwärtig nur ein kleines Häuflein Leſer für ſeine fünfbändige „Reiſe um die Welt" finden. Die Menſchen von heute reiſen ſo viel, ſo unabläſſig, daß ſie keiner von fremden Augen geſehenen Bilder zu bedürfen glauben, ſie genießen, ſehen und — wiſſen alles ſelbſt. Wenn trotzdem noch zahlreiche Reiſeſkizzen geſchrieben und veröffentlicht werden, ſo handelt es ſich dabei durchgehend um wenig umfangreiche Bücher; die Mehrzahl der Verfaſſer folgt öfter dem eignen Bedürfnis, Erinnerungen und Eindrücke feſtzuhalten, als daß ſie an ein Leſepublikum dächte, andre gefallen ſich darin, die moderne Senſationsluſt, die Erotik und die Stilkünſte der jüngſten Erzählungslitteratur auch auf die Reiſeſchilderung auszudehnen. Soviel wir wiſſen, hat ſich noch niemand die Mühe genommen, die Einflüſſe jeweilig herrſchender litterariſcher Moden oder Schulen auf Reiſebilder und Reiſeſkizzen zu unterſuchen. Da dieſen nur in ſeltenen Fällen ein Leben über

Digitized by Google

ihre Generation hinaus gegönnt ist, jede neue Generation die Welt mit andern Augen sieht, so mag es wohl den meisten gleichgiltig erscheinen, wie sich die Eigentümlichkeiten und Vorurteile litterarischer Richtungen in so kleinen und rasch vergänglichen Arbeiten spiegeln. Dennoch wäre es sicher nicht ohne Gewinn, gelegentlich auch diesen halbverwischten Spuren nachzugehen. Man braucht nur an die Grundverschiedenheiten der als klassisch geltenden und darum noch heute gelesenen Reiseschilderungen zu denken, an die Gegensätze zwischen Forsters Schilderungen der Südseeinseln oder Ansichten vom Niederrhein und Goethes Tagebuchblättern und Briefen aus Italien, um zu bemerken, daß es sich dabei um ganz interessante und fruchtbare Untersuchungen handeln würde, bei denen der Reiz der Stilvergleichung noch das geringste wäre.

Freilich, um so gewichtige und so vornehme Leistungen kann es sich nur in wenigen Fällen und in der Litteratur des Tages nun gar nicht handeln. Die heute vorherrschende Reiseskizze oder Studie ist meist für das Feuilleton der Zeitungen berechnet, es ist schon viel, wenn sie wirklich Geschehenes und Gelebtes einschließt und nicht auf eine müßige Plauderei hinausläuft. Wie selten aber steht vollends hinter den Plaudereien eine liebenswürdige, warmherzige und geistig klare Persönlichkeit, wie z. B. hinter den Sommerwanderungen und Winterfahrten von J. V. Widmann (Frauenfeld, J. Huber), deren beste Skizzen schweizerische und oberitalienische Wander- und Ferientage des Verfassers leicht, aber lebendig und anziehend schildern! Die Abschnitte „Im Sonnenschein und Schatten," „Spätsommertage im Jura," „Aus westschweizerischen Sommerfrischen," „Zum obern Steinberg," „Ein Ausflug nach Neuenburg," „Sabaudische Frühlingstage" sind aus der Fülle der Eindrücke und des Genusses geschöpft. Widmann meint mit Recht, es werde „zu viel gereist und zu wenig spazieren gegangen in der Schweiz," und man kann das ruhig für die ganze Welt verallgemeinern. „Aber genußvoller ist es doch, wenn man sich Jahr für Jahr nur ein bestimmt begrenztes, kleineres Gebiet zum Wanderziel setzt und sich in diesem Bezirk dann recht behaglich umsieht. Daß wir Landesbewohner es so machen, ist selbstverständlich und uns nicht als sonderliche Tugend anzurechnen; wir habens eben in dieser Beziehung bequem. Ich kann in Bern noch bis gegen elf Uhr vormittags meiner Berufsarbeit bequem obliegen und nachmittags etwas nach vier Uhr bereits auf irgend einem einsamen Hügel hinter Mürren Alpenrosen pflücken." Man merkt denn auch, daß Widmann auf den einsamsten Wegen und in den versteckteſten Hochthälern der Schweiz und der norditalienischen Alpen gründlich zu Hause ist. Seine Schilderungen des Prachtwinkels zwischen dem Luganer und dem Comer See, der einsamen Abgründe und tosenden Wasserstürze am Tschingelhorn, der savoyischen Südufer des Genfer Sees, des altertümlichen Neuenburg mit seinen vielen hübschen jungen Schulmeisterinnen werden von jedem, der etwas von dem Geschilderten kennt, der überhaupt Auge und Seele

Digitized by Google

für so etwas hat, mit Vergnügen gelesen werden. Minder gehaltreich und wirksam erscheinen uns die „Briefe aus der deutschen Reichshauptstadt." An und für sich ist es ja unmöglich, bei einem vierzehntägigen Aufenthalt nach irgend einer Seite hin die ungeheure Ausdehnung und sinnverwirrende äußere Mannichfaltigkeit des Berliner Lebens in kurzen Briefen wiederzuspiegeln. Aber möglich wäre es doch, eine Art Augenblicksphotographien zu geben, die erste Wirkung der riesigen Verhältnisse und der engen, tonangebenden Gesellschaft, der demokratischen Massengewalt und der fast sklavischen Abhängigkeit von kleinen Kliquen und dürftigen Schlagworten auf einen neu Ankommenden darzustellen. Nur müßte dazu ein andrer die Feder ergreifen, als ein Schriftsteller und Journalist, der, wenn er auch wirklich in den achtziger Jahren zum erstenmal nach Berlin gekommen wäre, vorher schon viel zu viel davon kennt, darüber gelesen hat und den Dingen nicht mit voller Naivität gegenübersteht. So kommt es weder zu einem Bilde, das den ersten Eindruck, den Berlin macht, treu und farbig wiedergäbe, noch zu einer tiefern Begründung der mancherlei Beobachtungen und Bemerkungen, die der Verfasser zum besten giebt. Auch die flüchtigen Umrisse aus Thüringen und Süddeutschland können sich nicht mit den Skizzen aus der Schweiz, aus Savoyen und der Lombardei messen.

Während der Schweizer dem Drange nicht widerstehen kann, sich in das Getümmel der Weltstadt an der Spree zu stürzen, flüchtet Fritz Lienhard in seinen Wasgaufahrten (Berlin, Hans Lüstenöder, 1896) aus Berlin in die idyllische elsässische Heimat. Er lechzt nach gesunden Zuständen, hat „das blasirte Lächeln und den zungenfertigen Wortschwall großstädtischer Marktbeherrscher" satt und übersatt. „Man kommt allmählich dahinter, daß Genialität zwar manchmal scheinbarer Leichtsinn, Leichtsinn aber noch lange keine Genialität ist; daß zwar Spießbürgerei zumeist bedächtig verfährt, daß aber Bedachtsamkeit noch lange keine Spießbürgerei ist. Und man bekommt wieder Mut, bedachtsam zu sein, doppelt bedachtsam in einer Zeit, wo von allen Seiten aufgeregte Marktschreierei auf die arme Menschheit eindringt; man faßt wieder Mut, sittenstolz zu sein, doppelt sittenstolz in einer Zeit, wo die Liederlichkeit wissenschaftlich entschuldigt wird; man wagt wieder schlichter und natürlicher Mensch zu sein, doppelt schlicht in einer Zeit, wo jeder dumme Junge sich für einen Übermenschen hält." Alles ganz gut und schön — wenn nur nicht die Verstimmung, die Berlin dem Wasgaufahrer einflößt, mitten in der Waldfrische am Taubenschlagfelsen, bei Geroldseck und auf dem Odilienberg immer wieder aufwachte, sodaß eigentlich nur in dem hübschen lyrischen Idyll, das der Verfasser „Hochlandlieder" überschreibt, wirkliche Stimmung zu Worte kommt. Kann denn die Frische und der erquickliche Hauch überrheinischer Landschaft nicht ohne fortwährende Erinnerung an Berliner Preß- und Theaterjammer geschildert werden? Selbst die historischen Erinnerungen

Digitized by Google

des Verfassers leiden unter der fortgesetzten Polemik gegen häßliche Erscheinungen, die mit dem Wasgau nicht das mindeste zu thun haben. Er weiß ganz gut, daß Shakespeare, hätte er selbst „in der Stuartschen Lasterzeit gelebt," nicht daran gedacht hätte, das „verlumpte Theater" zu schließen, und daß der Schöpfer der Gestalten des Malvolio und des Lord Angelo unmöglich unter Cromwells gottseligen Reitern das Schwert geschwungen hätte. Aber in seiner Verbitterung bringt er es nicht mehr über sich, gute Kunst gegen schlechte, ein göttlich durchleuchtetes menschliches Antlitz gegen die verzerrte Fratze zu setzen, sondern läßt die Bußpredigt schlechthin an Stelle des Gedichts treten. Damit wäre, um mit Lienhard zu sprechen, unsern „seelischen und volkischen(!) Nöten" ebenso wenig geholfen, als mit den Verirrungen der Berliner Salon- und Litteraturkunst.

Zu der Masse der Wanderstudien aus Italien gesellen sich natürlich alljährlich neue. Wilhelm Ruland giebt in seinen Riviera-Skizzen (Glarus und Leipzig, Schweizer Verlagsanstalt) zwölf kleine Bilder: „Von Zürich nach Mailand," „Von Mailand bis Genua," „Von Genua bis Savona," „Von Savona nach San Remo," „San Remo," Mortui te salutant, „Typen," „Ein Kinderheim," „Ein Besuch in Monte Carlo," „Die Geheimnisse der Roulette," Prince Rouge et Noir, „Die Heiligeninsel im Mittelmeer," die neben vielem Allbekannten und Oftgeschilderten immer einiges Neue bieten. Wunderlich nehmen sich die drei Kapitel über das Reich des Fürsten Albert Honorius von Monaco aus, in denen die Spielhölle am Ufer des Mittelmeers zwar nicht gerade glorifizirt, aber doch in der bekannten Weise der Sensationserzähler als höchst interessante Kulturstätte geschildert wird. Die alten Geschichten von den zahlreichen Verzweifelnden und den Selbstmördern von Monte Carlo mögen völlig wahr sein, aber es ist sinnlos, das allgemeine Mitleid für die Opfer der verächtlichtsten aller Leidenschaften, der Spielwut und Gewinngier, anzuregen. Wer sich dem Henker freiwillig überliefert, hat kein Recht, ihm zu fluchen! Die hübschesten Skizzen des kleinen Bandes sind die über San Remo und Lerins, die Insel der Heiligen.

Gehaltvoller und lebendiger erscheinen uns die Spaziergänge in Süd-Italien von Ludwig Salomon (Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung), die zwar mit einem Kapitel „Das neue Rom" beginnen, aber sonst in der That die Umgebungen von Neapel und Palermo — unvergeßliche Bilder für jeden, dessen Auge einmal auf ihnen geruht hat — aus frischer Erinnerung schildern. In die unbekanntern Gegenden, die Landschaften und die Städte der Basilicata, Apuliens und Calabriens ist auch dieser Reisende nicht eingedrungen. Aber der Golf von Bajä, der Vesuv, Pompeji, Capri und Sorrent, die Bucht von Salerno wie die stolze Hauptstadt Siziliens thuen es jedem wohlgeschaffnen Menschenkinde immer wieder an, und man liest sich an einigermaßen treuen und farbigen Schilderungen

Digitized by Google

so wenig satt, wie man sich an den Landschaften selbst satt sieht. Bevor der Verfasser seine eignen Eindrücke aufzeichnet, unternimmt er einen Aufstieg zur „Salita Petrajo“ in Neapel, am Wege nach dem hochgelegnen Kastell St. Elmo, wo der zum Neapolitaner gewordne Dresdner Woldemar Kaden haust, der genaueste deutsche Kenner und vielseitigste Schilderer Süditaliens. Die Vesuvbesteigung, die Wanderung in den Totengassen von Pompeji, die Rasttage auf Capri, die Fahrten auf der neuen Felsenstraße am Meer von Salerno nach Amalfi und Ravello, die dann folgen, sind von vielen Tausenden unternommen worden, aber gerade unter ihnen wird der Verfasser die dankbarsten Leser finden, sie lassen sich ja gern an goldne, sonnige Tage erinnern. Wie weit die „Duchessa von Sorrent“ eine Novelle oder eine historische Erinnerung ist, vermögen wir nicht festzustellen, jedenfalls tritt dies Kapitel ein wenig aus dem Rahmen der andern heraus. Selbst dem raschen Durchwandrer der paradiesischen Gefilde beider Sizilien entgeht übrigens die trostlose Armut und alles Strebens spottende Lage der untern Volksklassen nicht, er muß sich wohl oder übel zu volkswirtschaftlichen Betrachtungen bequemen, und die Losung „Beseitigung der verderblichen Latifundienwirtschaft“ klingt auch durch Salomons leichte Schilderungen hindurch. Den Regierenden in Italien ist bei dieser Lösung leider zu Mute, als ob ihnen einer anspönne, vor aller Besserung den Stein der Weisen zu finden.

Ein gut Stück weiter als die Welschlandfahrer ist Paul Remer gelangt, der in dem (mit Titelzeichnung und Kopfleisten besonders „modern“ ausgestatteten) Buche Unter fremder Sonne (Berlin, Schuster und Loeffler, 1896) einen „Ausflug“ nach Venezuela und den westindischen Inseln erzählt. Die besondern persönlichen Stimmungen des Verfassers nehmen freilich fast ebenso viel Raum ein, wie die eigentlichen Schilderungen. Auch finden sich mehr Heinische Nachklänge in den Skizzen, als gut ist. Aber die ersten Tropeneindrücke auf dem dänischen Eiland Sankt Thomas, auf Santo Domingo und in der Hölle von Venezuela, dem heißen Hafenstädtchen La Guaira (wo der Verfasser einen zweiundachtzigjährigen deutschen Arzt kennen lernt, der ein halbes Jahrhundert dort seine Pflicht gethan hat), die Ostertage in Puerto Cabello und vieles andre treten uns doch lebendig und farbig aus den kurzen Niederschriften entgegen, und die Widersprüche zwischen trunknem Schwelgen in der Üppigkeit und Pracht der Tropenwelt und einer unüberwindlichen Sehnsucht nach der deutschen Heimat gehen durch das ganze kleine Buch hindurch. Einzelne Naturschilderungen sind von außerordentlicher Schönheit; die Skizzen des Inselllebens von Curaçao, des Stadtlebens von Caracas, die Erzählungen von den Tagen auf deutschen Pflanzungen, von dem Ausflug nach einer vergessenen schwäbischen Bauernkolonie (Kolonie Továr) auf der Küstenkordillere und am dichtesten Gebirgsurwald, die flüchtigen Umrisse der wunderlichen Erscheinungen in der „schwarzen Republik“ (Haiti) sind lesenswert. Ob

Digitized by Google

es nötig war, daß der Verfaſſer die Nächte, die er mit Negermädchen von Curaçao und Sanchez auf San Domingo zugebracht hat, des Breitern ſchildert, laſſen wir dahingeſtellt, für „modern“ wird es ja gelten! Einmal ſagt er: „Ein Kind iſt der Neger, und die Freiheit des ſchwarzen Republikaners erſcheint mir nun(?) als die glückliche Freiheit eines Kindes, das ſich nicht zu waſchen und ſeine Schularbeiten nicht zu machen braucht. Das Leben iſt hier kein ſtrenger Lehrer und die Tropennatur eine gütige Mutter, die auch dem Faulpelz aus ihrem Überfluß zu eſſen giebt. Offen geſtanden, im Morgenrot meines Lebens habe ich mich zuweilen nach ſolcher Freiheit geſehnt.“ Offen geſtanden will es uns ſcheinen, als ob dieſe Freiheitsſehnſucht bei dem Verfaſſer das Morgenrot ſeines Daſeins weit überdauert hätte. Als ihm auf der Heimfahrt die Küſte von England zuerſt wieder in Sicht kommt, ſchreibt er: „Mein Herz hat aufgejubelt, wie all die andern Herzen. Aber dann beſchleicht mich unüberwindlich ein geheimes Bangen, das ſich ſchwerer und ſchwerer auf die Flügel meiner Freude legt. Nun, da das Wiederſehn nahe iſt, habe ich Furcht. Ich ſehe das alte Europa vor mir, wie einen wimmelnden Ameiſenhaufen, mit ſeinem wüſten Menſchengedränge, mit ſeinem wilden Kampfe ums Brot. Unwillkürlich ſchaue ich zurück auf die weite einſame See. So ſchön habe ich dort geträumt, ſo fern von aller Wirklichkeit.“ Wenn er dann zuletzt angeſichts des Hafens von Hamburg doch wieder ausruft: „O Heimat, du kampfſrohe und traumſelige Heimat, die du ſo ſtolz und ſicher in eigner Kraft ruhſt — laß mich deiner würdig werden!“ ſo ſtimmt man ſeinem Wunſche zwar von Herzen zu, ſagt ſich aber doch, daß Bücher wie „Unter fremder Sonne“ in mehr als einem Sinne für unſre Jugend Danaergeſchenke wären.

# Zur Naturgeſchichte der Maler

Von Wolfgang von Oettingen

Die Naturgeſchichte behandelt den Menſchen, obgleich er in ſeiner beſſern Hälfte die ganze Schöpfung krönt, doch etwas ſtiefmütterlich. Sie nennt ihn Homo sapiens Linnaei, und ſchon das klingt wie ein ſtichelnder Spott, denn gerade vom Standpunkte der Natur und von dem der Geſchichte aus erſcheint er viel öfter insipiens als sapiens. So erhält das wiſſenſchaftliche Beiwort eine ironiſche Höflichkeit und haftet als eine Art von ſittlicher Forderung quälend an uns

Digitized by Google

wie ein Spanisch-Fliegenpflaster. Aber noch mehr. Die Naturgeschichte teilt uns, nachdem sie uns benannt hat, in so und so viel Rassen, giebt deren Unterschiede an und entläßt uns alsbald, um sich den Affen zuzuwenden, die sie viel mehr zu interessiren scheinen als wir, da sie sie weit ausführlicher bespricht. Gehören denn unsre Fähigkeiten und Beschränktheiten, unsre Temperamente und Charaktere, selbst unsre Stände und Gattungen nicht auch in das Leben der Natur? Vom Bienenstaat, von der Republik der Ameisen, von den Bauten der Biber ist auch in dem kürzesten Naturgeschichtsbuche zu lesen; es ist ungerecht, die Merkwürdigkeiten des Menschengeschlechts einer unübersehbaren Speziallitteratur zu überlassen. Diesem Übelstande abzuhelfen, sei hier der Anfang gemacht. Ich gedenke einiges Material zusammenzustellen, um zunächst eine einzelne Gattung von Menschen, und zwar die, die der Krone der Schöpfung am verwandtesten ist, der allgemeinen Naturgeschichte anzugliedern. Das ist die Gattung der Künstler, speziell die der Maler, species pictoria.

Was ist ein Maler? Die Frage scheint dem Laien klein. „Natürlich ein Mann mit großem, weichem Filzhut, flatterndem Halstuch, Sammetjacke, hellen Hosen, abgetretenen Schuhen; mit langen Haaren, stattlichem Bart, märchenhaften Augen, edler Nase; er zieht nach Italien . . .“ Laienantwort! Der heute lebende „moderne“ Maler zieht nicht nach Italien, er müßte denn etwas altmodisch oder irgend ein Spezialist sein; Nase, Augen, Bart und Haare schlagen wie auch die Kleidung, je nachdem, in die Art der Spießbürger, der Rentenbürger, der Gigerl, der geschmackvollen Noblesse, der Vagabunden usw. Also eine tiefere Erklärung, wenns beliebt. „Der Maler ist ein Hoher Priester der Kunst, ein Erzeuger von Gutem, Wahrem, Schönem, ein Hüter des feinen Geschmacks, ein Erzieher der Menschheit, auch im Realismus ein Idealist.“ Sehr wohl, mein Freund. Aber wollte der Himmel, er wäre das alles in Wahrheit. Denn wenn du auch mit Recht an die so mannichfach bevorzugten Künstler die höchsten Ansprüche stellst und dies in erhebenden Formeln ausdrückst, so verwechselst du doch mit Unrecht den Imperativ mit dem Präsens und setzest fälschlich als Leistung voraus, was von dem Einzelnen nie und auch von der Gesamtheit der Künstler nur annähernd geleistet werden kann: Ideale lassen sich so wenig erreichen, als das Glück sich wirklich erjagen läßt. Dennoch steckt in jeder dieser Redensarten ein Funke Wahrheit, und solche Funken glimmen in jedem Künstler; nur zu oft müssen sie schmählich ersticken, aber hie und da, dann und wann wächst einer von ihnen zu lichter Flamme an.

Mit einem starken Talent geboren zu sein, ist ein Verhängnis, ein Schicksal von großem Stil. Die wenigsten Menschen sind jedoch kräftig genug, ein großes Schicksal zu tragen; sie ruiniren es. Das giebt dann fragwürdige Existenzen, die ihrer Außenseite nach vielleicht behaglich erscheinen, um im Innern nur desto schäbiger zu sein. Wie ein Dämon beherrscht das starke Talent den, dem es gegeben wurde; es verleiht seinem Leben von Anfang an eine eigne



Digitized by Google

Richtung, beeinflußt alle seine Urteile und hindert die gleichmäßige, normale Entwicklung und Bildung seines Geistes und Gemüts. Nur wenn der damit begabte Mensch den widerspenstigsten aller Geister, die es begleiten, die Willkür, zu bannen, wenn er seine Welt in Ordnung zu halten und in Harmonie zu bringen weiß und so den freiwilligen Anschluß an die Gesetze und die Überzeugungen der Gesellschaft findet, in der er lebt, nur dann wird er durch Ausübung des Talents wirklich Großes wirken. Bleibt er aber unharmonisch in sich und in einem Gegensatze zu dem zurechnungsfähigen Durchschnitt der andern, so wird er entweder ein unverstandner, vielleicht überhaupt nie zu verstehender, also unfruchtbarer Sonderling, oder, was das gewöhnliche ist, seine innere Unordnung und Zwiespältigkeit richtet ihn zu Grunde, zwingt ihn, das Talent gleichsam im Sande verrinnen zu lassen, gebrochen auf eine Eigenart zu verzichten und wie tausend andre sein Leben zu verpinseln.

Immerhin stempelt selbst das mittelmäßige Talent seinen Mann, und wenn er im übrigen eine ganz wehrlose Null ist, so genügt schon ein kleines Talent, ihn zu färben. Daher sich denn die zahlreichen Maler, die nicht zu den großen gerechnet werden, doch nicht völlig unter dem Publikum verlieren, sondern dem Beobachter immer noch ganz artige Eigenheiten darbieten. Wegen dieser Eigenheiten darf man von ihnen als von einer Gattung reden. Denn einen Stand bilden die Maler nicht, da sie allen Klassen der Gesellschaft angehören, und ebensowenig eine Zunft, da ihr Gewerbe von ihrer angebornen künstlerischen Begabung, ihrer Person nicht zu trennen ist, während ein zünftiges Gewerbe von beliebigen Personen ausgeübt werden kann, wenn nur Verstand und Körperkraft ausreichen.

Die Gattung also der Maler unterscheidet sich von allen übrigen Menschengattungen zunächst durch — die Handfertigkeit im Malen? Nein. Die läßt sich wie die des Geigers oder die des Zahnarztes erlernen und durch Fleiß entwickeln; sie liegt nicht in der Begabung. Aber durch das besondre Auge unterscheidet sich der Maler von uns übrigen. Die Maleraugen sind merkwürdig selbständig. Sie gehen ihm ohne weiteres durch, so oft es ihnen beliebt. Nicht nur, wenn es gilt, eine hübsche Dame zu beobachten, sondern sie lassen ihn auch Zeit und Ort vergessen, um etwa einen gleitenden Sonnenstrahl, ein laufendes Pferd, eine Nebelstimmung zu studiren. Sie ersättigen sich nie und nirgends; wenn sie nicht geschlossen sind, so wandern sie umher, rastlos bemerkend, vergleichend, abschätzend, sich übend, lernend, genießend, die Denkkraft aufrufend und sie beschäftigend. Auch betrachten sie die Welt nie ganz sachlich. Das thut ja im Grunde überhaupt kein Mensch, denn zwischen unserm Verstand und den Dingen liegt immer unser Temperament; aber die Maler haben außer dem Temperament noch das Talent, die schaffende, Neues gestaltende Auffassung, neben der bloß oberflächlich färbenden, und das Talent läßt sie, wie eine ganz eigentümlich geschliffne Brille, die Dinge meist so sehen, daß diese sich ihrer

Digitized by Google

Richtung sofort einordnen. Der Historienmaler sieht die Landschaft eigentlich nur als Hintergrund für Menschengruppen, der Landschafter die Menschen und Tiere nur als Staffage für Landschaften; wer wesentlich Kolorist ist, bemerkt vor allem andern die Wirkung der Farbenmassen oder einzelne, auffallende Beleuchtungsmotive, der Zeichner wird zuerst die Modellirung und die Linien gewahr. So arbeiten die Maleraugen als in jeder Hinsicht thätigste, ganz unentbehrliche Diener ihres Herrn; ohne sie ist ein Maler gar nicht denkbar. Sie passen sich überraschend mit den Jahren und Moden den wunderlichsten Forderungen an; sie bringen es fertig, immer so zu sehen, wie der Meister, in dessen Kopfe sie rollen, nach einer neuen Auffassung sehen will. Bald erscheint ihnen die Welt ganz verblasen, wie in Dunst gelöst, bald trocken und hart; bald schließen sich ihnen die Gegenstände zu Gruppen zusammen, bald fliehen sie in pikanten Gegensätzen auseinander. Heute herrscht für sie ein kühles Grau, das nächste Jahr vielleicht ein warmes Braun oder ein Violett. Und stets bleiben sie dabei ehrlich, sehen wirklich so, wie sie gerade sehen sollen. Wenigstens behauptet die Naturgeschichte, daß Maler, die ohne innere, zwingende Notwendigkeit die Natur in ausgedistelte, unmögliche und unwahre Werte und Töne umsetzten, im ganzen selten, gewöhnlich nur infolge von geistigen Epidemien vorkommen und zu den bemitleidenswerten Kuriositäten gehören.

Noch eine auffallende Fertigkeit der Maleraugen bleibt zu erwähnen: das ist ihre behende Auffassung von Fehlern, besonders in den Werken andrer. Vor seinem eignen Werk mag sich der Maler mühen, so viel er will, er wird manches darin zu verbessern finden und vielleicht niemals zur Befriedigung gelangen, aber gewisse Mängel bleiben ihm verborgen. Das möchten wir freilich oft eher ein Glück als ein Unglück nennen, denn sähe er neben verbesserlichen Fehlern auch die unverbesserlichen in ihrer ganzen Bedeutung, alle jene nur selten nicht vorhandnen Verschrobenheiten und Abirrungen seines Talents, die tief in seiner Natur wurzeln, so dürfte er leicht um seine ganze Lebensfreude kommen und, wenn er ein schwacher Charakter ist, mit dem Glauben an sich auch alle Liebe und Hoffnung verlieren. Vor dem Werke des Nächsten dagegen geht es anders zu; da durchdringen die Maleraugen die Arbeit durch und durch, und schweigt auch vielleicht der Mund aus Klugheit oder aus Barmherzigkeit, sie sind unbarmherzig im Erkennen jeder Schwäche. Dabei ist merkwürdig, daß ein schlechter Maler oft ein sehr einsichtsvoller Kritiker ist, dem es sogar an einer gewissen Selbsterkenntnis nicht zu mangeln braucht. Das hängt dann mit dem uralten Unterschiede zwischen dem Wollen und dem Vollbringen zusammen, dem auch die Maler trotz ihrer verfeinerten Augen und trotz einer gewissen Sonderstellung in der sittlichen Welt nicht weniger unterworfen sind als wir Laien.

Ich habe schon angedeutet, daß die Begabung mit einem Talent, dessen

Digitized by Google

Ausbildung und Ausübung als Lebensberuf sich als notwendig erweist, den Menschen von vornherein verhängnisvoll beeinflußt. Schon als Kind wird der Maler durch seine begehrlichen Augen und die von ihnen aufgeregte Phantasie ganz einseitig beschäftigt. Er beobachtet, zeichnet, malt und komponirt; was nicht mit sinnlicher Anschauung zusammenhängt, bleibt ihm gleichgiltig. In derselben Richtung entwickelt er sich als Knabe, als Jüngling; daher wird er sich nur selten eine allgemeine Bildung von größerer Tiefe methodisch erwerben. Und mit ihr wird er, außer sachlichen Kenntnissen, gewöhnlich auch ein rein sachliches Urteil in gewissem Sinne entbehren. Das sachliche, objektive Urteil beruht ja auf positiven Kenntnissen und auf geschulter Logik; die Logik, das richtige, scharfe Schließen schult sich in der Beschäftigung mit abstrakten Wissenschaften und Gedankenmassen. Der Mangel an sachlichem Urteil, an Gewissenhaftigkeit im Streben nach Objektivität befördert aber den dem Künstler angebornen Hang zur schrankenlosen Subjektivität. Das wesentliche seines Denkens ist darauf gerichtet, die Dinge auszugestalten, die seine Phantasie, mit Hilfe der Augen, aus seiner ureigensten Natur heraus erfindet; diese Arbeit nimmt ihn so völlig in Anspruch, zwingt ihn so streng zur Bethätigung seiner eignen Persönlichkeit, daß er sich ganz von selbst auf den Standpunkt stellt, alles Gleichgiltige, alles irgendwie Unsympathische, Fremde energisch von sich abzuweisen und dafür alles, was ihm schön erscheint, mit Begeisterung aufzunehmen. Hieraus entwickelt sich eine gefährliche Vermischung und Verwechslung von schön und gut. Wer seine Ansichten weder durch Logik noch durch geistig und sittlich verarbeitete Kenntnisse zu kontrolliren vermag, wird meistens eine Beute seines Gemüts, seiner Stimmungen, und die unsichre, nach den Zuständen wechselnde Grundlage seiner Sittlichkeit verführt den Maler in der Regel zu einer gewissen Verworrenheit der Weltanschauung.

Daß eine solche Verworrenheit, ein Urteilen und Genießen hauptsächlich nach Neigung und Abneigung, kurz ein Leben lediglich im Gemüt viele und schwere Gefahren mit sich bringt und manche Unzulänglichkeit zur Folge hat, bedarf keiner Ausführung. Keine Menschengattung zählt soviel Unglückliche und Verkommene wie die der Künstler. Aber mit diesem Fluche verknüpft sich ein unerschöpflicher Segen, der die beglückt, die sich rein und fest im Herzen zu erhalten wissen. Niemand ist glücklicher, als wer ein reiches, tiefes und gutes Leben im Gemüt führt; das geht über jedes Verstandesleben. Und ein Künstler, ein Maler, der trotz aller Anfechtungen seiner subjektiven Anschauung einen geraden Weg wandelt, muß doppelt glücklich sein, da er die schöne Welt mit viel dankbareren, feineren Sinnen aufnimmt als wir, und in sich neue, eigne Schöpfungen, als herrliche Spiegelbilder der Welt, erstehen läßt. Schaffend gewinnt er ein Götterleben, sei es auch nur in seligen Augenblicken, und wer solche Augenblicke erlebt, der wird der empfänglichen Menschheit aus

Digitized by Google

ihnen Offenbarungen der Schönheit bieten, Offenbarungen, die, eine zur andern tretend, in der That eine erhabne, erziehende, heiligende Wirkung der Kunst ergeben.

Und jene Verworrenheit gutartiger Maler hat etwas entzückend Träumerisches an sich. Sie ist, so zu sagen, nicht weniger malerisch, als sie naiv ist. Wie der Maler beim Hören einer fesselnden Erzählung oder bei sonst einem Motiv, das seine Phantasie erregt, sofort die Elemente einer Komposition vor und in sich sieht, so leben alle seine Gedanken gleichsam im Kolorit; die Empfindungen, mit denen er, oft unter fröhlichster Nichtachtung der Vernunft, die Welt begreift, sind alle so phantastisch bunt, so lebhaft färbend, als sie originell sind. Durch solche üppige Überkleidungen von nüchterner Schärfe befreit, mutet uns die Weltanschauung der Maler an wie ein überquellend reiches Blumenbeet, das die fahle Erde verbirgt; sie ergötzt und erheitert uns, und sollte sie auch öfter wehmütig gestimmt sein, so freuen wir uns doch nicht bloß an roten Rosen, sondern auch an blassen Lilien.

Die Art und Gesinnung der Maler hat, nach allem Gesagten, entschieden etwas Weibliches. Das liegt nicht allein in ihren soeben berührten Beziehungen zu den Blumen, sondern vorzüglich im Überwiegen der Herzens- und Geschmackstriebe und im Zurücktreten der Logik. So stehen denn die Maler sehr hoch auf der Stufenleiter der Geschöpfe, sind jedoch für den Naturforscher ein wahres Kreuz. Wie soll er sie, die geheimnisvoll bevorzugten, schillernd wechselvollen, bald philisterhaften, bald geistreichen, genau und richtig einordnen? Wie die ästhetische Weltanschauung in ihrem Verhältnis zur ethischen sicher bestimmen? Er wird gewiß noch lange darüber nachzudenken haben.

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

**Völker und Parlamente.** Die Türkei wird ja nun wohl nächstens Europa als Musterstaat vorgestellt werden können; am 19. März werden in Tokat über hundert Armenier abgeschlachtet, und schon am 24. März — „soll" der Sultan eine Untersuchungskommission ernannt haben. Aber wird Italien noch einmal zum politischen Leben erwachen? Das italienische Volk war im Mittelalter bis in die feinsten Äderchen seines Leibes von politischem Leben nicht allein durchströmt, sondern durchtobt. Es versank dann — wohl aus Erschöpfung — vom sechzehnten Jahrhundert an in noch tiefere politische Erstarrung als die übrigen Völker Europas; die Politik ward Kabinettssache, und Privatpersonen wagten sich nur noch hinter verschlossenen Thüren über die Angelegenheiten ihres Vaterlandes mit einander zu

Digitized by Google

unterhalten. Die französische Revolution bannte auch hier den Zauber, und nun begann die Zeit der Verschwörungen und Revolutionen, an denen sich wieder das ganze Volk, wenigstens das Stadtvolk, beteiligte, und die ihr nächstes Ziel erreichten, die Kleinstaaterei durch den Nationalstaat ersetzten, die Priesterherrschaft abschafften und die Ausländer verjagten. Seitdem ist das Volk wieder in politische Gleichgiltigkeit versunken und kümmert sich kaum noch um sein Parlament, von dessen Beratungen es schon lange nichts mehr erwartet. Freilich ist dieses Parlament keine Volksvertretung, weil die Angehörigen der untern Klassen, die mehr aus Kleinbauern als aus Fabrikarbeitern bestehen, als Analphabeten vom Wahlrecht ausgeschlossen sind, und weil die Mehrheit stets ein Produkt ministerieller Wahlmache ist. Die Regierung bringt regelmäßig ihre Mehrheit zustande, die sich dann ebenso regelmäßig gegen die Regierung kehrt, weil diese die Sonderwünsche der Deputirten nicht zu befriedigen vermag. Diese sind teils Streber, teils Geldspekulanten (meistens wohl beides), teils ehrliche Vertreter örtlicher Interessen. Nur drei Parteien, schreibt der Abgeordnete Colajanni in der Wiener „Zeit," wissen, was sie wollen: die Republikaner, die Sozialisten und die Klerikalen; aber die ersten beiden sind zu wenig zahlreich, und den dritten ist vom Papste das Wählen verboten. So bleiben die Leiden des Volks ungeheilt und die notwendigen Reformen unausgeführt, und so kehren denn gerade die Gebildeten der nördlichen Provinzen der Politik den Rücken und verzichten vielfach sogar auf die Ausübung ihres Wahlrechts. Das Parlament abzuschaffen würde auch nichts nützen. Daß es vorherrschend eine Vertretung der ungebildeten und besitzlosen Klasse sei, kann ihm wahrhaftig niemand vorwerfen, und daß man mit der Diktatur keinen Schritt weiter kommt, hat man unter Crispi erfahren.

Abgesehen von den besondern Ursachen, die in Italien wirken, leidet das dortige Staatswesen an der allgemeinen Krankheit des modernen Großstaats — eben seiner Größe; die Form, wie bei einem so großen Körper jedes Glied in eine lebendige und heilsame Wechselwirkung zum Ganzen treten könnte, ist noch nicht gefunden. Daher die unzähligen Vorschläge zur Umgestaltung des Wahlrechts. Wenn es ein Haupterfordernis eines guten Wahlrechts sein sollte, daß die Stimmen nicht bloß gezählt, sondern gewogen werden, so hat Österreich das ideale Wahlrecht. Den Abt Leo Treuinfels haben sechs Confratres (nicht als Geistliche, sondern als Großgrundbesitzer) erwählt, und 80000 vereinigte Wiener Sozialdemokraten und Liberale haben zusammen nicht ein einziges Mandat bekommen, wenigstens nicht in der fünften Kurie; die Liberalen für sich allein haben ja dann in der Städtekurie noch eins erobert. Man hat wohl immer gewußt, daß Prälaten schwere Herren sind, aber daß ein einziger etwa 15000 seiner Mitbürger aufwiegt, hätten wir doch nicht gedacht. Die Arbeiterzeitung findet ein Symbol darin, daß der erste Abgeordnete, der bei dieser sechs Wochen dauernden Wahl herausgekommen ist, eben jener Treuinfels, ein „Pfaff" ist, und der letzte wieder ein Pfaff, der Abt Dungl von Göttweih. Nun, wir werden ja sehen, wie weit sich die Christlich-Sozialen klerikal verhalten, und wie weit sich die Deutsch-Nationalen, bis vor kurzem die ärgsten Pfaffenfresser und Roms Todfeinde, von ihnen werden ins Schlepptau nehmen lassen, um so weit wie möglich von den Sozialdemokraten und den „Judenliberalen" abzurücken. Unsre Hochachtung vor der Partei, die sich als die Partei der nächsten Zukunft aufspielt — die führende ist sie noch nicht, das bleibt vor der Hand die der polnischen Schlachta —, haben die Ereignisse der letzten Wochen nicht vermehrt. Um nur zwei davon anzuführen: dieselben Antisemiten, die für den Wahltag der fünften Kurie vom Statthalter Militär haben wollten zum Schutze vor den „von Juden bezahlten sozialdemokra-

Digitized by Google

tischen Strolchen," diese selben Herren haben nach ihrer Wahlniederlage in der Leopoldstadt den Juden Fenster eingeworfen und hie und da etwas mitgehn heißen (der Ausdruck „gepfündert" in liberalen Blättern war übertrieben). Nun sind es ja natürlich nicht die antisemitischen Parteihäupter gewesen, die das gethan haben, der Mob stellt sich jeder Partei zur Verfügung, und ein bischen Radau ist an sich nichts schlimmes, aber es bleibt doch charakteristisch, daß die Antisemiten wegen einer Niederlage Radau gemacht haben, die Arbeiter dagegen bei ihrer fünffachen Niederlage, die sie auf Ungesetzlichkeiten zurückführen, keinen gemacht haben. Ferner berührt es eigentümlich, daß die Partei „gegen Korruption" in Wien einen Kellner, namens Mittermayer, gewählt hat, der schon vor der Wahl des Diebstahls überführt war; wenigstens behaupten es die Gegner, die Sache wird doch wohl vor Gericht entschieden werden müssen. Mit nicht geringer Spannung werden die Volksschullehrer auf das warten, was ihnen zu blühen scheint; auch ein begütigendes Schreiben des klerikalen Abgeordneten Oberndorfer an das Organ der Liberalen in St. Pölten wird ihre Befürchtungen kaum beschwichtigen, obwohl dieser Herr beteuert: „Wahr ist, daß ich gegen die Schule als solche nie aufgetreten bin, unsern Priestern aber jene Hochachtung nicht versage, die sie als geistliche Führer und Freunde des Volks verdienen." Den Wahlspruch Divide et impera zu befolgen hat Badeni unendlich leicht; das erste ist durch die vierundzwanzig „Schattirungen," wie ein Blatt sehr hübsch für Parteien oder Klubs sagt, im neuen Abgeordnetenhause schon besorgt, und so macht sich das zweite von selbst. In dieser günstigen Lage durfte sich der polnische Diktator des Donaustaats auch einmal den Luxus erlauben, etwas Gutes und Nützliches zu thun, und bei dem letzten Pairsschub hochverdiente Männer von bekanntem Namen ins Herrenhaus zu befördern, statt vornehmer Nullen, wie unter Taaffe üblich gewesen sein soll; darob rühmt ihn die Neue Freie Presse.

Vor einer solchen Fülle von Schattirungen ist man in England, dem klassischen Lande des Parlamentarismus, sicher, und der Parlamentarismus ist dort eben dadurch möglich, daß es einen wirklichen Volkswillen giebt, der aus der Einsicht in die Lebensbedingungen der Nation entspringt, die freilich einfacher und widerspruchsloser, daher auch leichter zu erkennen sind als bei uns und in Österreich. Die Schwankungen Englands in der gegenwärtigen Orientkrisis erklären sich daraus, daß das Volk selber schwankt, weil es von zwei entgegengesetzten Interessen nach entgegengesetzten Seiten gezogen wird. Das tritt unter anderm recht deutlich in der Saturday Review hervor, die am 20. März das Gegenteil von dem schreibt, was sie am 13. geschrieben hat. Am 13. fand sie es ganz in der Ordnung, daß die drei Westmächte, England, Frankreich und Italien, als Freunde der politischen Freiheit für Griechenland gegen die drei Kaiserreiche zusammenhielten. Am 20. dagegen bezeichnete sie die Veröffentlichung des Briefes, den Gladstone an den Herzog von Westminster gerichtet hat, als ein wahres Unglück. Es sei gerade das einzige Verdienst dieses in allem übrigen verderblichen Greises, daß er sich bemüht habe, die Engländer aus Türkenfreunden zu Russenfreunden zu machen, und nun, wo die britische Politik unter Salisburys Führung glücklich im russischen Fahrwasser angelangt sei, begehe er die Narrheit, den russischen Kaiser öffentlich zu insultiren. Darin spiegelt sich die gespaltene englische Volksseele; Sympathie und das Interesse der innern Politik ziehen sie zu Griechenland, das Interesse der äußern Politik gebietet ihr, Rußlands Freundschaft zu suchen. Die Verwicklung wird aber dadurch schier unlöslich, daß im Augenblick Russenfreundschaft und Türkenfreundschaft eins sind. Daher würde die Türkenfreundschaft den Freiheitsfreunden, die der Sozialist Hyndman

Digitized by Google

in Nr. 71 des „Vorwärts“ vertritt, nichts mehr nutzen. Er mag Recht haben, wenn er meint, daß es sich in der Türkei weit angenehmer lebe als in Rußland, aber Rußland ist es eben, das in diesem Augenblick die Türkei schützt. Um diesen Schwierigkeiten zu entgehen, schließt sich Hyndman der Politik der Engländer an, „die das Fiasko der europäisirten Regierung Indiens kennen, die Besetzung Ägyptens durch unsre Truppen mißbilligen, alle tropischen Kolonien für unverträglich mit einem demokratischen Regierungssystem halten und fordern, England solle sich, gleich den Vereinigten Staaten von Nordamerika, von allen europäischen Verwicklungen zurückziehen und seine ganze Kraft darauf konzentriren, daß unsre übrigen, von unsrer eignen Rasse bevölkerten Kolonien konsolidirt und zu einem großen Ganzen zusammengefügt werden.“ Kein übler Gedanke, aber es wird noch ein Weilchen dauern, ehe Hyndman die Lords überreden wird, Indien aufzugeben. — Der zukünftige Kurs des seekrank einherschwankenden europäischen Konzerts dürfte nicht wenig durch die Erfolge oder Mißerfolge des neuesten russischen Anleiheversuchs bestimmt werden; Frankreich ist mit russischen Werten übersättigt, und wenn es wahr sein sollte, daß London vier und Berlin elf Millionen Pfund von der neuen Anleihe übernehmen will, so würde die Freundschaft des offiziellen Englands für den teuern Freund an der Newa um vier und die des offiziellen Deutschlands um elf Grad wärmer werden.

Die freiwilligen Zwangsinnungen. Der Gesetzentwurf über die Organisation des Handwerks, den Preußen im Herbst vorigen Jahres dem Bundesrat vorgelegt hat, ist nach einigen wesentlichen Abänderungen an den Reichstag gelangt und wird dort voraussichtlich ziemlich ausgiebige Ausschußberatungen mit nochmaligen Abänderungen durchzumachen haben. Unsre Handwerkspolitik hat in besonderm Maße unter der Unfruchtbarkeit der parlamentarischen Arbeiten, wie sie durch die ungesunden Parteiverhältnisse hervorgerufen wird, zu leiden. Gerade auf diesem Gebiete wäre deshalb eine feste, klare, führende Stellung der Regierung nötig. Aber der neue Gesetzentwurf ist das Gegenteil davon, er zwingt uns zu glauben, daß in den beteiligten Regierungskreisen das Bewußtsein der Pflicht des Besserwissens fast ganz verloren gegangen ist. Es ist nicht unsre Absicht, an dieser Stelle die in ihrer wirtschaftlichen und sozialen Bedeutung gerade von den sogenannten Gebildeten vielfach unterschätzten Handwerkerfrage und die Versuche zu ihrer Lösung eingehender zu besprechen; es wird sich dazu wohl später Gelegenheit bieten. Nur über den wesentlichsten Unterschied des Bundesratsentwurfs vom preußischen möchten wir schon jetzt einiges sagen, über die freiwilligen Zwangsinnungen, diese ganz besondre Leistung unsrer büreaukratischen Gesetzmacherei.

Der preußische Entwurf schrieb bekanntlich die Errichtung von Zwangsinnungen allgemein vor. Sie sollten für Bezirke errichtet werden, die in der Regel so abzugrenzen wären, daß kein Mitglied durch die Entfernung seines Wohnorts vom Sitz der Innung behindert würde, am Genossenschaftsleben teilzunehmen und die Innungseinrichtungen zu benutzen. Ebenso sollten in der Regel die Innungen nur je ein einziges Gewerbe, nur ausnahmsweise mehrere verwandte umfassen. Für Gewerbtreibende, die unter diesen Voraussetzungen keiner Innung zugewiesen werden könnten, sollte die Errichtung einer Innung unterbleiben, und endlich sollte der Zwang für alle wegfallen, die das Gewerbe fabrikmäßig betreiben. Nach dem Entwurf des Bundesrats sollen unter denselben Voraussetzungen „Zwangsinnungen“ nur dann errichtet werden, „wenn die Mehrheit der beteiligten Gewerb-

Digitized by Google

treibenden der Einführung des Beitrittzwangs zustimmt." Um „festzustellen, ob die Mehrheit zustimmt," hat die Behörde „die beteiligten Gewerbtreibenden" durch ortsübliche Bekanntmachung oder besondre Mitteilung zu einer „Äußerung für oder gegen den Beitrittszwang" aufzufordern. Bei der Abstimmung entscheidet die Mehrheit der Abstimmenden. Die Behörde hat nur auf „Antrag Beteiligter" vorzugehen. Ohne Abstimmung „kann" der Antrag abgelehnt werden, wenn die Antragsteller nur einen verhältnismäßig kleinen Bruchteil der beteiligten Handwerker bilden, oder ein gleicher Antrag innerhalb der drei letzten Jahre von der Mehrheit der Beteiligten abgelehnt worden ist, „oder durch andre Einrichtungen als diejenige einer Innung für die Wahrnehmung der gemeinsamen gewerblichen Interessen der beteiligten Handwerker ausreichend Fürsorge getroffen ist."

Es liegt auf der Hand, daß bei der Natur der heutigen Innungsbewegung durch solche Bestimmungen nicht der Friede gefördert wird, sondern der Unfriede, nicht rüstiges, wirtschaftliches Schaffen, sondern unfruchtbare politische Agitation. Die heutige Innungsbewegung, wie sie nun einmal geworden ist, erstrebt in ihrem ausgesprochnen Programm und noch mehr in ihrer Gesamttendenz eine durch die Staatsgewalt zu erzwingende künstliche Zurückführung von Handwerkszuständen, die mit der modernen Wirtschaftslage unvereinbar ist; sie verlangt in ihrem Endziel den staatlichen Schutz gegen die Fortschritte der Technik und des Verkehrs, die staatliche Schaffung und Erhaltung unnatürlicher, ja ganz unmöglicher Erwerbsverhältnisse, und sie bedeutet deshalb, ganz ebenso wie die sozialdemokratische Bewegung, eine Schürung der Unzufriedenheit ohne Ende. Man sollte sich darüber in Preußen am wenigsten täuschen. Auch für die Wirkung der Innungsgesetzgebung vom Jahre 1881 an gilt hier in vieler Hinsicht das, was Schmoller von der psychologischen Wirkung des preußischen Gewerbegesetzes von 1849 sagt: „Das ist der Fluch jeder alten, einmal auf Abwege geratenen Institution, daß bei Wiederbelebungsversuchen nicht die tüchtigen, die jungen, die aufopfernden Kräfte zuströmen, sondern die alten, egoistischen. . . . Die persönlichen Eigenschaften derer, die in den neuen Innungen obenan kamen, waren der Krebsschaden der neuen Institution, waren schlimmer als der Inhalt der Novelle selbst." Aber auch daran sei hier erinnert, daß gerade der Nationalökonom des Zentrums, der bairische Professor und Freiherr von Hertling am 17. März 1880 im Reichstage mit treffender Voraussicht warnte: „Die Zwangsinnungen oder die Hoffnung auf Wiedereinführung der Zwangsinnungen ist auch deshalb gefährlich, weil die daran sich anschließende Agitation den beteiligten Kreisen das eine nicht genügend zum Bewußtsein führt, daß die eigentliche Lösung der Handwerkerfrage nicht gefunden werden kann, solange der einzelne Handwerker nicht in sich selbst den Egoismus, der ihn beseelt, beseitigt," und daß er am 5. Mai desselben Jahres als Berichterstatter über den Antrag von Seydewitz und Genossen dem hinzufügte: „Wiederholt und von den verschiedensten Seiten aus ist innerhalb der Kommission vor einer Überschätzung der legislativen Maßregeln gewarnt worden, daß der größere und wichtigere Teil bei einer anzustrebenden Reorganisation der Innungen auf die eigne Initiative und die energische Thätigkeit der beteiligten Kreise falle. Es wurde darauf hingewiesen, daß jener korporative Geist, der die mittelalterlichen Zünfte in ihrer Blütezeit erfüllte, und der ja auch zum großen Teile seine Schwungkraft aus dem Boden lebendiger religiöser Überzeugung gewann, sich nicht durch Gesetzesparagraphen werde erzwingen lassen. Unter diesen Umständen würde ein Antrag auf Wiedereinführung des Innungszwangs keine Majorität in der Kommission gefunden haben." Wir werden wohl bald hören, wie sich Freiherr von Hertling, der ja jetzt wieder im Reichstage sitzt, mit seiner damaligen



Digitized by Google

Überzeugung heute abfindet, nachdem Rom dem Zentrum auch für die deutsche Wirtschaftspolitik, wie es scheint, die Normen vorgezeichnet hat. (Die erste Lesung des Gesetzentwurfs hat inzwischen stattgefunden, worauf wir noch zurückkommen.)

Jede gesunde Handwerkspolitik muß sich vor dem zünftlerischen Geist, der die Innungsbewegung in Preußen beherrscht, hüten. Ihr auch nur den kleinen Finger geben, wäre eine Sünde an unsern Handwerkern. Gerade weil wir sehen, wie schwer der Handwerkerstand infolge der nicht mehr aus der Welt zu schaffenden Fortschritte der Technik und des Verkehrs leidet, wie für ihn alles darauf ankommt, daß die einzelnen und alle, mit den gegebnen unabänderlichen Thatsachen rechnend, sich möglichst schnell die Vorteile zu nutze machen, die die neuen Verhältnisse, einem jeden nach seiner Befähigung, doch vielfach bieten, gerade deshalb ist für uns das moderne Zünftlertum mit seiner kläglichen Impotenz, wo immer es sich um fruchtbares Schaffen statt um Petitionen, Resolutionen, Proteste und Audienzen handelt, etwas so widerwärtiges. Es ist durchaus nicht wahr, wenn man von den Agitatoren der sogenannten Handwerkerpartei in Preußen behauptet, sie dächten nicht daran, zünftlerische Gerechtsame zurückerobern zu wollen. Wenn sie auch selbst vielleicht zum Teil einsehen, daß das unmöglich ist, so erhalten und nähren sie doch den Glauben an dieses Endziel in ihrem Anhang. Nur darin besteht ihre ohnehin spärliche Macht; wenn sie das nicht thun, sind sie ganz allein. Seit 1880 haben diese preußischen Zünftler die kostbare Zeit mit Agitationen und Organisationen vertrödelt. Das war freilich eine herrliche, thatenreiche Periode für die staatsmännischen Obermeister, die es dazu hatten, die Zeit zu vertrödeln, aber ein schwerer Schade war es für die „organisirten“ Handwerker, die im Hoffen und Harren auf den Zwang zur Selbsthilfe sechzehn Jahre versäumten, sich selbst zu helfen. An all dem war der Innungsgedanke an sich nicht schuld, sondern der Zunftgeist, dem man — immer vornehmlich in Preußen — die junge Innungsbewegung überantwortete, der Geist der Agitation, des Parteikampfs, in den man die Innungsmeister hineintrieb, von dem Antrag Seydewitz vom 5. März 1880 an. Von einem ehrlichen, kräftigen Versuch, die Segnungen des korporativen Lebens, die materiellen wie die sittlichen, den Handwerkern durch die Innungen zu teil werden zu lassen, kann in Preußen mit verschwindenden Ausnahmen gar nicht die Rede sein. Die zünftlerischen Führer, denen man die Bewegung überließ, wollten ja auch mit den „freien“ Innungen gar keine Erfolge erringen, die ihnen die immer weitergehende Agitation nur verlegt hätten. Es mußte doch bewiesen werden, daß es ohne den Zwang nicht gehe. Es ist eben alles so gekommen, wie Herr von Hertling es vorausgesagt hatte.

Und statt diesem zersetzenden, unfruchtbaren Zunftgeist einen Damm zu ziehen, öffnet ihm die Vorlage des Bundesrats alle Schleusen. Sie ist in dieser Beziehung geradezu mustergiltig. Die Zwangsinnungen sollen dann eingeführt werden, wenn die „Mehrheit der beteiligten Gewerbtreibenden“ sich dafür erklärt. Wer sind denn die beteiligten Gewerbtreibenden? Schon diese Vorfrage ist die ausgesuchteste Anreizung zur Agitation und Wühlerei im Kleingewerbe. Welche Unmasse von Protesten und Beschwerden kann da schon gegen die Abstimmung vom Stapel gelassen werden! fehlt doch zur Bestimmung der Grenze, wer mitzustimmen hat, jeder sichre Anhalt! Und ist der Zwang zur Selbsthilfe glücklich erreicht, so wird man sich immer noch nicht selbst helfen wollen, ehe nicht auch der Prüfungszwang, d. h. die Regulirung der Meisterzahl durch die Innung selbst, und alles weitere erreicht ist. Dazu kommt der so überaus fruchtbare und gemeinnützige Kampf um die Abgrenzung der „Gewerberechte,“ wie man in Österreich sagt, wieder um Grenzen, für die fast alle Markzeichen fehlen. Das allein schon giebt für viele Jahre den an die staats-

Digitized by Google

männische Thätigkeit gewöhnten Herren Obermeistern überreichen Anlaß, leeres Stroh zu dreschen, sodaß sie zu fruchtbarer Selbsthilfe gar nicht kommen können. Aber namentlich giebt das alles Stoff zu dauerndem Hetzen und Wühlen gegen Regierung und Staat. Nur eine Frucht ist davon zu erwarten, eine böse gefährliche Frucht: der Übergang der genasführten Kleinmeister in das Lager des „Umsturzes," soweit sie nicht schon drin sind. Ist dazu die Gesetzesvorlage gemacht in einer Zeit, in der man zum Kampf gegen den Umsturz zu den Waffen ruft und rufen muß?

In der Hauptsache bleibt auch nach dem Entwurf des Bundesrats die Innungsfrage eine preußische; auch die Innungsplage. Das werden die Herren Organisatoren in den Berliner Ministerien am eignen Leibe empfinden. Die Strafe ist gerecht. Oft genug ist ihnen gesagt worden, sie möchten dafür sorgen, daß auch die preußischen Verwaltungsbeamten mit dem Kleingewerbe und seinem Vereinsleben Fühlung zu nehmen, mit ihm zusammen zu arbeiten lernen sollten, oft genug sind sie deshalb auf Württemberg, Baden, Hessen hingewiesen worden, auch auf die staatliche Sorge für das landwirtschaftliche Vereinswesen in Preußen selbst. Auch nicht das geringste ist in dieser Beziehung geschehen, nicht einmal versucht worden, am wenigsten draußen in der Provinz und im Osten, wo es am nötigsten war. Es wäre ja gegen alle Kleiderordnung gewesen, rein unmöglich, vollkommner Umsturz, daß sich ein preußischer Landrat persönlich und unmittelbar um die Handwerkervereinigungen gekümmert hätte, wie es im Südwesten Deutschlands als selbstverständliche Pflicht selbst für den weit höherstehenden Verwaltungsbeamten erscheint. Man kann sagen, daß in den preußischen Ostprovinzen seit Menschenaltern das Kleingewerbe jeder positiv fördernden Anregung durch die Staatsbeamten entbehrt hat, vollends seit 1869, während sich das landwirtschaftliche Vereinswesen der staatlichen Pflege und Unterstützung, selbst der finanziellen, ausgiebig zu erfreuen hatte. Preußen hat seinen Handwerkerstand unverantwortlich vernachlässigt. Es war ihm nicht einmal mehr der Mühe wert, zu wissen, wie es im Handwerkerstande wirklich aussah, aber Gesetzentwürfe durch die jungen Herren vom grünen Tisch machen zu lassen, war man dank dem hochentwickelten Assessorismus jederzeit bereit, und der grüne Tisch, die Herren Assessoren an den Zentralstellen, das waren, was die führenden Obermeister gerade brauchten. Wo eignes Verständnis und eigne Überzeugung fehlen, da richtet man mit Geschrei am leichtesten etwas aus, und wenn nun gar die Berliner Obermeister gelegentlich ein harmloses „Mehr Dampf!" vom Kaiser zu erhaschen wußten, dann schnurrte in der Reichshauptstadt natürlich die Gesetzentwurfmaschine, was das Zeug hielt, und wäre auch das, was dabei herauskam, nicht gehauen und nicht gestochen gewesen.

Tendenziöser Unterricht. Die Ansicht, daß man durch frühzeitige Einwirkung auf Geist und Gemüt des Kindes gewisse Anschauungen in ihm befestigen könne, die es dann sein Leben lang festhalten werde, ist wohl ziemlich allgemein, und damit pflegt sich der Wunsch zu verbinden, in dieser Weise die heranwachsende Jugend in einem bestimmten Sinne zu beeinflussen. Es ist auch zuzugeben, daß die ersten Eindrücke der Kindheit meistens einen tiefen und nachhaltigen Einfluß auf den Menschen ausüben. Viele pflegen auf Autorität der Eltern oder Erzieher hin anzunehmen und festzuhalten, was ihnen in früher Kindheit eingeprägt wird, und mancher scheut sich, mit diesen Anschauungen ganz zu brechen, selbst wenn im spätern Leben die Überzeugung von der Richtigkeit der in der Kindheit empfangnen Lehren bei ihm ins Wanken kommt. Die Unterschiede der religiösen Glaubens-

Digitized by Google

bekenntnisse sind zum großen Teil der mächtigen Nachwirkung der ersten Kindheitseindrücke zuzuschreiben.

Viele Beispiele aber beweisen, daß die erwähnte Ansicht doch einer bedeutenden Einschränkung bedarf. Spätere Lebensschicksale und sonstige Einwirkungen zerstören oft in dem Menschen das, wozu die in der Kindheit empfangnen Lehren den Keim gelegt haben. Oft läßt sich auch beobachten, daß das Bemühen, das kindliche Gemüt für gewisse Anschauungen gefangen zu nehmen, die entgegengesetzte Wirkung übt als die, die beabsichtigt wurde. Schon das kindliche Gemüt sträubt sich gegen eine tendenziöse Beeinflussung. Das Kind empfindet leicht einen Widerwillen gegen Lehrgegenstände, mit denen es sozusagen überfüttert wird, wenn versucht wird, ihm gewisse Grundsätze fortwährend einzuprägen, noch dazu vielleicht in mechanischer, geistloser Weise. Es pflegt keine gedeihliche Wirkung zu haben, wenn im Hause dem Kinde beständig Moralpredigten gehalten werden. Und ähnlich ist die Wirkung eines Schulunterrichts, der der geistigen Entwicklung des Kindes vorgreift und in das kindliche Gemüt Anschauungen pflanzen möchte, die doch nur dann rechte Festigkeit erlangen, wenn sie sich in dem Erwachsenen zu einer Zeit besser entwickelter Fähigkeit des Urteils bilden und eine Wirkung verständnisvoller Teilnahme an den geistigen Bestrebungen des Volkes sind.

Es ist begreiflich, daß der Staat den Schulunterricht, den einem jeden heranwachsenden Staatsbürger zu erteilen er für seine Pflicht hält, auch in solcher Weise zu leiten wünscht, wie es der Aufrechterhaltung der staatlichen Ordnung dienlich erscheint, daß er darum auch Ehrfurcht vor diesen Einrichtungen zu pflegen sucht. Aber es ist ein ziemlich aussichtsloses Bemühen, schon in dem Kinde gewissermaßen ein politisches Glaubensbekenntnis ausbilden oder den Keim dazu legen zu wollen. Bei den heutigen Verhältnissen würden noch so sorgfältige Bemühungen dieser Art keine Bürgschaft dafür geben, daß dem Kinde erhalten bleibt, was man so in ihm zu pflegen sucht. Heute drängen sich politische Anschauungen der verschiedensten Art, zum Teil sehr wunderliche, an den erwachsenen oder den jungen heranwachsenden Menschen heran, und wie viel Widerstandskraft er gegen diese hat, wird meistens von seiner eignen Urteilsfähigkeit sowie von der Stärke der Einwirkungen, denen er ausgesetzt ist, abhängen. Die Nachwirkungen des Schulunterrichts wird man nicht zu hoch anschlagen dürfen.

Hieraus geht hervor, daß es viel mehr von dem Verhalten der Leiter des Staates und der Gesetzgebung abhängt, ob Achtung vor den staatlichen Einrichtungen und Zufriedenheit im Volke herrscht, als von der Pflege einer besondern Gesinnung durch den Schulunterricht. Die politischen Anschauungen haben gewechselt, ohne daß man dem Schulunterricht eine Wirkung zuschreiben könnte. Das meiste haben die Zeitereignisse und hat eine mächtige in das Leben des Volkes tief eingreifende wirtschaftliche Umwälzung gethan. Gerade solche politische Bestrebungen, die für unsre Zeit am bezeichnendsten sind, können nicht auf irgend eine Einwirkung der Schule zurückgeführt werden. Die Schule hat nie sozialistische Anschauungen gepflegt, viel eher Anschauungen, die den sozialistischen entgegengesetzt sind. Der Sozialismus aber ist gewachsen, weil durch die Entwicklung der Industrie für ihn der Boden bereitet war, weil Entfremdung zwischen den Ständen eintrat und in den Anschauungen der arbeitenden Klassen eine Umwälzung stattfand. Der Gedanke der Staatshilfe, der auch von andern Parteien lebhaft vertreten wird, ist ein Erzeugnis der wirtschaftlichen Verhältnisse der Neuzeit, wie der Erhöhung der Lebensansprüche. Die Sorgen der Erwachsenen, von denen das Kind nichts weiß, haben diese Bestrebungen und Parteiprogramme hervorgerufen.

Im schärfsten Gegensatz zu den sozialistischen Anschauungen steht das monarchische

Digitized by Google

Gefühl. Der Sozialismus haßt die Monarchie als die Spitze und den festesten Hort des Klassenstaates. Die Pflege des monarchischen Gefühls wird daher als das wirksamste Mittel im Kampf gegen den Sozialismus betrachtet, und hierauf wird auch beim Schulunterricht Bedacht genommen. Nun ist aber das monarchische Gefühl zu verschiednen Zeiten beim deutschen Volke in höchst ungleicher Stärke ausgebildet gewesen, und dieser Wechsel der Anschauungen war wieder die Wirkung von Zeitereignissen. Zu Anfang der sechziger Jahre konnte man in den außerpreußischen deutschen Staaten wie auch in Preußen selbst über das Herrscherhaus der Hohenzollern oft sehr abfällige Urteile hören. Das hat sich nach den Kriegen von 1864 bis 1870 und 1871 rasch geändert, weil man den Wert der Monarchie für das deutsche Volk erkannte. Es wird auch ferner das beste, ja das einzige Mittel sein, dem Volke dies Gefühl in seiner ganzen Stärke zu erhalten, wenn es thatkräftige Fürsorge der Monarchie für das Wohl des Volkes und des Reiches merkt.

Aus diesen Gründen scheint es der Erwägung wert, ob die ängstliche Besorgnis, womit man jetzt durch Pflege des monarchischen Gefühls in der Schule der Ausbreitung revolutionärer Gelüste entgegenzuwirken sucht, berechtigt sei auch nur vom Standpunkt derer, die den Wert der Monarchie für unser Staatsleben vollauf anerkennen, ob nicht durch ein Zuviel in dieser Richtung der damit verbundne Zweck verfehlt und die entgegengesetzte Wirkung erreicht werden könnte. In den Blättern ist in der letzten Zeit mehrfach eine Schulverfügung besprochen worden, wonach mehrere Wochen hindurch der Geschichtsunterricht sich nur mit der Person des ersten deutschen Kaisers beschäftigen soll. Wird nicht dieser Unterricht bei dem besten Willen leicht einseitig und ermüdend werden, und wird ihm nicht bei manchem Lehrer die Wärme der Überzeugung fehlen, die doch allein die rechte Wirkung hervorbringen kann? Aber weiter: das Bestreben, dem Schulunterricht eine so weitgehende Aufgabe in dieser Richtung zu stellen, trifft auf den heftigsten Widerspruch nicht bloß in sozialistischen Kreisen, sondern auch in solchen Kreisen der Bevölkerung, deren Denkart mit Bezug auf den Wert der Monarchie der sozialistischen verwandt ist. Je deutlicher die Absicht hervortritt, den Schulunterricht als Kampfmittel gegen sozialistische Bestrebungen zu benutzen, desto eher wird ein Gegensatz zwischen Schule und Haus geschaffen, desto näher liegt für die Anhänger dieser Bestrebungen die Versuchung, dem von der Schule auf die Kinder geübten Einfluß entgegenzuwirken. Ob sie auch sonst verständig genug sein mögen, den Wert einer guten Schulbildung, sowie des Zusammenwirkens von Schule und Haus anzuerkennen, sie werden doch, je heftiger heute der Parteikampf tobt, umso mehr dieses Bestreben der Schule als einen Eingriff in ihre Elternrechte betrachten und sich dagegen wehren. Bei diesem Kampf zwischen Schule und Haus aber fragt es sich doch sehr, ob nicht die Schule den kürzern ziehen wird, und ob nicht das Bestreben der Schule seinen Zweck verfehlen wird gerade bei den Kindern der Bevölkerungsklassen, auf deren Denkart durch dies Mittel einzuwirken gesucht wird.

Weil das monarchische Gefühl in der That im deutschen Volke stets so große Bedeutung gehabt hat, sollte man es nicht durch kleinliche Mittel fördern wollen, deren Anwendung bei aufrichtigen Freunden der Monarchie Bedenken erregen muß. Es ist nicht zu verkennen, daß heute starke Einflüsse der entgegengesetzten Richtung wirksam sind. Aber gegen den Zeitgeist läßt sich nicht durch den Schulunterricht ankämpfen. Vielmehr sollten diese Gefahren, die der Erhaltung und Stärkung des monarchischen Gefühls drohen, zur Warnung dienen, daß man den Begriff der Monarchie nicht überspannen und den Verteidigern der Monarchie nicht eine zu schwere Aufgabe stellen darf, indem Anschauungen von dem Wesen der Monarchie, die auch sie nicht für zutreffend und den heutigen Verhältnissen entsprechend halten.

Digitized by Google

als maßgebend für das Verhalten des Volks zur Monarchie bezeichnet werden. Am gefährlichsten aber ist der mit dem monarchischen Gefühl getriebne Mißbrauch, das Bestreben, durch beständiges auffälliges Betonen einer angeblich ganz besonders warmen Anhänglichkeit an die Monarchie materielle Vorteile von der Gesetzgebung herauszuschlagen, Vorteile, die ohne Schädigung weiter Bevölkerungskreise die Gesetzgebung nicht gewähren kann. Man vergleiche hiermit die Art, wie vor Jahren nach einem heftigen Kampf zwischen der Regierung und der Opposition das monarchische Gefühl wieder im Volke erstarkte. Damals hatte ein echter, edler Idealismus seine Befriedigung gefunden, eine einmütige, begeisterte und opferfreudige Stimmung hatte das Volk ergriffen; das Verlangen nach Einigung hatte sein Ziel erreicht. Die Monarchie war wieder zu Ansehen gekommen, weil ihr Wirken die vom Volke erstrebte Einigung so kräftig gefördert hatte. Heute sind es kleinliche und selbstsüchtige Bestrebungen, die durch die Berufung auf die Monarchie Stärkung und dem wachsenden Unwillen des Volks gegenüber Schutz suchen. Die Agrarier und Konservativen suchen das monarchische Gefühl zur Parteisache zu machen; sie wollen als „die allein echten Vertreter königstreuer Gesinnung die Besten“ sein und vor der gesamten übrigen Bevölkerung einen Vorzug genießen. Wenn dies Bestreben durch das Verhalten der Regierung gegen die Agrarier Aufmunterung findet, so wird man vergebens durch Pflege des monarchischen Gefühls in der Schule bei der heranwachsenden Jugend der Auffassung entgegenzuwirken suchen, daß Ungerechtigkeit sich mit dem Mantel der Königstreue decken dürfe.

Die Agrarier und die Wissenschaft. Es gab eine Zeit, in der der praktische Landmann durchweg gegen die Wissenschaft, soweit sie ihm Lehren für die Praxis erteilen wollte, eine gewisse Abneigung hegte, auch über den „lateinischen Bauer“ geringschätzig urteilte. Später aber fingen die Landleute allmählich an, den Wert der Wissenschaft für ihren Beruf besser zu würdigen. Die ersten Landleute, die Kunstdünger brauchten und andre Fortschritte zu verwerten wußten, wurden ausgelacht. Heute aber ist die Verwertung wissenschaftlicher Forschungsergebnisse im landwirtschaftlichen Betriebe ziemlich allgemein. Theorie und Praxis arbeiten einträchtig mit einander, und bei dem Praktiker ist an die Stelle hochmütiger Verachtung Verständnis für die von der Wissenschaft ihm geleistete Hilfe getreten.

In der neusten Zeit ist dann ein weiterer wichtiger Fortschritt zu verzeichnen: das ist die Verwertung der Wissenschaft als Kampfmittel in den wirtschaftspolitischen Kämpfen. Um hierin einen Fortschritt zu sehen, muß man freilich schon zu den Anhängern des agrarischen Programms gehören. Denn nicht unbefangne Prüfung und redliches Forschen nach der Wahrheit, wobei möglicherweise etwas herauskommen könnte, was man nicht hören mag, ist die Aufgabe dieser sogenannten Wissenschaft. Sie muß das finden und das aussagen, was der Parteigeist von ihr verlangt. Wenn sie das thut, so ist sie die Wissenschaft, deren Anwendung heute im Interesse der notleidenden Landwirtschaft notwendig ist. Im entgegengesetzten Falle taugen die Ergebnisse ihrer Forschung nichts.

Mit dieser Wissenschaft ausgerüstet und zugleich als erfahrne Praktiker des landwirtschaftlichen Gewerbes fühlen sich die Agrarier jedem Gegner überlegen, um welches Gebiet der wirtschaftlichen Gesetzgebung es sich auch handeln möge. Wenn gegenüber den Forderungen der Staatshilfe für die Landwirtschaft von den Gegnern der Agrarier bescheidne Vorschläge gemacht werden, wie die Landwirtschaft durch Selbsthilfe die Not der Zeit überwinden könnte, so wird ihnen stolz entgegnet, daß sie von der Landwirtschaft nichts verstünden. Aber auch bei Fragen, die mit dem engern Gebiet des Landwirtschaftsbetriebes nichts zu thun haben, viel-

Digitized by Google

mehr in das Gebiet der Volkswirtschaft gehören, erheben die Agrarier denselben Anspruch, alles am besten zu wissen. Denn was die „Feinde der Landwirtschaft," d. h. die Gegner der agrarischen Bestrebungen, vorbringen, das ist von vornherein verdächtig. Nur die Liebe zur Landwirtschaft, von der die Agrarier beseelt sind, kann auch den rechten Wegweiser für die Wissenschaft geben. Volkswirtschaftliche Studien über die Bedeutung des Kapitals usw. können sehr nützlich sein, vorausgesetzt, daß sich dabei die den Agrariern erwünschten Schlüsse ergeben, nämlich daß die Macht des beweglichen Kapitals die Quelle alles Übels sei, daß man dem Handel besser aufpassen müsse u. a. m.

Ebenso mit den Forschungen auf medizinischem und veterinär-wissenschaftlichem Gebiet. Die Bazillentheorie kann sehr nützlich sein, wenn man die Bazillen da findet, wo ihre Entdeckung den Bestrebungen der Abschließung gegen das Ausland zur Hilfe kommt. Wenn aber Virchow erklärt, daß Seuchen im Inlande ebenso gut vorkämen wie im Auslande, daß die Einschleppung nicht nachgewiesen werden könne, daß die Furcht vor Seucheneinschleppung gegenseitig sei und daß schon daraus hervorgehe, auf wie unsichern Grundlagen sich die mit so großer Sicherheit aufgestellten Behauptungen stützen, so ist Virchow trotz seines europäischen Rufes ein Ignorant, und Herr Diedrich Hahn dünkt sich dem großen Gelehrten weit „über;" er weist mit großem Wortschwall und einem Anschein von Gelehrsamkeit nach, daß Virchow Unrecht habe. Weil die Gelehrten sich über die Bazillentheorie doch nicht einigen können, so, schließt Herr Hahn, ist die Empirie besser als die Theorie. Bei dem Wort „Empirie" fühlt der Praktiker seine Brust vor Stolz schwellen. Was aber die Agrarier unter Erfahrung und erwiesenen Thatsachen verstehen, wissen wir: nämlich daß jeder alte Klatsch Glauben verdiene, der zur Verdächtigung ihrer Gegner dient oder ihnen sonst Waffen der Agitation liefert, während sie gewissenhafte Untersuchungen, die ein ihnen unbequemes Ergebnis liefern, für wertlos erklären. Man kann dieser „Wissenschaft" nur wünschen, daß sie blühe und gedeihe zum Heil des „Volks der Denker."

Berichtigung. Von der Redaktion der Illustrirten Zeitung werden wir darauf aufmerksam gemacht, daß unsre Behauptung in Heft 10, die Illustrirte Zeitung habe in ihrem Nekrolog über Clara Schumann den Todestag falsch angegeben, irrig ist: die große Künstlerin ist in der That, wie die uns mit übersandte „Sterbeurkunde" des Frankfurter Standesamts beweist, erst am 20. Mai („nachmittags um vier ein viertel Uhr"), nicht am 19., gestorben. Unser Irrtum, den wir zu entschuldigen bitten, ist auf folgende Weise entstanden. Das Leipziger Tageblatt vom 21. Mai 1896 brachte einen Aufsatz mit der Überschrift: „Clara Schumann †," der mit folgendem Satze begann: „In lakonischer Kürze bringt ein Telegramm aus Frankfurt a. M. vom 20. d. Mts. die Trauerbotschaft: »Clara Schumann, die bekannte Pianistin und Lehrerin am Hoch'schen Konservatorium, ist gestern gestorben.«" Darnach konnte kein Zweifel darüber sein, daß Clara Schumann am 19. Mai gestorben war. Die Angabe war aber doch falsch, und sie ist, wie wir nachträglich hören, dadurch entstanden, daß bereits am 19. Mai in Frankfurt die Nachricht von dem Tode der schwer erkrankten Künstlerin irrtümlich verbreitet war.

Jedenfalls beweist der Fall auch so, was wir beweisen wollten: wie notwendig es ist, daß die schnell abgefaßten biographischen Nachrichten, die unmittelbar nach dem Tode einer herrorragenden Persönlichkeit durch die Presse verbreitet zu werden pflegen, sorgfältig nachgeprüft werden. Und dazu ist der neue „Nekrolog der Deutschen" berufen.

Digitized by Google

# Litteratur

**Grundsätze der Volkswirtschaftslehre.** Von Charles S. Devas, Examinator der politischen Ökonomie an der königlichen Universität von Irland. Übersetzt und bearbeitet von Dr. Walter Kämpfe, Mitglied der Société internationale d'Économie sociale in Paris. Freiburg im Breisgau, Herder, 1896

Der Bearbeiter hat vieles weggelassen, was nur für englische Leser berechnet war, und vieles eingefügt, was für die deutschen Leser wichtig schien. In den nachfolgenden Bemerkungen — eine Kritik würde ein ganzes Buch erfordern — halten wir die Anteile von Verfasser und Bearbeiter nicht auseinander. Die Buchhändleranzeige und der Bearbeiter rühmen an dem Verfasser besonders das eine, daß er die Volkswirtschaftslehre als einen Zweig der Moralphilosophie behandle. Der Verfasser begründet diese Auffassung mit Aristoteles, Plato und Cicero. Sie ist insofern richtig, als es diese Wissenschaft, gleich allen praktischen Wissenschaften, mit den Handlungen von Menschen, von bewußt handelnden und verantwortlichen Wesen zu thun hat, und in diesem Sinne sind z. B. auch die Kriegswissenschaft, die Tierheilkunde und die Theorie der Baukunst Zweige der Ethik. Aber es ist zugleich von vornherein klar, daß solche Klassifikation einer Wissenschaft in ihrer Behandlung nicht sehr zu spüren sein kann. Katholische Leser werden die Sache meistens so auffassen, daß sich die Volkswirtschaft nach den Moralvorschriften der Kirche zu richten habe, und diesem Irrtum gegenüber ist es gerade eine Aufgabe der Wissenschaft, zu zeigen, daß sich die wirtschaftliche Entwicklung, ihren eignen Gesetzen folgend, gegen alle moralischen und unmoralischen Menschenwillen durchsetzt. Wir haben wiederholt gezeigt, wie die mittelalterliche Kirche mit ihren sehr achtungswürdigen und anerkennenswerten Bestrebungen, das Wirtschaftsleben nach den Grundsätzen des Neuen Testaments zu regeln, gescheitert ist: es kam so ziemlich das Gegenteil von dem heraus, was sie erstrebte. Das Moralische versteht sich immer und überall unter vernünftigen Leuten von selbst, wie „Auch Einer" sagt, und auch jedem wirtschaftlichen Zustande gegenüber verhält sich jeder so moralisch, wie er kann, aber die wirtschaftliche Entwicklung ist eben etwas andres als Moral, und so wenig man mit Moral Häuser bauen kann, so wenig kann man mit Moral die Höhe des Zinsfußes bestimmen oder die Bodenverteilung oder den technischen Fortschritt regeln. Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, daß die sittliche Beschaffenheit der Menschen und das sittliche Urteil über wirtschaftliche Vorgänge und Zustände von Bedeutung für die Volkswirtschaft sind; nur darf man nicht übersehen, daß jene Beschaffenheit selber zu einem großen Teile von den wirtschaftlichen Zuständen abhängt, und man darf nicht die schwächste unter den wirtschaftlichen Triebkräften, das sittliche Urteil, als die ausschlaggebende hinstellen.

In dem vorliegenden Buche bleibt die aus dem achtungswerten Charakter der Verfasser entsprungne falsche Grundansicht weithin latent und beeinträchtigt daher die Brauchbarkeit nur wenig; wo sie hervortritt, wie z. B. in der Forderung, daß auch die Farbigen als Menschen behandelt werden sollen, und in der Feststellung der Thatsache, daß auch in den Lumpenvierteln der Großstädte Tugenden geübt werden, geschieht es in einer Weise, der man beipflichten kann. Gegen die Einteilung des Stoffs läßt sich wenig, gegen die Darstellung nichts einwenden, und zur Vollständigkeit fehlt nicht viel. Manche Gegenstände, wie z. B. die Bedeutung der Schulbildung für die Volkswirtschaft, werden sehr hübsch und in eigentümlicher Weise beleuchtet, und besonders anerkennenswert ist bei einem aus den Kreisen der Zentrumspartei hervorgegangnen Buche, daß die Zustände katholischer Länder nicht

Digitized by Google

verhimmelt, die der protestantischen nicht herabgesetzt, und daß die Übertreibungen der Agrarier und ihre Angriffe auf den Handel und auf die Goldwährung in besonnener Weise widerlegt werden. Überhaupt ist der Grundton des Buches bei aller sittlichen Wärme eine echt englische Ruhe, Verständlichkeit und Nüchternheit; demnach werden auch alle die Schwarmgeister, die die Erde durch Genossenschaften, durch Beseitigung des Kapitalzinses oder durch Verbannung des Alkohols, durch Vegetariertum u. dgl. in ein Paradies verwandeln wollen, gebührend abgefertigt. Aber gerade über die schwierigsten Probleme geht die Darstellung ziemlich oberflächlich hinweg. Mit der Behandlung der Bevölkerungsfrage kann man noch leidlich zufrieden sein, auch mit der Definition von Übervölkerung: „ein Land ist übervölkert, wenn sich die Produktion infolge des Anwachsens der Bevölkerungszahl zu einem solchen Grade der Intensivität entwickelt hat, daß sie nur mehr [noch!] einen spärlichen Ertrag liefert, und wenn eine große Zahl der Bewohner aus diesem Grunde sich übermäßig anstrengt oder schlecht genährt ist.“ Dagegen wird der richtige Unterschied zwischen der Produktivität und der Rentabilität der Arbeit vernachlässigt, bei der Untersuchung der Entstehung von Reichtum und Armut der Zusammenhang dieser Erscheinung mit der Bevölkerungs- und Bodenfrage übersehen, und — unglaublich in einem englischen Buche, dessen Verfasser noch dazu in Irland lebt — der englische Landraub bleibt unerwähnt; auch in das Wesen der Krisen dringt die Darstellung nicht ein. Geradezu kindisch ist es, daß der Sozialismus in ein paar Sätzen mit dem Hinweis auf die Erbsünde und auf päpstliche Encykliken „widerlegt“ wird. Marx wird mit sechs, Engels mit drei Zeilen abgefertigt. Marx, der drei dicke Bände mit Thatsachen und kaufmännischen Berechnungen vollgestopft hat, und der jedes überflüssige Wort vermeidet, wird ein Phraseur genannt, und alles, was die irischen Studenten von Engels erfahren, besteht in dem Satze: er „hat in einem dürftigen Schriftchen besonders die Monogamie bekämpft und sie als Quelle der Geldherrschaft, der Ausbeutung der Armen und als Unterjochung des weiblichen Geschlechts bezeichnet.“ Erstens ist das gar nicht der Inhalt der Engelsschen Schrift, die wir seinerzeit (in Nr. 2 des Jahrgangs 1894, S. 99) besprochen haben, insbesondre ist es Engels niemals eingefallen, die Monogamie zu bekämpfen, zweitens spielt dieses Schriftchen in der Thätigkeit des bekannten Sozialistenführers gar keine Rolle, und drittens sind es unter seinen litterarischen Arbeiten das Elend der arbeitenden Klassen, der Antidühring und die Herausgabe des Marxschen Nachlasses, was seinen Ruf begründet hat. Diese Manier, den Sozialismus abzuthun, mag an katholischen Akademien durchführbar sein, und sie mag praktisch, pfiffig oder pastoralklug genannt werden können, aber „moralisch“ ist sie nicht.

**Die indischen Kasten.** Die Jataka oder Vorgeburtslegenden sind Erzählungen von dem, was Buddha als Bodhisatta, d. h. in seinen fünfhundertfünfzig frühern Existenzen, erlebt haben soll. Da er nun in allen möglichen sozialen Schichten und Berufsständen zur Welt gekommen ist, so enthalten diese von seinen Schülern erdichteten Legenden Schilderungen des häuslichen und Familienlebens aller Berufsstände, des Hoflebens, des Priestertums und der Schulen, der Thätigkeit der verschiednen Beamtenklassen, kurz, sie stellen das öffentliche wie das Privatleben dar und geben einen ziemlich klaren und vollständigen Begriff von der Staatsverfassung, der Gesellschaftsgliederung und Kultur der Länder, in denen der Buddhismus entstanden und zuerst eine Macht geworden ist (sie umfassen den östlichen Teil des nördlichen Indiens, das heutige Nepal und die angrenzenden



Digitized by Google

Gebiete). Aus diesen Jataka hat nun Dr. Richard Fick ein Bild des damaligen Kulturzustandes jenes Teiles von Indien zusammenzusetzen versucht in der Schrift: Die soziale Gliederung im nordöstlichen Indien zu Buddhas Zeit, mit besondrer Berücksichtigung der Kastenfrage (Kiel, C. F. Haeseler, 1897). Das Hauptergebnis seiner Untersuchung lautet: Die Darstellung der Kasten in der brahmanischen Litteratur entspricht nicht der Wirklichkeit, auch sind die Priester so wenig die Urheber der Kasteneinteilung gewesen, wie Buddha die Kasten aufgehoben oder ihre Entwicklung unterbrochen hat. Die arischen Einwanderer fanden eine Unzahl verschiedner Stämme niederer Rassen vor, die sie selbstverständlich unterjochten und verachteten, und mit denen sich zu vermischen sie, um das Herrschervolk rein zu erhalten, nach Möglichkeit vermieden. Der Kulturfortschritt erzeugte, wie überall, eine Menge verschiedner Berufsstände, in die sich sowohl die Arier wie die Ureinwohner spalteten, und gleichzeitig entwickelten sich natürlich große Vermögensunterschiede. Es war gar nicht daran zu denken, daß diese zahllosen Berufe, sozialen Schichten und Volksstämme hätten in vier Kasten gezwängt werden können, auch ließ sich die strenge Absonderung aller Arier von den Eingebornen nicht aufrecht erhalten, und noch weniger ließ sich das Völkergemisch aller Unterworfnen in eine einzige Kaste zusammenfassen. Aber es war natürlich, daß niedere Verrichtung, Armut und Abstammung von einer niedern Rasse meistens zusammentrafen, ebenso wie sich selbstverständlich meistens nur Abkömmlinge des Herrschervolkes in hohen Stellungen behaupteten und es zu Reichtum brachten, während andrerseits genug Brahmanen verarmten und als Handwerker oder Bauern lebten. Ebenso natürlich war es, daß der Sohn gewöhnlich den Beruf seines Vaters oder einen ähnlichen ergriff. In den Ländern, von denen hier die Rede ist, haben zudem nicht die Brahmanen geherrscht, sondern die Kshatriya, die in den Palitexten, also auch in den Jataka, Khattiya heißen, und die eben nichts andres waren als die herrschenden Geschlechter, der hohe Adel. Die Stände sind also in Indien wie überall kein Kunstprodukt, sondern im Laufe einer natürlichen Entwicklung entstanden. Die bekannte Kasteneinteilung ist ein Erzeugnis brahmanischer Systemsucht, das, wie gesagt, zur Zeit seines Ursprungs der Wirklichkeit nicht entsprach, aber allerdings nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung geblieben ist und dazu beigetragen hat, die Standesunterschiede zu verschärfen.

Die Geschichten aus dem indischen Volksleben, die Fick mitteilt, sind unterhaltend und lehrreich, besonders auch solche, aus denen hervorgeht, wie eine bis zur läppischen Skrupulosität getriebne Gewissenhaftigkeit, überzarte Empfindung fremden Leids und heroische Entsagung mit der gröbsten Selbstsucht und Genußsucht Hand in Hand gingen. Der königliche Prinz, der nach Takkasila auf die Universität geschickt wird, erhält, damit sein Hochmut gebrochen werde, als ganze Ausrüstung nur ein Paar Sohlen und einen Sonnenschirm; die Geldsumme, die ihm der Vater mitgiebt, darf er nicht angreifen, sodaß er sich also auf seiner hundert Meilen langen Fußreise durchbetteln muß. Die Geldsumme ist nämlich für den Lehrer, den heiligen Brahmanen bestimmt, dessen erste Frage an den ankommenden neuen Schüler die nach dem Honorar ist. Und als der Prinz einmal in der Dunkelheit einen bettelnden Heiligen überrennt und ihm seinen Almosentopf zerbricht, kann er diesen nicht bezahlen und muß den Geschädigten auf die Zeit vertrösten, wo er König sein wird. Kaum ist er das geworden, so stellt sich der Brahmane ein und fordert für den zerbrochnen Topf — und zwar öffentlich, auf der Straße, bei einem feierlichen Umzuge des jungen Königs — „fünf ausgezeichnete Dörfer, hundert Sklavinnen, siebenhundert Kühe, mehr als tausend Goldstücke und

Digitized by Google

zwei ebenbürtige Gattinnen"; und das alles kriegt er, Stück für Stück richtig zugezählt. Wenns nicht wahr ist, so ists doch von den Schülern Buddhas hübsch erfunden und wird ihre Konkurrenten im Bettel, die Herren Brahmanen, nicht wenig geärgert haben.

Deutsches Kunstleben in Rom im Zeitalter der Klassik. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte von Otto Harnack. Weimar, Emil Felber, 1896

Der Sinn für Geschichte, der Hunger nach Erkenntnis nicht sowohl dessen, „was die Welt im innersten zusammenhält," als vielmehr der Ursachen und Umstände aller Entwicklungen im Geistesleben der Menschen beherrscht seit Jahrzehnten unser Interesse. Das Verlangen nach einer wirklichen Kulturgeschichte, die streng genommen noch nicht vorhanden ist, wächst deshalb mächtig an, und ebendeshalb vermehren sich die Beiträge, die es schrittweise befriedigen wollen. Wie uns das Kunsthandwerk in Möbeln und dem übrigen Hausrat einen Stil nach dem andern vorgeführt hat und uns ihre Eigenheiten, ihre Vorzüge und Nachteile lebhaft, nämlich am eignen Leibe, hat empfinden lassen, so sind, um aus der Kulturgeschichte das Spezialgebiet der Künste herauszugreifen, allmählich schon fast alle wichtigern Erscheinungen der bildenden Kunst behandelt, und ihre wohlwollende Anerkennung, ihr Verständnis ist uns ermöglicht und nahegelegt worden. Bloß die klassizistische Periode, die ungefähr die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts ausfüllt, hat bisher keinen recht warmen Bearbeiter gefunden; man betrachtete sie als einen unbehaglichen Übergang zwischen Rokoko und Romantik und drückte sich möglichst rasch an ihr vorüber. Aber wie sich der Geschmack im Kunsthandwerk neuerdings dem klassizistischen Stil, dem Empire, zuwendet und man mit Vergnügen die zierlich steifen Stühle und Tische, Uhren und Kannen benutzt, hoffentlich nicht weil es Mode ist, sondern aus Freude an der reinen Form, so beginnt man auch mit Neigung an die so lange verachteten Künstler jener Zeit zu denken; der kühle David und seine Genossen werden wieder anerkannt, der weiche, oft so süße Canova nicht minder; sogar die deutschen Künstler jener Richtung, die mit wenigen Ausnahmen selbst zu ihren Lebzeiten sich keines großen Rufes erfreuten, werden einer erneuten Betrachtung unterzogen, deren Ergebnisse mit bestem Willen vorgetragen werden.

Das vorliegende Buch gehört zu den Vorboten dieser kunstgeschichtlichen Bewegung zu Gunsten des Empire. Es beschäftigt sich mit der Gruppe von Künstlern, vorzüglich mit den deutschen, weniger mit fremden Malern und Bildhauern, die zwischen 1760 und 1810 in Rom lebten oder zeitweise dort arbeiteten; dazu kommt eine Behandlung der geistigen Strömungen, die damals in Rom herrschten und sich im Publikum, in den Gelehrten, in den Besuchern Roms widerspiegeln. Wir hören also von Winkelmann und Raffael Mengs und ihrem Kreise, dann von den Männern, die den Einfluß der französischen Schule in Rom verbreiteten, also besonders von David und Milizia, neben ihnen von J. H. W. Tischbein und Trippel. Goethes Besuch und seine Freunde in Rom bilden, wie billig, den Mittelpunkt des Werkes; dann folgt noch eine Besprechung der Thätigkeit von Carstens, der italienischen Umwälzungen unter Pius dem Siebenten und der Bedeutung und des Kreises von Wilhelm Humboldt. Auf Grund eines großen, zum Teil archivalischen Materials sind über viele bekannte und minder bekannte Künstler und Kunstfreunde zahlreiche Einzelheiten zusammengetragen, die ganz anschauliche Bilder und willkommne Ergänzungen darbieten. Das wesentliche aber an dem Buche, das übrigens vorzüglich geschrieben ist, obgleich die chronologische

Digitized by Google

Anordnung den Stoff unschön zerlegt und der Behandlung etwas Registerhaftes giebt, ist die alles durchziehende warme Bewunderung des Klassizismus oder, wie Harnack sich ausdrückt, der Klassik. Erscheint sie schon überall bei der Besprechung der Künstler, so faßt sie sich zusammen in der Einleitung und im Schlußwort. Sie beruht durchaus auf der Goethischen Kunstauffassung; und wie Goethe und Heinrich Meyer für ein Schaffen der Künstler im Sinne der Alten, mit den Augen der Alten wirkten, so verteidigt Harnack den Stil, der, nach ihm, im Begriff gewesen ist, auf diesem Wege zur Natur im tiefsten Sinne zu gelangen. Ohne die Schwächen der einstweilen von ihm geleisteten Werke zu verkennen, findet Harnack unbegreiflich, daß man die gesunden Grundlagen eines Stils verkenne, der durch die Gleichgiltigkeit der zur künstlerischen Bearbeitung zugelassenen Gegenstände der Kunst alle Freiheit und also die Schönheit der Form rette. Nur äußere Ursachen, stellt Harnack fest, besonders Napoleons Cäsarismus, haben die deutschen Maler in die ganz verderbliche mittelalterliche Richtung und durch sie zu andern verhängnisvollen Folgerungen getrieben.

Dagegen möchte ich bemerken, daß äußere Ursachen eine Kunstentwicklung, die in sich gefestigt und notwendig ist, schwerlich auf die Dauer unterbinden werden. Vielmehr konnte ein Stil, der sich nur in griechisch-römischen Formen aussprach, von den nordischen Künstlern nicht anders als oberflächlich angenommen werden; er ließ sich nicht wahrhaft nach dem Norden verpflanzen. Die nordische, deutsche Kunst konnte überhaupt nicht mit den Augen, auf die Art der Griechen sehen: das widerstrebt durchaus der Natur der Deutschen, denen das südliche Formgefühl im Grunde immer fremd bleibt. Daher fanden die Nazarener, oder vielmehr deren Nachfolger, aus der Verwirrung des achtzehnten Jahrhunderts als den für den Norden richtigern Weg den zur Romantik, die trotz allen südlichen Beiwerks deutschnational ist.

W. v. O.

Im Kampf des Lebens. Eine lyrische Anthologie. Nach sittlichen und ästhetischen Grundsätzen zusammengestellt von C. Belschner. Stuttgart, W. Kohlhammer (o. J.)

Eine ernste Anthologie, für Männer und solche, die es werden wollen, ganz nach dem Herzen und dem Geschmack der Grenzboten.


## Zur Beachtung

**Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 2. Vierteljahr ihres 56. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.**

Leipzig, im März 1897

**Die Verlagshandlung**


Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

ANNEX A

Digitized by Google

Digitized by Google